Enc.
42 ℋ (1
Conversations-Lexicon
GESCHENK
FRESENIUS
KV

Chr: Gar:
1816.

<36610773490013

<36610773490013

Bayer. Staatsbibliothek

Converſations-Lexicon

oder

encyclopädiſches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Erſter Band.

A bis Boyle.

Neue vollſtändigere Auflage.

Mit Königl. Württembergiſcher allergnädigſter Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1816.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Enc. 42 x-1

GESCHENK
FRESEN 03

Lms

Vorrede.

Ueber den Werth des Converſations-Lexicons iſt in ganz Deutſchland nur eine Stimme. Indem es alle Gegenſtände der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, in ſo ferne dieſelben ein Intereſſe im Leben darbieten, umfaßt, und ſie zugleich mit Gründlichkeit und in einer klaren und lebendigen Darſtellung erörtert, erſcheint es als ein encyklopädiſches Handbuch von unermeßlichem Umfange und Reichthum, und es bewähret ſich in ihm auf gleiche Weiſe, was deutſcher Geiſt und deutſcher Fleiß bei großen literariſchen Unternehmungen zu leiſten vermögen. Der eigentliche Zweck deſſelben, eine Niederlage aller derjenigen Kenntniſſe zu ſeyn, die in den Kreiſen gebildeter Menſchen die Objecte der Aufmerkſamkeit und der Mittheilung ausmachen, und in allen Fällen, in denen man Belehrung in jenen Kenntniſſen bedarf, Aufſchluß und Unterricht zu gewähren, wird dadurch auf das vollkommenſte erreicht, und es kann kaum in irgend einem wiſſenſchaftlichen Fache einen Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe geben, über den nicht hier der Welt- und Geſchäftsmann, der heranreifende Jüngling, das gebildete Frauenzimmer, und überhaupt jeder, der nach Licht und Klarheit der Begriffe, ſo wie nach Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes ſtrebt, die befriedigendſte Aufklärung erlangen ſollte. Aber auch der eigentliche Gelehrte findet hier ein treffliches Hülfs- und Erleichterungsmittel ſeiner Studien, indem jeder Gegenſtand nicht blos in gewöhnlicher populairer Manier oberflächlich berührt, ſondern mit wiſſenſchaftlichem Blicke aus ſeinen Gründen entwickelt, und überall der Punkt bezeichnet iſt, der durch die neueſten Forſchungen und Entdeckungen erreicht worden. So erſcheint denn diß Buch, das der vereinte Fleiß vieler ausgezeichneter deutſcher Gelehrten hervorgebracht hat, durch die darin realiſirte Vereinigung der Gründlichkeit und der Klarheit, der wiſſen-

ſchaftlichen Tendenz und der Gemeinnützigkeit, als ein Werk von eigenthümlicher Vortrefflichkeit, und man kann bei dem Reichthum ſeines Inhalts in ſtrengem Sinne von demſelben ſagen, daß es eine ganze Bibliothek entbehrlich mache.

Die gegenwärtige neue Ausgabe unterſcheidet ſich durch weſentliche Verbeſſerungen von der dritten, deren Erſcheinung im J. 1814 begann, und in der alſo die großen Ereigniſſe, die ſeit dem ruſſiſchen Feldzuge die Geſtalt von Europa verändert haben, entweder gar nicht oder nur ohne Bezeichnung ihrer Folgen, bemerkt werden konnten. In der hier erſcheinenden Auflage dagegen iſt die neueſte Geſchichte von der beſagten Epoche an vollſtändig nachgetragen, alles Merkwürdige, was ſich in dem politiſchen, militäriſchen und literariſchen Leben begeben, erzählt, der veränderte Beſitz und Zuſtand der Länder und Städte angezeigt, alles auf den Stand des jetzigen Augenblicks zurück geführt, und mancher neue Artikel beigefügt, eine Menge der alten aber fortgeſetzt, erweitert oder ganz umgearbeitet worden; ſo daß nun der Leſer hier alles beiſammen findet, was ihn in Hinſicht auf die Geſchichte der letzten verhängnißvollen Jahre und auf die in der politiſchen Geographie durch die neueſten Verträge ſtatt gehabten Veränderungen nur irgend intereſſiren kann. Wie viel in dieſer Hinſicht geleiſtet worden, mögen ſchon im erſten Bande die Artikel Alexander I., Arcis ſur Aube, Auguſt Friedrich (König von Sachſen), Bar ſur Aube, Bayern, la belle Alliance, Berthier, Blücher, Bonaparte (Lucian) und viele andere beweiſen. — Ueberdieß ſind auch mehrere die frühere Geſchichte betreffende Artikel durch Berichtigung der eingeſchlichenen Fehler oder durch zweckmäſſige Zuſätze verbeſſert worden.

Converſations - Lexicon.

Erſter Theil.

A bis Boyle.

Nachricht.

Von den zehn Bänden, woraus dieſes Werk beſteht, erſcheint in gegenwärtiger Ausgabe:

der	2te	am 15. Sept. 1816.
=	3te	= 1. Dec. —
=	4te	= 14. Febr. 1817.
=	5te	= 1. Mai —
=	6te	= 15. Jul. —
=	7te	= 1. Okt. —

Nach Beendigung des ſiebenten Bandes werden die in der Original-Ausgabe noch nicht herausgekommenen drei letzten Bände (vom 8ten bis 10ten) mit gleicher Schnelligkeit, wie die erſtern ſieben, geliefert.

Der Ladenpreiß iſt 2 fl. rheiniſch für jeden Band, wofür dieſe einzeln, ohne Vorausbezahlung, ohne Frachtvergütung oder eine ſonſtige Erhöhung, durch alle Buchhandlungen zu bekommen ſind.

Die Herren Buchbinder wollen, um das Abziehen des friſchen Drucks zu verhüten, beim Schlagen zwiſchen jeden Bogen Makulatur legen.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

A.

A iſt auf den franzöſiſchen Geldſorten das Zeichen, daß ſie zu Paris, auf den öſterreichiſchen, daß ſie zu Wien, auf den preußiſchen, daß ſie zu Berlin, auf den bayeriſchen, daß ſie in Amberg gemünzt worden ſind. A. A. iſt auf franzöſiſchen Münzen das Zeichen der Münze zu Metz. A bezeichnet in muſikaliſcher Bedeutung, die ſechste diatoniſche Klangſtufe der erſten oder tiefſten Octave unſers Tonſyſtems. a bezeichnet dieſelbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, dieſe die kleine. $\bar{a}$, mit einem Querſtrich oben, bezeichnet die genannte Klangſtufe in der dritten, $\bar{\bar{a}}$, mit zwei Querſtrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchſtabe in ihr ſo bezeichnet wird, den Namen der eingeſtrichenen, dieſe der zweigeſtrichenen Octave. A dur iſt diejenige Tonart der neuern Muſik, in welcher die ſechste diatoniſche Stufe a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müſſen dabei in cis, fis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beſchaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Charakteriſtik enthält ſie Erklärungen unſchuldiger Liebe, Zufriedenheit über ſeinen Zuſtand, Hoffnung des Wiederſehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen.

Aachen (franzöſ. Aix la Chapelle), Stadt im preuſſiſchen Groß-Herzogthum Niederrhein, im Regierungsdiſtrict des Herzogthums Jülich zu Cölln, eine ehemalige deutſche Reichsſtadt, und dann, während der franzöſiſchen Occupation, Hauptſtadt im Departement der Roer. Sie iſt von einem ſehr hohen Alter und nennt ſich den königlichen Stuhl (die Reſidenz), von Carl dem Großen her, deſſen Grabmal in dem Dom gezeigt wird. Hier wurden die Reichsinſignien, die zur jedesmaligen Kaiſerkrönung nach Frankfurt a. M. gebracht werden mußten, aufbewahrt. Nicht weniger berühmt iſt ſie wegen ihrer warmen Bäder, welche aus fünf Quellen entſpringen. Dieſe ziehen jährlich eine Menge Fremder dahin, und tragen nicht wenig zu dem Wohlſtande der Stadt bei. Den 16. Dec. 1792 zog Dumouriez, im Verfolg ſeines Sieges bei Gemappe, in Aachen ein. Den 2. März 1793 nahm der linke Flügel der öſterreichiſchen Armee (welche den Tag vorher unter Coburg die Franzoſen in ihren Verſchanzungen bei Altenhoven überfallen und zurückgeſchlagen hatte) unter dem Feldmarſchall, Prinzen Ferdinand von Wirtemberg, die Stadt wieder ein; aber den 23. Sept. 1794 zogen die Franzoſen nach der Schlacht bei Sprimont an der Ourte aufs neue ein. Im lüneviller Frieden wurde Aachen an Frankreich abgetreten. Die Zahl der Einwohner wird auf 25,700 angegeben. Man zählt noch jetzt 34 bis 36 Tuchmanufacturen und 18 Nähnadelfabriken; doch ſind ſie im Sinken, da der Abſatz nach dem Auslande ſich mit jedem Jahre vermindert. Außerdem verfertigt man hier allerlei Metallwaren, Tapeten, Wollenzeuge u. ſ. w.

Aachner Friede. Obgleich Carl VI. ſchon 1713 auf ſeinen Todesfall die unter dem Namen der pragmatiſchen Sanction bekannte Erbfolge-Ordnung errichtet hatte, welche von den vornehmſten europäiſchen Mächten garantirt wurde, ſo vereinigten ſich doch nach ſeinem 1740 erfolgten Tode vorzüglich Preußen, Frankreich und

Spanien wider dieſelbe, (England allein nahm ſie in Schutz) und unterſtützten die Anſprüche, die das Haus Bayern wider Maria Thereſia, Carls VI. Tochter und Gemahlin des Großherzogs von Toscana, auf die öſterreichiſche Erbfolge machte. Die vereinigten Mächte ſtritten mit Glück, und es war ihnen, vorzüglich durch die Klugheit des nach Deutſchland abgeſandten Marſchalls Belle-Isle, ſogar gelungen, den Churfürſten Carl Albrecht von Bayern, unter dem Namen Carl VII., auf den Kaiſerthron zu ſetzen. Carls Glück änderte ſich jedoch zu ſeinem Nachtheil, und er mußte bis kurz vor ſeinem Tode (welcher im Anfange des Jahrs 1745 erfolgte) ſein Land in öſterreichiſchen Händen ſehen. Als ſich nun nach Carls VII. Tode ſein Sohn bewogen fand, mit der Zurückgabe ſeiner väterlichen Länder ſich zu begnügen, wurde 1745 Mar. Thereſiens Gemahl Franz, Großherzog von Toscana, zum Kaiſer gewählt, und zu Dresden 1745 mit Preußen, 1748 aber mit den übrigen Mächten zu Aachen Friede geſchloſſen, vermöge deſſen die pragmatiſche Sanction anerkannt wurde; den einzigen Punkt ausgenommen, daß Don Philipp, Prinz von Spanien, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla bekam. Vergl. Friedensſchlüſſe.

Aeacus, ein Sohn Jüpiters und der Nymphe Aegīna, der Tochter des Flußgottes Aſōpus. Um ſie der Rache ihres zürnenden Vaters zu entziehen, erzählt die Fabel, verwandelte Jüpiter ſie in eine Inſel, deren Herrſchaft er dem Aeacus übertrug. Dieſer ward um ſeiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Juno, die eiferſüchtig zürnende, hatte einſt das Waſſer auf der Inſel durch eine Schlange vergiften laſſen, und die Einwohner ſtarben dahin. Da rief Aeacus Jüpiters Hülfe an, und ſah im Traume eine Schaar Ameiſen aus einem alten Eichbaume hervorkriechen und ſich in Menſchen verwandeln. Was ihm ein Traum geſchienen, war Wirklichkeit; und ſo ward durch ein Wunder die Inſel bevölkerter als zuvor. Die neuen Einwohner aber nannte man nach ihrer Abſtammung Myrmidonen. (Vergl. d. Art.) Mit ſeiner Gemahlin Endēïs zeugte Aeacus den Peleus und Tēlamon. Beide aber wurden von ihrem Vater verbannt, weil ſie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereïde Pſāmathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Aeacus wurde, nebſt dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbeſondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterſtuhle ſitzend, mit Krone und Scepter geſchmückt; als eigenthümliches Kennzeichen führt er den ihm vom Pluto anvertrauten Höllenſchlüſſel.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein eigener Canton der Schweiz, der Viehzucht und Akkerbau treibt, auch gute baumwollene Tücher, Strümpfe, Seidenbänder und Kattune fabricirt. Er enthält auf ungefähr 38 Q. M. 133,000 Einwohner, die in 12 Städtchen und 250 Ortſchaften wohnen. Das Volk iſt ſouverain und gibt ſich ſelbſt ſeine Geſetze durch ſeine Stellvertreter im großen Rath, der ſich jährlich im Mai verſammelt. Der kleine Rath, der immer verſammelt iſt, beſorgt die Verwaltung. Die kleine, aber wohlhabende Hauptſtadt Aarau zählt 2000 Einwohner, und war der Sitz der Tagſatzung der reformirten Cantone, nach dem Ausbruch der Revolution aber auf einige Zeit der Sitz der helvetiſchen Regierung.

Abbé, ſ. **Abt**.

Abbilden heißt in der Malerei Gegenſtände nach ihren, in die Augen fallenden Beſchaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks, in einer bis zur völligen Aehnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darſtellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechaniſches Talent, daher eine Abbildung, als ſolche, kein Werk der ſchönen Kunſt genann werden darf. Hier findet kein Schaffen, ſondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen Statt; da aber Nachahmung überhaupt die Baſis aller bildenden Kunſt iſt, ſo darf man die Abbildung insbeſondere als die Baſis der Malerei betrachten, deren Heiligthum der geniale Künſtler erſt dann mit Erfolg betreten wird, wenn er durch ſie vorgebildet worden.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philoſophiſcher Schriftſteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte ſchon früh ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. Im J. 1756 bezog er die Univerſität Halle, wo der berühmte Baumgarten ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe einräumte. Abbt legte ſich beſonders auf die Philoſophie und Mathematik, der Theologie entſagend, der er ſich anfänglich gewidmet hatte. Im J. 1760 ward er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie auf die Univerſität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier ſchrieb er mitten im Getümmel des Kriegs ſeine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er ſechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelſohn und Nicolai in Verbindung trat, und nahm den Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Rinteln an. Hier aber ward er dem akademiſchen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu ſtudiren, um einſt ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Im J. 1763 bereiſ'te er das ſüdliche Deutſchland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher ſein Werk **vom Verdienſt** heraus, wodurch er ſeinen Ruhm am meiſten begründete. Man findet in demſelben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche practiſche Philoſophie. Dieſer Schrift verdankte Abbt im J. 1765 den Poſten eines Hof-, Regierungs- und Conſiſtorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihn mit ſeiner beſondern Freundſchaft beehrte. Allein er genoß dieſer Auszeichnung nur kurze Zeit, denn ſchon 1766 ſtarb er in der Blüthe ſeiner Jahre. Der würdige Graf ließ ſeinen Freund in ſeiner eigenen Capelle prachtvoll beerdigen, und ſetzte eine ſelbſt verfaßte rührende Inſchrift auf ſein Grab. Abbts Schriften ſind reich an Scharfſinn, Einbildungskraft und Geiſt, und gewiß würde er einer unſerer vorzüglichſten Schriftſteller geworden ſeyn, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber ſo jung er auch den Wiſſenſchaften wieder entriſſen ward, ſo verdient er doch zu denen gerechnet zu werden, die am meiſten zur Veredelung der damals ſo tief herabgewürdigten Deutſchen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet ſich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteſte aus. — Seine ſämmtlichen Werke ſind nach ſeinem Tode in ſechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdera, eine Stadt auf der Thraziſchen Küſte, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl ſie ſich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu ſeyn, ſo war ſie doch im Alterthum übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und Abgeſchmacktheit; wie ſolches Wieland in ſeinen Abderiten ſehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdruck. Hierdurch wird ein in eine harte Maſſe gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunſt auf eine weiche Maſſe übergetragen und ſo vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferſtecher, die Holz-, Stein- und Stämpelſchneider. Die Werke der beiden erſtern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen und Vertiefungen gearbeitet; daher ſtellen ſich in der Uebertragung die Werke dieſer im Relief dar, und es wird eine, ſelbſt der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Maſſe dazu erfordert; um die Werke jener zu übertragen, muß in die Einſchnitte der harten Fläche eine Farbe gebracht werden, die ſich der aufgelegten weichen Maſſe durch den Druck mittheilt. Es gibt eine doppelte Art von Abdrücken: 1. auf Flächen, oder von Kupferſtichen und Holzſchnitten (Estampe). — Das Werkzeug des Kupferdruckers iſt die Kupferpreſſe. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu ſtark geleimt ſeyn, und wird angefeuchtet, doch nicht zu ſehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe beſſer aufnehme, miſcht man einige, in warmem Waſſer aufgelöſ'te, Loth Alaun in das zum Anfeuchten beſtimmte Waſſer. Die Schwärze der Kupferdrucker iſt feiner als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. erhalten, wo man ſie aus Weinhefen bereiten ſoll. Sie wird auf einem Reibeſtein mit Firniß, oder dem noch beſſern Nußöl gerieben, und zuweilen mit etwas Maſtix erhöht. Iſt nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, ſo wird die Platte, wenn es kalt iſt, auf einem Roſt gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wiſcht man die Farbe mit einem Linnen behutſam ab, ſo daß die Oberfläche völlig gereinigt wird, und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem dieſen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und Maculatur auf die Tafel der Preſſe, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten ſoll, auf, bedeckt auch dieſes mit einigen Bogen Maculatur, und macht nun den Druck. Iſt die Tafel hinter die Preſſe gerückt, ſo nimmt man das Blatt mit dem Abdruck ab, und trocknet dieſen, wenn der Kupferſtich von Werth iſt, auf einer Tafel, ſonſt auf der Leine. Die Platte wird dann am beſten durch Potaſchenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den ſchwarzen Abdrücken giebt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, die mit berliner Blau gemacht werden. Auch kennt man die Kunſt, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und dieſe iſt beſonders von den Engländern ſehr verbeſſert worden. — Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der ſorgfältigen Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung der Platte ab. Die beſten Abdrücke finden ſich immer unter den erſten Hunderten. Als die vorzüglichſten ſtehen daher die avant la lettre, d. i. vor der Schrift, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferſtich ſeine Unterſchrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine geſtochene Platte gibt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und dieſe mehr, als eine in Tuſchmanier. Auf eine ähnliche Art wird der Abdruck von einem Holzſchnitte gemacht; doch bedarf dieſer eine weit geringere Vorbereitung und Sorgfalt. Außer dieſer Art Abdrücke giebt es aber 2. auch Abdrücke im Relief, von Münzen und hoch oder tief geſchnittenen Steinen (Empreinte). — Münzen und geſchnittene Steine haben einen hiſtoriſchen und artiſtiſchen Werth, und es iſt gar nicht gleichgültig, wie ſie vervielfältigt werden. Es kann uns die Nachahmung in Kupferſtich

nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunſtgenuſſes verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze ſichtbar wird, und bedient ſich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachſes, Glaſes und anderer Materien. Abdrücke in glasartige Materien nennt man Paſten.

Abel, der zweite Sohn Adams, war nach der gemeinen Meinung und nach Joſephus ein Zwillingsbruder von Caïn. Dieſer war Ackersmann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Caïn die Erſtlinge ſeiner Früchte, Abel die Erſtgeburt ſeiner Heerde. Gott gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm ſey; Caïns Opfer aber verwarf er. Dieſer, von Neid ergriffen, ermordete ſeinen Bruder mitten auf dem Felde. So ward der erſte Mord auf Erden vollbracht. Das unſchuldige Blut des Gerechten rief zum Himmel, und Gott fragte Caïn, was aus Abel geworden ſey. Dieſer antwortete, daß er nicht ſeines Bruders Hüter ſey und verheimlichte die That; aber Gott wußte, was geſchehen war, und verfluchte den Mörder. — Mehrere Kirchenväter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet geſtorben ſey, und dieſe Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und Honorius in Afrika entſtand, ſich Abeliten oder Abeloniten nannte, und die Ehe verwarf. Nach dem Berichte einiger Reiſenden zeigt man in der Gegend von Damascus ſein Grab. Die Kirche führt oft Abels Opfer als Muſter eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an, und Chriſtus ſelbſt nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), urſprünglich Abaillard, ein Geiſtlicher des Benedictinerordens, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der ſeinem Vater Berenger gehörte, geboren. Seine Neigung führte ihn von ſeinem zarteſten Alter zu den Wiſſenſchaften; und um ſich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er ſeinen Brüdern das Recht der Erſtgeburt und ſeine Güter. Mit Leichtigkeit ſtudirte er Dichtkunſt, Beredſamkeit, Philoſophie, Jurisprudenz, Theologie, die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigte er ſich der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter ſeinen Lehrern zählte, ſo hatte Abelard doch bald ihre Wiſſenſchaft erſchöpft. Er ging daher nach Paris, deſſen Univerſität Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüſtigſte Dialectiker ſeiner Zeit. Abelard genoß ſeinen Unterricht und benutzte ihn ſo trefflich, daß er oft ſeinen Meiſter in den damals üblichen Wettſtreiten des Witzes und Scharfſinns in Verlegenheit ſetzte. Der anfänglichen Freundſchaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeaux's theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog ſich dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er ſchnell Paris verließ und nach Melun ging, wohin ſein Ruf bald eine Menge von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören und zu bewundern. Da ihn aber auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er auf gleiche Weiſe bewundert und verfolgt wurde. Abelard aber achtete der Gefahren nicht, und ſetzte mit einem Eifer ſeine Studien fort, der ſeine Kräfte erſchöpfte. Den dringenden Vorſtellungen der Aerzte ungern nachgebend, unterbrach er ſeine Arbeiten, um in ſeiner Heimath ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Neu geſtärkt kehrte er nach zwei Jahren nach Paris zurück, verſöhnte ſich mit ſeinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrigen bald ob-

ne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und nach Rhetorik, Philoſophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetſten Schüler; in der Zahl derſelben befanden ſich der nachmalige Papſt Cöleſtin II., Pierre Lombard, Biſchof von Paris, Berenger, Biſchof von Poitiers und der heilige Bernhard ſelbſt. — Um dieſelbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louiſe oder Heloïſe, die Nichte Fulberts, Canonicus von Paris, damals 17 Jahre alt. Wenige Frauen übertrafen ſie an Schönheit, keine glich ihr an Geiſt und Kenntniſſen aller Art; man ſprach von ihr mit Enthuſiasmus. Abelard wünſchte dieſe Zierde ihres Geſchlechts kennen zu lernen. Er war damals 39 Jahre alt, und wiewohl dieſem Alter glühende Leidenſchaften nicht mehr anzugehören pflegen, ſo entbrannte er doch für Heloïſe von ſo heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und ſelbſt den ſo heiß erſehnten Ruhm für ſie vergaß. Heloïſe war für ſein Verdienſt nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, ſie oft zu beſuchen; um ſie noch öfter zu ſehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tiſch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchſt glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beſchäftigt (denn wie Abelard ſelbſt ſagt: plura erant oscula quam sententiae, saepius ad sinum quam ad libros deducebantur manus). Aber dieſer heimliche und gefährliche Umgang ward ruchbar, die Verſe, in denen Abelard ſeine Liebe ſang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die beiden Liebenden, aber es war zu ſpät. Heloïſe trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte ſie, und brachte ſie nach Bretagne, wo ſie von einem Sohne entbunden ward, der aber bald ſtarb. Jetzt dachte er darauf, ſich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt einzuwilligen und Heloïſe, die lieber ſeine Geliebte als ſeine Gattin ſeyn wollte, fügte ſich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, aber um ſie vor dem Publicum zu verheimlichen, blieb Heloïſe bei ihrem Oheim, und Abelard in ſeiner vorigen Wohnung, wo er ſeine Vorleſungen fortſetzte; ſie ſahen ſich ſelten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre ſeiner Nichte nachtheilig ſey, und machte es bekannt; Heloïſe dagegen, welche Abelards Ruhm höher ſchätzte als ihre Ehre, läugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte ſeinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard ſie dadurch entzog, daß er ſie zum zweiten Mal entführte und nach Argenteuil in ein Kloſter brachte. Fulbert glaubte, er wolle ſie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beſchloß eine ſchreckliche Rache. Gedungene Schurken drangen Nachts in Abelards Zimmer, und während vier derſelben ihn an Armen und Beinen hielten, vollzog der fünfte eine ſchmähliche Verſtümmelung, deren unheilbare Wirkung den Reſt ſeiner Tage vergiften mußte. So hart auch dieſe Schandthat an Fulbert und ſeinen Miethlingen geahndet wurde, ſo konnte doch der unglückliche Abelard darin keinen Troſt für ſich finden. Er trat als Mönch in die Abtei von St. Denys, hier ſeine Thränen und ſeine Schmach zu verbergen; Heloïſe aber nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit ſeinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, ſetzte er ſeine Vorleſungen wieder fort, zog ſich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor dem Concilium von Soiſons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß ſie für ketzeriſch erklärt und Abelard verurtheilt wurde, ſie ſelbſt zu verbrennen. Fortgeſetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denys zu verlaſ-

ſen, und ſich in die Gegend von Nogent=ſur=Seine zurückzuziehen, wo er auf ſeine Koſten ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geiſt weihte und Paraclet nannte. Zum Abt von St. Gildas-de=Ruys ernannt, lud er Heloïſen und ihre Religioſen ein, ſeine Capelle Paraclet zu bewohnen, und empfing ſie dort. Nach einer elfjährigen Trennung ſahen ſich beide Liebende hier zum erſten Male wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildas, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbeſſerungen bemüht, und ſtets im Kampfe mit ſeiner Liebe für Heloïſen und mit dem Haſſe der Mönche, die ſelbſt ſein Leben bedrohten. Ihn noch mehr zu beunruhigen, erneuerte man gegen ihn die Anklagen der Ketzerei. Der heilige Bernhard, der ſich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, deſſen Geiſt er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorſtellungen ſeiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenverſammlung von Sens 1140, ließ ſie vom Papſt verdammen und bewirkte ſogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papſt, vertheidigte ſich öffentlich und machte ſich nach Rom auf. Auf ſeiner Durchreiſe durch Cluny beſuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daſelbſt Abt war. Dieſer eben ſo leutſelige als aufgeklärte Gottesgelehrte verſöhnte ihn mit ſeinen Feinden; Abelard aber beſchloß, ſeine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die ſtrengen Entſagungen, die er ſich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus ſeinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte ſeines Körpers; und er ſtarb als ein Muſter klöſterlicher Disciplin im J. 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons=ſur=Saone, 63 Jahre alt. Heloïſe erbat ſich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraclet begraben, um dereinſt an ſeiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Aſche Beider in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler nach Paris gebracht. — Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetſten Männern ſeines Jahrhunderts; er war Grammatiker, Redner, Dialectiker, Dichter, Muſiker, Philoſoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlaſſen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunſt. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und ſein Betragen oft anſtößig und ärgerlich. Aber ſo nachſichtig iſt das menſchliche Herz gegen die Schwachheiten der Liebe, daß Abelard einen großen Theil ſeines Ruhms eben dieſen Schwachheiten verdankt, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus entſprungene Unglück werden ſeinen Namen ſtets der Vergeſſenheit entreißen, und haben für uns in den Helden eines Romans den Mann verwandelt, den ſein Jahrhundert als einen tiefen Gottesgelehrten bewunderte. Seine und Heloïſens Briefe ſind im Original und in vielen Ueberſetzungen erſchienen.

Abend (Weſten), die Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne untergehen. Die bildende Kunſt ſtellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie ſie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günſtigſte Zeit iſt, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und ſeine Fackel gegen die Erde ſenkt. Er bedeutet den Abendſtern oder Heſperus, und wird von den Alten zuweilen auf einem dunkelfarbigen Pferde vorgeſtellt; ſo wie man ihm ein weißes Pferd gibt, wenn er den Morgenſtern, Phosphorus, bedeutet.

Abendmahl iſt der heilige Gebrauch der Chriſten, durch welchen ſie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und

zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jeſus Chriſtus ſetzte dieſen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit ſeinen Jüngern hielt, ſelbſt ein; das Brot, welches er nach orientaliſcher Sitte brach, war ein paſſendes Sinnbild ſeines Leibes, der bald zerbrochen werden ſollte, und der rothe Wein (denn wahrſcheinlich brauchte Chriſtus dieſe Art Wein, welche in Paläſtina die gewöhnlichſte iſt) war ein bezeichnendes Symbol ſeines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apoſtel ſtifteten, ward dieſer Gebrauch eingeführt. Im erſten und zweiten Jahrhunderte beging man dieſen Ritus allemal bei den ſogenannten Liebesmahlen, d. h. bei den Mahlen, welche die ſämmtlichen Mitglieder einer Gemeinde ſo oft, als die Umſtände es erlaubten, zu halten pflegten. Als ſeit dem dritten Jahrhunderte die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienſtlichen Feier ſo gehalten, daß alle Anweſende daran Theil nahmen; die Catechumenen indeß, d. h. die Chriſten, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchriſten, welche bei dem Gebete, dem Geſange oder der Predigt zugegen ſeyn durften, mußten ſich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen ſey, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuſchreiben, das conſecrirte Brot und den conſecrirten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut des Erlöſers ſich vereinige. Aus dieſer Vorſtellungsart entſprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transſubſtantiations-Lehre, welche Paſchaſius Radbertus im neunten Jahrhunderte auf die Bahn brachte. Nach dieſem Dogma nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Conſecration in den Leib und in das Blut Jeſu Chriſti verwandelt, es bleibe nach der Weihung blos die Geſtalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, ſeine Subſtanz aber, ſein Weſen ſey ein anderes, ſey die Subſtanz und das Weſen des Leibes Jeſu Chriſti geworden. Obgleich dieſes Dogma anfänglich einigen Widerſpruch fand, ſo ward es doch bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papſte Innocentius III. auf der vierten lateraniſchen Synode feierlich beſtätigt. Aus dieſem Dogma entſprang theils die Anbetung der Hoſtie, indem man nun den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu verſagen, indem man ſchloß, daß da, wo der Leib Jeſu Chriſti ſey, auch ſein Blut ſey (man nannte das Concomitanz) und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jeſu Chriſti unvorſichtig vergoſſen und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wiſſen, und da es überdies eine Auszeichnung des geiſtlichen Standes zu ſeyn ſchien, wenn er allein das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genöſſe, ſo ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um ſo ſchneller verbreitet. Früher noch, als die Brodtverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entſprang die Privatmeſſe, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Prieſter Gott den Leib Jeſu Chriſti als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entſtanden war, brachte man dieſe Meinung mit der erwähnten Vorſtellungsart von dem Abendmahle als einem Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptſächlich in der Abſicht Meſſen gehalten, um die Seelen der Verſtorbe-

nen aus der Qual des Fegefeuers zu erlöſen. Schon im ſiebenten Jahrhundert wurden Privatmeſſen hie und da gehalten; ſeit dem neunten Jahrhundert waren ſie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Laufe der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Abſicht des Stifters ſeyn ſollte. Das hatten ſchon vor der Reformation einige mit der herrſchenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Huſſiten im funfzehnten Jahrhunderte, denen auch die basler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weiſe, wie ſie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jeſu Chriſti und von dem Vorbilde der apoſtoliſchen Zeiten ſich entfernt habe, und beide, die ſächſiſchen und die ſchweizeriſchen, Kirchenverbeſſerer ſtimmten darin überein, daß ſie die Brodtverwandlungslehre und die Meſſe verwarfen und behaupteten, daß das Abendmahl vor der verſammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Geſtalt genoſſen werden müſſe. In der Erklärung der Einſetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verſchiedenheit ihrer Meinungen über dieſen Gegenſtand iſt der hauptſächlichſte Grund der unglücklichen Trennung der lutheriſchen und der reformirten Kirche geworden. Luther verſtand die Worte: das iſt mein Leib, eigentlich und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weiſe verbinde ſich der Leib und das Blut Jeſu Chriſti mit dem Brote und dem Weine, ſo daß der Communicant, in, mit und unter dem Brote und Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlöſers empfange. Zwingli dagegen verſtand die Einſetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jeſus Chriſtus habe ſagen wollen, das Blut und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Chriſti. Ueber dieſen Gegenſtand ward ſowohl zwiſchen Luther und Zwingli ſelbſt, als auch ſpäter zwiſchen den lutheriſchen und reformirten Theologen viel und heftig geſtritten. Die Vorſtellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geiſtliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im Abendmahle angenommen wird, kam zwar dem lutheriſchen Dogma näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch weſentlich von ihm verſchieden, und fand daher ebenfalls bei den ſtrengen Anhängern Luthers lebhaften Widerſpruch. Melanchthon war der calviniſchen Vorſtellungsart geneigt und eben ſo dachten viele andere lutheriſche Theologen, welche von der Gegenpartei Philippiſten und Crypto-Calviniſten (geheime Anhänger der calviniſchen Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Crypto-Calviniſten in dem größten Theile der lutheriſchen Kirche, und verſchaffte der echt lutheriſchen Vorſtellungsart den Sieg. In den neuern Zeiten ſind die meiſten lutheriſchen Theologen von dieſer Vorſtellungsart abgekommen, und haben ſich zu der reformirten Abendmahlslehre hingeneigt. Die catholiſche Kirche behauptete fortwährend im Gegenſatze gegen die lutheriſche und reformirte die Brotverwandlungslehre und gab weder die Meſſe, noch die communionem sub una (die Abendmahlsfeier unter einerlei Geſtalt) auf. Die griechiſche Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateiniſchen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert ſich ihre Vorſtellungsart mehr dieſem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländiſchen Chriſten unterſcheiden ſich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abenländiſchen, daß ſie geſäuertes, nicht, wie dieſe, ungeſäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. N.

Abensberg. Der neue Kampf Oeſterreichs gegen Frankreich im J. 1809 hatte ſeit zehn Tagen begonnen. Die öſterreichiſche Hauptarmee war am 9. April über den Inn gegangen, gegen die Wils und Iſar vorgedrungen, hatte Bayerns Hauptſtadt beſetzt, Landshut genommen und war den bis an die Abens zurückgegangenen Bayern mit Nachdruck gefolgt, während andere Corps zugleich in Tyrol, Italien und ins Herzogthum Warſchau eingerückt waren. In allen Ländern, wohin öſterreichiſche Waffen kamen, wurden die Bewohner aufgefordert, mit Oeſterreich „zum Sprengen der längſt geſchmiedeten Ketten" — „zur Wiedereroberung der Unabhängigkeit und Nationalehre Deutſchlands" ſich zu vereinigen. Aber nur in dem getreuen Tyrol fanden Oeſterreichs Proclamationen Eingang — in Italien, Warſchau und Bayern blieben ſie ohne Antwort, König Maximilian Joſeph verließ gegen des Erzherzogs Carl einladendes Schreiben das ſchöne München, und erwartete in Dillingen den Protector des rheiniſchen Fürſtenbundes, der ihm mündlich verſprach: „ihn binnen 14 Tagen in ſeine Reſidenz zurückzuführen, und ihn zur Rache für die erlittene Beleidigung größer zu machen, als je einer ſeiner Vorfahren geweſen ſey." — Zur Erfüllung dieſer Worte bedurfte es eines entſcheidenden Sieges über die feindliche Hauptmacht, und um, bei den gegenſeitigen Poſitionen, dieſem Siege mit Sicherheit entgegenſehen zu können, erſt einer vorbereitenden Schlacht. Dieſe ward geſchlagen am 20. April 1809 bei Abensberg, einem Städtchen am Fluſſe Abens, in dem niederbayerſchen Rentamte Straubing. — Schon Tags vorher, am 19., hatten die offenſiven Operationen der franzöſiſch-bayeriſch-würtembergiſchen Armee angefangen. — An dieſem Tage war auf drei Punkten gefochten worden, bei Pfaffenhofen, Tann und Ror, und bei Abach. Die beiden erſtern hatten die Vereinigung des Marſchalls Oudinot (jetzt Herzog von Reggio) und des Herzogs von Danzig mit dem Herzog von Auerſtädt zum Reſultat; in dem Gefechte bei Abach behaupteten die Franzoſen die Defileen von Poſtſaal und Abach, dagegen die Oeſterreicher bis Dillingen vordrangen; das wichtigere Treffen unter dieſen dreien war allerdings das bei Tann und Ror, wo beide Theile das Schlachtfeld behaupteten. An dieſem Tage kam Napoleons Hauptquartier nach Vohburg, und das des Erzherzogs Carl nach Egloffsheim. Am folgenden Tage, den 20. April, konnte der franzöſiſche Kaiſer ſein Hauptquartier nach Abensberg verlegen, während Carl auf Regensburg marſchirte. Zwiſchen Abensberg und Eckmühl ſtanden der Erzherzog Ludwig und der General Hiller mit 60,000 Mann, welche den linken Flügel der großen öſterreichiſchen Armee bildeten. Dieſer mußte nach Napoleons Einſicht erſt geſchlagen werden, ehe er den feindlichen General-Mus ſelbſt mit Erfolg angreifen zu können hoffen durfte. Er ſelbſt übernahm daher das Commando zu der beſchloſſenen Schlacht. Am Morgen des 20. recognoscirte er die Stellung der Oeſterreicher jenſeit Abensberg, und ſtellte nun die Diviſionen Morand und Gudin unter Montebello, die Bayern unter dem Herzoge von Danzig, dem Kronprinzen von Bayern und den Generalen Wrede und Deroi, und die Wirtemberger unter Vandamme und Neubronn gegen die Fronte der Oeſterreicher, während er ihnen im Rücken den Herzog von Rivoli mit Oudinot, zur Bedrohung ihrer Communication mit Landshut, detachirt hatte, durch den Herzog von Auerſtädt aber die zwiſchen Abensberg und Regensburg ſtehenden Corps der Generale Hohenzollern, Roſenberg und Lichtenſtein beobachten und abhalten ließ. — In der ganzen franzöſiſchen Operationslinie ſtanden: 40,000 Mann franzöſiſche Infanterie in vier Diviſionen, 16,000 Mann

Cavallerie, 30,000 Mann Bayern, und 10,000 Mann Würtemberger; das Corps Rivoli's im Rücken betrug wieder 40,000 Mann; dieſe Schlachtlinie (von Regensburg bis Pfaffenhofen) war acht Meilen lang, dagegen die ihr gegenüber ſtehenden öſterreichiſchen fünf Corps auf ſechs Meilen (von Abach bis Au und Wolfersdorf) zuſammengedrängt war, folglich leicht umwickelt werden konnte. Die Stärke beider Theile konnte man faſt gleich ſtark, nämlich jeden zwiſchen 130 bis 140,000 Mann annehmen. Doch nur mit einem Theile ſeiner Armee wollte Napoleon am 20. April, auf dem einen Punkte der angegebenen Operationslinie, die Schlacht liefern, durch die er den großen Schlag, der ihm den Weg nach Wien bahnen ſollte, vorbereiten wollte, und ſeine Wahl fiel auf die deutſchen Bundestruppen, die Bayern und Würtemberger. Er ſtellte ſich an ihre Spitze, verſammelte alle Offiziere beider deutſchen Corps um ſich her und befeuerte ſie durch eine kräftige Anrede. — Die Trompeten ertönten — die Schlacht begann. Von der ſiegburger Brücke aus griff General Wrede eine feindliche Diviſion an, und warf ſie aus allen Poſitionen hinter Siegburg zurück, während Vandamme ſie in die rechte Flanke nahm — der Herzog von Danzig marſchirte mit den Diviſionen Kronprinz und Deroi gegen Neuhauſen (nicht Rheinhauſen) um die Hauptſtraße von Abensberg nach Landshut zu gewinnen, und der Herzog von Montebello durchbrach mit den zwei franzöſiſchen Diviſionen Morand und Gudin den linken Flügel der Oeſterreicher, und drückte ſie bis Ror und Rotenburg zurück, nachdem er das fünfte und ſechste öſterreichiſche Corps von einander getrennt hatte. Die Schlacht war gewonnen. Das franzöſiſche Bulletin nennt acht Fahnen, zwölf Kanonen und 18,000 Gefangene als die Trophäen dieſes Tages; der öſterreichiſche Bericht gab den Verluſt unbedeutend an, und behandelte den Vorfall etwas leichter: „Der Herzog Ludwig und Hiller haben ſich zur Deckung von Landshut gegen die Iſar gezogen" — Der Rückzug der Oeſterreicher ging über Pfaffenhauſen, Rottenburg und Hohentann nach Landshut zu, wobei ſie vom Herzoge von Montebello von Ror und Rottenburg aus, und von den Herzogen von Danzig und Rivoli von Neuhauſen und Pfaffenhofen aus bedroht wurden. — Ueber die Folgen dieſer Schlacht verweiſen wir auf den Artikel Eckmühl. — I.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt; als unnatürliche Größe, als einen höheren Grad des Ungewöhnlichen, der an das Ungereimte gränzt, als das falſche Wunderbare, dem es ſelbſt an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit fehlt, als das ſeltſam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Verlaſſen von der Etymologie können wir die wahre Bedeutung des Worts entweder durch philoſophiſche Begriffsbegründung oder hiſtoriſche Erläuterung zu erforſchen ſuchen. Letzteres iſt hier das Natürlichere. Fragen wir aber, wie ſich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, ſo werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerſt erſcheint. In dieſen ſehen wir jene brennende, leidenſchaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten wie nach Vergnügen dürſtet, und welcher das barbariſche Recht des Schwertes das erſte Recht der Natur iſt. Glut in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen ſtets den Barbaren in der Jugend ſeines Nationallebens, wo ſein Leiden und Genießen Affect, ſein Begehren und Verabſcheuen Leidenſchaft iſt; Gefühl und Einbildungskraft führen in der Seelenſtimmung, Stärke und Gewandtheit im Gebrauche körperlicher Kraft bei ihm die Herrſchaft.

Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiſte vollführt, wechſelweiſes Erſtaunen, Bewundern, Schrecken, Grauſen, ſtets aber das Gefühl von Kraft erregend, ſind es, die uns als **Abenteuer** hier begegnen. Es fragt ſich jetzt nur, was die Erzählungen von Abenteuern dieſer Art abenteuerlich machte. Nach der zwiefachen Gattung ſolcher Erzählungen müſſen wir hier auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterſcheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantiſch ausgeſchmückt, die andere, fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrſcheinlichen und ſelbſt des Möglichen überfliegen. Dieſe Uebertreibungen gingen bald auch in die romantiſchen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andern Abenteuer, als von übertriebener Größe zu ſuchen, und, von dem urſprünglichen Begriff abgehend, bei dem Abenteuerlichen nur an dieſe zufällige Uebertreibung zu denken. Aber bald auch hier ſich beengt fühlend, gingen die Dichter dieſer Art in die Welt des **Wunderbaren** über, wo ihre Phantaſie nach Willkür ſchallten konnte, und ſo ward das Abenteuerliche ein **unwahrſcheinliches Wunderbares**. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erſtaunen zu erregen, ſeine Helden Abenteuer beſtehen, welche zu glauben Verzichtleiſtung auf den geſunden Verſtand erfordert wird. Aber eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und dieſe brachte, verbunden mit dem Fehdegeiſte, beſonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erſcheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geſchlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. **Liebesabenteuer** kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame ſeiner Gedanken auszieht, und ſeinem ſchwärmeriſchen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit iſt, kann es an ſonderbaren Ereigniſſen, ſeltſamen Verwickelungen, kühnen Wagſtücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt ſich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Geſtalt als glücksritterliches Wagen, beſonders in Beziehung auf Liebe. So ließe ſich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantiſche, wie es ſich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies beſtehe, finden wir folgende Momente: 1. Schwärmerei für Heroismus, der ſich aus Luſt in Gefahr ſtürzt; 2. überſpannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3. Mangel an Ueberlegung, und mithin Unangemeſſenheit der Mittel zum Zwecke; 4. Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Ueberſchreiten der Gränzen der Natur, Abweichen von deren ewigen Geſetzen, von der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, und muß alſo in den Kreis des **ungereimt Seltſamen** fallen. Alles ungereimt Seltſame iſt Erzeugniß einer ausſchweifenden Phantaſie, welche ſich an die Geſetze des Verſtandes und der Vernunft nicht bindet; das Abenteuerliche hat das Beſondere hiebei, daß es auf das Heroiſche gerichtet iſt, und um Bewunderung buhlt, ſo daß man, um den Begriff kunſtmäßig zu beſtimmen, ſagen kann, das Abenteuerliche ſey das **ungereimt Seltſame im Großen und Erhabenen**, wodurch es ſich eben von allem ſonſt ungereimt Seltſamen, dem Bizarren, Barokken, Ungereimten überhaupt u. dergl. unterſcheidet. Das Glücksritterliche würde dann der niedrigſte Grad davon ſeyn, weil Wagen auf gut Glück immer gefährlich iſt, und der Gefahr entgegengehen wenigſtens

den Schein von Größe giebt. — Soll ſich das Abenteuerliche zum Stoff der ſchönen Künſte, namentlich der Poeſie, eignen, ſo muß es frei und mit Bewußtſeyn als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Arioſt, Wieland, Sterne geſchehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komiſchen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantiſche gewährt. Fehlerhaft aber iſt das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten ſoll, ſey es im Stoff, in der Compoſition, oder im Ausdruck.

Aberglaube iſt, der Etymologie nach, jeder falſche Glaube: denn das Wort ſcheint aus Glaube und dem altdeutſchen After, welches ſo viel als Falſch bedeutet, zuſammengeſetzt zu ſeyn. Den Sprachgebrauch aber hat dieſem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man verſteht, wenn man vom Aberglauben redet, namentlich der Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängen ſoll, ihre Vernunft ungeprüften Erſcheinungen und Thatſachen blindlings unterwerfen. Die äußern Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängt, ſind Gott und die Natur, und daher giebt es theils einen religiöſen, theils einen phyſiſchen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube ſich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Urſachen nicht augenblicklich ſich entdecken laſſen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine ſeltene, mit auffallenden Aeußerungen verbundene Krankheit dem Einfluſſe eines böſen Geiſtes zuſchreibt, bald dadurch, daß er Erſcheinungen, welche zufälliger Weiſe auf einander gefolgt ſind, als verknüpft durch unſichtbaren Zuſammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Comet ſey ein Unglücksbote, weil es ſich bisweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erſcheinung von Cometen unglückliche Zeiten eingetreten ſind. Es iſt unmöglich, alle verſchiedene Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verſchiedenen Völkern gefunden werden, zu überſehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menſchliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch ſeine Schweizerproſpecte ſehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers Meyer (eines ſehr mittelmäßigen Malers) Manier verlaſſend, (ungeachtet er drei Jahre bei ihm blieb), kam er nach Bern, erhielt hier von Joh. Grimm ſehr guten Unterricht, und malte zuerſt Bildniſſe. Allein ſeine Neigung für Landſchaftsmalerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit ſeinem Schüler, Zingg, nach Paris, und kehrte, geſchätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 ſtarb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es iſt bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar übertroffen hat, etwa Rieter und Biedermann ausgenommen, von welchen der erſtere bis 1777 ſein getreuer Gehülfe blieb.

Aberwitz bedeutet, ſeiner Etymologie nach, je nachdem man es von Afterwitz, Ueberwitz oder Ohnewitz ableiten mag, entweder ein falſches, oder übertriebenes, oder mangelhaftes Wiſſen. Auch wird das Wort in allen dieſen Bedeutungen gebraucht; die Hauptbedeutung aber iſt aus allen dreien zuſammengeſetzt; ein falſches, aber eingebildet höheres Wiſſen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, ſo bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unſinn übertriebene Abart deſſelben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Frapanten haſchen, fallen nur zu oft in dieſen Fehler. Sie machen Combinationen, die ein geſunder Ver-

ſtand durchaus mißbilligen muß. Daſſelbe iſt auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer von eingebildeter Aehnlichkeit verglichener Gegenſtände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weiſe Aehnlichkeiten mit Bewußtſeyn macht; daß alſo dort das Falſche in der irrigen Vorſtellung von dem Gegenſtande, hier in dem Witze ſelbſt liegt.

Abgaben heißen die ſämmtlichen Leiſtungen, welche die Regierung zur gewiſſen Deckung des zur Erreichung des Staatszweckes erforderlichen und fortdauernden Staatsaufwandes aus dem Eigenthume der Staatsbürger für die Staatscaſſe einhebt. Man hat ſeit undenklichen Zeiten die Abgaben in directe, d. h. ſolche, die einen gewiſſen fortdauernden Ertrag geben, z. B. Grundſteuer 2c., und in indirecte, d. h. ſolche, welche einen nur ungewiſſen Ertrag liefern, z. B. Acciſe, Zölle 2c., abgetheilt. Hingegen die Kenntniſſe von der möglichſt gleichförmigen Anlegung der Abgaben, ihrem Umfange, ihrer Vollſtändigkeit, ihrer leichten Ueberſicht, ihrer zweckmäßigen Erhebung, und ihrer verhältnißmäßigen Zuſammenwirkung auf die Beitragsfähigkeit der Bürger, auf den Grad ihrer wirklichen Beitragsleiſtung und Beitragsleidung und auf den Nationalwohlſtand machen zuſammen das Abgabenſyſtem aus. Die allgemeine Grundforderung an ein gutes Abgabenſyſtem beſteht alſo darin, daß es der Erhaltung des Nationalwohlſtandes möglichſt entſpreche. Man wird dieſe Foderung erfüllen: A) wenn die Abgabenſumme nicht zu groß iſt; denn der Bürger verliert Erwerbsluſt und Erwerbsfähigkeit um ſo mehr, je weniger Ausbeute von ſeinem reinen Jahreseinkommen ihm die Regierung übrig läßt. Nie aber und in keinem Falle ſoll die Regierung ſo weit mit den Abgaben gehen, daß dieſe das ganze reine Nationaleinkommen hinwegnehmen, und die Bürger genöthigt ſind, ihre Capitale, alſo eine der productiven Kräfte, anzugreifen, worauf nothwendig eine Verminderung des Nationaleinkommens für das nächſte Jahr, wo nicht für immer, erfolgen müßte, weil die Größe des Products immer durch die Größe der productiven Kräfte beſtimmt wird. Immer müſſen die Abgaben im Verhältniſſe zu den Kräften der Bürger ſtehen. Daher gebietet oft die Vorſicht dem Regenten, nicht alle Maßregeln für die Erreichung der Staatszwecke auf einmal einzurichten. Denn es iſt immer zu bedenken, daß auch der Wohlſtand der Bürger einer der Staatszwecke ſey, daß er alſo bei Erreichung der übrigen Staatszwecke um ſo mehr mit in Betrachtung gezogen werden müſſe, weil ſonſt auch die andern Staatszwecke nicht vollkommen erreicht werden können, was nur bei einer gemeinſchaftlichen Beförderung aller Staatszwecke möglich iſt, indem alle in der engſten Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen. Endlich iſt noch zu bemerken, daß die Größe der Abgabenſumme für jedes Jahr ſo beſtimmt werden müſſe, daß Nachzahlungen nur bei anhaltenden außerordentlichen Verhältniſſen nöthig ſind. B) Wenn die Abgabenſumme auf die zweckmäßigſte Weiſe angelegt wird. In dieſer Rückſicht muß a) jeder beitragsfähige Bürger zur Abgabenſumme beitragen; b) die Abgabenſumme muß nach der Beitragsfähigkeit der Bürger unter ſie vertheilt werden; c) die Beſteurung muß den Fleiß und die Induſtrie nach dem Grade ihrer Zunahme eine Reihe von Jahren hindurch nicht verfolgen; d) keine Abgabe darf der Art nach dem Bürger läſtig fallen; e) die Abgabenſumme muß durch wohlfeile Erhebung ſo vollſtändig als möglich in die Staatscaſſe fließen; f) jede Abgabe muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß Willkür, Irrthum, Betrug und Parteilichkeit bei ihrer Umlegung und Erhebung vermieden

werden; endlich g) iſt eine kleinere Abgabe, die aber eine Reihe von Jahren hindurch fortdauert, beſſer, als eine größere, die aber nur ein Mal gegeben wird. C) Wenn die Erhebung der angelegten Abgabenſumme auf die zweckmäßigſte Weiſe geſchieht. Dieſen Zweck erreicht der Steuerbeamte, wenn er a) die angelegte Abgabenſumme ſo wohlfeil als möglich erhebt; b) wenn die Abgabenſumme in zweckmäßigen Terminen erhoben wird, z. B. auf dem Lande von Michaelis bis Ende April 3/4 aller Abgaben und 1/4 in den übrigen Monaten; in Städten aber vom Januar bis Ende Junius, weil die Städter in dieſem Zeitraume den meiſten Verdienſt und für ihr Hausweſen den wenigſten Aufwand haben, 3/4 und den Reſt in den übrigen Monaten; endlich c) muß die angelegte Abgabenſumme von öffentlichen Beamten erhoben, keinesweges aber verpachtet werden. Für das ganze Abgabenſyſtem hingegen wirken alle einzelnen Abgaben eines Staates vereinigt ſo zuſammen: 1. daß jeder Bürger eine Abgabe trägt; 2. daß ſie theils auf mehrere Gegenſtände nach Maßgabe des reinen Privateinkommens fällt, wodurch für jeden einſeitigen Abgabendruck geſichert wird; 3. daß manche ein Mal angelegte Abgaben für einen bedeutenden Zeitraum unveränderlich bleiben, z. B. Grundſteuer; 4. daß kein Eindringen in die innern Verhältniſſe und kein Aufdecken in tiefer liegenden Einkommensquellen der Bürger veranlaßt wird; 5. muß die Erhebungsart und die Beſchaffenheit der Abgabe die unter B bei e und f gemachten Foderungen erfüllen; 6. daß jede Abgabe wegen der Dauer ihrer Objecte auch fortdauernd erhoben werden könne, wodurch Feſtigkeit des Abgabenſyſtems vorzüglich mit begründet wird. Uebrigens iſt über den Werth der Abgaben noch zu bemerken, daß es ſich vielleicht nicht entſcheiden läßt, ob die öffentlichen Abgaben der politiſchen Freiheit nicht in eben dem Grade vortheilhaft geweſen ſind, in welchem ſie die bürgerliche Freiheit beſchränkt haben. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dadurch die Regierung jederzeit von dem Volke mehr oder weniger politiſch abhängig gemacht wird; daß die Entwickelung der Staatsverfaſſungen eben aus dieſem Grunde jederzeit in einer unmittelbaren Verbindung mit der Geſchichte der Steuerverfaſſung ſteht. Allein dieſe Abhängigkeit, in welche die Regierung durch das Geldbedürfniß geſetzt wurde, hörte in Europa zu einem großen Theile auf, als das Syſtem des Staatscredits der Regierung ein Mittel in die Hände gab, ſich, ohne das Volk mit neuen Abgaben unendlich zu belaſten, eine Geldmacht zu verſchaffen, die, ſchon ihres nicht zu berechnenden Umfangs wegen, die Ruhe von Europa unaufhörlich bedrohen muß. X.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchſten, unendlichen, moraliſchen Weſens, das wir Gott nennen. Die Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, Idol; ein Weſen, das nicht Gott iſt. Die Geſchichte lehrt uns, daß der Menſch zu der reinen und ausgebreitetern Idee von dem Unausſprechlichen, ohne höhere Leitung, deren ſich die Hebräer und Chriſten rühmen, nicht anders als mit Zeitverluſt und ſpät gelangt; ſie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menſchen und die daraus entſtehende Furcht vor irgend einer unangenehmen Lage in ſeinem Zuſtande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereigniſſen die Quelle aller Abgötterei urſprünglich geweſen iſt. Die natürlichen Urſachen unglücklicher Ereigniſſe waren ihnen noch unbekannt, ſo wie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme, des Lichts, der Winde, des Meeres u. ſ. w. Ohne ſich in eine tiefere Unterſuchung einzulaſſen, ſchuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorſteher und Vorſteherinnen, und über-

trug ihnen die Obſorge derſelben. So verehrte man die Geſtirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andere gaben ihren Göttern Menſchengeſtalt, zugleich aber auch menſchliche Bedürfniſſe, Begierden und Leidenſchaften. Daher der Anthropomorphismus. Die Gunſt des Gottes ſuchten ſie zu gewinnen, wie man die Gunſt des Menſchen gewinnt, durch Geſchenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen beſondern Gott, der nicht der Allvater aller Menſchen, ſondern nur ſein Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geſchlechts war. Das war noch mehr Grund, ſich ſeinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn beſitzen. Er nahm einen Platz im Hauſe ein, und wurde nun buchſtäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirkſamkeit wurde auf den Ort ſeines Aufenthalts beſchränkt. Er wurde Beſchützer und Rathgeber deſſen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten ſorgte für die Heerden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbau's und der fruchtbaren Zeiten. Dieſe Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Cultus anordneten, theils ihnen die Wünſche der Menſchen vortrugen und dieſen Beſcheid gaben. Dieſe Gelegenheit benutzte der Eigennutz. Einzelne gaben ſich das Anſehen eines genauen und vertrauten Umgangs mit den Göttern; ſo entſtanden Wahrſagungen und Orakel. — Manche Verſtändige ſahen indeß ſchon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf die Idee eines einzigen Gottes geführt.

Abguß iſt die Nachformung von Werken bildender Kunſt, durch Aufgießung einer flüſſigen, nachher ſich verhärtenden Materie. Man überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am beſten aber mit Gyps, und nimmt die Maſſe, wenn ſie darauf erhartet iſt, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form (moule), welche, was im Original vertieft iſt, erhaben, und was dort erhaben iſt, vertieft enthält. Wird in dieſe Form wieder eine weiche Maſſe gegoſſen, ſo erhält man durch Abformen ein das Original getreu darſtellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird, (plâtre, oder Gyps, bei den Franzoſen, nach der Maſſe, nicht nach der Art des Entſtehens). — Da ganze Körper nicht auf einmal abgeformt, weil ſonſt die Originale nicht herausgenommen werden können, ſo muß dies ſtückweiſe geſchehen. Dieſe Stücke werden beim Abformen ſorgfältig zuſammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunſtwerken jene erhöhten Streifen entſtehen, die man Nähte nennt, welche verſchnitten und polirt werden. Weil aber dadurch manches verloren gehen kann, zieht man, wenn ſie nicht zu bloßer Verzierung dienen ſollen, die Abgüſſe mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er iſt der beſte Erſatz für das, was dem Studium und dem Genuſſe ſonſt abgehen würde; und es giebt doch auch Abgüſſe, die den Originalen in dem, was den Künſtler und Kunſtfreund zu ihnen führt, ſo nahe als möglich kommen. Aber um dieſen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüſſe, die mit Vorſicht und Kunſtkenntniß verfertigt worden ſind. Die roſtiſchen in Leipzig ſind bekannt. Seitdem in Paris die vorzüglichſten Werke alter bildender Kunſt verſammelt ſind, werden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüſſe verfertigt, und man kann dergleichen von allen im Louvre vereinigten Antiken zu ſehr billigen Preiſen erhalten. — Die Abgüſſe aus bloßer Töpfererde werden in ſtärkern und ſchwächern Theilen ungleich und verſchwinden aus ihren Verhältniſſen. 24 Zoll

verkürzen ſich um mehr als den ſechsten Theil, ſo daß jugendliche Statuen oder Büſten ſich mehr der Kindheit nähern.

Abinteſtato iſt ein Ausdruck, der in juriſtiſcher Hinſicht gebraucht wird, um zu bezeichnen, daß einer ohne Teſtament verſtorben iſt, und folglich die Erbſchaft auf die nächſten natürlichen Erben übergeht.

Abirrung des Lichts. Jacob Bradley, ein berühmter engliſcher Aſtronom, entdeckte zuerſt um das Jahr 1725, daß alle Fixſterne vermöge einer eigenthümlichen Bewegung jährlich eine Ellipſe zu durchlaufen ſcheinen, deren große mit der Ekliptik parallele Achſe 40 Secunden beträgt, die kleinere auf der Ekliptik ſenkrecht ſtehende bei den Sternen in der Ekliptik ſelbſt Null, im Pole der Ekliptik aber ebenfalls 40 Secunden iſt. Bei weiteren Nachforſchungen fand er, daß jene 40 Secunden genau den Bogen der Bahn ausmachen, den die Erde in 16 Minuten Zeit durchläuft; dieſe Wahrnehmung brachte er mit dem Satze in Verbindung, daß das Licht gerade 16 Minuten brauche, um den Durchmeſſer der Erdbahn zu durchlaufen. Hieraus folgt denn, daß wir die in der Ekliptik ſtehenden Sterne, wenn ſie in Conjunction mit der Sonne ſind, und alſo hinter ihr und weiter von uns ſtehen, um 16 Minuten ſpäter erblicken müſſen, als wenn ſie in Oppoſition, d. i. auf der Seite der Sonne mit unſerer Erde und mithin uns um den Durchmeſſer der Erdbahn näher ſtehen, und daß wir ſie aus eben dem Grunde im erſtern Falle um 40 Secunden weniger fortgerückt erblicken, als im letztern, woraus ſich die Erſcheinung der Abirrung für die in der Ekliptik ſtehenden Sterne, die ſtatt der Ellipſe eine gerade Linie zu beſchreiben ſcheinen, vollkommen erklären läßt. Was die außer der Ekliptik ſtehenden Sterne betrifft, ſo fiel Bradley auf den glücklichen Gedanken, die Bewegung des Lichts mit der Bewegung der Erde nach den Geſetzen der Zuſammenſetzung der Bewegungen zu verbinden und leitete daraus ſeine Erklärung her. Dieſe merkwürdige Erſcheinung, welche man die Abirrung des Lichts nennt, gibt einen neuen unumſtößlichen Beweis für das copernicaniſche Syſtem.

Ablaß iſt, nach der catholiſchen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das ſichtbare Haupt der Kirche, der Papſt, verwaltet dieſes Amt der Schlüſſel und von ihm fließen in mannigfacher Modalität die Indulgenzen aus, welche hauptſächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt ſich auf das Dogma von den guten Werken zurück; denn die catholiſchen Dogmatiker deduciren die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, ſo: Viele Heilige und Fromme hätten mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zur Vergebung ihrer Sünden nöthig geweſen, folglich ſich dadurch einen Ueberfluß von Verdienſt erworben. Die Summe dieſes überflüſſigen Verdienſtes mache nun einen Schatz der Kirche aus, den der Pabſt und die Geiſtlichkeit den Büßenden zu gute kommen laſſen können. Hiſtoriſch leitet ſich der Ablaß von den öffentlichen Pönitenzen und canoniſchen Strafen her, womit die alte chriſtliche Kirche die Sünder in der Gemeinde und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht beſtanden hatten. Dieſe canoniſchen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und der Clerus ſpeculativer wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln und mit dem Verderbniß der chriſtlichen Religion wurde dieſer Mißbrauch ſo himmelſchreiend, daß er den Anfang der Reformation veranlaßte. Anfangs war der Reſſort des Ablaſſes bloß in Rom ſelbſt und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieſer

Kirchenſchatz unter 1505 dortigen Kirchen vertheilt, wovon ſieben Hauptkirchen am reichſten von den Päpſten dotirt waren. Man nannte dieſe Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichſten war die Kirche in Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung ſo viel Indulgenz-Tage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der geſammte Indulgenzenſchatz der in Rom befindlichen Kirchen betrug über eine Million Tage temporären Ablaſſes und über 42 volle Indulgenzen, und war ſonach unerſchöpflich. Als die Päpſte mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, ſo wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen portionsweiſe verliehen und endlich gar beſondere Ablaßkrämer hauſiren geſchickt. Zu den Kirchen-Jubiläen, welche von 25 zu 25 Jahren gefeiert wurden, galt der Ablaß doppelt, und ſolche Jubeljahre gaben die beſte Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo V. kam 1513 zur Regierung und konnte, da der Bau der Peterskirche ſeine Finanzen erſchöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weshalb er denn mit dem Churfürſten Albert von Mainz den Ablaßkram für Deutſchland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten Tezel einen vortrefflichen Hauſirer fand. Der harrende Uebelſtand zündete Luthers Feuereifer an und die proteſtantiſchen Theologen fanden immer im Ablaſſe eine der ſchwächſten Seiten der Catholicismus, und ſelbſt die catholiſchen Stände Deutſchlands trugen 1530 beim Kaiſer an, daß er den Papſt vermögen ſolle, keine Ablaßbriefe nach Deutſchland zu ſchikken, indem durch ſolche die ganze catholiſche Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident und zwar in dem letzten Decrete der Verſammlung unter die Glaubensartikel aufgenommen, ſo daß Martius Chemnitius ſchreibt: „Obgleich alle Vernünftige zu der Weisheit des Concilii das Vertrauen gehabt, es werde dieſen ſchändlichen Mißbrauch verbannen, ſo habe man doch noch zuletzt (nach Art des Teufels, der mit Hinterlaſſung eines Geſtanks zu verſchwinden pflege) dieſen Unrath im Lehrgebäude behalten. A.

Ablauf, in der Baukunſt, die Ausbeugung einer Linie oder Fläche an ihrem oberſten Ende. In der Säulenordnung macht die Ausbeugung oder Aushöhlung der Fläche des Saumes gegen den Oberſaum den Ablauf aus. Im bürgerlichen Recht iſt der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer geſetzten Zeit.

Ablegen oder Abſenken iſt eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewiſſer Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geſchlechter Statt findet. Unter den Thieren gehören dahin die Regenwürmer, die Naide und insbeſondere die Polypen. Bei den Gewächſen iſt es eine ſehr gewöhnliche Verfahrungsart. Man ſchneidet Zweige ab, ſteckt ſie in die Erde, wo ſie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde, bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln ſich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Dieſe Zweige, womit man Gewächſe vervielfältigen kann, nennt man Schnittlinge. Sehr gut iſts, wenn man durch Einſchnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülſte hervorbringt, denn aus dieſen treiben deſto eher Wurzeln hervor. Uebrigens muß man ſie oft anfeuchten und vor der Sonne ſchützen, weil ſonſt die zarten, noch wurzelloſen Zweige verderben würden. Die ſicherſte Methode, Ableger zu machen, iſt aber die, daß man ſchickliche Zweige von einem Gewächſe niederſenkt und den unterſten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies

nicht angeht, ſteckt man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denſelben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß.

Abproßen ſagt man vom Geſchütz, wenn die Proße — das Vordergeſtell der Laffetirung — von der Laffete, auf welcher die Kanone ruht, durch das Ausknebeln der Protzkette, ausgehoben und ſeitwärts geführt wird. Das Aufproßen geſchieht, wenn die Kanone gegen die Proße geſchoben und der Protzſtock oder der Schwanz der Laffete in den Protznagel eingeſchoben wird. Erſteres geſchieht, wenn man mit dem Geſchütz zu feuern anfängt, Letzteres, wenn man zu feuern aufhört und das Geſchütz wegführen will.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmteſter Patriarch. An ihn knüpfen ſich die Geſchichte des iſraelitiſchen Volks, die demſelben von Gott gemachten Verheißungen und die zu ſeinen Gunſten gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitauſend Jahre vor Chriſti Geburt, ſtammte er von Sem, Noahs älteſtem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte ſeine erſten Jahre in dem Hauſe ſeines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in ſeiner Familie herrſchte. Gehorſam der Stimme Gottes, welche auf ſeine hohe Beſtimmung hindeutend, ihm befahl, ſich in dem Lande Canaan niederzulaſſen, ging er dahin mit ſeinem Vater, ſeinem Neffen, und nahm ſeinen Wohnplatz zu Haran in Meſopotamien. Nach ſeines Vaters Tode führte er ein unſtetes Leben, theils um ſich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für ſeine zahlreichen Heerden zu finden. Er beſuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwiſchen ſeinen und Loths Knechten führten endlich zwiſchen beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ ſich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabiſche Anführer Gomorra überfallen und Loth mit ſeiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte ſie Abraham mit ſeinen 318 Knechten, beſiegte ſie und befreite ſeinen Neffen mit allem, was ihm angehörte. Auf ſeiner Rückkehr von dieſer Unternehmung kam Melchiſedech, König von Salem und Prieſter des Allmächtigen, ihm entgegen, bot ihm Brot und Wein dar, und ſegnete ihn im Namen des Herrn; dafür empfing er den zehnten Theil der gewonnenen Beute. Sara, Abrahams Gattin, war 75 Jahr alt, ohne ihm Kinder geboren zu haben; jede Hoffnung dazu war vermöge ihres Alters verſchwunden. Da es aber ein Vorwurf war, ohne Nachkommenſchaft zu ſterben, bewog ſie ihren Gemahl, ſich mit ihrer Magd Agar zu verbinden, und dieſe gebar den Ismael. Doch an dem Sohne einer Sclavin konnten Gottes Verheißungen, nach denen Abraham der Vater eines großen Volks werden und in ſeinem Namen alle Nationen der Erde geſegnet ſeyn ſollten, nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und ſein Bündniß mit ihm und ſeinen Nachkommen durch die Beſchneidung beſiegelt. Schon ſchien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieſer Verſprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Geſtalt von Reiſenden bei ihm einkehrten. Sie waren abgeſandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchloſigkeiten zu ſtrafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter ſeyn würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward ſie ſchwanger und gebar zu der von dem Engel angegebenen Zeit Iſaak. Als derſelbe ſein 25ſtes Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Probe ſetzen und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und

Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzſtoß und ſollte den Todesſtreich empfangen, als Gott, durch den Gehorſam ſeines Knechtes befriedigt, ſeinen aufgehobenen Arm hemmte. Sara ſtarb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch ſechs Kinder gebar, und ſtarb ſelbſt 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu ſeinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, ſondern auch die Araber leiten ihren Urſprung von dieſem Patriarchen ab; die griechiſche und römiſche Kirche haben ſeinen Namen in ihre Legenden geſetzt. Auch im Coran iſt von ihm die Rede, und einige mahomedaniſche Schriftſteller behaupten, daß Abraham auch nach Mekka gereiſ't ſey, und den Tempel daſelbſt zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben ſtets ſein Grab und ſein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in ſeiner Geſchichte die Wahrheit mit der Lüge vermiſcht.

Abraham a Santa Clara. Dieſer wegen der Originalität ſeines Vortrags zu ſeiner Zeit berühmte Kanzelredner war 1642 zu Krähenheimſtetten unweit Möskirch in Schwaben geboren und heißt eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unter-Oeſterreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Auguſtiner, ſtudirte zu Wien in dem dortigen Kloſter ſeines Ordens Philoſophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloſter Taxa in Ober-Bayern und wurde 1669 nach Wien als kaiſerlicher Hofprediger berufen, in welchem Poſten er 1709, 68 alt, ſtarb. Seine Predigten zeichnen ſich durch bizarren und burlesken Witz aus und ſind mit den ſeltſamſten Einfällen reichlich ausſtaffirt. Dieſe Eigenſchaften, welche zu dem Geiſt der damaligen Zeit recht wohl paßten, verſchafften ihnen fleißige und zahlreiche Zuhörer, und da ſie mit einer großen Popularität verbunden ſind, blieben ſie gewiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige ſeiner Schriften dem Titel nach an, weil dieſer den darin herrſchenden Ton hinlänglich charakteriſirt. Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Laſtern; Heilſames Gemiſch Gemäſch; Abraham a Santa Clara ganz neu ausgeheckte Narrenneſt oder curieuſe Werkſtatt mancherlei Narren und Närrinnen; Reim dich oder ich lies dich nicht; gack, gack, gack ein Ey, ſagt was die Kirchfahrt und Kloſtertaxa ſey u. ſ. w. Der Verfaſſer ſchont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth eine Menge von Kenntniſſen.

Abſicht. Sowohl in der phyſiſchen als in der moraliſchen Welt hat jede Wirkung ihre Urſach, nur geſchieht dort mechaniſch und bewußtlos, was hier mit freier ſich ſelbſt bewußter Thätigkeit geſchieht. Dieſer allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges Weſen handelt. Jede Handlung eines vernünftigen Weſens aber liegt innerhalb der Gränzen von Abſicht und Zweck. Wer handelt, will daß durch ſeine Handlung etwas wirklich gemacht werden ſoll, und dieſes Etwas iſt der Zweck der Handlung; der freiwillige Beſtimmungsgrund aber, dieſes Etwas wirklich zu machen, die Abſicht. Man könnte dieſe auch als den vorgeſetzten Zweck erklären. Abſicht und Zweck ſtehen alſo zu einander in dem Verhältniß, wie Urſach und Wirkung: die Wirkung iſt mit Vorbewußtſeyn hervorgebracht, die Urſach eine im Willen eines denkenden Weſens und auf Ueberlegung gegründete.

Abſolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rückſicht und Beſchränkung, das und ſo iſt, was und wie es iſt. Es ſteht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweiſe und unter Bedingungen gewiſſe

Beſchaffenheiten hat. Das Abſolute iſt demnach der allgemeinſte Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das ſchlechterdings Vollendete aus.

Abſonderungsvermögen, ſ. Abſtract.

Abſtammung des Menſchengeſchlechts. Ueber die Frage, ob das geſammte Menſchengeſchlecht von einem einzigen Paare abſtamme, wie in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte erzählt wird, oder ob man eben ſo viele Stammpaare annehmen müſſe, als ſich uns Hauptgattungen darbieten, iſt vielfältig geſtritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tatar und der Samojede, ſämmtlich zu einem und demſelben Geſchlechte gehören, iſt dadurch unläugbar bewieſen, daß ſie bei der Vermiſchung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenſchaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermiſchung von zwei verſchiedenen Thiergeſchlechtern entſprungenes Geſchöpf unfähig iſt, ſich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. ſ. w. Aber nicht eben ſo leicht iſt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der ſchwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau ſo weſentlich verſchieden ſind, von gemeinſchaftlichen Aeltern abſtammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menſchengeſchlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verſchiedenen Himmelſtrichen der Erde ausarten, und ihre urſprüngliche Eigenſchaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, ſo auch der Menſch; und alle Unterſchiede der Farbe, des Haars, des Körperbau's ſind die Wirkung des verſchiedenen Clima's auf der Erde. Kant, der in der Hauptſache gleicher Meinung iſt, leitet die Unterſchiede der Menſchenſtämme von gewiſſen vorgebildeten Keimen und Anlagen zu einer beſondern Leibesbeſchaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden beſtimmten Menſchen gelegt habe, um gelegentlich ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er ſeinem Platze in der Welt angemeſſen und dieſer ihm im Fortgange der Zeugungen gleichſam angeboren ſcheine. Luft, Sonne, Waſſer u. ſ. w. bringen nur in ſo fern gewiſſe Veränderungen des Körpers hervor, als ſie Anlaß geben, daß ſich gewiſſe Keime entwickeln, die Gegenwart dieſer Keime aber ſey nothwendig, da die genannten äußern Urſachen ſelbſt keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat dieſe Hypotheſe viel für ſich, und gefällt noch mehr als Blumenbachs Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt ſich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die präſigurirten Keime in das ganze Geſchlecht gelegt, und ſie warten nur auf ihre Auswickelungsurſachen, oder nur in dieſe oder jene Nation, je nachdem ſie für dies oder ein anderes Clima beſtimmt war. Iſt das Letztere, ſo haben wir eben ſo viel urſprünglich verſchiedene Stämme als Climate; iſt das Erſtere: wie kommt es, daß ſich jene Keime unter einerley Einfluß äußerlich auswickelnder Urſachen bei Menſchen, die lange unter dieſem Einfluß gelebt haben, doch nicht auswickeln? Der Weiſe bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa ſchwarz, und jeder zeugt, wenn er ſich in ſeiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erſt in einer langen Folge von Abſtammungen allmälich entwickelt würden. Die Meinung derer alſo, welche die Menſchen von Einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Urſachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewiſſe Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterſtützen dieſelbe noch durch die Verwandtſchaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieſer Behauptung iſt Home

anzuſehen. Ihm ſind die Unterſchiede der Farbe, der Haare, der Größe, Geſichtsbildung, Sprache nicht Wirkungen des Clima's, ſondern Beweiſe, daß es verſchiedene Gattungen oder Arten von Menſchen gibt, und daß ſich dieſe auch von Natur für verſchiedene Gegenden ſchicken, welche ihnen urſprünglich angewieſen worden. Zunächſt führt er Thatſachen gegen Buffons Farbenſyſtem an. Die Amerikaner ſind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, ſo verſchieden auch das Clima dieſes großen Erdtheils iſt. Die Bewohner Nieder-Aethiopiens, ungeachtet ſie die Sonne im Scheitelpunkt haben, ſind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsſtriche verpflanzt, behalten ihre urſprüngliche Farbe; kein Beiſpiel iſt vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geſchlechtsfolgen von Negern blieben in Penſylvanien ſchwarz, und eine ſeit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die Europäiſche Farbe behalten. Denjenigen, die alles der Sonne zuſchreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die ſie den Aeltern eindrückt, ſich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht geſehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, iſt nicht zuverläſſig). Schwächer ſind die Beweiſe, welche Home aus der Verſchiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für ſeine Meinung hernimmt, und wir übergehen ſie um ſo eher, da ſchon aus dem Angeführten hinlänglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und dieſem entgegen Feder über denſelben Gegenſtand ſagen.

Abſtand, der Zuſtand einer Perſon oder Sache, die von einer andern entfernt ſteht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternkunde iſt der Abſtand vom Mittage ein Bogen des Gleichers von dem Mittagskreiſe bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher ſchneidet; der Abſtand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspunkte an gerechnet bis zu dem Punkte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt. Der Abſtand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreiſes vom Scheitelpunkt an gerechnet, bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne.

Abſteigende Linie nennt man eine Reihe von Perſonen, die von einander abſtammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. ſ. w.; in umgekehrter Folge nennt man ſie aufſteigende Linie.

Abſteigung (descensio). In der Sternkunde die Abſteigung eines Geſtirns, welche in die gerade und ſchiefe eingetheilt wird. Unter der erſten verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte des Gleichers und dem Abweichungskreiſe eines Geſtirns enthalten iſt, unter der letzten aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte des Gleichers, und dem mit dem Geſtirne zugleich untergehenden Punkte deſſelben enthalten iſt.

Abſtract, Abſtraction. Das Vermögen des Verſtandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in ſich ſelbſt zu betrachten, ihr Gemeinſames und Verſchiedenes, ihre Theile und Eigenſchaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzuſondern, und ſich eine Menge der Dinge unter der Aehnlichkeit ihrer Merkmale zu denken, nennen wir Abſtractions- oder Abſonderungsvermögen, das Verfahren Abſtraction und den Begriff, welcher auf ſolche Art entſteht, einen abſtrahirten Begriff oder ein Abſtrac-

tum. Das Ding aber, von welchem der Menſch abſtrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abſtractum hingegen erſt durch die Seele hervorgebracht.

Abſtrebekraft, in der Sternkunde, die abſtrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Beſtrebung, ſich von einem andern wegzubewegen.

Abſtufung nennen wir in den ſchönen Künſten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geſchieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei iſt Abſtufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Maſſen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poeſie hört man vornehmlich von einer Abſtufung der Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erſtern ſoll damit ein nach den Geſetzen der geiſtigen Menſchennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derſelben bezeichnet werden; unter Abſtufung der Charaktere aber verſteht man theils jene naturgemäße Miſchung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimmt, theils jene Mittelſtraße zwiſchen der Einförmigkeit und dem ſchneidenden Contraſt der geſchilderten Charaktere; denn jenes iſt ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (franz. Abbé und ital. Abbate) iſt in der römiſch=catholiſchen Kirche ein vornehmer Geiſtlicher, der dem Range nach auf den Biſchof folgt; das Oberhaupt einer Abtei, deren Glieder ihn wählen. — Außer dem aber gab es ehemals in Italien und Frankreich eine Menge von Titular=Abbé's und Abbaten; Perſonen aus guten Familien, welche ſich um höhere geiſtliche Würden bewarben, und inzwiſchen unter dieſem Titel in der Geſellſchaft figurirten. Ja es bedurfte am Ende nur der ſchwarzen Kleidung und feiner Sitten, um allenthalben als Abbé begrüßt zu werden.

Abtakeln, ein Schiff von Geſchütz, Anker und Tauwerk entblößen und das Segelwerk ins Magazin legen, wie ſolches mit den Kriegsſchiffen in Friedenszeiten geſchieht.

Abukir, im Mittelalter eine Stadt, gegenwärtig aber ein Dorf mit einem feſten Schloſſe an der Weſtſeite eines geräumigen, durch eine Landſpitze und mehrere Inſelchen gedeckten Meerbuſens, an der ägyptiſchen Küſte, vier Stunden öſtlich von Alexandrien. Mehr als ein Mal iſt dieſer Ort in der neuern Kriegsgeſchichte berühmt geworden, vorzüglich aber durch die große Seeſchlacht, in welcher Nelſon vom 1. bis 3. Auguſt 1798 die franzöſiſche Flotte vernichtete. — Sobald die Nachricht von dem Auslaufen der Touloner Flotte, welche Bonaparte mit einer Armee nach Aegypten führte, zu dem vor Cadix kreuzenden engliſchen Admiral St. Vincent gekommen war, detaſchirte derſelbe Nelſon mit elf Linienſchiffen und ſechs Fregatten nach dem mittelländiſchen Meere und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzuſuchen, und wo er ſie finden würde, anzugreifen. Nelſon ſuchte die franzöſiſche Flotte an den Südküſten von Klein=Aſien, und da er ſie hier nicht fand, richtete er ſeinen Lauf nach Sicilien, wo er am 19. Juli in den Hafen von Syrakus einlief. Da er hier vernahm, daß die franzöſiſche Flotte weder im Archipelagus, noch im adriatiſchen Meere geſehen worden, auch nicht das Mittelmeer hinabgegangen ſey, ſchloß er, daß ſie doch ihre Richtung nach Aegypten müſſe genommen haben. Am 25. Juni verließ er Syrakus und erfuhr an der Küſte von Morea, jene Flotte ſey vor etwa vier Wochen von Candia ſüdoſtwärts geſegelt. Sogleich ließ er alle Segel aufſpannen;

ſchon den 1. Auguſt war er im Angeſicht von Alexandrien, und erblickte zu ſeiner Freude die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir; denn der Held brannte vor Begier, ihnen die Spitze zu bieten. Augenblicklich gab er das Signal zur Schlacht, und kaum hatten die franzöſiſchen Capitains, die eben auf dem Admiralſchiff verſammelt waren, ſich auf ihren Poſten begeben können, als ſchon die erſten engliſchen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl ſich die franzöſiſche Flotte, in eine krumme Linie geſtellt, ſo nahe als möglich an eine kleine Inſel anſchloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörſern gedeckt war, ließ dennoch Nelſon plötzlich mit einer unerhörten Verwegenheit die Hälfte ſeiner Flotte zwiſchen der Inſel und der franzöſiſchen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landſeite im Rücken derſelben hinunterſegeln, während die andere Hälfte ſich auf ihre Fronte zog und ſich einen Piſtolenſchuß weit davon vor Anker legte, ſo daß die franzöſiſchen Schiffe ſowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb ſieben Uhr mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht. Um ſieben Uhr lag ſchon volle Nacht auf dem Meere, aber das Feuer der beiden Flotten erleuchtete mit unaufhörlichen Blitzen den Himmel. Nach einer Stunde waren fünf franzöſiſche Schiffe entmaſtet und genommen. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel zerſchmettert. Sein Schiff l'Orient aber ſetzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brande ergriffen ward, der raſch mit verzehrender Wuth um ſich griff und durch keine Anſtrengung gelöſcht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude mit 120 Kanonen unter fürchterlichem Krachen in die Luft auf. Eine gräßliche Pauſe von drei Minuten folgte, indeß die emporgeſchleuderten Trümmer auf die umherſtehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menſchen von 1000 konnten durch Nelſon gerettet werden. Darauf ſetzten die übrigen Schiffe die Kanonade noch bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der franzöſiſchen Flotte beſchien. Nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienſchiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebſt einer Fregatte von den Franzoſen ſelbſt verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebort worden. So war zum zweiten Male Frankreichs Seemacht im mittelländiſchen Meere vernichtet; die brittiſchen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Bonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeſchnitten, deſſen Feinde, von kühnen Hoffnungen beſeelt, durch eine neue Coalition ſich verbanden.

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürſt von Hamah, mit dem Beinamen der ſiegreiche König und die Säule der Religion. Dieſer als Geſchichtſchreiber und Geograph berühmte Araber, war zu Damascus im J. der Flucht 672 (1273 nach der chriſtl. Zeitrechnung) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten, widerſprach er in ſeinen Handlungen dem Adel ſeiner Abkunft nicht. Im. J. 684 (1285 bis 86) befand er ſich bei der berühmten Belagerung von Marcab, welches dem Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem gehörte, und ſeitdem verging kein Jahr, wo er nicht Theil an dem Kriege nahm. Im J. 688 (1289) war er bei der Belagerung von Tripoli und 690 (1291) vor St. Jean d'Acre. Im J. 691 (1292) begleitete er ſeinen Vater auf ſeinem Zuge gegen die an dem Euphrat gelegene Feſtung Rum, und im Jahre darauf ernannte ihn ſein Vetter Al-melik-al-Modhaffer, regierender Fürſt von Hamah, zum Emir

von Thabelcharech. Aber ſchon im J. 698 (1298 bis 9) ſtarb dieſer von den Seinen geliebte Fürſt. Sein Tod, der Abulfeda die Herrſchaft von Hamah ſichern zu müſſen ſchien, erweckte in dem Herzen ſeiner Brüder unrechtmäßige Anſprüche. Kaum hatte der damals regierende Sultan Nachricht von ihrem Streite, als er einen Statthalter nach Hamah ſandte, welcher das Land in ſeinem Namen verwalten mußte. Erſt nach elf Jahren erhielt Abulfeda das Erbe ſeiner Väter zurück, aber nicht unter dem Titel eines Fürſtenthums, ſondern einer Statthalterſchaft. Nachdem er die ausgebrochenen Unruhen gedämpft hatte, begab er ſich im J. 712 (1312) nach Aegypten, wo der Sultan ihn zum ſouveränen Fürſten von Hamah, Baryn und Moarreh erhob; ſpäter aber legte ihm auf der Rückkehr von Mekka, wohin er den Sultan begleitet hatte, dieſer den Ehrentitel eines Sultans bei. Abulfeda blieb in dem ungeſtörten Beſitz von Hamah bis an ſeinen Tod 732 (1331). Alle ſpätern Schriftſteller ſchildern ihn einſtimmig als einen Fürſten von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, der eben ſo ſehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den mit ſeiner Würde verbundenen Zerſtreuungen lag er mit Eifer den Studien ob, verſammelte die Gelehrte um ſich, und wandte ſeine Macht und ſeinen Reichthum für die Wiſſenſchaften an. Er ſelbſt beſaß gründliche Kenntniſſe in der Geſchichte, Rechtsgelehrſamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Aſtronomie, und hat uns die Früchte ſeiner langen Forſchungen in mehreren ſehr ſchätzbaren Werken hinterlaſſen, von denen ſeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts und ſeine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmteſten ſind. Wir beſitzen mehrere theilweiſe Bearbeitungen, Ueberſetzungen und Ausgaben derſelben.

Abweichung. Die Handlung, da man von Etwas abweicht, ſich von Etwas entfernt. In der Sternkunde nennt man Abweichung der Geſtirne den Bogen eines größten Kreiſes, welcher durch beide Weltpole geführt worden iſt, von den Sternen an gerechnet, bis zum Gleicher. In der Naturlehre, die Abweichung der Lichtſtrahlen, wenn einige Lichtſtrahlen der Achſe oder Linſe in den Sehröhren näher, andere aber davon entfernter gebrochen werden.

Abyſſinien, Habeſch, auch Aethiopien oder das Mohrenland genannt, aus einem über 20,000 Q. M. großen Strich Landes im innern Afrika beſtehend; ein Königreich, das noch vor 300 Jahren das größte und mächtigſte in Afrika war, und von einem Kaiſer, der große Negus genannt, beherrſcht wird, der die Krone zwar auf ſeine Söhne vererbt, jedoch ſo, daß die Wahl alsdann unter dieſen entſcheidet. Das Kriegsweſen iſt hier ſehr unbedeutend, und die Armee, die der König und Kaiſer aufzubringen vermag, beſteht höchſtens aus 40,000 Mann. Die Einwohner, eine Colonie der Araber, ſind von ſchwarzbrauner Farbe, und ihre Landesſprache iſt urſprünglich arabiſch, obwohl durch Vermiſchung mit der Sprache der Neger ſehr verändert. Es giebt Juden, Mahomedaner und Heiden unter ihnen; doch iſt die herrſchende Religion eine chriſtliche, meiſt mit der catholiſchen übereinſtimmend. Der größte Theil des Landes iſt gebirgig, aber ſehr fruchtbar, ſowohl an Gold, Eiſen, Bergſalz, als auch an edeln Früchten, an vielen Getraidearten und Küchengewächſen, an ſchönen und ergiebigen Bäumen. Beſonders gut iſt auch die Viehzucht und der Ackerbau, welche in Verbindung mit dem Handel mit Gold, Elfenbein, Gewürzen, Affen, Papageien ꝛc. die Hauptbeſchäftigung der

Einwohner ausmachen. Künſte ſind hier ziemlich unbekannt. — Die Reſidenz und Hauptſtadt iſt Gondar. Vergl. Habeſch.

Abzugsrecht (Jus detractus), auch Abzug, Abſchoß, Abſchied, Abzugsgeld genannt, iſt das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fodern, welche als Erben oder unter einem ſonſtigen Titel Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen, und dafür dieſe Abgabe entrichten müſſen. In Deutſchland findet man von dieſem Rechte die erſte Spur in den alten braunſchweigiſchen Geſetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ward dieſes bis dahin nur auf fremde Erben eingeſchränkte Recht durch kaiſerliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geſchafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts iſt: Entſchädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein integrirender Theil des öffentlichen Staatsvermögens oder Ortsvermögens, als eine bereite Quelle der Staats- und Ortskräfte angeſehen und behandelt worden iſt. X.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur catholiſchen Kirche gehören. In gewiſſen catholiſchen Ländern belegt man beſonders die Proteſtanten mit dieſem Namen, welcher weniger verhaßt iſt.

Accent iſt das Geſetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Muſik und Sprachen, welche dieſem Geſetz unterworfen ſind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl ſie ſich nachher trennten, und die Muſik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geiſt wurde; ſo gab es darum letztere nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewiſſe, theils innere, theils äußere Eigenſchaften blieben der Muſik und Sprache gemeinſchaftlich. Beide ſind geſchickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald ſchnelle, bald langſame Bewegung an, welche wir an dieſen wahrnehmen. Dadurch werden ſie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterſcheiden an den Tönen, um ſie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz beſtimmt und deutlich auszudrücken, iſt ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältniſſen abgemeſſenen und nach einem Grundton geſtimmten Reihe von Tönen auch eine ſolche Verbindung und Combination ſich finde, welche die Empfindung in ihren verſchiedenen Beziehungen und Modificationen darſtellt, Haupt- und Nebenſachen richtig unterſcheidet, das Minderderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende ſtets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum muſikaliſchen Satze, der einen beſtimmten Sinn in ſich ſchließt, und eben um dieſen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zuſammenhange beſondere Rückſicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung iſt es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterſcheidet den geſchärften oder ſteigenden Accent (acutus), den ſchweren oder ſinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für ſich ſchon langen Ton oder Sylbe; der ſchwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und ſo bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geſchärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweiſe mit dem Namen Accent. Die Urſachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen, und länger bei ihm zu verweilen, als ſeine

beſtimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt iſt, ſind entweder mechaniſche oder rhythmiſche oder bezeichnende. Dem gemäß unterſcheidet man den grammatiſchen und oratoriſchen, oder den Wort- und Redeaccent; jener beruht auf mechaniſchen und phyſiſchen Urſachen, dieſer hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Geſetze ſind kürzlich folgende. Den grammatiſchen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Urſachen aber ſind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können, ihre mechaniſche Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechaniſchen Urſachen auf der erſten Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungsſylben fällt in unſerer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammſylbe; es entſcheidet mithin nicht das Maaß, ſondern die Bedeutung. Wiewohl eigentlich dieſe nun nicht in Betracht kommt, ſondern bloß die Compoſition des Worts aus verſchiedenen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmeſſung verbundener Töne; ſo iſt es doch wichtig, ſie zu bemerken, indem ſich die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmeſſung gebunden ſey, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil ſchon daraus beantworten läßt. Der oratoriſche oder Redeaccent ſoll dem Vortrag ſeine Beſtimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendſte Wort, und in dem Worte ſelbſt die bedeutendſte Sylbe heraus. Ohne ſich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Muſik an einen beſtimmten Theil ihres Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um dieſen Nachdruck deſto mehr zu verſtärken, an dem, wenn auch ſonſt Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden ſchnell vorüber. Aus dem Geſagten geht hervor, daß der Wort- und Rede-Accent nach Willkür zuſammenfalle oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmeſſung verloren gehe, und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide: ſo kommen bei Beantwortung dieſer Frage, in welcher das Geheimniß der Proſodie überhaupt und der Unterſchied zwiſchen der unſern und der Proſodie der Alten insbeſondere liegt, folgende Punkte in Betracht: 1. Wenn der Accent mit einer aus mechaniſchen Urſachen langen Sylbe zuſammentrifft, ſo hebt er dieſe Sylbe noch, und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2. der Accent macht eine unveränderlich lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn ſie unmittelbar auf die Accentſylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn ſie nicht mit dem Accent zuſammenfallt, durch dieſen Etwas verdunkelt werden; 3. der Accent, wenn er ſchon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4. auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies ſind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünſtler, ſondern auch für den Declamator und Schauſpieler, in ſo fern auch er Declamator iſt, von größter Wichtigkeit ſind, deren weitere Ausführung aber hier zu weitläuftig ſeyn würde.

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen Wechſel für gültig erkennt, und ſich zur Zahlung deſſelben, durch ſeine Unterſchrift, wodurch gegen ihn das Wechſelrecht begründet wird, verbindlich macht. Daher Acceptation. Acceptation per honor di lettera iſt die Annehmung eines Wechſels von Seiten eines Dritten zu Gunſten

und zur Ehre des Ausſtellers oder eines der Indoſſenten, welche zu dieſem Endzwecke ſolche dritte Perſonen als Nothadreſſen unten auf den Wechſeln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: *nöthigen Falls bei* N. N. (au besoin chez . . . .). Ueber Acceptation und Acceptationszeit ſ. Wechſel und Wechſelrecht.

Acceſſit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Abhandlung erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beſte erklärt wird.

Accidens, 1. die zufällige, nicht weſentliche Eigenſchaft einer Perſon oder Sache, z. B. *reich*, *ſchön* ſeyn. *Accidentell*, zufällig. 2. Wird dieſes Wort bei den Philoſophen der *Subſtanz* (dem bloßen Weſen) entgegengeſetzt, und bezeichnet die Art und Weiſe des Seyns der Subſtanz. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß dieſe Entgegenſetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt ſich keine Subſtanz von einer gewiſſen Art und Weiſe ihres Seyns abgeſondert denken.

Acciſe und Zölle ſind indirecte Abgaben oder vielmehr Auflagen (impots) und weſentlich von einander dadurch verſchieden, daß die *Acciſe* von einzelnen Dingen, wovon man ſogleich etwas wegnehmen kann, der *Zoll* aber von Dingen, die ein Ganzes ausmachen, entrichtet wird. Die Acciſe führt auch in einigen Landen die Namen *Impoſt*, *Conſumtionsſteuer*, *Licent*, *Aufſchlag* ꝛc. und wird beſonders aufgelegt auf Lebensmittel und ſolche Waaren, welche ſich durch den Gebrauch abnutzen laſſen, wenn ſie in ein Land, oder in eine Stadt eingeführt werden. Die *urſprüngliche Abſicht* bei der Erfindung und Einführung dieſer Art von Auflage war wohl dieſelbe, welche man bei der Vermögens- und Perſonenſteuer hatte, nämlich von denjenigen Beiträge zu den Staatsbedürfniſſen zu erheben, welche keine Grundſteuer von Gütern und Häuſern entrichteten, und dadurch die Erhöhung der letztern zu umgehen. Es gibt entweder eine *allgemeine* oder *Univerſalacciſe*, wenn ſie ſich auf alle Gegenſtände des Handels, die Gegenſtände der Conſumtion ſind, erſtreckt; oder eine *particulare Acciſe*, welche nur von einigen Gegenſtänden der Conſumtion entrichtet wird. Dieſe letztere ward ſchon im Königreich Sachſen auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen *Ziſe* eingeführt, und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, auf Kaufmannsgut, Bier, und von den Schuſtern, Sattlern, Riemern, Wollenwebern und allen Handwerkern, die etwas zu verkaufen hatten; ſie mußten jedoch die *Ziſe* nur von jedem verkauften Stücke entrichten. Allein die vollkommene *Ausbildung* der Univerſalacciſe erfolgte in *Frankreich*, und ward hierauf in *Holland* bald nach Entſtehung der Republik, in den *brandenburgiſchen Staaten* unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen 1685 im 17ten, in *Sachſen* aber zu Anfange des 18ten Jahrhunderts eingeführt. In Beziehung auf die Waaren und Conſumtibilien hat man ſie in *Landacciſe* und in *Generalacciſe* oder *Generalconſumtionsacciſe* abgetheilt. Die Einführung der *Landacciſe* erfolgte in Sachſen auf dem Landtage zu Dresden 1640 und ward 1641 zuerſt ausgeſchrieben. Sie wird von allen aus dem Auslande nach Sachſen eingeführten Waaren entrichtet. Die *Generalconſumtionsacciſe* führte man nach brandenburgiſchen Grundſätzen 1701 ein, und ſie muß von allen rohen und veredelten Producten, von Kaufmannswaaren, Nahrungsmitteln ꝛc. bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. Sie gehört überall unter den indirecten Abgaben zu

den beſten, weil ſie in kleinen Theilen entrichtet wird, immer baares Geld in die Staatscaſſe liefert und niemals Reſte hat; nur kann man ihren jährlichen Betrag nicht mit ganzer Gewißheit beſtimmen. — Der Zoll oder die Mauth iſt eine landesherrliche Auflage für den Gebrauch der öffentlichen Wege, Straßen und Flüſſe, auf welchen man Waaren und Sachen in ein Land, aus einem Lande und durch ein Land fährt. Dieſe Abgabe iſt ſehr alt und findet ſich im alten Deutſchland ſchon unter Carl dem Großen. Der Grund des Zollrechts oder des Rechts, eine Abgabe auf den Gebrauch der öffentlichen Wege, Straßen und Flüſſe zu legen, iſt im Straßenrechte gegründet, nach welchem der Staat die öffentlichen Wege, Straßen und Flüſſe im baulichem Weſen und fahrbarem Stande erhalten muß. Uebrigens gibt es viele Arten von Zoll, z. B. Nachbar-, Ausgangs-, Durchgangszoll, Landzoll, Waſſer- und Archenzoll, Marktzoll, Wagen-, Deichſel-, Damm-, Brückenzoll, Judenzoll, Todtenzoll, Bundzoll oder Pfundzoll ꝛc. X.

Accommodation iſt eigentlich die Anpaſſung einer Sache an eine andere, oder die Einrichtung derſelben zu einem gewiſſen Zwecke (von accommodare, anpaſſen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1. in Anſehung des geſelligen Umgangs, wenn jemand ſein Verhalten nach den Wünſchen oder Launen eines Andern einrichtet; 2. in Anſehung des Unterrichts, wenn jemand in ſeiner Lehre ſich zu den Vorurtheilen oder der Faſſungskraft eines Andern herabläßt; 3. in Anſehung der Auslegung, wenn jemand den Sinn einer Schrift ſo erklärt, wie es den eignen An- oder Abſichten des Auslegers gemäß iſt. In der Theologie nimmt man das Wort hauptſächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jeſus und die Apoſtel nicht immer ihre Meinung über gewiſſe Dinge gerade herausgeſagt, ſondern, um Anſtoß zu vermeiden, einiges verſchwiegen, andres ſo vorgetragen hätten, wie ſie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenoſſen am verſtändlichſten und beifälligſten ſeyn würde. Dies nennen ſie dann Accommodation von Seiten Jeſu und der Apoſtel; wogegen andere Theologen behaupten, daß eine ſolche Accommodation nicht als eine bloße Herablaſſung, ſondern als eine Art von Täuſchung zu betrachten ſein würde, die ſich mit dem Charakter jener Männer nicht vereinigen laſſe. Wer aber eine ſolche Accommodation annimmt, der nimmt und erklärt auch viele Ausſprüche Jeſu und der Apoſtel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverſtand mit ſich bringen würde. Und dies heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewohl dieſe Accommodation viel weiter gehen kann, ſo daß ſie ſich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es iſt alſo offenbar etwas ganz anders, wenn man ſagt, Jeſus und die Apoſtel haben ſich der Denkart ihrer Zeitgenoſſen accommodirt, als wenn man ſagt, ein Ausleger habe die Ausſprüche jener Männer oder überhaupt die heilige Schrift ſeiner eignen Denkart accommodirt. Das Letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfniſſen des Zeitalters genannt, weil jeder Menſch ein natürliches Beſtreben hat, das Gepräge ſeiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, ſ. Begleitung.

Accord bedeutet Zuſammenſtimmung, Zuſammenklang, Vertrag. In zwei ſchönen Künſten kommt dieſer Kunſtausdruck vor: in der Malerei und Muſik, wovon der Grund in einer gewiſſen Analo-

gie der Farben und Töne liegt. In der Malerei wird Accord von einer ſolchen Farbengebung gebraucht, worin kein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen ſchreienden Contraſt macht, noch in gänzlichem Widerſpruch ſteht. Im engern Sinn bezeichnet er eine ſolche Beſchaffenheit des Colorits, worin die neben einander liegenden Farben ſich unterſtützen, und die Hauptfarben in ſolche Zwiſchenweiten geſetzt ſind, daß das Ganze nicht fleckig und grell erſcheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zuſammenſtellung gewiſſer Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Uebergang findet; jene erſcheinen abgeſchnitten, dieſe zuſammenhängend; man könnte ſie Diſſonanzen und Conſonanzen nennen. Aus ſolchen Farbendiſſonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zuſammenſtellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Conſonanzen entſtehen, und dieſe Conſonanzen, worin das ſonſt Widerſtreitende ſich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Geſagten auf die Muſik iſt leicht. Was in der Malerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerſtreit in vielſtimmigen Stücken ebenfalls durch die Accorde aufgelöſ't wird. Man unterſcheidet conſonirende und diſſonirende Accorde. Unter jenen verſteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter dieſen ſolche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die conſonirende Accorde beſtehen aus Intervallen, die gegen den Grundton und gegen ſich ſelbſt conſoniren. Der vollkommenſte conſonirende Accord, den man darum auch den conſonirenden Grundaccord nennt, iſt der harmoniſche Dreiklang, der aus dem Grundton, deſſen Terzie und reiner Quinte beſteht, und die ſich mithin zu einander verhalten wie c, e, g. Iſt die Terzie groß, ſo nennt man ihn den harten, iſt ſie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Verſetzungen oder Umkehrungen dieſer Dreiklänge entſtehen alle übrigen conſonirenden Accorde. Der diſſonirenden Accorde gibt es drei Arten: 1. zufällig diſſonirende, oder ſolche, die durch Aufhaltung einer Conſonanz entſtehen; 2. weſentlich diſſonirende, d. i. ſolche, wo die Diſſonanz nicht die Stelle einer Conſonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Conſonanz auf dem Grundton des folgenden Accordes Statt findet; 3. durch eine zufällige Diſſonanz aufgehaltene, weſentlich diſſonirende Accorde.

Accord in Concursſachen, ſ. Falliment.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landſchaft Achaja im Peloponnes, allein ſehr häufig wird dieſer Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Creüſa, ging mit einer Anzahl Leute nach Theſſalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurück zugehen genöthigt, worauf ſie ſich in Lacedämon und Argos niederließen, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Nach Troja's Eroberung (wo ſie unter den belagernden griechiſchen Völkerſchaften die zahlreichſten und vornehmſten waren) begaben ſie ſich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien, nannten nun dieſes Land Achaja, und errichteten eine Republik, die beſonders nachher durch den achäiſchen Bund berühmt wurde, welchen erſt nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, gleichſam als eine förmliche Off- und Defenſivallianz ſchloſſen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achaja's, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher ſich außerordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege, beſonders mit den Aetoliern verwickelt wurde. Die Römer waren es

endlich, welche dieſen Bund erſt ſchwächten, ſpäter aber, bei den mit Sparta entſtandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebrochenen achäiſchen Krieg, durch Corinths Zerſtörung (i. J. 608.), ganz auflöſten, und mit ihm der griechiſchen Freiheit ein Ende machten. Die Staaten dieſes achäiſchen Bundes wurden zu einer römiſchen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht.

Achat, bei den neuern Naturkennern ein Geſchlechtsname aller feinen Halbedelſteine, welche verſchiedene, ſowohl einfache als vermiſchte, Farben haben, eine feine Politur annehmen, und daher unter die Halbedelſteine gerechnet werden. Gemeiniglich iſt Jaspis, Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachſen; daher kommen die verſchiedenen Farben deſſelben, wie auch die verſchiedenen Namen, die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchſichtig iſt, Chalcedon; wenn er roth iſt, Carneol, wenn er bleichroth iſt, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Punkte hat, St. Stephansſtein; wenn er aus verſchiedenen gefärbten Lagen und Schichten beſteht, die unter einander verwebt ſind, Onyx; wenn er vielfarbig iſt und die Farben ſich dem Auge abwechſelnd zeigen, ſo heißt derſelbe Opal, und wenn er mit Jaspis vermiſcht gefunden wird, Jaspachat. Der ſchönſte kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachſen, Heſſen und Franken; ebenfalls gibt es allerlei achatartige Verſteinerungen, dergleichen in dem Erzgebirge vornemlich angetroffen werden.

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen den 20ſten October 1719, hat ſich als Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, der Statiſtik, merkwürdig gemacht. Er ſtudirte in Jena, Halle und Leipzig. Im J. 1746 ließ er ſich in Marburg nieder und las Geſchichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statiſtik, von der er damals erſt anfing, ſich eine klare und beſtimmte Idee zu bilden. Im J. 1748 begab er ſich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Profeſſor wurde. Bei dieſer Univerſität blieb er bis an ſeinen Tod, der den 1ſten Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat verſchiedene Reiſen gemacht in der Schweiz, Frankreich, Holland und England, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthſchaft und einige Schriften, die für ſeine Zuhörer beſtimmt waren. Die meiſten haben mehrere Auflagen erlebt, die er jederzeit mit angeſtrengtem Fleiß verbeſſerte. In ſeinen Vorleſungen und hiſtoriſchen Arbeiten bemühte er ſich hauptſächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten, alles feſt zu halten, was zur Bildung und Entwickelung ihres Zuſtandes und ihrer politiſchen Exiſtenz hatte beitragen können. Sein Hauptverdienſt bleibt, daß er die Wiſſenſchaft, deren Zweck es iſt, ſyſtematiſch die Natur und Maſſe der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lernen, und daraus Quellen und Mittel des phyſiſchen und moraliſchen Wohlſtandes zu ziehen, in eine beſtimmte und feſte Form brachte, und aus einem neuen und lichtvollen Geſichtspunkte betrachtete. Er gab ihr den Namen Statiſtik, und unrichtig haben ſie manche zu einem Zweig der Geographie machen wollen. Eine Geographie kann es ſelbſt für eine Gegend ohne Einwohner geben, aber ohne Handeln und Thätigkeit der Menſchen und der Geſellſchaft gibt es keine Statiſtik; jene iſt mehr eine geometriſche, dieſe aber eine dynamiſche Wiſſenſchaft. Achenwalls

letztes Werk führt den Titel: Bemerkungen über die Finanzen Frankreichs. Sein vornehmſter Schüler, und zugleich ſein Nachfolger auf der Univerſität Göttingen, war Schlözer.

Acheron war bei den Alten einer der Höllenflüſſe, über welchen Charon die Seelen der Verſtorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, welches man zu dieſem Behuf dem Todten unter die Zunge zu ſtecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieſer Welt ein Begräbniß, oder wenigſtens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten ſie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Fluſſe war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Aeacus. Seine Mutter tauchte ihn in das Waſſer des Styx, wodurch ſein ganzer Körper bis auf die Ferſe, an welcher ſie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Es ward von ihm prophezeit worden, daß er zwar vor Troja ſich unſterblichen Ruhm erwerben, aber auch ſeinen Tod daſelbſt finden werde. Dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er heim bliebe. Um ihn den Aufforderungen, an dem Kriege gegen Troja Theil zu nehmen, zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit deſſen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrſager Calchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forſchte allenthalben nach ſeinem Aufenthalt, bis der an Liſten unerſchöpfliche Ulyſſes ihn entdeckte. Dieſer erſchien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürſtinnen griffen nach weiblichen Gegenſtänden, Achilles aber nach den Waffen. Nach dieſer Entdeckung ward es nicht ſchwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürſten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centauer Chiron waren ſeine Lehrer geweſen. Dieſer hatte ihn in der Heilkunde, in der Muſik und im Reiten unterrichtet; jener aber war ſein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erſcheint in der Ilias, deren Hauptheld er iſt, nicht nur als der tapferſte, ſondern auch als der ſchönſte der Griechen. Er führte fünfzig Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerſtörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva ſchützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den ſämmtliche Fürſten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er ſich dem Kampf, und ließ es ruhig geſchehen, daß Hektor an der Spitze ſeiner Trojaner die griechiſchen Schaaren in männermordender Feldſchlacht dahin raffte. Denn unverſöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs willen, welche dieſer ihm, dem ſie bei der Verloſung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Erſatz für die Chyseïs, die auf ſeinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müſſen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greiſes, ſeines Prieſters, Flehen über die Griechen geſandten Peſt abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten ſeinen Zorn; doch erlaubte er ſeinem Freunde Patroklus, in ſeiner eigenen Rüſtung und mit ſeinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in

den Kampf. Thetis ſelbſt brachte ihm neue köſtliche Waffen, welche Vulkan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild beſonders kunſtreich war. Er verſöhnte ſich mit Agamemnon, indem er die dargebotenen Geſchenke annahm, und eilte, von Minerva mit Nektar und Ambroſia geſtärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen und ſtürzen ſich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles ſie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillſtand gebietet. Da jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend ſeine Fluthen und ſtürzt ſich auf Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, ſtellt ſich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieſer aber ruft den Simoïs mit ſeinen Gewäſſern zu Hülfe. Da ſendet Juno den Vulkan und den Hauch des Zephyrus und Nothus, welche den Flußgott in ſein Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte dieſe jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein ſtand noch vor dem ſkäiſchen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot ſich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles ſchleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Löſegeld aus. — Hiemit ſchließt die Erzählung Homers. — Achills fernere Geſchichte wird alſo erzählt. Von Liebe zur Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieſelbe zur Gattin; er verſprach dagegen, Troja zu vertheidigen. Als er ſich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um dort ſeine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferſe verwundete. Um ſeinen Leichnam aber entſtand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechiſcher Romandichter oder ſogenannter Erotiker, war zu Alexandria geboren und lebte muthmaßlich zu Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts. Er ging von der griechiſchen zur chriſtlichen Religion über und erlangte die Würde eines Biſchofs. Außer einer Schrift über die Sphäre, beſitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: die Liebe Klitophons und Leucippe's, der in Hinſicht auf Inhalt und Darſtellung nicht ohne Intereſſe iſt und einzelne meiſterhafte Züge enthält. Die Sprache iſt rein und fließend, der Vortrag blühend und reich. Gegen den Vorwurf der Obſcönität, der dem Werke wohl gemacht worden, wendet ein griechiſches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck deſſelben zu erwägen ſey; dieſer aber ſey kein anderer, als Maaß in Begierden zu lehren, der unbeſonnenen Leidenſchaft ihre Strafe, der Keuſchheit ihren Lohn zu zeigen.

Achmet III., Sohn Mahomeds IV., beſtieg 1703 den türkiſchen Thron, nach der Abſetzung ſeines Bruders Muſtapha II. und verdankte ſeine Erhebung den aufrühreriſchen Janitſcharen. Als er ſich die Frucht ihrer Verbrechen angeeignet hatte, ließ er zwar die Schuldigen enthaupten, allein deſſen ungeachtet regierte er nicht ohne Unruhen und wechſelte unaufhörlich die Veziere. Seine Hauptbegierde ging dahin, ſich Schätze zu ſammeln, die er als erſte Stütze der Macht betrachtete. Carl XII., König von Schweden, der nach ſeiner Niederlage bei Pultawa auf das türkiſche Gebiet floh, wurde von ihm großmüthig aufgenommen, und es gelang dem Könige, die Fackel des Krieges zwiſchen den Türken und Ruſſen wieder anzuzünden, wodurch Peter der Große in eine ſolche Verlegenheit kam, daß er durch große Geſchenke ſich den Frieden von dem Großvezier erkaufen, und die Stadt Azow, in deren Beſitz er war, zurückgeben mußte. Den Venetianern entriß er Morea. Deſto unglücklicher waren ſeine Feld-

züge gegen die Oeſtreicher, die Prinz Eugen von Savoyen, der erſte Feldherr ſeiner Zeit, anführte. Achmet wurde durch den Verluſt der Schlacht bei Peterwardein und die Wegnahme von Belgrad, der Vormauer des Reichs, und Temeswar gezwungen, den paſſarowitzer Friedensvertrag 1717 anzunehmen. Er regierte bis zum Jahr 1730, wo ihn ein Aufruhr vom Throne ſtürzte, wie er ihn dazu erhoben hatte. Er mußte in daſſelbe Gefängniß, aus dem ſein Neffe Mahmud I. den Thron beſtieg, und endigte ſein Leben in einer gänzlichen Verborgenheit, ohne daß jemand den Verſuch machte, ihn daraus zu befreien. Er war ein Fürſt von Verſtand, feinem Gefühl und Geſchicklichkeit für Staatsgeſchäfte; liebte aber auch Pracht und Vergnügen ſo ausſchweifend, daß er oft darüber die Pflichten gegen den Staat vergaß, und das Ungewitter, das ſich über ihm zuſammenzog, aus Sorgloſigkeit nicht beachtete. Er verſäumte daher oft, die Maßregeln zu ergreifen, welche die Klugheit ihm vorſchrieb. Er war ein Freund der Wiſſenſchaften, und unter ihm wurde im J. 1707 die erſte Buchdruckerei in Conſtantinopel eingerichtet, die man aber ſpäterhin wieder aufhob, weil viele tauſend Abſchreiber dadurch brotlos wurden. Sanfte Sitten, und ein menſchenfreundlicher Charakter machten ihn eines beſſern Looſes werth. Er ſtarb an einem Schlagfluſſe in einem Alter von 74 Jahren, den 3ten Juni 1736, 5 Jahre 8 Monate nach ſeiner Entthronung.

Achromatiſch heißt farblos. Das achromatiſche Fernrohr iſt demnach ein Fernrohr, in welchem die Abweichung wegen der verſchiedenen Brechung der Lichtſtrahlen vermieden wird, und der betrachtete Gegenſtand ſich ohne bunte Ränder und falſche Farben darſtellt. Dieſes hat Herr Dollond der ältere, durch eine Idee Eulers geleitet, mittelſt der Zuſammenſetzung der Objectivgläſer aus verſchiedenen Glasarten zuerſt zu bewirken gewußt. Läßt nun gleich die Unvollkommenheit der Glasarten den beabſichtigten Zweck nicht immer erreichen, ſo haben die achromatiſchen Fernröhre doch ungemeine Vorzüge. Vorzüglich berühmt ſind die von Dollond, ſowohl von dem Vater als dem Sohn, Ramsden und Pyeſinch.

Acht oder Bann heißt der Ausſpruch eines weltlichen oder geiſtlichen Richters, durch welchen ein Mitglied eines Staats oder einer Kirche von den ihm im Staate zuſtehenden Rechten, oder von der Gemeinſchaft mit der Kirche ausgeſchloſſen wird. Genau genommen heißt dieſe Ausſchließung, vom weltlichen Richter bewirkt, Acht, vom geiſtlichen Richter Bann oder Kirchenbann. Beide ſind oder waren an ſich ſehr verſchieden.

Acidum, ſ. Säure.

Ackerbau auch Feldbau und Landbau genannt, iſt die Beſchäftigung der Menſchen, die Oberfläche der Erde zur Hervorbringung nützlicher Pflanzen durch Fruchtbarmachung, d. h. Düngen, Pflügen oder Ackern, Eggen zuzubereiten, darauf zu rechter Zeit zu ſäen oder zu pflanzen, im Nothfalle die Gewächſe zu begießen, die völlig ausgewachſenen Früchte davon einzuſammeln, und überhaupt das Feld oder den Acker dergeſtalt vollkommen zuzurichten, daß mit dem geringſten Aufwande der höchſt mögliche Vortheil erreicht werde. Der Ackerbau iſt nicht nur der ſicherſte Weg und die einzige Grundfeſte eines wohleingerichteten Staats die Bevölkerung zu befördern, weil er den Einwohnern die unmittelbarſten und unentbehrlichſten Mittel des Unterhalts liefert, ſondern auch dem Kunſt- und Gewerbsfleiße in Rückſicht der mancherlei rohen Stoffe die nöthige Unterſtützung ge-

währt und jedem Staate die gewiſſeſte und ausdauerndſte Quelle von Einkünften aller Art darbietet. Der Ackerbau iſt ſo alt als das Menſchengeſchlecht, und nach unſerer einzigen gewiſſen Sagengeſchichte widmete ſich Kain zuerſt demſelben. Zu Abrahams Zeiten blühte der Ackerbau ſchon bei den Aegyptern ganz vorzüglich, und Oſiris ſoll ſie darin unterrichtet haben. In Sicilien ſoll die Ceres oder Iſis den Gebrauch des Getraides, des Säens und Pflügens erfunden haben. Dieſe unterrichtete den Triptolemus, der dann zur Zeit des Königs Erichtheus die Athenienſer darin unterwieſen haben ſoll, nach dem Zeugniſſe des Diodorus Sicul. 1. und 6. In Italien ward der Ackerbau, nach des Macrobius und Eutropius Erzählung, zuerſt vom Saturnus gelehrt, zu deſſen Ehre die Römer 257 Jahr nach Erbauung der Stadt Rom einen Tempel erbauten und gewiſſe Feſte, die unter dem Namen der Saturnalien bekannt ſind, anordneten. Das Düngen der Aecker ſoll Pitumnus, nach dem Zeugniß des Servius, über 9 Aeneid Virgil. und nach Plinius Histor. Nat. lib. 17. aber der griechiſche König Augias zuerſt erfunden und Herkules in Italien zuerſt eingeführt haben. Der Ackerbau hat zweierlei Zwecke zu erreichen: erſtlich die Vermehrung der Gewächſe und zweitens die Verbeſſerung derſelben. Der Betrieb des Ackerbaue's kann auf vielerlei Art geſchehen, als: man theilt alle Aecker in drei Arten, oder in die Dreifelderwirthſchaft, nämlich 1. Winterart oder Winterfeld, worin die Gewächſe im Herbſte geſäet werden; 2. Sommerfeld oder Sommerart, in welche man im Frühlinge ſäet; und 3. in Brachart oder Brachfeld, welches den ganzen Sommer über unbeſäet liegen bleibt und zur Winterart vorbereitet wird. Ferner theilt man den Acker auch in vier Arten oder Felder ein, wobei weniger Brachfeld bleibt, und die vierte Art zum Anbau von Handels- und Gewürzpflanzen und zu Futterkräutern beſtimmt iſt. Endlich theilt man den Acker auch in ſolchen Gegenden, die noch nicht ſtark bevölkert ſind, wo z. B. nur 1000 bis 1500 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, und wo die Viehzucht den Hauptgegenſtand des Ackerbaues ausmacht, in 5, 6, 7, 8 bis 13 Schläge oder Koppeln ein, und nennt dieſe Wirthſchaftsart die Koppelwirthſchaft, aber ganz mit Unrecht auch ausſchließlich die Wechſelwirthſchaft, den Ackerumſatz und den Fruchtwechſel. Nach dieſer Eintheilung würde z. B. eine achtſchlägige Koppelwirthſchaft aus folgenden Schlägen: 1. aus Brache, 2. Rocken, 3. Gerſte, 4. Hafer, 5. Klee zum abmähen, und 6. 7. 8. Weide beſtehen. X.

Ackermann (Konrad), ein berühmter Schauſpieler, den die Deutſchen als den Schöpfer der vaterländiſchen Schaubühne anſehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; ſein Talent verſchaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauſpieler zu bilden. Im J. 1767 übernahm er die Direction des Theaters in Hamburg, das in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Epoche machte, und dem Leſſing ſeine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann ſpelte beſonders komiſche Rollen meiſterhaft. Er ſtarb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine ſehr ausgezeichnete Schauſpielerin, die mit ſeltenem Geiſte und Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; ſie überlebte ihren Gatten bis ins Jahr 1792.

Acre, Accon, St. Jean d'Acre, eine Stadt an der ſyriſchen Küſte, mit einem vormals trefflichen Hafen (der aber durch einen gewiſſen Fakardin mit den Trümmern der Gebäude ausgefüllt

und unbrauchbar gemacht wurde), welche in der ältern Zeit unter dem Namen Ptolemaïs, und auch nachher zu den Zeiten der Kreuzzüge unter dem jetzigen Namen in einem blühenden, volkreichen Zuſtande war, hat ſeit der Einnahme der Sarazenen im dreizehnten Jahrhundert zwar ſehr verloren, wozu die elende türkiſche Verfaſſung freilich ſehr viel beitrug; allein bei der für den Handel ſo äußerſt vortheilhaften Lage hat dieſer Ort ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo er ſich etwas von der türkiſchen Botmäßigkeit losmachte, trotz der mancherlei politiſchen Unruhen, dennoch wieder angefangen, ſich ſo zu erholen, daß ſchon gegen Ende des gedachten Jahrhunderts ſich an 30,000 Einwohner hier befanden. Die Straßen ſind zwar enge, aber die öffentlichen Gebäude ſehr ſchön; Getraide und Baumwolle, Seide und Reiß, welche in der Gegend gewonnen werden, machen den ſtärkſten Handelsgegenſtand von Acre aus. Kurz, man beſtrebt ſich, den Ort immer mehr und mehr wieder herzuſtellen. Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution waren noch ſechs franzöſiſche Comptoirs unter einem Conſul hier, nicht minder ein wiener und ein petersburger Agent, auch ein holländiſcher und ein engliſcher Conſul. In der neueſten Zeitgeſchichte hat Acre einen Ruf dadurch erhalten, daß hier der engliſche Commodore Sir Sidney Smith 61 Tage lang ſich wider Bonaparte behauptete, nachdem dieſer bei ſeinem berühmten ſyriſchen Feldzuge alle übrigen Plätze erobert hatte, und ihn zum Abzug zwang.

Acroſtichon heißt ein ſolches Gedicht, wo entweder die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Verſe oder der einzelnen Zeilen einen beſondern Namen oder Sinn bilden.

Act, 1. eine Handlung, ein Aufzug in einem Schauſpiele; 2. das zum Nachzeichnen aufgeſtellte Modell und die nach demſelben verfertigte Zeichnung, alſo in dem letzten Sinne eben das, was eine Akademie iſt. Acte, Parlamentsacte werden in England die Parlamentsſchlüſſe genannt, welche aus den Bills entſtehen, wenn dieſe durch die königliche Einwilligung beſtätigt worden. Acten, Manualacten, gerichtlich verhandelte Schriften. Man unterſcheidet Privatacten, wenn Privatperſonen die Parteien des Prozeſſes ſind, und öffentliche oder Criminalacten, wenn der Fiscus Partei iſt.

Actie, 1. der Beweisbrief eines zu einer Nutzen verſprechenden Unternehmung in eine Handlungs-Compagnie eingelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2. die eingelegte Summe ſelbſt. — Der gewöhnliche Gegenſtand ſolcher Compagnien ſind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Perſonen zu ſchwer iſt. In dieſem Falle ſind ſie allerdings nützlich; ſobald ſie aber Geſchäfte an ſich reißen, die beſſer und vortheilhafter durch Privatinduſtrie fortgehen würden, oder ſchon wirklich fortgehen, ſo ſind ſie ſchädlich. Da übrigens die Handlungs-Societäten den Eigenthümern nicht die Freiheit laſſen, ihre Capitale aufzukündigen, ſo ſind die Actien ein Gegenſtand des Handels; und da ſie, wegen des bald mehr, bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menſchlichen Induſtrie, von veränderlicherm Werth ſind, als andre öffentliche Papiere, ſo ſollten ſie billig nicht Zeichen des Werthes genannt werden. Die Actien ſind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahr 1720 wurde in Frankreich, und faſt zu gleicher Zeit in England, ein raſender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menſchen übermäßig bereicherte, Tauſende hingegen an den Bettelſtab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indiſchen Compagnie und

des Hofes ſelbſt zum Grunde, in England theils ein Betrug der Süd-ſee-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die ſich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionair iſt der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredſamkeit, iſt die Veränderung, welche, der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menſchen vorgeht. Ein ſolcher körperlicher, Seelen malender Ausdruck findet Statt in der Pantomime, der Beredſamkeit und der Schauſpielkunſt, und erſtreckt ſich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile deſſelben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action ſelbſt in gewiſſe Theile. 1. Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, analog den Beſchaffenheiten und den Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2. von Bewegung der Geſichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegungen, Mimik; 3. von Bewegung der Arme und Hände, in Gemäßheit der Seelenbewegung, Geſtikulation.

Actium ein Gebirge in Akarnanien in Griechenland, berühmt durch die bei demſelben vorgefallene Seeſchlacht, in welcher Octavius Auguſtus den Antonius, welchen Cleopatra unterſtützte, überwand, und dadurch Herr des römiſchen Reiches ward.

Activhandel wird dem Paſſivhandel entgegengeſetzt. Die meiſten Schriftſteller verbinden in der Erklärung dieſes Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden ſind: erſtlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern ſelbſt zuführe und die Waaren derſelben von ihr hole; zweitens, daß ſie durch dieſen Handel in der Bilanz gewinne. Da aber das ſelbſteigne Zuführen der Waaren den Gewinn in der Bilanz nicht nothwendig zur Folge hat, ſo enthält dieſe Erklärung mehr, als in jener umfaßt iſt. Büſch ſchränkt den Begriff, ohne auf Gewinn und Verluſt Rückſicht zu nehmen, auf den erſten Punkt ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denſelben durch ſich ſelbſt betreibt, und in dem es bei den Fremden beides, als Käufer und Verkäufer, erſcheint, oder ſeine Waaren andern Nationen ſelbſt zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Paſſivhandel hingegen iſt ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei ſich erwartet. Dieſer große Schriftſteller ſchreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorſchläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbeſſern wollen, faſt alle darauf hinausgehen, die Paſſivhandlung eines Landes (welches oft recht wohl bei derſelben ſteht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Paſſivhandlung in manchen Fällen viel ſicherer und einträglicher als die Activhandlung ſey. (Kleine Schriften über die Handlung von Johann Georg Büſch.) — Activſchuld, eine Schuld, die man zu fordern hat, im Gegenſatz der Paſſivſchuld, welche man zu zahlen hat.

Acton, (Joſeph), Premierminiſter des Königreichs Neapel, in Beſançon den 1ſten Oct. 1737 geboren, und der zweite Sohn von Eduard Acton, oder vielmehr Hacton, welchen Namen Joſeph in Acton veränderte. Sein Vater, ein geborner Irländer und Baronet (ein Adliger in England zwiſchen Baron und Ritter) ließ ſich 1735 in Beſançon nieder und übte daſelbſt mit vielem Glück die Arzneikunſt aus. Er gab ſeinem Sohne eine gute Erziehung, die dieſer aber wenig benutzte. Da Acton erwachſen war, begab er ſich zur königlichen Marine, erfuhr aber dabei ſo viele Unannehmlichkeiten und Zurückſetzungen, daß er nach einiger Zeit Frankreich verließ, nie dahin wieder

zurückkehrte, und ein unverſöhnlicher Haß gegen daſſelbe die Triebfeder ſeiner meiſten Handlungen wurde. Er durchſtreifte einen Theil von Italien und blieb endlich in Toscana, wo er von dem Großherzog Leopold das Commando einer Fregatte erhielt. Als Carl III., König von Spanien, gegen die Barbarei (Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marokko auf der Nordküſte von Afrika) eine Expedition unternahm, commandirte Acton die mit den Spaniern vereinigten toscaniſchen Schiffe, und es gelang ihm, drei bis vier tauſend Spanier zu retten, die ohne ſeine Hülfe verloren geweſen wären. Dies machte ſein Glück; denn der König von Neapel trug ihm auf den Rath ſeines Miniſters, des Marquis von Sambucca, ſeine Dienſte an. Acton nahm ſie an, und der Großherzog entließ ungern einen Mann, den er hochſchätzte. In einem Briefe an den König rühmte der Großherzog Acton, aber er erklärte zugleich, daß man ihn genau bewachen müſſe, weil er äußerſt ränkevoll und gefährlich wäre. Schnell gewann er die Gunſt des Königs und beſonders der Königin. Er wurde Miniſter des Seeweſens, und wußte durch ſeine Verwaltung manche Erſparniſſe für den Aufwand des Hofes zu machen. Bald wurde er Kriegsminiſter, und um ſich die Gunſt der Königin noch mehr zu ſichern, räumte er ihr vielen Antheil an den Staatsangelegenheiten ein, und verband ſich genau mit dem engliſchen Miniſter Hamilton. Frankreich erhielt ſonſt Bauholz aus dem Königreich Neapel, allein er brachte es dahin, daß die Ausfuhr unter dem Vorwande, daß man es ſelbſt für die Marine brauche, verboten wurde. Als Calabrien durch ein Erdbeben ſehr gelitten hatte, ließ er eine mit Getraide beladene Fregatte nicht annehmen, welche die franzöſiſche Regierung ſandte, um die unglücklichen Einwohner zu unterſtützen. Damals gab ſich der König von Spanien Mühe, ſeinen Sohn dahin zu vermögen, Acton zu entfernen; allein, von der Königin unterſtützt, blieb er. Acton ſoll ſelbſt einen franzöſiſchen Courier haben ermorden laſſen, um ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen. Er wurde nun Premierminiſter, und jetzt kannten ſein Stolz, Ehrgeiz und Rachſucht keine Gränzen mehr. Da im J. 1792 Neapel durch eine franzöſiſche Escadre bedroht wurde, ſah er ſich genöthigt, die vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen; aber er rächte ſich, wo er nur konnte, und brachte es 1793 dahin, daß der franzöſiſche Geſandte am türkiſchen Hofe nicht angenommen wurde. Unter dem Vorwande eines Einverſtändniſſes mit Frankreich, ließ er ſeine Feinde verweiſen, einkerkern und tödten. Dieſe Grauſamkeiten empörten Alles gegen ihn, und waren die vornehmſte Urſach, daß die Franzoſen ſo viele Freunde in Neapel fanden. Er nahm 1795 im Mai ſeine Entlaſſung, doch war ſie nur ſcheinbar und er blieb in völliger Gnade, beſonders bei der Königin, und durch dieſe brachte er es dahin, daß der König die Feindſeligkeiten mit den Franzoſen wieder anfing. Er ſelbſt begleitete den König in dieſem Feldzug, der durch Macks Niederlage ſo berühmt worden iſt. Dieſer Mann, der den Staat regierte, ließ ſich von ſeinen Untergebenen beherrſchen, und von Vorurtheilen leiten. Von jedermann gehaßt, glaubte er ſich nirgends ſicher und hatte daher zwölf Schlafzimmer, die er, ohne daß es jemand wußte, wechſelte, und durch nur ihm bekannte Mittel verwahrte. Er häufte auf alle Weiſe Geld zuſammen, legte es an verſchiedenen Orten nieder und kaufte in England Güter an. Als er im Jahr 1803, auf den Antrag einer franzöſiſchen Geſandtſchaft, zum letztenmale ſeine Entlaſſung erhielt, ging er nach Sicilien und 1808 kündigten die Zeitungen ſeinen Tod an.

Acuſtik iſt die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieſer Theil der Phyſik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dies iſt aber nicht der Natur gemäß, weil die Luft nur der gewöhnlichſte Leiter des Schalles iſt, und jede feſte oder flüſſige Materie eben ſowohl als die Luft theils ſelbſt ſchallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Sie iſt alſo vielmehr als ein Theil der Lehre von der Bewegung anzuſehen. Jede mögliche Bewegung iſt nämlich entweder fortſchreitend, oder drehend, oder ſchwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn ſie ſtark und ſchnell genug iſt, um auf unſere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigſtens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfordert werden), iſt ein Schall. Ein beſtimmbarer Schall wird Klang, ein unbeſtimmbarer wird Geräuſch und die Geſchwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. (Die franzöſiſche Sprache hat für die drei verſchiedenen Begriffe von Schall, Klang und Ton nur das einzige Wort son). Chladni hat in ſeinem zu Leipzig 1802 im Deutſchen und zu Paris 1809 franzöſiſch erſchienenen Werke über die Acuſtik das Weſentliche von dem allen, was in dieſem Theile der Phyſik von ihm und von Andern entdeckt worden iſt, vorgetragen. Die Hauptgegenſtände ſind 1. die Tonlehre oder der arithmetiſche Theil, wo bloß von den abſoluten und relativen Geſchwindigkeiten der Schwingungen die Rede iſt, und zwar erſt von deren urſprünglichen Verhältniſſen, ſodann von den zur practiſchen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieſer Verhältniſſe oder von der Temperatur. 2. Die Geſetze, nach welchen ſich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche ſich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verſchiedene Erſcheinungen äußern. Dieſes iſt die erſte Abtheilung des mechaniſchen Theils der Acuſtik. Bei allen klingenden Körpern iſt die Elaſticität als die bewegende Kraft anzuſehen; ein klingender Körper kann alſo ſeyn a) durch Spannung elaſtiſch; dieſe Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, ſind Saiten, wenn ſie aber membranenförmig ausgedehnt ſind, ſind es Pauken- und Trommelfelle. b) Durch Druck elaſtiſch; hieher gehört die in Blasinſtrumenten eingeſchloſſene Luft, welche ſich auf mannigfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zuſammenzieht, und in manchen Inſtrumenten durch Oeffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird. c) Durch innere Steifigkeit elaſtiſch. Dieſe Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung, ausgedehnt ſeyn, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehreren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blas-Inſtrumenten; Chladni hat aber, ſo viel es ſich thun ließ, auch die Schwingungen aller andern Arten von klingenden Körpern unterſucht. 3. Die Lehre von der Fortleitung des Schalles ſowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüſſigkeiten, als auch durch andere feſte oder tropfbar flüſſige Materien, welches die zweite Abtheilung des mechaniſchen Theils iſt. 4. Die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menſchen und bei Thieren, welches der anatomiſch-phyſiologiſche Theil der Acuſtik iſt. Y.

Adagio. Es giebt fünf Hauptgrade der muſikaliſchen Bewegung oder Geſchwindigkeit, welche vom Langſamen zum Geſchwinden in fol-

gender Ordnung auf einander folgen: Largo, Adagio, Andante, Allegro, Preſto; von dieſen iſt Adagio der zweite. Das Adagio, die Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in dieſem Grade der Bewegung, und zwar mit einem ſchmachtenden, zärtlichen Affect, geſpielt oder geſungen werden.

Adam (hebräiſch: aus Erde geboren), der Vater des Menſchen-Geſchlechtes, wurde nach dem moſaiſchen Mythus am ſechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menſchen, den er nach ſeinem Ebenbilde formte, und zum Beherrſcher der vernunftloſen Geſchöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva hebr. Mutter der Lebendigen), aus ſeinem eigenen Fleiſche gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenſchaft bevölkern ſollten. Der Garten von Eden, voll fruchtetragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewieſen, und ſie fanden daſelbſt alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens ſtand der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen, und von dieſem zu eſſen, hatte ihnen ihr Schöpfer verboten. Eva aber ließ ſich von der Schlange verleiten, eine Frucht deſſelben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerſtörte ihr Glück. Die Geſtalt der Dinge verwandelte ſich plötzlich vor ihren Augen; ſie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten ſich, ſie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens ſuchte Adam ſich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf ſie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unſchuld, in dem er geſchaffen worden, ſah Adam ſich verurtheilt, fortan im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühſeligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und ſtarb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradieſe verlebt hatte. Die Geſchichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen faſt in allen Traditionen alter Völker, und ſie ſcheint bei allen eine gemeinſchaftliche Quelle zu haben. Adam hat einer Secte, die ſich Adamiten nannte, den Namen gegeben. Sie gingen in ihren Verſammlungen nackt, und behaupteten, Chriſtus habe den Stand der Unſchuld, in welchem Adam und Eva geſchaffen worden, wiederhergeſtellt.

Adam. Drei Brüder dieſes Namens haben ſich nicht unrühmlich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteſte derſelben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo ſein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den erſten Preis und ging als königlicher Penſionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Licomedes bekannten zwölf Marmorſtatuen, die man in dem Palaſte des Marius entdeckt hatte, reſtauriren, und Adam vollzog dieſen Auftrag mit vieler Einſicht. Auf gleiche Weiſe reſtaurirte er mehrere Antiken, welche nachher der König von Preußen kaufte. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den ſechzehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dazu einzugeben, und ſeine reiche und geiſtvolle Compoſition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italiäniſchen Künſtler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen ſollte, kehrte Adam auf die vortheilhaften Anerbietungen ſeiner vaterländi-

ſchen Regierung nach Frankreich zurück. Seine erſte Arbeit hier war eine Gruppe der Seine und Marne für den Springbrunnen von St. Cloud. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Profeſſor bei derſelben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beruhigt und zu ſeinen Füßen einen Triton hat. Unter mehrern andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Baſſin des Neptun zu Verſailles. Er wandte fünf Jahre darauf und erhielt dafür außer dem Preis noch eine Penſion von 500 Livres. Die Statue des heiligen Hieronymus, die er für die Invaliden verfertigte, und die man jetzt zu St. Roch ſieht, wird als eins ſeiner beſten Werke betrachtet. Sie gibt eine genaue Idee ſeiner Manier und ſeiner Talente. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er ſowohl das Nackte mit einer gewiſſen Correctheit, als auch die Gewänder mit einiger Eleganz zu behandeln verſtand. Aber der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit führte ihn auf Abwege, und verleitete ihn, nach Bernins und Anderer Beiſpiel, ſtatt auf die majeſtätiſche Einfachheit der Antike hinzuarbeiten, in der Bildhauerei mit der Malerei zu wetteifern. Daher gebührt ſeinen Werken nur ein untergeordneter Rang und ſie bezeichnen eine Epoche des Verfalls in der Kunſtgeſchichte. Von ſeinen übrigen Arbeiten befinden ſich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fiſcherei, in Berlin. Er ſtarb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebaſtian, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunſt unter ſeinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schloſſe bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St. Lucas, arbeitete mit ſeinen Brüdern in Gemeinſchaft, und kehrte nach neun Jahren nach Paris zurück, wo er nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie trat. Er arbeitete als Probeſtück den Prometheus, welchen der Geier zerfleiſcht, vollendete ihn jedoch erſt ſpäter. Sein Hauptwerk iſt das Grabmal der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künſtler gilt, was von ſeinem Bruder geſagt worden iſt. Er ſtarb im J. 1778. — Der dritte Bruder, François Gaſpard, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler ſeines Vaters. Im J. 1728 ging er zu ſeinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den erſten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er ſeine Studien vollendete. Dann ging er ſtatt ſeines Bruders Nicolas Sebaſtian, den Friedrich I. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daſelbſt mehrere Jahre und ſtarb zu Paris 1759.

Adams (John), Präſident der vereinigten Staaten Amerika's, und einer der erſten Staatsmänner ſeines Vaterlandes, ſtammte aus einer angeſehnen Familie, die im Jahr 1608 die Colonie von Maſſachuſſet-Bay gründen half, und war zu Baintree in eben dieſer Colonie am 19ten October 1735 geboren. Vor der Revolution, die ſein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er ſich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte ſeines Landes durch gut geſchriebene Abhandlungen über die canoniſchen und Feudalrechte. Seine Geſchichte des Streites zwiſchen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boſton erſchien, machte großen Eindruck auf ſeine Mitbürger. Gewaltſamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand, als der Capitain Preſton ſeine Soldaten bei einem Aufruhr in Boſton auf das Volk feuern ließ, ſo daß mehrere Perſonen getödtet wurden, derſelbe an ihm einen beredten Ver-

theidiger. Dies ſetzte ihn zwar bei Einigen in Mißcredit; aber er ward deſſen ungeachtet im Jahr 1774 und wiederholt 1775 zum Mitgliede des Congreſſes gewählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Ausſöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, ſprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beſchluß vom 4ten Juli 1776, welcher die amerikaniſchen Colonien für freie, ſouveraine und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er an den Hof zu Verſailles geſandt, um als bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten einen Allianz- und Handelstractat zwiſchen beiden Nationen zu ſchließen. Nach ſeiner Zurückkunft nahm der Staat von Maſſachuſſet ſeine Einſichten für den Entwurf einer Regierungsverfaſſung in Anſpruch, die hauptſächlich ſein Werk iſt. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Miniſter bei den Generalſtaaten in Holland, und es gelang ſeiner Geſchicklichkeit und Thätigkeit, dieſes Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er nach Paris und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Antheil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da die Centralregierung noch zu ohnmächtig war, und daher dieſer Staat andern kein Zutrauen einflößen konnte: ſo war er der erſte, der eine Veränderung vorſchlug, und mit ihm vereinigten ſich Waſhington, Hamilton und Andere; es ging daraus die Verfaſſung vom J. 1787 hervor. Waſhington ward Präſident und John Adams Vice-Präſident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Waſhington ſeine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präſident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umſtänden. Am Schluſſe ſeiner Präſidentſchaft ward Jefferſon zu ſeinem Nachfolger erwählt. Er zog ſich jetzt bei ſeinem hohen Alter von den Geſchäften zurück und ſtarb zu Newyork im J. 1803. John Adams war nicht nur ein großer Staatsmann, ſondern zeichnete ſich auch als Schriftſteller aus. Während ſeines Aufenthalts in Europa gab er ſein berühmtes Werk: Vertheidigung der Conſtitutionen u. ſ. w. (London 1794, 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geſchichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des Amerikaniſchen Congreſſes, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Maſſachuſſet geboren, und widerſetzte ſich beſonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals ſchon alt war, ſo wich er doch keinem an ſchnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derſelben. Er gab zuerſt die Ideen an, Volksgeſellſchaften zu errichten, die mit einander correſpondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boſton hatten. Dieſe Einrichtung, die einen Staat im Staate bildete war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte ſchon Unabhängigkeit, als die wärmſten Parteigänger nur Abſtellung der Beſchwerden beabſichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widerſprach er und verlangte, daß nach dem Beiſpiel der Römer jeder Amerikaner Soldat ſeyn ſollte. Waſhington liebte er nicht, denn ſein hitziger und unruhiger Kopf war zu verſchieden von der Klugheit und ruhigen Beſonnenheit dieſes Generals. Er ſtimmte ſelbſt zu dem Plane im Jahr 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen, und dem General Gates zu übergeben. Seine Vermögensumſtände gränzten faſt an Ar-

muth, und ſein kümmerliches Aeußere ſchien mit der Kühnheit ſeines Geiſtes im Widerſpruch. Er war ſo glücklich, lange genug zu leben, um die Anſtrengungen für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes noch mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikaniſchen Cato.

Adanſon (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence im J. 1727. Als ein Kind von drei Jahren kam er nach Paris; eine ſorgfältige Erziehung entwickelte frühzeitig ſeine Talente und machte ihn zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Mit vorzüglicher Neigung ſtudirte er die Naturgeſchichte, und bald wollte er ſie ganz umfaſſen wie Plinius, und alle ihre Theile verbinden wie Ariſtoteles. Dabei aber vernachläſſigte er die andern Studien nicht. Réaumur und Bernard de Juſſieu wurden ſeine Hauptführer, und Adanſon theilte ſeine Zeit zwiſchen dem königlichen Garten und den Sammlungen dieſer durch ihre Gefälligkeit ſo bekannten Gelehrten. Das linnéiſche Syſtem, welches ſich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung; er erfand andere, die ihm mehr Sicherheit darboten, und in einem Alter von vierzehn Jahren hatte er deren vier entworfen. Die heiße Begierde, aus allen Kräften die Wiſſenſchaften zu fördern, bewog ihn, dem geiſtlichen Stande, für den er beſtimmt war, zu entſagen, und auf Reiſen zu gehen, um in noch unbeſuchten Ländern Forſchungen anzuſtellen. Er entſchied ſich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungeſundheit dieſer Gegend noch lange die Naturforſcher abhalten würde, ſie zu unterſuchen. Im J. 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren dieſe Reiſe an, auf welche er den größten Theil ſeines Vermögens wandte. Kaum war er an dem Ziele ſeiner Beſtimmung angekommen, als er mit dem glühendſten Eifer ſeine Unterſuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen ſammelte. Da er bei dieſem Geſchäft ſehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethode fühlte, die ihn oft irre leiteten, bemühte er ſich, dieſelben durch eine neue allgemeine und allumfaſſende zu erſetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und ſammelte Wörterbücher von den Sprachen der verſchiedenen Völkerſchaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem ſo heißen und ungeſunden Clima kehrte er mit den koſtbarſten Sammlungen in ſein Vaterland zurück, wo er 1757 ſeine Histoire naturelle du Sénégal (1. Vol. 4.) herausgab. Dieſes Werk enthält, außer einer neuen, nach ſeiner allgemeinen Methode entworfenen, Eintheilung der Schalthiere einen Verſuch zu einer neuen Nomenclatur, vermöge welcher jede Gattung mit einem rein fingirten Namen bezeichnet werden ſollte. Einige meiſterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im J. 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur ein Vorſpiel zu ſeinem großen botaniſchen Werke, welches er 1763 unter dem Titel: Familles des plantes in zwei Bänden herausgab. Dieſes bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch ſeinen Zweck, der Botanik eine neue Geſtalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Auch kann man es nicht für ein Elementarbuch gelten laſſen; aber denjenigen, der die erſten Schwierigkeiten überwunden hat, wird es mit unzähligen Kenntniſſen bereichern. Einige Flecken, die man darin fand, und die der Verfaſſer ſelbſt erkannte, beſtimmten ihn nach fünf Jahren zu dem Entſchluß, ſein Werk neu herauszugeben. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zuſätze gemacht, als er von gigantiſchen Ideen hingeriſſen, den Plan zu einer vollſtändigen Encyclopädie faßte. In der Hoffnung, daß Lud-

wig XV. dieſes Unternehmen unterſtützen werde, ſammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuren Maſſe anwuchſen, und legte im J. 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch ſeinen Umfang allgemeines Erſtaunen erregte. Man unterwarf ihn einer näheren Prüfung, deren Reſultat jedoch des Verfaſſers Wünſchen und Erwartungen nicht entſprach. Adanſons Plan war unſtreitig trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweiſe, ſondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieſer unbeugſame Eigenſinn war Urſach, daß er überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeſchwächtem Eifer fort, ſeine Materialien zu vermehren, und nährte von Jahr zu Jahr die Hoffnung, ſein Ziel zu erreichen. Außer einigen ſchätzbaren Memoiren, die er der Academie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, ſeinen großen Plan auszuführen, beſchäftigte ihn allein; alle ſeine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunkt dafür zu beſchleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution verſetzte ihn plötzlich in die traurigſte Lage; er litt in wiſſenſchaftlicher und bürgerlicher Hinſicht die empfindlichſten Verluſte, und als das Nationalinſtitut bei ſeiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter ſeinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Miniſter des Innern bewilligte ihm eine Penſion. Seitdem ſetzte er ſeine Arbeiten fort, die nach und nach ſeine Kräfte erſchöpften. Bis an ſeinen Tod war er unabläſſig für die Ausführung ſeines großen Entwurfs beſchäftigt. Er ſtarb im Auguſt 1806. Die Zahl ſeiner gedruckten Schriften iſt gering gegen die Maſſe ſeiner nachgelaſſenen Manuſcripte, deren Herausgabe von Du-Petit-Thouars zu erwarten iſt.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchſten Grad analytiſcher Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verſtand denkt ſich nämlich ſeine Begriffe durch die Merkmale, die in denſelben enthalten ſind. Sind dieſe wieder aus Merkmalen zuſammengeſetzt, ſo zergliedert er jedes derſelben von neuem, bis nur noch einfache Merkmale übrig bleiben, die ſich weiter nicht auflöſen laſſen, und dieſes Verfahren des Verſtandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff ſelbſt, welcher auf ſolche Art zergliedert worden iſt, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder ſogenannten Definitionen, welches Begriffe ſind, die das logicaliſche Weſen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden ſollen, ſich wieder in die Erklärung eingeſchlichen hat, wodurch ein Cirkel entſteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmal von neuem zergliedert, muß es ſich offenbaren, ob man wieder auf den Punkt tritt, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition iſt eine ſolche, die weder zu eng noch zu weit iſt, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Heinrich), Vicomte von Sydmouth, Kanzler der königlichen Schatzkammer, Sohn eines Arztes, der ein anſehnliches Glück machte und mit dem Studium ſeiner Kunſt Liebe zur Staatswiſſenſchaft verband, ſo daß Lord Chatam ihn des größten Zutrauens würdigte, und ihm ſelbſt eine Unterhandlung mit dem Lord Bute übertrug. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pitt, dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Nachdem er die Schulen von Wincheſter und Oxford beſucht hatte, ſtudirte er zu Lincoln Rechtsgelehrſamkeit. Die ſchnelle und glänzende Laufbahn ſeines Freundes er-

öffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenſtellen. Er trat ins Parlament und unterſtützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hauſe der Gemeinen gewählt; und dieſer ehrenvolle Poſten blieb ihm auch bei der Zuſammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, votirte er nur gegen die Meinung ſeines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorſchlag brachte. Pitt, der ſich mit ganzer Wärme für die Verwirklichung dieſes Vorſchlags intereſſirte, blieb in der Minderheit: Addington war auf die Seite derer getreten, welche für die ſtufenweiſe Abſchaffung ſtimmten. Er verlangte, und ſetzte es durch, daß der Zeitpunkt dafür bis 1800 verſchoben wurde. Aber dieſe augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Uebereinſtimmung in dem politiſchen Syſteme. Den 28ſten Sept. 1799 unterſtützte er im Hauſe der Gemeinen die Aushebung einer neuen Miliz, um die erſten Vortheile der Expedition in Holland nicht nachdrucklos ſinken zu laſſen und den Bataviern Wort zu halten, denen die Flotte genommen und die Wiederherſtellung der Ordnung in ihrem Lande verſprochen worden war. Anſtatt Addington für ſeine Rechtlichkeit zu beloben, ſah Tierney nichts als eine kleine Unbedachtſamkeit des Miniſteriums darin, und fragte, ob die Miniſter einen Vertrag mit der Siegesgöttin geſchloſſen hätten, um die Uebergabe der bataviſchen Flotte gegen das Verſprechen der Wiederherſtellung der Statthalterſchaft anzunehmen? Pitt wies die Frage zurück durch die Verſicherung, daß der holländiſche Admiral der Ueberlegenheit der engliſchen Macht gewichen und ſich ergeben, ohne irgend einen geheimen Vertrag, und daß die Wegnahme und der Beſitz der holländiſchen Flotte ganz unabhängig von dem endlichen Reſultate der Ereigniſſe ſeyen. Den 5ten Febr. 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königlichen Schatzkammer nieder, um ſie Addington zu überlaſſen. In dieſem Charakter ſtattete er mehrere Berichte über den Finanzzuſtand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen ꝛc. ab, und wußte den an und für ſich trocknen Gegenſtand ſeiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredſamkeit auszuſchmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er ſtets eine den Frieden begünſtigende Geſinnung dar, vertheidigte den Friedensſchluß, der ſein Werk ſchien, und hatte gegen die Angriffe der Kriegspartei zu kämpfen, die ihm Schwäche und ſelbſt Mangel an Faſſungskraft vorwarf. So wie aber der Bruch ſich ankündigte, trug er ſelbſt auf feindſelige Maßregeln an, und zeigte ſich als einen der wärmſten Parteigänger des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den erſten Monaten des Jahres 1804 verurſachte ihm große Unruhen. Seine Feinde wollten dieſen Umſtand benutzen, um ihn zu ſtürzen; aber die plötzliche Wiederherſtellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Miniſterium zu verlaſſen; am 10ten Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König, der ihn vorzüglich liebt, erhob ihn damals zum Lord Vicomte von Sydmouth, und ſchenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weiſe ſein beſonderes Vertrauen. Er trat ſelbſt im Januar 1805 wieder ins Miniſterium, wurde aber nach einigen Monaten abermals daraus entfernt. Er bekleidet jetzt (1813) eine untergeordnete Stelle in der Adminiſtration.

Addiſon (Joſeph), geboren den 1ſten Mai 1672 zu Miſton in Wiltſhire, wo ſein Vater Geiſtlicher war, empfing den erſten Unterricht an ſeinem Geburtsort und ſpäter in Lichtfield, wo inzwiſchen ſein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien,

die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt ging er nach Oxford, wo ſeine lateiniſchen Gedichte die Bewunderung ſeiner Lehrer erregten. Sie erſchienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er war 22 Jahre alt, als er engliſch in Proſa und Verſen zu ſchreiben anfing. Sein erſter Verſuch war ein Bruchſtück von Virgils Landbau. Er hatte ſich bis jetzt dem geiſtlichen Stande beſtimmt; da aber ſein beginnender Ruf ihm die Bekanntſchaft des Lord Somers und des Lord Montague, damaligen Kanzlers der Schatzkammer und nachmaligen Lords Halifax, verſchafft hatte, fand er in ihnen Gönner, welche ſein Glück zu befördern geneigt waren, und dieſer Umſtand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenſtellen führen ſollte, für die er nicht geboren ſchien. Im J. 1695 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der zwar keinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften fand, aber darum nicht unterließ, einem Jünglinge von ſo großen Hoffnungen ſein ermunterndes Wohlwollen zu bezeigen. Addiſon wünſchte zu reiſen und erhielt dazu eine jährliche Penſion von 300 Pfund. Er beſuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und ſah ſich genöthigt, da indeſſen wichtige Veränderungen im Miniſterium vorgefallen waren und ihm die Penſion nicht mehr ausgezahlt wurde, bei einem jungen Engländer, der zufällig ſeinen Führer verloren hatte, dieſen Poſten anzunehmen, und mit demſelben nach England zurückzukehren. Von Allem entblößt kam er in London an; aber dieſe peinliche Lage währte nicht lange. Die Schlacht von Höchſtädt oder Blenheim im J. 1704 verbreitete durch ganz England die lauteſte Freude, und Lord Godolphin, der dieſes große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünſchte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addiſon damit. Noch ehe derſelbe ſein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung ſeines Eifers den Poſten eines Appellationscommiſſärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hannover und ward das Jahr darauf Unter-Staatsſecretär. — Eine engliſche Oper, Roſamunde betitelt, welche er damals ſchrieb, um ſie der eben errichteten und eben nicht mit Beifall aufgenommenen italiäniſchen Oper entgegenzuſtellen, hatte keinen beſondern Erfolg. Dadurch aber, daß er dieſe Oper der intriganten, allgemein gehaßten Herzogin von Marlborough, die überdies die Literatur weder liebte noch zu lieben ſcheinen wollte, zueignete, machte er ſogar ſeinen Charakter verdächtig. Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addiſon als Secretär und ward zugleich Archivar des Schloſſes von Birmingham; ein Poſten, der mit ſehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft war. Während ſeines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundſchaft verbunden war, den Plan zu einer periodiſchen Schrift, unter dem Titel The Tattler (der Plauderer). Addiſon nahm an dieſer Unternehmung Antheil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfaſſenderer Geſichtspunkt genommen worden war. Dieſe Schrift, die erſte in ihrer Art, wurde mit einem ungemeinen Beifall aufgenommen und machte den Verfaſſer allgemein berühmt. Addiſon ſtellte darin ein Gemälde von den Sitten ſeiner Zeit auf, indem er Charaktere ſchilderte, Laſter züchtigte, die herrſchenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechſelnd den Ernſt des Verſtandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In dieſen verſchiedenen Gattungen der Gegenſtände und der Behandlung zeigte er ein ausge-

zeichnetes Talent, einen geläuterten Geſchmack und einen geſunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Er ward Muſter für viele ſpäteren Schriftſteller und unläugbar haben der Zuſchauer und das Gefolge ſeiner Nachahmer einen eben ſo ausgebreiteten als heilſamen Einfluß auf die Sitten der engliſchen Nation gehabt. Im J. 1713 zeigte ſich Addiſon der literariſchen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte ſein Trauerſpiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorſtellungen das Publicum kaum die erſte Gluth ſeiner Begierde geſtillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinſten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieſes an ſich ſchwachen und froſtigen Stücks, in welchem Addiſon recht deutlich darthat, daß er zwar ein ſchöner Geiſt, aber kein Dichter ſey, ſondern das politiſche Intereſſe deſſelben, wirkte dieſen Erfolg, zu welchem die Wighs und Tory's ſich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach ſchwächte und endlich ganz auslöſchte. Nach dem Tode der Königin Anna wurde Addiſon in verſchiedenen öffentlichen Aemtern angeſtellt. Er ging in der Eigenſchaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland zum zweiten Male nach Irland; ward darauf Lord des Handelsbureau's und 1717 Staatsſecretär. Das Jahr vorher hatte er ſich mit der verwitweten Gräfin von Warwick verheirathet. Aber dieſe Ehe mit einer eitlen, eingebildeten und herrſchſüchtigen Frau trug eben ſo wenig zu ſeinem Glücke bei, als ſeine Erhebung ins Miniſterium die Meinung, die er von ſeinem Geiſte und ſeinen Talenten begründet hatte, verſtärken konnte. Man bemerkte nur zu bald ſeine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterſtützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen ſowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme ſeiner Geſundheit bewogen ihn ſehr bald, dieſe Stelle wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouſe bei Kenſington in ſeinem 48ſten Lebensjahre an der Waſſerſucht ſtarb. Er wurde in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. — Als Gelehrter zeigte ſich uns Addiſon unter verſchiedenen Geſichtspunkten. Zwar hat er ſich in keiner ſeiner mancherlei Schriften zu der Stufe der Ueberlegenheit, welche das Genie auszeichnet, in allen jedoch weit über die Mittelmäßigkeit erhoben, und in einigen hat er eine Vereinigung von Scharfſinn und Urtheil, von Geſchmack und Scherz gezeigt, die eben ſo ſelten iſt, als die wahre Genialität. Außer ſeinen lateiniſchen ſchrieb er eine große Anzahl engliſcher Gedichte, meiſtens Ueberſetzungen und Nachahmungen des Virgil, Horaz und Ovid. Sein Gedicht auf die Schlacht von Blenheim iſt ſchon oben angeführt worden. In England gilt Addiſon für einen geiſtreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter, und die meiſten ſetzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können dieſem Urtheil nicht beiſtimmen. Als tragiſcher Dichter nimmt er einen ſehr tiefen Platz ein. Von ſeinen proſaiſchen Werken iſt nächſt dem Zuſchauer ſeine Reiſe nach Italien das wichtigſte. Seine Proſa iſt in jeder Rückſicht muſterhaft und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen ſtudirt zu werden. Als Menſch war Addiſon von den untadelhafteſten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion; ernſt und zurückhaltend in ſeinem Betragen; in der Geſellſchaft furchtſam und verlegen, ſprach er wenig vor Perſonen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, ſagte Lord Cheſterfield, einen beſcheidenern uud linkiſchern Menſchen geſehen. Unter ſeinen Freunden war ſeine Rede fließend und anmuthig. Pope wirft ihm Neid auf fremdes Talent vor.

Adel. Der heutige europäiſche Adel, welcher ſowohl von dem Adel der andern Erdtheile, als auch von dem, was in den ältern Staaten Adel genannt werden kann, ſehr verſchieden iſt, ſchreibt ſich von der Errichtung der Lehnsverfaſſung her, welche nach und nach auf die Eroberung von Europa durch Schwärme freier und ihren Königen bloß als Heerführer gehorchenden Menſchen folgte. Die Eroberer hatten Land und Volk unter ſich getheilt, und die übrigen Landesbewohner ſo zu ſagen aller menſchlichen Vorrechte beraubt. Während nun der unterdrückte Theil der Landesbewohner, ſelbſt mit Begünſtigung der Regenten, welche ſie als ein Gleichgewicht gegen die Anmaßungen jener betrachteten, arbeitete, um zur bürgerlichen Freiheit zu gelangen, wußten die Regenten die Landesbeſitzer durch die Einführung der Lehnsverfaſſung feſter an den Staat zu binden. Indem ſie den Landesbeſitzern gewiſſe Dienſtwürden ertheilten, wurden die Grundſtücke, die denſelben vorher mit vollem Eigenthumsrechte angehörten, unter den Namen eines Lehens für ihren Mannsſtamm gewiſſermaßen zum Eigenthum des Staats gemacht; die Regenten ſelbſt traten ihnen gehörige Ländereien unter dieſen Bedingungen als Lehen an Unterthanen ab. So entſtand die Lehnsverfaſſung und der europäiſche Adel. In Deutſchland gibt es einen hohen und niedern Adel, und zwar nicht bloß dem Namen, ſondern auch der Sache nach; urſprünglich gab es jedoch nur Eine Gattung des Adels. Die Herzoge, Grafen u. ſ. f., welche jetzt den hohen Adel ausmachen, bekleideten damals bloß perſönliche, aber keine erblichen Würden; erſt mit völliger Ausbildung des Lehnsſyſtems wurden einige große Kriegspfründen und Pflegſchaften erblich: und ſo entſtand der Unterſchied zwiſchen einem herrſchenden und beherrſchten, oder einem hohen und niedern Adel. Die ehemalige Kriegsverfaſſung und die darin entſtandene Ritterwürde — in ihrer glänzendſten Periode der höchſte Ehrengipfel, den die in Kriegsdienſten ſtehenden Perſonen erreichen konnten, — enthält den Urſprung der Vorrechte des niedern Adels. Bis auf die Zeit Kaiſer *Friedrich* II. konnte jeder Freigeborne, wenn er begütert genug war, ſich in dieſe Laufbahn wagen und Lehrling werden; aber nach einer Anordnung dieſes Kaiſers mußte er vorher zeigen, daß er von Ritterart ſey. (S. Geſchichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmſten europäiſchen Völkern, von C. *Meiners*. Das Ritterweſen des Mittelalters nach ſeiner politiſchen und militäriſchen Verfaſſung, a. d. Fr. des Hrn. de la *Curne* de St. *Palaye*, von Joh. Ludw. *Klüber*. Eine gute Geſchichte des deutſchen Adels iſt in folgendem Werke enthalten: Nachricht von einigen Häuſern des Geſchlechts der von Schlieffen oder von Schlieben, Caſſel 1784.) — Was den *politiſchen Nutzen* des Adels betrifft, ſo iſt wohl nicht leicht jemals ſo viel für und wider denſelben geſagt worden, als in dem gegenwärtigen Zeitalter. *Montesquieu's* lange Zeit als *Axiom* angenommener Meinung, daß der Adel zwiſchen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht halte, und dem Volke zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Herrſcher diene, ſetzt *Hennings* entgegen: die Geſchichte der Völker lehre das Gegentheil, und ſtelle den Adel als die Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Volke dar (*Hennings* über die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes). Beide Schriftſteller ſcheinen zu raſch aus einzelnen Thatſachen allgemeine Grundſätze gezogen zu haben. Es iſt dem Adel eben ſo wenig weſentlich, die Vormauer als die Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Volke zu ſeyn; die Geſchichte liefert für beide Fälle Thatſachen. Jeder Stand kann zur Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen dem andern dienen;

alles kommt darauf an, zwiſchen welchen Ständen das Gleichgewicht geſtört worden. In den mittlern Zeiten haben ſich die Fürſten vielfältig des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient. Ueberhaupt kann die Frage nicht ſowohl von der Zweckmäßigkeit des Adels, ſondern nur davon ſeyn, ob er in ſeiner bisherigen Geſtalt noch dem Geiſte der gegenwärtigen Zeit angemeſſen ſey. Daß er es früher geweſen, wird durch ſeine lange Exiſtenz bewieſen, denn die Erfahrung lehrt, daß, wie kurz oder lang auch der Kampf ſey, jedes dem Zeitgeiſte widerſtrebende und widerſprechende Inſtitut demſelben unterliegt. Die Urſachen aber, durch deren Zuſammenwirkung der Adel ſeine zufällige Bedeutung verlor, und den Reformen entgegengeführt wurde, die er theils ſchon erfuhr, theils noch erwartet, bieten ſich uns leicht dar, wenn wir einer Seits ſeine Entſtehung und Beſtimmung, und anderer Seits die Fortſchritte betrachten, welche der menſchliche Geiſt ſeitdem machte, und die Veränderungen, welche dadurch in der bürgerlichen Verfaſſung hervorgebracht wurden. Der Adel entſtand aus dem Kriege; ſeine Beſtimmung war für den Krieg; Tapferkeit ſeine erſte Tugend; Güter und Vorrechte ſeine Belohnung. Sowohl jene als dieſe erbten vom Vater auf Sohn. Als aber durch die Erfindung des Schießpulvers und deſſen verbreitetern Gebrauch die Geſtalt der Kriege verändert wurde, als nicht mehr perſönlicher Muth das einzige Erforderniß zum Kriegführen war, ſondern der Erfolg der Schlachten durch die Maſſen der Kämpfenden und deren geſchickte Leitung entſchieden ward; da bereitete ſich der Verfall des Adels zuerſt vor. Sein Anſehen blieb jedoch ungeſchwächt, ſo lange er nicht nur der tapferſte, ſondern vermöge ſeines Reichthums auch der gebildetſte, vornehmſte und dem Fürſten nächſte Stand war. Er nahm jetzt die Befehlshaberſtellen bei den Heeren ein, ermunterte durch ſein Beiſpiel die rohen Söldner, die er allein anzuführen verſtand. Hier fand er eine würdige und glänzende Laufbahn, die er lange mit dem ſchönſten Erfolg betrat. Indeß entwickelte ſich der Bürgerſtand; die Erfindung der Buchdruckerkunſt gab dieſem die Mittel, ſeinen Geiſt zu bilden, die Entdeckung Amerika's und der dadurch unendlich erweiterte Handel gaben ihm die Mittel, ſich zu bereichern. Je mehr aber der dritte Stand an Geiſteskultur und Reichthum zunahm, deſto mehr verſchwand der Unterſchied, der ihn von dem Adel trennte, und zwiſchen beiden Ständen erhob ſich ein rühmlicher Wettſtreit, es einander in Entwickelung ihrer Talente zuvorzuthun. Einzelne Männer von glänzenden Eigenſchaften und Verdienſten hoben den Bürgerſtand, während der Adel durch einzelne Beiſpiele der Entartung und Unwürdigkeit herabgezogen wurde. Seit dem Bürger nichts mehr im Wege ſtand, ſich gleich dem Edelmanne auszubilden, blieben dieſem keine Vorzüge mehr, als ſeine Ahnen und ſeine ererbten Privilegien. Jene, die allerdings dem wahren Verdienſt einen noch höhern Glanz zu geben vermögen, ſind jedoch nur von idealem Werth. Dieſe hingegen begründen noch einen reellen Vorzug, indem ſie dem Adel außer vielen Freiheiten die vornehmſten Staats- und Militärwürden ſichern. Da aber dieſe Einrichtungen, ohne innere Nothwendigkeit, nur auf der Achtung des von Alters her Gültigen beruhen, ſo können ſie auch nur ſo lange beſtehen, als der Staat ihre Aufrechthaltung ſeinem Intereſſe nicht entgegen findet. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, deren außerordentliche Ereigniſſe die Entwickelung aller Staatskräfte, geiſtiger und phyſiſcher, im weiteſten Umfange erfoderten und erfodern, mußte eine ſo ſchwach gezogene Scheidewand niederſinken. Die ſchon früher ausgeſprochene Wahrheit, daß jeder Staatseinwohner nach Maß-

gabe ſeines Vermögens zu den Staatslaſten beizutragen habe, und daß der Vortheil des Ganzen erfodere, Aemter und Würden dem Fähigſten und Würdigſten zu ertheilen, wurde jetzt allenthalben in Ausübung gebracht, wo man das Bedürfniß fühlte, und wo der geiſtige Zuſtand der Nation es zuließ. Von Frankreich, wo die Revolution den Adel völlig vernichtet hatte, ging dieſe Reform aus; doch begnügten ſich diejenigen Staaten, welche ſie annahmen, mit der Einziehung ſeiner Privilegien, ohne ihn darum ſelbſt abzuſchaffen. Sie unterwarfen ihn gleichen Abgaben und Laſten mit den übrigen Unterthanen, und ließen den Bürgerlichen um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm concurriren. Unläugbar ſind dieſe Verfügungen den herrſchenden Begriffen unſers Zeitalters angemeſſen, und Napoleon, der in Frankreich einen neuen Adel gründete, ging von ihnen aus. Ueber die Maſſe der Menſchen erhebt man ſich nur durch ſeltenes Geiſtesvermögen, oder durch Verdienſt um den Staat in höhern Aemtern, oder durch Reichthum des Beſitzes. Das Talent kann ſich Gewalt und Reichthum erwerben; Gewalt kann ſich Beſitz gewinnen; Reichthum hat offenen Weg zur Macht. — Nur dieſe drei Tugenden erheben bei allen Völkern über den großen Haufen. Demnach verband Napoleon den Adelsrang mit den höchſten Staatswürden. Die Großwürdenträger des Reichs führten als ſolche, den Titel Prinz und Hoheit. Miniſter, Senatoren, Staatsräthe, Präſidenten des geſetzgebenden Körpers und Erzbiſchöfe hatten den Grafentitel auf Lebenszeit. Die Präſidenten der Wahlcollegien in den Departements, der erſte Präſident und der Generalprocurator des Caſſationsgerichts, der Rechnungskammer und des Appellationsgerichts, die Biſchöfe, die Maires der 37 Städte, welche bey der Kaiſerkrönung erſchienen, hatten auf Lebenszeit den Titel Baron; die Mitglieder der Ehrenlegion hießen Chevaliers. Dieſe Titel konnten auch auf die geſetzmäßige natürliche oder adoptirte Nachkommenſchaft, im männlichen Geſchlechte, nach der Ordnung der Erſtgeburt vererbt werden; doch mußte dem Erben in dieſem Falle durch Errichtung eines Majorats, eine durch das Geſetz beſtimmte Summe jährlichen Einkünfte geſichert werden. So haftete alſo der Adelstitel nicht an der Perſon, ſondern an der Würde im Staate, oder an den Gütern, die der Erbe des Adelichen beſaß; und er wurde einzig durch nützliche Talente, Gewalt oder Reichthum erworben, ohne daß er in verkehrter Ordnung zu Reichthum, Ehrenſtellen oder Glauben an Talent berechtigte. Indem dieſe Einrichtungen die Anſprüche der Vernunft und des Zeitgeiſtes befriedigten, ſchuf Napoleon zugleich durch den von ihm gebildeten Adel eine Stütze ſeines Throns und ein kräftiges Organ zur Förderung ſeiner Zwecke. Mit ſeinem Sturze verlohren aber ſeine den Erwerb und die Fortpflanzung des Adels betreffenden Inſtitutionen ihre Kraft; in der Conſtitution, welche Ludwig XVIII. ſeinem Reiche gab, behielt er ſich ſogar bevor, den Adelſtand nach Willkühr zu vertheilen; jedoch wurde bewilligt, daß der neue Adel ſeine Titel behalten dürfe.

Adelſtan, der achte König von England während der ſächſiſchen Dynaſtie, ein natürlicher Sohn Eduards des ältern, wurde durch Liebe und freie Wahl des Volks im J. 925 auf den Thron erhoben. Er wurde ſeinen Brüdern vorgezogen, welche ſeine Verdienſte erkannten, und ihn friedlich regieren ließen, und erfüllte die Hoffnungen, die man von ihm hatte. Man verſichert, daß er nie Blut vergoſſen habe, als das ſeiner Feinde, an der Spitze der Armeen und in gerechten Kriegen. Ein vornehmer Engländer, der eine Verſchwörung gegen ihn unternom-

men hatte, aber entdeckt und geſetzlich überführt wurde, erhielt von ihm keine andere Strafe, als die der Verweiſung. Die Dänen in Northumberland, die ſich von der engliſchen Herrſchaft befreien und dies eine der ſieben Königreiche wieder herſtellen wollten, wurden von ihm geſchlagen. Die Ueberwundenen flohen unter der Anführung des Amlaff, Sohn des Sitrik, nach Schottland, und zogen Conſtantin, den König dieſes Landes, zu ihrer Partei. Dieſer vergaß die Verträge, in denen er mit Adelſtand ſtand, und verheerte England. Adelſtan rückte ihm entgegen, zwang ihn in den Ebenen von Bromfeld zu einer Schlacht, die 30 Stunden dauerte und in der die gerechte Sache ſiegte. Fünf Anführer der Schotten, Irrländer und Galen fand man unter den Erſchlagenen. Er verfolgte ſeinen Sieg und eroberte Schottland. Aber zufrieden, die Treuloſigkeit beſtraft zu haben, gab er dieſem Fürſten alle Länder zurück, indem er ſagte: „Es iſt rühmlicher, Könige zu machen, als zu entthronen.“ Eben ſo beſtrafte er auch die übrigen Theilnehmer dieſes Krieges. Er regierte ſeitdem in Frieden, und wendete ihn an, das Glück ſeiner Unterthanen immer mehr zu begründen. Er erneuerte und verbeſſerte die Geſetze ſeines Vaters, war unermüdet, den Frevel an den Geſetzen zu verhüten, und gnädig auch bei den Strafen, welche die Schuldigen trafen. Nach einer kurzen Regierung von ſechzehn Jahren ſtarb er im J. 941, von ſeinem Volke angebetet und von auswärtigen Völkern geachtet und verehrt.

Adelung (Johann Chriſtoph), dieſer um die vaterländiſche Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte, war 1734 zu Spantekow in Pommern geboren, genoß den erſten Unterricht theils zu Anklam, theils zu Kloſterbergen bei Magdeburg, und vollendete ſeine Studien auf der Univerſität zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Profeſſor an dem Gymnaſium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf nach Leipzig, wo er ſich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutſchen Sprache und Literatur ſo nützlich geworden. In dieſem Jahre ernannte ihn der Churfürſt von Sachſen zum Bibliothecar und als ſolcher mit dem Titel eines Hofraths ſtarb er zu Dresden im Sept. 1806. Adelung allein hat für die deutſche Sprache geleiſtet, was für andere nur ganze Akademien leiſteten. Sein grammatiſch-kritiſches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 bis 1786 erſchien, übertrifft das engliſche von Johnſon in allem, was die Definitionen, die Abſtammung, die Ordnung der Bedeutungen und überhaupt die Etymologie der Wörter betrifft; aber es ſteht ihm nach in der Wahl der claſſiſchen Schriftſteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden; entweder weil zu der Zeit, wo Adelung die Materialien zu ſeinem Werke ſammelte, eine große Anzahl der beſten deutſchen Schriftſteller noch nicht bekannt oder nicht genugſam anerkannt waren, oder weil Adelungs Vorliebe für die oberſächſiſchen Schriftſteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle diejenigen zu vernachläſſigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte. Er hatte als Norm den Dialect des Markgrafthums Meißen feſtgeſtellt, und verwarf alles, was in den höheren Ständen und bei den berühmteſten Schriftſtellern dieſer Provinz nicht gebräuchlich war. In der Ueberzeugung, daß die Sprache das Werk der Nation und nicht der Individuen, ſelbſt der ausgezeichnetſten, ſey, und der meißniſchen Mundart, als der reichſten und früheſt kultivirten, vor allen andern mit Recht den Vorzug gebend, vergaß er doch zu ſehr, daß die Bücherſprache, in Deutſchland mehr als in jedem andern Lande, das Werk der Gelehrten ſey, und daß der Mangel eines politiſchen Mittelpunkts, verbunden mit der Gleichgültigkeit der Regierungen ge-

gen die Mutterſprache, den Schriftſtellern das Geſetz und das Recht gegeben, aus der Tiefe der Sprache alle Schätze hervorzuziehen, welche ſie darbietet, und dazu die einzelnen Mundarten zu benutzen. Adelungs gemeſſener und methodiſcher Geiſt erſchrack über die Anarchie und die Fluth neuer Wörter, womit er die deutſche Sprache bis ins unbegränzte bedroht ſah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugſamkeit und Bildſamkeit, die ſie allein mit der griechiſchen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, dieſe Mängel gerügt. Die von 1793 bis 1801 erſchienene zweite Auflage des Adelungiſchen Wörterbuchs liefert eine Menge von Zuſätzen, die an ſich ſchätzbar ſind, aber mit den inzwiſchen erfolgten Fortſchritten der Sprache in keinem Verhältniß ſtehen, und nur zu deutlich beweiſen, daß der unermüdlichſte Fleiß die ſchon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuſchaffen nicht vermag. Von Adelungs übrigen Werken, deren vollſtändige Aufzählung wir hier unterlaſſen, nennen wir ſeine ſchätzbaren deutſchen Sprachlehren, ſein Magazin für die deutſche Sprache, ſein Werk über den deutſchen Styl, und ſeinen Mithridates, in welchem er die Ausbeute ſeiner geſammten Sprachforſchungen niederzulegen gedachte. Er ſelbſt vollendete jedoch nur den 1. Band; die beiden folgenden verdanken wir dem gelehrten Linguiſten Vater in Königsberg, der dazu theils des Verſtorbenen Papiere, theils von A. v. Humbold gelieferte Materialien, theils die Reſultate eigner Unterſuchungen verarbeitete. — Als Menſch war Adelung von den unbeſcholtenſten Sitten und ſehr liebenswürdigen Eigenſchaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er ſich im Kreiſe ſeiner Freunde und an einer gut beſetzten Tafel erholte. — Des Vorigen Neffe, Friedrich Adelung, ruſſ. kaiſerl. Collegienaſſeſſor in St. Petersburg und ſeit 1803 Lehrer der jungen Großfürſten und in den Adelſtand erhoben, hat während ſeines Aufenthalts in Rom intereſſante Unterſuchungen über die in der vaticaniſchen Bibliothek befindlichen altdeutſchen Gedichte angeſtellt und mitgetheilt.

Adept, ſ. Alchymie.

Aderlaß, das Weglaſſen einer Quantität Bluts mittelſt Oeffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader. Wo dieſe Oeffnung geſchehe, darauf wurde von den Alten ſorgfältig geachtet. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1. am Arm, aus der äußern oder innern Hautvene, oder aus der Mittelblutader; 2. an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3. am Fuß, aus jeder hinlänglich ſtarken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4. am Halſe, aus dem hintern Aſte der Juguralvene; 5. an der Zunge aus der Froſchblutader. — In Deutſchland gebraucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England u. ſ. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven ſicherer zu vermeiden iſt. Unter den Pulsadern iſt die Schlafarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von dieſem eben beſchriebenen allgemeinen Aderlaß unterſcheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geſchieht, um bei Entzündungen das Blut aus der leidenden Stelle zu ziehen, ohne das ganze Syſtem zu ſchwächen. Der Aderlaß gehört unſtreitig zu den wirkſamſten Mitteln in der Heilkunſt, aber über ſeine Anwendbarkeit haben die vorzüglichſten Aerzte ſehr verſchieden gedacht. Podelirius, des Aeskulap Sohn, (etwa 1184 vor Chr.), wird uns als der erſte genannt, der den Aderlaß anzuwenden wagte, indem er des kariſchen Königes Damäth Tochter, Syrna, durch Oeffnung der Adern an beiden Armen

glücklich herſtellte. Später iſt von Euryphon unter den knidiſchen Aerzten, und von Demokrit (464 vor Chr.) bekannt, daß ſie den Aderlaß verordneten. Hippokrates ſelbſt, zu deſſen Zeiten dies Mittel ſchon ſehr gebräuchlich war, wandte es ſparſam an, denn er ſah die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirkſamkeit derſelben ſtörendes Schwächungsmittel an. Häufiger und endlich bis zum Mißbrauch verordneten ihn ſeine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Unter dieſen waren die vorzüglichſten Chryſipp und deſſen Schüler Eraſiſtrates in Alexandrien. Nach ſeiner Theorie war in den Arterien ein Geiſt als die Lebenskraft, in den Blutadern aber nur entgeiſtetes Blut vorhanden, deſſen Uebergang in die Arterien die Krankheit erzeuge. Für die Urſach dieſer Unordnung hielt er die Vollblütigkeit, die nicht durch Aderlaß, ſondern durch Enthaltſamkeit u. ſ. w. gehoben werden müßte. Die um dieſe Zeit entſtehenden Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem ſie der Beobachtung der Natur auf hippokratiſche Weiſe nachſtrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlaſſes zu beſtimmen ſuchten. Aber mit den Wiſſenſchaften zerfiel auch die Heilkunſt in Griechenland. Zwar erhoben ſich griechiſche Aerzte unter den Römern, aber die empiriſche Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlaſſen eine neue Geſtalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Urſach der meiſten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt, ſo wie ſein Schüler Themiſon, ſchon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm beſtimmte Celſus, der lateiniſche Hippokrates, bündig und ſchön die Fälle des Aderlaſſes (im J. 5. nach Chr. Geb.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im J. 160), der eine Hauptclaſſe der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderläſſe, und durch das Anſehen ſeiner Lehre, die durch mehrere Jahrhunderte die herrſchende war, wurde der Gebrauch derſelben ſehr verbreitet. Nach dem Umſturz des römiſchen Reichs waren die Aerzte in Europa ſo ſelten, daß Carl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß, und überhaupt ohne ärztliche Behandlung ſtarb. Die arabiſchen Aerzte folgten dem Galen, verbreiteten ſeine Lehre in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn ſchon durch ſie die Anwendung des Aderlaſſes vervielfältigt wurde, ſo geſchah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Beſitz der Heilkunde, wie überhaupt aller damaligen Wiſſenſchaft waren, und den Uebeln der Vollblütigkeit lieber durch Blutablaſſen als durch Mäßigkeit abhelfen mochten. Später verflocht man die Aſtrologie in die Lehren der Medicin, und beſtimmte den Aderlaß nach gewiſſen Tagen. Die Päpſte hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunde unterſagt; allein theils achteten dieſe nicht darauf, theils erklärten ſie das Verbot nur von chirugiſchen Operationen. So trennte ſich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entſtand, und eignete ſich das Aderlaſſen, Schröpfen und Bartſcheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlaſſens immer mehr überhand; es galt damals die Regel: den erſten Tag verlebe läſſig, den andern mäßig, den dritten toll und voll, der vierte thut dem Aderlaß wohl. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt die Schriften der griechiſchen Aerzte und vornehmlich des Hippo-

krates verbreitet wurden, und ihre Lehre wieder auflebte, da wurde wenigſtens unter den Aerzten der Aderlaß wieder auf beſtimmte Fälle beſchränkt. In Deutſchland verdrängte Paracelſus (1525) das galeniſche Syſtem und mit ihm den Aderlaß, der bloß in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. ſ. w. blieb jedoch noch theils das hippokratiſche, theils das verunſtaltete galeniſche Syſtem, und daher auch der Aderlaß herrſchend, der aufs höchſte gemißbraucht wurde. Helmont (1600), der Stifter einer ganz verſchiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeiſt, den er Archäus nannte, zu ſehr dadurch geſchwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte in ſo fern Einfluß auf den Aderlaß, als ſie zu Verſuchen veranlaßte, (1642), die Heilmittel in die Adern ſelbſt einzuſpritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulaſſen, und durch Blut von geſunden Menſchen oder Thieren zu erſetzen. In England erſchien Sydenham (1673), der durch ſtarke Aderläſſe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Faſt in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, faſt immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf 40 Unzen. Ihm entgingen die üblen Folgen davon nicht, aber er glaubte die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) ſuchte Hippokrates Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und ſtellte über den Aderlaß ſehr richtige und gemäßigte Grundſätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, ſey ſelbſt keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwiſchen den feſten und flüſſigen Theilen könne ſie dazu werden, und in dieſen Fällen ſey das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlaſſen, wenn die Vollblütigkeit in Bewegung geräth, und Congeſtion oder Blutfluß erregt. Dieſem Fall aber rieth er vorbauungsweiſe durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte ſich entſtellt und mißverſtanden ins Publicum fort. Allenthalben hielt man Präſervativaderläſſe für nöthig, und in Frankreich ging der Mißbrauch ſo weit, daß Molière die Aerzte mit ihrem ewigen Clisterinm donare, postea segnare, ensuita purgare, mit Recht auf der Bühne lächerlich machte. Bordeu arbeitete dem Unweſen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer ſehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zuſtände des Nervenſyſtems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs anſah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und beſonders des Syſtems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berückſichtigung aller Umſtände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meiſtens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlaſſung zu Aderläſſen. Mehrere neuere Aerzte hingegen ſuchten ihre zu häufige Anwendung einzuſchränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Hufeland, Reil, Hildebrand u. A. Wolſtein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine ſo bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall ſuchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verſtattete den Aderlaß bei ſtheniſchen Krankheiten, deren Zahl er aber ſehr gering angab, und die Ausbreitung ſeiner Lehre (ſ. Erregungstheorie) beſchränkte den Gebrauch dieſes Mittels immer mehr. Nur unter den ächten Heilkünſtlern erhielt ſich die richtige Anwendung deſſelben. Dahin gehören außer den genannten Männern, Hades, Heim, J. Frank, und Andere; vorzüglich auch Marcus, der durch glückliche Anwendung naturphiloſophiſcher Grundſätze auf die Medicin wichtige neue Anſichten eröffnete. Faſſen wir das Reſultat dieſer Ueberſicht kurz zuſammen, ſo finden wir,

daß die größten Aerzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieſes Mittels, das in der Heilkunſt nicht entbehrt werden kann, übereinſtimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung deſſelben von einander abwichen. H.

Adern ſind die häutigen und muskulöſen Canäle im thieriſchen Körper, welche das Blut aus dem Herzen durch alle Theile des Körpers und wieder nach dem Herzen zurückführen. Aus dem Herzen, welches den Mittelpunkt der für das Leben unumgänglich nothwendigen Blutcirculation bildet, erheben ſich vier Hauptadern, welche ſich nach und nach in mehrere Aeſte theilen, die, immer wieder getheilt, ſich durch den ganzen Körper in unzähligen Zweigen bis in ſeine äußerſten Theile verbreiten. Von dieſen vier Hauptadern, auf welche ſich das ganze Adernſyſtem des Körpers zurückführt, ſind zwei Puls- und zwei Blut-Adern. Aus jeder der zwei Herzkammern ſteigt eine von jeder Gattung empor. Beide Gattungen von Adern ſind ſehr weſentlich von einander verſchieden. Die Pulsadern führen das Blut **aus** dem Herzen; bei jedem Schlage deſſelben treibt das darin vorhandene Blut in die Puls-Adern, ſo wie bei jeder darauf folgenden Oeffnung deſſelben die Blut-Adern es wieder füllen. Dieſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung des Herzens theilt ſich den Pulsadern mit, weshalb ſie auch Schlag- oder Pulsadern (Arterien) heißen. Durch dieſe unaufhörlich fortgeſetzte Bewegung wird das Blut durch alle Zweige der Pulsadern fortgetrieben, bis es endlich aus den feinſten Canälen derſelben in die Blutgefäße des Fleiſches übertritt, aus welchen es die eben ſo ſubtilen äußerſten Canäle der Blutadern (Venen) aufnehmen und dem Herzen in zwei Hauptſtämmen wieder zuführen. Die Venen haben keinen Schlag, und das Blut, das durch die Pulsadern ruckweiſe getrieben wird, fließt durch ſie gleichmäßig und ruhig zum Herzen zurück. Daher kommt es denn, daß die Verletzung einer Vene leicht zu heilen, einer Arterie hingegen (gewiſſe Fälle ausgenommen) unheilbar iſt. Ein anderer weſentlicher Unterſchied im Baue der Venen von den Arterien beſteht darin, daß die erſteren in ihren Höhlungen Ventile oder halbmondförmige Klappen haben, welche ſich dem rückgängigen Laufe des Bluts entgegenſtellen; zwei ſolche Ventile verhindern auch, daß nicht bei jedem Schlage des Herzens Blut in die beiden Venenſtämme tritt. Die aus der rechten Herzkammer entſpringende Pulsader, welche ſich in unzähligen kleinen Aeſten durch die Lunge verbreitet, heißt die Lungenpulsader (arteria pulmonalis), ſo wie die in der linken Herzkammer entſpringende, welche das Blut durch den ganzen übrigen Körper führt, die **große Puls-Ader** (arteria aorta). Eben ſo heißt die Blutader, welche das Blut in die rechte Herzkammer zurückführt, die Lungenblutader (vena pulmonalis), die andere hingegen, welche das Blut in die linke Herzkammer zurückführt, Hohlader (vena cava). Daraus erhellt denn, daß eigentlich ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt findet: der eine durch die Lunge, der andere durch den ganzen übrigen Körper. (Vergl. den Art. Blut.) Bekannt iſt es, daß man wegen der Aehnlichkeit auch gewiſſe Canäle in den Blättern und andern Theilen der Gewächſe, ſo wie gewiſſe Faſern und Striemen in Geſteinen u. ſ. w. Adern nennt.

Ades, ſ. **Hades**.

Adhäſion (Anhängen) nennt man die Eigenſchaft der Körper, vermöge welcher ſie bei der Berührung ſich ſo verbinden, daß eine äuſſere Kraft dazu erfordert wird, um ſie wieder zu trennen, wie flüſſige und feſte Körper thun. Man ſieht hieraus, daß die flüſſigen Körper durch die feſten ſtärker angezogen werden, als ſie unter einander zuſam-

menhängen. Doch findet hier ein Unterſchied Statt; denn Queckſilbertheilchen hängen ſich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Waſſer hängt ſich an den meiſten Körpern an, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, Staub, Mehl u. dgl. bedeckt iſt. Flüſſige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Maſſe, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, ſondern ſteigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweiſe hiervon gibt das Waſſer, Bier u. ſ. w. in Gläſern, Eimern, Töpfen u. ſ. w. In Gefäßen hingegen, deren Maſſe von den darin enthaltenen Flüſſigkeiten nicht benetzt wird, ſtehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Queckſilber in einem Glaſe eine gleichſam convexe Oberfläche. Waſſer u. dergl., gießt man es aus einem Gefäße, deſſen Maſſe davon benetzt wird, läuft leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht eine geſchickte Richtung gibt. Queckſilber thut dies aus einem Glaſe nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei ꝛc.

Aedilen, obrigkeitliche Perſonen bei den Römern, welchen die Aufſicht über die öffentlichen Schauſpiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Bauſtreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt; zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriciern hinzu, welchen letztern der elfenbeinerne Magiſtratsſtuhl vergönnt war, und ſie ſelbſt wurden Aediles curules, jene hingegen Aediles plebis genannt. Julius Cäſar ſetzte noch eine dritte Gattung hinzu, denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adjuſtiren heißt im Handel und Wandel, etwas in völlige Richtigkeit ſetzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzuge meſſingner und eiſerner Gewichte gebraucht, wenn ſie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewicht gleichen; und endlich heißt es im Münzweſen die Bereitung und Beſchneidung derjenigen Metallſtücke, die nachher zur Ausprägung der Species dienen.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier. Man unterſcheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten der Gouverneurs und Feſtungscommandanten, der Diviſionärs und Brigadiers. Generaladjutanten ſind bei Monarchen, bei Feldmarſchällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generalen. Oft ſind ſie dem Range nach ſelbſt Generale. Ihr Amt iſt, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn, bei welchem ſie ſind, im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und ſolche ihrem Chef vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegeriſchen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Offizieren vom Generalſtabe die Plane, Zeichnungen u. ſ. w. unter ihrer Obhut; beſorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Dispoſitionen; führen den militäriſchen Briefwechſel, arbeiten die Relationen vorgefallener Kriegsereigniſſe, Schlachten und Gefechte aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht ſelten werden ſie auch zu Unterhandlungen gebraucht. Flügeladjutanten ſind ebenfalls Generaladjutanten bei dem Monarchen oder Feldherrn. Ihre Benennung rührt daher, weil ſie in der Schlacht die Befehle deſſelben auf die Flügel der Armee bringen müſſen, zuweilen auch dem General, der einen Flügel oder ein abgeſondertes Corps auf einem Flügel commandirt, zugegeben ſind. Die Adjutanten der Diviſionäre und Brigadiers haben bei ihren Chefs dieſelben Geſchäfte, wie die Generaladjutanten bei den Oberfeldherrn. Regimentsadjutanten

empfangen die Rapports, beſorgen die Militärcorreſpondenz, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienſt im Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und beſorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Aufträge. Der Bataillonsadjutant hat dieſelben Verrichtungen im Bataillon. In den franzöſiſchen Armeen hat jedes Bataillon zwei Adjutanten, einen Adjutant-Major, der wirklicher Offizier, wohl mit Capitainsrang iſt, und einen Adjutant-Sousoffizier, der den Rang zwiſchen dem Sergeant-Major und Offizier hat, aber Offiziersuniform trägt. Erſterer kann mit unſern Regimentsadjutanten, und letzterer, in Rückſicht der Dienſtleiſtung, mit unſern Bataillonsadjutanten verglichen werden.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künſte iſt der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrſchaft aus. In dieſem Sinne finden wir ihn als ein häufiges Emblem und Symbol der Völker, Fürſten und Heere. Er war das hieroglyphiſche Sinnbild der Städte Heliopolis, Emeſus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einſt zum Zeichen der Freundſchaft ſchickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieſer Zeit an blieb der Adler eines der erſten Attribute der Republik, welches ſpäter auch die Kaiſer beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerſt bei den Perſern vor; ſie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren ſie anfangs nur von Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzſtrahl, unter Cäſar und ſeinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzſtrahl. Der doppelköpfige Adler war zuerſt bei den Kaiſern des Orients üblich, die damit ihren Anſpruch auf das morgen- und abendländiſche Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentaliſchen Kaiſer. Oeſterreich behielt dies Sinnbild aus der Erbſchaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom ruſſiſchen Kaiſer, und faſt von allen Fürſten, Grafen und Baronen des deutſchen Reichs ins Wappen gezogen. Unter den Ritterorden machte ihn der deutſche, der älteſte von allen, zu ſeiner Decoration. Seitdem folgten viele andere, wie der ſchwarze und rothe Adlerorden in Preußen; der weiße und St. Stanislaus-Orden in Polen; der St. Andreas und St. Alexander-Orden in Rußland; der Cincinnatus-Orden in Nordamerika u. ſ. w. Der ſeit Napoleon vor Frankreichs Regimentern und in der Ehrenlegion erſchienene Adler mit dem Donnerkeil iſt genugſam bekannt.

Admet, ſ. Alceſte.

Admiral, ein aus dem Arabiſchen herſtammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieſer Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerſt die Sicilianer und Genueſer ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europa's (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Paſcha brauchen) Admiral das Haupt oder den oberſten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, bei welcher kein Großadmiral iſt, dem er ſonſt im Range untergeordnet wäre. Unter dem Admiral ſteht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern und nordiſchen Mächten Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufſicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weiſe die Arriergarde (Rear) commandirt. Admiralsflagge iſt diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelſten Maſte des Schiffs

weht, auf welchem der Admiral ſich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Kriegsſchiffen begleitet wird. **Admiralſchiff**, ein Schiff, welches die **Admiralsflagge** führt. Wenn zwei Kriegs-Schiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zuſammen kommen; ſo hat das zuerſt Eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralsſchiffs, das andere, und wenn es auch größer und ſtärker ſeyn ſollte, gilt nur als Viceadmiralſchiff. — **Admiralität** oder **Admiralitätscollegium** heißt das aus einem Admiral, verſchiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitains, Räthen und Beiſitzern beſtehende Collegium, welches die Aufſicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsſchiffe, ſo wie das ganze dabei angeſtellte Perſonal ſtehen unter ſeiner Aufſicht und Gerichtsbarkeit. Es entſcheidet über die Contrebande zur See, über die Gültigkeit der gemachten Priſen u. ſ. w. **Admiralſchaft** heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteiſchiffe zum Widerſtande gegen einen zu fürchtenden Feind ſchließt. Vor dem Auslaufen der Schiffe wird unterſucht, ob ſie mit den zu dieſem Behufe nöthigen Kanonen verſehen ſind. Der Gewinn und Verluſt wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adōnis, ein Sohn der Myrrha, den ſie mit ihrem Vater Cinyras gezeugt (S. Myrrha). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in ſo entzückender Schönheit empor, daß Venus ſelbſt ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forſte, ihm die Gefahren zeigend, denen er ſich Preis gab. Er aber achtete ihrer liebenden Warnungen nicht, ſondern verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß und erlegte ſie mit ſeinem Spieß und Geſchoß. Doch als er einſt einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieſer ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und ſo wenig ſie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Roſenbüſchen, deren weiße Blumen ſich damals von ihrem Blut roth färbten, ſchonte, ſo fand ſie ihn doch ſchon erblaßt auf dem Graſe liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte ſie nichts weiter thun, als ſein Andenken durch die Verwandlung in eine kurz blühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwiſchen ihr und Proſerpina theilend, ihm erlaube, ſechs Monat im Hades und ſechs im Olymp zuzubringen.

Adoniſch. Der adoniſche Vers beſteht aus einem Dactylus und einem Spondäus oder Trochäus.

◡
— ◡ ◡ — —

und eignet ſich wegen ſeines lebhaften Ganges zu muntern und ſcherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch ſo kurze, ohne alle Abwechſelung wiederkehrende Verſe gewinnen. Daher die Neueren ſich ihrer nicht häufig unvermiſcht bedient haben; die Alten verbanden ſie immer mit andern Verſen; ſo iſt der letzte Vers der ſapphiſchen Strophe ein adoniſcher.

Adoption, Annahme an Kindesſtatt, (welche Adrogation genannt, wenn homo sui juris an Kindesſtatt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater ſich des Rechts an ſeinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in ſeine Familie aufnahm und väterliche Gewalt über daſſelbe ausübte. Der Adoptat erlangte dadurch die vollen Rechte ei-

nes leiblichen Kindes. Auch bei uns iſt die Adoption, unter obrigkeitlicher Beſtätigung, denen geſtattet, welche keine Rechnung auf leibliche Kinder ſich machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende achtzehn Jahr älter ſeyn als der Adoptirte und bei der Adrogation muß der Adoptirende wenigſtens ſechzig Jahre alt ſeyn. Will einer jemand an Enkelsſtatt annehmen, ſo muß er 36 Jahre älter ſeyn, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Deſcendenten hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Caſtrat ohne Diſpenſation. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund ſeine Mündel adoptiren. Der Code Napoleon macht keinen Unterſchied zwiſchen Adoption und Adrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigſtens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte ſeyn ſoll und erlaubt nur einen ſolchen Menſchen zu adoptiren, den man in ſeiner Minderjährigkeit und wenigſtens ſechs Jahre lang unterſtützt und ununterbrochen verſorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig ſeyn. Der Code Napoleon verbietet ferner die Ehe zwiſchen dem Adoptanten, dem Adoptirten und deſſen Deſcendenten, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Perſon, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Deſcendenz, ſo fällt nur das, was er vom Adoptanten geſchenkt erhalten oder geerbt, an dieſen oder deſſen Deſcendenz zurück; das übrige fällt an die Verwandten des Adoptirten zurück. Jede Adoption muß von dem Gerichte erſter Inſtanz und hernach vom Appellationsgerichte unterſucht und beſtätigt werden und erhält ihre Wirkſamkeit erſt durch Eintragung in die Civilſtandsregiſter des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung der Apellationsſentenz erfolgen muß. **A.**

Adraſtea, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meiſten iſt Adraſtea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemeſis. Man findet ſie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatiſche Meer, ein Theil und Buſen des mittelländiſchen Meers, von Südoſten gegen Südweſten von dem 40ſten bis beinahe zum 46ſten Grad der Breite. Die daran liegenden Länder ſind von Oſten an, Albanien, Dalmatien, Croatien, Iſtrien, Crain, Venedig und der Kirchenſtaat, Neapel. Venedig übte ſonſt die Herrſchaft über dieſes Meer aus und wollte keinen fremden Kriegsſchiffen das Einlaufen verſtatten.

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeiſtand, wird erſt durch Ertheilung der Vollmacht Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Gränzen ſeiner Vollmacht richtet ſich die verbindende Kraft ſeiner Handlungen für den Clienten, und die Bekundung dieſer Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da die rechtliche Aſſiſtenz, ſo wie Sachführung auf einem ſpeciellen Vertrauen beruht, ſo hat auch der Advocat beſondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn der Advocat entweder aus böſem Willen oder durch Fahrläſſigkeit ſeinen Clienten lädirt, ſo hat letzterer den Regreß, oder auch in den mehreſten Fällen kann er Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Advocaten ſind eine Claſſe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle

in allen Staaten geſpielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geſchäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalſachen; die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren geführt, welche mit Uebernahme der Prozeſſe auch deren Eigenthümer wurden. So iſt es noch in England und Frankreich, und in beiden Reichen iſt rhetoriſches Talent für einen, der ſich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Affairen die Sachverdienſte mehr mündlich als ſchriftlich erörtert werden. Umgekehrt iſt es in Deutſchland, und hier kommt es daher mehr auf die Feder als den Mund des Advocaten an. Dies ſpricht ſich auch ſchon in der geſchäftlichen Bildung der Deutſchen aus, wo die Uebung freien mündlichen Vortrags meiſt vergeſſen, und daher das natürliche Rednertalent der Sachwalter zu tactloſer Schwätzerei verwahrloſ't wird. Ueberhaupt iſt es Fehler der mehreſten Deutſchen Verfaſſungen, daß die Advocatur von andern Geſchäftsverhältniſſen nicht genug geſchieden und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden iſt; ein Fehler, welchen die neue franzöſiſche Geſchäftsverfaſſung durch den Unterſchied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt, wenigſtens beſſer erledigt, als das in den preußiſchen Landen eingeführte Juſtizcommiſſariat, wo der Richter den Advocaten für den Clienten ernennt; eine Beſchränkung der Willkür, die einen Schein von Despotismus hat. Man möchte die Advocaten in der Militia togata als eine Freigarde anſehen, welche ihren Sold und ihre Rationen aufs Gerathewohl ſuchen muß, und auf welche das reguläre und beſondere Staatsmilitär mit Verachtung herabſieht, wenn jene gleich oft mehr Beute erwerben. Doch der Dienſt unter dieſem Freicorps iſt die beſte Schule für die reguläre Miliz und eine Pepiniere für das Geniecorps der Armee. Ja es ſcheint als wenn wirklich das Advocatenleben militäriſchen Talenten zuſage, videatur Clive, Moreau. Ruhmlos und dornenvoll wie keiner, iſt der advocatoriſche Beruf, und führt auf ſchmalen Wegen zwiſchen Himmel und Hölle hin, und auf jeden Fall ins Fegefeuer; weshalb denn auch in den Augen des vornehmen und niedern Pöbels der Advocat mit einer levis notae macula gezeichnet, in der That aber auch ein von aller Rabuliſtik freier und doch geſchickter Advocat ein weißer Rabe iſt. Auch hat er oft, trotz aller Geſchicklichkeit, das Loos der alten Schneider, und darf die Welt nicht vergeſſen, damit ſie ihn nicht vergeſſe; wie er denn auch gleich dem Arzte die dreifache Rolle, des Engels, Menſchen und Teufels, in ſeinen Prozeſſen, bei der Annahme, Durchführung und Liquidation ſpielt. Darum iſt die Regel der ſalernitaniſchen Schule:

Dum aegrotus visitatur,
Dum prosessus ventilatur,
Cura te accipere!
Nam aegroto restituto
Et processu absoluto
Nemo curat solvere.

für beide geſchrieben. In jetzigen Zeiten dürfte es manchem Deutſchen Advocaten vor der Einführung des Code Napoleon bangen, dem es an Willen oder Kraft fehlt, aus dem alten Schlendrian ſich in den neuen zu fügen, der freilich eine raſchere und kühnere Behandlung erfordert, aber auch den Advocatenſtand im Ganzen, freilich auf Koſten der unnützen richterlichen Grandezza, erheben wird. A.

Adyton, ein geheimer Ort des Tempels oder eines andern Heiligthums, wohin niemand als die Prieſter gehen durften.

Aërodynamik, die Lehre vom Druck der Luft. Aëromantie, die vorgebliche Kunſt, aus den Lufterſcheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. Aërometrie, die mathematiſche Lehre von den Eigenſchaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wiſſenſchaft von der Beſtimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunſt, in der Luft zu ſchiffen. Dieſer Name wäre daher eigentlich angemeſſener für dieſe Kunſt, als der im uneigentlichen Sinne angenommene von Aëroſtatik.

Aërolithen, ſ. Meteorſteine.

Aëroſtat. Mit dieſem griechiſchen Namen bezeichnet man in der Phyſik die merkwürdige Erfindung des Luftballons, den man daher auch ſelbſt Aëroſtat oder aëroſtatiſche Maſchine nennt. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelſt deſſen man ſich in die Luft erheben könne, ſcheint den menſchlichen Geiſt ſchon im Alterthume beſchäftigt zu haben; aber die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das Jahr 1766 der Engländer Cavendiſh die große ſpecifiſche Leichtigkeit des brennbaren Gaſes entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburgh auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blaſe, mit dieſem Gas angefüllt, in der Luft emporſteigen müſſe. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Verſuche, fand aber, daß eine Blaſe zu ſchwer und ein Papier nicht luftdicht ſey. Seifenblaſen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben ſich bis zur Decke des Zimmers, wo ſie zerplatzten. Aber noch in demſelben Jahre brachten die beiden Brüder, Stephan und Joſeph Montgolfier, Papierfabrikanten und eifrige Liebhaber der Naturwiſſenſchaften, auf anderm Wege eine Maſchine zu Stande, welche ſich durch eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte des Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohles Parallelepipedum, das aus einem Stück lyoner Taffet gemacht war und 40 Cubikſchuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, ſchnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch ſteigen zu laſſen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Verſuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch ſtieg. Eine größere Maſchine von 650 Cubikſchuh Inhalt ſtieg mit gleichem Erfolg. Nun beſchloſſen ſie, den Verſuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maſchine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmeſſer hatte, 450 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Laſt mit ſich aufhob, und ließen dieſelbe am 5ten Juni 1783 zu Annonay, in Gegenwart der Stände von Vivarais, in die Luft ſteigen. Sie erhob ſich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toiſen und fiel 7200 Fuß weit von dem Ort des Aufſteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch ſie das Emporſteigen bewirkten, war ein unter der Oeffnung der Maſchine angezündetes Strohfeuer, in welches ſie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle warfen. Wie aber eigentlich dadurch dieſe Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten ſie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballon eingeſchloſſenen Luft hielten ſie für die Urſach des Steigens, ſondern ſie glaubten, daß ſich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickele, durch welches der Ballon gehoben würde. Erſt ſpäter wurde das Irrige dieſer Meinung dargethan. In Paris erregten dieſe glücklichen Verſuche das größte Aufſehen und ſetzten alle Phyſiker in Bewegung. Einige derſelben fielen auf die richtige Vermuthung, das Experiment

müſſe ſich mit dem brennbaren Gas nachmachen laſſen. Charles, Profeſſor der Phyſik, ließ eine 12 Fuß im Durchmeſſer haltende und mit einem Firniß von elaſtiſchem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte ſie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob ſich binnen zwei Minuten 488 Toiſen, verſchwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelſtunden bei dem Dorfe Goneſſe, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aëroſtaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorſteher des königlichen Muſeums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinſchaftlich brachten ſie im October 1783 eine neue Maſchine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Phyſiker nebſt einem Arbeiter es zum erſten Male wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzuſteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorſicht an Stricken gehalten, mittelſt welcher man ihn bald wieder herunterzog. Dieſe Verſuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maſchine ſich frei bewegen, welche ihren Flug ſeitwärts nahm und ſich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufſteigens ſanft niederſenkte. Dadurch überzeugte man ſich, daß ſie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menſchen durch die Luft zu tragen im Stande ſey, und beſchloß die erſte wirkliche Luftreiſe. Am 21ſten Nov. 1783 ſtiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schloſſe la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maſchine von 6000 Cubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toiſen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geſchwebt. Der Ballon war zu verſchiedenen Malen auf das heftigſte erſchüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt; die Gallerie war beſchädigt worden und einige Schnüre geriſſen. Sie erkannten, daß es die höchſte Zeit ſey, ſich herabzulaſſen; und als ſie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entſtanden neue Schwierigkeiten beim Ausſteigen. Das ſchwache Kohlfeuer hielt den leinwandenen Ballon nicht mehr empor, und dieſer fiel mit ſeiner ganzen Maſſe auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte ausſteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr, zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der ſich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinſchaftlich mit dieſem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon aufſteigen werde. Die dazu erforderlichen Koſten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er eine Subſcription. Der Ballon war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmeſſer, und beſtand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elaſtiſchem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehreren Seilen, die an einem über den obern Theil des Ballons gezogenen Netze befeſtigt waren. Oberhalb war eine Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und ſich mittelſt einer Feder wieder ſchloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausſtrömen zu laſſen, wenn man ſich herabſenken wollte, oder es ſonſt nöthig fand, das Volumen des in dem Ballon eingeſchloſſenen Gaſes zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1. December erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ballon ſtieg ſchnell zu einer Höhe von 300 Toiſen, und verlor ſich in kurzem aus den Augen der Zuſchauer. Die Luftſchiffer beobachteten fleißig

das Barometer, das ihnen nie unter 26 Grad zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballaſt aus, um den Ballon emporzuhalten, und kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgeſtiegen, und der Ballon dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieſer nochmals mit großer Schnelligkeit um 15000 Toiſen ſich erhob. Dabei dehnte er ſich ſo gewaltig aus, daß er zerplatzt ſeyn würde, wenn nicht Charles mit beſonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeſchloſſene Gas mit der verdünnten atmoſphäriſchen Luft mehr in Gleichgewicht zu ſetzen. Nach einer halben Stunde ſenkte ſich der Ball ſanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweiten Male aufgeſtiegen war. Dieſen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. Blanchard (vergl. d. Art.), der ſich früher ebenfalls mit Verfertigung einer Flugmaſchine beſchäftigt hatte, war ſchon mehrere Male aufgeſtiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutſche Meilen breiten Canal zwiſchen England und Frankreich im Luftſchiffe zu paſſiren, und dieſes kühne Wageſtück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ballon am 7ten Januar 1785 in Geſellſchaft des Amerikaners Jeffries glücklich ausführte. Um 1 Uhr verließen ſie die engliſche Küſte, und um halb drei Uhr waren ſie bereits auf der franzöſiſchen. Nicht ſo glücklich endete die Luftfahrt, welche der erſte Luftſchiffer, Pilatre de Rozier, am 15ten Juni 1785 in Geſellſchaft Romains von der franzöſiſchen nach der engliſchen Küſte unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlfeuer gefüllt wurde; beide trugen die Gondel. Rozier hatte dieſe Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Abſicht war beſonders, durch den untern Ball das willkührliche und abwechſelnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich iſt. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ballon, der einmal zur Erde geſunken iſt, ſteigt mit derſelben Laſt ohne neue Füllung nicht, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechſelnd ſteigen oder fallen zu laſſen. Aber dieſer Verſuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrſcheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich in einer lichten Flamme emporgebrannt, und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maſchine, und beide Luftſchiffer ſtürzten aus der Höhe herab. Die Beſchaffenheit ihrer zerſchmetterten Körper ließ vermuthen, daß ſchon die Exploſion des brennbaren Gaſes ſie getödtet habe. Dieſer unglückliche Vorfall ſchreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Verſuche vielfältig und nach und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch die Erfindung iſt, ſo hat ſie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Reſultaten für die Wiſſenſchaften und das practiſche Leben geführt. Der ganze Nutzen hat ſich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftregionen beſchränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkür lenken zu lernen; dann würde er ſich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen laſſen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, den von dem Prof. Robertſon projectirten Luftballon zu realiſiren, um mittelſt deſſelben

über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuſchweben. — Während der franzöſiſchen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aëroſtatiſches Inſtitut zur Bildung eines Aëronauten-Corps angelegt, deſſen Beſtimmung die Direction der Luftballons bei den Armeen war, mittelſt welcher man den Feind zu recognosciren verſuchte. Aber auch von dieſem Gebrauch der Aëroſtaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchſt mißlich bleibt, ſo lange die Maſchine allein von der Willkür des Windes abhängt. — Unter den Franzoſen ſind Blanchard und Garnerin diejenigen geweſen, welche die meiſten Luftreiſen unternommen haben; unter den Deutſchen war der Prof. Jungius in Berlin in den Jahren 1805 und 1806 der erſte. Auch in Conſtantinopel unternahmen im Jahre 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunſch und die Koſten des Großherrn, eine Luftreiſe. Ein weſentliches Verdienſt um die Aëronautik hat ſich Blanchard durch die Erfindung des Fallſchirms erworben, deſſen ſich der Luftſchiffer im Nothfall bedienen kann, um ſich ohne Gefahr aus der Luft herabzulaſſen.

Aëroſtatik. Dieſer Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewichte der Luft, ſowohl für ſich, als mit andern Körpern; allein ſeit der Erfindung der Luftbälle haben Einige angefangen, denſelben in einem eingeſchränktern Sinne bloß der Lehre von den Aëroſtaten beizulegen.

Affect (Leidenſchaft), nennen wir jede lebhaftere Wirkſamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden iſt. Ungeachtet beim erſten Anblick die Menge der einzelnen leidenſchaftlichen Seelenbewegungen unüberſehbar ſcheint, ſo laſſen ſie ſich doch ſämmtlich auf eine kleine Anzahl einfacher Affecten zurückführen, von denen die übrigen nur Miſchungen ſind, und auf welche die Theorie der geſammten Leidenſchaften gebaut werden kann. Von dieſen einfachen Affecten gibt Engel folgende ſehr faßliche Ueberſicht. Die Wirkſamkeit der Seele bei dem Affecte beſteht entweder im Anſchauen deſſen, was iſt, oder im Streben nach dem, was man möchte. Die letztere Art der Wirkſamkeit wird Begierde genannt. Die Affecten, welche im Anſchauen beſtehen, ſind: die Bewunderung und das Lachen, für den Verſtand; die Freude, das ruhige Selbſtgefallen, die moraliſche Sympathie, die Verehrung, die Liebe, alles angenehme, die Verachtung, die Schaam (deren Urſache bloß Herabwürdigung im Urtheil iſt, ſtatt daß die folgenden ein wirkliches Uebel zum Gegenſtande haben), die Furcht, das Aergerniß oder der Unwille über eine empfangene Beleidigung, der Verdruß, welcher, ſobald man ein moraliſches Weſen als Urſache ſeines unglücklichen Zuſtandes erkennt, Haß wird, ohne jedoch das Geberdenſpiel weſentlich zu verändern, (welche drei Affecten im Grunde ſtumme, vielleicht auch nur dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreifen oder ſich loszureißen, ſind), die Schwermuth, das Leiden, insgeſammt unangenehme Leidenſchaften des Herzens. Die zweite Gattung der Affecten, oder die eigentlichen Begierden, ſind doppelter Art: die eine ſucht Vereinigung mit einem Gute, die andere dagegen Trennung von einem Uebel. Die letztere iſt wieder zwiefach: wir ſuchen entweder uns oder das Uebel zu entfernen. Dem zu Folge laſſen ſich folgende drei Arten von Begierden feſtſetzen: die Genußbegierde, welcher man nach ihren verſchiedenen Gegenſtänden verſchiedene Namen geben kann; die Rettungsbegierde, welche ſich bei der Furcht und dem Schrecken äußert, ohne jedoch als der

einzige Beſtandtheil dieſer Leidenſchaft angeſehen werden zu können; und die Begierde nach Wegräumung, welche ſich ſtets unter der Geſtalt des Zorns zeigt. Dem Sprachgebrauche zufolge ſcheinen zwar noch viele andere Affecten unter die einfachen zu gehören; ſie ſind dies aber bloß dem Namen nach, da ſie bloß aus Miſchungen von jenen beſtehen. Hierher gehörten die Hoffnung, das Mitleid, der Argwohn, der Neid, die Schadenfreude, die Gnade.

Affectation iſt entgegengeſetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derſelben übereinſtimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Affectation ſchließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwas nicht Vorhandenes erſetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden ſey. Das Mittel, wodurch ſie dies zu bewerkſtelligen ſucht, iſt Nachahmung eines Muſters. Aber dieſe Nachahmung verräth etwas Gezwungenes oder Unübereinſtimmendes, weil derjenige, der etwas affectirt, die entgegengeſetzte Natur und Beſchaffenheit hat von jener, die er affectirt. Seiner Natur gemäß ſollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ihm zufällig, bei ſeinem Muſter aber natürlich iſt, ſucht er durch künſtlich herbeigeführte Umſtände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menſchen herrſcht, wenn derſelbe in allen Umſtänden nach einem wahren und richtigen Gefühle ohne Umſchweife auf dem geradeſten Wege ſo handelt, wie ſowohl ſeine als der Sache Natur es mit ſich bringt; ſo wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menſchen ſeyn, wo er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle mit Umſchweif durch eine unnatürliche, künſtlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewiſſer Eigenſchaften erſetzen will. Daher iſt in demſelben keine Uebereinſtimmung, kein Zuſammenhang, vielmehr ein innerer Widerſpruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringſchätzung, oder Verachtung und Abſcheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes oder Tochter) Statt annehmen. Daher Affiliation, die Annahme an Kindes Statt. — Affiliirte nennt man diejenigen Perſonen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordens-Geiſtlichkeit nehmen, in der Meinung, ſich das Ordens-Verdienſt durch gute Werke zu verſchaffen.

Affinität, Verwandtſchaft. Ueber den Sinn dieſes Worts in der Chemie, ſ. Wahlverwandtſchaft.

Affry (Ludwig Auguſtinus Philipp Graf von), erſter Landammann der Schweiz, eine Stelle, die auch ſein Vater bekleidet hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig wurde er zum Militärſtand beſtimmt, begleitete ſeinen Vater auf einer Geſandtſchaft nach dem Haag, wurde hierauf Adjutant bei den Schweizergarden und ſtieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der franzöſiſchen Revolution commandirte er die Armee am Ober-Rhein bis zum 10ten Auguſt 1792, wo er nach Entlaſſung der Schweizertruppen ſich in ſein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsverſammlung in Freiburg wurde. Als im Jahre 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht würde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerſtandes, betrug ſich ſtets mit Klugheit, und wendete ſo viel als möglich die Uebel des Krieges und der Empörung von ſeinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzoſen genommen worden war, wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber ſehr gern nahm er die Ernennung als De-

putirter nach Paris an, als der erſte Conſul die Schweizer dahin berief und ihnen ſeine Vermittelung anbot. Napoleon zeichnete ihn vor den andern Deputirten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Alliirten Frankreichs ſichern ſollte. Am 19ten Febr. 1803 empfing Graf Affry aus den Händen des erſten Conſuls die Vermittelungsacte, und ſahe ſich für dieſes Jahr zum erſten Landammann ernannt, und zwar mit einer ungewöhnlichen Gewalt bis zu einer allgemeinen Zuſammenkunft auf einem Landtage. Er ſuchte die Abſichten des Vermittlers zu befördern, und verfuhr in allem mit der Geſchicklichkeit, den Einſichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Er blieb erſter Landammann bis ans Ende ſeines Lebens, und wurde während der Zeit mit ſehr ehrenvollen Sendungen beauftragt. Bei der Krönung des franzöſiſchen Kaiſers brachte er ihm an der Spitze einer Deputation die Glückwünſche der Schweizer; bei dem Feldzuge 1809 wurde er geſendet, das Intereſſe der neutralen Schweiz zu empfehlen. Im März 1810, bei Gelegenheit der Vermählung des franzöſiſchen Kaiſers mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich, ſtattete er die Glückwünſche ſeiner Nation ab, und wurde ehrenvoll empfangen, erhielt anſehnliche Geſchenke und das Großkreuz der Ehrenlegion. Eben da ein Landtag in Bern verſammelt werden ſollte, endigte ein Schlagfluß ſein thätiges und nützliches Leben am 16ten Jun. 1810.

Afrika. Dieſer Theil unſers Erdkörpers würde eine Inſel ſeyn, wenn er nicht durch die Landenge von Suez mit Aſien zuſammenhinge. Sein Continent erſtreckt ſich von 0 Grad bis gegen 70 Grad öſtlicher Länge, und 34 Grad ſüdlicher bis 37 Grad nördlicher Breite, mit einem Flächenraume, der in einer runden Zahl 530,000 Q. M. beträgt. — Der tiefforſchende, geiſtvolle Geograph Zeune ſagt, daß unter allen Erdtheilen der alten Welt dieſer am am meiſten durch Urſchwemmen zertrümmert worden ſey; das ganze Binnenland, ſo weit man es kenne, beſtehe aus Trümmern eines zerklüfteten Kalkgebirges, und Zeune's Combinationen über die frühere Geſtaltung des Erdballs (wenn ſie auch nicht ganz unbeſtritten geblieben ſind) ſcheinen allerdings der Wahrheit ſehr nahe zu kommen. Von Afrika ſind uns übrigens bis jetzt nur die Küſten bekannt und alles, was man über das innere Land weißt, beruht mehr oder weniger auf Vermuthungen, ungeachtet der vielfachen Bemühungen und Nachforſchungen, um welche vorzüglich die brittiſche African Society und ihr berühmtes Mitglied Mungo Park ſo große Verdienſte haben. Die Alten kannten vom innern Afrika nur die nördliche Hälfte, welche drei Haupttheile, nämlich das Küſtenland längs des Mittelmeeres (jetzt die Barbarei), dann das herodotiſche thierreiche Afrika (Dattelnland, Biladulgerid) und die Sandwüſte (Zahara, Sahra), mit den Strömen Nil und Niger enthielt; die Länder Alt-Afrika's, das damals bei den Griechen Libyen hieß, da die Benennung „Afrika" ihnen unbekannt war, hießen: Aegypten, Aethiopien, Troglodytice (die Küſte am arabiſchen Meerbuſen), Cyrenaica (Theil des heutigen Königreichs Barcan), Marmarica mit dem Hafen Petras, Libyen, das Gebiet von Carthago (Africa minor, jetzt Tunis und Tripolis), Numidien, (Theil von Algier) und Mauritanien (Fetz und Marocco ꝛc.) — Selbſt in der Gränzbeſtimmung des Erdtheils war man ſehr ſchwankend, indem man Aegypten bald zu Aſien, bald zu Afrika rechnete. — Bei den Römern bedeutete Afrika oft auch nur die römiſche Provinz dieſes Namens, welcher ſodann noch das Beiwort

propria oder minor zugegeben war, und die alle Eroberungen der Römer von den Carthaginenſern in ſich begriff. Die Fruchtbarkeit dieſer Provinz, bei einer ſorgfältigen Cultur des Bodens, und große Handelsverbindungen, machten ſie zu einer der wichtigſten Beſitzungen Roms. — Das heutige Afrika iſt nun aber noch immer das alte Wunderland, das nach ſo langen Zeiträumen noch viele unaufgelöſ'te Fragen und Räthſel darbietet. — Vielleicht wird die Unterſuchung über den Lauf und die Mündung des Nigers bald geendet, vielleicht dann mit ihr zugleich ſo manche Aufgabe gelöſ't. — Außer dieſem Niger oder Joliba, kennt man als Hauptſtröme den Nil, deſſen eine Quelle auf dem Mondgebirge unter dem Namen Bahr al Abiad, deſſen andere, Takaze genannt, auf den abeſſiniſchen Alpen ſich findet, und welcher in zwei Mündungen in das Mittelmeer ſich ergießt; dann den Senegal und Gambia, die auf dem Gebirge Konog entſpringen, und beide in weſtlicher Richtung nach dem atlantiſchen Meere fließen, mit dem ſie ſich vermiſchen; den Zaire, der, vermuthlich vom Lupatagebirge herabkommend, ſich ebenfalls mit dem atlantiſchen Meere vereint; den Oranienfluß, aus dem Schneegebirge, weſtlich in das atlantiſche Meer laufend, und den Zambeze oder Kuama, auf dem Lupata, bei dem noch unbekannten Morawiſee vielleicht entſpringend, der öſtlich in das indiſche Meer ſtrömt. Als Seen wiſſen wir in Nordafrika den Dembea, in Südafrika den Aquilunda und den eben erwähnten Morawi zu nennen. — Gleichlaufend mit den Küſten ſtreichen die Gebirgszüge, deren Höhe man noch nicht gemeſſen hat. Nördlich längs der Küſte des Mittelmeeres der Atlas, der öſtlich und ſüdlich mehrere Arme ausſtreckt, und mit dem durch die Mitte von faſt ganz Afrika ſich hinziehende Mondgebirge zuſammenhängt, die abeſſiniſchen Alpen, der Lupata (Weltrückengrad), die Nil- und Schneegebirge, welche alle faſt in Polrichtung ſtreichen. Von den Vorgebirgen nennen wir ſüdlich das der guten Hoffnung (vor Vasco de Gama das der Stürme, das Cap), weſtlich das grüne, öſtlich Guardafui, nördlich Serral. — Die Lage Afrika's, faſt ganz zwiſchen den Wendekreiſen, in der heißen Zone, läßt ſchon von ſich ſelbſt auf das Clima ſchließen; nur ein kleiner Theil erſtreckt ſich in die gemäßigte Zone, dagegen über dem größern die Sonne zwei Mal im Jahre ſenkrecht ſteht. Daher die faſt ſich immer gleiche Tageslänge von zwölf Stunden, daher die ungeheuern Wüſten von brennendem Sande, daher die ſchrecklichen Stürme, der furchtbare Harmattan, beſonders in Senegambien, deſſen Glut bis nach Europa im Solano und Sirocco ſich fortpflanzt, daher die Bevölkerung mit grimmigen Beſtien, daher die abſcheulichen Krankheiten, Peſt, Pocken, Ausſatz, gelbes Fieber und die hier einheimiſche Blindheit. — Die Länder der heißen Zonen haben nur zwei Jahreszeiten: eine trockene und eine naſſe; vom Winter, den Froſt und Schnee charakteriſirt, weiß man dort gar nichts; nur in der Nachbarſchaft des Atlas und an den Küſten des mittelländiſchen Meeres zeigen ſich zuweilen Wintererſcheinungen. — Die tropiſchen Regen, eine Eigenthümlichkeit der Wendeländer, dauern ſechs Monate, während welcher die Ebenen verlaſſen, und die Gebirge bezogen werden müſſen; die heißeſten Monate ſind November bis April. — Der Boden, der zum größten Theile aus Steppenland beſteht, wo man ganze Strecken von Sand, Aſche und ausgebrannten Waldungen findet, iſt beſonders auf der Küſte fruchtbar. Die Vegetation wird in der heißen Zone nur ſelten unter-

brochen; Datteln, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Reiß, Kürbißbäume, Brotfrucht, Durra, Kaffee, Zucker, Wein, Caſſava und Maniok, Weizen, Gerſte, türkiſcher Weizen, Pfeffer, Ingwer, Baumöl, Orſaille, Balſam, Hülſen-, Garten- und Baumfrüchte, Färberröthe, Baumwolle, Papierſtaude, Bambus und Ebenholz, Sandelholz, Gummi-Copal dienen theils zur Nahrung, theils zu Kleidung und ſonſtigen Bedürfniſſen. — Löwen, Tiger, Leoparden, Panther, Hyänen, Schakals, Zebra, Elephanten, Affen, Paviane, Zibethkatzen, Schafe, Schweine, Rindvieh und Büffel, Ichneumon, Pferde, Flußpferde, Crocodille, Strauße, Adler, Geier und Colibri, Hühner, Papageyen, Canarienvögel, Seidenwürmer, Schlangen u. ſ. w. bevölkern die Oberfläche der beiden herrſchenden Zonen angemeſſen. — Gold, Silber, Kupfer, Edelſteine, Salpeter, Steinſalz ſind die vorzüglichſten unterirdiſchen Schätze dieſes Bodens. — Die Zahl der Menſchen auf dieſem Erdtheile wird ſehr verſchieden von 50 Millionen bis 100, 150 oder wohl gar 200 Millionen angegeben. Noch ſieht man auch über ihre Abſtammung nicht ganz klar. Sie theilen ſich in Eingeborne und Fremde; jene ſind entweder Neger, als der Hauptſtamm, oder ſie ſind es nicht. Schwarze Haut, wolliges Haar, eingedrückte Naſe, ſtark aufgeworfene hochrothe Lippen, kleine Augen, breites Geſicht, ſtarke Glieder ſind ihnen eigen; ihre Bekleidung beſchränkt ſich nur auf die Mitte des Leibes; Hütten von Schilf oder Stroh ſind ihre Wohnung; Palmenöl, faule Fiſche ꝛc. ihre Nahrung; einige, deren Zähne ſie dem Thiere näher rückten, lieben auch Menſchenfleiſch. Die wildeſten, roheſten in jeder Rückſicht und ſtumpfſinnigſten wohnen in Oſten; ſchlauer und gewandter, auch in der Körperbildung verſchieden, ſind die Neger in Nieder-Guinea. Die Mandingos-Neger in Nigritien ſind die gebildetſten; ſie haben ſchreiben, leſen, rechnen von den Arabern gelernt. Die Tula's am Senegal und Jalofs leben in einer ziemlich wohlgeordneten Verfaſſung. Zu den Nichtnegern gehören die Kaffern im ſüdlichen Theile der Oſtküſte, ohne Wollenhaar und olivenbraun, die Gallas, an der Oſtküſte, ſchwarz und braun in zwei Zweigen (Nomaden), die Hottentotten, gelbbraun, langwolligtes Haar, (Hirten und Buſchmänner), Abeſſinier (Aethiopier), mit langen Haaren, ſchlank, braun oder röthlich, Nubier, ſchwärzlich, Copten, gelblich (etwa 30,000 Familien) und Kobylen oder Barbaren. — Die Fremden ſind Araber (Mauren), die zahlreichſte Völkerſchaft, welche die ganze nördliche und öſtliche Küſte vom Senegal, längs des mittelländiſchen, rothen und indiſchen Meeres bis zum Hoffnungshorne eingenommen hat; Türken, auf der nördlichen und öſtlichen Küſte; Mammelucken (tatariſcher Abkunft) in Aegypten, Malambu's aus Indien, in Madagascar und Aethiopien, Juden in Nordafrika, Habeſch, Sahara, faſt alle ſchwarzgelb und mohriſch gekleidet (welche, neben dem Umſtande, daß im Innern von Afrika ein eigenes Judenland, Lamlam ſeyn ſoll, den Schwärmer Swedenborg auf den Glauben leitete, daß dort das neue Jeruſalem auferſtehen werde) und Europäer, als Portugieſen, Spanier, Engländer, Franzoſen, Holländer, Dänen. Ob auch noch in dem ehemaligen römiſchen Afrika Ueberbleibſel der alten Deutſchen vom vandaliſchen Stamme ſich befinden, wohin deutſche Geſichtsbildung, Götzen, Lehnweſen, Gottesgerichte, in Ober-Guinea aber ſogar Vehmgerichte (Purra), die dort exiſtiren ſollen, verweiſen: das zu unterſuchen ſey Andern überlaſſen. — Die meiſten Bewohner nähren ſich von der Viehzucht und Früchten; auf der Nordküſte gibt es hier und da

Manufacturen und Fabriken. Der Handel wird durch Caravanen geführt, die von den Städten an der Nordküſte in das Innere gehen. Die eine Straße geht von Tripolis bis Fezzan; von da eine zweite nach Cairo und Mekka; Tunis iſt der Hauptſitz des Handels, die große Niederlage für europäiſche Waaren. Der Sclavenhandel gehört zu den Eigenthümlichkeiten Afrika's. — In geographiſch ſtatiſtiſcher Anſicht zeigt uns das bekannte Afrika funfzehn Staaten: Nigritien, Sahra, Senegambien, Nubien, Habeſch, Madagascar, Algier, Marocco, Hottentottenland, Tripoli, Barca, Aegypten, Tunis, Azoren, Madeira, welche den ſchon angegebenen Flächengehalt von 530,000, Q. M. ausmachen. Die vorzüglichſten Städte ſind Cairo, Tunis, Sennaar, Algier, Fes, Capſtadt, Marocco, Alexandria. Der größte Theil Afrika's iſt noch unabhängig; nur das kleinere Küſtenland erkennt die Herrſchaft fremder Mächte. Der Kaiſer von Marocco, der große Negu in Habeſch, und mehrere Könige ſind Souveräns. Auch gibt es Republiken, unter denen Tunis, Tripolis und Algier uns die bekannteſten ſind. In den monarchiſchen Staaten gibt es fünf verſchiedene Stände: Könige, Cabaceros (Oberhäupter der Städte und Gemeinden), Reiche, gemeine Leute, Sclaven. — Türken, die außer Aegypten auch die Küſten von Nubien und Habeſch beſitzen, Portugieſen (welche zuerſt unter den Europäern ſich dort ausbreiteten) auf den Azoren, Madeira ꝛc., Franzoſen auf Senegal und Goree und mehrern Inſeln, Spanier auf Melilla und vorzüglich den canadiſchen Inſeln, die meiſt ihnen gehören, Holländer, nur noch in einigen Factoreien an der Küſte von Guinea, nachdem ſie das Cap den Britten überlaſſen mußten, ſind die herrſchenden europäiſchen Mächte in Afrika. I.

Agamemnon, König von Mycene, der Sohn des Pliſthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Eriphyle, nach Andern Aerope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Von Tantalus, dem erſten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und deſſen Kinder hinab verfolgte ein feindliches Schickſal die Sprößlinge dieſes Heldengeſchlechts und ſtürzte ſie ins Verderben. (S. Tantalus, Pelops, Atreus und Thyeſt). Agamemnon herrſchte über Mycene und hatte mit ſeiner Gemahlin Klytemneſtra die Iphigenia, Elektra, Chryſothemis und den Oreſt gezeugt, als der trojaniſche Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht von Aulis in Böotien verſammelte ſich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windſtille gehindert hatte (vergl. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, ſo wie in den mit abwechſelndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsverſammlung erſcheint Agamemnon ſtets ſeines Ranges über die andern Fürſten würdig. Er kämpft mit den Tapferſten und gibt ſich jeder Gefahr Preis; in den Berathſchlagungen aber ſpricht er mit Einſicht und Würde, und behauptet unter allen Umſtänden ſein königliches Anſehen. Sein Streit mit Achilles iſt bereits (unter Achilles) erzählt worden. — Als er nach endlich erfolgter Einnahme von Troja und zehnjähriger Kriegsarbeit glücklich in ſeine Heimath zurückgekehrt war, fand er daſelbſt durch Verrath den Tod. Aegiſth, des Thyeſtes Sohn, dem er bei ſeiner Abreiſe die Ermordung des Atreus verziehen, und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel den kaum Heimgekehrten gemeinſchaftlich mit Klytemneſtra über der Mahlzeit, und erſchlug ſowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene

Tochter des Priamus, Caſſandra, nebſt ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytemneſtra im Bade, nachdem ſie ihn in ein trügeriſches Hemde verwickelt hatte. Als Urſach des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecheriſches Einverſtändniß mit Aegiſth, von Andern ihre durch die Caſſandra gereizte Eiferſucht angegeben.

Aganippe, eine begeiſternde Quelle, welche auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegaſus entſprang.

Agathodämon, ein guter Geiſt, dem der Cacodämon, böſe Geiſt, entgegengeſetzt iſt.

Agathon, ein Athenienſer, welcher ſich eben ſo ſehr durch ſeine Trauerſpiele und muſikaliſchen Talente als durch ſeine feinen Sitten bekannt machte. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerſt erdichtete Gegenſtände. Wieland hat ihn zum Helden ſeines bekannten Meiſterwerks dieſes Namens gewählt.

Agende, eigentlich das, was zu thun iſt. Kirchenagende heißt die Vorſchrift in Anſehung der Ordnung und Ceremonien, welche bei dem öffentlichen Gottesdienſte beobachtet, ingleichen der Gebetsformeln, der Geſänge, welche dabei, oder auch bei gewiſſen religiöſen Handlungen (dem Abendmahl, der Taufe, den Trauungen ꝛc.) gebraucht werden ſollen.

Agent, ſ. Geſandten.

Aegeria, eine Nymphe, welche von den Römern hoch verehrt wurde. Sie ſollte die Kraft haben, die Geburt zu erleichtern. Numa Pompilius, der zweite römiſche König, gab vor, ſich oft mit ihr zu beſprechen, und alle Geſetze und Anordnungen, die er den Römern gab, aus ihrem Munde empfangen zu haben.

Ageſilaus, ein berühmter ſpartaniſcher König, der nach ſeines Bruders Agis Tode durch Lyſander zum Thron erhoben, von dieſem zwar ſelbſt geſtürzt werden ſollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lyſanders Tode ſeine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Aſien, ſchlug die Perſer, mußte ſich aber von da gegen Theben, Corinth ꝛc., die gegen Sparta ſelbſt ſich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne ſich in eine Schlacht einzulaſſen, ſowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche ſchon in den Händen des Epaminondas war. Er ſtarb endlich auf ſeinem letzten Feldzuge, den er nach Aegypten gemacht, als er mit Ehren und Geſchenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die lybiſchen Küſten durch einen Sturm verſchlagen worden war, in ſeinem 84ſten Jahre. Von Perſon klein und unanſehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in ſeinen Sitten tadelloſer, von ſeinen Soldaten beinahe angebeteter Fürſt, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder ſeinen Freunden nützlich zu ſeyn. — Die herrſchende Leidenſchaft bei ihm war Ruhmbegierde, der er wohl bisweilen auch andere Tugenden aufopferte. Er ſtarb übrigens arm.

Aegeus, König von Athen und Vater des Theſeus, welchen er mit der Aethra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Dieſen ſeinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach ſeinem Throne ſtrebten, mit der Hoffnung zu täuſchen, daß ſie ihn, kinderlos, einſt beerben würden. Um aber ſeinen Sohn dereinſt wieder zu erkennen, verbarg er bei ſeiner Abreiſe

aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felſenſtück, welche Theſeus zu ſeiner Zeit nach Athen zurückbringen ſollte. Theſeus, der ſich ſchon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, ſobald er ſeine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch ſein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. Darauf befreite er Athen von dem ſchimpflichen Tribut des Minos, vergaß aber bei der Rückkehr die weiße Flagge, der Abrede gemäß, aufzuſtecken, und als ſein Vater die ſchwarze Flagge entdeckte, glaubte er, Theſeus ſey todt, und ſtürzte ſich aus Schmerz ins Meer; daher auch ein Theil des mittelländiſchen Meeres den Namen des Aegeiſchen erhielt.

Aggregat, ein Ganzes, welches aus mehrern neben einander beſtehenden Theilen zuſammengeſetzt iſt. — Aggregatzuſtand, die Beſchaffenheit, wie die Theile eines Körpers zuſammenhängen. Es gibt drei Aggregatzuſtände: die Feſtigkeit, Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Aegide der Schild des Jupiters; auch — in dieſem Sinne kommt es noch öfters vor — der Schild der Pallas, von der Haut eines Ungeheuers, das ſie erlegte.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine geſuchtere Geldſorte gegen eine minder geſuchte umtauſchen will. Die Verſchiedenheit der Geldſorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der geſuchteren Sorten eine Vergütung zugeſtanden wird, gründet ſich bisweilen auf den innern Gehalt der Geldſorten, bisweilen auf zufällige, in den Zeitumſtänden liegende Urſachen, bisweilen auch auf Kunſtgriffe und Speculationen der Negotianten und Wucherer, denen durch keine Geſetze ganz Einhalt gethan werden kann. Daher ſchreibt ſich auch das Wort Agiotage, welches den unerlaubten Handel mit Commerzpapieren, Wechſeln ꝛc. oder das Actienſpiel bezeichnet. Agioteur, ein Negotiant, der Actien- und Geldhandel treibt, ein Wucherer.

Agiſthus, ſ. Agamemnon.

Aglaia, eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eurynome Tochter, nach Andern aber der Chariten Mutter, und Vulkans Vermählte.

Agnaten heißen die nächſten Anverwandten von väterlicher Seite.

Agnes Sorel, die Geliebte König Carls VII. von Frankreich, war gegen das Jahr 1409 aus einem adligen Geſchlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben durch eine ſorgfältige Erziehung ſo vollkommen ausgebildet, daß ſie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reize, ſondern auch wegen ihrer geiſtigen Bildung zu den ausgezeichnetſten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Iſabelle von Lothringen, kam ſie mit dieſer Fürſtin 1431 an den franzöſiſchen Hof, wohin dieſelbe, um die Freilaſſung ihres in der Schlacht vor Bullegneville gefangen genommenen Gemahls nachzuſuchen, gekommen war. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um ſie an den Hof zu feſſeln, ernannte er ſie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab ſich nach einigem Widerſtande der leidenſchaftlichen Liebe des Königs, und das tiefſte Geheimniß verhüllte ihr vertrautes Verhältniß, bis der ungewöhnliche Aufwand, den ſie am Hofe machte, und die ihrer Familie reichlich verliehenen Gunſtbezeigungen daſſelbe verriethen. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Carl VII. verſank, unter der Laſt ſeiner

Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein hatte Gewalt genug über ihn, um ihn aus ſeiner Schlaffſucht zu erwecken und ihm fühlbar zu machen, was er ſich und ſeinem Volke ſchuldig ſey; und vielleicht war ſie es, die den Engländern die Früchte ihrer Siege von Poitiers und Azincourt entriß. Die glücklichen Erfolge des Königs vermehrten die Neigung für ſeine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1445 ſich nach Loches zurückzog, wo Carl VII. ihr ein Schloß hatte bauen laſſen. Außerdem ſchenkte er ihr die Grafſchaft Panthièvre in Bretagne, die Herrſchaften Roche-Servière und Jſſoudün in Berri, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher ſie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte ſie hier gelebt, ſtets in genauer Verbindung mit dem König, der ſie mehrmals beſuchte, als die Königin 1449 ſie wieder an den Hof einlud. Agnes erſchien, begab ſich in der Folge, um dem Könige näher zu ſeyn, nach dem Schloſſe Masnal-la-Belle, und ſtarb daſelbſt 1450 ſo plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet ſchien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo noch 1792 ihr Grabmahl geſehen wurde. Wie verſchieden auch die Meinungen der Geſchichtſchreiber über Agnes Sorel ſind, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ihre Macht nie mißbrauchte, daß ſie dem König mit reiner Liebe zugethan war, und daß ſie auch die Freundſchaft der Königin bis an ihren Tod beſaß. Sie hinterließ von dem Könige drei Töchter, welche dieſer anerkannt hatte, und die auf Koſten der Krone ausgeſtattet wurden.

Agnus Dei (wörtlich: das Lamm Gottes), 1) ein Gebet der römiſchen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt; 2) ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papſtes gedruckt iſt. Der Papſt weiht und verſchenkt deren eine große Menge. Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer muſikaliſchen Meſſe, welches in der römiſch-catholiſchen Kirche bei der Adminiſtration der Hoſtie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvorzuthun ſucht; dann auch der Todeskampf. Beſonders aber wurden Agones die Kampfſpiele der Griechen genannt, welche man zu gewiſſen Zeiten und bei gewiſſen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Muſik, in der Dichtkunſt, Tanzkunſt ꝛc. veranſtaltete, und wobei gewiſſe Kampfrichter, Agonarchä genannt, auf Geſetze und Herkommen halten, nicht minder vorfallende Zwiſtigkeiten ſchlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmteſten dieſer Kampfſpiele waren die olympiſchen, pythiſchen, nemäiſchen und iſthmiſchen.

Agrariſche Geſetze hießen bei den Römern ſolche, welche theils eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilungen gewiſſer Ländereien und andere Anordnungen dieſer Art betrafen. Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von denjenigen in Vorſchlag gebracht, die ſich die Gunſt des Volks erwerben oder ſich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracchen (ſ. d. Art.). Aehnliche Geſetze wurden während der franzöſiſchen Revolution vorgeſchlagen.

Agrippina. Unter dieſem Namen ſind drei römiſche Frauen bekannt. 1. Des Kaiſers Tiberius Gemahlin, von welcher er ſich, ob er ſie gleich ſehr liebte, ſcheiden ließ, als er Auguſts Tochter, Julia, heirathen mußte. Sie vermählte ſich mit dem Aſinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen ſtets liebte,

zu einem ewigen Gefängniß verdammte. Sie ſtarb 772 nach Erbauung der Stadt Rom. 2. Die Tochter des M. Vipſanius Agrippa, von Auguſts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroiſches und mit großen Tugenden geſchmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius angeſtifteten Mörder deſſelben vor Gericht. Dieſer Tyrann aber, welcher ſie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies ſie auf die Inſel Pandataria, wo ſie eines freiwilligen Hungertodes ſtarb 3. Der Vorigen Tochter. Von Domitius Ahenobarbus hatte ſie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der ſie nach der Meſſalina heirathete. Sie wird als eine geiſtvolle und vorzüglich in Staatsſachen erfahrne Frau gerühmt, jedoch war ſie unbegränzt herrſchſüchtig, ränkevoll und ausſchweifend. Um ihren Sohn Nero auf den Thron zu ſetzen, ließ ſie den Britannicus vergiften. Nero konnte es nicht dulden, daß ſie ſich in die Geſchäfte miſchte, und ließ ſie, 812 nach Erbauung Roms, in ihrer Kammer niederſtechen.

Aegypten und Aegyptier. — Aegypten (Mizraim, Cham, Rahab, von den Arabern Mesr, von den Copten Chemi und den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Cultur, ein Land voll Wunderſchöpfungen menſchlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenſtand der intereſſanteſten Forſchungen; — jetzt eine türkiſche Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neueſten Geſchichte berühmt geworden durch den denkwürdigen Verſuch, welchen Napoleon auf ſeinem Grund und Boden unternahm, und ſeit jener Periode der Kampfplatz zwiſchen den herrſchenden Muſelmännern und den ſtets ſich empörenden Mamelucken-Bey's; — regiert durch einen vom Großſultan bevollmächtigten Paſcha und deſſen Unterſtatthalter, oder (wie in Ober-Aegypten) von unabhängigen Schachs; — liegt in Nord-Afrika, zwiſchen dem 22. bis 32. Grad nördlicher Breite und dem 45. bis 52. Grad öſtlicher Länge, gränzt gegen Norden an das mittelländiſche Meer, gegen Oſten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zuſammenhängt, und an den arabiſchen Meerbuſen; gegen Süden an Nubien, gegen Weſten an Barka und die große Wüſte; hat ungefähr 5000 Q. M. (nach Andern 6250 und 8793) Flächengehalt, und nur drei bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterſcheiden Ober-Aegypten oder Sagd, Mittel-Aegypten oder Woſtani, und Nieder-Aegypten oder Bahri, welche wieder in 80 Provinzen eingetheilt ſind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zuſammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land, aber nur ein Fluß, der Nil (der blaue Strom, der Aegyptos des Homer), durchſtrömt es von Süden nach Norden, der in Abeſſynien ſeine Quellen hat, an der Gränze von Nieder-Aegypten ſich in zwei Arme theilt und in ſieben Mündungen, durch welche das bekannte Delta (Δ) gebildet wird, mit dem mittelländiſchen Meere ſich vermiſcht. Die merkwürdige Erſcheinung, daß dieſer Strom regelmäßig in der letzten Hälfte des Juni ſteigt, ſo daß er bis in die Mitte des Auguſt eine Höhe von 15 Ellen erreicht und endlich, im December, bis zu 22 Ellen anwächſt, iſt für das Land von den wohlthätigſten Folgen, da er es in einem Umfange von drei Q. M. bewäſſert und düngt. Dieſe Erſcheinung ſucht ihren Grund in den ſechs Monate dauernden tropiſchen Regen (m. vergl. Afrika) und hat, außer jener ökonomiſchen, noch die wohlthuendere Wirkung, daß das Waſſer alle ungeſunden Dünſte

einſchluckt und mit ſich fortnimmt, ſo daß mit dem Anfange der Ueberſtrömung die Peſt, welche von Conſtantinopel aus bis hierher ſich fortpflanzt, gewöhnlich aufhört. — Außer dieſem Fluſſe hat Aegypten in ſeinem obern Theile noch den, 25 Meilen im Umkreiſe haltenden, aus dem Alterthume berühmten See Möris, jetzt Birket-Karum, dann den Marint-, den Modie-, den Menſale-, den Salz- oder Natron-See. — Das Clima, ſehr heiß und nur in Nieder-Aegypten gemäßigter, erzeugt das gute und prächtige, das üble und ſchreckliche in gleichem Maße. Bei der üppigſten Vegetation und einer wuchernden Fruchtbarkeit ſind der Samum (Chamſin), dieſer furchtbare Südwind, der in der Regel nach den erſten 50 Tagen des Frühlingsäquinoctiums weht, die Peſt und die Blindheit die Qualen, welche durch die verzehrende Hitze entſtehen und genährt werden. Nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und Sommer, dieſen vom April bis November, hat Aegypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage ſind die Attribute des Sommers; kühle, erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Nur da, wo des Nils ſegnenden Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Gränzen der Ueberſchwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen die Früchte, aber auch in deſto herrlicherer Pracht; das andere Land iſt dürr, mit brennendem Sande bedeckt. Reiß, Hirſe, Hülſenfrüchte, Küchengewächſe, Melonen, Arbuſen (eine Art Kürbiſſe), Zuckerrohr, Calamus, die Papierſtaude (dieſe Eigenthümlichkeit des Landes) Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloë, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardomomen, Baumwolle, Obſt- und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Caſſien- und Acacienbäume ꝛc. ſchmücken das Land; nur an Brennholz fehlt es. — In ſeinen Eingeweiden hält dieſer Boden, der in ſeinem Innern aus Kalk, der mit zahlloſen Muſcheln und Verſteinerungen angefüllt iſt, beſteht, Marmor, Alabaſter, Salpeter, Porphyr, Granit, Natrum und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Eſel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettſchwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tieger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchſe, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilſchlamme ſich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Crocodille, Flußpferde, Ichneumons ꝛc. bevölkern die Wälder, Sümpfe, Gewäſſer und die Fluren. — Die Menſchen, welche dieſes Land jetzt bewohnen, beſtehen aus: Copten, den Abkömmlingen der älteſten Bewohner, welche zwar Chriſten ſind, aber überall zerſtreut leben, unwiſſend und „faule Bäuche“ ſind, und höchſtens auf 30,000 Familien geſchätzt werden: Arabern, die am zahlreichſten ſind und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedawi), Nomaden in den Wüſten, ſich theilen; Türken, die herrſchende Nation, und Mammelucken, ein kriegeriſches Völkchen. Außer dieſen gibt es auch Juden, Griechen, Armenier ꝛc. — Der Aegypter iſt gewöhnlich von ſtarkem, gewandtem Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, guten Herzens, mäßig, religiös (die mahomedaniſche iſt die Landesreligion), abergläubig und beſitzt Fähigkeiten, bei deren näherer Würdigung man höchſt bedauern muß, daß ſie ſo unausgebildet verloren gehen. Die Landesſprache iſt die arabiſche. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachſes, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beſchäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr iſt bedeutend; beſonders wird Conſtantinopel von dort aus mit

feinem Bedarf an Getraide verſehen, ſo wie vormals, als Aegypten eine römiſche Provinz war, es Roms Kornkammer hieß. Ein anſehnlicher Zwiſchenhandel wird mit vielen koſtbaren Producten getrieben. Für den Seehandel ſind zu Alexandrien, Damiatte und Suez die vorzüglichſten Häfen; den Landhandel unterſtützen die Caravanen, beſonders nach Syrien und Arabien. — Zu Cairo, der Hauptſtadt, reſidirt ein Patriarch der morgenländiſchen Chriſten; auch iſt dort eine hohe Schule, ſo ſchlecht übrigens der Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften iſt. — So wenig Befriedigung für Verſtand und Gemüth nun auch der Blick auf Aegypten, wie es jetzt iſt, gewährt, ſo belohnt wird man durch den Rückblick in ſeine Vorzeit. Im großen Buche der Vorgeſchichte füllt dieſer Staat einen bedeutenden Raum, und nur ungern zieht man das Auge von dem Schauplatze einer Regſamkeit und Thätigkeit wieder ab, deren Reſultat eine Bildung war, welche von unſerer europäiſchen nicht durchgängig übertroffen wird. Gleich wie Griechenlands Flor verblühte, ſo ging auch die Cultur Aegyptens unter. Von den Ufern des Nil empfing Hellas den Keim ſeiner nachmaligen Größe, und von Aſien aus fiel das erſte Samenkorn zu ſeiner künftigen hohen Cultur auf Afrika's glühenden Boden. Eine alte aſtronomiſche Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Chriſtus der babyloniſche Hermes (Thot), dieſer Held der Urzeit, deſſen hiſtoriſche Exiſtenz zu unterſuchen hier nicht der Ort iſt, von Babylon nach Aethiopien kam (ſo wie in der Folge Cecrops aus Sais am Nil nach Attica), und dieſen Staat, nach dem Muſter deſſen, dem er angehörte, cultivirte. Das Studium der Bildungsgeſchichte des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Aethiopier und Babylonier die erſten Nationen des Erdballs waren, welche ſchon eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrſcheinlichkeit, daß bald nach der Organiſation Aethiopiens durch Hermes die erſte Einwanderung einer äthiopiſchen Colonie in Ober-Aegypten — das damals nur von nomadiſchen Hirtenvölkern bewohnt war — geſchehen iſt, macht uns die Aegyptier als die dritte der Nationen des Alterthums bekannt, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung voranging. Die Aehnlichkeit der Menſchenrace und der Sprache erhöhen die Wahrſcheinlichkeit, daß von Aethiopien aus Aegypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Culturgeſchichte einen ſo ehrenvollen Platz behaupten, faſt zur Gewißheit. Dies widerſpricht aus ſich ſelbſt der moſaiſchen Angabe, daß nach der Sündfluth zuerſt ein Stamm Chamiten in Ober-Aegypten ſich niedergelaſſen habe; ſelbſt die Israeliten, unter dem Großvezier Joſeph, gehörten noch zu den an der Gränze wohnenden Nomaden, bis ſie unter Moſes wieder auswanderten. Ob nun gleich Aegypten an Babylon und Aethiopien große Vorbilder hatte, ſo ſchritt anfangs ſeine Ausbildung doch nur ſehr langſam vor. Die über Alles ſich erſtreckende zunftmäßige Einrichtung, die ſonderbare Eintheilung des Volks in erbliche Caſten, indem keiner aus ſeiner angebornen Caſte in eine andere übergehen durfte, und die Prieſterherrſchaft hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geiſt in engen Feſſeln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, beſonders die Schifffahrt, dies für Küſtenbewohner ſo große Vehikel zum Commerzialweſen, befanden ſich bis zu des unternehmenden Seſoſtris Zeit in großer Unbedeutenheit — ſiehe da, ein neuer Grund, daß die Fortſchritte der Aegyptier nicht reißend waren. Doch erlebten ſie eine glänzende Periode, aus der ſie aber in das alte Nichts zurückfielen, als ſie von fremden Völkern unterjocht worden wa-

ren. Im Ueberblick jener Blüthenzeit Aegyptens ſehen wir unter ſeinen Bewohnern *Aſtronomen*, die an der Spitze der wiſſenſchaftlich Gebildeten ſtanden; ihr Sommerjahr war ganz dem republikaniſchen Calender der Franzoſen gleich, es hatte, wie dieſer nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Geſtalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondfinſterniſſe wurden berechnet; den Mond hielten ſie aber für eine ätheriſche Erde, die Fixſterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Waſſeruhren waren ihnen nicht fremd, des Oſimandias ungeheurer Ring ſcheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt geweſen zu ſeyn. Schon hieraus ergibt ſich, daß ſie bedeutende Fortſchritte in der *Rechenkunſt* gemacht haben mußten; ihre *Zahlzeichen* (dieſelben, die wir arabiſche Ziffern nennen), ſchrieben ſie von der Rechten zur Linken. Die *Meßkunſt* ward ihnen durch die Ueberſchwemmung des Nils unentbehrlich; die Nilmeſſer (Νιλοσκοπεια) zu Siene, Memphis und noch an einigen andern Stellen des Stromes, die Waſſerſchrauben, die Canäle, die Schleuſenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydroſtatik vorausſetzen, ſind ſchöne Zeugen ihrer Fortſchritte in der angewandten Mathematik überhaupt. Große Verdienſte haben ſie um die *Muſik*; auf die ägyptiſche Tonkunſt iſt die hebräiſche, griechiſche und römiſche gegründet; das erſte muſikaliſche Inſtrument, die dreiſeitige Lyra, ward unter ihnen von Hermes erfunden; die höchſte Saite ward mit dem Sommer, die tiefſte mit dem Winter, die mittlere mit dem Frühlinge verglichen; während ſeinen Betrachtungen öffnete ſich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne, und bald wurden dieſe Reſultate unter die Geheimniſſe der Prieſter gezogen, und unter dem myſtiſchen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernſten düſtern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängniſſen und beim öffentlichen Cultus Gebrauch von der Muſik machte; ihren übrigen zauberiſchen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten ſie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Siſtrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Die ſcharfſinnigen Bemerkungen von Rousrer, Burney, Bruce u. A. m. dürfen hier nur berührt werden; in dem Artikel *Muſik der Alten* werden wir darauf zurückkommen. — *Notenſchrift* ſcheinen die Aegyptier nicht gehabt zu haben; ihre kleinen einfachen Geſänge waren dem Gedächtniſſe anvertraut. Ihre *naturhiſtoriſchen* Kenntniſſe ſchränkten ſich bloß auf die Heimat und deren Erzeugniſſe ein. Weiter vorgerückt waren ſie in der *Chemie* und *Metallurgie*; ihre metalliſche Enkauſtik, künſtliche Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweiſen viel für ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit. Tiefer mögen ſie in Anſehung der *Heilkunde* geſtanden haben; jede Krankheit ward von eigenen Aerzten behandelt; Oſiris, Iſis und Hermes waren die Götter der Geſundheit; die Paſtophoren (eine Prieſterclaſſe) waren die Aerzte; der von ihnen vorgeſchriebenen täglichen *Diät* war der König, ſo gut wie der Geringſte, unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Cultur der Haut, eine durch alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beſchneidung, waren die hauptſächlichſten mediciniſchen Tendenzen. Aus der Gewohnheit und Geſchicklichkeit, die Leichen einzubalſamiren (Mumien), will man auf *anatomiſche* Kenntniſſe der Aegyptier ſchließen. — Ihre *Naturlehre* war myſtiſch; Alles erklärten ſie für unmittelbare Einwirkungen der Götter; hiervon war auch ihre Magie abhängig. In den *Künſten* waren ſie mehr und minder geſchickt. Ihre *Bildhauerwerke* hatten eine unerträgliche Trok-

kenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Malerei beſchränkte ſich bloß darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge ꝛc. mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchſtens Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander ohne eine Regel aufgetragen wurden. Der geſtirnte Himmel an der Decke im Grabmale des Oſimandias und die ſogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchſten Grad der ägyptiſchen Malerkunſt. Um ſo merkwürdiger aber iſt ihre Baukunſt, deren Charakter inzwiſchen mehr Feſtigkeit (en masse) ausdrückt, als Formenſchönheit; wir erinnern an ihre Labirinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mauſoleen u. ſ. w. — Robert von Vaugoudy (in ſ. Essai sur l'hist. de la Géogr.) ſagt von der Geographie der Aegyptier, daß von ihnen (unter Seſoſtris) die erſten Landkarten herrührten; Gatterer will die Exiſtenz von ägyptiſchen Ländertafeln ſchon zu Joſua's Zeiten erweiſen. Die Nautik verdankten ſie ihrem großen Seſoſtris; vorher wagten ſie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewäſſer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Oſiris) verſchlang! Die erſte Küſtenſchifffahrt ſcheint durch einen Schleichhandel der Phönizier, und des Inachus Führung einer ägyptiſchen Colonie nach Griechenland auf phöniziſchen Schiffen (1856 v. Chr.) veranlaßt worden. Doch beſchränkte ſie ſich bloß auf die Bewohner der Nordküſte Aegyptens, während die im Innern des Landes durch die Mauer des Aberglaubens noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilſchifffahrt bedeutender, nachdem ſie ſogar dem öffentlichen Cultus einverleibt worden war. Allein Seſoſtris der Große zerbrach den Damm des religiöſen Wahns, dem Oſiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Prieſterſchaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeſchloſſen, und nun vertrauten die Aegyptier ſich dem Rücken des tückiſchen Typhon. So erhielt ihr Seehandel ſeine weite Ausdehnung. Die politiſche Geſchichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zuſtand der Schifffahrt zu den verſchiedenen Perioden; unter den Ptolemäern war ſie am wichtigſten. Alexandrien ward zum erſten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutſche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländiſchen verband. Erſt als nach dem Tode der Cleopatra Aegypten eine römiſche Provinz wurde, ging auch dieſer Ruhm verloren. — Ihre Landesökonomie, ihr Bergbau trugen einen großen Charakter; im Ackerbau beſaßen ſie einen Wunderfleiß; ihre Anſtalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundſätzen man den Bergbau betrieb, erſieht man aus den ungeheuren Unternehmungen, bergmänniſch ganze Berge einzuſtürzen, und durch hineingeleitete Flüſſe das Erz zu Tage zu ſchlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eiſen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptiſchen Handel überhaupt anlangt (von dem ſpeciellen zur See ſprachen wir oben), ſo war dieſer lange Zeit nur Paſſivhandel. Erſt ſeit Pſammetich ward er activ. Der Caravanenhandel war ſtets die merkwürdigſte Art des Landhandels; Maß, Gewicht, Geld — dieſe Haupterforderniſſe — kannten ſie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Induſtrie mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländiſche Handelsproducte, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären ſie nicht auch hierin nur auf einer und derſelben Stufe ſtehen geblieben. — Betrachtet man den alten Aegypter als Menſchen im Privatleben und im

Staate, nach ſeinen Sitten, Gebräuchen, Geſetzen; ſo wird uns noch manches Räthſel über dieſes ſonderbare Volk gelöſ't werden. — Die düſtere Religion der Aegypter bannte allen Frohſinn aus den Kreiſen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; ſie waren nur ernſte, andächtig-ſchwärmeriſche Menſchen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber beſaßen ſie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmüthigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die ſie in alles, was von ihnen herrührte, verliebt machte. Wie ſpäterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, ſo betitelten alſo auch ſie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die ſie ſolchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen jeden, ohne Unterſchied, eine ihrer glänzenden Nationaltugenden. — Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Prieſter durfte wenigſtens Eine Frau haben; den Laien beſchränkte das Geſetz in der Zahl gar nicht. Der Mann beſorgte die Hauswirthſchaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle übrigen Verrichtungen außer dem Hauſe. Die Ehe wurde dadurch, daß ſie auch unter Geſchwiſtern verſtattet und die Idee von Mißheirathen noch nicht aufgeſtiegen war, unendlich befördert. Genügſamkeit war auch eine der Nationaltugenden; Wein trank der Aegypter nie, ſondern Bier, ſogenannter Gerſtenwein war ſein Getränk; Brot buk er aus Spelt; Gerſte war ihm zu gering dazu; für ſeine Küche cultivirte er Gemüſe aller Art, und beförderte die Ausdehnung ſeiner weiten Volieren durch künſtliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleiſch unterſagte ihm ſeine Religion, da er durch ihren Genuß ſich verunreinigen würde, dagegen er wieder andere Thiere, als geheiligte, nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kleidung war ſehr einfach; die ehrbare Frau unterſchied ſich von den Mädchen und Luſtdirnen durch einen Schleier, den dieſe nicht tragen durften. Kinder wurden erſt ſpät bekleidet; bloß Leichenbegängniſſe und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eiferſucht deshalb Veranlaſſung. Doch der Beherrſcher und ſeine nächſten Umgebungen ſchimmerten ſtets in orientaliſcher Pracht; der ägyptiſche Despot, ſein Harem und die Miniſter überſtrahlten das Volk, jener im Sonnenglanze ſeiner eigenen, dieſe im Mondenſchimmer der erborgten Majeſtät. Aber die Allmacht des Pharao war über jede Rückſicht erhaben; er warf willkürlich den Großvezier von dem Gipfel ſeiner Größe und hob den niedrigſten Sclaven zu ſich empor, wie Joſephs des Keuſchen Geſchichte beweiſ't. — Die Arbeitſamkeit, welche dem Aegypter angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Polizei ſorgte man auch für die ununterbrochene Beſchäftigung der Verbrecher; ſchon unter Joſeph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sclaven. Als eine Rieſenmauer ſtellten zwar die Ungeſelligkeit der Aegyptier und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu mißfallen, ſich ihrer noch höhern Fortbildung entgegen; allein es wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbſtſtändigkeit, ihr wahrer Charakter, ihre Nationaltugenden bewahrt. Erſt dann, als ſie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor ſich ihre Thätigkeit etwas, ſo daß Amaſis genöthigt war, ein Polizeigeſetz zu geben, das jeden Aegyptier verpflichtete, jährlich ſeinen Namen, ſein Gewerbe und die Mittel, wodurch er ſeinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlaſſung dieſer Pflicht ward mit dem Tode beſtraft. — Streng und raſch ward Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Saſychis, Seephactus,

Aſichis (oder Bochoris) und Amaſis waren geſchriebene Geſetze vorhanden; vor einem höchſten Reichsgerichte wurden alle Prozeſſe entſchieden, welche die Partheien ſelbſt, ohne Sachwalter, aber ſchriftlich gegen einander führen mußten. Meineid und Mord (auch der eines Sclaven) wurden unerlaßlich mit dem Tode beſtraft; Verleumder und falſche Ankläger erhielten die Strafe des angeſchuldigten Vergehens; auf Verrath ſtand der Verluſt der Zunge, auf falſariſche Handlungen der Verluſt der Hände, auf Deſertion und Emigration Infamie, auf Ehebruch — Stockſchläge. Doch ein königlicher Cabinetsbefehl konnte jede dieſer Strafen mildern; aber ungeachtet dieſer Souveränetäts-Aeußerungen lag doch der Wille des Herrſchers nicht weniger in den Feſſeln der Prieſtermacht, welche ſelbſt für das Privatleben des Fürſten Geſetze entworfen hatten, und dieſe Bande nach den Umſtänden, ſo wie die feinſte Politik der Kirche es wollte, lüftete oder feſter zuſammenzog. Die Tagesordnung der königlichen Sclaven war ſogar genau beſtimmt, und ſelbſt der Küchenzettel, ja ſogar die Verborgenheit des Boudoirs gehörten in den Wirkungskreis der Prieſter; darum waren ſie Leibärzte. — Mit dem allen in Einklang war die Erziehungsweiſe: die Kinder wurden ſorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten, und in den öffentlichen Schulen von Prieſtern unterrichtet; Schreiben und Leſen lernten nur Wenige; doch waren die Aegyptier das dritte ſchreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeſchichte nennt. Nachdem ſie gleich dieſen zuerſt auf Steine und Ziegeln geſchrieben hatten, erfanden ſie ein Papier aus der Papierſtaude, welches über 2000 Jahre lang, ſelbſt nach der Erfindung des Pergaments, die ganze ſchreibende Welt gebrauchte. Dieſe Kunſt ward nur denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch auch in ſehr beſchränktem nothdürftigſten Maße; denn daß das Volk nicht zu wiſſenſchaftlich gebildet werde, war im Syſteme der Prieſter. — Schon oben gedachten wir der ſonderbaren Eintheilung des Volks in Caſten; deren gab es ſieben, nämlich die der Prieſter, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibenden, Dolmetſcher und Fiſcher. Dieſe Abtheilung entſprang theils aus dem Locale, da manche Landſchaften allerdings nur eine beſtimmte Lebensart geſtatteten, theils war ſie Reſultat der Prieſterpolitik, da zur Organiſation der Staatsmaſchine es nothwendig wurde, daß ſcharfe Gränzen zwiſchen den heterogenen Beſtandtheilen der geſammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten dieſe ſieben Caſten eben ſo viel verſchiedene Völkerſtämme, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derſelben, (man vergl. d. Art. Caſte). — An der Spitze Aller ſtand die ſchon oft gedachte Caſte der Prieſter, als die erſte und vornehmſte. Sie machten ſich aber auch dieſes Ranges durch die Verdienſte, die ſie als Lehrer des Volks, als Bewahrer der Wiſſenſchaften hatten, würdig. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen beſetzt; ſie waren die Aerzte, Richter, Baumeiſter, Aſtronomen und Aſtrologen ꝛc. Aber ſie hielten ihre Kenntniſſe unter ſalomoniſchen Siegeln, denn dieſe wurden (und mit Recht) als der geheimnißreiche Talisman ihrer politiſchen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einfluſſes betrachtet. Sie ſollen ſogar, neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienſt der Nation, ſehr helle Ideen vom eigentlichen Weſen der Gottheit gehabt, ſie aber abſichtlich unter Symbolen verſteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Myſterien enthüllt wurden. — Ueberhaupt aber veränderten ſich die Religion, Mythologie und Philoſophie der Aegyptier mit den verſchiedenen Perioden ihrer politiſchen Geſchichte, anders war ihre Re-

ligion und Philoſophie vor Moſes, anders von Moſes bis Herodot, und wich ſo immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die geſammte Religion und Mythologie war auf Aſtronomie gegründet, da es natürlich war, daß die wirkſamen Einflüſſe der Himmelskörper die Verehrung derſelben zur Folge hatten. Oſiris und Iſis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit dieſen in einem ſehr nahen Verhältniſſe ſich gedacht. Oft findet man den Oſiris und den Nil als Ein himmliſches Weſen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemeſſen nach des Stromes regelmäßigen Ueberſchwemmungen zur Sommerſonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365 1/4 Tag das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebſt den Zeichen des Thierkreiſes als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesſtunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der erſten Tagesſtunde war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demſelben ſeinen Namen; die phyſikaliſchen Eigenſchaften, und die verſchiedenen ökonomiſchen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreiſes verehrt. So war das Religionsjahr beſchaffen. Der ſpäter entdeckte Mangel von fünf Tagen und ſechs Stunden gab noch ſieben Göttern als Symbolen dieſer aſtronomiſchen Zeitrechnung das Daſeyn, und das Sonnenjahr begann. Zugleich aber dachten ſie ſich dieſe ſymboliſche Weſen als wirklich exiſtirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Oſiris und die Iſis als lebende, willkürlich handelnde, Weſen voll unmittelbaren Einfluſſes auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein beſonderes Prieſtercollegium geordnet, an dem nie Weiber Antheil nehmen durften. Wahlfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benutzte man zu Abwaſchung von begangenen Sünden; der Opfernde legte ſeine Hand auf des Opferthieres Kopf, überhäufte es mit Verwünſchungen, und mit dem letzten Athemzuge deſſelben hielt er ſich für entſündigt. Bis Amaſis gab es ſogar Menſchenopfer; dieſer König führte Wachsbilder ein, doch dauerten ſie noch bis in das vierte Jahrhundert nach Chriſtus heimlich fort. Der neben dieſem Sternendienſte beſtehende Thierdienſt, indem gewiſſe Thiere nicht nur etwa als Symbole betrachtet, ſondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, iſt aus den Hieroglyphen der Aegyptier zu erklären. Ueberhaupt bietet dieſe Hieroglyphenſchrift die wichtigſten Aufſchlüſſe über ihre Religion und Philoſophie dar, und kann gewiſſermaßen als Maßſtab für den Höhengrad ihrer philoſophiſchen Begriffe gelten. Ein höchſt intereſſantes Studium iſt überhaupt das der ägyptiſchen Symbolik, deſſen Andeutungen aber ſchon zu weit führen würden. — Die merkwürdigſte Erſcheinung in der Philoſophie der Aegyptier iſt unſtreitig die Lehre von der Seelenwanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sternendienſtes war. Sie ließen die unſterbliche Seele des Menſchen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reiſe durch den ganzen Umfang des Thierkreiſes bis wieder in den menſchlichen Körper machen. Doch hat Plato der Metempſychoſe der Aegytier zu große Ehre angethan, indem er ſie, als Symbol der moraliſchen Reinigung des Menſchen, in ſein Syſtem aufnahm. So ſcharf unterſchieden Jene das Geiſtige vom Materiellen nicht; die Vorſtellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, ganz fremd, und es iſt daher immer eine wunderbare Erſcheinung, daß auch die pythagoräiſche Metempſychoſe, ſo wie Ariſtoteles ſie uns darſtellt, wenn auch von der ägyptiſchen verſchieden, doch eben ſo weit,

wie dieſe, von aller moraliſchen Beziehung entfernt iſt. — Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer leichten Skizze von der politiſchen Geſchichte dieſes intereſſanten Landes. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Oſimandias, Möris, Seſoſtris, Rhampſinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerſte hiſtoriſche Gränze den Pharao des Joſeph, ſodann die in Revolutionsſtürmen geſchehene Auswanderung des Cecrops, Moſes und Danaus. In der Geſchichte auswärtiger Staaten wird 978 v. Chr. Suſack als Pharao von Aegypten, als Alliirter von Jerobeam genannt; Diodors Gnephactus, Herodots Aſychis und Diodors Bochiris werden als Geſetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Aegyptens durch die Aethiopier, die innere 33jährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, ging der Monarchie voran, die Pſammitich (einer der Dodekarchen) ſtiftete; ſie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Pſammitich, die berühmten Namen Necho, Pſammis, Apries oder Hophra, Amaſis oder Amoſis und Pſammenit. Dieſer Zeitraum war ein heller Punkt in der politiſchen und Culturgeſchichte Aegyptens. Jetzt aber unterlag das Reich den Perſern Cyrus und Cambyſes, bis 332 v. Chr., nach der Theilung des großen macedoniſchen Reichs die glänzende Periode der Ptolemäer eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrſchaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Euergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Euergetes II., Cleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Cleopatra Tryphana und Berenice, und Cleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäſars und Antonius Protectorate ſind die Regentennamen aus jener Aera, von denen mehrere in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte mit bleibendem Nachruhme genannt werden. Die denkwürdigen puniſchen Kriege, fielen in jene thatenreiche Zeit. — Cleopatra's Selbſtmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun eine römiſche Provinz. Dies geſchah dreißig Jahre vor Chriſtus. Aegypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdeſſen kam die chriſtliche Religion auf Aegyptens Boden, aus dem, wie in den früheren Zeiten der Myſterien, jetzt wieder aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geiſtesverfinſterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entſtehung. Als nach der Theilung des großen Reichs unter Theodoſius in das occidentaliſche und orientaliſche Kaiſerthum Aegypten eine Provinz des letztern geworden war, verſank es immer tiefer in Barbarei, Unwiſſenheit und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amrou, unter dem Califen Omar, die alte Hauptſtadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete ſich 640 nach Chriſtus, in welchem Jahre Heraclius Kaiſer des Orients war. Als Provinz des Califats genoß es die Regierung der gefeierten Abaſſiden Haroun al Raſchid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynaſtie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter dieſen furchtbaren Despoten verſchwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. Sultan Selim in Conſtantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckiſchen Sultan Tumanbai, und Aegypten nun gänzlich eine türkiſche Provinz, regiert, wie wir oben ſchon

angeführt haben, durch einen Paſcha. Seitdem war es der Schauplatz beſtändiger innerlicher Kriege der Mammelucken-Bey's gegen die türkiſche Herrſchaft, welche mehrmal, beſonders unter Aly-Bey (1766) ihrem Ende nahe war, als es endlich (1798) ſogar das Theater der merkwürdigen Expedition der Franzoſen unter ihrem Obergeneral Bonaparte wurde; mit welcher der nächſtfolgende Artikel ſich beſchäftigt. I.

Die Landung und der Feldzug der Franzoſen in Aegypten. In zwei ſiegreichen Feldzügen hatte Bonaparte, Frankreich den Frieden auf dem Continente erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war ſchon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Bonaparte zum Oberbefehlshaber derſelben ernannt worden. In allen Häfen, von Antwerpen bis Breſt und Rochefort, wurden die Rüſtungen mit größtem Eifer betrieben; Soldaten und Matroſen übten ſich im Landen, die Nation wurde zu freiwilligen Beiträgen, und ſogar das brittiſche Volk durch eine Proclamation für Frankreichs gerechte Sache gegen die Regierung zu St. James aufgefordert. Bonaparte ſelbſt bereiſ'te im Februar 1798 die Küſten des Canals, und täglich wurde die Erwartung höher geſpannt, als plötzlich der Obergeneral in Toulon (am 8ten Mai 1798) erſchien, wo ganz im Stillen und verſteckt durch die lärmenden Anſtalten im Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das, wie man endlich ſah, nichts geringeres bezweckte, als die Eroberung Aegyptens, um auf dieſem Wege den engliſchen Handel in Oſtindien zu vernichten. Bonaparte muſterte die Truppen und erließ eine Adreſſe an dieſelben, worin er, ohne ausdrücklich Aegypten zu nennen, ihnen verſprach, „daß nach der Rückkehr von der bevorſtehenden Expedition ein Jeder von ihnen ſo viel Eigenthum beſitzen ſolle, daß er ſechs Morgen Landes ſich kaufen könne." „Vor zwei Jahren (ſo ſprach er) übernahm ich das Commando über euch. Damals waret ihr an der Küſte von Genua im ſchrecklichſten Elende, littet Mangel an Allem, ſelbſt eure Uhren hattet ihr aufgeopfert zum wechſelſeitigen Beiſtande. Da verſprach ich das Ende eurer Noth. Ich führte euch nach Italien — und hier ward euch Alles gewährt. Soldaten, habe ich euch nicht Wort gehalten? Wohlan denn! ſagt euch, daß ihr noch nicht genug gethan habt — daß aber auch das Vaterland für euch noch mehr thun muß!" In einer zweiten Proclamation ſagte er zu ihnen: „Soldaten! ihr ſeyd ein Flügel der Armee von England; ihr habt in Bergen, auf Ebenen, bei Belagerungen gefochten; nur der Seekrieg iſt euch noch übrig. Roms Legionen, die ihr zuweilen nachgeahmt, aber noch nicht erreicht habt, ſchlugen Carthago bald auf dieſem Meere, bald auf den Ebenen von Zama. Der Sieg verließ ſie nie, weil ſie immer tapfer waren, ausharrend in den Beſchwerden, disciplinirt und einig unter einander. — Der Genius der Freiheit, der die Republik vom Augenblicke ihrer Erſchaffung an zur Schiedsrichterin von Europa beſtimmte, will, daß ſie es auch von den Meeren ſey, und von den entfernteſten Gegenden der Erde!" So im Allgemeinen von ihrer Beſtimmung unterrichtet, ſchiffte ſich die Mannſchaft am 21ſten Mai (1798) vor Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter wohl ein Paar tauſend Gelehrte, Künſtler, Aerzte und Chirurgen, Handwerker und Arbeiter aller Art ſich befanden. Der Kern der Truppen war jene italiäſche Armee, welche den Frieden von Campo Formio eroberte, und unter den Anführern derſelben alle jene Generale, die ſie ſo oft zum Siege geführt hatten, als Berthier, Deſaix, Reynier, Bon, Menou, Kleber, Du-

gua, Dumas, Daumartin, Dufalgua Caſarelli, Vial, Murat, Junot, Marmont, Rampon, Belliard, Lanaſſe, Davouſt, Damas, Andreoſſy, Leclerc, Muireur, Lannes, Friand, Fugières, Verdier, Zayoncheck, Vaux, Duroc, Louis Bonaparte, Croiſier, Sulkowsky, Julien, Eugen Beauharnais und Merlin. Elf Linienſchiffe, zwei alte Funfziger und ſechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Das Kriegsſchiff Orient trug den Obergeneral *). In Sicilien verſah ſich die Flotte mit Waſſer, über deren wahre Beſtimmung immer nur noch dunkle Gerüchte liefen. Am 9ten Juni erſchien ſie vor Malta; Bonaparte ließ den Großmeiſter Hompeſch um die Erlaubniß erſuchen, in verſchiedenen Ankerplätzen der Inſel friſches Waſſer einnehmen zu dürfen. Die erfolgte Verweigerung entſchied Malta's Schickſal. Am andern Morgen waren die Franzoſen auf allen Punkten der Inſel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meiſter derſelben. Die Stadt und Feſtung Malta ward von allen Seiten eingeſchloſſen, ſchon war das Belagerungsgeſchütz ausgeſchifft, als der Großmeiſter einen Waffenſtillſtand verlangte. Er wurde auf 24 Stunden gewährt, unter der Bedingung, daß die Präliminarien zur Capitulation des Platzes eröffnet würden; dies war am 12ten Juni früh, und in der Nacht deſſelben Tages wurde die Inſel mit ihren unüberwindlichen Feſtungen den Franzoſen übergeben, welche eine Beſatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Nun begann die Fahrt nach Aegypten ſelbſt; am 17ten Juni lichtete man vor Malta die Segel und ſteuerte auf Alexandrien zu. Bonaparte aber erließ aus ſeinem Hauptquartier am Bord des Orient eine Proclamation an ſeine Armee, worin er ſagte: „Soldaten! ihr geht einem Unternehmen entgegen, deſſen Folgen auf die Civiliſation und den Handel der Welt nicht zu berechnen ſind. Ihr werdet England dadurch am ſicherſten und empfindlichſten verwunden, bis ihr ihm den Todesſtreich verſetzen könnt. Wir werden einige beſchwerliche Märſche machen, mehrere Schlachten liefern, aber alles wird uns gelingen, denn das Schickſal iſt für uns! Die Mammelucken-Beys, welche ausſchließlich den engliſchen Handel begünſtigen, unſere Kaufleute und Unterhändler beſchimpfen, die unglücklichen Bewohner am Nil tyranniſiren, werden wenige Tage nach unſerer Ankunft nicht mehr ſeyn! Die Völker, mit denen wir umgehen wollen, ſind Mahomedaner; ihr erſter Glaubensartikel lautet: „es gibt nur Einen Gott und Mahomed iſt ſein Prophet!“ laßt ihnen ihren Glauben! vertragt euch mit ihnen, wie mit den Juden und Italiänern ihr euch vertragt; achtet ihre Mufti's und Imans, wie ihr die Rabbiner und Biſchöfe achtet, und betrachtet die Gebräuche, die der Coran für die Moſcheen befiehlt, mit

*) Daß er, der erfahrenſte, größte General der Republik, damals Frankreich verließ, um eine ſo gefahrvolle, faſt unmöglich ſcheinende Eroberung zu unternehmen, beſchäftigte das Publikum über alles. Man wollte eine Intrigue des Directoriums darin entdecken, welches dieſe Unternehmung projectirt und Bonaparte an die Spitze geſtellt hätte, um mit guter Art ſich eines Mannes zu entledigen, deſſen Superiorität läſtig wurde, und deſſen Verdienſte und Tugenden die damalige Regierung ſelbſt verdunkelten und ihr zum empfindlichen Vorwurfe gereichten. Aber das Publikum irrte, wie gewöhnlich, auch hierin. Bonaparte ſelbſt war es, der den Gedanken zu jener Eroberung ausgebildet, vorgetragen und die gegen die Unternehmung ſich erhebenden Schwierigkeiten zurück gewieſen hatte.

derſelben Toleranz, wie ihr die der Klöſter und Synagogen, wie ihr die moſaiſche Religion und die von Jeſus Chriſtus betrachtet. Die römiſchen Legionen beſchützten alle Religionen. Ihr werdet dort ganz andere Sitten und Gewohnheiten finden, als in Europa! ihr müßt euch darein finden lernen. Die Völker, die wir beſuchen wollen, behandeln die Weiber anders als wir; aber wer ſie ſchändet, iſt bei ihnen, wie überall, ein Unmenſch! Plünderung bereichert nur wenige; dagegen entehrt ſie uns, vernichtet unſere Hülfsquellen, und macht uns die Völker zu Feinden, deren Freundſchaft in unſer Intereſſe gehört. Die erſte Stadt, wohin wir kommen werden, ward von Alexander erbaut. Bei jedem Schritte werden wir Denkmäler der Größe finden, welche die Nacheiferung der Franzoſen anfeuern müſſen!" Am 1ſten Juli kamen die Franzoſen vor Alexandrien an, wo Tags vorher ſchon der engliſche Admiral Nelſon geweſen war, welcher die franzöſiſche Flotte vergebens vor Toulon, Neapel und Sicilien geſucht hatte, und nun, da er ſie auch hier nicht fand, nach Cypern geſegelt war. Eine Windſtille hatte ihn 24 Stunden lang aufgehalten, ſonſt konnte das Reſultat der Schlacht von Abukir vielleicht ſchon damals Statt haben. Die Beſorgniß, daß Nelſon ſchnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausſchiffung der Truppen beſchleunigen. Sie geſchah am 2ten Juli vier Stunden von Alexandrien beim ſogenannten Araber-Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht ſehr günſtig dazu waren. Bloß einige Türken zu Pferde beobachteten von der Seite die fremde Erſcheinung. Am folgenden Tage um zwölf Uhr ſtanden Bonaparte, Kleber, Menou, Bon, Cafarelli und Daumartin mit 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen verſehenen Mauer von Alexandrien; einige Kanonenkugeln bahnten ihnen den Eingang, der Sturm begann nach fruchtloſen Unterhandlungen, und Alexandrien ward genommen. Der größte Theil der Beſatzung ward niedergemacht, Menou und Kleber erhielten Wunden, Bonaparte ſendete Briefe und beruhigende Proclamationen in franzöſiſcher und arabiſcher Sprache an die Bey's und das Volk. Unterdeſſen nahm General Marmont Roſette, und am 6ten Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Roſette und Abukir blieben Beſatzungen, und nun marſchirte die Armee, 30,000 Mann ſtark in fünf Colonnen gerade auf Aegyptens Hauptſtadt, Cairo (Cahira) los. Dieſer Marſch geſchah unter beſtändigem Manoeuvriren in Quarré's, und in beſtändigem Scharmuziren mit den Arabern und Mammelucken. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es jedoch zu einem ſehr ernſthaften Gefechte. Dort ſtand Murat Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tauſend Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verſchanzten Lager ſich befanden. „Wie Kürbiſſe will ich dieſe Hunde zerſchneiden!" rief der Bey, und machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzoſen und die Entſchloſſenheit, mit der ſie ihre Bayonette zu gebrauchen wußten, vereitelte alle wiederholten Verſuche der Mammelucken, welche, nachdem ſogar ihr Lager und das Dorf Embabay mit Sturm erobert worden war, in die angränzende Wüſte entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22ſten Juli den Franzoſen übergeben, nachdem Ibrahim Bey, der die Hauptſtadt decken ſollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden, über die Wüſte nach Ober-Aegypten ſich zurückgezogen hatte, wohin ihn General Deſaix verfolgte. So glücklich Bonaparte bisher zu Lande geweſen, ſo ſchnell ihm die Eroberung Aegyptens, die mit Cairo's

Einnahme als vollendet betrachtet werden konnte, gelungen war; ſo vernichtete doch ein einziger Tag in ſeinen großen Folgen für die Zukunft alle Früchte dieſer Unternehmung. Nelſon war mit ſeiner vierzehn Linienſchiffen ſtarken Flotte zum zweiten Mal an Aegyptens Küſte erſchienen, und hatte am 1ſten Auguſt (1798) den bei Abukir ſtationirten Feind vernichtet (vergl. Abukir). Erſt am 18ten Auguſt ſegelte er wieder ab, und ließ nur einige Schiffe zur Blokade des Hafens vor Alexandrien zurück. Bonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, ſah mit einem Male ſeine Communication mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er ſtand faſt iſolirt in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Hatte er bisher für einen Freund der Pforte gegolten, ſo ſtieg ſeine mißliche Lage um ſo höher, als dieſe jetzt den alten Bund zerriß, und erbittert über die Verwandlung des ſchönen Aegyptens in eine franzöſiſche Provinz, am 12ten September (1798) förmlich den Krieg an Frankreich erklärte, und von Aſien aus mit einem Angriff drohte. Doch er fuhr fort, ſeinen Plan zu verfolgen, indem er ihn zugleich der neuen Geſtalt der Umgebungen anpaßte. In Cairo, wo die Einwohner ſich empört und viele Franzoſen, beſonders Gelehrte, Künſtler und Handwerker ermordet hatten, ſo daß am 23ſten und 25ſten September förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die große Moſchee geflüchteten Empörer ſich auf Discretion ergeben mußten, ſtellte er die Ruhe wieder her. Die Stadt war mit Forts umgeben, die ehemalige Citadelle ausgebeſſert, und die alte Janitſcharenſtadt befeſtigt, um das Volk deſto eher im Zaume halten zu können *). Nachdem Bonaparte Aegypten eine Organiſation nach franzöſiſchen Grundſätzen gegeben hatte, drang er bis Suez vor, und um einem Anfalle der Türken, die in Syrien ſich zu ſammeln begannen, zuvorzukommen, marſchirte er (am 27ſten Februar 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo in drei Colonnen mit den Generalen Reynier, Bon, Lannes, Lambert, Kleber und Murat dahin ab. El-Ariſch, ein Fort mitten in der Wüſte, an der äußerſten Gränze zwiſchen Afrika und Aſien, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Mammelucken und Arnauten genommen, vergrößert und mit Artillerie und Soldaten beſetzt. Jaffa ward mit Sturm genommen, und ungeachtet der zahlloſen Schwierigkeiten, der mancherlei Krankheiten, die einriſſen, und der ungünſtigen Jahreszeit, trotz aller Hinderniſſe, welche die engliſchen Schiffe längs der Küſte veranlaßten, machte die Armee doch die glänzendſten Fortſchritte. Die Napoloſiner, ein Volk in den Gebirgen von Napolos, ſtellten ſich ihr unweit Zeta in den Defileen entgegen, mußten jedoch weichen, und Caiſta am Fuße des Carmels dem Sieger überlaſſen. Dieſe Eroberung war wichtig wegen der gro-

*) Bei Gelegenheit dieſer Unruhen war es, wo Bonaparte in einer Proclamation an die Einwohner von Cairo die unverſchämten Worte ausſprach: „Kann irgend ein Menſch wohl ſo blind ſeyn, daß er nicht ſehen ſollte, wie das Schickſal ſelbſt alle meine Unternehmungen lenkt? einem jeden von euch könnte ich Rechenſchaft abfordern über die geheimſten Empfindungen ſeines Herzens, denn ich weiß Alles, ſelbſt was Euer Mund noch nicht ausgeſprochen hat; aber es wird ein Tag kommen, wo alle Welt überzeugt werden wird, daß ich durch höhere Befehle geleitet werde, und daß alle menſchlichen Anſtrengungen nichts gegen mich vermögen. Glücklich ſind diejenigen, welche zuerſt mit Offenheit mir vertrauen!“

ßen Magazine, die ſich dort befanden. So drang die franzöſiſche Armee über Paläſtina bis St. Jean=d'Acre vor, deſſen Belagerung ſie unternahm, nachdem die nächſten Umgebungen der Stadt von den Feinden gereinigt und die feindlichen Magazine zu Saffet, Nazareth und Scheffang in Beſchlag genommen worden waren. Außer mehrern unbedeutenden Gefechten mit den Einwohnern, und ſelbſt mit engliſchen Schaluppen, welche die Franzoſen von der Seeſeite beunruhigten, fiel auch am Berge Tabor ein Gefecht vor, worin die Generale Kleber und Murat bei Jafet und Jaffa die Oberhand behielten. Unterdeſſen aber war es den Engländern, die auf den Fregatten Theſeus und Tiger unter Sir Sidney Smith vor St. Jean=d'Acre angekommen waren, gelungen, die türkiſche Beſatzung dieſes Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleriſten zu verſtärken und Munition herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abſchlagen, und trotz des heftigſten Feuers aus den franzöſiſchen Batterien ſich ſo lange halten konnten, bis Bonaparte ſich gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben und nach Aegypten zurückzukehren, wohin eine türkiſche Flotte unter Weges war. Er ſah ſeinen Zweck wenigſtens ſo weit erreicht, daß er auf eine lange Zeit vor jedem Anfalle von Aſien her ſich ſicher geſtellt hatte. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte außerdem bei den peſtartigen Krankheiten, welche in ſeiner eigenen Armee wütheten und gegen 1000 Mann ſchon aufgerieben hatten, nur von dem größten Nachtheile ſeyn. Bonaparte entſchloß ſich daher ſchnell zum Abzuge. Unter beſtändigem Feuer von beiden Theilen wurden in der Nacht vom 20ſten auf den 21ſten May (1799) die Verwundeten, die Kranken und die Artillerie nach Cantoura gebracht, unter Bedeckung mehrerer Bataillone; die Avantgarde der Armee verbrannte die Magazine von Tabaria, und nahm eine Stellung, um die eigentlichen Bewegungen zu verbergen. Als die Artillerie fortgebracht, alles überflüſſige Gepäck aber ins Meer geworfen, und Alles zum Abmarſche bereit war, ließ der Obergeneral den Generalmarſch ſchlagen, und am 21ſten Mai Abends neun Uhr brach die Armee auf. Eine Proclamation machte ſie mit den Gründen bekannt. Ein Drittel von ihr blieb als Opfer des Kriegs und der Peſt zurück, mehrere hunderte, die an dem letzten Uebel darnieder lagen, ließ der Obergeneral, um ſich ihrer zu entledigen, mit unerhörter Grauſamkeit vergiften. Nach einem mühſeligen Marſche von 26 Tagen kam das Herr wieder in Cairo an. Doch ſeine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Eine türkiſche Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; dieſe nahmen das Fort daſelbſt. Schnell marſchirte Bonaparte mit ſeinen beſten Truppen dahin, ſtellte ſich bei dem Brunnen zwiſchen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26ſten Juli den Türken eine große Schlacht. Muſtapha Paſcha ward nebſt ſeinem ganzen Gefolge und ſämmtlicher Artillerie gefangen gemacht; 2000 Türken ertranken im Meere, und der Reſt der türkiſchen Armee, der in das Fort Abukir ſich geworfen hatte, mußte nach einem zehntägigen Bombardement auf Discretion ſich ergeben. Bonaparte's Herrſchaft in Aegypten war aufs neue befeſtigt. Da erſchien plötzlich eine Proclamation von ihm an ſeine Armee, worin er ſagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa beſtimmen mich, nach Frankreich zurückzugehen. Das Commando überlaſſe ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige.“ Aber als dieſer Abſchied der Armee bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26ſten Auguſt verließ er Abukir, ſchiffte glücklich durch ſeine Feinde hin, traf

am 15ten October in Frejus ein, und begab ſich nach Paris, wo er den berühmten 18ten Brumaire (den 9ten November 1799) herbeiführte *). Für ihn war die Expedition geendigt, doch nicht für die dort zurückgelaſſene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl ſtand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Landung der Türken im November 1799 wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeſchlagen, aber auch der kleinſte Verluſt war für eine Armee, die nicht recrutirt werden konnte, ſehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale ſahen nicht viel Ruhm vor ſich, die Soldaten wenig Genuß, und ſo mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, daß der Großvezier mit vielem Volke aus Syrien nach Aegypten im Anzuge ſey, am 24ſten Januar 1800 die bekannte Convention von El-Ariſch mit dem Großvezier und Sidney Smith abſchloß, durch welche den Franzoſen ein Waffenſtillſtand von drei Monaten bis zu der Ratification des Vertrags zugeſtanden wurde, worauf ſie nach einem Monate Cairo und Alexandrien räumen, und nach Frankreich zurückkehren ſollten. Aber des Generals Kleber Brief an das franzöſiſche Directorium, worin er, unter der ergreifendſten Schilderung von der peinlichen Lage der Armee, auf die Ratification des Tractats antrug, fiel dem engliſchen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verweigerte man die Ratification, und verlangte: die ganze franzöſiſche Armee ſolle ſich kriegsgefangen ergeben. Da ergriff Kleber noch ein Mal den Degen und ſchlug am 20ſten März den Großvezier bei Heliopolis, eroberte Cairo und Aegypten aufs neue, trieb Steuern bei zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Copten und Griechen, ſicherte die Küſten und legte Magazine an. Aber mitten in dieſer Thätigkeit ward er am 14ten Juni in Cairo von einem Türken ermordet, und das Obercommando kam an Abdallah Menou. Unterdeſſen hatte man in London mehr als je die Wichtigkeit des Beſitzes von Aegypten eingeſehen, und beſchloſſen, mit aller Kraft der Pforte und ſeinem eigenen Handelsintereſſe dieſes Land wieder zu erobern. Im Einverſtändniſſe mit der Türkei wurden unter dem Admiral Abercromby 17,000 Mann Landtruppen im December 1800 eingeſchifft; nach dem Cap und nach Oſtindien gingen Befehle, Schiffe mit Landtruppen ins rothe Meer abzuſenden, und in Conſtantinopel betrieb der engliſche Geſandte die Beſchleunigung der Ausrüſtung einer Flotte, und den Befehl an den Groß-

*) Die Abreiſe Napoleons von Aegypten war in das größte Geheimniß gehüllt geweſen. Nur der General Berthier hatte davon gewußt, und wenige Vertraute durften ihn begleiten. Schon einige Zeit vorher hatte er dem Contreadmiral Gantheaume Ordre ertheilt, zwei Fregatten bereit zu halten, doch ohne eine Ahndung von dem Zwecke ihm zu geben. Alle diejenigen, die er mitnehmen wollte, erhielten verſchloſſene Billets mit der Beſtimmung des Tages und der Stunde, wo ſie ſolche am Bord auf dem Meere öffnen ſollten. Der beſtimmte Tag war der 23ſte Auguſt. Die beſchiedenen eilen an Bord, öffnen die Billets und ſehen den Befehl zur Abfahrt, kein Augenblick gehörte mehr ihnen, ſie mußten ihre Habſeligkeiten in den Wohnungen zurücklaſſen, und ſelbſt ihre Pferde. Im Moment der Abreiſe ließ Napoleon ein Packet für den General Kleber, 24 Stunden nach ſeiner Abfahrt zu öffnen, zurück; es enthielt ſeine Ernennung zum Obercommandanten in ganz Aegypten, und die Beſtimmung, daß General Deſaix in Ober-Aegypten commandiren ſolle.

vezier, der mit einer zahlreichen Armee in Syrien ſtand, nach Aegypten vorzurücken. Da dieſer aber nicht eher ſich in Marſch ſetzen wollte, bis die Engländer wirklich gelandet wären, ſo verfloſſen darüber zwei Monate, während welcher die engliſche Flotte an der aſiatiſchen Küſte harrte. Am 1ſten März endlich erſchien ſie vor Alexandrien, und am 12ten März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzoſen, etwa 4000 Mann ſtark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten ſich aber zurückziehen; am 18ten März ergab ſich Abukir, und die Engländer verſchanzten ſich. Am 21ſten März griff General Menou mit 10,000 Mann an und wurde geſchlagen; aber auch der engliſche General Abercromby wurde tödtlich verwundet, und ſtarb am 28ſten März; franzöſiſcher Seits blieb der General Lanuſſe. Hutchinſon übernahm das Commando der engliſchen Armee. Aegypten war für die Franzoſen nach dieſer Schlacht verloren, hätten die Engländer ihren Vortheil verſtanden; doch unthätig blieben ſie in ihren Verſchanzungen, ſo wie die Franzoſen ihnen gegenüber bei Alexandrien ſtehen. Am 29ſten März brachte eine türkiſche Flotte 7000 Mann Verſtärkung, und nun näherte ſich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19ten Aprill ergab ſich Roſette an die vereinigten Engländer und Türken; ein franzöſiſches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geſchlagen; 5000 Mann Franzoſen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16ten Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und die ganze franzöſiſche Armee auf Cairo beſchränkt. Am 20ſten Juni fing die förmliche Belagerung der Stadt an; 7000 Mann ſollten dieſen unermeßlichen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Man that, was man konnte, ſich zu ſichern. General Belliard ließ die angeſehenſten Einwohner in die Citadelle ſperren, Kanonen gegen die Stadt richten, und bei der erſten Miene des Aufruhrs mit gänzlicher Verwüſtung drohen. Die Feſtungswerke wurden verbeſſert, und alle andern Vertheidigungsanſtalten eifrigſt betrieben. Aber immer war es mehr um eine ehrenvolle Capitulation, als um die wirkliche Vertheidigung zu thun, denn die Lebensmittel waren nicht im Ueberfluſſe vorhanden, und die Peſt wüthete immer noch fort. Und ſo ward denn auch Cairo am 27ſten Juni durch Capitulation den Engländern und Türken übergeben; der General Belliard ſollte mit den unter ſeinem Commando ſtehenden Truppen Stadt und Land räumen, und auf engliſche Koſten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Aegyptiern auch erlaubt ſeyn, ihn zu begleiten. Am 17ten Auguſt wurden ſie zu Roſette eingeſchifft, und kamen im September 1801, etwa 13,000 Mann ſtark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien, das er ſeit dem 21ſten März nicht verlaſſen hatte, da er noch immer auf Hülfe aus Europa hoffte. Auch war in der That Admiral Gantheaume mit mehrern Linienſchiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgeſegelt; doch der Weg durch die Wüſte Barka von der afrikaniſchen Küſte aus ſchien zu gefährlich, er lief daher bis auf die Höhe vor Alexandrien, mußte aber mit einem Verluſte von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann friſcher Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Caſtell Marabout in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenſtillſtand verlangte, wozu vorzüglich der drückendſte Mangel an Lebensmitteln ihn veranlaßte. Dies war am 27ſten Auguſt und am 2ten September ward die Capitulation unterzeichnet, deren Bedingungen härter waren als jener von Cairo, beſon-

ders da während der Unterhandlungen eine engliſche Escadre unter Sir Home Popham mit Truppen, und General Baird aus Oſtindien noch mit 6000 Mann gelandet waren. Alexandrien, nebſt Artillerie und Munition, ſechs franzöſiſche Kriegsſchiffe und eine große Menge Kauffahrteiſchiffe mußten den alliirten Mächten, den Generalen derſelben alle arabiſchen Handſchriften, alle Karten von Aegypten, und andere für die franzöſiſche Republik gemachte Sammlungen übergeben werden; die franzöſiſche Armee behielt jedoch ihre Waffen und Gepäck, war nicht kriegsgefangen und wurde nach einem franzöſiſchen Hafen geführt; zu Ende Novembers war ſie in Frankreich. Die Garniſon von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1300 Matroſen ſtark geweſen. Drei Jahre ſechs Monate waren ſeit der erſten Einſchiffung zu Toulon verfloſſen. Dies war das Ende der Unternehmung, welches in einen Zeitpunkt fiel, wo Aegypten, in Frankreichs Gewalt, ein ſchweres Gewicht in der Wagſchale geweſen ſeyn würde; denn eben damals wurden die lebhafteſten Unterhandlungen gepflogen, deren Reſultat, vier Wochen nach dem gänzlichen Verluſte Aegyptens, der Friede von Amiens war (1ſte October 1801). Wie ganz anders wäre vielleicht damals der Gang der Dinge geweſen, konnte Frankreich Aegyptens Räumung freiwillig darbieten? Wenn aber auch der politiſche Zweck dieſer Unternehmung verloren ging; ſo hatte ſie doch für die Wiſſenſchaften, und namentlich für die Alterthumskunde, Geſchichte und Geographie bleibende und höchſt wichtige Reſultate, von denen wir nicht ganz ſchweigen dürfen. Dieſe geiſtigen Eroberungen umfaßt die Description de l'Egypte, ou Recuel d'Observations et de Recherches, qui ont été faites en Egypte, pendant l'Expédition de l'armée française, publié par les ordres de S. M. l'Empereur Napoléon-le-Grand, wovon 1809 die erſte Lieferung (bis jetzt die einzige) in der kaiſerl. Druckerei zu Paris erſchienen iſt. Es iſt kaum möglich, daß Privatperſonen dies Werk, das auf Koſten des öffentlichen Schatzes redigirt wird und um ſo mehr mit kaiſerlicher Pracht ausgeſtattet iſt, ſich verſchaffen können. Das Werk, deſſen erſte Lieferung auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar ſich befindet, beginnt mit einer hiſtoriſchen Vorrede v. Fournier, Präfecten des Iſer-Departements, die ſich mit einer Ueberſicht der Geſchichte Aegyptens von den entfernteſten Zeiten an, bis auf die neueſten Tage beſchäftigt. Ihr folgt eine Darlegung des Planes zum Ganzen, eine Anweiſung zum Gebrauche des dazu gehörigen Atlaſſes und Notizen über das Verfahren bei der Redaction, die einer beſondern Commiſſion von anfänglich acht, jetzt zehn Mitgliedern (Berthollet, Conté (ſeit deſſen Tode Jomard), Desgenettes, Fourrier, Girard, Lancret (ſeit deſſen Tode Jallois), Monge, Delille und Devilliers) unterworfen iſt. Die Arbeiten ſind unter einer großen Menge von Autoren vertheilt, über deren Beiträge und deren Würdigkeit eine Generalverſammlung der Autoren berathſchlagt. Das ganze Werk ſoll aus drei Theilen beſtehen, deren 1r Alterthümer, 2r Neuerer Zuſtand, 3r Naturgeſchichte überſchrieben werden; jeder dieſer Theile beſteht wiederum aus mehrern Bänden mit Kupfertafeln und correſpondirendem Texte. Ohne die Karten, die bereits vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht ſind, enthält der Atlaß zu dieſer Beſchreibung von Aegypten mehr als 800 Kupfertafeln, auf denen ſich über 3000 Zeichnungen, deren oft mehrere auf einer Platte zuſammengeſtellt ſind, ſich befinden; die erſte Lieferung zählt allein über 300 Kupfer; das größte Format dieſer Kupfer hält für die Platte 4 Fuß 2 Zoll Länge, bei 17 1/2 Zoll Breite, das Papier, das ganz beſonders dazu gefertiget worden, hält 4

Fuß 9 Zoll Länge; der geographiſche Atlas bildet eine eigene abgeſonderte Abtheilung, die nicht in den drei oben angezeigten Theilen begriffen iſt. Der Text beſteht aus Beſchreibungen und Memoiren, die in Mittelfolio gedruckt ſind; die Erklärungen der Kupfer, die Vorrede und das Avertiſſement vom Plane hat das Atlaßformat der Kupfer. — Der erſte Theil des Textes hat den Titel: „Beſchreibungen;“ die Orte und Gegenden, welche beſchrieben werden, folgen in der Ordnung, wie ſie in den Kupferbänden angegeben werden, nämlich von Süden nach Norden. Der zweite Theil iſt überſchrieben „Memoires“ die aus Unterſuchungen und Diſſertationen über den phyſiſchen Zuſtand von Aegypten, über Geſchichte und Geographie des Landes, über Geſetzgebung und Sitten, Religion, Sprache, Aſtronomie, Künſte ꝛc. der alten und neuen Aegypter, beſtehen. Dieſe Beſchreibungen und Memoiren ſind, wie die Kupfer in drei Claſſen getheilt und haben gleiche Ueberſchriften, nämlich: 1. Antiquités; 2. Etat moderne. 3. Histoire naturelle. — Außer dieſem kurzen Auszuge aus dem angeführten Avertiſſement vom Plane zum Ganzen, der aber hoffentlich einen vollſtändigen Begriff von der Einrichtung des ganzen Werkes geben wird — (welchen Auszug wir aus einem ausführlichern im Maiſtück 1813 der allg. geographiſchen Ephemeriden gezogen haben) — will der Raum eine weitere Fortſetzung und Ausführung der Inhaltsanzeige der vorhandenen erſten Lieferung dieſes koſtbaren Werkes uns nicht geſtatten und wir verweiſen daher auf die Hefte vom Mai u. fgg. 1813 von dem eben genannten Journale, worin der Inhalt dieſer Abtheilung ſehr ausführlich und intereſſant epitomirt iſt. I.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehlichter Aſcendenten. Sie werden ſo gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. ſ. f., wie aus folgendem Entwurf noch deutlicher wird.

U.GV.1 U.GM.2 U.GV.3 U.GM.4 U.GV.5 U.GM.6 U.GV.7 U.GM.8

G.V. 1 GM. 2 GV. 3 GM. 4.

V. 1 M. 2.

o

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. ſ. w. die Rede ſeyn. Das Ahnenweſen und die Ahnenprobe, d. h. der legale Beweis, daß man eine beſtimmte Anzahl Ahnen habe, kam ſeit dem 15ten und 16ten Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutſchen Adels zu ſinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt beſonders bei Tournieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan-Erbſchaften, ja ſie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfordert, um Sitz und Stimme bei den ſtändiſchen Verſammlungen zu haben. — Man unterſcheidet übrigens **Gerechtigkeits-Ritter**, die der Ahnenprobe volle Genüge leiſten, und **Gnaden-Ritter**, die durch Verdienſte die Mangel der Geſchlechtsregiſter decken.

Ahnung, auch Anzeichen, iſt das Vorgefühl eines künftigen Ereigniſſes, welches ſich oft in unerklärlichen Erſcheinungen, namentlich bei Sterbenden und ihnen nahen Perſonen äußert und den unſichtbaren Rapport des Geiſterreichs mit der Körperwelt bewährt. Umſonſt vernünftelt man, daß jede eintreffende Ahnung nichts als ein unter Millionen Fehlgriffen ſich ereignender Zufall ſey; denn man wird nicht

leicht eine Familie finden, in deren Chronik keine Ahnung vorkäme. Ohne zu abergläubiſchen Schwächligen oder überſpannten Schwärmern zu gehören, mag man in den Ahnungen eine über die natürlichen Bedingungen der Zeit und des Raumes hinausgehende Kraftäußerung des menſchlichen Geiſtes finden. Oft möchte man zur Erklärung einen spiritus familiaris annehmen, oft glauben, daß Schutzgeiſter wahlverwandter Individuen einen wechſelſeitigen geiſtigen Contact veroffenbaren, am Ende aber durch alles Forſchen und Grübeln zu keinem andern Reſultate kommen, als daß Ahnungen eine Sache der Erfahrung und des Glaubens ſind, und daß, um überzeugend darüber reflectiren zu können, man in jedem vorkommenden Falle für klaren juridiſchen Beweis der Thatſache ſorgen müſſe. Philoſophiſche und hiſtoriſche Behandlung dieſes Gegenſtandes findet man in Dedekind „Ueber Ahnungen,“ und in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, S. 353 ff. A.

Ahriman. Nach der Lehre der Parſen war das urerſte Weſen die grenzenloſe Zeit. Von ihr entſprangen Ormuzd und Ahriman. Jener, mit der höchſten Weisheit und Reinheit geſchmückt, thronte im Lichte, dieſer wohnte mit ſeinen Geſetzen in der Finſterniß. In ſich verſenkt, ohne Grenzen und allein waren beide in ihren Wohnungen, die einander berührten. Ormuzd aber ſchuf in drei Jahrtauſenden den Himmel, dieſe Welt des Lichts mit dem reinen Geſetz; Ahriman, dieſe Lichtwelt zu bekämpfen, ſchuf ein zahlreiches Heer böſer Geiſter. Da erſchrack Ormuzd und bot dem Ahriman Frieden an; dieſer aber wollte ihn nicht annehmen, ſondern ſagte, daß er ſein Volk plagen werde, ſo lange die Jahrhunderte dauern. „Freilich wirſt du mächtig ſeyn,“ ſprach Ormuzd, „während die Menſchen ſich durch Vermiſchung vermehren und viel Böſes thun; aber am Ende der neun Jahrtauſende wirſt du von Ohnmacht überwältigt werden.“ — Darauf herrſchte Ormuzd drei Jahrtauſende allein und brachte ſeine Welt hervor, während Ahriman gefeſſelt in die Tiefe der Finſterniß zurückſank. Nach dem Himmel ſchuf er das Waſſer, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere und endlich den Menſchen. Dann herrſchte er drei Jahrtauſende mit Ahriman gemeinſchaftlich, nach dieſen aber waren drei Jahrtauſende dem Ahriman allein gegeben. Und als die Zeit gekommen war, trat Ahriman hervor, durchdrang alles Geſchaffene mit ſeinem Gefolge und verunſtaltete es, bis er in den Abgrund zurückgeſtürzt ward. Von da wird er am Ende der Zeiten, wenn die Todten aufleben, und die Erde durch das Feuer eines Cometen entzündet, in einen flüſſigen Metallſtrom zerſchmolzen iſt, in Ormuzds Welt zurückkehren, die Erde des Abgrundes durch den Metallſtrom ziehen, und ſie zum ſegenreichſten Lande machen. Die ganze Welt wird durch das Wort zur Auferſtehung ewige Dauer bekommen.

Ajax (griechiſch Aias). Dieſes Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajax Oïleus und Ajax Telamonius. Jener, ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern geweſen. Im Kampf war er unter den Tapferſten, ſeine Tapferkeit aber artete zuweilen in unſinnige Wuth aus. Beiſpiele davon erzählen die nachhomeriſchen Dichter. Als die Griechen, ſagen ſie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete ſich Caſſandra in den Tempel der Pallas, allein ſie ward mit Gewalt herausgeriſſen und gebunden als Gefangene fortgeſchleppt. Einige erzählen, Caſſandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe ſie bei den Haaren

ergriffen und fortgeſchleift; Andere laſſen ihn ſogar die Prophetin im Tempel der Göttin ſchänden. Odyſſeus klagte ihn dieſes ruchloſen Frevels an, er aber reinigte ſich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Aeacus. Auch er war unter den Freiern der Helena geweſen, und zog deswegen auch mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapferſten und ſchönſten der Griechen nach Achilleus preiſ't. Nicht zu reden, aber zu handeln verſteht er. Dabei iſt er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen deſſelben, auf welche er wegen ſeiner Verwandtſchaft und Tapferkeit Anſprüche hatte, von Ulyſſes entzogen wurden, bemächtigte ſich Zorn und Wuth ſeiner Seele, und er ſtürzte ſich verzweiflungsvoll in ſein Schwert.

Aiguillon (Armand-Vignerod Dupleſſis-Richelieu, Herzog von), franzöſiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Jahren Ludwigs XV., deſſen Verwaltung durch eine der wichtigſten Begebenheiten der neuern Zeit, die erſte Theilung Polens, bezeichnet wurde. Er war 1720 geboren, und betrat zuerſt die militäriſche Laufbahn; dann ward er Gouverneur des Elſaß und hierauf Commandant von Bretagne. Seine Strenge erbitterte die Einwohner dieſer Provinz in ſo hohem Grade, daß ſie nach langem und heftigem Zwieſpalt ſeine Abrufung bewirkten, und eine Klage vor dem Parlament von Paris erhoben, deren für ihn verderbliche Folgen er nur durch die wenig ehrenvolle Protection der Dubarry von ſich abwenden konnte. Von je her war er ein Feind Choiſeuls geweſen, und wirkte zu deſſen Verweiſung thätig mit; worauf er ſelbſt, geſtützt auf die Gunſt des Königs, an die Spitze des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten trat. Ein Triumvirat, welches dieſer Miniſter, der Abbé Terrai und der Kanzler Moupeou bildeten, veränderte gänzlich das adminiſtrative Syſtem. Das königliche Anſehen ſchien dabei zu gewinnen; aber von jener Zeit begann die Gährung der Gemüther, die zwanzig Jahre ſpäter den Sturz der Monarchie herbeiführte. Daß Aiguillon die Theilung Polens zuließ, wird ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht; doch ſcheint es nicht ſowohl, daß er das Intereſſe Frankreichs in Aufrechthaltung der antiruſſiſchen Partei in Polen verkannte, als daß er vielmehr, durch die Nachläſſigkeit ſeiner Agenten, von der zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen getroffenen Uebereinkunft erſt Nachricht erhielt, als es zu ſpät war, ſie zu hindern. Früher würde er dies um ſo leichter vermocht haben, da Maria Thereſia nur nach langem Widerſtand ihre Zuſtimmung dazu gab. Aiguillon hatte aber eine ſo große Abneigung gegen alle Plane und Anſichten ſeines Vorgängers, daß er ſich bloß aus dieſem Grunde, und gegen den Vortheil Frankreichs, von Oeſterreich und Spanien entfernte, und einigermaßen Preußen näherte. Kurz vor dem Tode Ludwigs des XV. wurde ihm auch das Kriegsdepartement anvertraut. Nach der Thronbeſteigung Ludwigs XVI. aber, der ihm, wie auch die Königin, durchaus abgeneigt war, trat Aiguillon von dem öffentlichen Schauplatz ab (1775) und ſtarb einige Jahre darauf mit dem Rufe eines zwar geiſtreichen und gewandten Hofmanns, dem es jedoch für einen Staatsmann an Talenten und großen Anſichten fehlte.

Aiſſé (Mlle.), ein ſowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schickſale, als auch durch ihre im Druck erſchienenen Briefe intereſſant gewordenes Frauenzimmer. Geboren in Circaſſien im

J. 1693 wurde ſie von dem Grafen Ferriol, franzöſiſchem Geſandten zu Conſtantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab ſie für eine circaſſiſche Fürſtentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm ſie mit ſich nach Frankreich und ließ ſie mit Sorgfalt erziehen; man vergaß nichts, als ihr Grundſätze einzuprägen. Für die Tugend geſchaffen, kehrte ſie doch erſt nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unſchuld unterlag der Dankbarkeit, die ſie für ihren Wohlthäter hegte, deſſen Unſittlichkeit ein ſolches Opfer fodern konnte. Dagegen widerſtand ſie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete ſie nur den Chevalier Aidy aus. Dieſe Liebe entſchied ihr Schickſal. Aidy hatte ſein Gelübde zu Malta gethan; er wollte ſich von demſelben entbinden laſſen, allein ſie ſelbſt widerſetzte ſich dieſem Verſuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der ſie in England niederkam. Damals bemächtigte ſich ihrer Seele die bitterſte Reue; ſie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne ſie je bemeiſtern zu können, und lebte in einem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, dem ihre ohnehin ſchwache Geſundheit nicht lange widerſtand. Sie ſtarb 1731, 38 Jahre alt. Ihre Briefe ſind anmuthig und fließend geſchrieben, und man kann nicht umhin die Verfaſſerin lieb zu gewinnen, die ihr Innerſtes ſo aufrichtig offenbart. Ueberdies enthalten ſie manche Anekdote von intereſſanten Perſonen der damaligen Zeit. Sie ſind zuerſt allein, mit einigen Noten von Voltaire, nachher zuſammen mit den Briefen der Dame Villars, La Fayette und Tencin erſchienen (1806, 3 Bände).

Akademie. 1. Das von dem erſten Beſitzer deſſelben Akademia genannte ſchöne Landgut bei Athen, wo Plato einen Garten anlegte und die Weltweisheit lehrte, gab Gelegenheit, daß man unter dem Worte Akademie die ganze platoniſche Schule begriff und die Anhänger der platoniſchen Lehre Akademiker nannte. Da die Nachfolger des Plato ſich bald in mehrere Schulen theilten, ſo unterſcheidet man eine ältere, mittlere und neuere Akademie. Zu den Philoſophen der ältern gehören Speuſippus, Xenokrates, Polemo, Crates, Crantor, die unmittelbaren Nachfolger Plato's. Der Stifter der mittlern Akademie iſt Arceſilaus, deſſen Nachfolger Lacydes, Evander, Egeſinus und Carneades waren. Dieſer letztere ward der Stifter der neuern Akademie, und ſein Nachfolger hieß Clitomachus. Die Schüler des letztern, Philo und Charmides, wichen wieder von den Lehren der neuern Akademie ab, und näherten ſich mehr dem Plato. Antiochus machte noch mehr Aenderungen, daher man wohl zuweilen von einer vierten und fünften Akademie ſpricht. 2. Von dieſer Schule bezeichnet man mit dem Worte Akademie ſeit dem zwölften Jahrhundert in ganz Europa alle hohen Schulen und Univerſitäten, und ſpäter überhaupt alle freien Geſellſchaften der Wiſſenſchaften und Künſte, welche ſich unter landesherrlichem Schutze zu gewiſſen Zeiten verſammeln. Dieſe Art von Akademien entſtand zuerſt in Italien, wo Cosmus, der erſte Beherrſcher von Florenz, als er einen Griechen die platoniſche Philoſophie vortragen hörte, den Gedanken faßte, eine ſolche Akademie für die Philoſophie zu ſtiften, welche ſein Enkel in Ordnung brachte. Von dieſen Akademien verdienen vorzüglich folgende bemerkt zu werden: In Frankreich a) die Academie française, welche 1635 vom Cardinal Richelieu geſtiftet wurde, und die Vervollkommnung der franzöſiſchen Sprache und überhaupt alles, was zur Sprachkunde, Beredſamkeit und Dichtkunſt gehört, zum Zweck hatte. Sie

hat das bekannte Dictionnaire de la langue françoiſe geliefert. b) Die Académie Royale des Inscriptions et Medailles, welche 1663 einen geringen Anfang hatte, aber nach und nach erweitert wurde. Sie ward von Colbert geſtiftet, und beſchäftigte ſich größtentheils mit Geſchichte, Alterthümern und Critik. c) Die Académie Royale des Sciences, die 1666 durch Colbert errichtet wurde und die Bearbeitung mehrerer Wiſſenſchaften beabſichtigte. — Das Geſetz, welches in Frankreich alle Corporationen aufhob, hatte auch dieſe Akademien ſuspendirt; die Stelle derſelben erſetzte das Lyceum, bis durch das am 20. Nov. 1795 begründete und am 7ten December eingeweihte Institut national des Sciences et des Arts die ſämmtlichen ehemaligen Akademien Frankreichs, wiewohl in anderer Form, wieder hergeſtellt wurden. In Italien, die Academia della Crusca (Akademie der Kleie), welche im J. 1582 zu Florenz errichtet wurde, und deren Name auf die Reinigung und Verfeinerung der Sprache anſpielt. Sie hat das bekannte italiäniſche Wörterbuch geliefert. In Spanien, die Akademie der ſpaniſchen Sprache (1714), der Geſchichte (1738) und der Wiſſenſchaften zu Madrid (1792). In Preußen, die Akademie der Wiſſenſchaften, welche 1700 von dem erſten Könige von Preußen geſtiftet wurde, und von welcher Leibnitz der erſte Präſident war. In Oeſtereich, die Akademie zu Wien, welche 1705 Kaiſer Joſeph I. ſtiftete. In Rußland, die Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, zu welcher Peter I. im J. 1724 den Grund legte. In Schweden, die vom Könige Friedrich 1728 zu Upſal und 1739 zu Stockholm geſtifteten Akademien der Wiſſenſchaften. In Bayern, die im J. 1759 von Maximilian Joſeph zu München errichtete und 1807 reformirte Akademie, und mehrere andere. Die Kunſt-Akademien zerfallen in Akademien der Muſik und Akademien der bildenden Künſte. Die Akademien der Muſik ſind Vereine mehrerer Tonkünſtler und Liebhaber der Muſik in eine Geſellſchaft, die ſich regelmäßig verſammelt, um ſich über Vervollkommnung ſowohl der Theorie als Praxis der Tonkunſt zu berathſchlagen und dafür zu wirken. Die merkwürdigſten derſelben ſind die filarmoniſche Geſellſchaft zu Verona, geſtiftet im 16ten Jahrhundert; die filarmoniſche Geſellſchaft zu Bologna, geſtiftet 1622 von D. Girolamo Giacobbi; die arkadiſche Geſellſchaft zu Rom, geſtiftet gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts; die Society of ancient Music zu London, welche durch Aufführung alter Muſterwerke das Andenken derſelben zu erhalten ſucht; das Conſervatorium zu Paris (ſ. d.); die von Faſch 1789 geſtiftete Singakademie zu Berlin; die ſeit 1802 zu St. Petersburg beſtehende filarmoniſche Geſellſchaft. — Die Akademien der bildenden Künſte ſind öffentliche Lehranſtalten für bildende Künſte, und werden öfters auch Mahler-, richtiger aber Zeichenakademien genannt, da eigentlich das Zeichnen in den meiſten die Hauptbeſchäftigung iſt. Ihre Anzahl iſt ſo groß, daß wir uns auf Angabe der wichtigern beſchränken müſſen. Dieſe ſind in Italien, zu Venedig, Florenz, Rom, Mailand (angeblich von Leonardo da Vinci geſtiftet), zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin, Neapel, Genua; in Deutſchland zu Nürnberg, Berlin, Dresden, Meißen, Leipzig, Augsburg, Wien, Manheim, Düſſeldorf, Stuttgart, München, Caſſel, Weimar; in Frankreich zu Paris, Bordeaux, Aix, Amiens, Auxerre, Beſançon, Chalons, Dijon, Lyon, Marſeille, Metz, Mainz, Pau, Rouen, Tou-

louſe u. ſ. w.; in England zu London und zu Edinburgh; in Dänemark zu Copenhagen; in Schweden zu Stockholm; in Spanien zu Madrit, Valencia, Saragoſſa; in den ehemaligen Niederlanden zu Gent, Brügge, Antwerpen, Brüſſel, Amſterdam; in Rußland endlich zu Petersburg. — Frankreich hat außerdem auch eine Akademie der Baukunſt zu Paris. — In dieſen Anſtalten wird Unterricht in allen Theilen der Zeichenkunſt ertheilt. Da die menſchliche Geſtalt einer der wichtigſten Theile iſt, ſo wird er billig auch als ſolcher behandelt, und weil von der Kenntniß der Knochen und Muskeln, ihrer Bewegungen, Spannungen und Anſchwellungen alle Richtigkeit, aller Ausdruck abhängt, ſo iſt anatomiſches Studium für die angehenden Künſtler hier eine Hauptangelegenheit. Ihr zunächſt kommt Studium der Linear- und Luftperſpective, um zu wiſſen, wie Gegenſtände, nach den Graden ihrer Entfernung, richtig und täuſchend darzuſtellen ſeyen. Es folgt Unterricht über Anordnung, Gruppirung, Ausdruck der Leidenſchaften, Coſtume, Mythologie, Kunſtgeſchichte und Kunſttheorie, da alles theoretiſch und practiſch zugleich gelehrt wird. Zu dem Ende müſſen theils Sammlungen von Kunſtwerken vorhanden ſeyn, theils muß dem Jünglinge Gelegenheit verſchaft werden, die Form des menſchlichen Körpers nach der Natur zu prüfen. Uebrigens iſt es eine auffallende, aber nur zu gegründete, Erfahrung, daß dieſe Akademien ihren Zweck wenig oder gar nicht erreichen, und daß ſeit ihrer Exiſtenz keine Künſtler mehr gebildet worden, die mit den frühern auf gleicher Höhe ſtünden. Ob dies an einer fehlerhaften Einrichtung dieſer Anſtalten oder daran liegt, daß die neuere Zeit der künſtleriſchen Entwickelung überhaupt ungünſtig iſt, darüber beſtehen verſchiedene Meinungen, und wahrſcheinlich liegt der Grund in beiden.

Akbar (Mahomed), der größte Fürſt, deſſen nicht allein Indien, ſondern ganz Aſien in der neuern Zeit ſich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 der chriſt. Z.), und beſtieg nach ſeines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundſchaft Beyrams, ſeines Miniſters, den Thron. Seine großen Talente entwickelten ſich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit beſiegte er ſeine Feinde und die Aufrührer ſeines Reichs, unter denen Beyram ſich ſelbſt befand. Die ſeltenſte Milde bezeichnete dabei alle ſeine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, ſtets an der Spitze ſeiner Heere ſich in die verſchiedenen Provinzen ſeines Reiches zu begeben, ſo liebte er doch die Wiſſenſchaften, vorzüglich die Geſchichte, und war unabläſſig mit der innern Verwaltung ſeines Reichs beſchäftigt. Er verordnete Unterſuchungen über die Bevölkerung, die Naturproducte und Fabrikate jeder Provinz. Das Reſultat dieſer ſtatiſtiſchen Arbeiten faßte ſein Miniſter Abul-Fazl in einem Werke zuſammen, das den Titel Ajin Akberi führt, ins Engliſche überſetzt worden iſt, und die wichtigſten Details enthält. Akbar ſtarb nach einer 49jährigen Regierung im J. 1014 (1605). Noch jetzt iſt ſein prächtiges Grabmal unweit Agra ein Gegenſtand der Bewunderung der Reiſenden. Ihm folgte ſein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenſide (Mark), im J. 1721 zu Newcaſtle an der Tyne geboren, ging im 28ſten Jahre ſeines Alters nach Edinburgh, um die Theologie zu ſtudiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauſchte. Im J. 1741 beſuchte er Leyden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach ſeiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England practicirte er anfangs zu Northampton, dann zu Hampſtead, und endlich zu London. Hier würde er bei ſeiner nie bedeutenden Praxis

in Dürftigkeit gelebt haben, wenn ihn nicht ſein großmüthiger Freund, Jeremias Dyſon, mit jährlichen 300 Pfund unterſtützt hätte. Er ſtarb 1770 als Mitglied der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und des Collegiums der Aerzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leib-Arzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didactiſchen und lyriſchen Gattung. Die aus drei Geſängen beſtehenden Pleasures of Imagination, ſein vorzüglichſtes Werk, gab er bereits im 23ſten Jahre ſeines Alters heraus, und erregte dadurch Erwartungen, die er in der Folge unbefriedigt ließ, und die überhaupt durch ein ſo mittelmäßiges Gedicht nicht hätten erregt werden ſollen. Von noch geringerm Werthe ſind ſeine Oden, Epiſteln und übrigen Gedichte.

Aktäon, des Cadmus Enkel, ein Jäger, den Diana, weil er ſie im Bade erblickte, in einen Hirſch verwandelte, worauf er von ſeinen eignen Hunden zerriſſen wurde.

Alabaſter iſt ein feiner gypsartiger Stein, der ſich vom Gyps darin unterſcheidet, daß er ſich poliren läßt. Gewöhnlich iſt er von Farbe weiß, oft auch grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieſer Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er ſich jedoch durch ſeine Weichheit unterſcheidet. Die ſchönſte und beſte Art iſt unſtreitig die weiße. Den Alabaſter hat man zuerſt in dem arabiſchen Gebirge entdeckt, dann in Aegypten, in Syrien ꝛc. Man trifft ihn ferner an mehrern Orten Italiens (wo vorzüglich der von Monteacuto, ſeiner Weiße und Größe wegen, ſich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutſchland iſt Thüringen das wahre Vaterland des Alabaſters, namentlich die Gegenden bei Nordhauſen, in der Grafſchaft Hohenſtein, Stollberg, bei Weißenfels ꝛc.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italiäniſcher Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelſten und ausgezeichnetſten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er ſelbſt ſtand in hoher Gunſt bei dem Cardinal Julius, der in Papſt Leo's X. Namen regierte; trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verſchwörung gegen das Leben deſſelben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal, unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche dieſen Papſt trafen, Florenz Gelegenheit gaben, ſich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland ſchickte ihn in Geſchäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit ſich nach Spanien, wohin er mit ſeiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieſer neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil ſeiner Werke. Der König ſchätzte ihn ſo hoch, daß er nach dem Frieden von Creſpi im J. 1544 ihn als ſeinen Geſandten an Carl V. ſchickte. Alamanni vollzog ſeinen Auftrag mit vieler Geſchicklichkeit. In gleichem Anſehen ſtand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehreren Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demſelben zu Amboiſe, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 ſtarb. Die vorzüglichſten Werke, welche er hinterlaſſen, ſind eine Sammlung Gedichte, unter dem Titel: Opere Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meiſten ſeinen Ruf verdankt; ferner Girone il Cortese, ein Heldengedicht in 24 Geſängen; la Avar-

ehide, ein epiſches Gedicht, ebenfalls in 24 Geſängen; Flora, ein Luſtſpiel in ſogenannten versi sdruccioli, und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichſten Eigenſchaften dieſer zahlreichen Werke ſind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichteriſcher Schwung.

Alarich, König der Gothen, der menſchlichſte von allen jenen Eroberern, welche auf das römiſche Reich einbrachen. Die Geſchichte erwähnt ſeiner zuerſt im J. 395, wo die Gothen ſich mit den Heeren Theodoſius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländiſche Kaiſerthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieſes Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römiſchen Reichs, und führte ihn zu dem Entſchluß, es ſelbſt anzugreifen. Er fing an, ſich in die innern Angelegenheiten zu miſchen, und ward bald ein läſtiger Freund und gefährlicher Beſchützer. Seine Plane fanden am Hofe ſelbſt Beförderer. Rufin, der Vormund des Arcadius nach Theodoſius Tode, reizte Alarich insgeheim an, in Griechenland einzufallen, und bewog ihn um ſo leichter dazu, da er ihn ſogar mit bedeutenden Geldſummen unterſtützte. Bald ſah man den Anführer der Gothen Pannonien, Macedonien und Theſſalien verwüſten, und die herrlichſten Denkmäler der Kunſt mit Feuer und Schwert vernichten, bis Stilico mit einem mächtigen römiſchen Heere herbeikam, und nach mehreren Gefechten die Gothen dergeſtalt in ihrem Lager einſchloß, daß ihr Untergang unvermeidlich ſchien. Aber eben dieſe ſcheinbare Gewißheit rettete ſie. Stilico verließ das Heer, um den Religionsfeſten der Griechen beizuwohnen; dieſen Augenblick benutzte Alarich, durchbrach das Bollwerk der Römer, und machte ſich in wenig Tagen zum Meiſter von Epirus. Jetzt ſahe der morgenländiſche Kaiſer kein anderes Rettungsmittel, als Alarich die Oberherrſchaft von Illyrien abzutreten, welcher, nachdem er zum König der Weſtgothen ausgerufen worden, unverzüglich darauf dachte, das abendländiſche Kaiſerthum zu bekriegen. Er rief die Barbaren von den Ufern der Donau herbei, verſammelte ein zahlreiches Heer, und verſprach ihnen die Plünderung Roms und Italiens. Honorius vermochte nur ſchwachen Widerſtand zu leiſten, und ſchon war er in Aſti belagert und der Uebergabe nahe, als Stilico mit einem Heere aus Gallien und Germanien den Gothenkönig überfiel, und in ſeinen eigenen Verſchanzungen belagerte. Dieſer Unfall ſchlug jedoch Alarichs Muth nicht nieder, aber eine Kriegsliſt verſchaffte den Römern den Sieg. Sie griffen die erſt vor kurzem zum Arianismus bekehrten Gothen an dem Oſterfeſte an, deſſen Heiligkeit dieſe durch ein Gefecht zu entweihen glaubten. Sie ergriffen daher die Waffen nicht um zu ſiegen, ſondern nur ſich zu vertheidigen, und ihr Fußvolk erlitt eine vollſtändige Niederlage. Die ganze Beute Griechenlands und die Gemahlin Alarichs fielen den Siegern in die Hände. Dennoch marſchirte Alarich an der Spitze ſeiner Reiterei auf Rom los, und verbreitete ſo großes Schrecken, daß man verſuchte, ſeinen Rückzug durch die Zurückgabe ſeiner Gemahlin und ſeiner Schätze zu erkaufen. Er aber verweigerte ihn, und wollte ſich Verona's bemächtigen. Doch auf dem Marſche dahin ward er von den römiſchen Legionen überfallen, und noch vollſtändiger geſchlagen als das erſte Mal. Jetzt mußte er Italien verlaſſen, das zwar diesmal gerettet war, deſſen Schönheit und Fruchtbarkeit aber die Barbaren genugſam kennen gelernt hatten, um bald einen neuen Verſuch zu wagen. Schnell war ein neues nach Beute begieriges Heer unter Alarichs Fahnen verſammelt, mit welchem er an den Ufern des Po erſchien, und die

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Städte Ober-Italiens plünderte, während man in Rom ſeiner Ohnmacht ſpotten zu können glaubte. Honorius floh nach Ravenna, *Alarich* aber näherte ſich ohne Hinderniß der Hauptſtadt, und ſchloß ſie mit ſeinem Heere ein. Doch gerührt durch die Bitten der Römer, oder ihre Verzweiflung fürchtend, begnügte er ſich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 ſeidenen Gewändern, 3000 Stücken feinem Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer, und hob die Belagerung auf. Mit dieſer Beute bereichert nahmen die Gothen ihre Winterquartiere in Toscana. Die Furcht hatte dem Kaiſer und ſeinen Miniſtern die entehrendſten Verſprechungen entriſſen, deren Erfüllung ſie ſpäter verweigerten. *Alarich*, empört durch dieſen Trotz der Ueberwundenen, rückte aufs neue vor Rom, das zum zweiten Mal durch Auslieferung ſeiner Reichthümer ſeine Mauern rettete. *Alarich* aber verſchmähte eine Krone, die in ſeinen Händen war, und verlieh ſie dem *Attāla*, mit Hochmuth dieſen von ihm geſchaffenen Kaiſer mißhandelnd. Honorius Miniſter indeß richteten von Ravenna aus abwechſelnd Bitten und Drohungen an *Alarich*, und liehen dieſem dadurch einen neuen Vorwand, den Krieg wieder anzufangen. Rom ward zum dritten Mal angegriffen, und mußte jetzt die Fahnen der Barbaren auf ſeinen Mauern wehen ſehen. Die durch neun ſiegreiche Jahrhunderte aufgehäuften Schätze verſchwanden in drei Tagen, und die alte Beherrſcherin der Welt trug jetzt die Feſſeln, die ſie einſt den Völkern angelegt. Nur das Eigenthum der Kirchen wurde geſchont, und ſie ſelbſt als unverletzliche Zufluchtsörter betrachtet. *Alarich* aber fürchtete einen längern Aufenthalt in Rom für ſeine Soldaten, und brach mit ſeinem Heere auf, um Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüſtete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff ſich einzuſchiffen, als ihn der Tod in Corentia überraſchte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Buſento, damit ſeine Aſche nicht von den Römern aufgefunden werden möchte. Während die Gothen ſich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feſte; Sicilien und Afrika ſahen ſich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch *Alarich* gezeigt, durch ihn hatten ſie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun iſt ein aus Thonerde, Schwefelſäure, Kali oder Ammoniak oder Cryſtalliſationswaſſer beſtehendes Salz, welches in achteckigen Cryſtallen zum Vorſchein kommt, und auf der Zunge einen ſüßlichen, ſtark zuſammenziehenden Geſchmack hat. Es gibt theils *natürlichen Alaun*, auch *gediegenen* genannt, welcher in Adern zwiſchen der Erde, ſonderlich in Silbergruben, gefunden wird, theils *künſtlichen*, auch *geſottenen* genannt. Er kommt aus Aſien (beſonders bei Smyrna), aus Spanien, aus England und Italien (letzterer unter dem Namen *römiſcher Alaun* bekannt, wo auch im J. 1458 die erſten Alaunſiedereien in Europa entſtanden). Dieſes Mineral iſt von großer Wichtigkeit, beſonders bei der Färberei, da es eine Beize abgibt, ohne welche die Farben ſich nicht auftragen laſſen, oder wenigſtens weder Glanz, Schönheit noch Dauer haben würden. So wendet man es auch in der Gärberei, zu Glauberſalz und Salmiak, und zu Lackfarben an. Daher iſt denn auch, weil die Quantität des natürlichen Alauns bei weitem nicht zureicht, des *künſtlichen*, welcher aus Kies oder einer Alaunerde, Schiefer, kalkichtem Geſtein, verſteinertem Holz ꝛc. auf den *Alaunwerken* zubereitet wird, weit mehr, und der Handel damit gibt allerdings einen wichti-

gen Gegenſtand für das Commerz ab. — In Sachſen wurde ſchon 1531, bei Schwarz, unweit Düben, ein Alaunwerk von einem gewiſſen Lobezelter angelegt, das beſonders ſeit 1696 ununterbrochen in Umtrieb erhalten worden iſt. Jährlich werden hier 5000 bis 6000 Centner erzeugt.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von . .), Staatsminiſter und General der kaiſerlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmſten Geſchlechter Spaniens geboren. Unter den Augen ſeines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswiſſenſchaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch ſehr jung in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl IV. commandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei der Expedition von Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin von Frankreich, und zeichnete ſich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und ſeine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von ſeinen militäriſchen Talenten; und Carl V. ſelbſt, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldne Brücke zu bauen, als eine entſcheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn nicht eines Obercommando's für fähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunſt als Anerkennung ſeiner entſchiedenen Talente. Dieſe Verachtung beleidigte ſeinen natürlichen Stolz, und gab ſeinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth ſind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen Johann Friedrich, Churfürſten von Sachſen und Anführer der proteſtantiſchen Armeen. Der Churfürſt wurde gefangen, und der Herzog von Alba, der im Kriegsrath den Vorſitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiſer, dieſe Strafe nicht zu mildern. Im J. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzoſen und den Papſt Paul IV., den unverſöhnlichen Feind des Kaiſers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, hob die Belagerung von Mailand auf, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papſtes einen Aufſtand erregt hatten, und befeſtigte daſelbſt das ſpaniſche Anſehen. Auch als Carl V. die Regierung ſeinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er ſeinen Einfluß und das Commando der Armeen. Er betrat den Kirchenſtaat, machte ſich zum Herrn deſſelben, und vereitelte die Bemühungen der Franzoſen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papſte, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Von Italien abgerufen, erſchien er im J. 1559 am franzöſiſchen Hofe, um ſich Eliſabeth, die Tochter Heinrichs II. für ſeinen Souverän antrauen zu laſſen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, beſtimmt war. Um dieſe Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beſchränkt ſahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, dieſe Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertrauete ihm eine bedeutende Macht und unumſchränkte Gewalt, um die Niederländer dem Despotismus und der Inquiſition zu unterwerfen. Kaum war er im J. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an deſſen Spitze er und ſein Vertrauter, Juan de Vargas, ſtand. Ohne Unterſchied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habſucht erregte. Gegenwärtigen und Abweſenden, Lebenden und Todten wurde der Prozeß gemacht und ihre Güter konfiszirt. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther, viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England

aus; mehr als hundert tauſend verließen ihr Vaterland; andere begaben ſich unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, der von ihm für einen Staatsverbrecher erklärt wurde. Bedeckt mit dem Blute vieler Tauſende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Naſſau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollſtändigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einer bedeutenden Armee vor. Der junge Friedrich von Toledo ſandte an ſeinen Vater und ließ ihn beſchwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von ſeinen Untergebenen blinden Gehorſam verlangte, ließ ſeinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen ſeiner Unerfahrenheit, aber er ſolle ſich hüten, weiter in ihn zu drängen, denn es würde dem das Leben koſten, der eine ähnliche Botſchaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde nach und nach beſiegt, und genöthigt, ſich nach Deutſchland zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in dieſem Feldzug ſeinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grauſamkeiten eben ſo ſehr ſchändete; ſeine Henker vergoſſen mehr Blut als ſeine Soldaten. Der Papſt überſandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Auszeichnung, die bisher nur Fürſten zu Theil geworden. Noch widerſtanden Holland und Seeland ſeinen Waffen. Eine Flotte, die auf ſeinen Befehl ausgelaufen war, wurde vernichtet, und überall fand er Widerſtand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, durch zu lange Abweſenheit die Gunſt des Königs zu verlieren, bewogen ihn endlich, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte ſie ihm Philipp, der, als er ſahe, daß durch dieſe Grauſamkeiten nur der Widerſtand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel verſuchen wollte. Im Monat December 1573 machte Alba eine Amneſtie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requeſens, und verließ ein Land, in dem er, wie er ſich rühmte, 18,000 Menſchen hinrichten laſſen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Millionen Thaler, ſeine ſchönſten Truppen und am Ende ſieben der reichſten niederländiſchen Provinzen koſtete. Herzog Alba wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß einige Zeit ſein altes Anſehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer ſeiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Verſprechen, ſie zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet; allein ſein Vater unterſtützte ſeine Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine ſeiner Verwandtinnen; er wurde deswegen vom Hofe auf ſein Schloß Uzeda verwieſen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der ſich zum König von Portugal hatte krönen laſſen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne ſeine Zuflucht zu nehmen, auf deſſen Talente und Treue er ein großes Vertrauen ſetzte. Alba nahm den Antrag, eine Armee nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Portugal ſeinem Souverän. Er bemächtigte ſich der Schätze der Hauptſtadt, und erlaubte ſeinen Soldaten die Vorſtädte und ihre Umgebungen mit ihrer gewohnten Raubſucht und Grauſamkeit zu plündern. Philipp, darüber unwillig, wollte das Betragen ſeines Generals unterſuchen laſſen, den man überdies beſchuldigte, daß er die Reichthümer der Ueberwundenen zu ſeinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung deſſelben verhinderten es. Der Herzog überlebte dieſe Ereigniſſe nicht lange, und ſtarb den 12ten Januar

1582 in einem Alter von 74 Jahren. Was ſein Aeußeres betrifft, ſo hatte Alba eine ſtolze Haltung und Gang, ein edles Anſehen und einen ſtarken Körper; er ſchlief wenig, arbeitete und ſchrieb viel. Man behauptet von ihm, daß während 60 Jahre in Kriegen gegen verſchiedene Feinde er nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Sein Ruhm iſt bleibend, nur hat er ihn ſehr durch Uebermuth, Härte und Grauſamkeit geſchändet.

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geboren zu Bologna 1578. Er beſuchte zuerſt die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetſten Schülern deſſelben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunſt und Freundſchaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwiſchen Beiden einige Aehnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrift er ſeinen Freund, ſo wie alle ſeine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Anſehung des Studiums weiblicher Geſtalten über alle Maler, ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beiſtimmen können. Die Compoſitionen, welche man am häufigſten von ihm ſieht, ſind die ſchlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa auf dem Stiere. Meiſterhaft iſt auf allen ſeinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewäſſer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er ſich darin zu oft. Bibliſche Gegenſtände hat er weniger für ſeinen Pinſel gewählt. Die von ihm in dieſer Gattung vorhandenen Gemälde aber zeichnen ſich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommenſten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er rivaliſirte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftloſigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Geſtalten keinen Adel zu geben verſtehe. Wahr iſt es, daß er alle Darſtellungen, für welche Feuer, Enthuſiasmus und Begeiſterung gehörte, ſorgfältig vermied; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Maler genannt. Aber die Beſchränkung, in der er ſich ſtets hielt, ſchadete ihm nach und nach, und war Urſach, daß er bereits ſeinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660 in einem hohen Alter ſtarb. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die uns Malvaſia aufbehalten hat.

Albanien, von den Türken auch Arnaut genannt, iſt eine große Landſchaft in der europäiſchen Türkei, von Dalmatien, Servien, Macedonien, Epirus und dem Golfo di Venezia begränzt, ungefähr 30 Meilen lang und 20 breit; übrigens ein volkreiches und fruchtbares Land, beſonders an gutem Wein. Ehedem war es ein Theil des Königreichs Macedonien, begriff auch Epirus (welches Albania inferior genannt wurde) und die Inſel Corfu unter ſich. Jetzt ſteht es unter türkiſcher Botmäßigkeit, wird in drei Sandſchakſchaften abgetheilt und von einem Paſcha regiert, wiewohl nur der kleinere Theil der Einwohner Mahomedaner, der größere aber römiſchcatholiſche und griechiſche Chriſten ſind, die als Nachkommen der alten Illyrier viel Geſchicklichkeit in der Waſſerbau- und Meßkunſt beſitzen. Die merkwürdigſten Plätze ſind: Durazzo, Scutari, Janina ꝛc. Der Hauptvorzug der Einwohner iſt ihre Tapferkeit; daher auch die Arnauten ein wichtiger Theil der türkiſchen Armee ſind.

Alberoni (Julius), Cardinal und Staatsminiſter, war der

Sohn eines Gärtners. Er würde den 30ſten März 1664 zu Firuenzola, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine ſeiner Beſtimmung für den geiſtlichen Stand angemeſſene Erziehung. Er war zuerſt Glöckner bei der Kathedralkirche zu Piacenza. Mit ſeltner Einſicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günſtling des Grafen Roncovieri, Biſchofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma ſandte ihn nach Madrid, um dort als ſein Agent zu reſidiren, und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Intriguen ſtieg er bis zum erſten Miniſter, wurde Cardinal, galt in Spanien alles ſeit 1715 und unternahm es, ihm ſeinen alten Glanz wiederzugeben; ſchaffte Mißbräuche ab, ſchuf eine Marine; organiſirte die ſpaniſche Armee wie die franzöſiſche, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es ſeit Philipp II. geweſen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlornen Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Dieſe Plane hielt er ſehr geheim, täuſchte die europäiſchen Mächte über den Zweck ſeiner Rüſtungen, und untergrub auf alle Weiſe Oeſterreichs Macht in Italien. Obgleich der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der ſpaniſchen Verbindung entſagte, um ſich mit England zu vereinigen, ſo änderte doch Alberoni ſein Syſtem nicht. Der ſtolze Prälat warf vielmehr ſeine Maske ab, griff den Kaiſer an und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländiſchen Meer vernichtete eine engliſche Flotte die Escadre Philipps IV. Nun dachte er ſelbſt einen Landkrieg zu erregen, ſuchte dafür Peter den Großen und Carl XII. mit ſich zu verbinden, Oeſterreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufſtand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe feſtnehmen zu laſſen. Allein der Plan wurde entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und ſetzte in einem Manifeſt die Ränke des italiäniſchen Cardinals aus einander. Eine franzöſiſche Armee brach in Spanien ein, und ob gleich Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen ſuchte; ſo verlor doch der König den Muth und machte Frieden, deſſen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlaſſen. – Er bekam daher am 20ſten Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte Preis gegeben, deren Haß er ſich zugezogen hatte, und ſahe kein Land, wo er ſich aufhalten konnte. Selbſt nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papſt Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als ſein Wagen angefallen, einer ſeiner Bedienten getödtet wurde, und er ſelbſt, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet ſeine Reiſe zu Fuße fortſetzen mußte. Lange irrte er unter einem fremden Namen umher. Im genueſiſchen Gebiete wurde er, auf Anſuchen des Papſtes und Königs von Spanien, feſtgeſetzt; doch gaben ihm die Genueſer bald ſeine Freiheit wieder. Der Tod des Papſtes Clemens XI. machte endlich der langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papſt Innocenz XIII. ſetzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden als Cardinal wieder ein. Er ſtarb am 26ſten Juni 1752, in einem Alter von 87 Jahren, immer mit rieſenmäßigen Entwürfen beſchäftigt, an deren Ausführung er oft auf die ſonderbarſte Art gehindert wurde.

Albert oder Albrecht, mit dem Beinamen der Große (Albertus magnus), Biſchof zu Regensburg, ein in dem dunkeln dreizehnten Jahrhundert mit Auszeichnung hervorragender Kopf,

der, außer ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit, für ſein Zeitalter ſehr viele Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Naturgeſchichte beſaß, ſo daß ihn — was von jeher der ſicherſte Beweis für die Geiſtesüberlegenheit des Angeſchuldigten über ſeine Ankläger war — ſeine Zeitgenoſſen für einen Zauberer hielten. Er war zu Ende des zwölften, oder zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geboren, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provincial ſeines Ordens, und erhielt 1260 vom Papſt Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein ſchon nach zwei Jahren ging er freiwillig in ſein Kloſter nach Cöln zurück, lebte dort bloß für die Wiſſenſchaften, und arbeitete bis an ſeinen Tod (1260) viele Schriften aus, die noch im Jahre 1651 in 21 Foliobänden zuſammengedruckt wurden, und die, wenn ſie auch jetzt vergeſſen ſind, bei Vergleichung mit den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen, am beſten beweiſen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in ſeinem Zeitalter mit Recht verdient habe.

Albigenſer waren dieſelbe religiöſe Secte in Frankreich, die ſonſt unter dem Namen der Waldenſer bekannt ſind; doch genau genommen waren dieſe nur ein Theil von jenen. Die Albigenſer erhielten ihren Namen von der Stadt Albi, in dem ehemaligen Ober-Languedoc, wo ſich die meiſten Anhänger dieſer Secte befanden. Sie waren dem Papſt und der Geiſtlichkeit verhaßt, weil ſie meiſtens das Anſehen des Papſtes nicht anerkennen wollten, und überhaupt den Reichthum, die Unwiſſenheit und Intoleranz der Geiſtlichen angriffen. Papſt Innocenz III. ließ daher gegen ſie und andere Ketzer das Kreuz predigen, d. h. er ordnete einen Kreuzzug gegen ſie an, übertrug dem Grafen Simon von Montfort die Generalſtelle über die zu dieſem Zuge verſammelte Armee, und ſchenkte ihm, da Graf Raimund VII. von Toulouſe ſich der Albigenſer annahm, die ganze Grafſchaft Toulouſe. Montfort führte den Krieg anfangs eben ſo glücklich als grauſam, wurde aber bei Belagerung der Stadt Toulouſe durch einen Steinwurf verwundet und getödtet; die Armee verlor den Muth, und ganz Languedoc gerieth von neuem in Aufſtand. König Ludwig VIII. von Frankreich, dem Graf Amalrich, Simons Sohn, die ganze päpſtliche Schenkung überließ, ſetzte die Verfolgung gegen die Albigenſer fort, eroberte das ihm überlaſſene Geſchenk faſt ganz, und nöthigte den Ueberreſt derſelben, in die Gebirge und Wälder von Piemont zu fliehen, woher ſie auch, nach der Meinung mehrerer Schriftſteller, den Namen Waldenſer bekommen haben ſollen. Von dieſer Verfolgung der Albigenſer ſchreibt ſich der Anfang der Inquiſition her. Man brauchte ſie nämlich zuerſt gegen die Albigenſer, und ernannte beſondere Richter, die man inquisitores haereticae pravitatis nannte. Beſonders erwies ſich der heilige Dominicus bei der Einrichtung der Inquiſition ſehr geſchäftig; daher auch in der Folge die Dominicaner bei den Inquiſitionsgerichten zugezogen wurden.

Albini (Baron v.), churfürſtlich mainziſcher, dann primatiſcher Miniſter. Im Juli 1792 ließ er dem am mainzer Hofe accreditirten franzöſiſchen Miniſter eine officielle Note übergeben, ihn von der Ankunft des Königs von Ungarn und Böhmen, erwählten Oberhauptes des römiſchen Reichs, des Königs von Preußen und der franzöſiſchen Prinzen zu unterrichten. Der Baron Albini war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzoſen den 21ſten Auguſt 1792 und wohnte der Zuſammenkunft bei, in welcher die Gouvernementschefs die Capitulation abſchloſſen. Der Churfürſt beauftragte ihn, in ſeinem Namen dem

Friedenscongreſſe im Sept. 1793 beizuwohnen, ſo wie auch dem zu Raſtadt 1797. Albini ſtellte ſich 1799 an die Spitze des mainzer Landſturms. Nach einigen Scharmützeln, in welchen er mehrere Vortheile behauptete, zog er ſich nach Seligenſtadt zurück. Er ſchlug hierauf ſein Hauptquartier zu Aſchaffenburg auf, von wo aus er in engliſche Dienſte gehen wollte. Im September 1801 empfing er von dem Churfürſten einen reichbeſetzten Säbel, auf deſſen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joſeph ſeinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aſchaffenburg und Neuhof." Im Jahr 1802 ſtand er als Kurmainziſcher Director bei der Reichsdeputation in Regenſpurg. Während dieſer Zeit (25. Jul. 1802.) ſtarb der Kurfürſt, und Albini nahm ſogleich dem Militär den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und forderte die Landescollegien auf, ihm hold und gehorſam zu ſeyn. Alle wichtige Geſchäffte des kurerzkanzleriſchen Staates gingen, wie bisher, durch ſeine Hand, und er genoß das volle Zutrauen des Kurfürſten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheiniſchen Bunde ſeinen Länderbeſitz beträchtlich erweitert ſah, vermehrte ſich auch der Wirkungskreis des Miniſters, zumal die Departements der Juſtiz, der Policei und der Finanzen in ſeiner Perſon vereinigt wurden. Auch in den kritiſchen Verhältniſſen, in welche der Staat zu dieſer Zeit oft gerieth, und bei den Anſtrengungen und Reformen, welche dieſelben unvermeidlich machten, bewährte er ſtets ſeinen rechtlichen und humanen Charakter und ſeinen teutſchen Sinn. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als ſie im October 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis, daß ſie ſeine patriotiſche Geſinnung anerkennen, indem ſie ihm den Vorſitz in dem Miniſterialconſeil des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in Oeſterreichiſche Dienſte, und der Kaiſer verlieh ihm die Stelle eines bevollmächtigten Miniſters an dem Bundestage zu Frankfurt. Er ſtarb aber, noch ehe er dieſelbe antreten konnte, am 9. Jan. 1816. zu Dieburg an Entkräftung.

Albino, ein weißer Neger, eine Abart der Neger, von milchweißer, leichenähnlicher Farbe, von welcher man jedoch mehr Männer als Frauen findet, und die ſich durch die Fortpflanzung wieder in die urſprüngliche Art von ſchwarzer, brauner oder rother Hautfarbe verliert.

Albinus (Bernhard Siegfried), urſprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, den die Arzneikunde nennt, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren und ſtarb 1770 zu Leyden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von ſeinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Profeſſoren der leydener Schule, Rau, Bidloo, Boerhaave, ging er dennoch 1718 nach Frankreich, wo er mit Wieslow und Sennac in Verbindung trat, mit denen er nachher jene der Anatomie, ihrer Lieblingswiſſenſchaft, ſo nützliche Correſpondenz unterhielt. Er war einer der erſten, welche den Impuls aufnahmen, den damals das Syſtem Boerhaave's der Anatomie gab. Dies Syſtem, welches die Phänomene der thieriſchen Oekonomie nicht chemiſch ſondern mechaniſch erklärte, machte ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Struktur nothwendig; denn die geringſte Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verſchiedenheiten in der Wirkſamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies Syſtem, alles was Veſale, Fallopio, Euſtachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerkſamkeit und Genauigkeit zu beſchreiben. Albinus arbeitete in dieſem Sinne; man ver-

dankt ihm die genaueſten anatomiſchen Beſchreibungen und Kupfer, beſonders von den Muskeln und Knochen. Im J. 1720 wurde er an Rau's Stelle Profeſſor der Anatomie und Chirurgie in Leyden, und als ſolcher ſchrieb er nach und nach ſeinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, ſein Werk De ossibus corporis humani, ſeine Historia musculorum hominis und verſchiedene andere Werke, die in der Geſchichte der Wiſſenſchaft ſtets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verſchiedene Schriften von Harvée, Veſale, Fabricio d'Aquapendente und Euſtachi heraus. — Sein Bruder Chriſtian Bernhard, Profeſſor zu Utrecht, zeichnete ſich in derſelben Wiſſenſchaft aus, und iſt ebenfalls ein ſchätzbarer anatomiſcher Schriftſteller. Er ſtarb zu Utrecht im J. 1752, 56 Jahre alt.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem ſie die Britannia minor oder das heutige Irland unterſchieden. Sprengel, in der allgemeinen Geſchichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine urſprünglich galliſche Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des ſchottiſchen Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es ſcheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu ſeyn, welches ein Felſengebirge bedeutet, weil die Küſte von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felſen erſcheint.

Alboïn, König der Longobarden, folgte ſeinem Vater Auduin im J. 561. Er herrſchte in Noricum und Pannonien, die heutiges Tags Oeſterreich und einen Theil von Ungarn ausmachen, während Cunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrſchte, und Bajan oder Cagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narſes, Juſtinians Feldherr, ſuchte ſein Bündniß und erhielt von ihm Beiſtand in dem Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboïn die Gepiden und erlegte in einer großen für ihn ſiegreichen Schlacht (566) ihren König Cunimund mit eigener Hand. Dieſer Sieg erwarb Alboïn einen großen Ruf. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Clodoswinda vermählte er ſich mit Roſamunda, Cunimunds Tochter, welche ſich unter den Gefangenen befand. Jetzt verſammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narſes, der dem Juſtinian Italien unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbarem Hof, in Alboïn einen Rächer ſuchte, ihm die Hand bot. Alboïn machte von Jahr zu Jahr weitere Fortſchritte in Italien, indem er keinen weitern Widerſtand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenſtellte. Pavia fiel erſt nach einer dreijährigen Belagerung in ſeine Hände. Alboïn hatte jedoch nur 3 1/2 Jahr in Italien regiert, als er durch einen von ſeiner Gemahlin Roſamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Die nähern Umſtände dieſer Begebenheit findet man in Alfieri's Tragödie Roſmunda und in Fouqué's Alboïn angegeben.

Albrecht I., König von Oeſterreich und nachmals deutſcher Kaiſer, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, der ſich aus einem gemeinen ſchwäbiſchen Edelmann zur römiſchen Kaiſerwürde emporgeſchwungen, und kurz vor ſeinem Tode verſucht hatte, die Krone auf das Haupt ſeines Sohnes Albrecht zu ſetzen. Aber die Churfürſten, ſeiner Gewalt müde, und durch die Schwäche ſeines Alters muthig gemacht, hatten ſein Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römiſchen Königs auf unbeſtimmte Zeit verſchoben. Nach dem Tode

Rudolphs ſah Albrecht, der nur die kriegeriſchen Eigenſchaften ſeines Vaters geerbt hatte, ſeine Erbſtaaten Oeſterreich und Steyermark gegen ſich aufſtehn. Dieſen durch ſeinen Geiz und ſeine Härte erregten Aufruhr aber erſtickte er mit kräftigem Arm, zwang die Inſurgenten mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor ihm zu erſcheinen, und ihm die Urkunden ihrer Privilegien zu übergeben, die er vor ihren Augen vernichtete. Dieſer Erfolg vermehrte ſeine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger ſeyn, und ohne die Entſcheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er ſich der Reichsinſignien. Aber eben dieſer Gewaltſchritt bewog die Churfürſten, nicht ihn, ſondern Adolph von Naſſau zum Kaiſer zu wählen. Er würde ſich dieſer Wahl ſogleich widerſetzt haben, wenn nicht gegen ihn ausgebrochene Unruhen in der Schweiz ihn für den Augenblick zur Nachgiebigkeit beſtimmt hätten. Er lieferte die Reichsinſignien aus und leiſtete dem neuen Kaiſer den Eid für ſeine Lehen. Eine gefährliche Krankheit, die ihm den Tod drohte und ein Auge raubte, zwang ihn noch mehr zu dieſer Nachgiebigkeit. Kaum hatte er den Aufſtand in der Schweiz geſtillt, als er in neue Streitigkeiten mit ſeinen Völkern in Oeſterreich und Steyermark gerieth, beſonders aber mit dem Biſchof von Salzburg, der auf das Gerücht von ſeinem Tode einen Einfall in ſeine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer ſechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürſten verſcherzt. Albrecht, dem dieſe Umſtimmung der Gemüther nicht entging, ſuchte ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürſten in dem Grade zu täuſchen, daß ſie, als ſie im J. 1298 Adolph auf dem Reichstage abſetzten, ihn an ſeiner Stelle zum Kaiſer erwählten. Um jedoch dieſen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entſcheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gelheim zwiſchen Worms und Speyer, auf einander. Albrecht zog ſich ſcheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihm mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen perſönlich auf einander. „Du verlierſt Krone und Leben" rief dieſer ſeinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entſcheiden!" antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Geſicht traf. Adolph ſank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Siegreich und allmächtig ſah nunmehr Albrecht keine Scheidewand mehr zwiſchen ſich und der höchſten Gewalt, nach der er ſtrebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall ſey, ſich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entſagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er vorausſah, aufs neue gewählt. Seine Krönung geſchah zu Aachen im Auguſt 1298; ſeinen erſten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der äußerſten Pracht. Die Churfürſten und der König von Böhmen bedienten ihn bei der Tafel. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran. Bonifaz VIII., dieſer herrſchſüchtige Prieſter, trieb ſeine Anmaßungen ſo weit, daß er den Churfürſten das Recht abſprach, die Kaiſerwürde zu vergeben, indem er den Pabſt für den wahren Kaiſer und geſetzlichen König der Römer erklärte. Dem zu Folge lud er Albrecht vor ſich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutſchen Fürſten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband ſie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbiſchof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband ſich mit dem Pabſt, und wagte zu Albrecht zu ſagen: „Ein Wort von mir ruft einen andern Kaiſer aus der Erde hervor." Albrecht ver-

einigte indeß ſeine Hülfsquellen mit Geſchicklichkeit. Er verband ſich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, verſicherte ſich der Neutralität Sachſens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Churfürſtenthum Mainz deſſen Fürſten, nicht nur das Bündniß mit dem Papſt zu brechen, ſondern auch für die nächſten fünf Jahre ſich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erſchreckt durch dieſe ſchnelle Erfolge, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchem dieſer aufs neue die Falſchheit ſeines Charakters zeigte. Albrecht brach ſein Bündniß mit Philipp, geſtand zu, daß das abendländiſche Kaiſerthum eine Ceſſion der Päbſte an die Kaiſer ſey, und daß das Wahlrecht der Churfürſten ſich von dem heiligen Stuhl herſchreibe; er verſprach mit einem Eide, die Rechte des römiſchen Hofs auf des Papſtes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür ſprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verluſtig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Man kann nicht beſtimmen, wie weit Albrecht dieſe Schenkung benutzt haben würde, wenn nicht Philipp den Gewaltthätigkeiten des Papſtes Gränzen geſetzt hätte, indem er ſich ſeiner Perſon bemächtigte und ihn mit ſolcher Härte behandelte, daß er bald darauf ſtarb. Es würde unmöglich ſeyn, hier alle die ungerechten Kriege anzuführen, welche Albrecht führte. Die wichtigſten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden ſie unglücklich von ihm geführt. Eben beſchäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufſtande der Schweizer, und ſah ſich genöthigt, dorthin ſeine Kräfte zu richten. Am 13ten Januar 1308 war die Revolution in Unterwalden, Schweiz und Uri ausgebrochen. Man hatte die Landvögte vertrieben, ſich ihrer Schlöſſer bemächtigt, und ſich geſchworen, die Freiheit mit dem Blute zu beſiegeln. Albrecht hatte dieſe Folge ſeiner Bedrückungen nicht nur vorausgeſehen, er hatte ſie gewünſcht, um einen Vorwand zu haben, ſich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch ſollte er den ſeinen Erwartungen ganz entgegengeſetzten Ausgang dieſes Kampfes nicht ſehen. Durch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, das ſeiner Ehrſucht und ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Seines jüngern Bruders Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; aber vergebens hatte dieſer das Land zu wiederholten Malen gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann ſeine Foderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und ſprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies ziemt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir.“ Die Folge dieſes Uebermuths war eine Verſchwörung, und die Ermordung Albrechts. Mit hiſtoriſcher Genauigkeit erzählt Schiller dieſe Begebenheit im Wilhelm Tell alſo:

Der Kaiſer hielt das väterliche Erbe
Dem ungeduldig mahnenden zurück;
Es hieß, er denk' ihn ganz darum zu kürzen,
Mit einem Biſchofshut ihn abzufinden.
Wie dem auch ſey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde böſem Rath ſein Ohr,
Und mit dem edeln Herrn von Eſchenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm,
Beſchloß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rach' zu holen mit der eignen Hand. —
Der König ritt herab vom Stein zu Baden,

Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war, zu ziehn
Mit ihm die Fürſten Hans und Leopold,
Und ein Gefolge hochgeborner Herrn.
Und als ſie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fähre ſich läßt überſetzen,
Da drängten ſich die Mörder in das Schiff,
Daß ſie den Kaiſer vom Gefolge trennten.
Drauf als der Fürſt durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heiden Zeit —
Die alte Veſte Habsburg im Geſicht
Wo ſeines Stammes Hoheit ausgegangen, —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eſchenbach zerſpaltet ihm das Haupt,
Daß er herunter ſinkt in ſeinem Blut,
Gemordert von den Seinen, auf dem Seinen.
Am andern Ufer ſahen ſie die That,
Doch, durch den Strom geſchieden, konnten ſie
Nur ein ohnmächtig Wehgeſchrei erheben;
Am Wege aber ſaß ein armes Weib,
In ihrem Schooß verblutete der Kaiſer.

So endigte am 1ſten Mai 1308 dieſer herrſchſüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende, despotiſche Albrecht, dem Geld und Waffen Alles galten, weil er von edlern Grundfeſten der Menſchenbeherrſchung keinen Begriff hatte, und deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaften eine unveränderliche Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der geſetzlichen Schranken ſeiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeiſt, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrſamkeit am Prieſterſtand liebte, und eine ſolche Selbſtbeherrſchung waren, daß er bei ſehr leidenſchaftlichem Gemüth ſeine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht bog, und nie der Wolluſt Gewalt über ſich ließ. Wie grauſam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, wird unter Johannes Parricida erzählt werden.

Albrecht II., Herzog von Oeſterreich, der Sohn Kaiſer Albrechts des Erſten, war noch minderjährig, als ſein Vater ermordet ward. Seine Brüder ſtarben alle nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit ſeinem Bruder Otto. So lange dieſer lebte, beſchäftigte er ſich wenig mit der Regierung; aber auch Otto ſtarb bald und er blieb allein von ſeiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in ſeinem 32ſten Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom perſönlichen Kriegführen abhielt; er ließ ſich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf ſeinem Pferde befeſtigen. Der Papſt Johann XXII. trug ihm die Kaiſerkrone an; allein er ſchlug ſie aus. Unglücklich waren ſeine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Beſtechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung ſich in den Beſitz von Zürich zu ſetzen. Da aber die Eidgenoſſen ſich bedroht ſahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinſame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Oeſterreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Er ſtarb, von Kummer verzehrt, am 16ten Auguſt 1358, in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre. Er war thätig, kenntnißreich,

haushälteriſch, duldſam, vorſichtig, klug, und die Geſchichte hat ihn den Weiſen genannt. Albrecht gab zuerſt die Verordnung: es ſollten die Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich nicht mehr unter die einzelnen Glieder vertheilt werden, ſondern jedesmal dem älteſten angehören. Zwar wurde ſie nach ſeinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian iſt ſie erneuert und ſeitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. zu Kloſter Neuburg, trat den 3ten Febr. 1736, in einem Alter von ſieben Jahren, als Diſcantiſt in das Capitel dieſer Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Compoſition unter dem Hoforganiſten Monn, und wurde in der Folge ſelbſt als Organiſt in Raab und nachher in Maria-Taferl angeſtellt. Dann war er zwölf Jahre Organiſt zu Mölk, bis er im J. 1772 zum Hoforganiſten und Mitglied der muſikaliſchen Akademie in Wien ernannt wurde. Endlich im J. 1793 wurde er Capellmeiſter der Stephanskirche und im J. 1798 der Muſikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrteſten Contrapunktiſten der neuern Zeit; unter ſeinen zahlreichen Schülern iſt auch v. Beethoven. Er ſtarb den 7ten März 1803. Seine trefflichen Compoſitionen, ſo weit ſie gedruckt ſind, werden, wie ſeine gründliche Anweiſung zur Compoſition, von den Kennern und Liebhabern ſehr geſchätzt.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugieſiſche Mars, war zu Liſſabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Urſprung von den Königen ableitete. Heroismus, Entdeckungen und Eroberungen zeichneten in dieſem Zeitalter ſeine Nation aus. Einen großen Theil der Weſtküſte Afrika's hatte ſie kennen gelernt und ſich unterworfen, ſie fing an, ihre Herrſchaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. Albuquerque, zum Vicekönig dieſer neuen Beſitzungen ernannt, langte daſelbſt am 26ſten September 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der Küſte Malabar, das er zum Mittelpunkte der portugieſiſchen Macht und des Handels in Aſien machte, unterwarf ſich dann ganz Malabar, Ceylon und die Halbinſel Malakka. Im Jahre 1507 bemächtigte er ſich der Inſel Ormus, am Eingange der perſiſchen Meerbuſens. Als der König von Perſien den Tribut verlangte, den ſonſt die Fürſten dieſer Inſel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Geſandten Kugeln und Säbel vor, und ſagte: das iſt die Münze, mit der Portugal ſeinen Tribut zahlt. Er befeſtigte den Beſitz der Colonien immer mehr, hielt ſtrenge Kriegszucht, war thätig, vorſichtig, weiſe, menſchlich und gerecht; geachtet und gefürchtet von ſeinen Nachbarn, geliebt von ſeinen Untergebnen. Seine Tugenden machten einen ſolchen Eindruck auf die Indier, daß ſie lange nach ſeinem Tode zu ſeinem Grabe wallfartheten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen ſeiner Nachfolger flehten. Ungeachtet ſeiner großen Verdienſte, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohne des Königs Emanuel, und dieſer ſandte den Lopes Sacrez, einen perſönlichen Feind Albuquerque's, um ſeine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er dieſen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe nur ſeinen einzigen Sohn, und ſtarb einige Tage darauf in Goa im J. 1515. Emanuel ehrte ſein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob ſeinen Sohn zu den erſten Würden ſeines Reichs.

Alcalde, ein ſpaniſcher oder portugieſiſcher Gouverneur und Befehlshaber in den Städten und auf den Schlöſſern. Das Wort iſt mauriſchen Urſprungs.

Alcäus blühte in der 44ſten Olympiade, (600 Jahre vor unſerer Zeitrechnung), und war ein Zeitgenoſſe und Landsmann der berühmten lesbiſchen Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und ſtürmiſchem Charakter, und ſchien ſich ganz dem Kriegsdienſte zu widmen. Als er aber unter dem Pittacus gegen die Athenienſer mit zu Felde zog, und nach ſeinem eigenen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er ſeine Waffen von ſich und ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, ſeiner Vaterſtadt, riſſen zu ſeiner Zeit mehrere die Oberherrſchaft an ſich. Alcäus, der ſelbſt von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu ſtreben, verfolgte Einige, unter ihnen den Myrſilus, Megalagyrus und Pittacus, mit den bitterſten Gedichten. Pittacus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, und fiel ſeinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrſcherplanen entſagt hatte, tröſtete er ſich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er verband in denſelben Sanftheit mit Stärke, Reichthum mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit, und man ſahe, nach Quinctilians Urtheile, ſelbſt in ſeinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geiſt. Er iſt der Erfinder des Sylbenmaßes, welches nach ihm das alcäiſche genannt wird, und unter den lyriſchen Sylbenmaßen eines der ſchönſten und wohlklingendſten iſt; daher es auch von Horaz, dem Nachahmer des Alcäus, in vielen Oden angewandt worden iſt. Es iſt auf folgende Weiſe conſtruirt:

— — ◡ — — , — ◡◡ — ◡ ⏓
— — ◡ — — , — ◡◡ — ◡ ⏓
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ⏓
— ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ⏓

Wir müſſen es als einen bedeutenden Verluſt anſehen, daß, bis auf einige Bruchſtücke, ſämmtliche Oden dieſes großen Lyrikers für uns verloren gegangen ſind.

Alceſte, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admets, Königs von Theſſalien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausſpruch des Orakels, nicht anders ſein Leben friſten, als wenn jemand ſich freiwillig für ihn dem Tode weihte. Alceſte weihte ſich insgeheim den Göttern; ſie ward krank, und Admet genas. Als ſie verſchieden war, beſuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gaſtfreundſchaft an ihn knüpften. Herkules verſprach ſeinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt ſein Wort. Er faßte den Tod mit ſtarken Armen und hielt ihn feſt, bis er Alceſten wieder herausgab. Unter den Griechen hat dieſen Stoff Euripides bearbeitet, unter den Deutſchen Wieland (in einer bekannten Oper) und Paul Thiemig (deſſen Alceſte die erſte Oper iſt, die 1693 in der Oſtermeſſe zu Leipzig geſpielt worden.)

Alchymie, die Kunſt, mittelſt geheimnißvoller chymiſcher Arbeiten unedle oder geringe Metalle in edlere, Blei oder Zinn in Silber, Silber in Gold zu verwandeln. Der Urſprung der Alchymie verliert ſich in die dichteſte Dunkelheit der fabelreichen älteſten Zeit. Wahrſcheinlich iſt es, daß unter den älteſten Völkern Menſchen bei den Verſuchen, Metalle zu ſchmelzen, aufmerkſam auf die ſich zeigenden Erſcheinungen geweſen ſind, und da ſie bemerkten, daß von Zuſammenſetzungen verſchiedener Metalle ganz anders gefärbte Maſſen erſchienen,

z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Compoſition, ſo entſtand daher wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, daraus entſtand die Begierde nach Gold und Silber; und um ſo mehr wurde dadurch der Kunſt nachgejagt, dieſe ſeltnern edlen Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedlen zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menſchen heimſuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten; ein Mittel, welches zugleich die Beſchwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden; und beide Ideen vereinigten ſich, das hohe Ziel der Anſtrengungen und Verſuche verſchiedener Menſchen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Allegorien ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten ſie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urſtoff aller Materie in ſich enthielt, das die Macht hätte, Alles in ſeine einzelnen Theile aufzulöſen. Dieſes allgemeine Auflöſungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben ſollte, allen Krankheitsſtoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde auch der Stein der Weiſen, lapis philosophorum, ſo wie die angeblichen Beſitzer deſſelben Adepten genannt. Je weniger die Alchymiſten ſelbſt deutliche Begriffe von ihren Arbeiten, von den dabei ſich zeigenden Erſcheinungen hatten, deſto mehr ſuchten ſie in myſteriöſen Bildern und geheimnißvollen Allegorien ſich auszudrücken; denn die Sprache der ungebildeten Menſchen beſteht überhaupt mehr in Bildern, und je dunkler und verwirrter die Begriffe eines Menſchen ſind, deſto mehr ſucht er das, was er ſagen will, in Bildern auszudrücken. Späterhin wurde dieſe myſteriöſe Sprache auch deswegen von den Alchymiſten fortgeſetzt, um ihre Geheimniſſe vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Aegypten war in den allerälteſten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn der Anubis, von dem viele Bücher mit chymiſcher, magiſcher und alchymiſtiſcher Wiſſenſchaft herrühren ſollen, die jedoch aus ſpäterer Zeit ſind (S. Hermes Trismagiſtus.). Daher wurde die chymiſche und alchymiſche Kunſt auch die hermetiſche genannt. Gewiß iſt es, daß die alten Aegyptier viele und beſondere chymiſche und metallurgiſche Kenntniſſe beſaßen, obgleich der Urſprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu ſuchen iſt. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptiſchen Schriften kundig und in ihre chymiſchen Kenntniſſe eingeweiht. In der Folge verbreitete ſich auch unter den Römern die Luſt zur Magie, zu theoſophiſchen Schwärmereien, und beſonders zur Alchymie. Als unter den römiſchen Tyrannnen echte Wiſſenſchaften verfolgt wurden, erhob ſich um ſo mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verſchwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunſt, welche ihnen dieſes unmittelbar und in größter Menge verhieß. Schon Caligula ſtellte vergebliche Verſuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptiſchen Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In dieſem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt, und fälſchlich mit berühmten Namen des Alterthums überſchrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, beſonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptiſchen, alexandriniſchen Mönchen und ſophiſtiſchen Eremiten aufgeſetzt waren, und welche, wie die tabula smaragdina, in Allegorien und mit myſtiſchen, ſymboliſchen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weiſen zeigten. Späterhin kam die Chymie und Alchymie bei den

Arabern ſehr in Aufnahme. Im achten Jahrhundert lebte der erſte Chymiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in deſſen Werken von der Alchymie ſchon die Anweiſung zu Queckſilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten ſich die Mönche in den Klöſtern ſehr häufig der Alchymie, obgleich ſie weiterhin von den Päpſten verboten wurde. Allein unter dieſen ſelbſt gab es einen Johann XXII., der, ſo wie mehrere andere vornehme Geiſtliche, an der Alchymie Geſchmack fand. Im vierten Jahrhundert war Lull einer der berühmteſten Alchymiſten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei ſeiner Anweſenheit in London für den König Eduard I. eine Maſſe von 50,000 Pfund Queckſilber in Gold verwandelt, woraus die erſten Roſenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelſus (1525), der auf ſeinen Reiſen viele chymiſche Kenntniſſe eingeſammelt hatte, gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymiſten; ferner Roger Bacon, Baſilius Valentinus, und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chymie und Philoſophie anfingen, ihre Grundſätze zu verbreiten, und mehreren Aufſchluß über die Erſcheinungen bei chymiſchen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymiſtiſchen Träumereien allmälich ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, ſelbſt Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wiſſen, bei dem J. Kunkel von Löwenſtern war. Wenn wir über die Alchymie ein unparteiiſches Urtheil fällen wollen, ſo dürfen wir zuvörderſt die Verdienſte derſelben nicht vergeſſen, welche ſie um die Chymie und ſelbſt um die Heilkunſt hat. Die erſte und ſorgfältigſte Bearbeitung der Chymie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Urſprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unabläſſigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymiſten, z. B. die Erfindung mehrerer Queckſilberpräparate, des Mineralkermes, des Porzellans u. a. m. Ueber die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt ſich nichts mit Gewißheit entſcheiden. Zwar hat die neuere Chymie darüber abgeſprochen, und, indem ſie die Metalle unter die einfachen Urſtoffe ſetzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meiſten Erzählungen von wirklich geſchehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbſttäuſchung beruhen, obgleich manche unter Umſtänden und mit Anführung von Zeugen begleitet ſind, welche ſie wahrſcheinlich machen. Indeſſen da der menſchliche Forſchungsgeiſt nicht ſtille ſteht; da in der Chymie ſelbſt immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle ſchon ſelbſt nicht von allen Chymikern als einfache, ſondern als zuſammengeſetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelſt der galvaniſchen Batterie ſelbſt das Kali in ein metallähnliches Product verwandelt hat: ſo muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Subſtanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredlen, an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen. Auch darf man nicht alle Alchymiſten für Betrüger anſehen. Viele arbeiteten, in wirklicher Ueberzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymiſten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieſer Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theoſophen und Schwärmer allerlei Art, ſogenannte Magier, unwiſſende Menſchen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chymiſche Kenntniſſe, ſich auf Alchymie legten, verunſtalteten die chymiſchen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten

die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habſucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unſern Tagen, hat, durch die alchymiſtiſchen Träumereien, ohne chymiſche Kenntniſſe, von alten alchymiſtiſchen Büchern, die er nicht verſteht, verleitet, ſeinen Ruin durch Vernachläſſigung ſeiner Berufsarbeiten, Verſchwendung großer Geldſummen zu koſtſpieligen und langwierigen alchymiſtiſchen Arbeiten, herbeigeführt. Bis jetzt iſt die Chymie noch nicht dahin gelangt, nach ſichern Principien die Entſtehung der Metalle aus ihren einfachen Stoffen, die Geſetze, nach welchen die Natur ſie hervorbringt, ihren Wachsthum und ihre Veredlung einzuſehen, und dieſen Prozeß der Natur zu begünſtigen oder nachzuahmen; folglich iſt bis jetzt jede Arbeit der Alchymiſten, das Suchen nach dem Stein der Weiſen, ein Herumtappen im Finſtern, und ſie ſind von Unwiſſenheit, Täuſchung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem ſie ſich nicht heraus zu finden wiſſen. H.

Alcibiades. Dieſer berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82ſten Olympiade (gegen das J. 450 vor Chr.) geboren. Als Kind verlor er ſeinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward hierauf in dem Hauſe des Perikles, ſeines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieſer war zu ſehr mit den Angelegenheiten des Staats beſchäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit ſeines Charakters erfoderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einſt ſeyn werde. Einſt würfelte er mit einigen Altersgenoſſen auf der Gaſſe; ein Wagen kam dazu; er bat den Fuhrmann zu halten, und da dieſer ſich weigert, wirft er ſich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth haſt.“ Einſt war er in einem Zweikampf mit einem andern Knaben nahe daran zu unterliegen, und biß denſelben in die Hand. „Du beißeſt wie ein Weib,“ ruft dieſer. „Nein, wie ein Löwe,“ antwortete Alcibiades. In allen Studien, in allen Körperübungen verſuchte er ſich mit Glück. Seine Schönheit, ſeine Geburt, das Anſehen des Perikles, ſeines Vormundes, verſchaften ihm eine Menge von Freunden und Verehrer; nachtheilige Gerüchte über ſeine Sitten waren die Folge davon. Auch Sokrates ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Er, deſſen richtiger Scharfblick die Keime der größten Tugenden wie der größten Laſter in dem Jünglinge erblickte, ſchmeichelte ſich, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unläugbar große Gewalt über ihn, und aus allen Zerſtreuungen kehrte Alcibiades ſtets zu dem Philoſophen zurück. Die erſten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidea; er wurde hier verwundet, und Sokrates, der an ſeiner Seite focht, vertheidigte ihn und führte ihn zurück. Auch der Schlacht von Delium wohnte er bei; er befand ſich unter der Reiterei, welche ſiegreich war. Nachdem aber die Infanterie geſchlagen worden, ward er genöthigt, wie die übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derſelben dem Sokrates, welcher ſich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für ſeine Sicherheit. So lange Cleon lebte, machte ſich Alcibiades nur durch Luxus und Verſchwendung bekannt, ohne ſich in die Angelegenheiten des Staats zu miſchen. Als dieſer Demagog (im J. 422 vor Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nicias dahin, daß ein Frieden auf funfzig Jahre zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern abgeſchloſſen wurde. Alcibiades war eiferſüchtig auf des Nicias Anſehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gaſtfreundſchaftlicher Verbindung ſtand, ſich nicht an ihn gewandt hatten, und benutzte einige zwiſchen beiden Nationen entſtandene Mißhelligkeiten,

um einen Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Geſandte nach Athen geſchickt. Alcibiades nahm ſie mit ſcheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienſer ihnen keine Geſetze vorſchrieben. Jene ließen ſich wirklich täuſchen und erklärten, als ſie in die Volksverſammlung berufen waren, daß ſie ſich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat Alcibiades gegen ſie auf, warf ihnen ihre Treuloſigkeit vor, und bewog die Athenienſer zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte einen Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte bei verſchiedenen Gelegenheiten die athenienſiſchen Flotten, welche den Peloponnes verwüſteten; aber auch hier entſagte er dem Luxus und der Ueppigkeit nicht. Nach ſeiner Rückkehr nach Athen ergab er ſich allen Arten von Ausſchweifungen. Als er einſt von einer nächtlichen Orgie, in Geſellſchaft einiger Freunde, zurückkehrte, wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wollte, und wirklich gab er ſie ihm. Dieſe Handlung machte großes Aufſehen in der Stadt; Alcibiades aber ging ging zu dem Beleidigten hin, warf ſein Oberkleid ab und foderte ihn auf, ſich durch Ruthenſtreiche an ihm zu rächen. Dieſe offene Reue verſöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, ſondern gab ihm in der Folge ſogar ſeine Tochter Hipparete mit einer Ausſteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entſagte aber auch jetzt weder ſeinem Leichtſinn noch ſeiner Verſchwendung. Dieſe zeigte er beſonders auch bei den olympiſchen Spielen, wo er nicht, wie andere Reiche, mit einem, ſondern mit ſieben Wagen zugleich in die Rennbahn trat und die drei erſten Preiſe gewann. Auch in den pythiſchen und nemäiſchen Spielen ſchien er geſiegt zu haben. Alles dies aber zog ihm den Haß vieler ſeiner Mitbürger zu, und er würde dem Oſtracismus unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäax, die ein gleiches Schickſal fürchteten, ſo geſchickte Maßregeln zu nehmen gewußt hätte, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu ſtürzen geglaubt hatte. Bald darauf beſchloſſen die Athenienſer, auf Alcibiades Vorſchlag, eine Unternehmung auf Sicilien zu machen, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüſtungen betrieb, geſchah es, daß einſt in einer Nacht alle Hermen verſtümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen den Verdacht dieſes Frevels auf ihn, verſchoben jedoch die Anklage bis nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien. Kaum aber hatte er ſich eingeſchifft, als ſie das Volk dergeſtalt wider ihn aufreizten, daß der Beſchluß gefaßt wurde, ihn zurückzurufen, um ihn zu richten. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rückkehr empfing. Er gehorchte ohne Widerſtand und ſchiffte ſich ein; als er aber zu Thurium angekommen war, ſtieg er ans Land und verbarg ſich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, haſt du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde,“ antwortetete er, meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft, denn ſie könnte aus Verſehen einen ſchwarzen Stein ſtatt eines weißen nehmen.“ In Athen verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber ſagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Athenienſern zeigen, daß ich noch lebe.“ Zunächſt ging er nach Argon, dann nach Sparta, wo er ſich mit ſo gewandter Art in die ſtrengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perſerkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der athenienſiſchen Unternehmung auf Sicilien, zu Unterſtützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um

letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging ſelbſt dahin, brachte bei ſeiner Ankunft in Klein=Aſien ganz Jonien gegen die Athenienſer in Aufſtand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmſten Spartaner wurden wegen dieſes Erfolgs eiferſüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherrn in Aſien, ihn umbringen zu laſſen. Alcibiades errieth ihren Plan und ging zu Tiſſaphernes, einem perſiſchen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinſchaftlich zu handeln. Hier änderte er ſeine Sitten, ſtürzte ſich in den aſiatiſchen Luxus, und wußte ſich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacädemoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, ſeinem Vaterlande zu dienen, und ſtellte dem Tiſſaphernes vor, daß es dem Intereſſe des großen Königs entgegen ſey, die Athenienſer ganz zu entkräften; man müſſe vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tiſſaphernes befolgte dieſen Rath, und gönnte den Athenienſern einige Erleichterung. Dieſe hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn ſie die Ausgelaſſenheit des Volks unterdrücken, und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, ſo wolle er ihnen die Freundſchaft des Tiſſaphernes verſchaffen, und die Vereinigung der phöniziſchen Flotte mit der lacedämoniſchen hindern. Dieſe Foderung ward bewilligt, und Piſander von ihnen nach Athen geſchickt, der die Regierung einem aus vierhundert Perſonen beſtehenden Rathe übergeben ließ. Als dieſe aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzuberufen, übertrug ihm die Armee von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung, auf der Stelle nach Athen zu gehen und die Tyrannen zu ſtürzen. Er wollte jedoch nicht in ſein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienſte geleiſtet. Er griff daher die von Mindarus befehligte Flotte der Lacedämonier an, und ſchlug ſie völlig. Als er hierauf zu Tiſſaphernes zurückgekehrt war, ließ dieſer ihn, um vor ſeinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erſcheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel zu entkommen, ſtellte ſich an die Spitze der Armee, ſchlug die Lacedämonier und Perſer bei Cyzicus zu Waſſer und zu Lande, nahm Cyzicus, Chalcedon und Byzant, gab den Athenienſern die Herrſchaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt in ſein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Critias Vorſchlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthuſiasmus empfangen, da die Athenienſer ſeine Verbannung als die Urſach aller bisherigen Unglücksfälle anſahen. Doch dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Man ſandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Aſien. Da man ihm aber den Sold für die Mannſchaft nicht ſchickte, ſah er ſich genöthigt, Hülfe in Carien zu ſuchen, und übergab das Commando inzwiſchen dem Antiochus. Dieſer wurde vom Lyſander in einen Hinterhalt gelockt, und verlor das Leben und einen Theil ſeiner Schiffe. Dieſen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu laſſen. Alcibiades ging nach Pactyä in Thrazien, verſammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thracier. Er machte anſehnliche Beute, und ſicherte die Ruhe der benachbarten griechiſchen Städte. Die athenienſiſche Flotte lag damals bei Aegos Potamos. Er machte die Anführer auf die ſie drohende Gefahr aufmerkſam, rieth ihnen nach Seſtos zu gehen, und bot ihnen ſeinen Beiſtand an, um den Lyſander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geſchlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab ſich nach Bithynien, und wollte von

da zum Artaxerxes gehen, um ihn für ſein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lyſander in Athen eingeſetzt, dieſen gebeten, ihn ermorden zu laſſen. Lyſander aber hatte ſich deſſen geweigert, bis er den Befehl dazu von ſeinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazus auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, ſeiner Geliebten, auf einem Schloſſe in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazus Helfer bei Nacht ſein Haus an, und erſchoſſen ihn mit Pfeilen, als er ſich ſchon aus der Feuersbrunſt gerettet hatte. Timandra beſtattete ſeinen Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades ſein Leben im J. 404 vor Chr. Geburt, ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, und mit einem ſeltenen Talent, die Menſchen zu gewinnen und zu beherrſchen, ausgeſtattet, ließ er ſich bei der Anwendung derſelben nur von den äußern Umſtänden beſtimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen beſaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtſeyn der Ueberlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hinderniſſe zurückbebt, da ſie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft iſt.

Alcides, ein Beiname des Hercules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von ſeinem Großvater, Alcäus.

Alcmäon, Sohn des Amphiaräus und der Eriphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupt der ſieben Epigonen gewählt, Theben ein, und verheerte es. Als er hierauf ſeines Vaters Tod, von dieſem ſelbſt deshalb beſchworen, an ſeiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausſpruche des Orakels, erſt dann gänzlich befreit werden ſollte, wenn er in einem Lande ſich niederließe, das damals, als ſeine Mutter ihn, der nirgends Ruhe finden konnte, verfluchte, noch nicht Land geweſen wäre. Er fand ſeine Ruhe endlich auf einer ſeit kurzem erſt im Fluſſe Achelous entſtandenen Inſel, wo er dann die Kallirrhoë, Tochter dieſes Flußgottes (mit Verſtoßung ſeiner vorigen Gemahlin Arſinoe), heirathete. Allein nicht lange genoß er dieſe Ruhe; denn als er, um den Wunſch ſeiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von ſeinem erſten Schwiegervater, Phegeus, liſtiger Weiſe zurückgeholt hatte, ließ dieſer ihn durch ſeine ihm nachgeſendeten Söhne ermorden.

Alcudia (Don Manuel de Godoi, Herzog von), Friedensfürſt, Staatsminiſter des ehemaligen Königs von Spanien. Er ſtieg vom bloßen Offizier der walloner Garden bis zum Miniſter, und ward zum Granden von Spanien der erſten Claſſe, zum Ritter des goldenen Vließes, zum Großkreuz des Carls- und Malteſerordens, zum Generalcapitain der königlichen Armee und Major der königlichen Leibgarden ꝛc. ernannt. Geboren aus einer faſt unbekannten Familie, ſtieg er zu dieſer hohen Stufe der Macht und des Reichthums nicht durch große Talente oder Verdienſte, ſondern durch die Gunſt der Königin. Den 15ten Nov. 1792 erhielt er des Grafen Arando Stelle, und ward Staatsſekretär des Königs. Als erſter Miniſter widerſetzte er ſich noch zu Ende des Jahres 1794, trotz der Niederlagen der Spanier, der Idee eines Friedens, ſchloß ihn aber im Monat Juli 1795 ab, und ward, zur Belohnung ſeiner bei dieſer Unterhandlung vermeintlich bewieſenen Sorgfalt und Thätigkeit, vom Könige zum Friedensfürſten ernannt, und noch überdies mit einer Domaine bei Grenada beſchenkt, die ihm auf 50,000 große Piaſter trug. In Gemäßheit der Vollmacht, die er von ſeinem Könige empfangen, unterzeichnete er den

19ten Auguſt 1796 zu St. Ildephonſo eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit der franzöſiſchen Republik. Spanien verdankt ihm die Errichtung eines neuen Corps unter dem Namen Ingenieur-Cosmographen, das er zu Ende 1796 unter ſeinen Befehlen bildete. Im September 1797 wurde ſeine Vermählung mit der Tochter des Infanten, Don Luis, bekannt gemacht. Im Laufe des Jahres 1798 legte er das Miniſterium nieder, und man glaubte ihn in Ungnade; allein er behielt alle ſeine Würden, ſein Vermögen und ſeinen Credit; der König und die Königin bezeigten ihm fortwährend ihre Gunſt, und er ward noch in demſelben Jahre zum Generalcapitain ernannt. Im J. 1801 commandirte er die Armee gegen Portugal und unterzeichnete für den König von Spanien, in Uebereinkunft mit dem franzöſiſchen Botſchafter, Lucian Bonaparte, den Vertrag von Badajoz. Ein eigenes königliches Decret vom 1ſten October 1804 ernannte ihn zum Generaliſſimus der ſpaniſchen Land- und Seemacht. Im Beſitz dieſes Charakters befand er ſich bis zu Anfange des Jahres 1807, wo ihn ein neues königliches Decret vom 13ten Januar nicht nur in dieſen Würden beſtätigte, ſondern ihm ferner den Titel: Durchlaucht, beilegte und ihm die unumſchränkteſte Gewalt ertheilte. „Schließlich befehle ich," heißt es in dieſem Decrete, „allen Meinen Conſeils, Meinen Vicekönigen, General-Capitainen ꝛc., daß ſie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienſt Bezug hat, Folge leiſten, Sie wie Meine eigne Perſon ehren ꝛc." Von dieſer Höhe ſtürzte ihn plötzlich die 1808 erfolgte Thronrevolution in Spanien; er wurde vom Volke gemißhandelt und arretirt. Der damalige Großherzog von Berg rettete ihn, da er dann mit ſeinem Könige, der ohne dieſen verächtlichen Günſtling nicht leben zu können glaubt, ſich erſt nach Frankreich und ſpäter nach Rom begab. Als Ferdinand VII. den ſpaniſchen Thron wieder beſtiegen hatte, verlangte er von dem römiſchen Hofe, daß ihm der Friedensfürſt, den er als einen Rebellen und Verräther bezeichnete, ausgeliefert werden möchte, damit er in Spanien gerichtet werden könnte. Die Proteſtationen des Königes Carls IV. bewirkten aber, daß der Papſt ſich darauf beſchränkte, den Beſchuldigten nach Peſaro zu verweiſen, und unter Aufſicht zu ſetzen, wo er auch ſeitdem ſtille und einſam lebt. (Vergl. Ferdinand, Prinz von Aſturien, und ſpaniſche Revolution.)

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York ums Jahr 736 geboren, erhielt in der Schule daſelbſt — die engliſchen Schulen waren damals die vorzüglichſten — Unterricht, und wurde ſchon um 758 ſelbſt Vorſteher derſelben. Auf ſeiner Rückreiſe von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große kennen, und trug ihm ſogleich ſeine Dienſte an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an ſeinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofſchule errichtet wurde, ſondern gab ihm auch die Aufſicht über verſchiedene Klöſter, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wiſſenſchaften ſorgte. Aber ſeine Thätigkeit begnügte ſich damit nicht, und die meiſten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils geſtiftet, theils in einen beſſern Flor gebracht. Dies geſchah beſonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muſter nahm. Hier unterrichtete er ſelbſt eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrſamkeit in der fränkiſchen Mo-

narchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe ſeine Entlaſſung, und ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carln ſich durch häufige Briefe unterhielt, und ſtarb ſchon 804. Er hinterließ außer vielen theologiſchen Schriften auch mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philoſophie, der Redekunſt und der Sprachlehre, auch ſelbſt Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geiſt ihres Zeitalters deutlich bewähren; indeſſen erkennt man noch jetzt, nach einem Jahrtauſend, in ihm den gelehrteſten und gebildetſten Mann jenes Zeitalters.

Aldobrandini, der Name einer fürſtlichen Familie zu Rom, der in der Kunſtgeſchichte genannt wird, weil ein antikes Fresco-Gemälde in der Villa derſelben befindlich iſt, welches eine Hochzeit vorſtellt und den Namen der aldobrandiniſchen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht. Böttiger hat im Jahr 1811 eine wichtige antiquariſche Abhandlung darüber herausgegeben.

Alekto, ſ. Erinnyen.

Alemannen. Mit dieſer Benennung, welche ſo viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutſchen Stämme bezeichnet, die erſt zu Anfange des dritten Jahrhunderts ſich dem römiſchen Gebiete näherten. Ihre Wohnſitze erſtreckten ſich auf der Oſtſeite des Rheins vom Bodenſee, der Alb und der Donau, bis an den Main und die Lahn; gegen Oſten gränzten ſie an die Sueven, und oberhalb derſelben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemanniſchen Bundes waren die Teukterer, Uſpier, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerſt am Süd-Rhein (211), ohne ſie zu beſiegen; eben ſo Severus. Erſt Maximinus überwand ſie, trieb ſie in Deutſchland zurück, und plünderte daſſelbe (236). Als ſie aber nach deſſen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, ſchlug ſie Poſthumius zurück, verfolgte ſie bis in Deutſchland, und befeſtigte die Gränze mit Wällen und Gräben. Von dieſer Art iſt die ungeheuere römiſche Befeſtigungslinie, die ſich, von den Anwohnern die Teufelsmauer genannt, von Pföring an der Donau, durch das Anſpachiſche, Ellwangiſche und Hohenlohiſche bis an den Neckar hinzieht; deßgleichen der Pfahlgraben auf der Nordſeite des Mayns. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegeriſchen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Vollianus, des Poſthumius Nachfolger, von Kaiſer Probus (282); dann, nach einem bedeutenden Zwiſchenraum, von Conſtantinus Chlorus zurückgeſchlagen. Dieſer Kaiſer zwang ſie zur Ruhe; aber während der Unruhen im Reich, und bis Conſtantinus einziger Herr der Monarchie wurde, eroberten ſie den Landſtrich von Mainz bis über Strasburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäſar nach Gallien geſchickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürſten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre geſammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Völkern, welche Gallien überſchwemmten. Sie verbreiteten ſich am ganzen Weſt-Rhein, und in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts über ganz Helvetien. Chlodwig aber benutzte ihre Macht (496), unterwarf ſie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Beſitzungen. Viele flüchteten ſich zu Theodorich, König der Oſtgothen, nach Italien und in die Alpen; die meiſten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmteſten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 16ten Nov. 1717 geboren, und wurde von ſeinen Aeltern ausgeſetzt. Das Kind ſchien ſo ſchwach, daß der Polizeicommiſſär, der es aufhob, ſtatt es in das Findelhaus zu ſchicken, daſſelbe der Sorgfalt einer armen Glaſersfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Aeltern ſich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, ſo entzogen ſie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und ſein Vater ſetzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus; eine Summe, welche damals für die Bedürfniſſe des Lebens hinreichte. Die Zeit indeß hat den Schleier zerriſſen, hinter welchem ſie ſich zu verbergen ſuchten, und man weiß jetzt, daß d'Alembert der Sohn der Frau von Tencin, einer durch Geiſt und Schönheit berühmten Frau, und des Provincial-Commiſſärs der Artillerie Destouches war. Er zeigte ſchon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit ſeinem vierten Jahre war er in eine Penſionsanſtalt gekommen, und zählte erſt zehn Jahre, als der Unternehmer der Anſtalt, ein Mann von Verdienſten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraſchten ſeine Lehrer in dem Maße, daß ſie in ihm einen neuen Paſcal zur Aufrechthaltung der Sache der Janſeniſten, mit welcher ſie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er ſchrieb in dem erſten Jahre ſeiner philoſophiſchen Studien einen Commentar über die Epiſtel Pauli an die Römer, und fing, wie Condorcet ſagt, da an, wo Newton aufhörte. Aber als er die Mathematik ſtudirte, feſſelte ihn dieſe Wiſſenſchaft ſo entſchieden, daß er zum Verdruß ſeiner Lehrer allen theologiſchen Streitigkeiten auf immer entſagte. Er verließ hierauf das Collegium, ſtudirte die Rechte und ward Advocat; aber er hörte darum nicht auf, ſich mit der Mathematik zu beſchäftigen, wiewohl es ihm faſt ganz dazu an Hülfsmitteln fehlte, die er in ſchwierigen Fällen hätte zu Rathe ziehen können. Seine Freunde riethen ihm, ſich der Medicin zu widmen, als einer Wiſſenſchaft, die ihm ein anſtändiges Auskommen ſicherte und ſeine gelehrten Beſchäftigungen nicht unterbräche. Er verſprach, ihrem Rath zu folgen, und zu dem Ende ſeine mathematiſchen Bücher auf einige Zeit unberührt zu laſſen, aber er vermochte nicht, ſeiner Neigung zu widerſtehen, und widmete ſich nun ganz der Wiſſenſchaft, um die er ſich bleibende Verdienſte erwerben ſollte. Eine Schrift über die Bewegung feſter Körper in einer Flüſſigkeit, und eine andere über die Integral-Rechnung, welche er in den Jahren 1739 und 1740 der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zeigten ihn in einem ſo günſtigen Lichte, daß dieſelbe ihn im J. 1741 in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er ſchrieb hierauf ſeine berühmten Werke über die Dynamik, über die Flüſſigkeiten, gewann im J. 1746 durch ſeine Theorie der Winde den von der berliner Akademie ausgeſetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derſelben ernannt. Unter den Memoiren, welche er dieſer Akademie übergab, zeichnen ſich beſonders zwei über die reine Analyſis, und eins über die Schwingungen der Saiten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Unterſuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollſtändigten. Während Euler und Clairaut damit beſchäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wiſſenſchaften eine Auflöſung des Problems, wodurch beſtimmt werden ſoll, welche Störungen die gegenſeitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptiſchen Bewegung um die Sonne verurſachen, und wie dieſe Bewegung beſchaffen ſeyn würde, wenn ſie nur ihrer Schwere ge-

gen dieſes Geſtirn folgten. D'Alembert ſetzte dieſe anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und ſchrieb nach und nach ſeine Unterſuchungen über verſchiedene wichtige Punkte des Weltſyſtems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, ſeinen Verſuch über den Widerſtand flüſſiger Körper und eine Menge von Memoiren; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen Andern in ein geſpanntes Verhältniß ſetzten. Die erſte Glut ſeiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit ſeine früh erregte Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften eingeſchläfert, aber dieſe erwachte bald, als nach ſeinen wichtigſten Entdeckungen die mathematiſchen Unterſuchungen ihm nicht mehr eine ſo reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, ſeinen Geiſt von ſo tiefen Meditationen ausruhen zu laſſen. Mit ſeiner Einleitung zur Encyclopädie betrat er dieſe neue Bahn, und dies Werk wird ſtets ein Muſter des Styls bleiben, wie man über die Wiſſenſchaften mit Würde und Präciſion ſchreiben muß. D'Alembert gab hier die Quinteſſenz ſeiner durch zwanzigjährige Studien erworbenen mathematiſchen, philoſophiſchen und literariſchen Kenntniſſe, und das war die Quinteſſenz alles deſſen, was man überhaupt damals von dieſen Gegenſtänden wußte. Er redigirte unter andern den mathematiſchen Theil der Encyclopädie, und arbeitete ſelbſt eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er ſeinen Namen dieſem Werke vorſetzte, theilte er gewiſſermaßen deſſen Schickſal, und ſah ſich in die literariſche Welt geſchleudert, wo die Eigenliebe ſo unzähliche Händel erzeugt. Nach dieſem erſten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die franzöſiſche Akademie trat, fort, die ſchönen Wiſſenſchaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in dieſem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; ſie zeichnen ſich ſämmtlich durch Reinheit der Diction und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyclopädie Verfolgungen, und von der Regierung ſeines Vaterlandes Zurückſetzung erfuhr, ſo folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., ſich in Berlin niederzulaſſen, noch den Anerbietungen der ruſſiſchen Kaiſerin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte ſein Vaterland ſeinen Werth, und der König von Preußen gab ihm eine Penſion, als ihm die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften den Gehalt verweigerte, auf den er ſo gerechte Anſprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig; dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als dreißig Jahre lebte er höchſt einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ dieſe Wohnung nur, als ſeine Geſundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweiſ't ſein eben ſo zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Eſpinaſſe. Die Unabhängigkeit über alles ſchätzend, vermied er die Geſellſchaft der Großen, und ſuchte nur den Umgang ſolcher Perſonen, denen er ſich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit ſeines Charakters hingeben konnte. Das Anſehen, deſſen er genoß, ſeine beſtändigen Freundſchaftsverhältniſſe mit Voltaire und ſeine Verdienſte zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er nur mit J. J. Rouſſeau einen literariſchen Streit wegen des für die Encyclopädie beſtimmten Artikels über Genf. Er ſtarb am Stein, ohne ſich der Operation unterwerfen zu wollen, am 29ſten Oct. 1783 im 66ſten Jahre ſeines Alters. Friedrich II., der d'Alembert im J. 1763 perſönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechſel, der nach Beider Tode im Druck erſchienen iſt und eine höchſt intereſſante

Lectüre gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben ſeinen Werth beſtimmen wollen, indem ſie ſagen, er ſey ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit iſt, daß er als Geometer den erſten Rang, als Literator den zweiten behauptet; aber eben ſo wahr iſt es, daß vermöge des Einfluſſes, den der Styl auf das Schickſal aller Arten von Schriften ausübt, ſeine literariſchen Werke länger Intereſſe erwecken werden, als ſeine mathematiſchen.

Aleppo, eigentlich Halep genannt, iſt die Hauptſtadt des Paſchaliks gleichen Namens, welches eine große Provinz und eins von den General-Gouvernements des türkiſchen Reichs in Aſien ausmacht, und die Strecke Landes vom Euphrat bis ans mittelländiſche Meer begreift, eigentlich aber das alte Syrien iſt, welches vor Chriſti Geburt eigne Könige hatte, nachher von den Römern zu einer Provinz gemacht, dieſen aber von den Türken wieder abgenommen wurde. Es hat Weizen, Gerſte, Baumwolle auf dem flachen Lande, und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Oel- und Feigenbäume zu ſeinen Haupterzeugniſſen. Die große volkreiche Hauptſtadt hat einen überaus beträchtlichen Handel, indem ſie den Mittelpunkt des Verkehrs zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem mittelländiſchen Meere ausmacht. Die meiſten Einwohner ſind Mahomedaner, die übrigen Juden, morgenländiſche Chriſten und Europäer.

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im J. 356 vor Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympias, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgeſtattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater, rief er einſt aus, wird mir nichts zu thun übrig laſſen.“ Philipp verſäumte nicht, ihm die ſorgfältigſte Erziehung geben zu laſſen. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lyſimachus, nachher aber den Ariſtoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieſer große Philoſoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Cyklus der menſchlichen Kenntniſſe durchlaufen; beſonders aber bemühte er ſich, ihn in den einem Souverän nöthigen Wiſſenſchaften zu unterrichten und ſchrieb für ihn ein Werk über die Kunſt zu regieren, deſſen Verluſt wir ſehr zu bedauren haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürſt eines ſolchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er ſich nicht durch ihn zu erheben verſtand; ſo ſuchte Ariſtoteles ſeinem Zöglinge die kriegeriſchen Tugenden durch häufiges Leſen der Iliade einzuflößen. Er beſorgte ſelbſt eine Durchſicht dieſes Gedichts, und dies von Ariſtoteles verbeſſerte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der ſich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin geleſen zu haben. Dieſe Studien hinderten ihn aber nicht, auch ſeinen Körper durch gymnaſtiſche Uebungen auszubilden. Es iſt bekannt, wie er ſchon als Jüngling den Bucephalus bändigte, den niemand zu beſteigen wagte. Er war ſechzehn Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzant auszog, ihm die Regierung während ſeiner Abweſenheit übertrug. Schon damals zeigte ſich ſein Feldherrn-Talent; Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schaar der Thebaner zu ſchlagen. „Mein Sohn,“ ſagte Philipp, indem er ihn nach der Schlacht umarmte, „ſuche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlaſſe, iſt für dich nicht groß genug.“ Indeß entzweiten ſich beide, als Philipp die Olympias verſtieß, um ſich mit Cleopatra

zu verbinden. Alexander, der ſeine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache ſeines erzürnten Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung, und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er ſeinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm hier im Handgemenge das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüſtete ſich zu einem Kriege gegen Perſien, als er im J. 337 ermordet wurde. Alexander, der noch nicht zwanzig Jahre zählte, beſtieg den Thron, ließ die Schuldigen beſtrafen, begab ſich darauf nach dem Peloponnes, und ließ ſich in der allgemeinen Verſammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Perſien ertheilen. Nach ſeiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüſtet; er zog wider ſie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben ſiegreich. Aber auf das Gerücht von ſeinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demoſthenes aufgereizt, waren die Athenienſer bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, dieſe Vereinigung zu hindern, erſchien vor Theben, das er umſonſt zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerſtörte die Stadt. Sechstauſend Einwohner wurden niedergehauen und dreißig tauſend in die Sclaverei geführt. Nur das Haus Pindars, ſo wie die Familie dieſes Dichters blieben verſchont. Dieſe Strenge erſchreckte ganz Griechenland, und die Anhänger Alexanders allein wagten es, ſich zu zeigen. Die Athenienſer erfuhren ein minder hartes Schickſal; Alexander begnügte ſich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertſten wider ihn geſprochen hatte, von ihnen zu fodern. Nachdem er Antipater zu ſeinem Stellvertreter in Europa ernannt und ſich in einer allgemeinen Verſammlung der griechiſchen Völker in der Eigenſchaft eines oberſten Befehlshabers beſtätigen laſſen, ſetzte er im Frühling des J. 334 mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Aſien über. Er war damals 22 Jahr alt. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Gunſt und Hülfe für ſein Unternehmen zu gewinnen; das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries dieſen Helden, von dem er durch ſeine Mutter abſtammte, glücklich, einen Freund wie Patroklus und einen Sänger ſeiner Thaten wie Homer gefunden zu haben. Als er dem Granicus ſich näherte, vernahm er, daß mehrere perſiſche Satrapen ihn jenſeit mit 20,000 Mann Fußvolks und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander ſeinen rechten Flügel durch den Fluß, und nachdem er auf dieſem Punkt die Barbaren in die Flucht geſchlagen, eilte er ſeinem linken Flügel zu Hülfe, und errang auch hier, nachdem er mit ſeiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergeſtoßen und und ſich allen Gefahren preis gegeben, einen vollſtändigen Sieg. Die Macedonier, durch ſein Beiſpiel ermuntert, warfen alles vor ſich nieder, und die ganze Armee ſetzte über den Fluß. Die griechiſchen Hülfsvölker, die, in Phalangen gebildet, noch widerſtanden, wurden bis auf 2000 Mann, die in Gefangenſchaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen hielt Alexander nach dieſem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meiſten Städte Klein-Aſiens, und Sardes ſelbſt öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halicarnaß widerſtanden länger. In allen griechiſchen Städten ſtellte Alexander die Demokratie wieder her; löſ'te bei ſeinem Durchzug durch Gordium den bekannten gordiſchen Knoten mit ſeinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Carien, Pamphylien und Cappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er ſich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte ſeinen Lauf einen Augenblick. Damals zeigte Alexander

die ganze Hoheit ſeines Charakters. In dem Augenblick, wo ſein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief von Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius beſtochen ſey, um ſeinen König zu vergiften. Alexander reicht ſeinem Arzt den Brief und nimmt in demſelben Augenblick den Trank. Sein edles Vertrauen ward durch eine ſchleunige Geneſung belohnt. Kaum hergeſtellt, rückte Alexander gegen die Engpäſſe Ciciliens vor, wohin ſich Darius, ſtatt ſeinen Gegner in den Ebenen Aſſyriens zu erwarten, unkluger Weiſe mit einer ungeheuern Armee begeben hatte. (Vergl. Darius). Bei Iſſus, zwiſchen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht, deren Ausgang nicht lange zweifelhaft blieb. Die unentwickelten Streitmaſſen der Perſer wurden von den einbrechenden Maceboniern bald in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leiſteten 30,000 Griechen, im Solde des Perſer-Königs, längeren Widerſtand; aber auch ſie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen. Alexander erbeutete die Schätze und die Familie des Darius. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigſte behandelt Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, ſondern begab ſich, um ihn vom Meere abzuſchneiden, nach Cöleſyrien und Phönicien. Hier bekam er von Darius Briefe, worin dieſer auf Frieden antrug. Alexander antwortete, daß wenn er ſich zu ihm verfügen wollte, er ihm nicht nur ſeine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Löſegeld, ſondern auch ſein Reich zurückgeben werde. Dieſe Antwort konnte zu keinem Reſultat führen. Der Sieg bei Iſſus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander beſetzte Damascus, wo ſich der königliche Schatz befand, und verſicherte ſich aller Städte längs des mittelländiſchen Meeres. Tyrus, durch ſeine feſte Lage kühn gemacht, widerſtand ihm, wurde aber nach ſieben Monaten unglaublicher Anſtrengungen erobert und völlig zerſtört. Siegreich durchzog er darauf Paläſtina, wo ſich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schickſal theilte, unterwarfen. Aegypten, des Jochs der Perſer müde, empfing ihn als ſeinen Befreier. Er ſtellte, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der erſten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Lybiens Wüſten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geſchichtſchreiber behaupten, der Gott habe ihn für ſeinen Sohn erkannt; aber andere verwerfen alles, was in Beziehung auf dieſe Reiſe erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings ſetzte ſich Alexander gegen Darius in Marſch, der unterdeß in Aſſyrien ein neues Heer verſammelt hatte. Seine Friedensvorſchläge wurden verworfen und bei Gaugamela unweit Arbela kam es von neuem zur Schlacht. Juſtin gibt des Darius Streitkräfte auf 500,000 Mann, Diodor, Arian und Plutarch aber auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieſer ungeheuren Ueberlegenheit war Alexander keinen Augenblick über ſeinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze ſeiner Reiterei griff er die Perſer an, und ſchlug ſie unverzüglich in die Flucht; aber erſt nachdem er ſie völlig zerſtreut hatte, kam er ſeinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeſſen hart bedrängt worden war. Sein höchſter Wunſch war, den Perſerkönig ſelbſt gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieſer befand ſich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte ſeiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als ſie aber ſahen, wie Alexander Alles vor ſich niederſchlug, ergriffen ſie die Flucht, Darius warf ſich auf ein Pferd, und gab, ſich zu retten, ſein Heer, ſein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger Preis.

Jetzt fiel ganz Aſien in Alexanders Gewalt. Babylon und Suſa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der ſeinen Marſch auf Perſepolis richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Perſidis, wurde noch von 40,000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff ſie im Rücken an, ſprengte ſie aus einander, und zog triumphirend in Perſiens Hauptſtadt Perſepolis ein. Hier aber endigen Alexanders glorreichſte Tage. Herr des größten Reichs der Erde wird er der Sclav ſeiner Leidenſchaften, überläßt ſich dem Uebermuth und der Ausſchweifung, zeigt ſich undankbar und grauſam, und vergießt im Schooße der Wolluſt das Blut ſeiner tapferſten Feldherrn. Bisher nüchtern und mäßig, ſinkt dieſer Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu ſeyn ſtrebte, und ſich einen Gott ſelbſt nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Perſepolis, dieſes Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand geſteckt und in einen Aſchenhaufen verwandelt. Beſchämt über dieſe Schandthat brach er bald mit ſeiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Beſſus, Satrap von Bactriana, den Monarchen gefangen halte, beſchleunigte er ſeinen Marſch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieſer aber, als er ſich in der Nähe bedrängt ſah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Gränzen von Bactriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Mann; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch dieſen traurigen Anblick konnte der macedoniſche Held ſeine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Perſern üblichen Gebräuchen den Leichnam ſeines unglücklichen Feindes hatte beſtatten laſſen, unterwarf er auch Hircanien, das Marſenland, Bactriana und ließ ſich zum König von Aſien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch rieſenhaftere Plane, als eine Verſchwörung in ſeinem eignen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Dieſe Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 Mann verſammelt, um das macedoniſche Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem ſtarken Heere herbei, ſchlug die Spartaner und löſ'te dadurch das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden von Aſien, weder durch den Caucaſus noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zu dem caſpiſchen Meer, das die Einwohner Griechenlands damals noch nicht kannten. Unerſättlich nach Ruhm und Eroberungen durſtend, verſchonte er ſelbſt die rohen Horden der Scythen nicht. Nach ſeiner Rückkehr nach Bactriana hoffte Alexander durch Annäherung in Tracht und Sitten die Liebe der Perſer zu gewinnen; aber dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche ſich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Clitus ward. Alexander, deſſen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelag mit eigner Hand. Clitus war einer ſeiner treueſten Freunde und tapferſten Feldherrn, und Alexander fühlte nachher die bitterſte Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre ſetzte er ſeine Eroberungen fort und unterwarf ſich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte ſeine Familie auf eine Felſenfeſte in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erſtürmten ſie. Unter den Gefangenen befand ſich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der ſchönſten Jungfrauen Aſiens, mit welcher Alexander ſich vermählte. Auf die Nach-

richt davon unterwarf ſich Oxyantes und kam nach Bactra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verſchwörung entdeckt, an deren Spitze Hermelaus ſtand und unter deren Theilnehmern Calliſthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Calliſthenes aber grauſam verſtümmelt in einem eiſernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift ſeine Martern endigte. Alexander, der jetzt keine Feinde mehr vor ſich hatte, wollte deren in der Ferne aufſuchen. Das kaum dem Namen nach bekannte Indien dünkte ihm eine würdige Eroberung und er richtete ſeinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und ſchloß mit Tapilus, dem Fürſten der Landſchaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verſchaffte. Von Tapilus geführt marſchirte er gegen den Hydaspes, deſſen Uebergang Porus, ein anderer indiſcher König, mit ſeinem ganzen Heere ſtreitig machte. Alexander beſiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, ſetzte ihn jedoch in ſein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht ſowohl als Feind, ſondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechiſche Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, ſeinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren der Armee ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkſtelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte erbauen und ſchiffte mit einem Theil ſeines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf dieſem Zuge hatte er mehrere indiſche Fürſten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er ſchwer verwundet. Nach ſeiner Geneſung zog er weiter, ſegelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, deſſen Anblick die Macedonier mit Erſtaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, ſegelte hierauf nach dem perſiſchen Meerbuſen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einſchlug. Hier hatte er ungeheure Wüſten zu durchziehen, wo ſein Heer, ohne Waſſer und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Perſien zurück. Unterwegs ſtillte er verſchiedene ausgebrochene Unruhen und ſetzte Statthalter in die Provinzen. In Suſa vermählte er ſich mit zwei perſiſchen Fürſtinnen, und beſchenkte diejenige Macedonier, die Perſerinnen geheirathet hatten, weil ſeine Abſicht war, Perſer und Macedonier aufs genaueſte zu vereinigen. Auch theilte er anſehnliche Belohnungen unter ſeine Armee aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er ſeine Abſicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hauſe zu ſchicken; und dies geſchah auch, nachdem er die deshalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe geſtillt hatte. Bald darauf verlor er ſeinen Liebling Hephäſtion durch den Tod. Sein Schmerz über dieſen plötzlichen Verluſt war gränzenlos; er ließ ihn mit königlicher Pracht beſtatten. Als er nun von Ecbatana nach Babylon zurückkehrte, ſollen die Magier ihm vorher geſagt haben, daß dieſe Stadt ihm verderblich ſeyn würde. Er aber verachtete, auf die Vorſtellung ſeiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Geſandten ihn erwarteten, und war mit neuen Rieſenplanen für die Zukunft beſchäftigt, als er plötzlich nach einem Gaſtmahle erkrankte, und nach wenigen Tagen ſtarb. So endigte in ſeinem 32ſten Lebensjahre und nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten dieſer unerſättliche Eroberer ſeine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz ſtets ſich erneuernder Kriege

ward. Er hatte keinen Erben beſtimmt, ſondern auf die Frage ſeiner Freunde, wem er das Reich hinterlaſſe, geantwortet dem Würdigſten. Nach vielen Unruhen erkannten ſeine Feldherrn den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, als König an, und theilten ſich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Den Perdiccas aber, dem Alexander ſterbend ſeinen Ring gegeben hatte, ernannten ſie zum erſten Miniſter des Königs, da ſein unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, ſelbſt zu regieren. Alexanders Leichnam ward von Ptolemäus in einem Tempel zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigeſetzt, und nicht nur in Aegypten, ſondern auch in andern Ländern wurden ihm göttliche Ehren erwieſen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius ſind die vorzüglichſten Quellen für die Geſchichte Alexanders.

Alexander Newski oder Newskoi, ein moskovitiſcher Held und Heiliger, geboren im J. 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um das von allen Seiten, beſonders aber von den Tataren, angegriffene Reich beſſer vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Nowgorod aus, und ließ ſeine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erſte aber bald ſtarb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendſten Sieg erfocht er über die vereinigten Dänen, Schweden und Ritter des deutſchen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren und mit ſtolzer Zuverſicht anf Nowgorod anrückten. Mit eigener Hand verwundete er den ſchwediſchen König. Von der Newa erhielt er ſeinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren ſchlug er zu widerholten Malen und befreite ſein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dſchingis-Chans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit ſeiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte ſein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Kloſters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander ſeinen ruhmwürdigſten Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newski-Ordens. (S. Orden).

Alexander VI., geboren zu Valencia in Spanien im J. 1430, wurde Papſt 1492, hieß eigentlich Rodrigo-Lenzuoli, nahm aber den Namen ſeiner Mutter Borgia an, und ſtammte aus einer ſehr alten und berühmten Familie. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausſchweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In dem vertrauteſten Umgange lebte er mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Roſa Venozza, und zeugte mit ihr fünf Kinder, die er als Papſt auf alle Art zu erheben ſuchte. Die Feindſchaft der zwei angeſehenſten Cardinäle jener Zeit, des Aſcanio Sforza, Bruders des Ludwig Moro, und Julians della Rovere (des nachmaligen Papſts Julius II.), bahnte ihm den Weg zum päpſtlichen Stuhle. Man erſtaunte über ſeine Erhebung, und der König Ferdinand von Neapel vergoß Thränen, als er ſie erfuhr. Kaum ſah ihn Rom eingeweiht, als er die heilig beſchwornen Bedingungen brach, die ihm die Cardinäle vorgelegt hatten, und falſche Zeugen aufſtellte, um ſie beſchwören zu laſſen, daß ſein Sohn, Cäſar Borgia (für welchen Macchiavelli ſein ſo abgeſchmackt verurtheiltes Buch vom Fürſten ſchrieb), eines andern Mannes Sohn ſey, damit er ihn zum Cardinal machen könne. Die lange Abweſenheit der Päpſte in Avignon hatte das Anſehen und die Einkünfte derſelben ſehr vermindert, und ſein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art dieſen Verluſt wieder zu erſetzen. Er ſuchte die Macht der italiäniſchen Fürſten zu vermindern, und wandte die ſchändlichſten Mittel an, um ſeine Abſichten zu errei-

chen. Unermeßliche Summen Geldes wußte er aus den chriſtlichen Staaten zu ziehen; aus Venedig allein nahm er 799 Pfund Gold; eine ungeheure Summe für jenes Zeitalter. Auch ſchlichtete er die Streitigkeiten, die zwiſchen den Königen von Portugal und Caſtilien wegen Amerika entſtanden waren, und ſetzte die Gränzen feſt. Er endigte ſein ſchändliches Leben in einem Alter von 74 Jahren am 18ten Auguſt 1503, nachdem er 11 Jahre auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen hatte. Sein Ende war eben ſo ſchrecklich als verdient; als er im Begriff war, mit ſeinem Sohne einige Cardinäle durch Gift hinzurichten, wurde aus Verſehen ihm und ſeinem Sohne Gift aus der Giftflaſche eingegoſſen.

Alexander I. (Paulowitſch), Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen, geboren am 23ſten (12ten) December 1777, älteſter Sohn von Kaiſer Paul I. (Petrowitſch) und deſſen zweiter Gemahlin Marie Feodorowna, Herzogs Friedrich Eugen von Wirtemberg Tochter, vermählt ſeit dem 9ten Oct. 1793 mit Eliſabeth Alexiewna (zuvor Marie Louiſe Auguſte), des verſtorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden Tochter, geb. den 24ſten (13ten) Jan. 1779; folgte ſeinem Vater auf den Thron am 24ſten März 1801, ward gekrönt zu Moskau am 27ſten Sept. deſſelben Jahres. — Umſicht bei einem gebildeten Verſtande, Energie bei edler Milde, Entſchloſſenheit und Geiſtesſtärke im Augenblicke, wo es entſcheidende Maßregeln gilt, Eifer, das große Bildungswerk der Nation, das Peter begann und Catharina fortſetzte, ſeiner Vollendung näher zu bringen: dies ſind die Hauptzüge zu Alexanders getreuem Bilde. Die geiſtvolle Catharina hatte ganz beſonders die Erziehung ihrer Enkel zu leiten übernommen. Sie entwarf einen Erziehungsplan, in Form einer an den Oberhofmeiſter der jungen Prinzen, Grafen Nicolaus Soltikow, gerichteten Inſtruction, wovon Abſchriften an die Vorſteher abgegeben wurden, welche, wie man behaupten will, die einzige, allerdings ſonderbare Vorſchrift dieſer Inſtruction: „den jungen Großfürſten ſoll weder in der Poeſie, noch in der Muſik Unterricht ertheilt werden, weil zu viele Zeit darauf verwendet werden müßte, um ihnen einige Geſchicklichkeit darin beizubringen,“ verſtanden, und gern auch auf die übrigen Unterrichtsgegenſtände ausgedehnt haben würden, hätte nicht das Glück den Prinzen die vortrefflichſten Lehrer zugeführt. Dieſe waren Laharpe, der den natürlichen Keim des Edeln und Schönen, der in dem jungen Alexander lag, ſorgſam pflegte und zu entwickeln verſtand; der Profeſſor Kraft, unter welchem Alexander die Experimental-Phyſik ſtudirte *); der beberühmte Pallas, der die Prinzen in ihrem Garten bei Paulowsky in der Botanik unterrichtete, ſeinen Unterricht aber auf Befehl Catharinens einſtellen mußte, weil durch die Entwickelung des linnéiſchen Syſtems gewiſſe Ideen in den Prinzen geweckt wurden, die ihnen nach Catharinens beſtimmtem Willen fremd bleiben ſollten. Dennoch konnte die Kaiſerin, die ſo gern Urgroßmutter heißen wollte, die Verheirathung ihrer Enkel nicht erwarten, und noch hatte Alexander das ſechzehnte Jahr nicht zurückgelegt, als er ſchon den Torus beſtieg. Da Catharine

*) Als Kraft einſt die verſchiedenen Hypotheſen über die Natur des Lichtes vortrug, unterbrach ihn der zwölfjährige Alexander eben, als er von Newtons Meinung ſprach, daß das Licht eine beſtändige Emanation aus der Sonne ſey, mit dem Einwurfe: „das glaube ich nicht, denn ſonſt müßte ja die Sonne täglich kleiner werden.“ —

die Bahn der politiſchen Herrſchaft ihrer Enkel vorgezeichnet hatte, und es in ihren Lieblingsplan gehörte, für ſie die Welt einſt in zwei große Reiche getheilt ſich zu denken, wobei ſie den Occident dem Alexander, den Orient aber ſeinem Bruder Conſtantin zudachte, ſo ſuchte ſie auch durch die Umgebungen der Prinzen dieſe für ihre zukünftige hohe Beſtimmung vorzubereiten; während Conſtantin griechiſche Ammen hatte und nur mit Griechen umging, war Alexander von Engländern umringt, für deren Nation man ihm eine beſondere Vorliebe einzuflößen ſuchte *). — Daß Alexanders Vater, nach Catharinens Willen, auch nicht den mindeſten Einfluß auf die Erziehung ſeiner Söhne haben durfte, war vielleicht nicht ohne Vortheil. Die Cataſtrophe des 23ſten März 1801, in der Paul I. einen gewaltſamen Tod fand, erhob den 24jährigen Czarewitſch als Alexander I. zum Selbſtherrſcher aller Reuſſen; und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß bei Catharinens Tode nur das Unvermögen derſelben zn ſprechen, oder ſonſt ſich verſtändlich zu machen, es verhinderte, daß nicht ſchon damals ſtatt des nicht geliebten Sohnes der geliebte Enkel Rußlands Krone empfing. Alexanders erſter Wunſch nach ſeiner Thronbeſteigung am 30ſten März 1801 war Friede. Er ſchrieb deshalb nach London und Paris; denn Rußland war mit England in Krieg, ohne mit Frankreich Frieden geſchloſſen zu haben, und ſchon im Juni wurde eine neue Seefahrtsconvention zwiſchen Rußland und England abgeſchloſſen, in welcher die freie Schifffahrt der Neutralen mit der Modification zugeſtanden wurde, daß ihre Schiffe, im Falle eines Verdachts, viſitirt werden dürften. Gleich wichtige Veränderungen erfolgten im Innern. Das temporäre Conſeil ward in ein immerwährendes verwandelt, die politiſche Inquiſition am 7ten April 1801 aufgehoben — „weil in einem wohl eingerichteten Staate alle Verbrechen bloß durch die allgemeine Kraft der Geſetze entdeckt, gerichtet und beſtraft werden müſſen" — und das Verhältniß des Geſetzgebers zu den Geſetzen in den Worten beſtimmt: — „ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Geſetzen fließt." — Die Errichtung eines neuen Miniſteriums; die Erhebung des Senats zu der Würde einer moraliſchen Mittelsperſon zwiſchen Volk und Regenten; die allgemeinen und beſondern Maßregeln zur Volkserziehung und Beförderung der Volksaufklärung, wohin die Erneuerung und Stiftung von Schulen und Univerſitäten, und der rühmlichſte Eifer für Erweiterung der Wiſſenſchaften und Künſte gehören; die Beſtimmung der Rechte und Vorzüge der verſchiedenen Stände des Reiches; freier Ein- und Rückgang in und aus dem Reiche; Beſtätigung der Adelsprivilegien; Befreiung des geiſtlichen Standes von den empörenden Leibesſtrafen; Sicherſtellung des Bauernſtandes vor erhöhten Abgaben und neuen Auflagen; die Berechtigung des Bürger- und Bauernſtandes zur Erwerbung von Grundeigenthum (Ukas v. 12ten Dec. 1801), welche zur politiſchen Freiheit der Nation hinführt; die Verbeſſerung des Juſtizweſens, wobei die Abſchaffung der Folter mit den Worten geſchah: — „der Name Folter, der die Menſchheit ſchändet und ihr Vorwürfe bringt, werde auf immer aus dem Andenken des Volkes ausgelöſcht;" — Reorganiſation des Polizeiweſens und der Gouvernementsverfaſſung überhaupt; das Regulativ über die liefländiſche Bauern-

*) Chatharina ließ beide Prinzen öfters malen, wie der eine den gordiſchen Knoten zerhaut, und der andere das Kreuz Conſtantins trägt. (Man vergl. geheime Nachrichten über Rußland unter Catharina II. und Paul I. — Paris 1800.

verfaſſung; die Einſetzung einer Commiſſion zur Redaction der Geſetze (48 Beamte, denen zur Beſtreitung der Ausgaben jährlich 100,000 Rubel angewieſen ſind); die Begünſtigung des Colonialſyſtems im Innern des weitſchichtigen Reichs; nicht zu zählende Verfügungen für Belebung des Handels durch Canäle u. ſ. w., der landwirthſchaftlichen Induſtrie und des Kunſtfleißes, für Verbeſſerung der Finanzverwaltung; Milderung des Schickſals der Verwieſenen; erweiterte Cenſur- und Gewiſſensfreiheit; die Fürſorge für Arme, Kranke und Verdienſtloſe, neben der Reorganiſation der Armee; — dies ſind in ſummariſcher Aufzählung die Regententhaten Alexanders, in deren kräftigſter Fortſetzung er in dieſem Augenblick noch begriffen iſt. — Betrachtet man Alexander I. in ſeinen Verhältniſſen zum Auslande, als Verfechter der Selbſtſtändigkeit ſeines Thrones und der Nationalehre, als oberſter Leiter der Diplomatie, als Politiker: ſo findet man ihn nicht weniger achtungswerth. — Sechs Wochen vor ſeiner Thronbeſteigung war der lüneviller Friede abgeſchloſſen worden. Er ſelbſt fühlte zu ſehr, wie nothwendig ihm der Friede zur Ausführung ſeiner Entwürfe für die Civiliſirung ſeines Volkes ſey, als daß er ihn hätte verweigern ſollen. Dieſer friedliche Sinn beherrſchte ihn auch, als er zwar die Anerkennung des franzöſiſchen Kaiſertitels nicht unbedingt zuſagte, aber doch in Paris durch Oubril deshalb unterhandeln ließ. Der Drang von außen nöthigte ihn jedoch endlich das Schwert zu ziehen. Im Bunde mit England, Oeſterreich und Schweden begann er 1805 den Krieg wider Frankreich. Nachdem er Zeuge der Schlacht bei Auſterlitz und der Verſöhnung Oeſterreichs mit Frankreich geweſen war, zog er mit ſeinem Heere nach Rußland zurück, ohne für ſich ſelbſt Friede mit Frankreich geſchloſſen zu haben. Sein freundſchaftliches Verhältniß mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen und deſſen Gemahlin, welches ſchon 1805 das Bündniß beider Monarchen über Friedrichs des Einzigen Sarkophag herbeigeführt hatte, entzündete den neuen Krieg gegen Frankreich (in den Jahren 1806 und 1807). Preußen war erobert, — aber noch hatte kein Franzoſe Rußlands Boden betreten, dem das franzöſiſche Hauptquartier durch die Schlacht von Tilſit ſo nahe gerückt war. Da erſchien der 9te Juni 1807, wo Alexander auf den Fluthen des Niemen die erſte perſönliche Zuſammenkunft mit Napoleon hatte, und die beiden mächtigſten Monarchen des Continents ſich die Hand boten zur Verſöhnung, zum gemeinſchaftlichen Ringen nach dem großen Ziele eines allgemeinen Friedens. — Bei dieſer Verſöhnung hatte Alexander die Verpflichtung übernommen, mit aller Kraft zur Aufrechthaltung des gegen Großbritannien ergriffenen Continentalſyſtems mitzuwirken. — Dies veranlaßte die Fortſetzung eines ſchon früher begonnenen Krieges mit der Pforte, und einen heftigen Kampf mit Schweden. Der Friede mit dem letztern verſchaffte ihm Finnland, dieſe herrliche Provinz, und die ſpäter erfolgte Ausſöhnung mit der Pforte einen ſchönen Strich Landes bis an den Pruth. Während des Zeitraumes aber, der zwiſchen dem Frieden mit Schweden und dem mit der Türkei lag, hatten zwei wichtige Ereigniſſe Statt gehabt. Im Oct. 1808 hatte Alexander noch einmal ſeinen Bundesgenoſſen Napoleon geſehen; er hatte, mit dieſem vereint, Großbritannien die Friedenshand entgegen gereicht; er hatte im Jahre darauf, im neuen Kriege zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, dem letztern ein Hülfscorps geſtellt, und eine galliziſche Provinz dafür gewonnen; ſein Verband mit Napoleon, der ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen für Rußlands erhabenen Souverän im Einklange mit ſeiner Politik öffentlich erklärte, ſchien unauflöslich, als plötzlich dieſes Band

zerriß, und ſich in die heftigſte Erbitterung verwandelte. — Napoleon hatte im Jahre 1810 das Herzogthum Oldenburg, das ſein Daſeyn Rußlands Großmuth verdankte, mit Frankreich vereinigt. Die von Alexander gegen dieſen Schritt eingelegte Proteſtation, der bald die wirkliche, wenn auch nicht formelle Wiederherſtellung der Handelsverhältniſſe Rußlands mit England folgte, führte zur Spannung zwiſchen beiden Monarchen, und endlich zu einem blutigen Kampfe. Napoleon drang zwar vor bis in die alte heilige Krönungsſtadt der Czaare; allein Alexander, entſchloſſen, eher das Aeußerſte über ſich und ſein Reich ergehen zu laſſen, als ein fremdes Geſetz anzuerkennen, raubte den ſiegreichen Franzoſen die Früchte ihrer Anſtrengungen durch die Genehmigung des ungeheuren Entſchluſſes: Moskau zu verbrennen. — Als dieſe darauf Rußlands Gebiet verlaſſen mußten, als Alexander mit ſeinem Heere ſelbſt Preußen und endlich Deutſchlands Boden betrat, da verband er aufs neue ſich mit Friedrich Wilhelm III. Während jener Begebenheiten war auch ſein Verein mit England und der nähere Zuſammentritt mit Schweden, deſſen Kronprinzen er im September 1812 in Abo ſah, bekannt geworden. Er rückte, mit ſeinen Heeren und verſtärkt durch die mit unausſprechlichem Enthuſiasmus erfüllten preuſſiſchen Legionen dem fliehenden Feinde über die Elbe nach. Zwar gelang es dem letzteren an den Tagen von Lützen und Bauzen ſich abermals von ihren Niederlagen aufzuraffen, und Alexander wich wieder bis nach Schleſien zurück. Aber Oeſterreichs Beitritt zur Coalition und die zur Verſtärkung und Concentration der Macht des Nordens wohl benützte Zeit gab der guten Sache den Sieg. Auf den Feldern von Leipzig ward das Joch zertrümmert, unter dem die Völker von Europa ſo lange geſeufzt hatten; und im lautem Jubel begrüßten dieſe Völker Alexandern als ihren Retter. Schon am 5. Nov. kam er mit ſeinem Hauptquartiere in Frankfurth am Mayn an, führte dann ſeine Heere über den Ober-Rhein in das Innere von Frankreich, nahm an allen Operationen und Unterhandlungen, die daſelbſt ſtatt hatten, unmittelbaren Antheil, und zog am 31. März 1814 in die Hauptſtadt des franzöſiſchen Reiches ein; wo er den Senat verſammelte, der dann die Thronentſetzung Napoleons ausſprach. Nie hat aber ein Sieger ſein Glück mit mehr Mäſſigung genoſſen, als Alexander; wie denn die ſchonenden Maaßregeln, die man, in der Behandlung des eroberten Landes und in der Beſtimmung ſeiner künftigen politiſchen Verhältniſſe nahm, größten Theils aus ſeinem edeln Herzen hervor gegangen waren. In Paris kamen die Geſandten des heiligen Synodes, des Reichsraths und des dirigirenden Senats von Rußland zu ihm, und baten ihn im Namen dieſer Behörden, daß er den Namen des „Geſegneten" annehmen möchte; welcher Antrag aber von ihm auf eine edle Art abgelehnt wurde. Als die franzöſiſchen Angelegenheiten geordnet waren, reiſte er mit ſeinem Freunde, dem Könige von Preußen nach England, verweilte daſelbſt vom 7ten bis 22ſten Junii, ſah alles Merkwürdige dieſes intereſſanten Landes, und gewann auch hier aller Herzen durch ſeinen humanen Charakter und durch ſeine Popularität. Am 25. Jul. kam er wieder nach Petersburg zurück; in hohem Jubel feyerte die Hauptſtadt das Wiederſehen des geliebten Monarchen, durch den während ſeiner Abweſenheit ſo große Dinge geſchehen waren. Er verweilte aber nur kurze Zeit in der Mitte ſeines Volkes, da das große Geſchäft, das nun in Wien erledigt werden ſollte, ſeine Anweſenheit forderte. Er langte am 25ſten Sept. abermals an der Seite des Königes Friedrich Wilhelm daſelbſt an. Während hier an den Grundlagen zu

einem dauernden Ruheſtande von Europa gearbeitet wurde, ſann Napoleon dem Anſchlage nach, den verlornen Thron wieder zu beſteigen. Frankreich unterwarf ſich ihm aufs Neue, und Alexander rief ſeine Heere abermals in den Süden zurück. Am 27ſten Jun. ging er bey Mannheim über den Rhein, und da der Sieg bei la Belle Alliance alle Macht des Feindes an einem Tage vernichtet hatte, zog er unaufhaltſam auf dem Wege nach Paris vorwärts, und am 10ten Jul. ſah ihn dieſe Hauptſtadt wieder in ihrer Mitte. Nachdem er die Bourbons auf ihrem Thron befeſtigt, und Frankreichs Verhältniſſe zu den übrigen Mächten, im Einverſtändniſſe mit ſeinen Bundesgenoſſen, beſtimmt hatte, ging er über Berlin wieder in ſeine Staaten zurück, und kam am 7ten Dec. in Petersburg an. Er war beinahe drei volle Jahre aus ſeiner Reſidenz abweſend geweſen, während welcher Zeit er durch den Erwerb des Herzogthums Warſchau ſein Reich mächtig erweitert, die Krone von Polen auf ſein Haupt geſetzt, die ruſſiſche Waffen bis an die Loire getragen, ſeine Freunde und Bundesgenoſſen gerettet und wieder hergeſtellt, Europa von der Gewalt einer herein brechenden Univerſalmonarchie befreyt, und Rußland auf den höchſten Gipfel von Einfluß, Anſehen und Ruhm gebracht hatte. 1.

Alexandrīa (türkiſch Scanderik), die Hauptſtadt Aegyptens unter den Ptolemäern und die Reſidenz derſelben, wurde 335 Jahre vor Chr. Geb. von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze ſeines Reichs und zum Mittelpunkte des Welthandels beſtimmte. Es war vermöge ſeiner natürlichen Lage eine Feſtung, und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verſchönerten es immer mehr. Der ſchönſte Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Paläſte prangten. Hier befand ſich das Akademiegebäude oder Muſeum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, war; die andere Hälfte von 300,000 Bänden war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäſar, wurde aber nachher durch die pergamiſche Bibliothek, welche Antonius der Cleopatra zum Geſchenk machte, wieder erſetzt. Das Muſeum war verſchont geblieben, und die Gelehrten, welche darin Wohnung und Unterhalt hatten, blieben daſelbſt bis auf den Kaiſer Aurelian, unter deſſen Regierung dieſe Anſtalt durch bürgerliche Unruhen zu Grunde ging. Die Bibliothek im Serapion aber hielt ſich bis auf die Zeiten Theodoſius des Großen, welcher alle heidniſche Tempel, ſowohl im römiſchen Reiche ſelbſt als in den Provinzen, zerſtören ließ. Dies geſchah auch mit dem herrlichen Tempel des Jupiter Serapis, den ein wüthender Haufe fanatiſcher Chriſten, unter Anführung ihres Erzbiſchofs Theodoſius, beſtürmte und verherrte. Bei dieſem Sturme wurde die Bibliothek theils verbrannt, theils ſonſt zerſtört, und der Geſchichtſchreiber Oroſius (gegen Ende des 4ten Jahrhunderts) ſah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es chriſtliche Barbaren und nicht die Araber unter Omar, wie gewöhnlich geſagt wird, welche den Wiſſenſchaften dieſen unerſetzlichen Verluſt zufügten. Die alexandriniſche Bibliothek umfaßte die geſammte griechiſche und römiſche Literatur, von der wir jetzt nur noch einzelne Trümmer übrig haben. Bei der Theilung des römiſchen Kaiſerthums kam Aegypten mit Alexandrien an das morgenländiſche Reich. Endlich nahmen es die Perſer und dann die Araber in Beſitz; die Stadt ſank immer mehr und mehr, behielt aber einen blühenden Handel, bis im 16ten Jahrhundert die Portugieſen den Weg zur See nach Oſtindien fanden. — Das jetzige Alexandrien ſteht nicht mehr auf dem Boden, wo das

alte ſtand, von dem nichts mehr übrig iſt, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Roſette führt, und das ſogenannte ſüdöſtliche Amphitheater; Ruinen, die von ſeiner ehemaligen Herrlichkeit nur ein ſchwaches Bild geben können. Die Bevölkerung, die ſonſt 300,000 Seelen betrug, wird jetzt kaum auf 20,000 geſchätzt. (Vergl. Expedition nach Aegypten.)

Alexandriner, Verſe, die aus ſechs jambiſchen Füßen beſtehen, und in der Mitte, als charakteriſtiſche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich von dem wechſelreichen, harmoniſchen und erhabenen Trimeter unterſcheiden, einen Einſchnitt haben, z. B.

„Umſonſt hält die Vernunft | das ſchwache Steuer an.“

Sie ſind ſehr eintönig, und bei den Deutſchen nicht mehr üblich; die Franzoſen dagegen ſind für das Epos und Drama allein auf dieſen armſeligen Vers beſchränkt. Den Namen hat die Versart von einem alten franzöſiſchen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus der Mitte des elften Jahrhunderts, das aus den Arbeiten neun verſchiedener Verfaſſer zuſammengeſetzt iſt, und in welchem ſie zuerſt angewendet worden.

Alexandriniſches Zeitalter. Als die ſchöne Blüthe griechiſcher Dichtkunſt, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, ſuchte man durch Kunſt zu erſetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. An die Stelle der Naturpoeſie trat die Kunſtpoeſie. Alexandrīa in Aegypten, von Alexander gebaut und nach ihm benannt, ward von den kunſtliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrſamkeit gemacht, und gab dieſem Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften den Namen des alexandriniſchen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und koſtbarſte im Alterthum war (vergl. Alexandria), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, ſondern ſtiftete auch das Muſeum, das mit Recht als eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte betrachtet werden kann. Es war daſſelbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das einen Theil der Reſidenz ausmachte, worin viele Gelehrte beiſammenwohnten, gemeinſchaftlich ſpeiſ'ten, ſtudirten und Andere unterrichteten. Am wichtigſten unter dieſen Gelehrten ſind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforſcher, ſondern Philologen und Literatoren, die eben ſowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyclopädiſten genannt werden können. Solche waren Zenodatus der Epheſier, der die erſte grammatiſche Schule zu Alexandrien bildete, Eratoſthenes, der Cyrener, Ariſtophanes aus Byzanz, Ariſtarch aus Samothrazien, Crates aus Mallus, Dionyſius aus Thrazien, Apollonius, der Sophiſt, Didymus, der nicht mit dem ſpätern Scholienſchreiber verwechſelt werden darf, und Zoïlus. Ihr Verdienſt iſt, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur geſammelt, geprüft, beurtheilt, und für die folgenden Generationen aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius, der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon, der Phliaſier, Scymnus, Dionyſius, und ſieben Tragiker, welche man das alexandriniſche Siebengeſtirn (Plejaden) nannte, Arantīdes, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lycophron, Dionyſides (oder Soſiphanes), Soſithëus und Philiſcus. — Das alexandriniſche Zeitalter hat einen von dem frühern durchaus verſchiedenen Geiſt und

Charakter. Bei der Aufmerkſamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Reinigkeit, Correctheit und Eleganz der Sprache zum beſondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen ſich in dieſer Eigenſchaft mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geiſt, welcher die frühere Poeſie der Griechen beſeelte, mangelte den meiſten dieſer Werke. An deſſen Stelle trat größere Kunſt in der Compoſition; Kritik ſollte leiſten, was vorher das Genie geleiſtet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in einigen regte ſich der Genius, und dieſe ragten darum auch groß über ihre Zeit hervor. Die Andern leiſteten, was ſich durch Kritik und Studium leiſten läßt; ihre vielleicht fehlerfreie Werke ſind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man ſich nun eine Art von Dichterſchule, worin ſolche Meiſter Muſter waren, ſo begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühſamer dichten mußten. Den Mangel von Originalität fühlend, den Werth derſelben aber erkennend und darnach ringend, kamen ſie um ſo ſchneller zu dem Puncte, wo alle Poeſie erſtarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunſt in Künſtelei aus. Man haſchte nach dem Seltſamen, Neuen, und ſuchte es durch Gelehrſamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meiſtens Dichter und Grammatiker zugleich, ſind daher ſteife, genieloſe, mühſelige und unintereſſante Verskünſtler.

Alexis (Petrowitſch), Sohn Peters des Großen und der Eudoxia Lapuchin, war zu Moskau 1695 geboren, und ward 16 Jahre alt an Charlotte von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die Schweſter der Gemahlin Carls VI., deutſchen Kaiſers, verheirathet. Er behandelte dieſe Fürſtin auf die roheſte und liebloſeſte Weiſe. Höchſt intereſſante Aufſchlüſſe darüber geben die Briefe, unter dem Titel: Die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, von dem Verfaſſer der Alamontade. Alexis, mit hartem und wildem Charakter geboren, von ſeiner Mutter mit Anhänglichkeit an die alten Gebräuche ſeines Volks und Verachtung aller Vorzüge gebildeter Nationen erzogen, zeigte in ſeinen Planen und Geſprächen einen beſtändigen Widerſpruch gegen die Neuerungen Peters des Großen. Dieſer fürchtete, Alexis möchte ſein begonnenes Werk zertrümmern, und faßte daher den Entſchluß, ihn zu enterben; und der Sohn des Czaars, entweder aus Feigheit oder Verſtellung, ſchien ſelbſt die Hoffnung zu dem Throne aufzugeben. Allein kaum hatte Peter der Große die zweite ſeiner ruhmvollen Reiſen angetreten, als ſein Sohn heimlich entfloh, und ſich anfangs nach Wien, dann nach Inſpruck und Neapel begab. Dieſe Unklugheit galt bei ſeinem Vater für ein großes Verbrechen; doch entdeckte man darin nichts von den ausſchweifenden Planen, die man ihm Schuld gab. Der Czaar rief ihn zurück; er gehorchte. Sein unbeugſamer Vater ließ ihn feſtſetzen, und zwang ihn, vor den vornehmſten Gliedern des Adels und der Geiſtlichkeit, feierlich der Krone zu entſagen. Um dieſes Verfahren vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, mußte er durch ſeine Unterſchrift ſich für den Anſtifter einer Verſchwörung bekennen. Dies genügte Petern noch nicht, denn die Beſtrafung eines Vergehens gränzte bei ihm faſt immer an Rache, und er ſprach über ihn das Todesurtheil. Dieſe unnatürliche Härte machte auf den unglücklichen Alexis einen ſolchen Eindruck und erſchütterte ihn ſo mächtig, daß er am folgenden Tage, 23 Jahre alt, im J. 1718, ſtarb.

Alfieri (Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur ſich durch eigene Kraft entwickelt, wie ſie in dem erhabenen Gefühl ihres angebor-

nen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und wie ſie in allen Verhältniſſen des Lebens ſich rein erhält von den kleinlichen, ſelbſtſüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das ſehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geiſtreichen Dichter einen ungleich größeren Menſchen vor Augen ſtellt. Von reichen und vornehmen Aeltern am 17ten Januar 1749 zu Aſti in Piemont geboren, genoß Alfieri in dem älterlichen Hauſe eine nachläſſige und fehlerhafte Erziehung, wie ſie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, und welche den Geiſt eben ſo unwiſſend als das Herz unausgebildet ließ. Seinem Oheim, der ihm nach des Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, entging dieſe Vernachläſſigung nicht, und er glaubte beſſer für ihn zu ſorgen, wenn er ihn auf der turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig dieſe Abſicht auch hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri ſelbſt von dieſer höchſt mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anſtalt entwirft. Er verließ ſie faſt eben ſo unwiſſend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angeſtellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage ſich verſammelte. Eine unbeſtimmte Begierde, fremde Länder zu ſehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreiſen, und kaum war er zurückgekehrt, als ſein unruhiger Geiſt, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philoſophie verabſcheuend, ihn zu neuen Reiſen trieb. Er durchflog faſt alle Länder Europa's, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden ſeines Herzens zu finden. Aber ſo eilfertig und unwiſſend er auch dieſe faſt dreijährigen Reiſen gemacht hatte, ſo waren ſie ihm doch nicht unwiſſend geweſen. Sein angeborner Freiheitsſinn hatte ſich beim Anblick ſo verſchiedener Tyranneien mit vieler Beſtimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdiſcher Majeſtät konnte ſeinen richtigen Blick nicht mehr verblenden, und obgleich er über die Wahl ſeiner künftigen Laufbahn noch unentſchloſſen war, ſo erſchien ihm doch der Militärdienſt als eine unerträgliche und unwürdige Sclaverei, von der er ſich befreite. Während er ſo in Unthätigkeit hinlebte, ſtürzte ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt; lange kämpfte ſein Verſtand, der dieſe Liebe als unwürdig verwarf, mit ſeinem ſchwachen, von Leidenſchaft beherrſchten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang. Damals fühlte er lebhafter als je das Bedürfniß nach Geiſtesthätigkeit. Ein früherer dramatiſcher Verſuch, zu dem ihn zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände, und er glaubt eine Stimme in ſeinem Innerſten zu vernehmen, die ihm die dramatiſche Dichtkunſt als ſeine Beſtimmung anzeigt. Er geht ſogleich ans Werk; ſein erſter Verſuch wird mit unverdientem Beifalle gekrönt, und er verpflichtet ſich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen ſich ſelbſt, alles daran zu ſetzen, ein tragiſcher Dichter zu werden. Aber jetzt, da er ſeine Kräfte und Mittel zu dieſem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Rieſengeſtalt ſeine Unwiſſenheit vor Augen; er ſieht ſich zu dem harten Entſchluß gezwungen, in einem ſchon reifen Alter von den erſten Elementen anzufangen; aber er beginnt ſogleich ihn auszuführen; er ſtudirt zunächſt lateiniſch und toscaniſch, zu welchem Ende er ſelbſt nach Toscana geht. Auf dieſer Reiſe lernte er die Gräfin von Albany, geborne Gräfin von Stollberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöſchliche Liebe kettete. An ihr fand ſein Herz einen würdigen Gegenſtand, wie ihn ſein Geiſt in der Dichtkunſt gefunden hatte; die bisher unbeſtimmten Begierden ſeiner Seele hatten nunmehr eine feſte Richtung genommen; von nun an rang er mit raſ-

loſem Eifer nach dem dichteriſchen Lorbeer, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu ſeyn, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an ſein Vaterland knüpften, deſſen erniedrigter Zuſtand ihn mit Abſcheu dagegen erfüllte. Er ſchenkte zu dem Ende ſein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente ſeiner Schweſter. Jetzt lebte er abwechſelnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien. Die widerwärtigen Schickſale ſeiner verehrten Dame hatten oft ſeine Ruhe geſtört; dieſer qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigſten und unzertrennlichſten Verhältniß. Sie allein, in der er Erſatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte ſeinen Geiſt. Er lebte abwechſelnd mit ihr im Elſaß und in Paris, unabläſſig mit der Dichtkunſt und der Ausfeilung und Herausgabe ſeiner Werke bei Didot und Beaumarchais beſchäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeiſtertes Gemüth mußte das Trugbild derſelben, dem die Revolution huldigte, mit Abſcheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das ſtete Fallen der Aſſignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchſt mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geſchändet zu ſehen, und durchaus unfähig zu den geringſten Geſchäften. Dieſe Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des Auguſt 1792, wo er Paris verließ und eben noch den gräßlichen Septemberſcenen durch die Flucht entging. Seitdem lebte er mit ſeiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigſtens periodiſch zu ihm zurück; er nahm ſeine gewohnten Arbeiten wieder vor, ſchrieb noch ſeine Satiren und ſechs Comödien, und ſtudirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechiſche Sprache, mit deren Dichtern er erſt bekannt wurde, als er ſeine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter dieſen ſeine Kräfte erſchöpfenden Arbeiten ſtarb er am 8ten October 1803. Alfieri hat ſich als dramatiſcher Dichter in drei verſchiedenen Gattungen verſucht; wir beſitzen von ihm 21 Tragödien, ſechs Comödien und eine Tramelogödie *). Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatiſchen Dichter ausſprechen, ſo dürfen wir nicht verhehlen, daß alle ſeine Werke in dieſer Gattung nur als Beſtrebungen eines großen Geiſtes anzuſehen ſind, der ſich in ſeinem wahren Wirkungskreiſe vergriffen hat. Ueberdruß an Müßiggang und ein geheimer innerer Drang machten Alfieri zum Dichter; und er, der ſelten die Mittelſtraße ging, konnte ſich unmöglich bei einer Beſchäftigung, auf die er ſein ganzes Leben zu verwenden beſchloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziele ſetzen. Er ſpricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß ſein hohes Beſtreben dahin gehe, ſich in der in ſeinem Vaterlande bis auf ihn noch vernachläſſigten dramatiſchen Kunſt jenen unſterblichen Meiſtern des Geſanges beizugeſellen, welche Italien beſitzt. Er rang nach dieſem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens und mit hoher Kraft, und dieſe edlen Eigenſchaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunſt wohl ſonſt zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichte, und mit den gewählten Mitteln nicht erreichen konnte. Entrüſtet über die Entartung ſeiner Zeitgenoſſen,

*) Weder A. W. Schlegel, noch Gruber, ſcheinen die Comödien und die Tramelogödie, ſo wie überhaupt ſeine nachgelaſſenen zu Florenz in dreizehn Bänden erſchienenen Werke gekannt zu haben.

tiefen Abſcheu gegen den Despotismus in einem ſtolzen, freien, leidenſchaftlichen Herzen, war Alfieri viel mehr politiſch als poetiſch begeiſtert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitsſinn in die erſchlafften Gemüther hauchen, aber es ſchien ihm unwürdig, ſich dazu der ſchmeichelnden Künſte der Rede zu bedienen, er entſagte gefliſſentlich allem dichteriſchen Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernſt gefallen; aber er vergaß, daß er damit zugleich den weſentlichen Eigenſchaften des Dichters entſagte. Seine Tragödien ſind ſtroff und ſtarr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Diction entbehrt durchaus jenes zauberiſchen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerſte Gemüth aufregt. War Alfieri's Geiſt in ſeiner Jugendblüthe zu ſpröde für die Tragödie, ſo mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er ſich in ſeinem Alter, wo längſt die ſüße Täuſchung des Lebens vor ſeiner Seele geſchwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armſeligkeit vor ſeinen Augen lag, in der Comödie verſuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erſtarrt. Auch in der Comödie hat er eine durchaus ernſte, meiſtens politiſche Tendenz; die Erfindung iſt leer, die Verwickelung ohne alles Intereße; die Charaktere ſind, wie in der Tragödie nur allgemeine Umriſſe, ohne Individualität; ſo ſtehen die Comödien noch weit unter den Tragödien, und ſind ſeines hohen Geiſtes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenſte unter allen dramatiſchen Werken Alfieri's den Abel, welchen er, um ihm einen ſeiner Seltſamkeit angemeſſenen ſeltſamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. Alfieri, der zuerſt dieſe Zwittergattung zwiſchen der Tragödie und Oper erfand, hatte ſich vorgenommen, ſechs Stücke in derſelben zu liefern, und wir glauben es ernſtlich bedauern zu müſſen, daß er nicht durch mehrere Tramelogödien die Eigenthümlichkeit dieſer Gattung genauer beſtimmt hat. Im Abel erſcheint ſie als ein Gemiſch von Tragödie und Oper, in welchem ſich der erhabenſte lyriſche Schwung mit der größten Simplicität vereinigt findet. Alfieri's am freieſten in den Extremen ſich bewegender Geiſt befand ſich hier recht eigentlich in ſeiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik beſtehen kann, ſo machen Erfindung und Ausführung den Abel unläugbar zu einem ſchönen Dichterwerke; es iſt der höchſte Gipfel, zu dem ſich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer dieſen dramatiſchen Originalwerken beſitzen wir von Alfieri ein epiſches Gedicht in vier Geſängen, mehrere lyriſche Gedichte, ſechszehn Satiren, ein Gedicht, Miſogallo, und poetiſche Ueberſetzung vom Terenz, Virgil, und einigen Stücken des Aeſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes. Von ſeinen proſaiſchen Werken iſt das wichtigſte und intereſſanteſte ſeine Selbſtbiographie (deutſch 1812, im Verlage des Kunſt- und Induſtrie-Comptoirs von Amſterdam in Leipzig. 2 Theile, 3 Thaler), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieſes ſeltenen Mannes vor Augen legt. M.

Alfred oder Aelfred der Große, König von England geb. 849, geſt. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürſten, denen die Nachwelt den ſo oft gemißbrauchten Namen des Großen ohne Weigerung zugeſteht. Er beſtieg den Engliſchen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die ſchon ſeit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüſtungen in dieſem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen ſie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und ſchloß Vergleiche mit ihnen ab, die

aber nicht von ihnen gehalten wurden. Sie ſetzten vielmehr ihre Verwüſtungen, welche beſonders die Kirchen trafen, fort. Da ſie endlich ſo große Verſtärkung von ihren Landsleuten erhielten, daß Alfred nicht wagen konnte, ihnen Widerſtand zu leiſten, flüchtete er ſich verkleidet, und ſtand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienſte. Allein eben in dieſem Zuſtande, der ihm jeden Widerſtand unmöglich machte, ſann er darauf, dieſen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß ſeine Unterthanen ſich in der Stille gegen ihre Feinde rüſteten, gab ihnen daher von ſeinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beſte, über die Verfaſſung, in der ſich die Dänen befänden, ſelbſt Kundſchaft einzuziehen. In dieſer Abſicht begab er ſich als Harfenſpieler verkleidet, in das Lager des däniſchen Königs Guthrum, und da er hier unter der Maske ſeiner muſikaliſchen Talente deutlich genug wahrnahm, daß die Dänen ſich einer völligen Sicherheit und Sorgloſigkeit überließen, eilte er zu ſeinem Heere zurück, ſtellte ſich an deſſen Spitze, und erfocht über dieſelben einen ſo vollkommenen Sieg, daß ſie genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er geſtattete den noch im Lande befindlichen ſich anzubauen; doch mußten ſie ſowohl, als ihr König, das Chriſtenthum annehmen. Von jetzt an machte er in ſeinem Lande die beſten Einrichtungen. Er legte Feſtungen an, übte einen Theil ſeiner Unterthanen in den Waffen, während er durch den andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit ſuchten indeß neue Schwärme der Dänen in ſein Land einzubrechen: dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu laſſen, und ſowohl mit dieſen, als auch mit ſeinen Landtruppen den Feinden, wenn ſie landen wollten, tapfern Widerſtand zu leiſten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dem, daß er auf dieſe Art für die Sicherheit ſeiner Unterthanen ſorgte, war er auch zugleich für mehrere Bildung derſelben durch Geſetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Geſetze ſeiner Vorfahren zuſammentragen, und vermehrte ſie, überſetzte auch ſelbſt die Pſalmen und die äſopiſchen Fabeln und einige andere Schriften in die engliſche oder damalige angelſächſiſche Sprache, und legte eine Schule zu Oxford an. Sein vorzüglichſtes Augenmerk ging jedoch auf zwei Stücke, nämlich: ſeine Feinde ſo viel möglich zur See zu bekriegen, und an ſeinem Hofe die in den Wiſſenſchaften und Künſten erfahrenſten Männer zu unterhalten. Durch ſeinen häufigen und vertrauten Umgang mit dieſen erwarb er ſich ſelbſt viel Kenntniſſe, verglich die verſchiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte ſie bei ſeinem Scharfſinne und ſeiner Klugheit ſehr gut zu benutzen. Ihm bleibt beſonders das Verdienſt, zu Englands Seemacht den erſten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerſt Schiffe oder vielmehr Galeeren erbauen ließ, die ſechzig Ruder hatten, und hierdurch ſowohl als auch in Anſehung ihrer Größe und Beſchaffenheit, noch ein Mal ſo ſtark waren, als die größten vorher gebräuchlich geweſenen Schiffe. Er glaubte mit Recht, daß eines Theils ſchon die Größe dieſer Schiffe dem Feinde ein Schrecken einjagen müßte, und andern Theils, daß im Gefechte ein ſolches Schiff eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge vernichten könnte. Daß übrigens Alfred die von ihm erbauten Schiffe nicht bloß gegen ſeine Feinde, ſondern auch zu andern Zwecken angewandt habe, iſt mehr als wahrſcheinlich. Es ſcheint daher die Nachricht einiger Schriftſteller: daß er einige Entdeckungsreiſen nach den norwegiſchen und lappländiſchen Küſten, und ſogar nach Oſtindien habe unternehmen laſſen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus dieſem Edelſteine und andere Waaren erhalten ha-

be, ziemlich glaubwürdig, zumal da man ſelbſt die Perſonen, die er zu dieſen Reiſen gebraucht, namentlich angibt. Und ſo wäre denn Alfred auch der erſte, der ſeine Unterthanen auf Indien aufmerkſam gemacht hat.

Algarotti (Franceſco Graf), gehört unter diejenigen italiäniſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem meiſten Erfolge das Studium der ernſtern Wiſſenſchaften mit der Ausübung der Künſte verbunden haben. Er war zu Venedig im J. 1712 geboren, ſtudirte zu Rom, Venedig und zuletzt unter Manfredi und Zanotti, zu Bologna. Dieſe berühmten Gelehrten gewannen ihn lieb wegen ſeiner glücklichen Anlagen, und beſchleunigten ſeine Fortſchritte in der Mathematik, Geometrie, Aſtronomie, Philoſophie und Phyſik. Dieſer letztern Wiſſenſchaft und der Anatomie widmete er ſich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateiniſche und Griechiſche ſtudirt, auch großen Fleiß der toscaniſchen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reiſen. Er ſah Frankreich, England, Rußland, Deutſchland, die Schweiz und alle bedeutenden Städte Italiens, und fixirte ſich erſt in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande. Als 21jähriger Jüngling ſchrieb er zu Paris den größten Theil ſeines Neutonianismo per le dame, im Geſchmack der Pluralité des mondes von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu ſeinem Ruhm. Voltaire und deſſen gelehrte Freundin, die Marquiſe du Chatelet, Friedrich II., Cheſterfield, Hume, Pitt, Maupertuis und andere berühmte Männer nahmen das Werk mit ausgezeichnetem Beifalle auf. Bis 1739 lebte Algarotti abwechſelnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquiſe du Chatelet, bald in London. In dem gedachten Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reiſe nach Petersburg. Auf dem Rückwege beſuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand ſo viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zu ſich berief, und ihn nebſt ſeiner Familie in den Grafenſtand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianiſchen Senat beſtätigt wurde. Nicht minder ſchätzte ihn der König Auguſt III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechſelnd zu Berlin und Dresden, beſonders an erſterm Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienſtes und den Kammerherrnſchlüſſel erhalten hatte. Im J. 1754 aber kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und ſeit 1762 zu Piſa wohnte. Hier ſtarb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu ſeinem Monument, welches auf Friedrichs II. Koſten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Piſa errichtet wurde, hatte er ſelbſt gemacht. Der König aber hatte die Inſchrift darauf ſetzen laſſen, welche nach einer durch des Grafen Bruder vorgenommenen unſchicklichen Veränderung des Rex in magnus alſo lautet: Algarotto Ovidii aemulo, Neutoni discipulo, Fridericus magnus; und darunter: Hic jacet Fr. Algarottus non omnis. In jener Inſchrift iſt auf Algarotti's berühmteſte Werke, ſeinen Congresso di Citera und ſeinen Neutonianismo hingedeutet. Unſtreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetſten Männern aus dem Jahrhundert Friedrich II. Seine Kenntniſſe waren weit umfaſſend, und in mehrern Fächern gründlich. In Anſehung der Malerei und Baukunſt gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künſtler ſind unter ſeiner Leitung gebildet worden. Er ſelbſt

zeichnete und äzte mit vieler Geſchicklichkeit. In ſeinen Werken, welche von dem mannigfaltigſten Inhalte ſind, zeigt ſich überall Witz mit Scharfſinn gepaart, ſeine Poeſien ſind voll Anmuth und Feuer, und ſeine Briefe gehören zu den ſchönſten, welche die italiäniſche Sprache aufzuweiſen hat. Unter ſeinen Saggi sopra le belle arti ſind die Verſuche über die Malerei die wichtigſten. Eine vollſtändige Angabe ſeiner Werke würde hier zu weit führen. Es gibt mehrere Sammlungen derſelben, die neueſte iſt zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erſchienen.

Algebra. Dieſer wichtigſte Theil der Mathematik iſt die Wiſſenſchaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu beſtimmen und zu finden. Da man ſich zu dieſen Zeichen der Buchſtaben bedient, ſo hat man ſie auch Buchſtabenrechnung genannt. Einige Schriftſteller nennen die Algebra die Wiſſenſchaft, eine jede gegebene mathematiſche Aufgabe aufzulöſen; allein dieſer Begriff wird richtiger der Analyſis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil iſt, und zwar derjenige, welcher ſich mit endlichen Größen beſchäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erſte faßt die eigentliche Buchſtabenrechnung, oder diejenige Wiſſenſchaft in ſich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchſtaben berechnet; der andere lehrt die Art und Weiſe, wie man ſich dieſer Buchſtabenrechnung zur Auflöſung der Aufgaben geſchickt bedienen ſoll. Dieſen leztern Theil, welcher der größte und wichtigſte iſt, nennt man auch ſchlechtweg die Algebra.

Algier, eine von den drei nordafrikaniſchen Republiken Algier, Tunis und Tripolis. Es liegt weſtwärts von Tunis am mittelländiſchen Meere und begreift 9000 Q. M. Mehrere Aeſte des Atlas, deren höchſte Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind, durchſchneiden das Land. Von dieſen laufen verſchiedene, zum Theil anſehnliche Ströme nach dem mittelländiſchen Meere. Die Luft iſt geſund und angenehm, im Sommer aber, bei wehenden Südwinden, zum Erſtikken heiß; der Boden an den Küſten und Strömen äußerſt fruchtbar, Landeinwärts aber gegen die Wüſte zu, immer ſandiger und wilder. Die natürlichen Producte ſind hier wie überall in Nordafrika; eben ſo auch die Bewohner, welche in Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Negern, Chriſten beſtehen. Der Staat wird in drei Provinzen, Maſcara, Titeri und Conſtantine getheilt, und iſt eine ariſtokratiſche Republik unter dem Schutze des türkiſchen Kaiſers. Im Alterthume war Algier ein Theil des numidiſchen Reichs, bewohnt von phöniciſchen Coloniſten, die etwa 300 Jahre vor Chr. Geb. ſich hier mit ihrem Kunſtfleiße niederließen. Cäſar machte es (44 Jahre vor Chr.) den Römern zinsbar. Seitdem hatte es mit Tunis und Tripolis einerlei Schickſal. Unter den Arabern war Algier eine Provinz von Telmeſan, vorher von Marocco, und ein Abfindungsland für deſſen jüngere Prinzen, das Abu Hamu von Telmeſan, nachdem ſchon ſeine Vorfahren es den Meriniden von Marocco entriſſen hatten, nach 1303 wieder an ſich brachte und nun 1443 Abul Abbas verlor. Es war hernach dem Könige von Budſcha (Bugia); doch mit Beibehaltung der republikaniſchen Freiheit, zinsbar. Um das J. 1505 ſuchten die Einwohner, da ſie der König von Budſcha gegen die Spanier nicht ſchützen konnte, Hülfe gegen ſie bei einem arabiſchen Fürſten, Selim Eutemi, und übergaben ihm ihre Stadt, mußten ſich aber den Spaniern unterwerfen. Im J. 1516 riefen die Algierer Horuk Barbaroſſa, einen türkiſchen Seeräuber zu Hülfe, der ſich daſelbſt zum Könige einſetzte, und dem ſein Bruder, nachdem er erſchlagen worden war, 1519 (1520) folgte. Die-

ſer übergab das Reich an den türkiſchen Kaiſer Selim als deſſen Paſcha, mit welchem Titel ſich auch ſeine Nachfolger begnügten. Mit dieſem Staate war 1551 und 1560 Telmeſan und 1541 Budſcha und Tenes verbunden. Nach 1600 veränderten die Algierer die Verfaſſung, und ſetzten aus ihrem eigenen Volke einen Dey über ſich, mit Beibehaltung des Paſcha, doch ohne ihm Antheil an der Regierung zu verſtatten. Im J. 1710 nahm der Dey, Baba Ali, ſelbſt den Titel eines Paſcha an, und verband beide Würden mit einander. Mit dieſem regieren die türkiſchen Mitglieder der Miliz, doch ohne Abhängigkeit vom Sultan. Algier wurde in den neuern Zeiten wegen ſeiner Seeräuberei häufig von den Europäern wieder angegriffen. England und Holland z. B. ſchickten 1655 ihre Flotten gegen Tetuan, Algier, Tunis und Tripolis. Sie wiederholten ihre Rache 1650, 1661, 1670, 1671; es wechſelten Züchtigungen und Friedenstractate, bis endlich Holland 1679 und England 1682 feſte Friedensverträge mit Algier unterzeichneten. Den meiſten Beſtand hatte der letztere, er ward 1700, 1703, 1716 und zuletzt 1762 erneuert. Ludwig XIV. züchtigte am empfindlichſten Algier durch du Quesne (1682 und 1683) und nur der Friede endigte 1684 die Bedrängniß der Algierer. — Schweden und Venedig ſchloſſen 1726 mit Algier Freundſchaftsverträge, Oeſterreich 1726, Frankreich erneuerte 1793 die alten Verträge, Dänemark 1772, Spanien 1785. — Die Hauptſtadt Algier hat über 100,000 Einwohner.

Alicante, eine wohlgebaute, an einem Buſen des mittelländiſchen Meeres, im ſpaniſchen Königreiche Valencia gelegene, ſtark befeſtigte Stadt mit einem guten Hafen, deren Belagerung die Franzoſen noch nicht haben unternehmen können. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000. Außer Salz, Mandeln, Oliven, Wolle, Baumöl, Datteln und Weingeiſt iſt der vorzüglichſte Ausfuhrartikel der gute, ſchwärzlich trübe, ſüße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Wein bekannt iſt. Carl V. pflanzte ihn zuerſt an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Die rothe Sorte, die man auch vino tinto nennt, iſt die beſte. Er wächſt in einem kleinen Bezirk. Eingeführt werden Leinwand, allerlei Zeuge, Tücher, Flachs u. ſ. w. Alicante iſt überdies die Handlungsniederlage zwiſchen Spanien und Italien, weil der Zoll hier geringer iſt als der zu Valencia und Carthagena. Seit 1798 war hier auch eine Akademie für die Schifffahrtskunde eröffnet.

Alkali, Alkalien, alkaliſche Salze, Laugenſalze, ſind Grundſtoffe, welche einen beſonders ſcharfen Geſchmack haben, mit den Säuren aufbrauſen, den Veilchenſaft und ähnliche blaue Pflanzenſäfte grün färben und alle in Säuren aufgelöſ'te Körper niederſchlagen. Man unterſcheidet zwei Arten von Alkalien, *feuerbeſtändige* oder *fixe* und *flüchtige*. Jene haben einen beſonders brennenden laugenhaften Geſchmack, ſind im Feuer beſtändig und zerfallen in Pflanzenalkali (Potaſſinum) und Mineralalkali (Natrum); dieſe hingegen verflüchtigen ſich leicht in der Wärme. Die allgemeinen Eigenſchaften der Alkalien ſind folgende: Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft leicht an, wenn ſie nicht mit Kohlenſäure verbunden ſind, und können daher gebraucht werden, Gaßarten vom Waſſer zu befreien; während ſie die übrigen blauen Pflanzenſäfte (den Indigo ausgenommen) grün färben, erhöhen ſie die blaue Farbe des Lackmußes; ſie ſtellen die Farben, die durch Säuren verändert worden ſind, wieder her; ſie verändern die rothen Pflanzenfarben, vorzüglich die des Fernambuks in blau oder violett und die der Curcume oder andere gelbe Pflanzenfarben in röthlich braun; ſie trennen (im kohlenſauren Zuſtande) alle in Säuren

aufgelöſ'te Dinge. Die metalliſchen Auflöſungen trennen ſie ſowohl im ätzenden als kohlenſauern Zuſtand, und die Niederſchläge erſcheinen mit verſchiedenen Farben; ſie löſen im ätzenden Zuſtande Oele, Fettigkeiten, harzige Stoffe auf, wodurch Seifen entſtehen; auch wirken ſie im ätzenden Zuſtande ſehr ſtark auf alle thieriſchen Theile, löſen ſie auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich ſind; ſo wirken ſie auch auf einige Pflanzen, wie die Schwämme; im ätzenden Zuſtande verbinden ſie ſich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber; ſie löſen ſich, wenn ſie frei von Kohlenſäure ſind, in Weingeiſt auf, und die Flüſſigkeit erhält eine rothe Farbe; ſie ſcheiden das Ammoniak aus ſeinen Verbindungen mit Säuren; ſie ſetzen mit Säuren Neutralſalze zuſammen; ſie löſen im ätzenden Zuſtande die Thonerde auf, die im Waſſer erweicht worden iſt; im ätzenden Zuſtande in Waſſer aufgelöſ't, löſen ſie die Kieſelerde auf; im Feuer entſteht durch dieſe Verbindung Glas, welches aber in Waſſer lösbar iſt, wenn man wenig Kieſelerde angewendet hat; ſie kommen in den mehrſten Fällen mit Kohlenſäure verbunden vor, und dann brauſen ſie mit andern Säuren, indem die Kohlenſäure ausgetrieben wird; ſind ſie völlig ätzend, ſo erhitzen ſie ſich bei der Löſung im Waſſer.

Alkamenes, ein berühmter griechiſcher Bildhauer in Erz und Mormor, der berühmteſte Schüler des Phidias. Seine geprieſenſten Werke waren ſein Sieger in fünf Wettſtreiten, ſein Vulkan, ſeine Venus in den Gärten (eine der ſchönſten Statuen in Athen) und ſein Amor.

Alkmar (Heinr. v.), von Geburt ein Niederländer, lebte ums J. 1470 zur Zeit der Meiſterſänger am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen, deſſen Lehrer er war. Mit ruhiger, klarer, leidenſchaftloſen Anſicht der Dinge und Begebenheiten verband er durchdringenden Scharfblick, genaue Kenntniß der Tiefen des menſchlichen Herzens, unerſchöpfliche Erfindungskraft und hohen Reichthum an Witz und Laune. Er iſt der Verfaſſer des Reinecke Fuchs, eines Gedichtes in niederſächſiſcher, plattdeutſcher Mundart, in gereimten jambiſchen Quadernarien, deren Held und handelnde Perſonen Thiere ſind. Den Stoff ſchöpfte er aus Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Lange war das Gedicht das Lieblingsbuch der Nation, und während Einige es als eine Fundgrube der Moral und Politik betrachteten, ergötzten ſich Andre an der höchſt unterhaltenden Geſchichte ſelbſt. Man kann es ein äſopiſches Epos nennen, und unter dieſem Gewande rügt er alle Laſter der großen Welt, die Liſt und die Ränke der Hofleute, die ſchändlichen Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit und viele Bübereien der bürgerlichen Stände in damaliger Zeit mit einer Freimüthigkeit, die bisweilen an Verwegenheit gränzt. Wie die Mundart das Drollige erhöht, ſo wird durch den Vers, der ſich ſtets mit Leichtigkeit und Anmuth fortbewegt; und worin ſich der Reim faſt durchgehends von ſelbſt dargeboten zu haben ſcheint, das Ganze belebt. Die älteſte Ausgabe des Reinert oder Reinecke de Voß, iſt von 1498. 4. (Lübeck). Die beſte neuere Ausgabe in niederſächſiſcher Mundart iſt von G. Bredow. Eutin 1798. 8. Man hat dieſes Gedicht in mehrere Sprachen überſetzt, und Göthe hat es in Hexametern bearbeitet.

Alkohol, jede in das allerfeinſte Pulver aufgelöſ'te Subſtanz; insbeſondere der bis auf den höchſten Grad rectificirte, abgezogene Weingeiſt.

Alla Breve wird ein Tonſtück überſchrieben, das in einer doppelt ſo geſchwinden Bewegung, als ſonſt bei eben der Art Noten Statt findet, vorgetragen werden ſoll, ſo daß eine ganze Tactnote ſo geſchwin-

als ſonſt eine halbe, eine halbe ſo geſchwind als ſonſt ein Viertel u. ſ. f. geſpielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieſer Tactart den Tonſtücken ein Zeichen vorzuſetzen, das einem durchſtrichenem C gleich ſieht. Uebrigens bedient man ſich auch des Ausdrucks: alla Capella; und dieſe Benennung rührt von den aus dem Choralgeſang entlehnten Subjecten her, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieſelben ſind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie ſie die Gemeinde in der Kirche ſingt, ſondern lebhafter, ſo wie es in den Capellen gewöhnlich iſt, ausgeführt werden ſollen.

Allah iſt im Arabiſchen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mahomed ſagt, er ſey der Einzige, der ſein Weſen von ſich ſelbſt habe, ihm ſey nichts gleich in der ganzen Reihe der Weſen. Alle Geſchöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er ſey der, welcher weder zeugt noch gezeugt worden ſey. Er iſt der Herr der Körper- und Geiſterwelt, deſſen als des einzigen und wahren Gottes Verehrung Mahomed als die Hauptlehre ſeiner Religion überall einſchärft. Das Wort iſt aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zuſammengeſetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim iſt.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn ſich mehrere Perſonen zu einer Zahlung oder ſonſtigen Leiſtung dergeſtalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müſſen. Dies iſt in Verſchreibungen, welche von Mehreren gemeinſchaftlich ausgeſtellt ſind, nur dann der Fall, wenn dieſer Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für ſeinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Diviſion Verzicht geleiſtet ſeyn. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer ſolidariſchen Schuld zuerſt angreifen will, hängt von ſeiner Wahl ab, und es iſt gleichgültig, ob ſein Name zuerſt oder zuletzt unter dem Documente ſteht.

Allegorie. Dieſes griechiſche Wort bezeichnet ſeinem Urſprunge nach eine Darſtellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darſtellt, noch etwas anderes bedeuten ſollen, als ſie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgeſehen von ihrer beſondern Zuſammenſtellung ankündigen (das Wort iſt nämlich gebildet aus αλλο und αγορειν). Der herrſchend gewordne Gebrauch dieſes Ausdrucks verlangt aber: 1. eine Verwandtſchaft oder Gleichartigkeit dieſes verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichſam einander parallel fortlaufen müſſen; denn ſonſt würde auch die Ironie, in welcher durch das Poſitive an das entgegengeſetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2. die Kunſt, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargeſtellten, jenen andern vermittelſt dieſer Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anſchauenden ſicher zu erwecken; welche Kunſt um ſo größer iſt, je ſichrer beim Anſchauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes), die ihm entſprechende höhere Bedeutung des dargeſtellten, das ideale Gegenbild, ſich vor der Phantaſie des Anſchauenden entfaltet, ſo daß vor dem klaren Anſchauen des Letztern das Erſtere faſt verſchwindet, und allmälich zurücktritt. Im allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darſtellung, in welcher ein Gegenſtand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darſtellung iſt gewöhnlich ein ſinnlicher oder hiſtoriſcher (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zuſammenſtellung beruht, und einen beſondern Gegenſtand, eine be-

ſondere Thatſache und Begebenheit, ſie ſey nun wirklich geſchehen, oder werde nur als geſchehen vorgeſtellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anſchauen des erſteren hervortretende Sinn aber ein geiſtigerer und allgemeinerer, welcher über einzelne Fälle und Thatſachen, auf welche die Darſtellung ſich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede ſchöne Kunſt in gewiſſem Sinne allegoriſch nennen kann, — denn es will das ſchöne Kunſtwerk durch individuelle ſinnliche Zeichen, etwas Höheres, Ideales darſtellen, — im ſtrengen Sinne aber Allegorie nun ein ſolches Product der Kunſt genannt wird, in welchem die Zeichen der Darſtellung ſo verbunden ſind, daß ſie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen beſondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darſtellen, welche doppelte Bedeutung eines ſinnlichen Gegenſtandes oder eines Factums zugleich eine urſprüngliche Verwandtſchaft des beſondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geiſtes überhaupt vorausſetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geiſtiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles repräſentirt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegoriſche dem Hiſtoriſchen (in jenem weitern Sinne genommen, entgegenſetzt, und dann die Allegorie ein Phantaſiebild, eine Phantaſie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarſtellung vorzugsweiſe zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darſtellungen geben kann, denen ein eigentliches hiſtoriſches Factum, d. i. eine Thatſache oder Begebenheit, aus dem Kreiſe der Geſchichte genommen, zum Grunde gelegt iſt, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben verſucht hat, welche Darſtellungen man hiſtoriſche Allegorien genannt hat; ſo hat doch theils das Geſchichtliche ſchon an und für ſich ſelbſt ſo viele Bedeutung, daß daſſelbe, wenn eine allgemeine Deutung den eigenthümlichen Charakter deſſelben — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerſtören pflegte, den Blick doch fortdauernd auf das Individuelle hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Beſondern ein geiſtiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzuſtellen, verſchwinden müßte. Daher das Beſondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenſtand und Erzeugniß der ſchaffenden Phantaſie iſt. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den ſogenannten redenden Künſten, d. i. Beredſamkeit und Dichtkunſt, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plaſtik, ſo wie in den mimiſchen Künſten, keinesweges aber in der Muſik und Baukunſt vorkommen könne; denn nur die erſtgenannten Künſte ſind durch ihre Darſtellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzuſtellen und neben der beſondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztern aber iſt ſchon durch ihre Darſtellungsmittel ein ſinnbildlicher, denn ſie deuten, nach ihrem reinſten Weſen gedacht, durch eine geiſtige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menſchen idealſtes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmoniſches Gefühl und Leben, und zwar die Muſik, das innere Leben des Gefühls, durch den ihm verwandten Ton, die Baukunſt aber das äußere harmoniſche und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealiſirung der äußern Umgebung, kräftig: obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem ſich Worte, lebendige Geſtalten und ihre Bewegung durch ihre Zuſammenſtellung und Verbindung erheben laſſen, nur dunkel und undeutlich an. So gibt es aber ſelbſt in den erſtgenannten Künſten Dar-

ſtellungen, deren Gegenſtände hiſtoriſch ſind oder der Sage angehören, und dennoch, unbeſchadet ihrer hiſtoriſchen Selbſtſtändigkeit, einen allgemeinen Sinn verſtatten, oder ſich, wie man ſagt, allegoriſch erklären laſſen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollon). In ſo fern nun bei dieſen der allgemeine Sinn gleichſam aus dem Individuellen von ſelbſt entſtanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten ſcheint (man denke hier an die allegoriſchen Perſonen einer Victoria, Spes), in ſo fern ſetzt man wieder das Allegoriſche auch dem Symboliſchen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinſicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie z. B. wenn man den Künſten überhaupt eine allegoriſche oder ſymboliſche Natur zuſchreibt). Andere beſtimmen den Unterſchied zwiſchen Allegorie und Symbol ſo, daß ſie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenſtand, der auch noch kein ſelbſtſtändiges Kunſtwerk bildet, beſchränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenſtand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Oelzweig), unter einer ſymboliſchen Geſtalt die Perſonification eines Begriffs verſtehen, erſtere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Geſtalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreiſe der Sage oder Geſchichte liegt, eine ſinnverwandte Wahrheit dargeſtellt wird; nach welchem Unterſchiede eine ſymboliſche Darſtellung (z. B. Rafaels ſymboliſche Geſtalten oder allegoriſche Perſonen der Klugheit, Gerechtigkeit) ſowohl für ſich beſtehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros der auf dem Löwen reitet). Indeſſen iſt auch die Allegorie nicht immer ein allegoriſches Ganzes oder ein beſonderes Kunſtwerk, ſondern ſie kommt auch als Theil eines Kunſtwerks vor, und zwar in der Redekunſt und Poeſie; in ſo fern wird ſie zu den rhetoriſchen Figuren, namentlich zu den Tropen (ſ. Tropen) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Uebertragung ähnlicher und verwandter Vorſtellungen und Eigenſchaften auf ähnliche Gegenſtände und Vertauſchung derſelben beſteht, nur durch ihre Ausführung unterſchieden, und daher auch oft eine ausgeführte Metapher mit Recht genannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenſtand ſtatt des darzuſtellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorſtellungen und Eigenſchaften deſſelben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigenſchaften dieſes Bildes, nur daß dieſe demſelben ähnlich und verwandt ſeyn müſſen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgeſetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und ſtärker den Gegenſtand ausdrücke, als der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denſelben vorhanden iſt. So enthalten Shakſpeares Worte: „mir iſt der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt iſt" eine Allegorie dieſer Art. Auch hat dieſe Figur, wie alle Metaphern, nicht bloß in dem Mangel der Ausdrücke für gewiſſe Gegenſtände, wie Cicero anführt, ſondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, ſeine Empfindungen und deren Gegenſtände ſtark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Uebung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Urſprung. In jenem Drange iſt die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geſchäftig, 1. das Geiſtige zu verkörpern (dieſes die natürlichſte, urſprünglichſte und dem Weſen der Poeſie angemeſſenſte Metapher und Allegorie), 2. das Körperliche zu beleben und zu vergeiſtigen, oder auch 3. ähnliche Gegenſtände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauſchen und die Naturerſcheinungen zu

perſonificiren (z. B. Aurora), worin die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber iſt die Vergleichung ſo ſchnell, die Anſchauung ſo lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenſtand faſt unvermerkt an des Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck ſelbſt kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Leſers bei der Vorſtellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie ſchon überhaupt das Vertauſchen verſchiedener Gegenſtände verwandter Sphären des Denkens, ein gewiſſes Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unſerer Vorſtellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundſätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1. Die Allegorie gehört zunächſt dem affectvollen und leidenſchaftlichen Zuſtande an, in welchem alles auf den Gegenſtand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenſchaft, Urſache oder Wirkung deſſelben angeſehen wird, eine ängſtliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Reflexion, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge gegenüberſtellt, unmöglich iſt; 2. ſie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, und ergreift 3. ſtatt des darzuſtellenden Gegenſtandes ein Bild, welches ungeſucht denſelben nach ſeinem Weſen und ſeiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſelbſt ſich richten muß. Die Allegorie als ſelbſtſtändiges Ganzes oder beſonderes Kunſtwerk aber kann auf ähnliche Weiſe und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden ſich theils und hauptſächlich in der Foderung, daß der darzuſtellende Gegenſtand unter der Hülle des ausgemahlten Bildes leicht und deutlich hervorſchimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müſſe, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. hiſtoriſche Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenſtand ſelbſt verdunkelt werden würde — oder trivial ſey, in welchem Falle das äſthetiſche Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Hiſtoriſche und Mythiſche mit dem Allegoriſchen vermiſcht werde, und dadurch jenes ſeine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farneſe des Annibal Caracci), theils in der didactiſchen Tendenz, welche die Allegorie leicht annimmt, und ſich dadurch zur Proſa hinneigt (welche Tendenz in Verbindung mit gewiſſen Umſtänden, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu ſagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erſte und häufigſte Veranlaſſung zu Allegorien dieſer Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantaſiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an ſich weniger Intereſſe hat und weniger individualiſirt iſt, als die hiſtoriſche Thatſache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In dieſen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die echte Allegorie ſo ſelten iſt, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalles der Kunſt eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft in der bildenden Kunſt, auch der Verſtändlichkeit wegen, zu gewiſſen willkürlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (ſ. den Artikel) zu greifen, welche außer dem Gegenſtande liegen und den Betrachtenden kalt laſſen. Daher aber vermag auch die allegoriſche Darſtellung, mehr als irgend eine andere, die ſeltene Verbindung des philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtes von Seiten des Künſtlers und in Hinſicht des Ausdrucks der Gedanken eine ſeltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Beſondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunſtwerk das ganze Gemüth anſprechen, und daher nicht bloß auf den Verſtand durch eine

der Menſchheit würdige, und der Verſinnlichung fähige (d. i. nicht zu abſtracte) Idee, die ihr zum Grunde liegt, ſondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichſam willig und von ſelbſt ſich an jene anſchmiegt, und zum beſeelten Körper derſelben geworden iſt, unter welchem ſie nicht wie ein dunkles Räthſel verborgen liegt, ſondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorſchimmert, dem Gebildeten verkörpert erſcheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann ſie nur, wenn von ihr ſo viel als möglich alle willkürlichen und conventionellen Zeichen und Attribute wie überhaupt alles Geſuchte entfernt ſind, und die Form eine innere Verwandtſchaft mit der Idee hat, durch welche ſie gewiſſermaßen zum nothwendigen ſich leicht ankündigenden Ausdrucke derſelben erhoben wird; ferner wie das Beſondere, durch welches ſich das Allgemeine darſtellt, ſelbſt in ſeinen Formen Idealität beſitzt und ſich über die Proſa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beiſpiel der poetiſchen Allegorie, als eines ſelbſtſtändigen Kunſtwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz 1, 14 in welcher dieſer Dichter den römiſchen Staat und ſeinen Zuſtand unter dem ausgemahlten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetiſcher Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, ſchildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Leſſing in ſeinen Nathan den Weiſen verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle ſind an ſich ſchon weder poetiſch, noch in dem oben aufgeſtellten Sinne Allegorien — die Vögel des Ariſtophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beiſpiel einer Allegorie in der bildenden Kunſt, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Perſonification beſchränkt iſt, weil die bildende Kunſt durch Geſtalten darſtellt, wobei ſie öfters der Attribute bedarf, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe ſpielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegoriſche Ballets und Pantomimen. Die weitere Verſchiedenheit der Allegorie in dieſen verſchiedenen Künſten und ihren Formen läßt ſich nur aus dem Weſen derſelben erkennen und ableiten, welche Unterſuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Leſſings, Herders, Winkelmanns und Moritz Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern chriſtlichen Kunſt als in der alten der Griechen und Römer beſonders vorkommt, liegt in dem Charakter und der Denkweiſe des Alterthums und der chriſtlichen Zeit, und iſt vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verſchiedenen religiöſen Weltanſichten, von denen jene ſich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, dieſe dagegen von dem Geiſtigen ausging (deshalb in Ermangelung einer vielſeitigen Mythologie die Kunſt der freien Phantaſie die Geſtaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlaſſen mußte) zu begreifen. Man vergl. übrigens mit dieſem Artikel in letzterer Hinſicht den Artikel Antik und Moden, und in Beziehung auf das Symboliſche den Artikel Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, geſt. daſelbſt 1640, ein Sänger in der päpſtlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetſten Geſang-Componiſten damaliger Zeit betrachtet wird. Beſonders berühmt hat ihn das Miſerere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche zwei Mal in der Sixtiniſchen Capelle abgeſungen, und welchem eine außerordentliche Wirkung zugeſchrieben wurde. Wahrſcheinlich hatten hieran wohl mehrere Nebenumſtände, als

die ſchwach erleuchtete Capelle, in welcher die Lichter nach und nach ausgelöſcht wurden, der Ornat, in welchem der Papſt und das ganze Conclave kniend an der Erde lagen ꝛc. den meiſten Antheil. Die Compoſition wurde übrigens ſonſt ſo heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der ſie zu copiren gewagt hätte.

Allegro — wörtlich heißt es hurtig — iſt einer von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung, und zwar der vierte nach der im Art. Adagio angeführten Ordnung. Ein Allegro, ein Stück, das in dieſer hurtigen Bewegung geſpielt werden ſoll. **Allegretto.** Die muſikaliſche Bewegung zwiſchen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Worts), mithin etwas langſamer als Allegro und etwas geſchwinder als Andantino. Man ſagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, urſprünglich deutſche, fröhliche Tanz; 2. eine ſehr muntere Tanzmelodie in 2/4 Tact, welche viel ähnliches mit dem franzöſiſchen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonſtücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernſthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der ſogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allianz iſt ein Bündniß zwiſchen zwei oder mehrern Staaten, in welchem ſie ſich auf den Fall eines Krieges gegenſeitigen Beiſtand zuſagen. Verſpricht ein Staat dem andern ſeinen Beiſtand auf jeden Fall, er mag der angreifende oder angegriffene Theil ſeyn, ſo iſt die Allianz eine Offenſiv= und Defenſiv=Allianz. Soll dieſe Hülfe aber nur dann Statt finden, um einen etwanigen fremden Angriff abzuwehren, ſo iſt ſie bloß eine Defenſiv=Allianz. Die Hülfe, welche zugeſagt wird, iſt entweder unbeſtimmt und hängt von den Umſtänden ab, oder ſie iſt beſtimmt und auf ein gewiſſes Hülfscorps oder andere Leiſtungen feſtgeſetzt. Im letztern Falle wurde nach den bisher gültigen Grundſätzen der Alliirte, ſo lange er ſich auf die tractatenmäße Unterſtützung beſchränkte und kein abgeſondertes, für ſich agirendes Armeecorps, ſondern nur ein Hülfscorps unter des Andern Oberbefehl aufſtellte, nicht als ſelbſt im Kriegsſtande gegen die gemeinſchaftlich bekämpfte Macht angeſehen.

Alligation oder **Alligationsrechnung** — Regula Alligationis, Règle d'Alliage ou d'Alligation — wird diejenige nothwendige und wichtige Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Materien oder Waaren von verſchiedenem Werthe zu machenden Miſchung geſucht wird, ſo daß die vollendete Miſchung ſelbſt dadurch einen beſtimmten Werth bekommt. Sie iſt alſo von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterſcheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher beſtimmt, und der Preis oder Gehalt der Miſchung erſt gefunden wird; bei der Alligation hingegen beſtimmt man den Preis oder innern Gehalt der Miſchung zuerſt, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach. Man hat hierbei folgende wenige Regeln zu merken: 1. Alle Sachen, ſo viel ihrer vermiſcht werden ſollen, ſetzt man gerade unter einander, und den gemeinen Werth gegenüber zur Linken. 2. Nimmt man allezeit zwei und zwei Sachen, wenn ihrer viele ſind, davon der einen Werth größer als der gemeine, der andern kleiner iſt, und zieht den kleinern von dem gemeinen ab, den Reſt ſchreibt man dem größern zur Rechten gegenüber, zieht den gemeinen Werth vbn dem größern ab, und ſchreibt den Reſt dem kleinern gegenüber zur Rechten. 3. Dieſe beiden Zahlen, welche zur Rechten zu ſtehen kommen, zeigen an, in welcher Proportion beiderlei Arten

mit einander vermiſcht werden müſſen, damit der geſetzte gemeine Werth herauskommt. Z. B. es ſollen zweierlei Weine, wovon ein Maß der einen Sorte 16 Gr. und der andern 4 Gr. koſtet, alſo vermiſcht werden, daß ein Maß von dem vermiſchten nur 12 Gr. koſtet: ſo ſteht der Satz folgendermaßen:

$$\begin{array}{ccc} & 4 - 4 \\ 12 - & 16 - 8 \end{array}$$

Nun ſpricht man 4 von 12 bleibt 8, und 12 von 16 bleibt 4; mithin dürfen unter 8 Maß von der beſſern Sorte nur 4 Maß von der geringern Sorte gemiſcht werden, wenn der Miſchlingswein den verlangten Mittelpreis von 12 Gr. haben ſoll. Den 2 Maß zu 16 Gr. machen 32 Gr., und hierzu ein Maß von 4 Gr. macht in 3 Maß zuſammen 36 Gr., und 3 Maß à 12 Gr. machen ebenfalls 36 Gr., oder auf folgende Art: Ein Weinhändler will Wein zu 25 Rthlr. das Orthoft mit Wein zu 32 Rthlr. vermiſchen, damit die Miſchung 28 Rthlr. werth ſey; wieviel muß er von jeder Sorte nehmen? Er ſage hier: wie 28 — 25 zu 32 — 28, oder wie 3 zu 4, ſo die Menge des beſſern Weines zu der Menge des ſchlechtern. Das iſt, er muß 3/7 Orthoft vom beſſern und 4/7 Orthoft vom ſchlechtern zu 1 Orthoft nehmen. Oder es ſoll 14löthiges Silber mit 9löthigem vermiſcht werden, daß die Miſchung 12löthig werde; wie viel muß man von jeder Sorte nehmen? Man ſage, wie 12 — 9 zu 14 — 12, oder wie 3 : 2, ſo die Menge des 14löthigen zu der Menge des 9löthigen. X.

Alliteration, eine muſikaliſche Figur der Rede, die in einer Uebereinkunft der Conſonanten in mehrern Wörtern des Satzes beſteht. **Bürger** hat die Alliteration in folgenden Verſen:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wieſenplan,
Weht vom glatten Waſſerſpiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

A. W. **Schlegel** in einem Sonnet, das ſich ſchließt:

Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.

Allodium, ein Wort, das ſich aus der alten deutſchen Sprache herſchreibt, heißt eine jede Sache, die man erb= und eigenthümlich beſitzt, und in Anſehung welcher keine Lehnsverbindung abgeſchloſſen iſt. **Allodium** wird daher dem **Lehn** entgegengeſetzt und das ganze Vermögen, das jemand beſitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu einem oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich iſt, daß jemand über eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu vermuthen iſt, daß eine ſolche über eine Sache eingegangen worden ſey, ſo folgt von ſelbſt, daß jede Sache, die jemand beſitzt, wahrſcheinlich Allodium oder Allodialſache ſey, und auch, ſo lange nicht das Gegentheil bewieſen iſt, für Allodialſache gehalten werden müſſe. Der Unterſchied zwiſchen **Lehn** und **Allodium** iſt von großer Bedeutung. Denn anſtatt daß in Anſehung jenes der Beſitzer der Sache bei Verfügungen und wichtigen Geſchäften, die er in Anſehung des **Lehns** abſchließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden iſt, anſtatt daß das Lehn ſelbſt nicht auf jeden Erben des Vaſallen, ſondern nur auf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundſätzen ein Lehn beſitzen kann; ſo kann hingegen der Beſitzer einer **Allodialſache**, wenn er wirklicher Eigenthümer derſelben iſt, und nicht durch beſondere Geſetze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigenthümers, beſonders durch teſtamentliche Verordnungen, einge-

ſchränkt worden iſt, in Anſehung der Sache ganz frei handeln, und was er will, mit derſelben vornehmen. Eben ſo fällt nach ſeinem Tode, in der Regel, die Allodialſache auf ſeine Erben, ſie mögen ſeyn, wer ſie wollen. Beſitzt jemand zugleich Lehen und Allodien, ſo tritt nach ſeinem Tode eine ſogenannte Abſonderung des Lehns von dem Erbe (dem Allodium) ein: die Lehen kommen an diejenigen, welche, nach den beſondern Grundſätzen des Lehnrechts, auf dieſelben ein vorzügliches und ausſchließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an die wirklichen Erben des Verſtorbenen fällt. Man nennt ſodann dieſe leztern Allodial-Erben und das Vermögen des Verſtorbenen, welches ſie bekommen, die Allodial-Erbſchaft: hingegen jene die Lehnserben, und die Lehngüter, die ſie bekommen, die Lehnserbſchaft.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutſchen gewiſſe Frauen, denen ſie eine geheime Wiſſenſchaft zuſchrieben; von all (ſehr, viel) und runen (wiſſen). Sie hießen auch Truhten und waren Genoſſinnen der alten Vernunftweiſen, welche ebenfalls Truhten genannt wurden. Sie wurden in der Folge von den Lehrern der chriſtlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. ausgeſchrien, und als Teufelsgenoſſinen vielfältig zum Feuer verurtheilt.

Alluvionsrecht, das Anſchwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, ſich das durch die Gewalt des Fluſſes vom andern Ufer abgeriſſene und an das ihrige angeſetzte Land zuzueignen. Es iſt in den verſchiedenen Geſetzgebungen mit verſchiedenen Modificationen beſtimmt.

Almanach, ſ. Calender.

Al marco wird beim Münzweſen und Geldhandel geſagt, wenn man anzeigen will, daß eine gewiſſe Anzahl von ausgeprägten Münz-Sorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgeſtückelt, und beim Geldhandel angenommen werde; oder daß man bei Abwiegung und Würdigung der Münzſorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, ſondern nur auf die ganze Mark Rückſicht nehme. Z. B. man ſtückelt und münzt eine Mark Silber in Groſchen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groſchen ein und eben daſſelbe Gewicht zu geben, welches zu ſchwierig und koſtſpielig ſeyn würde; oder eine cölniſche Mark Gold ſoll zu 67 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländiſchen Aßen ſchwer, ausgeſtückelt und ausgemünzt werden; ſo kann der Fall beim Ausſtückeln doch eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfodert werden, in dieſen Fällen nimmt man ſie nicht ſtückweiſe als einzelne Ducaten = 67 auf die cölniſche Mark an, ſondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verſchiedenen Geldſorten ſchließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und ſind die einzeln Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Al marco hinzugeſetzt, wie z. B. jezt mit den Laubthalern. X.

Almeida war eine der ſtärkſten portugieſiſchen Feſtungen in der Provinz Beira an der ſpaniſchen Gränze. Sie wurde im Jahre 1762 nach vielem Verluſte von den Spaniern erobert. Im Jahre 1810 wurde dieſe Feſtung von einer franzöſiſchen Armee, unter der Anführung des Marſchalls Maſſena, belagert. Am 15ten Auguſt wurden die Laufgräben eröffnet. Am 26ſten geſchah eine heftige Beſchießung der Stadt. Gegen Abend fiel eine franzöſiſche Bombe in eines der größten Pulvermagazine, das mit einer fürchterlichen Erſchütterung in die Luft flog.

Am 29ſten ergab ſich die Feſtung. Nach dem im Jahre 1811 erfolgten Rückzuge der franzöſiſchen Armee aus Portugal wurde Almeida von portugieſiſchen und engliſchen Truppen umringt. In dieſer Lage unterminirten die Franzoſen den beſten Theil der Feſtungswerke, ſprengten ſie in die Luft, zerſtörten das Geſchütz und ſchlugen ſich durch. Die Engländer haben ſeitdem die Werke hergeſtellt.

Almoſen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert ſich im Almoſengeben, und iſt eine von den unvollkommenen Nächſtenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengeſetz jedem Menſchen die allgemeine Pflicht für alle unvollkommene Nächſtenpflichten auferlegt; du ſollſt alles thun, was in deinen Kräften ſteht, um die rechtmäßigen Zwecke Anderer zu befördern. Der erſte Zweck jedes Menſchen aber iſt, ſeine moraliſche Beſtimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe gehindert. Aus dieſem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch ſonſt eines Nebenzweckes willen, müſſen wir mit einem Theile unſeres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterſtützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu ſeyn. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensſtand des Gebers beſtimmt. Der pflichtmäßige Zweck unſerer Unterſtützung kann kein anderer ſeyn, als dadurch die ſittliche Wirkſamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieſer aus unmoraliſchem Willen ſich ſeine Bedürfniſſe nicht ſelbſt verſchafft, oder daß er von unſern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, ſo müſſen wir ihm unſern Beiſtand verſagen. In Hinſicht unſeres Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch ſo viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus laſſen ſich leicht die Regeln für die Größe der Almoſen und für die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſolche vor Andern verdienen, beſtimmen. Zugleich aber befolge man den Grundſatz, daß es beſſer iſt, wenigen Armen reichlich als Vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußerſten Fall abzuwarten.

Aloiden, Aloidae, Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und des Neptuns, waren Rieſen von außerordentlicher Größe, indem ſie jährlich eine Elle in die Dicke, und eine Klafter in die Höhe wuchſen, ſo daß ſie ſchon im 9ten Jahre 27 Ellen hoch und 9 Ellen dick waren. Sie drohten in Verbindung mit den Giganten, den Himmel zu ſtürmen und die Götter zu entthronen, zu welchem Ende ſie den Oſſa auf den Olymp wälzten; allein Apoll erſchoß ſie mit ſeinen Pfeilen, ehe ſie noch das Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden ſie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdieß ſaß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geſchrei ihre Ohren martern mußte. Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupteten, daß die Aloiden den Dienſt der Muſen eingeführt hätten.

Alp, ein krankhafter Zuſtand, der zuweilen im Schlafe eintritt und dadurch herbeigeführt wird, daß der Blutlauf durch die Aeſte der Lungenpulsader und durch die Gehirnadern in Stocken geräth. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Laſt erſticken zu müſſen, und die durch dieſes beängſtigende Gefühl aufgereizte Phantaſie des gemeinen Mannes hat einen mißgeſtalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf dieſe Weiſe zu quälen ſuche. Die wahren Urſachen aber ſind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodiſcher Ausleerungen,

Schlafen auf dem Rücken, ſchwere Decken, Ueberladung des Magens, wodurch der Blutumlauf momentan geſtört werden kann.

Alpen. Dieſe hohen dem Freunde und Kenner der Natur ſo intereſſanten Gebirge, welche Frankreich von Deutſchland und Italien ſcheiden, fangen unweit Nizza am genueſiſchen Meere an, und gehen bis zum adriatiſchen, ungefähr 180 Meilen in einer Reihe fort. Sie werden nach der Gegend verſchieden benannt, und man unterſcheidet 1. die Meeralpen, die zunächſt am Meere liegen, von Monaco bis an den Berg Viſo, beim Urſprunge des Poſluſſes. Camellon und Tende, in der Grafſchaft Nizza, ſind hier die berühmteſten Berge; 2. die cottiſchen Alpen, vom Berge Viſo bis zum Cenis. Berühmt ſind hier der Genevre und le col de la croix; 3. die griechiſchen Alpen dehnen ſich vom Mont Cenis über den Iſare und kleinen Bernhard bis an den col de bon homme; 4. die pinniniſchen oder ſavoyiſchen Alpen gehen von da über den Mont blanc, den großen Bernhard, Combin, Mont Cervin bis zum Mont Roſa; 5. die ſchweizer oder lepontiſchen Alpen erſtrecken ſich vom Mont Roſa auf beiden Seiten des Rhone- oder Wallisthales über das Gotthardsgebirge bis zum Moſchelborn oder Bernhardino in Graubündten. Hier ſind die Quellen des Rheins, der Rhone, Rüß u. ſ. w.; 6. die rhätiſchen Alpen verbreiten ſich vom Bernhardino durch Graubündten und Baiern bis zum Dreiherrnſpitz auf der Gränze von Salzburg und Kärnthen, und ſüdlicher bis zum Monte Pelegrino. Hier entſprigen der Inn, die Etſch, der Oglio, die Addua; 7. die noriſchen Alpen reichen vom Dreiherrnſpitz durch ganz Kärnthen, am linken Ufer der Drau, durch Salzburg, Oeſterreich und Steyermark bis in die ödenburger Gegend Ungarns; 8. die carniſchen Alpen gehen vom Pelegrino zwiſchen den Flüſſen Sau und Drau bis zum Terglou, zwiſchen dem rechten Ufer der Sau, der Kulpa und dem adriatiſchen Meere, bis zum Felſen Kleck über Zenk, ſcheiden Friaul und Iſtrien, und überhaupt ganz Ober-Italien von Kärnthen, Crain, Croatien und Slavonien; 9. die dinariſchen Alpen erſtrecken ſich vom Kleck bis nach Sophia, längs der rechten Ufer der Sau und Donau, und gehen über in den Hämus; 10. die ſchwäbiſchen Alpen, oder die Alb, eine Bergkette, welche die Flußgebiete der Donau und des Neckar trennt, das Königreich Würtemberg beinahe in der Mitte durchſchneidet, und eigentlich eine Fortſetzung des Schwarzwalds in der Richtung gegen Nordoſten iſt; 11. die Alpen im Allgau endlich bilden die nördlichſte Seitenkette der appenzeller und tyrolerer Alpen. — Hier iſt der höchſte Berg der Hochvogel (9000 Fuß hoch). Man kann die Bewohner der Alpengebirge auf 7,000,000 Menſchen ſchätzen, welche theils celtiſch-galliſchen, theils italiäniſchen, theils slaviſchen, theils germaniſchen Urſprungs ſind. Es befinden ſich darunter wenigſtens 1 1/2 Million Hirtenvölker, die ſich ausſchließend mit Alpenwirthſchaft und Viehzucht beſchäftigen. Außerdem liefern die Alpen mannichfaltige Mineralien. — Dieſe merkwürdigen Gebirge werden nicht nur jährlich von zahlreichen Fremden beſucht und erſtiegen, ſie ſind auch in alter und neuer Zeit von ganzen Kriegsheeren überſchritten worden. Hannibal war der erſte, und Bonaparte im J. 1800 der letzte, der dies kühne Unternehmen ausführte. — Seit Napoleons Regierung ſind über die Alpen vier große Straßen mit ungeheuern Anſtrengungen und Koſten angelegt worden, welche man nun mit aller Bequemlichkeit und ohne die geringſte Gefahr befahren kann; nämlich 1. über den Berg Cenis von Lanslebourg nach Suza; 2. über den Simplon — ein acht Meilen langer Weg über 264 Brücken mit ſteinernen Pfeilern; 3. über den Berg

Genevre; 4. von Nizza nach Genua. Die über den **Simplon** iſt die wichtigſte, und eine große Menge ſteinerner und hölzerner Brücken führt über die Flüſſe; die größte Höhe dieſer Straße iſt 6174 Fuß über dem Meere.

☞ **Alphabet**, ſ. Sprache.

Alphëus, einer der größten Flüſſe in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arcadien entſpringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ioniſche Meer fällt. Nach der Mythologie iſt er ein Sohn des **Oceanus** und deſſen Schweſter, der **Thetys**. Er verliebte ſich als Flußgott in die **Diana**, welche, um ſeinen Verfolgungen unerkannt zu entgehen, ſich und ihren Nymphen das Geſicht ſchwärzte. Nicht eben ſo ungeſtraft blieb er, als er die Nymphe **Arethuſa** mit ſeiner Liebe verfolgte. Diana verbarg dieſe in eine Wolke, ihn ſelbſt aber verwandelte ſie in eine Quelle. Er nahm nun ſeine Geſtalt als Fluß wieder an, und vermiſchte ſein Waſſer mit dem ihrigen. Dieſe Fabel entſtand wahrſcheinlich daher, weil Alpheus an einer Stelle ſich in die Erde verliert, und nachher bis nach Sicilien fließt, wo er ſich mit der Quelle Arethuſa vereinigt.

Alphons III., König von Leon und Aſturien, mit dem Beinamen **der Große**, zählte erſt achtzehn Jahre, als er 866 ſeinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange mit dem mächtigen Adel ſeines Reichs, der mit Eiferſucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden ſah, gekämpft, und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er ſeine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und ſeine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege verherrlichen. Er ſetzte über den Duero, brach Coimbra's Mauern, drang bis an den Tajo und in Eſtremadura vor, vergrößerte ſeine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcaſtiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch alle dieſe großen Thaten machte er ſeine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich ſogar den Schmerz, ſeinen eigenen Sohn Don Garcia an der Spitze der Aufrührer zu ſehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an ſich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel ſein Heer, nahm ihn ſelbſt gefangen, und hielt ihn in ſtrenger Haft auf dem Schloſſe Gauſon. Dieſe gerechte Strenge aber empörte die ganze königliche Familie, und die Königin Donna Ximera bildete ein mächtiges Bündniß zu Garcia's Gunſten, und bewaffnete ſelbſt ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von ſeinen eigenen Söhnen beſiegt, der Krone entſagte, und ſie auf das Haupt Don Garcia's ſetzte. Um ſich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlaſſen, zog er jetzt, als ſeines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, ſchlug ſie, und kehrte, mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber bald nach dieſer Unternehmung ſtarb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Caſtilien, mit dem Beinamen der **Aſtronom** oder der **Philoſoph**, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wiſſenſchaften und das Recht, und der Beiname Sabio (der Weiſe), der ihm beigelegt worden, gaben ſeinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber dieſe Erwartung ging keinesweges in Erfüllung. Alphons wurde weder von ſeiner Familie, noch von ſeinen Unterthanen, noch auch von ſeinen Nachbarn geliebt; dagegen hatten ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit ihm in Europa einen ſolchen Ruf

erworben, daß die deutſchen Fürſten ſelbſt ſeine Anſprüche auf die Kaiſerkrone begünſtigten. Statt ſein Augenmerk auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verſchwendete er die Kräfte ſeines Landes, um ſich 1257 von einem Theile der deutſchen Fürſten zum Kaiſer erwählen zu laſſen. Allein ſeine Bemühungen, dieſe Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und der Papſt Gregor X. weigerte ſich nicht nur, ihm die Kaiſerkrone, ſondern auch Schwaben, auf das er von Seiten ſeiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiſer Philipps I., Herzogs von Schwaben, Anſprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons dieſen eiteln Ehren nachſtrebte, ward ſein Thron zugleich von den Intriguen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere ſchlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarviens, und vereinigte Murcia mit Caſtilien. Aber dieſe Siege wurden durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufſtand unterbrochen, dem er erſt nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, ſah man nur einen Beweis ſeiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge ſelbſt gegen ſeine Familie zu verfahren begann, empörte ſich aufs neue ſein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons ſuchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und ſtarb nach vergeblichen Anſtrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenig Könige ſind ſo unglücklich geweſen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetſte Fürſt ſeines Jahrhunderts. Er erwarb ſich einen bleibenden Ruhm, indem er ſeinen Unterthanen eine Sammlung von Geſetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt ſind, und zum Beweiſe dienen, daß Alphons, nach Theodoſius und Juſtinians Muſter, ſich ernſtlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beſchäftigte. Es finden ſich in dieſem Geſetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weiſe Herrſcher beſchneidet nur die Auswüchſe.“ Alphons liebte beſonders die Wiſſenſchaften, und ihm verdankt Europa die unter ſeinem Namen bekannten trefflichen aſtronomiſchen Tafeln. Er ließ die erſte allgemeine Geſchichte Spaniens in caſtilianiſcher Sprache abfaſſen, und die Bibel überſetzen. Ueberhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Privilegien und Lehrſtellen auf der Univerſität Salamanca. Sein Betragen indeß und ſein Unglück beweiſen, daß ohne Feſtigkeit und Klugheit die Gelehrſamkeit einem Regenten unnütz iſt.

Alphons V., mit dem Beinamen der Großmüthige, König von Aragon, Neapel und Sicilien, ein Sohn Eleonorens von Albuquerque und Ferdinands des Gerechten, Infanten von Caſtilien, den die Aragonier zur Regierung berufen hatten, ſtieg nach ſeines Vaters Tode 1416 auf den Thron von Aragon, und zeigte ſogleich ſeine Großmuth, indem er eine Liſte vornehmer Perſonen, die ſich gegen ihn verſchworen hatten, ungeleſen mit den Worten zerriß: „Ich will ſie zu dem Geſtändniß zwingen, daß ich beſſer als ſie ſelbſt für ihr Leben ſorge.“ — Um ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeiner Geliebten, der ſchönen Margareta von Hijar, welche die Königin in einem Anfalle von Eiferſucht hatte ermorden laſſen, zu zerſtreuen, griff er zu den Waffen und überfiel Corſica, wandte ſich aber von da nach Neapel, wohin ihn Johanna II. gegen Ludwig III. von Anjou mit dem Erbieten zu Hülfe rief, ihn zu adoptiren und zu ihrem Erben einzuſetzen.

Bald aber entzweite er ſich auch mit Johanna und räumte Neapel, wo er mit abwechſelndem Glücke gefochten hatte, um ſeinen Bruder, den König von Navarra, gegen den König von Caſtilien zu unterſtützen. Nachdem er dieſen Krieg 1430 glücklich geendigt, und während deſſelben auch über den König von Tunis einen vollſtändigen Sieg davon getragen, kehrte er nach Sicilien zurück, um leichter mit ſeinen Anhängern in Neapel unterhandeln zu können. Dieſe hatten nach Johanna's Tode 1435 die Waffen für ihn ergriffen; aber während er Gaëta belagerte, deſſen Widerſtand er dadurch ſelbſt verlängerte, daß er den Weibern und Kindern freien Abzug aus dem bereits ausgehungerten Platz verſtattete, denn der großmüthige Fürſt wollte die Eroberung der Stadt keiner Unmenſchlichkeit verdanken; ward er von den Genueſern, deren Rache er ſich wegen des Angriffs auf Corſica zugezogen hatte, mit einer mächtigen Flotte angegriffen und gefangen genommen. Philipp Visconti, dem er ausgeliefert wurde, ließ ihn, aus Achtung für ſeinen Edelmuth, ohne Löſegeld frei, und bald erſchien Alphons mit einer neuen Armee vor Neapel, das er nach einer langen Belagerung einnahm. Er führte ſeitdem noch verſchiedene Kriege mit einzelnen italiäniſchen Staaten und ſeine Armeen belagerten Genua, das der Uebergabe nahe war, als ſie auf die Nachricht ſeines 1458 erfolgten Todes plötzlich abzogen. Ihm folgte in ſeinen Erbſtaaten ſein Bruder Johann, König von Navarra, in Neapel aber ſein mit Margareta von Hijar gezeugter Sohn Ferdinand, welchen der Papſt legitimirt hatte. — Unter allen Fürſten Aragons war Alphons der ausgezeichnetſte. Er verband die Tugend eines Helden mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften, und bei den edeln Eigenſchaften ſeines Herzens würde er ſeine Völker beglückt haben, wenn nicht unaufhörliche Kriege es ihm unmöglich gemacht hätten, dieſes ſchöne Ziel zu erreichen.

Alphons I., mit dem Beinamen Henriquez, erſter König von Portugal aus dem Hauſe Frankreich, war 1094 geboren, und, von ſeiner zarten Jugend an, ſeiner Mutter Thereſe von Caſtilien anvertraut, welche, nach ihres Gemahls Tode zur Regentin ernannt, den Staat verächtlichen Günſtlingen Preis gab. Alphons war kaum volljährig geworden, als er ſie, durch die allgemeine Unzufriedenheit dazu aufgefordert, der Regierung entſetzte, und ſich zum Grafen von Portugal ernennen ließ (1128). Thereſe erregte einen Aufſtand gegen ihren Sohn, aber Alphons ſchlug die Aufrührer in die Flucht, nahm ſeine Mutter gefangen und hielt ſie in ſtrenger Haft. Der König von Caſtilien, Thereſens Neffe, eilte ihr zu Hülfe, aber Alphons bot unverzagt dem kriegserfahrnen Gegner die Spitze, und nöthigte ihn, ſeine Unabhängigkeit anzuerkennen. Der König von Aragon, der als Vermittler zwiſchen beiden Fürſten auftrat, bewog ſie, ſich mit ihm gegen die Muſelmänner zu verbinden. Dieſe wollten der Vereinigung ihrer Gegner zuvorkommen, und rückten gegen Alphons an, der bei Caſtroverde eine furchtbare Stellung genommen hatte, und einen ſo entſcheidenden Sieg erfocht, daß er auf dem Schlachtfelde von ſeinen Truppen zum König ausgerufen wurde (1139), welche Würde auch 1142 der Papſt anerkannte. Im J. 1145 berief Alphons die Stände ſeines Reichs nach Lamego. Hier krönte der Erzbiſchof von Braganza den König, der, das bloße Schwert in der Hand, ausrief: Dank dem Herrn, der mir ſtets beigeſtanden, wenn ich mit dieſem Schwerte, das ich zu eurer Vertheidigung führe, eure Feinde abwehrte; ihr habt mich zum König gemacht, und ich ſoll die Sorgen der Regierung mit euch theilen. Laßt uns denn durch Geſetze die Ordnung und Ruhe des Reichs

gründen. — Hierauf wurden die Reichsgrundgeſetze und eine Conſtitution in 18 Statuten entworfen, kraft welcher der Thron für erblich erklärt, und jeder Fremde davon ausgeſchloſſen wurde. Kaum hatte er dieſe Angelegenheiten beendigt, ſo zog er vor Liſſabon, das die Mauren inne hatten, und eroberte es nach einer langwierigen Belagerung (1147). Darauf nahm er zu Navarra's Gunſten an dem Kriege gegen Aragon Theil, und ſuchte ſich zugleich auf der Seite von Galizien und Eſtremadura zu vergrößern. Er hatte Eloas genommen, und belagerte Badajoz, als er, ſelbſt belagert von Ferdinand, König von Leon, bei einem Ausfall mit dem Pferde ſtürzte, das Bein brach und in Gefangenſchaft gerieth, aus der ihn Ferdinand erſt nach der Rückgabe ſeiner Eroberungen entließ. Dieſer Unfall traf ihn im 80ſten Jahre. Noch focht er gegen die Mauren, und ſtarb 1185 in einem Alter von 91 Jahren, nach einer 73jährigen Regierung. Ihm folgte ſein Sohn Sancho. Mit Recht iſt Alphons als der Stifter der portugieſiſchen Monarchie zu betrachten.

Alphons V., König von Portugal, mit dem Beinamen der Afrikaner, geboren 1432, war der Sohn Eduards I., dem er ſechs Jahr alt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Eleonore folgte. Die Stände des Reichs entſetzten jedoch dieſe Fürſtin und übergaben die Regentſchaft dem Onkel des jungen Königs Don Pedro, der mit Weisheit das Reich verwaltete. Dennoch ward er bei Alphons, der 1446 volljährig geworden, verdächtig gemacht, von dieſem für einen Aufrührer erklärt, und als er jetzt nothgedrungen zu den Waffen griff, in einem Gefecht getödtet. Unter der Regierung dieſes Fürſten entdeckten die Portugieſen die Küſte von Guinea und gründeten daſelbſt ihre erſten Niederlaſſungen. Im J. 1471 ging Alphons ſelbſt mit 300 Segeln und 30,000 Soldaten nach Afrika, eroberte Arzilla und Tanger, und kehrte glorreich mit dem Namen des Afrikaners nach Portugal zurück. Im Glauben an eine Volksprophezeihung, daß ein chriſtlicher Fürſt ein Schwert erobern müſſe, das die Mauren mit einer Art von heiliger Verehrung zu Fez aufbewahrten, bildete Alphons ſich ein, daß ihm dieſe Ehre aufbehalten ſey, und ſtiftete den Orden der Schwert-Ritter, deren Zahl er auf 27 feſtſetzte, weil er damals 27 Jahre alt war. Sein Ehrgeiz kannte keine Gränzen mehr. Statt im Schooße des Friedens rühmlich ſeine Regierung zu enden, ließ er ſich 1475 in einen Krieg gegen Ferdinand und Iſabelle ein, der unglücklich für ihn endigte. Die Portugieſen waren mißvergnügt und muthlos und Alles in einer ſolchen Zerrüttung, daß Alphons den ſeltſamen Entſchluß faßte, perſönlich bei Ludwig XI. von Frankreich Hülfe zu ſuchen. Dieſer aber täuſchte ihn durch falſche Verſprechungen, und ſchloß mit Iſabella einen Separatfrieden. Darüber gerieth Alphons in ſolche Verwirrung, daß er nicht wieder nach Portugal zurückkehren wollte, und ſeinem Sohn Don Juan ſchrieb, er möchte ſich zum König ausrufen laſſen. Seine Abſicht war, in Jeruſalem ſeine Tage zu beſchließen; aber Ludwig XI. hinderte ihn daran, indem er ihn ehrenvoll in ſeine Staaten zurückſchickte. Alphons übernahm auf ſeines Sohns dringendes Verlangen die Regierung wieder, ſchloß mit Caſtilien Frieden (1479), verfiel aber zwei Jahre nachher in eine ſchwarze Melancholie, legte die Krone zum zweiten Mal nieder, und wollte ſich in ein Kloſter zurückziehen, ſtarb aber auf dem Wege dahin zu Cintra an der Peſt, 1481.

Alt wird die zweite Singſtimme genannt, und mit dem C Schlüſſel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Er ſteigt nicht ganz zur Höhe des Soprans oder Diſcants empor, geht aber um etliche Töne

tiefer, und hat einen Umfang von wenigſtens dreizehn Tönen. Der weiteſte Umfang iſt vom kleinen F bis zum zweigeſtrichenen C. — Bei der Inſtrumental-Muſik wird dieſe Stimme durch die Alto Viola (oder Bratſche) unter eben demſelben Schlüſſel nachgeahmt.

Altar, der Etymologie nach, ein erhöhter Platz, dann, weil man ſich ſeiner zum Opfern bediente, ein Opferplatz, Opferheerd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Aſche, ſpäter, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in ſchöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie ſtanden vor der Statue des Gottes, niedriger als ſie und gegen Morgen zu. Sehr verſchieden von dieſen ſind die Altäre in den chriſtlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferheerd, ſondern ein Tiſch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als ſich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tiſch, in den Chor der Kirche geſtellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andre Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Chriſten kamen wahrſcheinlich erſt unter Conſtantin dem Großen auf. Die Verordnung, ſie allezeit gegen Morgen zu ſtellen, iſt vom Pabſt Sixtus II. In den römiſch-catholiſchen Kirchen findet man ſeit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichſte, iſt im Chor der Kirche und ſteht erhaben auf Stufen; die andern kleinern ſind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht.

Altenburg, ein Fürſtenthum im oberſächſiſchen Kreiſe, welches durch die reußiſche Grafſchaft Gera in zwei Theile geſchieden wird, und dadurch entſtand, daß Herzog Johann Wilhelm, des unglücklichen Churfürſten von Sachſen Johann Friedrichs I. zweiter Sohn, ſein Land unter ſeine Söhne theilte, von welchen Friedrich Wilhelm I. Altenburg und Johann Weimar bekam. Die altenburgiſche Linie erloſch 1672, worauf das Fürſtenthum Altenburg an Herzog Ernſt den Frommen zu Gotha fiel. Nach ſeinem Tode theilten ſich ſeine Söhne in das Land, und das Fürſtenthum Altenburg wurde in den gothaiſchen, eiſenbergiſchen und ſaalfeldiſchen Antheil zerſtückt. Nach Herzog Chriſtians zu Eiſenberg Tode (1707) kam dieſer Theil wieder an das Haus Gotha, welches nun die ſieben Aemter Altenburg, Ronneburg, Eiſenberg, Camburg, Roda, Orlamünde und Leichtenburg (oder Kahla) von dem Fürſtenthum Altenburg beſitzt. Es führte auf dem Reichstage ſowohl als auf den Kreistagen wegen dieſes Fürſtenthums eine Stimme. Das ganze Fürſtenthum hat 35, der gothaiſche Antheil aber 25 geographiſche Quadratmeilen Flächeninhalt, und nach der Zählung vom J. 1796 über 96,000 Einwohner, welche durch ihren ſehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Viehzucht größtentheils wohlhabend ſind. Der ſaalfeldiſche Antheil beſteht aus den drei Aemtern Saalfeld, Gräfenthal und Probſtzella, und hat auf ſieben Quadratmeilen ungefähr 25,000 Einwohner. Jeder der beiden Fürſten hat in ſeinem Antheile die Landeshoheit, doch iſt es hergebracht, daß die ſaalfeldiſchen Aemter mit ihrer Appellation ſich an die Regierung und das Conſiſtorium zu Altenburg wenden. Die Landſchaft des Fürſtenthums beſteht aus der Ritterſchaft und den Städten Altenburg, Saalfeld und Eiſenberg. Im Jahre 1806 wurde durch einen Vergleich die ſaalfeldiſche Portion bis zum einſtigen Abgang der Linie völlig von Altenburg getrennt. Die Hauptſtadt Altenburg an der Pleiße zählt gegen 10,000 Einwohner. Das hier befindliche, auf einem Felſen gelegene und eine herrliche Aus-

ſicht gewährende ſchöne Schloß iſt durch den im J. 1455 begangenen Prinzenraub (vergl. Kunz von Kaufungen) berühmt; auch verdienen das 1703 geſtiftete Gymnaſium, das 1705 angelegte Fräulein-Stift, die vortrefflich eingerichteten und neuerbauten Kranken-, Armen- und Arbeitshäuſer, ſo wie die ſehr ſchöne Promenade auf dem Damm und der Inſel bemerkt zu werden. Es hat die Stadt einen bedeutenden Wechſel- (beſonders durch das Haus Reichenbach Gebrüder) Getraide-, Speditions- und Zwiſchenhandel, mehrere Wollen-, Baumwollen- und Handſchuhmanufacturen. Viele der neuen Schöpfungen und Anſtalten, die den Flor dieſes Landes und der Stadt befördern, verdankt man dem Miniſter von Thümmel.

Alter, im Allgemeinen eine beſtimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menſchen, von deſſen Geburt bis zu deſſen Tode, geht durch verſchiedene Epochen hindurch, welche man Lebensalter nennt, und welche ſowohl in phyſiſcher als geiſtiger Hinſicht ihre Eigenheiten haben. Man nimmt meiſtens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingſchaft, das Mannesalter und das Greiſenalter, und vergleicht dieſe auch nicht unpaſſend mit den vier Jahrszeiten: 1. Die Kindheit, welche im Ganzen zum zwölften bis vierzehnten Jahre geht. Sie beſteht aber ſelbſt wieder aus zwei Stadien, und das erſte Stadium aus drei Epochen, davon die erſte, die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum ſiebenten Monate geht, die zweite von da an bis in das zweite Jahr, die erſte Zahnperiode, die dritte von hier bis zum ſiebenten Jahre, die zweite Zahnperiode. Das zweite Stadium der Kindheit iſt das Knaben- und Mädchenalter. Es fängt mit dem ſiebenten Jahre an und geht bei dem weiblichen Geſchlechte bis ungefähr zum elften oder zwölften, bei dem männlichen bis zum vierzehnten oder fünfzehnten, oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit. 2. Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Pubertät, fängt da an, wo das vorige endete und erſtreckt ſich in den gemäßigten Climaten bei dem weiblichen Geſchlechte bis in das zwanzigſte, bei dem männlichen bis in das 25ſte Jahr. 3. Das Lebensalter der Erwachſenen, oder das ſogenannte Mannesalter. Hier ſteht die Natur ſcheinbar eine längere Reihe von Jahren ſtille; allein man kann deutlich drei Epochen deſſelben unterſcheiden: in der erſten iſt der Menſch noch junger Mann (junges Weib), in der zweiten in mittlern Jahren, in der dritten ein alter Mann (alte Frau). 4. Das Alter (im engern Sinne) von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet ſich beſonders aus, nicht allein durch phyſiſche, ſondern auch durch pſychiſche Eigenheiten. In der Kindheit iſt die erſte Periode merkwürdig durch den Eintritt in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es tritt in ein ganz anderes Verhältniß, als es vorher war, vorher im innigſten Zuſammenhang mit der Mutter, jetzt unabhängig; es kommt in die Wechſelwirkung der äußern Einflüſſe; der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, vorher unthätig, fangen an ihre Function auszuüben, die Verdauungsorgane bekommen die Milch als Nahrung, das Kind muß ſich nun ſelbſt ſeine Nahrung bereiten und in Blut verwandeln. Die Kindheit iſt die Periode der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Ueberfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb iſt daher vorzüglich ſtark, ſo wie der Trieb der Natur, ſich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden. Daher die ſämmtlichen Functionen und Organe deſſelben, welche dieſes Geſchäft

über ſich haben, als die Verdauungsorgane, das einſaugende Aderſyſtem, die Leber, Drüſen u. ſ. w., im Kindeskörper vorherrſchend ſind. Aus dieſer überwiegenden Herrſchaft des Bildungstriebes erklärt ſich der ſehr große Kopf, die weiche Faſer, der ſtarke Appetit, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befeſtigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen phyſiſchen Beſchaffenheit des Kindes fließen auch die Beſonderheiten ſeiner Krankheiten. Die Syſteme, welche vorherrſchen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbſucht, Drüſenkrankheiten u. ſ. w. Im zweiten Stadium der Kindheit nimmt das Wachsthum noch zu, doch ſteigen auch die andern Syſteme des menſchlichen Körpers: die Muskeln werden kräftiger, das Blutſyſtem nimmt an Energie zu, das Nervenſyſtem nähert ſich ſeiner Vollkommenheit, das Gehirn wird feſter. Eilt die Natur zu ſehr vorwärts mit der Ausbildung, ſo entſtehen eben ſowohl Krankheiten, als wenn ſie zurückbleibt. Im erſten Fall entſteht z. B. die Skrophelkrankheit, die Anlage zu Nervenzufällen, Convulſionen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Bruſt-, ſelbſt bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht ſo ſelten iſt, als man oft glaubt. Im zweiten Fall bleibt das Wachsthum und die harmoniſche Ausbildung zurück, es entſteht Atrophie (Abzehrung), Verſtopfung der Gekrösdrüſen, engliſche Krankheit u. ſ. w. In der Jugend iſt das Herz und ſein Arterienſyſtem zur vollen Herrſchaft gelangt, mit ihm erhebt ſich das Nervenſyſtem. Die Lunge, der Begeiſtung des Blutes durch den Sauerſtoff gewidmet, wendet ſich auf die arterielle Seite, macht das vermittelnde Organ zwiſchen Herz und Gehirn, wird alſo durch das Steigen beider in der Herrſchaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt ſich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raſchen und ſtarken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verſtärkung der Lungen und der Bruſt. Der Organismus des Individuums iſt in ſich vollendet, die bildende Kraft ſtrebt nun außerhalb deſſelben auf das Genus. Die Geſchlechter trennen ſich, die hiehin gehörigen Organe erwachen aus ihrem vegetativen Schlafe, um ins Leben mit einzuſtimmen. Dies ſind gleichſam die zur größten Höhe getriebenen Zweige des Arterien- und Nervenſyſtems, die Blüthen des Organismus (ſ. d. Art. Geſchlecht u. ſ. w.). Das Leben ſteht in ſeiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur ſchon aus der vorigen Periode einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, ſo ſetzt er ſich leicht in dieſer fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Phthiſis über. Die Jugend iſt das eigentliche Alter für dieſe Claſſe von Krankheiten. Blutfluß, als Exceß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Iſt die Skrophelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, ſo hemmt ſich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geſchwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen momentan in die Höhe getrieben wird und drauf wieder um ſo tiefer ſinkt. In dem Mannesalter ſind nun die Gebilde und einzelnen Syſteme des Organismus ſämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen deſſelben ſtehen in harmoniſcher Verbindung; Feſtigkeit und Ruhe herrſcht durchaus. Hier iſt die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der beendenden gegen das Alter hinneigt. Die Fortſchreitung der innern Veränderungen ſcheint einen Stillſtand zu machen, aber er iſt nur ſcheinbar; in der Natur iſt kein Stillſtand. Der junge Mann neigt ſich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Bruſt iſt noch häufig der Sitz der Krankheiten; die Vorherrſchaft der

Arteriellität zeigt ſich noch durch die häufigen Entzündungen, hitzigen Fieber u. ſ. w. Im mittlern Alter ſteigt die fortſchreitende Veränderung abwärts, durch die Syſteme, durch welche das Wachsthum aufwärts ſtieg. Das Abdominialſyſtem läßt von ſeiner Energie nach. Der ausgebildete Organismus bedarf keines Ueberfluſſes mehr an Nahrungsſtoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Quantität zur Erhaltung. Die Verdauung iſt nicht mehr ſo raſch, die Einſaugung weniger ſchnell, der Blutumlauf im Unterleib gemäßigt, die Leber, ſchon längſt ihrer Herrſchaft beraubt, wird ſelbſt in dem ihr eigenthümlichen Abſonderungsgeſchäft der Galle träge; die Einſaugung des Venenblutes aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf deſſelben durch die Leber langſamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutſtockung und Anhäufung in dem Venenſyſtem deſſelben, Hämorrhoidalbeſchwerden, Fehler der Verdauung, um ſo mehr, wenn die Begierden des Menſchen nach ſinnlichen Genüſſen, vielen Speiſen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß ſtehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Organismus weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausſcheidung (ſo wie im Gegenſatz die Ausbildung durch die Einſaugungsgebilde aufwärts ſtieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochenſyſtem. Der Ueberſchuß erdiger Stoffe wird im letztern nicht mehr abgeſetzt, muß daher durch erſtere ausgeſchieden werden. Hier herrſcht daher noch die Irritabilität in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Arthritis. Bei noch beſtehenden Lebenskräften iſt dieſe regelmäßig, heftig, aber ſchnell vorübergehend, den läſtigen erdigen Stoff nach außen abſondernd. (S. Arthritis). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und der Blaſe iſt dieſem Lebensalter eigen, wenn die geſunkene Lebensart den Ueberfluß an erdigen Stoffen nicht beſeitigen, und deren Neigung zur cryſtalliniſchen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im beſonders ſogenannten Alter ſinkt die Lebensenergie mehr herab, indeſſen wenn dieſer Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Syſtemen des Organismus harmoniſch geſchieht, ſo kann recht gut die relative Geſundheit des Menſchen dabei beſtehen, wie wir an ſo vielen Alten ſehen, welche munter und geſund ſind, und die unabänderlichen Beſchwerden des Alters leicht ertragen. Die Functionen des Geſchlechts hören allmälich auf (bei dem weiblichen Geſchlechte tritt dieſe Periode noch früher ein), die Functionen der Ernährung ſinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden ſchwächer, die Gefühle ſtumpf. Eine gute Conſtitution, Erſparniß der Kräfte und regelmäßige Diät im Alter der Jugend und im Mannsalter können dieſe Periode ſehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menſchen im Mannsalter beherzigt. Gewiß die meiſten Krankheiten des Alters ſind entweder nur Entwickelungen der in der vorhergehenden Periode des Lebens geſammelten Keime, oder Folge eines unharmoniſchen Sinkens der Lebensenergie einzelner Functionen und in einzelnen Organen, während ſich andere noch behaupten. Vorher bereitete Uebel brechen hier aus. Arthritis geht hier auf innere edle Organe zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile ſterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geſchwüre u. ſ. w. — Auch die geiſtigen Aeußerungen tragen nach den verſchiedenen Lebensaltern verſchiedene Eigenſchaften an ſich. Das Kind braucht einige Zeit, ſich in ſeine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenſtände zu unterſcheiden. Am erſten lernt es ſeine Mutter kennen. Es ſammelt erſt nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne ſelbſt geht wahr-

ſcheinlich in folgender Ordnung vor ſich: Gefühl, Geſicht, Geſchmack, Gehör, Geruch. Weiter hin bilden ſich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterſcheiden, über das Geſehene zu denken; das Gedächtniß zeigt ſich vorzüglich ſtark. Die Jugend zeichnet ſich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Imagination, aufbrauſende, aber nicht lange auf einem Gegenſtand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In dieſem Alter blüht die Liebe, die Quelle der ſeligſten Gefühle und der bitterſten Pein, die Triebfeder zu den edelſten Handlungen und den ſchrecklichſten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernſteres Geſicht, es iſt die Periode der Früchte. Das Blut geht mäßiger, Ueberlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbeſonnenheit. Die geſammelten Ideen werden verarbeitet, der Geiſt wird veredelt, die Urtheilskraft wächſt und wird freier von den ſie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geiſt ſich deſto höher; die Vernunft zeigt ſich in ihrem reinſten Licht. Im Alter nehmen die Aeußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maſchine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft ſelbſt von ihrer Höhe herabſteigen muß. Im Gegentheil ſcheint dieſe bei dem an Körper und Geiſt geſunden Greiſe ſich immer mehr von den irdiſchen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältniſſen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen auch moraliſche Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greiſenalters deſto hervorſtechender werden. Beſonders will Ehrſucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelſucht, Neugier, Geſchwätzigkeit, Feſthangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Weſen ſich herrſchend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge jedes Alters gezeichnet in ſeiner ars poetica vom 158ſten bis zum 174ſten Verſe. H.

Alterthümer, Antiquitäten, nennt man die von der Geſchichte abgeſonderte Wiſſenſchaft, welche den politiſchen, gottesdienſtlichen, literariſchen und häuslichen Zuſtand der alten Völker, oder auch der neuen, in ſo fern ſie ihre Verfaſſung verändert, und alſo einen neuern Zuſtand der Dinge erhalten haben, darſtellt. Die Alterthümer ſind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerem Umfang) die Statiſtik iſt; beide ſind unentbehrliche Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern bis auf den Zeitpunkt, wo bei jeder der neue Zuſtand der Dinge eintritt, mit deſſen Darſtellung ſich die Statiſtik beſchäftigt. Ein ſolches allgemeines Völker- und Staatengemälde beſitzen wir noch nicht, ſondern bloß einzelne, einzelner Völker und Staaten, hebräiſche, griechiſche, römiſche, etruriſche, galliſche, deutſche Alterthümer. Ueberhaupt fühlte man das Bedürfniß einer ſolchen Wiſſenſchaft erſt im 15ten Jahrhundert, als der Enthuſiasmus für die claſſiſche Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete ſie vorerſt lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftſteller dieſer Nationen beſſer zu verſtehen, und daher kam es, daß man ſie auch bloß auf einzelne Gegenſtände der Verfaſſung dieſer Völker beſchränkte. In den früheren Werken dieſer Art findet man eine große Beleſenheit, aber keinen feſten Plan, keine kritiſche Unterſcheidung der Zeiten und Umſtände. Erſt im 18ten Jahrhundert fing man an, die reichen aber chaotiſchen Materialienſammlungen der vorigen Jahrhunderte kritiſch zu ſichten, ſyſtematiſch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die Bibliographia antiquaria von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) gibt hierüber ausführliche Nach-

richt, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshauſen (1740), welcher jedoch neuere Nachträge zu wünſchen wären. Hauptſammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer ſind Gronovs Thesaurus antiquitatum graecarum (Leiden 1697 — 1703. 13 Bde. Fol.), Gräve's Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694 — 99. 12 Bde. Fol.), der Novus Thesaurus antiq. roman. von Sallengre (Haag 1716 — 19. 3 Bde. Fol.) und Poleni utriusque Thes. nova Supplem. (Vened. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken allen von den bedeutendſten Humaniſten jener Zeit die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der Alterthümer niedergelegt ſind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thesaur. Roman. Graec. Italico et Siculo continentur (Leiden 1725). Was dieſe Humaniſten im Allgemeinen und Einzelnen geſagt, wurde von den ſpäteren mit Auswahl geſammelt, aus dem Ocean der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieſer Art erwarben ſich vorzügliche Verdienſte um die griechiſchen Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitſch und deſſen Fortſetzer Höpfner, Köpke u. A., um die römiſchen Alterthümer aber Roſin, Dempſter, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus von Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitſch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römiſche Alterthümer ſehr nützliches und brauchbares Werk iſt noch Sam. Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leiden 1713. Fol. Vened. 1719. Fol. 3 Bde., Haag 1737. Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erſchien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von dieſen Werken für ein genaueres, richtiges Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Litteratur und Geſchichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientaliſten ſo deutlich ein, daß ſie den übrigen Humaniſten nicht länger hierin nachſtehen wollten. Ihre Aufmerkſamkeit war, wegen des Zuſammenhanges der hebräiſchen Litteratur mit den Urkunden des Chriſtenthums, vornehmlich auf die hebräiſchen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. ſo nützliche als intereſſante Handbücher geliefert haben. Schade, daß wir nicht eben ſolche über die andern orientaliſchen Völker beſitzen! Die Asiatic Researches haben wenigſtens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet gibt eine zur Vergleichung nützliche Ueberſicht. Nach dem, was Jones, Antil du Perron u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Aegypten geliefert haben, dürften wir uns vielleicht eine Darſtellung der Alterthümer dieſer wichtigſten orientaliſchen Völker bald verſprechen. Die Alterthümer der neueuropäiſchen Nationen fanden aus leicht begreiflichen Urſachen der Bearbeiter mehrere. Die Italiäner haben höchſt ſchätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzoſen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia britannica. Daß die Deutſchen nicht zurückgeblieben ſind, beweiſ't hinlänglich Hummels Bibliothek der deutſchen Alterthümer (Nrnb. 1787. Zuſätze dazu 1791). Von Treſenreuter, Heineccius, Hummel, Haus nnd Röſig haben wir über die deutſchen Alterthümer ſchätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunſtalterthümer hat man ſeit Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von den übrigen Alterthümern abzuſondern angefangen, und ſie als einen eigenen Zweig eigenthümlich bearbeitet. Schon nannte man die Wiſſenſchaft von den Kunſtalterthü-

mern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für ſie in Gebrauch, die man alſo von den Antiquitäten zu unterſcheiden hat, obſchon der Name beider eigentlich daſſelbe beſagt; Alterthumskunde. (S. Archäologie). dd.

Altona, eine anſehnliche offene Handelsſtadt in Holſtein, an der Elbe, eine Viertelſtunde von Hamburg entfernt und dem König von Dänemark gehörig. Die daſelbſt herrſchende Toleranz macht ſie für Viele zu einer Art von Freiſtätte. Sie war anfangs ein bloßes Dorf, erhielt aber 1664 Stadtrecht. Altona, das eigentlich ſeinen Namen von der allzunahen Lage bei Hamburg hat, indem es vom hamburger Berge bloß durch einen Graben ſich ſcheidet, zählt 30,000 Einwohner, hat einen wichtigen Land- und Seehandel, Schiffsbauereien und bedeutende Manufacturen (z. B. Zuckerrafinerien, Sammt-, Seidenzeug-, Ledermanufacturen ꝛc.), und iſt der Sitz der königl. Heringsfiſcherei, ſo wie es auch an dem grönländiſchen Wallfiſchfang Antheil nimmt. Auch iſt hier eine 1777 etablirte Giro- und Zettelbank. Ein Gymnaſium, eine Bibliothek, das Zucht- und Waiſenhaus ſind ebenfalls bemerkenswerth. — Das Dorf Ottenſen, wo Klopſtock ruht, hängt faſt mit Altona zuſammen.

Altranſtädter Frieden, geſchloſſen auf dem Schloſſe zu Altranſtädt bei Lützen im J. 1707. S. Friedensſchlüſſe.

Alxinger (Johann Baptiſt von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, ſtudirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten ſo lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Nachdem der Tod ſeiner Aeltern ihn in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt hatte, bediente er ſich ſeines Doctordiploms und ſeines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die ſich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man erblickte eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und angenehme Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung ſeiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erſchien. Deſto günſtiger wurden ſeine beiden Hauptwerke; Doolin von Mainz und Bliomberis aufgenommen; zwei Rittergedichte, in denen er als ein Nachahmer Wielands erſcheint, und alles leiſtete, was man mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poeſie leiſten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Ueberſetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehreren Journalen, und ſtarb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretär und Aufſeher des Hoftheaters geweſen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem heitern Geiſt war er ein liebenswürdiger Geſellſchafter und treuer Freund.

Amadis, ein in der romantiſchen Ritterpoeſie ſehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1. Amadis von Gallien, nach ſeinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelſchön genannt, ein Sohn Königs Perion von Frankreich und der Eliſena, der Tochter Königs Gavinter von Bretagne. 2. Amadis von Griechenland, ein Urenkel des galliſchen, und Sohn Liſuarts und der Onorelia, Tochter des Kaiſers von Trapezunt. 3. Amadis vom Geſtirn, ein Urenkel des griechiſchen Amadis, Sohn Ageſilaus, Königs in Kolchis, abſtammend von Alaſtraxerea, einem Kinde der Liebe des griechiſchen Amadis mit der Königin Zahara vom Caucaſus. Die Mutter dieſes dritten Amadis

war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Floriſel, dem Ritter von der ſchönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechiſchen Amadis. 4. Amadis von Trapezunt, abſtammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Floriſels und der Helena, Prinzeſſin von Apollonien. Dieſer Amadis iſt ein Urenkel Floriſels, Sohn der Polyxena und Liſcarons, Prinzen von Catai. — Die Geſchichte dieſer Helden, die für Spanien ſind, was Carl der Große mit den zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthur mit der Tafelrunde für England war, läuft alſo durch neun Geſchlechter, und iſt in Anſehung ihrer Entſtehung, ſo wie in Anſehung deſſen, was daran hiſtoriſch oder erdichtet iſt, in ein ſolches Dunkel gehüllt, daß es ſelbſt ungewiß bleibt, ob ſie ſpaniſchen, portugieſiſchen oder franzöſiſchen Urſprungs ſey. Im ſpaniſchen Original hat dieſer Roman 13 Bücher, von denen Cervantes (in der bekannten Muſterung der Bibliothek des Don Quixote) die vier erſten begnadigen läßt, weil ſie nicht nur das erſte, ſondern auch das beſte und einzige Buch dieſer Art ſeyen, das Spanien aufzuweiſen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene erſten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfaſſer nennen einige den Portugieſen Vasco Lobeira zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, andere eine unbekannte portugieſiſche Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn König Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Treſſan wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß die Ehre der Erfindung einem franzöſiſchen Troubadour aus der Schule des Ruſticien de Puice, des Verfaſſers faſt aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philippe-Auguſte (1180-1223) gebühre; doch würden wir dieſer Meinung erſt dann beizutreten geneigt ſeyn, wenn eine kritiſche Vergleichung der älteſten Handſchriften ſie beſtätigte. Als Verfaſſer des fünften Buchs, welches die Abenteuer Esplandians, des älteſten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo, der Reviſor der alten Ausgabe genannt. Das ſechste Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Floriſando, das ſiebente Buch eines Unbekannten, und das achte, von J. Diaz, die Thaten Liſuarts, das neunte und zehnte Floriſels, des Amadis aus Griechenland und des Ritters Anaxante, das elfte und zwölfte die Ritterfahrten Rogels und Ageſilas, das dreizehnte des Silvio de la Silva. Weiter geht das ſpaniſche Original nicht, und nun folgen die franzöſiſchen Fortſetzungen, welche ſeit Niclas d'Herberay, Herrn des Eſſars Ueberſetzung (1540), dieſen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14te bis 17te Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Geſtirn, das 18te bis 24ſte endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenſchaft des galliſchen Amadis, mit Einſchluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieſes ſehr ungleichartigen Ganzen, das ſelten vollſtändig beiſammen gefunden wird, ſind von ſehr verſchiedenem Werthe. Mit Recht ſagt Bouterweck von den vier erſten Büchern: „ein ſo wahrhaft großes Gemälde des edelſten Heldenſinns und der Treue, ohne ängſtliche Beſchränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unſittlichen Zug, mit der höchſten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigſte Simplicität der Darſtellung auch den geſunden Geſchmack ergötzend, verdiente zu ſeiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortſetzungen haben den äſthetiſchen Werth nicht, der die vier erſten Bücher auszeichnet.

Amalgama oder der Quickbrey iſt die Verbindung des Queck-

ſilbers mit Metallen, und die Operation ſelbſt heißt die Amalgamation oder das Amalgamiren, Verquicken und Anquicken. Mit der eingeführten Amalgamationsmethode hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Queckſilber (ſ. dieſen Art.) läßt ſich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben deſſelben mit dem gehörig zerſtückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumiſchen des Queckſilbers. Allein die letztere Art läßt ſich nicht gut bei ſolchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfodern, als die Siedhitze des Queckſilbers, weil dann daſſelbe in Dämpfe verwandelt und als Rauch fortgehen wird. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheilen verunreinigt iſt, kann man durch Waſchen mit Waſſer reinigen. Schon die Alten almalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 33, cap. 6, und Vitruvius lib. 7, cap. 8 erzählen. Dem Erſtern zufolge ſchüttete man Goldſchlich und Queckſilber in irdene Krüge, die man mit Tüchern bedeckte und ſo lange rüttelte, bis das Gold aufgelöſ't und die fremden Stoffe über dem Queckſilber ſchwimmend abgeſondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Dieſe Amalgamation im Kleinen ward ſpäter in Mörſern oder ſteinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher durch Eſſig und Alaun beizte, um das Gold vom Kieſe abzuſondern. Noch ſpäter ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerſt 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velaſco, im Königreiche Mexico, und 1571 oder 1574 auch im Königreich Peru, aber noch auf eine ſehr unvollkommene Art im Großen getrieben. Man ſchüttete die Gold- oder Silberſchliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete ſie mit Waſſer, und goß Queckſilber darauf. Dieſe Miſchung, welche ſich wegen der feuchten Kieſe leicht erhitzte, wurde durch Treten oder Umſchaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen ſonderte man das entſtandene Amalgama durch Waſchen mit Waſſer ab. Auch machte der Spanier Johann de Cordova 1588 mit böhmiſchen Erzen aus Kaltemberge ſchon Amalgamationsverſuche, die aber nicht glücklich abliefen. Nach dieſer Zeit ſchritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verſchiedenen Wegen fort. Einige ſuchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der ſpaniſche Pfarrer Alonſo Barba in der Provinz Charcas des amerikaniſchen Königsreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Waſſer und Queckſilber in kupfernen Keſſeln kochen ließ: Andere in der beſchleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Waſſer, woraus die ſogenannten Quickmühlen entſtanden. In Europa ſtellte der kaiſerlich öſterreichiſche Hofrath Ignatz, Freiherr von Born in Ungarn, zu Ende des 18ten Jahrhunderts die Kunſt des Alonſo Barba nur in weit vollkommener Geſtalt, ſowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und machte ſein Verfahren in der Schrift: über das Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Rohſteine, Schwarzkupfer und Hüttenſpeiſen, von Ignatz, Edlen von Born ꝛc., Wien 1786, bekannt. Nun wurden die oben genannten Quickmühlen beſſer befunden und weiter verändert. Anſtatt der ſtehenden Butterfäſſer, worin man viel Queckſilber zerſtreute, wurden völlig verſchloſſene Fäſſer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umſchwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der bornſchen Manier fing auch der verſtorbene ſächſiſche Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehrern Verſuchen im Kleinen und im Großen, daß das kalte Anquicken weit vortheilhafter ſey

als das warme. Nun erſt befahl der König von Sachſen, noch als Churfürſt, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen, und vertraute die Ausführung dem verſtorbenen ſächſiſchen Vice-Berghauptmann von Charpentier. Dieſes Amalgamationswerk iſt das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muſter dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommener wieder erbaut, mit einem Feuerſpritzendruckwerke verſehen, und iſt ſeit 1796 im ununterbrochenen Fortgange. Allein nicht alle Erze ſind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, ſondern nur die ſogenannten dürren und kieſigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark ſechs Loth oder ſiebenzig Loth im Centner iſt. Auf zehn Centner ſolchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen iſt, auf zehn Centner fünf Centner Queckſilber, drei Centner Waſſer, und 66 bis 67 Pfund dünne Eiſenblättchen gemiſcht, und dieſe ganze Maſſe kommt alsdann in ein Anquickfaß, in welchem nach ſechzehn bis achtzehn Stunden das Silber mit dem Queckſilber ſich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollſtändig iſt das ganze Werk, welches nebſt der Feuer- oder Dampfmaſchiene die vollendetſten Schöpfungen des verfloſſenen Jahrhunderts ſind, und das Amalgamirverfahren beſchrieben; B. 3, S. 71 ff. der Erdbeſchreibung der churfürſtl. und herzogl. ſächſiſchen Lande, von F. G. Leonhardi, 3te Aufl., Leipzig 1804. X.

Amalia (Anna), verwittwete Herzogin von Sachſen-Weimar, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürſtinnen Deutſchlands, da ſie während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunſtliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Taſſo's und Arioſt's Gegenwart verſchönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterſtützung, welche ſie umſonſt von den größeren Fürſten des deutſchen Reichs erwarteten, indem ſie ihnen einen Vereinigungspunkt und eine angemeſſene Exiſtenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beſchützerin der Schriftſteller und Künſtler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Witwe von Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin, den ſie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte ſie durch eine gute Verwaltung die Verluſte, welche der ſiebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verurſacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu erſparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche im J. 1772 Sachſen heimſuchte, durch ihre Sorgfalt von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte ſie dieſen dringenden Bedürfniſſen abgeholfen, als ſie ihren Blick auf diejenigen Gegenſtände wandte, welche allein das Leben veredlen und wahrhaft verſchönern. Sie gründete neue Anſtalten für die geiſtige Bildung der Nation, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Herzogs, und zog Männer von den glänzendſten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Wieland, ferner Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Muſäus; Schriftſteller, deren Namen zum Theil zu den berühmteſten in unſerer Literatur gehören. Schiller geſellte ſich ihnen erſt in den letzteren Jahren bei. Nur durch die Vereinigung ſeltener Eigenſchaften des Geiſt's und Herzens mit großen Verdienſten konnte es der Fürſtin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um ſich zu

verſammeln. Daß dazu ihr perſönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweiſ't der Umſtand, daß ihr dieſelbe Umgebung blieb, nachdem ſie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Luſthäuſer in Tieffurth und Ettersburg, waren unverändert der Verſammlungsort aller Gelehrten und Reiſenden von Verdienſt. Eine Reiſe nach Italien, welche ſie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geſchmack für die Künſte. So erwarb ſie ſich, als die Erbin der großen Eigenſchaften des Hauſes Braunſchweig und ſeiner Liebe für die Wiſſenſchaften, den Ruhm, die berühmteſten gleichzeitigen Schriftſteller des deutſchen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te October 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und ſie überlebte ihn nur wenige Monate. Sie, eine Tochter des Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, war am 24ſten October 1739 geboren worden.

Amalthea iſt der Name der Ziege auf der Inſel Creta, welche den Jupiter ſäugte, als ihn ſeine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daſelbſt verbarg. Von dieſer Ziege wird das Horn des Ueberfluſſes, welches Jupiter den Töchtern des Meliſſus, die der Rhea beigeſtanden, mit dem Segen gab, daß ſie alles, was ſie zum Unterhalte nöthig hätten, daraus ſollten nehmen können, Cornu Amaltheae genannt. Auch eine Nymphe ſoll Amalthea geheißen haben. Die Sibylle zu Kumä führte ebenfalls dieſen Namen.

Amarant, eine Art unverwelklicher Blumen, in ſo fern ſie abgepflückt auch trocken ihre friſche Farbe behalten. Daher iſt dieſe Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unſterblichkeit geworden. Es gibt mehrere Arten; eine derſelben iſt das Tauſendſchön.

Amathus (Amathunt), vormals eine durch den Dienſt der Venus berühmte Stadt auf Cypern. Daher dieſe Göttin von den Dichtern oft die amathuntiſche Göttin, auch Amathuſia genannt wird.

Amazonen. In den älteſten Zeiten fabelte die Sage von einem Weibervolke, das keine Männer unter ſich duldete, unter der Anführung einer Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerſchaften pflogen ſie Gemeinſchaft nur der Fortpflanzung wegen. Dieſen ſandten ſie auch die Knaben zu, welche ſie gebaren. Die Mädchen aber erzogen ſie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Bruſt aus, damit ihnen dieſe beim Bogenſchießen nicht hinderlich ſeyn möchte. Von der abgebrannten Bruſt erhielten ſie den Namen Amazonen. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1. die africaniſchen Amazonen, welche unter ihrer Königin Mirina große Eroberungen machten, nachher aber vom Herkules vertilgt wurden; 2. die ſcythiſchen Amazonen, welche einen Zweig der aſiatiſchen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber ſich mit ihnen verheiratheten, und tiefer in Sarmatien zogen, wo ſie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen; 3. die aſiatiſchen Amazonen; von allen die berühmteſten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Dieſe ſollen einſt ganz Aſien mit Krieg überzogen und Epheſus erbaut haben. Ihre Königin Hippolyta erlegte Herkules. Zu Theſeus Zeit überfielen ſie Attika, unter der Königin Pentheſilea zogen ſie Troja zu Hülfe und beſtanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thaleſtris einen Beſuch abſtattete; bald nachher aber verloren ſie ſich. — Außer dieſen Fabelvölkern der alten Welt führt auch ein bedeutender Landſtrich Südamerika's, zwiſchen Guiana, Terrafirma, Peru, Paraguay und Braſilien, der gegen-

wärtig größtentheils zur portugieſiſchen Provinz Para gehört, den Namen Amazonenland. Es iſt, wiewohl es in der heißen Zone liegt, nur mäßig heiß, und fruchtbar an Cocosnüſſen, Ebenholz, Cedern, Zucker, Scharlachkörnern, Baumwolle u. dgl. Hundert und funfzig verſchiedene jedoch nicht zahlreiche Völkerſchaften ſollen es bewohnen. Sichere Nachrichten fehlen uns. Der Amazonenfluß (richtiger Maranon genannt), welcher das Land durchſtrömt, und, wie der Nil Aegypten, daſſelbe wäſſert und fruchtbar macht, iſt der größte Fluß auf der Erde. Er entſpringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nachdem er faſt 1000 Meilen durchlaufen, gerade unter der Linie ins atlantiſche Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwiſchen liegenden Inſeln und weil das Meerwaſſer eindringt, über 40 deutſche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 6 bis 10 Meilen. Der erſte Entdecker dieſes Fluſſes, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeſchifft war, an ſeinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Fluſſes und Landes.

Ambaſſadeur, ſ. Geſandter.

Amboina, ſ. Gewürzinſeln.

Ambra oder Amber, eine Materie, welche man ihres vortrefflichen Geruchs wegen ſchätzt, und daher eine der theuerſten Droguen. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demſelben gefiſcht. Der Urſprung des Ambers läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrſcheinlichkeit hat die Meinung für ſich, daß er eine in dem Maſtdarme des Cachelots ſich ſammelnde Materie ſey, welche von der Nahrung dieſes Fiſches, dem Tintenwurme, entſteht, die ihm aber auch eine Krankheit verurſacht, an welcher er ſtirbt.

Ambroſia, ſ. Götterſpeiſe.

Ambroſius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das J. 340, wahrſcheinlich zu Trier, wo ſein Vater, der Präfectus Prätorio war, als Statthalter von Gallien zu reſidiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenſchwarm bedeckte das Geſicht des im Hofe des Schloſſes ſchlummernden Knaben, und als die erſchrockene Amme herbeieilte, ſah ſie erſtaunt, wie in ſeinem Munde die Bienen ein- und ausgingen ohne ihm ein Leid zu thun, und ſich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, ſchloß daraus auf eine hohe Beſtimmung. Seine Erziehung war ſeinem Stande angemeſſen; die geſchickteſten Lehrer bildeten ſeinen Geiſt und ſein Herz. Nach Beendigung ſeiner Studien ging Ambroſius mit ſeinem Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juriſtiſche Laufbahn eintraten. Hier zeichnete ſich Ambroſius ſo vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwiſchen den Alpen, dem mittelländiſchen Meere, Toscana, der Etſch und dem adriatiſchen Meere machte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und Liebe der Völker, deren Wohlſtand durch den Arianismus zerrüttet wurde, und als der biſchöfliche Sitz von Mailand erledigt worden, ward er einſtimmig von den Arianen und Catholiſchen in der Kirche zum Biſchof ausgerufen. Lange weigerte ſich Ambroſius, dieſe Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde ſchien, anzunehmen, und ſuchte durch Grauſamkeiten und Ausſchweifungen den Eifer für ſich zu ſchwächen. Aber alles war umſonſt; endlich entflieht er bei Nacht, und glaubt ſich auf dem Wege nach Pavia; ſtatt deſſen findet er ſich

unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich fügte er ſich dem Zwange des Kaiſers, empfing die Taufe, da er bisher nur Catechumene geweſen, und acht Tage darauf die Conſecration. Dieſe Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambroſius zeigte ſich als Biſchof in dem Glanze der erhabenſten Tugenden, und erwarb ſich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 ſtarb. Sanft, leutſelig, duldſam, gefühlvoll und beſcheiden, gebrauchte er ſein Anſehen nur zum Vortheil Anderer und der Religion. Seine Schriften tragen den Stempel ſeines Charakters. Ihm iſt auch jener erhabener Kirchengeſang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des ambroſianiſchen bezeichnet wird, zugeſchrieben worden; aber in neuern Zeiten hat eine gründliche Kritik dargethan, daß er nicht von ihm, ſondern von einem unbekannten Verfaſſer ſey.

Amerigo Vespucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Seine früheſte Bildung verdankte er ſeinem Oheim, Georg Anton Vespucci, der einen großen Ruf der Wiſſenſchaften hatte. — Er machte frühzeitig große Fortſchritte in der Phyſik, Aſtronomie und Erdbeſchreibung. Dies waren überhaupt damals die Gegenſtände des Unterrichtes, die man bei der Erziehung junger Florentiner berückſichtigte, da ſie mit Handelsgeſchäften in ſo enger Verbindung ſtehen, und der Handel es war, dem dieſer Staat ſeine Blüthe verdankte. Er verließ Florenz im J. 1490 und begab ſich nach Spanien, um da Handel zu treiben. Eben befand er ſich in Sevilla, als Columbus Anſtalten zu ſeiner zweiten Reiſe traf, und die Begierde neue Entdeckungen zu machen, den größten Theil der Seefahrer entflammte. Das ſo glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus machte ihn zum glücklichern Nebenbuhler ſeines Ruhms. Vespucci gab ſein Handelsgeſchäft auf, um einen Erdtheil kennen zu lernen, deſſen Daſeyn Europa eben erſt erfahren hatte. Am 10ten Mai 1497 trat er ſeine erſte Reiſe unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadix aus, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feſte Land von Amerika, unterſuchte hier den Meerbuſen von Paria und die Küſte mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereiſe von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 trat er ſeine zweite Reiſe an, deren Reſultat die Entdeckung einer Menge kleiner Inſeln war. Hierauf trat er, von Verſprechungen verleitet, in die Dienſte des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reiſen auf portugieſiſchen Schiffen; die erſte den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieſer letzten hatte er die Abſicht, auf einer Fahrt nach Weſten einen Weg nach Malacca zu finden; allein dieſe Reiſe war weniger glücklich, er war mit ſechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete ſich nach großen Gefahren mit den übrigen in der Aller-Heiligen-Bay auf der Küſte von Braſilien. Er blieb in portugieſiſchen Dienſten bis zum J. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, und trat dann wieder in ſpaniſche Dienſte. Er beſuchte noch mehrere Male den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte dieſe Ehre mehr dem Columbus gebührt als ihm, ſo wenig man ihm auch ſeine Verdienſte abſprechen kann. Beſonders verdankte er dieſen Ruhm ſeinem Charakter, denn Amerigo war beſcheiden, friedliebend, und weit entfernt, bei dem Könige und ſeinen Nebenbuhlern Argwohn zu erregen, und ſo geſchah es, daß die Hälfte der Erde ſeinen Namen annahm,

ohne daß er dieſe Ehre ſuchte, und ohne deswegen Neid zu erregen. Wir haben noch von ihm eine Charte von Amerika, und ein Tagebuch von vier ſeiner Reiſen, das 1532 in Paris lateiniſch im Druck erſchienen iſt. Er ſtarb im Jahre 1516 im Dienſte Portugals; Emanuel ehrte ſein Andenken, und Florenz überhäufte ſeine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Amerika. Vom 79ſten Grade nördlicher bis zum 56ſten Grade ſüdlicher Breite, und vom 210ten Grade bis zum 360ſten Grade öſtlicher Länge erſtreckt ſich dieſer vierte Theil unſers Erdballs, der in zwei große Inſeln zerfallen würde, könnte je die Durchſchneidung der Landenge von Panama gelingen, wozu ſchon längſt die Junten des ſpaniſchen Südamerika's den Entwurf gemacht haben. Auf der Oſtſeite vom atlantiſchen und äthiopiſchen Ocean, auf der Südſeite von dem Meere, das des berühmten Magellan Namen trägt, auf der Weſtſeite vom ſtillen Weltmeere und im Norden vom nördlichen Ocean umſpült, iſt es ſelbſt nur eine ungeheure Inſel, die, in einer Ausdehnung von 800,000 Q. M., von allen Zonen berührt wird. Erſt ſeit 300 Jahren iſt uns dieſer Erdtheil, der, mit dem noch ſpäter entdeckten Auſtralien gemeinſchaftlich die neue Welt genannt wird, bekannt; zuerſt ward es die Nordweſtſeite, oder Nordamerika, durch den kühnen Schiffer Chriſtophoro Colombo (1492 bis 1504), daher dieſer Theil mit Recht Columbia heißen, dagegen nur die Südoſtſeite, oder Südamerika, den Namen Amerika (Ameriga) führen ſollte, da der mit Colombo rivaliſirende Amerigo Veſpucci (1497 bis 1503) den ſüdlichen Continent entdeckte. Zehn Jahre ſpäter als Amerigo glückte es dem ſcharfſinnigen Balbao, die beſtimmteſte Kunde von dieſer großen Halbinſel zu bringen; Magellan aber war es, der nach Balbao (1520) die ſüdlichſte Spitze, dem ſogenannten Feuerlande gegenüber, umſchiffte. Alle ſeefahrenden Staaten waren ergriffen von der Entdeckung eines neuen Schauplatzes für ihre ſpeculative Thätigkeit. Vorzüglich waren es die nimmer raſtenden Britten, welche den nordöſtlichen Theil zuerſt zum Ziele ihre Forſchungen machten. Der Venezianer Cabot, im Dienſte König Heinrich VII., entdeckte Neufoundland, und verfolgte ſeinen Weg bis Virginien. Beim Aufſuchen eines nordweſtlichen Wegs nach Aſien machten die Engländer bedeutende Entdeckungen in Nordamerika; Cap Breton ward 1509 und Neu-Schottland 1550 von ihnen beſetzt. Martin Frobiſher befuhr (1577) die Straße ſeines Namens unterm 60ſten Grade nördlicher Breite, und traf auf den ſüdlichen Theil von Grönland; ſeit ihm ward jene Straße bis jetzt nicht wieder befahren. Franz Drake, Eliſabeths großer Admiral, entdeckte Neu-Albion (1579), Davids (1585 bis 1587) einen Weg, der an der weſtlichen Seite Grönlands in die, nach dem Steuermann Baffin (unter dem Engländer Bylot) nachmals (1616) benannte Baffins-Bay führt. In dem Zeitraume von 1607 bis 1610 entdeckte Hudſon, der von der öſtlichen Küſte Grönlands unterm 73ſten Grade bis zum 82ſten Grade drang, die Straße und Bay, die nach ihm getauft wurden. Labrador aber war 1500 und Canada 1534 von den Portugieſen in Beſchlag genommen worden, die auch den Landſtrich zwiſchen dem Marrahon und dem äthiopiſchen Meere, Braſilien genannt (1510), in Beſitz genommen hatten, während das Land am Paraguay von Dios de Solis 1516 entdeckt wurde, welches wieder vergeſſen, und erſt im 17ten Jahrhunderte von den Portugieſen und Spaniern unter ſich getheilt ward. Mit dieſen zugleich hatten die Spanier keine Anſtrengung geſcheut, um in der neuen Welt ein neues Reich

ſich zu gründen; wir gedenken der Namen Cortes und Pizarro. Florida ward 1512, Alt-Mexico 1520, Louiſiana 1583 ihr Eigenthum; ſo kamen ſie auch nach Neu-Mexico und Californien; von Panama aus gingen ſie nach Carthagena, Neu-Granada, Peru und Chili. Buenos Ayres war ſchon 1535 angelegt worden; Guyana fanden ſie 1663. — Aber auch die Franzoſen errichteten Niederlaſſungen in Neu-Schottland (Acadien), in Canada und Louiſiana. — Mehr noch als der Continent reizten die Inſeln die gierigen Europäer. Die bermudiſchen Eilande, von ihrem Entdecker, dem Spanier Bermudes, ſo benannt (1527), beſetzte (1609) der Engländer Sommers, während die Antillen in den Händen der Spanier waren, denen die Britten Jamaica genommen hatten. Dieſe und die Franzoſen machten ſich zu Meiſtern der übrigen, wobei die bekannten Räuberſtaaten der Flibuſtier eine Rolle ſpielten. Durch einen förmlichen Vertrag (1660) theilten ſich beide Nationen in jene Inſeln. Die Holländer, zuerſt am Delaware und Braſilien, machten ſich feſte Sitze in Guyana, am Eſſequebo, Bernica, legten Surinam an und verpflanzten das Zuckerrohr nach Curaçao; St. Euſtaz, St. Martin, St. Thomas, St. Jean und Croix erwarben die Dänen; St. Barthelemy die Schweden (1784), die früher auch ſchon am Delaware eine Colonie errichtet hatten. Die Ruſſen gelangten im 18ten Jahrhunderte an das nördlichere Ufer der nordweſtlichen Küſte Amerika's; gleich ihnen die Britten, die vom Nudkaſund bis zum Eiscap vordrangen, Canada von Frankreich erhielten (1762) und von dieſem Jahre an bis 1783 auch Florida beſaßen; die Spanier fanden den weitern Weg von Californien aus. — Da erſchien der Zeitpunkt, wo die brittiſchen Colonien in Nordamerika unter Frankreichs Schutze vom Mutterlande ſich losſagten, und der Staat der dreizehn vereinigten Provinzen, die man unter dem allgemeinen Namen Nordamerika verſteht, als Republick ſich proclamirte. Die europäiſche Colonialwelt ward nun immer mehr der Hauptgegenſtand der Kämpfe der großen Mächte Europa's, und wegen ihrer verweiſen wir auf die Artikel Continentalſyſtem, Colonien 2c., wobei Amerika eine ſo große Rolle ſpielt. — Höchſt intereſſante Anſichten gewährt der Blick auf Amerika, wenn man es aus den Geſichtspunkten betrachtet, zu welchen Mackenzie 2c., und neuerlichſt Humbold Veranlaſſung durch ihre Nachforſchungen gaben. Im wahren Sinne des Wortes ſchaut man dann in eine neue Welt; doch immer iſt die Nordküſte, die Region über die Hudſonsbay hinaus, noch eben ſo mit einem dichten Nebel bedeckt, wie Afrika's Inneres es iſt. Erſt ſeit 1200 Jahren, behaupten Forſter wie Bernaducci und Humbold, ſey Amerika bevölkert und zwar, wie überall, auch von Hoch-Aſien aus; Rhode glaubt über das atlantiſche Meer von Phöniziern, Johannes von Müller meint über das ſtille Meer von den Hunnen; jeder glaubt in Sprach- und Geſichtsähnlichkeit der Einwohner Gründe für ſeine Behauptung zu finden. Je näher die Einwohner dem Gleicher ſind, deſto dunkelrother iſt ihre Haut; alle haben ſchwarzes ſtraffes Haar. — Doch noch weniger hat man in Anſehung der Sprachverſchiedenheit dieſer Völkerſchaften ſich vereinigen können. Franzesco Lopez zählt 1500, Athanaſius Kirchner 500, Lorenzo Hervas neun verſchiedene Sprachen; Zeune reducirt ſie, nach den von Humbold ihm mitgetheilten Sprachlehren auf zwei, nämlich die toltekiſche und apalachiſche. Die Zahl der eigentlichen Amerikaner iſt übrigens jetzt nicht groß; die Eroberungen der Europäer haben nicht wenig zu ihrer Verminderung beigetragen. Mit den Fremden beträgt Amerika's ganze Bevölkerung ungefähr gegen 300 Millionen. Die Ureinwohner leben größtentheils un-

ter kleinen Fürſten im Nomadenſtande; die meiſten aber ſind in der Vermiſchung mit den Fremden mehr und weniger ausgeartet, welche theils aus Europäern theils aus deren Negerſclaven beſtehen. — Die ſpecielle Geographie, Statiſtik und Naturgeſchichte Amerika's läßt ſich am leichteſten nach den drei Hauptabtheilungen, Nordamerika, Südamerika und Mittelamerika (Weſtindien), überſehen, die wir daher unter dieſen verſchiedenen Artikeln abhandeln müſſen. Im Allgemeinen bemerken wir, daß Amerika die höchſten Berge, die größten Flüſſe und Seen enthält. Außer den Cordilleras de los Andes, dieſer ungeheuern Bergkette, die bei der ſüdlichſten Spitze beginnt, an der Weſtküſte nach Norden läuft, und deren Ende wir noch nicht kennen, nennen wir den Chimboraço, den Cayambeorean, Antiſana u. ſ. w.; unter den Vorgebirgen das berühmteſte, das Cap Horn, dieſe ſüdlichſte Spitze des Feuerlandes. Die größten Flüſſe ſind der Lorenzoſtrom, Miſſiſippi, der Oronoco, Maranjon und La Plata. Nordamerika beſitzt die größten Landſeen, von 500 bis 1800 Q. M. — Cacao, Cochenille, Mais, peruaniſche Rinde, Kartoffeln, Tabak, Vanille ꝛc., ſind dem Boden eigenthümlich, der in ſich Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Blei, Queckſilber, Edelſteine, Marmor, Porcellanerde, Labradorſteine, Steinkohlen ꝛc. birgt. Das Lama und die Vicogna, Polarfüchſe und Jaguare gehören zu Amerika's Eigenthümlichkeiten aus der Thierwelt. 1.

Amethyſt iſt ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, deſſen Farbe, nach Roſe, von einer Miſchung von Eiſen- und Braunſtein-Oxyd entſteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterſcheidet er ſich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele ſtängliche Stücke abgeſondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten ſind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Dieſe Stängel ſind ſehr ungleich gefärbt, und die Spitze gewöhnlich am dunkelſten, der Fuß hingegen oft faſt gar nicht. Der Amethyſt kommt auf Gängen, meiſtentheils in Geſellſchaft der Achate vor, und zwar ſo, daß er mit den ſchöner gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen das Centrum derſelben gerichtet iſt. Den blaſſern Grund, der die Saalbänder des Ganges ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethyſtmutter genannt. Je kürzer die Cryſtallenſtängel ſind, deſto geſättigter iſt gewöhnlich ihre Farbe, und die allerſchönſten ſind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darſtellen, ſo wie viele in den berühmten ſibiriſchen Amethyſtbrüchen, welche als Quarzgänge in verwittertem Aplit aufſetzen, vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyſte auch die indiſchen Rubine, die man ſpäterhin orientaliſche Amethyſte nannte. Der Preis des Amethyſtes iſt ſehr verſchieden, je nachdem die Farbe geſättigt und gleichförmig iſt, denn viele werden durch Wolken entſtellt. Von den ſchönſten geſchliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieſer Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplizirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth ſehr abgenommen, und der Hauptabſatz der ſächſiſchen und böhmiſchen Amethyſte, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daſelbſt als Frauenſchmuck ſehr beliebt war, hat ebenfalls aufgehört. Als Ringſtein gibt man ihm möglichſt viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verſtärken. Den Bläſſern legt man blaugefärbte Folien unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eiſenfeile eingepackt, wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgeſetztes Glühen ver-

ſchwindet endlich alle Farbe, und dann werden ſie gleich dem Cryſtall zum unechten Diamantſchmuck genommen, kommen aber jenem in der Härte nicht bei. Aus dieſem Grunde iſt aber der Amethyſt zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Maſſen vorkommt, ſo werden allerlei Gefäße, Doſen und andere Kunſtſachen daraus gearbeitet. Die Alten gravirten auch Siegel in Amethyſt, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Auch trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, ſondern auch ſogleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieſer Glaube war allgemein, und wird ſogar vom Ariſtoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines ſelbſt, welche ſo viel als nüchtern beſagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringen Preiſes brauchen jetzt die Glaſer auch oft die dünnen ſtängelförmigen Stücken zum Glasſchneiden. Zu Doſenſtücken werden die ſogenannten Haaramethyſte geſucht, welche, wie der Roſaquarz, mit haarförmig cryſtalliſirtem Braunſteine durchſetzt ſind. Zum falſchen Glasſchmuck, und beſonders zu den amethyſtfarbenen ovalen Zuckerdoſen und Sauſſieren verſetzt man das blaue Kobaltglas entweder mit etwas Goldpurpur oder mit gereinigtem Braunſtein, gewöhnliches grünes Glas. Von wenig Braunſtein wird das letztere entfärbt, bei ſtärkerm Zuſatze aber amethyſtfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeſchirren ſehen kann. Zu den härtern Amethyſtflüſſen kommt anſtatt des Kaliglaſes Bleiglas, aus vier Theilen Kieſel und ſechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlenſis machte man ehedem aus dem Amethyſte ſelbſt einige bunte Flüſſe zum Halsſchmuck. Man verſetzte den gepulverten Amethyſte entweder mit Blattgold und Natron oder mit Kupferfeile und Kampfer. Dieſe Miſchungen wurden durch 48ſtündiges Glühen zuſammengeſchmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Avanturin ähnliche Flüſſe. X.

Ameublement, ſ. Verzierungskunſt.

Amiens, eine feſte Stadt, und ehedem die Hauptſtadt der Picardie, jetzt des Departements Somme (welcher Fluß in drei Arme mitten durch die Stadt geht), hat meiſtens ſchöne und wohlgebaute Straßen, ein feſtes Schloß, von Heinrich IV. erbaut, und eine prächtige Kathedralkirche, in welcher Ludwig XIV. gekrönt wurde. Auch befindet ſich hier ein Biſchof, der vor der Revolution unter dem Erzbiſchof zu Rheims ſtand, und ſeit 1750 eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Anzahl der Einwohner, deren Erwerb beſonders in Kamelot-, Tapeten-, Seiden-, Wollen- und Lederfabriken beſteht, wird auf 40,000 gerechnet. — An merkwürdigſten wurde dieſe Stadt durch den am 25ſten März 1802 zwiſchen Frankreich, Spanien und der bataviſchen Republick auf der einen, und Großbritannien auf der andern Seite abgeſchloſſenen und am 27ſten März unterzeichneten Frieden. S. Friedensſchlüſſe.

Aemilius Paulus, ein edler Römer aus dem alten angeſehenen Geſchlechte der Aemilier. Er überwand den Perſeus, König in Macedonien, und hielt deswegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während deſſelben ſtarben zwei ſeiner Söhne, deren Tod er jedoch ſo hochherzig ertrug, daß er den Göttern dankte, daß ſie dieſelben zum Opfer gewählt, den Wechſel des römiſchen Glücks abzuwenden. Außerdem war er der Vater des berühmten Scipio Africanus.

Amiot (Pater), ein franzöſiſcher Jeſuit, geboren zu Toulon

1718, der ſich lange Zeit als Miſſionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß China's mit ſeltenem Fleiße und gründlicher Gelehrſamkeit beitrug. Ihm beſonders verdanken wir die genaueſten und ausgebreitetſten Belehrungen über die Alterthümer, die Geſchichte, Sprache und die Künſte der Chineſen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaiſers nach Peking, wo er bis an ſeinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chineſiſchen und tatariſchen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meiſten ſeiner ſchätzbaren Arbeiten, welche die Charakterſchrift, die Kriegskunſt, die Muſik u. ſ. w. der Chineſen betreffen, ferner eine Lebensbeſchreibung des Confucius, eine tatar-mantſchuiſche Grammatik u. ſ. w., befinden ſich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, deren zehnter Theil ſeinen Antheil an den erſten zehn Bänden ausführlich angibt. Dieſes Verzeichniß nimmt allein 14 Columnen ein. Außerdem ſind von ihm die Eloge de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatar-mantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat.

Amman heißt in der Schweiz und in Ober-Deutſchland ſo viel als Amtmann, Stadtvoigt, Schultheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landammann.

Ammon, eine libyſche Gottheit. Ueber ſeinen Urſprung ſind die Nachrichten ſehr verſchieden. Einige machen ihn zu einem Sohne Tritons; Andere erzählen, er ſei in einem Walde gefunden worden, wo, außer einem Schaafe, kein lebendiges Weſen geſehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieſes Schaafes. Noch Andere wollen, daß er zwiſchen Carthago und Cyrene als ein Knabe im Sande ſpielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweiſſagt habe, ſo lange er auf dem Sande geſeſſen; ſobald ſie ihn aber aufgehoben, ſei er verſtummt. Noch Andere endlich erzählen, Bacchus habe auf ſeinem Zuge nach Indien, ermattet von Durſt und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe angerufen; darauf ſey ein Widder erſchienen, der, mit ſeinen Füßen ſcharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verſchwunden ſey. Dieſen Widder habe er für den Jupiter ſelbſt erkannt, ihm göttliche Ehren erwieſen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien iſt Ammon ein ehemaliger König in Libyen, deſſen Gemahlin Rhea, die Schweſter Saturns, und deſſen Geliebte Amalthea geweſen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieſer habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen des weiſſagenden Prieſters, Orakelſprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menſchen mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern vorgeſtellt war. Alexander beſuchte dieſen Tempel, und wurde von den Prieſtern für einen Sohn des Gottes erklärt. — Ammonshorn, eine nach Art eines Widderhorns gewundene Muſchelgattung.

Amneſtie iſt die Befreiung von Strafe und gänzliche Verzeihung, die eine Autorität Perſonen, welche ſich eines Vergehens oder Verbrechens ſchuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß ſie ſofort, oder bis zu einem beſtimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zuſichert. So pflegen Deſerteurs von Zeit zu Zeit unter Zuſicherung völliger Amneſtie, d. h. völliger Strafloſigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufſtänden ganzer Diſtricte oder Länder eine Amneſtie erklärt, weil die Beſtrafung, nach der

Strenge der Geſetze, nicht füglich ausführbar ſeyn würde. Man begnügt ſich, höchſtens die Häupter und Anſtifter davon auszunehmen.

Amor. Nach der neuern Mythologie iſt Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der ſchönſte unter den Unſterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. Die Wirkungen ſeines Geſchoſſes ſind die ſchmerzenden Wunden der Liebe, und ſeine Macht iſt Göttern und Menſchen furchtbar. Nach der ältern Mythologie iſt er der älteſte unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerſt das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finſterniß gebar, aus welcher der Aether und der Tag hervorgingen. Dieſer älteſte Amor iſt der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe (vergl. Eros).

Amortiſiren ſtammt vom franzöſiſchen Worte amortir ab, und bedeutet urſprünglich ertödten, erlöſchen, ſchwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinſen loskaufen; ferner Grundſtücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, d. i. an Kirchen, milde Stiftungen, Gemeinheiten, welche dieſelben nicht wieder veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von dieſem Worte hier die Rede iſt. Um dieſes zu bewerkſtelligen, haben gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verſchuldete Staaten einen Amortiſationsfond (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder Schuldentilgungsfond (Amortiſationscaſſe, Schuldentilgungscaſſe, auch bloß Tilgungscaſſe genannt) angeordnet. Er beſteht in derjenigen Einrichtung der Geldwirthſchaft eines Staats oder einer Privathaushaltung, daß man eine jährliche Geldſumme, ſowohl für die Bezahlung der Intereſſen von den gemachten Schulden, als auch für die Bezahlung der letztern ſelbſt beſtimmt, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Intereſſen gewonnene Summe immer wieder zur Abbezahlung der Schulden anwendet, und damit ſo lange fortfährt, bis alle Staats- oder Privathaushaltsſchulden gänzlich getilgt ſind. Nach der Erfahrung aller guten, vorurtheilsfreien Staatswirthe iſt er das einzige Rettungsmittel verſchuldeter Staaten, um ſie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Banquerott ſicher zu ſtellen. Der Amortiſationsfond gründet ſich, in Anſehung ſeiner Größe, theils auf die Menge der Schulden, theils auf die verſchiedenen Arten der Schulden, theils auf die Zeit, in welcher die Staatsſchulden bezahlt werden ſollen. In Rückſicht auf die Menge der Schulden gilt der Grundſatz: je größer die Schuldenlaſt iſt, deſto ſtärker muß der Schuldentilgungsfond ſeyn, man mag die Schulden in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Z. B. England und Oeſterreich müſſen einen zwanzig Mal größern Fond haben als Wirtemberg, Bayern, Sachſen und Preußen. Was nun die verſchiedenen Arten von Schulden anbelangt, ſo verändert ſich die Größe des Fonds auf die mannigfaltigſte Weiſe nach denſelben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, fundirte Schulden, ſo werden für den Tilgungsfond, nur zur Bezahlung der jährlichen Intereſſen, gewiſſe Taxen beſtimmt; ſind bloß auf den Credit der Regierung unfundirte Schulden auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit gemacht, ſo muß der Tilgungsfond die Intereſſen und das Capital zugleich umfaſſen, wenn der Credit beſtehen ſoll, und die Schuld nimmt allmälich und in dem Grade ab, in welchen man den Fond wirklich ſeiner Beſtimmung gemäß benutzt. Werden conſolidirte Schulden gemacht, d. h. ſolche, wovon man auf eine gewiſſe Reihe von Jahren hohe Intereſſen zahlt, dieſe aber nachher herunterſetzt, ſo ſind als

dann die gewonnenen Intereſſen der Tildungsfond. Sind die Schulden auf Leibrenten gegründet, ſo bedarf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld ſich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreiſe derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten geſtellt waren, und ſie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der letzte dieſes Kreiſes ſtirbt. Hingegen bei Tontinenſchulden muß der Staat dieſelbe ganze Summe fortbezahlen, bis der letzte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgeſtorben iſt. Hat endlich der Staat auf ewige Renten geborgt, ſo wird ein Tilgungsfond in der Abſicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe in Caſſe zu behalten, damit er ſeine Schuldſcheine, wenn ſie niedrig ſtehen, wie die Privatleute, einkauft, und dadurch ſeine Schulden vermindert. So beſtimmte Pitt ſeit dem Jahre 1786 jährlich eine Million Pfund zu dieſer Verminderung der Nationalſchuld, und hatte 1791 auf dieſem Wege mit fünftehalb Millionen gegen ſieben Millionen abbezahlt. In Rückſicht auf Beſtimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebſt den Intereſſen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden ſollen, iſt es der Klugheit gemäß, die Abbezahlungszeit nicht bloß auf die lebende Generation, unter welcher die Schulden entſtanden, zu ſetzen, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, ſondern man zieht nach Verſchiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen mit zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieſer Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erfoderte, ſo kann man dazu den über die Intereſſen übrig bleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Kapitals ſo lange ausſetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erſpart; denn die letztern werden immer unmittelbar mehr oder weniger vom Volke gefühlt, verurſachen allemal Unzufriedenheit, und finden immer einigen Widerſtand. Die Quellen, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, ſind nachſtehende: 1. die Erſparungen, welche man bei den bisher beſtehenden Ausgaben zu machen ſucht, wenn bei den letztern, durch ſchlechte Verwaltung, Verſchwendung und Mißbräuche eingeriſſen ſind. Dies war der Fall bei dem redlichen und erhabenen Sully unter Heinrich IV, in Frankreich. 2. Die Unterſuchungen aller bisherigen Einnahmen, ob ſie fehlerhaft erhoben werden, und ob auch alles Erhobene zur beſtimmten Zeit richtig in die Caſſe gefloſſen. Findet man nun Fehler, ſo ſtelle man dieſe ſehr ſchnell ab, und weiſe das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. Freilich gehört zur Abſtellung ſolcher Mißbräuche ungemein viel Standhaftigkeit und Regenten wie Heinrich IV., der keinem ſchreienden Verleumder Gehör gibt; denn das Heer derjenigen, welche bei dieſer Einführung der Ordnung leiden, gleicht, ſo wie das Heer der Verleumder eines ordnungliebenden Staatswirths, der lernäiſchen Schlange. 3. Man mache ſolche Gegenſtände im Staate und im Haushalte, welche bisher unbenutzt waren, fähig, daß ſie eine Einnahme geben. 4. Reichten alle dieſe Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder fänden ſie ſich gar nicht, um ihn zu bilden, ſo ſetze man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine ſolche Herabſetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenſtaate, unter der Regierung der Königin Anne in England 1714, und 1762 im Königreiche Sachſen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. 5. Erreicht man aber auch hierdurch ſeinen

Zweck nicht ganz, ſo bleibt endlich nichts übrig; als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten beſtehenden Abgaben und Auflagen herbeizuſchaffen, welches beſſer und ſicherer iſt, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. X.

Amphibie. Dieſes Wort bedeutet ein zweilebiges Geſchöpf, d. h. ein ſolches, das auf dem Lande und im Waſſer zugleich leben kann, und die ältern Naturforſcher faſſen alle Geſchöpfe, die dieſe Eigenſchaft haben, unter der Claſſe der Amphibien zuſammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeſchränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes und kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit einer Vorkammer und einer Herzkammer. — Durch dieſe Kennzeichen ſind ſie von allen andern Thieren ſehr genau unterſchieden. Die Kälte ihres Bluts trennt ſie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fiſchen. Ihr Blut iſt zwar nicht eiskalt, nimmt aber nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Waſſer hat, worin ſie ſich aufhalten. Kein Thier aus andern Claſſen ſcheint in ſo auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, beſonders einzelne Gattungen. Fröſche z. B. ſind in dem Magen des Menſchen und in Eisſchollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben ſie Knorpel, daher ſie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann ſowohl auf dem Lande als im Waſſer leben. Manche gehen nach Willkür aus dem einen aufs andere, je nachdem es ihre Bedürfniſſe erfordern; andre bringen nur eine gewiſſe Periode ihres Lebens oder gewiſſe Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich ſind auch einige bloß für das Waſſer oder bloß für das Land beſtimmt. Sümpfe, Moräſte und ſtehende Gewäſſer, ferner dumpfige, düſtere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von Amphibien bewohnt. Ihre Fortpflanzung geſchieht meiſtens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur dieſen Thieren nicht fehlen. Einigen gab ſie eine gewaltige Körperkraft, ein ſcharfes Gebiß (wie dem Crodicill), andern ein ſchnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewiſſen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine ſcharfe Feuchtigkeit, welche ſie ausſprizzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges iſt die ſtarke Reproductionskraft einiger dieſer Thiere, vermöge welcher ſie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen geraubt werden, wieder erſetzen. Verſchiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und ſelbſt ohne Nahrung leben. — Amphibiolithen oder Amphibienſteine ſind Verſteinerungen von Amphibien.

Amphictyonengericht, das berühmte Reichsgericht Griechenlands, nach den meiſten Nachrichten von dem König Amphictyon, nach Strabo aber von dem archiviſchen König Acriſius geſtiftet, um ein Vereinigungspunct für die einzelnen griechiſchen Staaten zu ſeyn. Anfänglich war Delphi der Verſammlungsort, ſpäter aber auch Thermophylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechiſche Völkerſchaften ſchickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche ſich mit großer Feierlichkeit und Pracht verſammelten, und öffentliche Streitigkeiten ſchlichteten, die Zwiſtigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und Criminalverbrechen, beſonders Verletzungen des Völkerrechts und Verſchuldungen gegen den Tempel zu Delphi beſtraften. Nach geſchehenem Ausſpruch ward dem ſtrafba-

ren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn ſie nach verlaufener Friſt nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf ſich das Volk noch nicht, ſo ward der ganze Bund gegen daſſelbe aufgefordert, um es mit den Waffen zum Gehorſam zu zwingen. Auch hatte die Verſammlung das Recht, es vom Bunde auszuſchließen. Ein Beiſpiel davon liefert der zehnjährige phocenſiſche Krieg.

Amphīon, ein Sohn des Jupiters und der Antiope, der älteſte der griechiſchen Tonkünſtler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Muſik, und brachte ſie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Cadmēa hieß. Amphion aber baute die Mauern und die ſieben Thore dieſes Ortes, vereinigte die obere und untere Stadt; und jetzt wurde dieſelbe Theben genannt. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt ſeiner Muſik und vielleicht auch Beredſamkeit auszudrücken, ſagen, er habe Theben durch den Klang ſeiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß und ſelbſt Bäume, Felſen und Ströme ſeyen den Tönen ſeiner Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfſpielen der Fechter und wilden Thiere beſtimmtes Gebäude. Es war ohne Dach, und hatte eine runde oder ovale Form. In ſeiner Mitte befand ſich die Arena, ein großer mit Sand beſtreuter Platz, auf welchem die Kampfſpiele vorgeſtellt wurden. Rings um die Arena herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere beſtimmten Gewölbe; über dieſen war die Gallerie; und von dieſer an erhoben ſich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die erſten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die oberſten aber für das gemeine Volk beſtimmt waren. Julius Cäſar ließ 709 nach Roms Erbauung das erſte Amphitheater zu Rom für ſeine Fechterſpiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre ſpäter das erſte von Stein. Das berühmte Coliſeum zu Rom iſt das größte aller Amphitheater. In Verona befindet ſich ein altes Amphitheater, deſſen Inneres noch ganz die alte Structur zeigt, und ſorgfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von allen römiſchen Alterthümern hat keines der Zeit ſo ſehr widerſtanden, wie dieſes merkwürdige Gebäude, deſſen Form oval, und deſſen Bauart im Geſchmack des Coliſeums zu Rom iſt. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzoſen, der Platz genannt, welcher bei unſern Theatern der Bühne gegenüber iſt, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher ſteigen, angebracht ſind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Thetis. Neptun wünſchte ſie zur Gemahlin, und ließ ſie, da ſie ſich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufſuchen, der ſie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne verſetzt wurde. Als die Göttin und Königin des Meers wird ſie auf einem Muſchelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo, König von Theben, Gemahl der Alkmene, welche, vom Jupiter geliebt, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar. Die Mythe erzählt, daß Jupiter, um die treue Alkmene zu täuſchen, die Geſtalt ihres im Kriege abweſenden Gatten angenommen. Plautus, und nach ihm Molière, und nach dieſem Falk haben dieſe Intrigue zu einem intereſſanten Luſtſpiele benutzt, wo Rückkehr und Zuſammentreffen des wahren Amphitruo lächerliche Situationen in Hof und Stadt herbeiführt. Die zwiſchen beiden Am-

phitruonen ſchwankenden Thebaner werden am Ende durch die Schmarozer für den Jupiter gewonnen, welcher die Unſchlüſſigen zum Gaſtmahle einladet. Falk läßt den einen Schmarozer ſagen:

— Thebaner, zweifelt nicht! ich dächte,
Der uns zu eſſen gibt — das iſt der Rechte!

Von der molièriſchen Comödie her ſchreibt es ſich, daß man in Paris den Hauswirth bei einer Fete mit dem Namen Amphitruon bezeichnet; doch nennt man die Wirthin nicht Alkmene, vermuthlich weil kein Jupiter unſerer Zeit der Metamorphoſen bedarf, am wenigſten aber die Maske des Ehemannes wählen würde, um einen Herkules in die Familie einzuſchwärzen. A.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelſt ſchneidender Inſtrumente. Obgleich die chirurgiſche Kunſt dahin arbeiten muß, die Amputation zu verhüten; ſo iſt ſie doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Dieſe ſind beſonders 1. große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerſchmettert ſind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen. 2. Langwierige Eiterungen und Hohlgeſchwüre mit Gängen, welche den Knochenfraß verurſachen, beſonders wenn ſie als Ueberreſte oder Verſetzungen von Krankheiten erſcheinen. 3. Knochengeſchwüre, der ſogenannte ſchwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anſchwellungen von Pulsadergeſchwülſten. 4. Der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Urſache entſtanden iſt, oder tief in das Glied ſich erſtreckt. 5. Krebshafte Geſchwüre; auch 6. dergleichen Geſchwülſte, welche, ohne beträchtliche Arterien zu verletzen, nicht ausgerottet werden können, u. a. m. Es iſt jedoch ſehr ſchwer, eine beſtimmte Anzeige zur Amputation feſtzuſetzen, weil auch die meiſten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Die Operation iſt von Zeit zu Zeit ſehr verbeſſert worden. Man führt vorzüglich drei Methoden an, die von Ravaton (Amputation à deux lambeaux), welcher drei verſchiedene Einſchnitte machte; den erſten durch die Haut, dann einen zweiten Cirkelſchnitt bis auf den Knochen, hierauf einen Schnitt einige Zoll oberhalb des erſten Schnitts in die Muskeln, wodurch dieſe zu beiden Seiten des Knochens geſpaltet und zwei Hautlappen gebildet werden. Dieſe hält ein Gehülfe bei der Operation in die Höhe, der Knochen wird ſodann ſo hoch aufwärts abgeſägt, als möglich, beide Fleiſchlappen werden zuſammengebracht und geheilt. — Die Methode von Alanſon beſtand darin, daß er den erſten Einſchnitt ſenkrecht durch die Haut bis auf die Muskeln im Cirkelſchnitt machte, dann die Muskeln bis auf den Knochen ſchräg nach oben durchſchnitt, ſo daß eine concave Wunde entſtand, welche, nachdem der Knochen ſo hoch oben als möglich abgeſägt worden war, zuſammengeheilt wurde. Petit in Frankreich und Cheſelden in England ſtellten eine dritte Methode her, die ſchon Celſus angab, und welche, mit einigen Verbeſſerungen, noch jetzt gewöhnlich iſt. Vor der Operation werden die Arterienſtämme comprimirt, um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden Händen das Glied an, und zieht die Haut ſtark aufwärts. In zwei perpendiculären Cirkelſchnitten wird nun die Haut und das Fleiſch bis auf den Knochen durchſchnitten, von dieſem das Knochenhäutchen abgeſchabt, ſodann mittelſt einer geſpaltenen Binde die Fleiſchtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen ſo hoch oben als möglich durchgeſägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelſt einer zweiſchneidigen krummen Nadel unterbunden, die Haut und das Muskelfleiſch werden nun abwärts geſtrichen, die Ränder der Wunde zuſammengedrückt und mit gehöri-

gen Compreſſen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieſelbe Weiſe, nur mit den gehörigen Modificationen, werden auch die kleinern Extremitäten abgelöſ't. Auch in den Gelenken werden zuweilen die Glieder abgenommen. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug ſind, um die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amſterdam, die Hauptſtadt des ehemaligen Hollands, und nach der Vereinigung deſſelben mit Frankreich nach Paris und Rom die dritte Stadt des franzöſiſchen Reichs, nun aber die Hauptſtadt des Königreichs der Niederlande, am Meerbuſen Y, mit mehr als 200,000 Einwohnern. Zu den ſchönſten und merkwürdigſten Gebäuden gehören das von Jacob von Kampen erbaute und mit den Bildhauerarbeiten Quellins verzierte, auf 13,659 eingerammelten Maſtbäumen gegründete Rathhaus, welches, als Holland zu einem Königreich conſtituirt wurde, der König zu ſeinem Pallaſt einrichten ließ, die Börſe, die Admiralität, das oſtindiſche Haus und die berühmten Hoſpitäler und Arſenäle. Die Stadt wird durch die Amſtel, welche mitten durch ſie hinfließt, in die alte und neue Seite getheilt, hat ungefähr drei Meilen im Umkreiſe, iſt auf einem Roſt von eichenen Pfählen gebaut und überall von Canälen und Krachten durchſchnitten. Gegen die Landſeite iſt ſie mit vielen Baſtionen verſehen; dennoch wurde ſie 1787 von den Preußen, und am 19ten Dec. 1794, in jenem merkwürdigen Winter, von den Franzoſen eingenommen. Obgleich Amſterdams Lage zum Seehandel wegen der beſchwerlichen Paſſage durch den Texel nicht ſonderlich bequem iſt; ſo gehörte es doch ſowohl in Anſehung ſeines durch die ganze Welt verbreiteten Handels, als auch ſeiner ſonſtigen Induſtrie und ſeines daraus entſprungenen Reichthums wegen, zu den erſten Städten Europa's. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner beſtand und beſteht zum Theil noch in der Färberei, Zuckerbäckerei, Wachs- und Leinwandbleiche, und in Verfertigung des Papiers, Segeltuchs, ſeidener und wollener Waaren. Ferner waren hier ſtarke Niederlagen von Gold, Silber, Edelſteinen, Spezereien u. ſ. w. aus allen Welttheilen. Außerdem brachte der Wallfiſchfang, der oſtindiſche, beſonders der Gewürzhandel und der Heringsfang, ihnen große Vortheile. Amſterdam erhob ſich allmälich aus einem Fiſcherdorfe zu einer Stadt. Der Druck der Spanier zog im 16ten Jahrhundert nach und nach viele Kaufleute des reichen Antwerpens und anderer flandriſchen Handelsſtädte dahin. Den ſpaniſchen Niederlanden wurde durch den weſtphäliſchen Frieden die Schelde geſperrt und bald breitete nun Amſterdam ſeine Geſchäfte nach allen Gegenden der Erde aus; es wurde das allgemeine Magazin von den Producten aller Nationen und darf im 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts als die erſte Handelsſtadt der ganzen Erde betrachtet werden. Inzwiſchen aber trat London als Nebenbuhlerin auf, und ward beſonders wegen ſeiner wichtigen Seemacht gefährlich. Der Krieg mit den Engländern 1780 ſchadete dem Vermögen und Handel Amſterdams ſehr viel; es entſtanden Unordnungen in der großen (1609 geſtifteten) Bank, welche den Credit im Auslande ſchwächten; und Amſterdam mußte ſchon vor dem Eindringen der Franzoſen London den Vorrang einräumen. Seitdem verſiegten die Quellen des Handels und Wohlſtandes immer mehr. Die Engländer ſchadeten ſo viel ſie konnten, die Colonien waren verloren, Deutſchland zog ſeine Bedürfniſſe über Hamburg und Altona und ſo trat jener Stillſtand in allem Verkehr und Erwerb ein, der vor einem allgemeinen Frieden in Europa nicht aufhören wird.

Amulet iſt ein Stein, Metall, oder ein anderer Körper, worauf gewiſſe Figuren oder Charaktere geſchrieben ſind, und den man bei ſich trägt, um ſich, abergläubiſcher Weiſe, damit gegen Krankheiten und Bezauberungen zu verwahren. Die Araber, Türken, Tibetaner, Chineſen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Amurath (Murad) I, der Sohn und Nachfolger des Sultans Orchan, wurde im J. 1319 geboren, und beſtieg den Thron in einem Alter von 41 Jahren. Bisher waren die Türken Herren von Klein-Aſien und machten nur Einfälle nach Europa; aber unter dieſem glücklichen Eroberer wurde die Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer auf Conſtantinopel und ſeine Vorſtädte beſchränkt. Er bemächtigte ſich des größten Theils von Thrazien und Theſſalien, erbaute in Adrianopel eine Moſchee, und drang in Macedonien, Albanien, Servien und Bulgarien ein. Um ſeine Macht zu befeſtigen, errichtete er eine neue türkiſche Miliz, die Janitſcharen, die das Schrecken aller ſeiner Feinde wurde. Bei der Schwäche der Griechen waren die Servier, Bulgarier und Ungarn die ſtärkſten Gegner der Osmanen. Dieſe verbanden ſich und wählten den ſerviſchen Fürſten Lazarus zu ihrem Anführer. Amurath ging ihnen entgegen und in den Gefilden von Coſſova 1389 kam es zu einer blutigen Schlacht, welche die Verbundenen verloren. Als aber der Sultan mit ſeinem Vezir auf dem mit Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde umherging, erhob ſich ein für todt gehaltener Servier und erſtach ihn. Die Osmanen rächten ſeinen Tod durch die Ermordung aller vornehmen Kriegsgefangenen. Amurath hatte 19 Jahre regiert, und während dieſer Zeit 39 Kriege glücklich beendigt. Er war ehrgeizig, unternehmend und immer glücklich, dabei religiös, gerecht und ſtreng. Kein Verbrechen ließ er unbeſtraft, und ſeinem eigenen Sohne, der eine Empörung gegen ihn erregt hatte, ließ er die Augen ausſtechen und alle Theilnehmer hinrichten.

Amurath (Murad) II. beſtieg in einem Alter von 18 Jahren 1422 den Thron ſeines Vaters Muhamed I. Innere Unruhen und Anarchie hatten das Reich der Osmanen erſchüttert und nur ſein männlicher Muth und feſter Wille vermochten die Gefahren, die ihm drohten, zu überwinden. Bei dem Antritte der Regierung hatte er einen Betrüger zu bekämpfen, der ſich für Bajazeds Sohn Muſtapha, ausgab, und der von den Griechen unterſtützt wurde; aber bald überwand und tödtete er ihn. Gleiches Schickſal hatte Murads jüngerer Bruder, der ebenfalls eine Empörung gegen ihn erregt hatte. Er verwüſtete die Inſel Zante, die den Venetianern gehörte, nahm Morea weg und zwang den griechiſchen Kaiſer zu einem Tribut. Am meiſten Widerſtand leiſtete ihm Johann Hunyad, Woiwode von Siebenbürgen, der Anführer der ungariſchen Heere. Dieſer errang einen Frieden, in dem Murad alle Eroberungen diesſeits der Bulgarei an Ungarn und Servien zurückgab. Da er ſeinem Reiche völlige Ruhe verſchafft hatte, legte er ſeine Regierung in die Hände ſeines noch jungen Sohnes Muhamed II., und begab ſich nach Magneſia in die Geſellſchaft der Derwiſche. Dies erhob wieder den Muth ſeiner Feinde. Der Papſt Eugen IV. erklärte den Eid, der den Frieden zwiſchen den Osmanen und Ungarn bekräftigte, für ungültig, ſandte den Cardinal Julian Ceſarini an den König Wladislav, und vermochte ihn durch dieſen zum Friedensbruche. Die Türken riefen den Murad aus ſeiner Einſamkeit zurück. Er rückte ſei-

nen Feinden entgegen, und um den Muth der Seinigen zu beleben, ließ er die Friedensurkunde unter Anrufung der rächenden Gottheit auf einem Spieße vortragen. Das Treffen geſchah den 10ten Nov. 1444. Die Ungarn wurden geſchlagen, und ihr treuloſer König, nebſt dem Cardinal Julian, verloren das Leben. Nach dieſem Siege zog er ſich zum zweiten Male in die Einſamkeit zu frommen Uebungen zurück; aber nur kurze Zeit. Ein furchtbarer Aufſtand der Janitſcharen rief ihn abermals zurück; ſeine Ankunft brachte ſie ſogleich zur Ruhe. Nun wendete er ſeine Waffen gegen den berühmten Skanderbeg, oder Georg Kaſtriota, Fürſten von Epirus, der ſich empört hatte. Auch dieſen ſchlug Murad und vertrieb ihn aus ſeinem Lande nach Albanien. Mehrere Kriege beunruhigten noch ſeine Regierung, bis er im 47ſten Lebensjahr von einer Krankheit ergriffen wurde und im Jahr 1451, nachdem er 29 Jahre regiert hatte, ſtarb. Ihn betrachten die Osmanen als ihren vorzüglichſten Fürſten und rühmen ſeine trefflichen Eigenſchaften, die er in Krieg und Frieden bewies.

Anabaptiſten, ſ. Wiedertäufer.

Anacharſis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs, der als ein Freund der Weisheit und der Wiſſenſchaften in die Zahl der ſieben Weiſen aufgenommen wurde. Die Begierde nach Kenntniſſen und Bildung trieb ihn aus ſeinem rohen Lande auf Reiſen in geſittetere. Er kam zu Solons Zeiten (um die 46ſte Olympiade) nach Athen, von wo aus er auch andere Länder beſuchte. Nach ſeiner Rückkehr erſchoß ihn der ſcythiſche König Sanlius, weil er der Cybele insgeheim ſeinen Dienſt abſtattete, damit der weibliche Gottesdienſt der Griechen bei den Scythen nicht eingeführt werden möchte. — Der Abt Barthelemy hat die Reiſe des jungen Anacharſis nach Griechenland zum Titel und zur Form eines meiſterhaften Gemäldes der griechiſchen Geſchichte und der griechiſchen Alterthümer gewählt, welches uns Bieſter deutſch geliefert hat.

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für ſich in der Einſamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinſchaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falſchen Zeitraum verſetzt.

Anaclaſis, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Anadyomene, die Hervorgehende, iſt einer der mehreren Beinamen, welche Aphrodite durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meer Hervorgeſtiegene. Apelles hatte dieſen Moment in einem Gemälde dargeſtellt, zu welchem ihm, nach Einigen, Kamaspe, Alexanders Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere ſich an einem Feſte Neptuns zu Eleuſis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöſ'te und ſich im Meere badete, um dem Maler einen anſchaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufſteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie ſchildert ſie das von Antipater aus Sidon am ſchönſten:

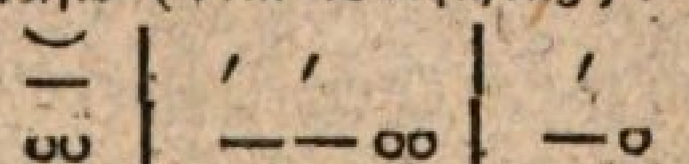
Sieh, von Apellos Pinſel erzeugt, ein treffliches Kunſtwerk:
Cypria, wie ſie dem Schooß purpurner Wellen entſteigt!
Wie ſie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das ſchäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
Pallas ſpricht nun ſelber und Zeus erhab'ne Gemahlin:
Sieh, wir beſtreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Geſtalt.

Anagramm heißt die Verſetzung der Buchſtaben eines oder mehrerer Worte auf ſolche Weiſe, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So iſt Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame ein Anagramm. In ſonſtigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inſchriften, vermittelſt eines Anagramms, die Jahreszahl und dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum iſt Lumen orbi, welches ſich in dem Knopfe eines Kirchthums fand. Calvinus nannte ſich auf dem Titel ſeiner Inſtitutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Ein Anagramm iſt um ſo ſchwieriger, aber auch um ſo ſchöner, je mehr Buchſtaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anakreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweiſe nannte, war zu Teos in Jonien geboren, und lebte um die 72ſte Olympiade (531 vor Chr.). Polykrates, Beherrſcher von Samos, berief ihn an ſeinen Hof, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Hier ſang Anakreon, von Wein und Liebe begeiſtert, ſeine lieblichen Lieder. Nach dem Tode ſeines Beſchützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetſte Aufnahme fand. Der Sturz deſſelben aber vertrieb ihn aus Athen, und wahrſcheinlich begab er ſich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufſtand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt ſtarb. Der Sage nach erſtickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte ſein Andenken durch eine Statue neben der Statue des Perikles, und ganz Griechenland nannte ſeinen Namen mit gebührenden Lobſprüchen. Simonides ſingt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter, Erfreuende, lieblichen Moſtes
  Nährerin, ſchlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejiſchen Sängers,
  Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
  Taumelnder Führer, — ſein Lied hörte die ſchweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schooß der Erde noch Trauben erblicke,
  Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer beneße der Thau; denn ſüßer als Weinmoſt
  Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil ſeiner Gedichte iſt aus der zerſtörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern ſind uns nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unter Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle für echt anerkennt. Sie ſind, mit Ausſchluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter, Grazie und Naivetät in der lyriſchen Poeſie; wie ſchwer dieſe Eigenſchaften zu erreichen ſind, beweiſen unzähliche verunglückte Nachahmungen, die des Namens anakreontiſcher Lieder nicht würdig ſind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachſchlagſylbe, nach Herrmann aber beſteht es aus dem größern Jonicus mit der Anakruſis (dem Vorſchlag):



Analogie iſt die ähnliche Beſchaffenheit einer Sache. Analogiſche Erkenntniß überhaupt iſt Erkenntniß des Verhältniſſes von einer an ſich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelſt gewiſſer Aehnlichkeiten. Durch Uebertragung dieſer Aehnlichkeiten von dieſer auf jene

entſtehen gewiſſe Worte; dieſe nennt man äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältniſſe, oder eine vollkommene Aehnlichkeit zweier Verhältniſſe zwiſchen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die vierte Größe x durch eine beſtimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philoſophie nur qualitative Verhältniſſe gegeben ſind, d. h. der Eigenſchaften, die nicht Größen ſind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenſchaft gefunden werden ſoll.

Analyſis, die Auflöſung, Zergliederung, nennen wir in der Philoſophie diejenige logiſche Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm ſeine vollſtändige Deutlichkeit zu geben, in ſeine einfachen Merkmale auflöſen. Die analytiſche Methode in der Philoſophie iſt diejenige, vermöge welcher man von dem, was geſucht wird, als ob es gegeben ſey, ausgeht, und zu den Bedingungen aufſteigt, unter denen es allein möglich iſt. Man könnte ſie beſſer die regreſſive nennen, zum Unterſchied der ſynthetiſchen, als der progreſſiven. Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derſelben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytiſch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umſtände, worin ſie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Verſuch, ſo zu beſtimmen ſucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine beſtimmte und ſichere Art herausgebracht wird. Der ſynthetiſche Weg hingegen beſteht darin, daß man von gewiſſen Daten oder Vorderſätzen ausgeht, und die Natur den Schlußſatz angeben läßt, der daraus folgt. Analyſis iſt auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik. Die allgemeine Mathematik betrachtet die Größe nur, in ſo fern ſie eine Zahl ausmacht. Sie beſteht aus zwei Haupttheilen: der eine betrachtet die Größe in beſtimmten Zahlen, und wird die Rechenkunſt genannt; der andere betrachtet ſie in unbeſtimmten Zahlen, und wird Analyſis genannt. Die Analyſis der Rechenkunſt in unbeſtimmten Zahlen ſtellt die Größen durch Buchſtaben oder andere Zeichen vor; ſie unterſucht alle allgemeine Eigenſchaften der Größe, inſonderheit einer ſolchen, die auf verſchiedene Weiſe aus vielerlei Theilen zuſammengeſetzt iſt; ja ſie erforſcht die Natur und das Verhältniß der Größen bis auf die unendlich kleinen Theile, aus denen ſie beſtehen. Daher entſtehen zwei Haupttheile dieſer Wiſſenſchaft, die Analysis finitorum (welche von den Größen, deren Theile eine endliche Größe haben, handelt, und auch Arithmetica speciosa oder Algebra genannt wird), und die Analysis infinitorum (welche dieſelben, in ſo fern ſie aus unendlich kleinen Theilen beſtehen, betrachtet). Die Analyſis iſt der eigentliche Schlüſſel zu der ganzen Mathematik und Phyſik. Sie iſt eine Erfindung der neuern Zeiten. Die Araber, welche im Mittelalter ſich in verſchiedenen mittägigen Provinzen von Europa niedergelaſſen, ſcheinen die erſte Gelegenheit zur Erfindung dieſer Wiſſenſchaft gegeben zu haben. Der Name Algebra, womit ein Theil der Analyſis bezeichnet wird, iſt arabiſch. Im 16ten Jahrhundert iſt dieſe Wiſſenſchaft durch den Franzoſen Vieta erhöht, und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in Frankreich, in den Niederlanden und in England noch viel mehr vervollkommnet worden. In der andern Hälfte des 17ten Jahrhunderts iſt die Analysis infinitorum erfunden worden; der große Newton hat zuerſt einige Spuren davon merken laſſen, Leibnitz aber die eigentlichen Grundregeln derſelben zuerſt entdeckt, und ſie als eine neue Wiſſenſchaft eingeführt. In

dem gegenwärtigen Jahrhundert iſt ſie vorzüglich durch die Bemühungen der Engländer und der Deutſchen zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden.

Anamorphoſe heißt die Vergeſtaltung und Verbildung der einzelnen Theile, den wahren Verhältniſſen entgegen, welche dem Künſtler die Regeln der Perſpective auferlegen (ſ. dieſe).

Anapäſt, ein metriſcher Fuß, aus zwei kurzen und einer langen Sylbe, ◡◡—, alſo ein umgekehrter Dactylus. Der anapäſtiſche Vers kann als dactyliſcher betrachtet werden, wenn man die beiden kurzen Vorſchlagſylben als zweizeitigen Auftact nimmt, und dann bekommt die anapäſtiſche Reihe folgende Form:

◡◡	—́◡◡	—
—	—́—	◡◡
	◡́◡—	
	◡◡◡◡	

Anarchie iſt ein Volksverein ohne gemeinſchaftliche Regierungs-Form. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewiſſer gemeinſamen Zwecke eine gemeinſchaftliche Regierung in ſich ſchließt, ſo iſt die Anarchie als ein Zuſtand der Unordnung und Auflöſung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr ſetzt, aber auch ſeiner Unnatürlichkeit wegen nie herrſchend werden, ſondern nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen, dergleichen z. B. die franzöſiſche Revolution darbot, als ein Uebergang eintreten kann.

Anathema, von Gott verflucht, iſt die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgeſprochen wird. Daher heißt das Anathema ausſprechen oder anathematiſiren, mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechiſchen ανατεμνειν, zerſchneiden, zergliedern), die Zergliederungskunſt. In ſo fern ſie ſich mit Unterſuchung der thieriſchen Körper beſchäftigt, nennt man ſie auch Zootomie. Die Anatomie iſt ein Theil der Naturgeſchichte, und gehört unter die wichtigſten Hülfswiſſenſchaften der Medicin. Die Zergliederung des menſchlichen Körpers war bei den älteſten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Aegyptier hatten einen großen Abſcheu davor, denn es war der Gebrauch bei ihnen, denjenigen, welcher beim Einbalſamiren der Todten den Leib derſelben aufſchneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundſätze ihrer Religion die Beſchäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verſtorbener Menſchen ſo ſchnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbſt zu Hippokrates Zeiten waren die anatomiſchen Kenntniſſe noch höchſt mittelmäßig, und wahrſcheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues ſchon weiter vorgerückt. Weiterhin war Alexandrien in Aegypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte. Hier wurde auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 vor Chr.). Er zergliederte menſchliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugniſſe des Celſus erhielt er ſogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu öffnen, obgleich man keine nähern Beweiſe dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröſes, die nach der Leber gehen u. ſ. w.

Eraſiſtratus, ein Zeitgenoſſe von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er beſtimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, belegte die Klappen in der Hohlvene mit ihren Namen, die noch jetzt gebräuchlich ſind. In der Folge, beſonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachläſſigt. Galen, in Alexandrien gebildet (im J. 131 nach Chr.), hatte alle anatomiſchen Kenntniſſe der damaligen und vormaligen Aerzte geſammelt, ſcheint aber ſelbſt die Anatomie nicht ſehr vorwärts gebracht zu haben, indem er ſich meiſtens nur mit Zergliederung der Thiere beſchäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menſchlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; ſie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Aerzte ſchöpften daher ihre anatomiſchen Kenntniſſe bloß aus den Schriften der Griechen, beſonders Galens. So blieb alſo mehrere Jahrhunderte hindurch die Anatomie auf dem vorigen Grade ſtehen. Erſt im vierzehnten Jahrhundert ſtanden wieder einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kenntniſſen in der Anatomie und mit dem Nachbeten Galens nicht zufrieden, ſelbſt anatomiſche Unterſuchungen wagten. Die abergläubiſche Furcht vor dem Zergliedern menſchlicher Leichname, welche bisher geherrſcht hatte, ſchien allmälich zu verſchwinden, da ein philoſophiſcher Geiſt mehr Denkfreiheit unter den Menſchen erregte. Mondini de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, zergliederte zuerſt 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beſchreibung des menſchlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demſelben enthalten waren. Seit dieſer Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Univerſitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menſchlicher Leichname angeſtellt wurden. So wie in der Medicin überhaupt, ſo auch in der Anatomie, zeigte ſich es offenbar, daß nur treue Beobachtung die Kunſt zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit bringen kann, daß ſie aber ſtehen bleibt, ja wieder zurückſinkt und durch Irrthum verunſtaltet wird, ſobald Anhänglichkeit an Meinungen, Nachbeten der Vorgänger, die Stelle eignen Forſchens vertritt, ſobald man eine vorgefaßte Meinung nur beſtätigt ſehen will, oder einſeitige Meinungen zu weit verfolgt. Aus dieſem Grunde ſtieg auch damals die Anatomie nur langſam, weil man theils Galens Schriften, theils nachher Mondini's Lehrbuch über dieſelbe nur durch die Zergliederungen zu erklären ſuchte. Nur Montagnana, Profeſſor zu Padua im fünfzehnten Jahrhundert, konnte ſich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen ſelbſt verrichtet habe, was damals ſehr viel war. Im ſechzehnten Jahrhundert ſtanden allenthalben Anatomen von großem Rufe auf. Das anatomiſche Studium wurde wieder allgemeiner, und viele Fortſchritte wurden in demſelben gemacht. Fallopius, Euſtachius, Botallius, Varolius und viele Andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche ſich mit der Unterſuchung einzelner Partien des Organismus beſchäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirſung den pankreatiſchen Gang, Schneider die Schleimhaut u. ſ. w. Im achtzehnten Jahrhundert machten ſich durch ihre anatomiſchen Unterſuchungen berühmt: Pacchioni, Vaſalva, Keil, Lanciſi, Ruyſh, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr, und mehrere Andere, Meckel, Loder, Reil, Bichat, ſind außer mehreren Andern als berühmte Anatomen der neueſten Zeit

der beſondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenſtande ihrer Unterſuchungen, in die allgemeine und ſpecielle. Die erſtere betrachtet die Beſtandtheile des Körpers überhaupt, die allen Organen oder einzelnen Syſtemen deſſelben gemein ſind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urſtoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, und durch den ganzen Körper, von der Haut bis auf die Knochen, mittelſt der in einander laufenden feinen zelligen Zwiſchenräume, in Verbindung und Zuſammenhang ſteht; die Structur und Beſtandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechſen, Nerven, Blutgefäße u. ſ. w. überhaupt. Die zweite beſchreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Syſteme insbeſondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zuſammenhang unter ſich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man daher die verſchiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Oſteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechſen ꝛc.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin in dieſer Rückſicht gerechnet werden die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu ſeinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blaſe, Magendrüſe u. ſ. w.; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüſſigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die ſich in Schlag-Adern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchſaft einſaugen, theils im ganzen Körper vertheilt ſind, die abgeſonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Nevrologie, die Lehre von dem Nervenſyſtem und Gehirn; Dermologie, die Beſchreibung der Haut. — Unter den **anatomiſchen Arbeiten** ſind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomiſcher Präparate. Präpariren benennt man die Abſonderung eines Organs, eines ganzen Syſtems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen, um ſie zum Behuf des Unterrichts zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochen-Syſtem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechſen und andern Theilen dargeſtellt und ein Skelett genannt; ſo werden die Muskeln, die Arterien, Nerven u. ſ. w. für ſich allein dargeſtellt; ſo werden ferner die Eingeweide in ihrer Lage und außerhalb derſelben abgeſondert, die Gefäße derſelben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre beſondere Structur deutlich einzuſehen. Zu dieſen Arbeiten gehören ſchon hinlängliche anatomiſche Kenntniſſe, und gewöhnlich verrichtet ſie auf Akademien der Proſektor vor den Lehrſtunden, damit in denſelben der Lehrer der Anatomie ſie vorzeigen und demonſtriren kann. Das Aufbewahren der anatomiſchen Präparate geſchieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett; theils in Weingeiſt, wie bei Eingeweiden und überhaupt den ſogenannten weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection. Das Injiciren wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Name des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird, mittelſt einer Spritze, mit irgend einer weichen gefärbten Maſſe angefüllt, welche alsdann ſich in alle Aeſte und Zweige der Gefäße vertheilt, ſie auftreibt und ſichtbar macht. Die feinſten Haargefäßchen können auf dieſe Weiſe deutlich dargeſtellt werden. Die einzuſpritzende Maſſe beſteht gewöhnlich aus einem Gemiſche von Seife, Pech, Oel und Terpenthin, wozu eine färbende Subſtanz noch geſetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für ſehr feine Gefäße, z. B. die einſaugenden Lymphgefäße, nimmt man Queckſilber wegen ſeiner äußerſten Theilbarkeit. H.

Anaxagoras, einer der vorzüglichſten ioniſchen Philoſophen, war zu Clazomene im erſten Jahre der 70ſten Olympiade von reichen und angeſehenen Aeltern geboren. Er widmete ſich dem Studium der Philoſophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reiſen, beſuchte Aegypten und alle Länder, wo die Wiſſenſchaften blühten, und ließ ſich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter ſeinen Schülern bald die angeſehenſten Bürger, wie Archeläus und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwiſſenſchaften ſetzte ihn in den Stand, die Finſterniſſe der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erſcheinungen zu erklären; aber unverſchuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gotteslängnung, und mußte in Folge einer Anklage deshalb Athen verlaſſen. Es ging nach Lampſacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, ſtarb. Anaxagoras Grundſatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Princip aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche ſie bilden ſollten, von gleicher Natur wären. Dieſe Atomen, an und für ſich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verſchiedenes, geiſtiges Princip in Bewegung geſetzt worden, welches er Wir nannte. So hatte ſich die Welt gebildet; die irdiſchen Körper hatten ſich, vermöge ihrer Schwere, herabgeſenkt, während der Aether oder das Feuer ſich in den oberen Theilen verbreitete. Die Geſtirne waren ihm indeß auch irdiſcher Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmaſſe, größer als der Peloponnes. Die Milchſtraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler bewohnbarer Körper, welcher ſein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der ſinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und ſagte, daß die Dinge nicht ſo beſchaffen ſeyen, wie Jeder glaube, ſo behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, ſondern ſchwarz ſey, wie das Waſſer, aus dem er entſtehe und in das er aufgelöſ't werde.

Andante, Ueberſchrift muſikaliſcher Stücke, um damit eine deutlich abgemeſſene, ruhige Bewegung anzuzeigen. Es iſt der dritte angenommene Grad in der Muſik, und der Uebergang vom Langſamen zum Geſchwinden. Andantino ſteht zwiſchen Andante und Allegretto in der Mitte, iſt folglich etwas geſchwinder als Andante, und etwas langſamer als Allegretto; dieſes iſt wenigſtens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langſamere Bewegung als Andante.

Andreä (Johann Valentin), einer der intereſſanteſten deutſchen Schriftſteller ſeiner Zeit, war 1586 im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er zu Tübingen ſtudirt und Frankreich und Italien beſucht hatte, bekleidete er nach und nach mehrere geiſtliche Aemter, und ſtarb 1654 als Abt von Adelberg. Tief bekümmert, die Grundſätze der chriſtlichen Religion leeren Streitigkeiten Preis gegeben, und die Wiſſenſchaften von Eitelkeit und Neugierde gemißbraucht zu ſehen, beſchäftigte er ſich unabläſſig mit den Mitteln, ſowohl jener als dieſen ihre moraliſche und wohlthätige Tendenz wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigſtens Erneuer des Roſenkreuzer-Ordens geweſen (ſ. d.), möchte ſich ſchwer beſtimmen laſſen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewiſſe Neigung zum Myſticismus iſt bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch ſey, unläugbar war er ein eben ſo geiſt- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen

Gelehrſamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laſter in jedem Stande, bald in ſcherzhafter Laune, bald mit ſtrengem Ernſt und bitterm Spott verfolgte, und ſelbſt der Tugend durch ſein ganzes Leben treu war. Trefflich hat ihn Herder charakteriſirt. Er hat vieles, und dies meiſtens in einer ſonderbaren Sprache geſchrieben, Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und ſcharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeiſt des Verfaſſers. Ein claſſiſcher Dichter, nach den Begriffen unſerer Zeit, iſt er freilich nicht; die ſeine und auch der damalige Zuſtand der deutſchen Sprache litt es nicht. Damals ſchrieb alles lateiniſch und auch er ſchrieb, was er gefeilt ſchreiben wollte, in dieſer Sprache; was er deutſch ſchrieb, iſt für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er ſagt ſelbſt am Ende:

Ohn' Kunſt, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du ſchwitzſt, ſpitzſt und ſchnitzſt im Sinn,
Hab' ich's geſetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's beſſer, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache iſt die ſchwäbiſche. In Lehrſtellen, Sentenzen, kurzen Gleichniſſen und Gegenſätzen iſt Andreä beſonders glücklich, wie auch in komiſchen und witzigen Zügen. Er war ein feiner dichteriſcher Kopf, der aber unter dem Geſchmack ſeiner Zeit, und unter andern Geſchäften erlag. Seine deutſchen Verſe zeigen nur von fern, was er hätte werden können, ſeine lateiniſchen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus ſeiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres überſetzt; auch hat Erſterer aus ſeiner Geiſtlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns ſind ſeine Chriſtlich Gemäl (Gemälde), Tüb. 1612. 4. Die Titel ſeiner übrigen Schriften müſſen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige), ein Bruder des heiligen Petrus, und der erſte Schüler, den Chriſtus wählte. Beide Brüder waren Fiſcher, entſagten aber dieſem Geſchäft und folgten dem Erlöſer. Andreas Schickſale nach Chriſtus Tode ſind ungewiß; die gewöhnliche Meinung iſt, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Moskoviten verehren ihn als denjenigen Apoſtel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzpatron ihres Landes. — Andreasorden, ſ. Orden.

Andrōmache, die Tochter des Königs Ection von Theben in Cilicien, und Hektors Gemahlin. (Vergl. dieſen.) Nach Troja's Eroberung ward ſie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher ſie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, ſie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem ſie noch einen Sohn gebar.

Andrōmeda, des äthiopiſchen Königs Cepheus und der Caſſiopeia Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einſt prahleriſch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereïden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus Gebiet überſchwemmte, ſondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer ſandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausſpruch, Poſeidons Zorn könne nur beſänftigt werden, wenn Cepheus ſeine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Dies gehört, zwangen ihn die Aethiopier zur Befolgung des Spruchs, und die unſchuldige Andro-

meda wurde, an einem Felſen gefeſſelt, dem Ungeheuer Preis gegeben. So erblickte ſie Perſeus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Beſiegung der Meduſa auf dem Pegaſus zurückkam. Beſiegt von Mitleid und Liebe, verſprach der Held das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. Das verſprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perſeus ſteht Andromeda, durch der Pallas Gunſt, unter den Sternen. (Vergl. Perſeus.)

Aenēas, ein trojaniſcher Fürſt, des Anchīſes und der Venus Sohn. Unter Troja's Helden iſt er nach Hektor der ausgezeichnetſte, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entſcheidenden Nacht aber, in der dieſe von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Aeneas ſtürzt ſich dennoch in den Kampf, aber umſonſt. Priamus fällt, und nun erſt kehrt Aeneas, auf ſeiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Creüſa (ſ. dieſe). Jetzt, da nichts mehr zu retten iſt, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thracien, wo er die Stadt Aenos erbaute, allein, durch ein Wunder erſchreckt, vom Anbau abließ. Von da ging er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelſpruchs führt ihn nach Creta, von wo ihn eine Peſt vertreibt. Nun ging ſein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Appollons Spiele feierte; in Epīrus fand er Hēlenus und Andrŏmache. Von hier ging ſeine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Aetna, dann um Sicilien nach Drepanum auf der Weſtſeite, wo Anchiſes ſtarb. Ein Sturm verſchlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Carthago freundlich aufnimmt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schickſals eingedenk, ſendet durch Mercur Befehl an Aeneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlaſſene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, ſegelt Aeneas mit ſeinen Genoſſen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojaniſchen Gaſtfreund Aceſtes verſchlagen, wo er dem abgeſchiedenen Vater Leichenſpiele feiert. Die Weiber der Genoſſen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, ſtecken die Schiffe in Brand, worauf er beſchließt, die Weiber und Schwachen zurückzulaſſen. In dieſem Entſchluß beſtärkt ihn Anchiſes, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla zur Unterwelt zu ſteigen. Nach Erbauung der Stadt Aceſto ſchifft Aeneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufſucht, die ihm ſeine Zukunft weiſſagt, und ſeinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach der Rückkehr aus dieſer, gelangte er nach einer neuen Schifffahrt in den Tibris, wo er am öſtlichen Ufer, im Lande des laurentiniſchen Königs Latinus, ausſtieg. Deſſen Tochter Lavinia war von dem Schickſal einem Fremdlinge beſtimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies nun veranlaßt einen Krieg, nach deſſen Beendigung ſich Aeneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Aeneïde (ſ. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der hiſtoriſchen Wahrheit, die Geſchichte des Aeneas. — Sein mit der Lavinia gezeugter Sohn, Aeneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der der Gründer Roms. Von ſeiner erſten Gemahlin hatte er einen Sohn, Julus Ascanius, von welchem die Römer das juliſche Geſchlecht ableiteten.

Aeneſidemus, ein ſkeptiſcher Philoſoph zu Cicero's Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Aneorisma, die Pulsadergeſchwulſt, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies iſt das echte Aneorisma; man rechnet aber auch noch hierher das unechte Aneorisma, wenn die Arterienhäute geöffnet ſind, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die obere Haut der Arterie verletzt iſt, und die innere Haut derſelben durch die entſtandene Oeffnung ſich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet, das zuſammengeſetzte Aneorisma; endlich das variköſe Aneorisma, die Puls-Blutadergeſchwulſt, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchſchlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derſelben liegenden Arterie durchſchlagen wird, wodurch nun das Blut aus derſelben in die Vene dringt. Die echten Aneorismen entſtehen theils von dem zu heftigen Andrang des Blutes, theils von einer, nicht ſelten vielleicht angebornen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie ſind daher häufiger an großen Arterienſtämmen, beſonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anſtrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetſchungen öftern Verletzungen ausgeſetzt ſind. Es können aber auch, beſonders zu den innern Aneorismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenſchaften und Affecte, beſonders Zorn, Veranlaſſung geben, ja ſelbſt deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod, verurſachen. Aeußere Aneorismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder ovalen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geſchwulſt, welche weich, elaſtiſch iſt, und in welcher man ein dem Pulſe gleiches Klopfen bemerkt. Dieſes Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geſchwulſt ſtark zuſammendrückt, es wird wieder fühlbar, ſobald der Druck aufhört. In der erſtern Periode dieſer Krankheit bleibt die Geſchwulſt lange Zeit klein, oder wächſt doch ſehr langſam; in der zweiten aber nimmt ſie plötzlich ſehr zu, die Farbe derſelben verändert ſich, ſie wird blau, fängt an zu ſchmerzen, die benachbarten Theile ſchwellen an, das Klopfen in der Geſchwulſt wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berſtet die Geſchwulſt, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüſſigen Bluts enthält, und der Kranke ſtirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeſchwülſte ſind ſchwer zu erkennen; man vermuthet ſie, wenn der Puls ſehr ungleich iſt, der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondriſten, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechſeln darf) leidet, wenn dabei Beſchwerden der Reſpiration mit erſcheinen, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche. Die äußerlichen Aneorismen werden entweder durch langanhaltenden Druck auf die Geſchwulſt geheilt, oder durch Operation weggeſchafft, wobei (nach Hunters Methode) die Arterie oberhalb der Geſchwulſt entblößt und unterbunden wird, ſo daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Aneorisma gehindert wird, und er allmälich ſich zuſammenzieht. H.

Anfoſſi (Pascal), geboren um das Jahr 1736, wurde in den Muſikſchulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieſes Inſtrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er ſich unter Sacchini und Piccini des Studiums der Compoſition. Der Letztere gewann ihn

lieb, und verſchaffte ihm im J. 1771 ſein erſtes Engagement bei dem Theater Delle dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verſchaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier daſſelbe Schickſal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfoſſi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er im Jahre 1773 aufführen ließ, ward mit Enthuſiasmus aufgenommen; ſo auch in den beiden folgenden Jahren La finta giardiniera und Il Gelosa di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im Jahre 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit erfuhr, beſtimmten ihn, Rom zu verlaſſen. Er durchreiſ'te Italien und kam gegen das Jahr 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conſervatorium zu Venedig, wo er 1769 die Oper Cajus Marius aufs Theater gebracht hatte. Er führte in der königlichen Akademie Die verfolgte Unbekannte auf, aber dieſe anmuthige und zarte Muſik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche ſie verdiente. Daran war, nebſt der froſtigen Dichtung, zu der ſie gehört, hauptſächlich die ihr nicht angemeſſene Art der Ausführung Schuld. Von Frankreich ging Anfoſſi nach London; er war im J. 1783 Muſikdirektor beim italiäniſchen Theater dieſer Stadt. Im J. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn ſeine ehemaligen Unfälle vergeſſen ließ, und ihm ein Anſehen und eine Achtung erwarb, die er bis an ſeinen Tod im J. 1793 genoß. Anfoſſi erinnert allerdings in ſeinen Compoſitionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er ſeinen Styl und ſeine Manier gebildet hat; aber ſein Geſchmack, Ausdruck und ſeine Kunſt der Steigerung und Entwickelung ſind ausgezeichnet. Mehrere ſeiner Finale's ſind Muſter in dieſer Art. Seine Fruchtbarkeit beweiſ't, daß er mit Leichtigkeit arbeitete; wir machen von ſeinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und I Viaggiatori felici namhaft, die zu den beſten in dieſer Gattung der komiſchen Opern gehören.

Angarien (Angariae), heißen Frohndienſte der Unterthanen, wenn ſie z. B. mit Wagen, Vorſpann, Handarbeit ꝛc. ihrer Herrſchaft fröhnen müſſen. Beſonders heißen bei dem Seeweſen Angarien diejenigen Dienſte, welche Privatſchiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leiſten müſſen.

Angeborne Begriffe, ſ. Begriffe.

Angeborne Neigungen, ſ. Neigungen.

Angeln, ein deutſches Volk, das im jetzigen Herzogthum Magdeburg wohnte, und wahrſcheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als dieſe den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da ſie ſich dem Rheine und dem römiſchen Gebiete nie näherten, finden wir ſie nicht unter ihrem Namen. Die Römer begriffen ſie unter den allgemeinen Namen der Kauchen und Sachſen, bis die Eroberung Britanniens ſie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im ſechsten Jahrhundert ſchloſſen ſie ſich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachſen, an, und eroberten unter dem Namen der Angel-Sachſen das heutige England (ſ. England); ein Theil von ihnen aber blieb auf der däniſchen Halbinſel, wo ihr Andenken ſich bis jetzt erhalten hat.

Angelo (Michael) Buonaroti, geboren 1474 zu Capreſe im florentiniſchen, geſtorben 1564 zu Rom, offenbarte ſein allſeitiges, erſtaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architectur und Poeſie. Domenico de Grillandajo war ſein erſter Lehrer in den zeichnenden Künſten, und er war noch nicht zwei

Jahre bei ihm geweſen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunſtſchule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit ſo gutem Erfolg genoß, daß er ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinſchaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathſaal von Florenz mit hiſtoriſchen Darſtellungen zu ſchmücken. Zu dieſem Behuf entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem piſaniſchen Kriege darſtellt, und von den Kennern als die trefflichſte Schöpfung Michael Angelo's geprieſen wird, wiewohl wir ihn leider nicht mehr vollſtändig beſitzen. Indeß hatte ihn Papſt Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu errichten. Zwei Mal wurde dieſe Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künſtler. Bramante und Giuliano da Sangallo beſonders waren es, die den Papſt überredeten, von Michael Angelo das Gemälde der ſeſtiniſchen Capelle malen zu laſſen, denn ſie wußten, daß er in Frescomalereien ſich noch nicht verſucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papſtes entziehen würde. Michael Angelo weigerte ſich vergebens den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in zwanzig Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier mehr als irgendwo der Künſtler in der ganzen Größe ſeines originellen Geiſtes erſcheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, ſtarb der Papſt, und auf Leo's Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Façade an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo ſtarb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, und einen Chriſtus, der nachher zu Rom in der Kirche La Minerva aufgeſtellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpſtlichen Stuhl beſtieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und beauftragte ihn mit der Vollendung der neuen Sakriſtei und der St. Lorenz-Bibliothek zu Florenz. Stürmiſche Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngſte Gericht in der ſixtiniſchen Capelle zu malen. Ungern ging der ſechzigjährige Künſtler an ein Werk, das ſeinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum verſchloſſenen Ernſt und Tiefſinn hinneigte, der unter allen Dichtern ſich am liebſten durch Dante's ungeheuere Gemälde begeiſterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgenſten Mechanismus der Muskeln erforſcht hatte, beſchloß, im Gefühl ſeiner Kraft, ſich einen neuen Weg für dieſe Arbeit zu bahnen, und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umriſſe, in der Kühnheit der Bewegungen es allen ſeinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete er 1541 ein Gemälde, das durchaus mißlungen in der Compoſition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel im Einzelnen, abenteuerlich im Detail, zwar nicht den Schönheitsſinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künſtler zeigt, und mehr für den Künſtlerverſtand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geſchmack des Liebhabers iſt. Indem es die menſchliche Geſtalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abſtufungen darſtellt, iſt es als ein unerſchöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Seine letzten beträchtlichen Werke der Malerei waren zwei große Ge-

mälde in der pauliniſchen Capelle, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzesabnahme Chriſti, eine Gruppe von vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor, leitete überdies die Anlage der Feſtungswerke eines Theils der Stadt, il Borgo genannt, und mußte noch 1546 den Bau der Peters-Kirche übernehmen. Er entwarf in vierzehn Tagen einen Plan dafür, worin er aufs neue die Form des griechiſchen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querſchiffe des Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer feſten Mauer ſtützte, und eine Vorderſeite nach dem Muſter der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung ſeines Planes nicht, an dem nach ſeinem Tode noch einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio, des farneſiſchen Palaſtes und vieler andern Gebäude. Auch ſeine architectoniſchen Werke zeichnen ſich durch Größe und Kühnheit aus; aber in ſeinen Verzierungen zeigt ſich oft ſeine ungeregelte, ausſchweifende Phantaſie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geſchmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Phantaſie und Zeitvertreib in müßigen Stunden anſah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweiſe eines großen Talents. Sie ſind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erſchienen. Seine proſaiſchen Werke (Vorleſungen, Reden, Ciccalate, d. h. ſcherzhafte akademiſche Vorleſungen) finden ſich in der Sammlung der Prose fiorentine, und ſeine Briefe in Bottari's Lettere pittoriche.

Angenehm iſt ein Gegenſtand, der die Wirkſamkeit der Seele reizt; dies geſchieht entweder durch die Vorſtellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. ſ. w., dieſe durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das angenehme, beſonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, ſubjectiver Einrichtung, Neigungen u. ſ. w. abhängt, ſo iſt es nichts abſolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftweſen; es iſt nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Weſen gelten könnte. Der Menſch, als Sinnenweſen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabſcheuen, und es iſt ihm phyſiſche Nothwendigkeit, möglichſt die Summe des Angenehmen zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterſchied zwiſchen angenehm und ſchön in der Kunſt ſey, werden wir unter **Schön** aus einander ſetzen.

Anglaiſe (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälſchlich Contre-danſe gemacht haben) iſt ein Tanz von lebhaftem Charakter. Die Melodien dazu ſind mehr oder weniger ſchnell, werden in gerade und ungerade Taktart eingekleidet, beſtehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunſtloſen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Abſätzen und Einſchnitten.

Anglicaniſche oder **engliſche Kirche.** Sie war bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ein Theil der catholiſchen Kirche, und die Chriſten in England unterſchieden ſich bis dahin weder durch eine eigenthümliche Geſellſchaftsverfaſſung, noch durch beſondere Lehren von andern Chriſten des Abendlandes. In den erſten Zeiten des ſechszehnten Jahrhunderts aber gerieth der König **Heinrich** VIII. mit dem Papſte, der nicht in ſeine Scheidung von Catharina von Aragonien willigen wollte, in einen Streit, welcher die Folge hatte, daß der König dem Papſte den Gehorſam aufkündigte und ſich ſelbſt für das Oberhaupt, für den erſten Biſchof der Kirche ſeines Landes erklärte.

Seit dieſer Zeit trat die engliſche Kirche außer Verbindung mit Rom und bildete eine beſondere, für ſich beſtehende Geſellſchaft. Im übrigen aber war Heinrich VIII. ein rechtgläubiger und eifriger Catholik, änderte nichts weder in der Lehre, noch im Kirchenceremoniel, erklärte ſich eifrigſt gegen die Grundſätze der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformation und unterdrückte die Anhänger derſelben in ſeinen Staaten. Unter ſeinem minderjährigen Sohne aber, Eduard VI., ward der Anfang mit der Einführung der Reformation gemacht, und nachdem Maria dem Catholicismus wieder den Sieg auf kurze Zeit verſchafft hatte, ward die neue Lehre unter Eliſabeths Regierung in dem brittiſchen Reiche feſt gegründet und die Einführung der Reformation vollendet. England nahm aber nicht die Lehren der deutſchen, ſondern der ſchweizeriſchen Reformatoren an, und es macht daher die engliſche Kirche einen Theil der reformirten Kirche aus. Indeß unterſcheidet ſich die engliſche Kirche dadurch auf eine merkliche Weiſe von den reformirten Kirchen anderer Länder, daß ſie mehrere aus dem Catholicismus herſtammende Vorſtellungsarten und Gebräuche beibehalten, und einen ceremonienreichern Cultus eingeführt hat. Sie ſteht gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Catholicismus und dem Proteſtantismus, und weicht von den übrigen reformirten Kirchen namentlich darin ab, daß ſie die biſchöfliche Würde für eine göttliche und nothwendige Anordnung erklärt, eine ununterbrochene Folge wahrer Biſchöfe von der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums an behauptet, den Ausſprüchen der Kirchenväter ein großes Anſehen zuſchreibt, und die Kirchengebräuche der erſten Jahrhunderte genau zu beobachten ſtrebt. Die hier beſchriebene, in England und in Irland herrſchende Kirche wird die biſchöfliche oder die Episcopalkirche genannt. Es gehören aber bei weitem nicht alle Engländer zu dieſer Kirche. Als nämlich unter der Königin Eliſabeth der Lehrbegriff beſtimmt, die kirchliche Verfaſſung und der öffentliche Gottesdienſt angeordnet ward, waren Viele mit der Beibehaltung catholiſcher Einrichtungen und Gebräuche höchſt unzufrieden und verlangten, daß man ſich in allem ganz nach dem Vorbilde der ſchweizeriſchen Kirche richten ſolle. Die, welche dieſer Meinung waren, und eine eigene, nach ihren Anſichten und Wünſchen eingerichtete kirchliche Geſellſchaft bildeten, wurden Presbyterianer, auch Independenten und Congregationaliſten genannt, und dieſe, noch neben der Episcopalkirche fortdauernden, wieder in mehrere beſondere Geſellſchaften getheilt. Independenten unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch von der Episcopalkirche, daß ſie die biſchöfliche Regierung verwerfen, eine völlig demokratiſche Verfaſſung und einen einfachen Cultus haben. Wenn in England und Irland die biſchöfliche, ſo iſt in Schottland die presbyterianiſche Kirche die herrſchende. Uebrigens iſt von der engliſchen Kirche zu bemerken, daß ſie innigſt in die Staatsverfaſſung verflochten iſt, und daß ihre Lehrer anſehnliche Einkünfte und wichtige Rechte genießen. Von jeher hat aber auch die engliſche Geiſtlichkeit durch Liberalität, wiſſenſchaftliche Bildung und Anhänglichkeit an die Verfaſſung des Vaterlandes ſich ausgezeichnet. Auch haben in der engliſchen Kirche viele vortreffliche Kanzelredner geblüht, als Tillotſon, Gregory, die beiden Erſkine, Sterne, Leland, Sectin, Dodd, Gerard, White und Blair, welcher letzte jüngſt durch eine neue Ueberſezzung in das deutſche Publicum eingeführt worden iſt. N.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet ſich theils nach den Gegenſtänden, auf welche er gerichtet iſt, theils nach den ge-

genſeitigen Streitkräften, theils nach der Beſchaffenheit des Terrains. In der Schlacht nimmt man gewöhnlich viererlei Arten des Angriffs an. 1. Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend iſt, wobei erfordert wird, daß man dem Feinde eine der ſeinigen wenigſtens gleiche Front entgegenſtellen kann; 2. man greift mit einer ſchiefen Linie an; 3. man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4. man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Dieſe Art anzugreifen iſt nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel der beiden vorſpringenden Winkel können der Länge nach beſtrichen werden, Schüſſe, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht beſondere Umſtände verhindern, dem andern in den Rücken u. dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, ſo muß der müßige Theil ſich unverzüglich da beſchäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verſtärken, ſich geſchwächt hat. Um einen Angriff ſicher auszuführen, müſſen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht ſeyn. Zu den Ende muß man auf Kartätſchenſchußweite anzurücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande ſeyn. Geht dies nicht an, ſo muß unverzüglich der Punkt, wo eingedrungen werden ſoll, angegriffen werden. — Der Angriff einer Feſtung (ſ. d. Art.) iſt ebenfalls verſchiedener Art, nämlich 1. Blokade oder Einſchließung, um den Platz auszuhungern; 2. Erſteigung mit Leitern; 3. Ueberrumpelung durch Liſt oder Verrätherei; 4. Ueberfall mit ſtürmender Hand; 5. Bombardement; 6. die förmliche und 7. die bruskirte Belagerung, indem man ſich ſogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contreſcarpe Poſto faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geſchieht mit eben ſo viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs beſtimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten verſehen ſeyn. Die vorangehenden Freiwilligen ſind nach Maßgabe der Umſtände mit Bretern, Hurden, Faſchinen, Schanzkörben oder Leitern verſehen, um damit Wolfsgruben, Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu überſteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Aexten, Sägen und Brechſtangen, welche die etwanigen Paliſaden, ſpaniſchen Reiter oder Schleppverhaue wegſchaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contreſcarpe abſtechen und Erde in den Graben werfen, während die Freiwilligen auf den Feind feuern. Iſt Graben und Bruſtwehr erſtiegen, ſo wird letztere nebſt der Contreſcarpe ſo abgeſtochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleriſten ſeyn müſſen, um das eroberte Geſchütz entweder zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen einige Colonnen ausgeſuchter Truppen mit ihren Geſchützbatterien und einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterſtützen, wenn die Freiwilligen allein zu ſchwach ſind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erſchweren. Bei Nacht oder mit Tages Anbruch geſchieht ein ſolcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, ſo richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in dieſem Falle nähert man ſich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich ſchwächſten Theilen derſelben. — Redouten, oder abgeſonderte Verſchanzungen, werden mit ſo vielen Colonnen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden ſoll; zwiſchen jeden zwei Colonnen iſt eine Linie Infanterie. Da unſere

Truppen gedeckt zwiſchen den Werken durchgehen, und den hinter denſelben ſtehenden Feind angreifen müſſen, ſo beſtimmt dies hinreichend, welche Werke wir vorzüglich in Beſchäftigung zu erhalten ſuchen müſſen. Hinter jeder Infanterielinie befindet ſich eine Colonne Cavallerie. Sind die angreifenden Colonnen am Rande des Grabens, ſo geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwiſchenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, ſo folgen einige Bataillone Infanterie mit einer leichten Geſchützbatterie nach. Das erſte Treffen Infanterie macht 300 Schritt vor der Verſchanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff mißglücken ſollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt entweder auf die Truppen hinter den Verſchanzungen, oder auf die Nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterſtützung, je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt. Wird der Feind geworfen und ein paar Redouten erobert, ſo geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwiſchenräume. Nimmt man auf dieſe Art die drei Flügelredouten weg, ſo hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarſchiren und ſeine Fronte zu verändern.

Anhalt. Das herzogliche Geſammthaus Anhalt leitet ſeinen Urſprung von dem Schloſſe Anhalt am Harze ab, das jetzt in Trümmern liegt. Vielleicht war **Eſico von Ballenſtädt** — wahrſcheinlich eine der älteſten Beſitzungen des anhaltiſchen Hauſes — der Erbauer dieſes Schloſſes (940). Sein Enkel, Otto der Reiche, erſcheint als Herr von Ballenſtädt und Aſchersleben, erweiterte das Schloß Anhalt, und nannte ſich Graf von Askanien und Aſchersleben. Ihm folgte 1123 ſein Sohn, **Albrecht der Bär**, der ſeine Länder mit der Mittelmark vermehrte, und dadurch der Stifter dieſer Mark und erſter Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb außerdem noch bedeutende Beſitzungen. Nach ſeinem Tode 1171 erhielt ſein Sohn Bernhard die anhaltiſchen Lande, und außerdem 1180, nach der Achtserklärung Herzog Heinrichs des Löwen, das Herzogthum Sachſen. Er hinterließ 1211 zwei Söhne, Heinrich und Albrecht, von denen letzterer das Herzogthum Sachſen, nebſt dem wittemberger Kreiſe und der Grafſchaft Plötzkau, erſterer aber die übrigen anhaltiſchen Lande ſeines Vaters, nebſt den thüringiſchen Gütern bekam. (Albrechts Nachkommen theilten ſich in zwei Linien, und ſtarben 1422 und 1689 aus. Von ihren Beſitzungen fiel jedoch nur die Grafſchaft Plötzkau an das Haus Anhalt zurück.) Heinrich führte zuerſt den Titel Fürſt von Anhalt, und als er 1252 ſtarb, bekam von ſeinen Söhnen **Heinrich** Aſcherleben, den Harz und einen Theil der thüringiſchen Beſitzungen, **Bernhard** Ballenſtädt, Bernburg und den andern Theil der thüringiſchen Güter, und **Siegfried** Cöthen und Deſſau, nebſt Coſſwigk und Roßlau. Heinrichs Nachkommen, welche die aſcherslebenſche Linie genannt werden, ſtarben ſchon 1316 aus, aber von ihren Beſitzungen fielen nur der Harz und die thüringiſchen Güter an das Haus Anhalt, Aſchersleben hingegen an das Bisthum Halberſtadt. Bernhards Nachkommen, welche die **alte bernburgiſche Linie** heißen, erloſchen 1468 mit Bernhard VI. So blieben nur Siegfrieds Nachkommen übrig, welche ſich 1396 abermals in zwei Linien theilten. Dieſe waren die **alte zerbſter Linie**, geſtiftet von Albrecht III., welche 1524 und 1526 ausſtarb, und die **deſſauiſche Linie**, geſtiftet von Siegmund I. (ſt. 1405), welche in den gegenwärtigen blühenden herzoglichen Häuſern annoch vorhanden ſind. Siegmunds Sohn, Georg I., (ſt. 1474) erlebte

den Anfall des bernburger Antheils und hinterließ fünf Söhne, von denen allen Fürſt Ernſt das Geſchlecht fortpflanzte. Dieſer hinterließ drei Söhne, Johann, Georg III. und Joachim. Johanns Sohn, Joachim Ernſt, vereinigte ſämmtliche anhaltiſche Länder, ſo viel das fürſtliche Haus davon noch beſaß, in ein Ganzes, und hinterließ bei ſeinem Tode 1586 ſieben Söhne, von denen 1603 die fünf noch Lebenden die Länder dergeſtalt in vier Theile unter ſich theilten, daß Johann Georg Deſſau, Chriſtian Bernburg, Rudolph Zerbſt, Ludwig Cöthen, Auguſt aber eine Geldſumme mit dem Vorbehalt erhielt, daß bei Abgang einer der vier Linien er oder ſeine Nachkommen in deren Antheil folgen ſollten, welches auch 1665 in den damals erledigten cöthenſchen Antheil geſchah. So beſtanden in dem Hauſe Anhalt vier fürſtliche Linien, bis 1793 die zerbſter Linie mit Fürſt Friedrich Auguſt ausſtarb, worauf 1797 Deſſau, Bernburg und Cöthen ſich in deſſen Antheil theilten. In dieſen drei Linien herrſcht das Recht der Erſtgeburt, doch iſt zu bemerken, daß die bernburger noch eine Nebenlinie hat, und daß Cöthen ſeit dem 6ten Mai 1812, wo Herzog Auguſt Friedrich ſtarb, für deſſen minderjährigen Neffen, Ludwig Auguſt, von dem Herzog von Deſſau, als Vormund adminiſtrirt wird. Gegenwärtig führen die anhaltiſchen Fürſten den Herzogtitel, und zwar haben ihn das regierende Haus Bernburg 1806 vom Kaiſer Franz II., die Häuſer Deſſau und Cöthen aber bei ihrem Beitritt zum Rheinbunde 1807 erhalten. Die ſämmlichen Länder der drei anhaltiſchen Linien enthalten 48 Q. M., und 118000 Einwohner. (Das Fernere ſiehe unter Bernburg, Cöthen und Deſſau.)

Ankarſtröm (Johann Jacob), der Mörder Guſtavs III., war anfangs Page am königl. ſchwediſchen Hofe, dann Unteroffizier beim Leibregiment, in der Folge aber Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberſtlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenſchaftlichen und düſtern Charakter, und bewies ein ſtetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs Guſtav III., zumal da dieſer die Macht des Senats und der ſchwediſchen Großen einſchränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte ſich noch ein Privathaß, der durch einen verlornen Prozeß erregt worden war. Im J. 1783 erhielt er ſeinen Abſchied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte ſich hier mit mehrern vom Adel, und ſie beſchloſſen in ihren geheimen Zuſammenkünften den Tod des Königs. Ankarſtröm bat, ihm die Ausführung zu überlaſſen, allein die Grafen von Ribbing und von Horn ſtritten mit ihm darum; ſie loſ'ten und das Loos entſchied für Ankarſtröm. Eben hatte der König einen Reichstag in Geſle zuſammenberufen (1792), und die Verſchwornen gingen dahin. Hier fand ſich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beſchlüſſe des Reichstags erbitterten ſie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15ten März die Maskerade beſuchen würde. Hier beſchloß man, ihn zu ermorden. Damit man ſich nicht in der Perſon irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, ſchöne Maske. Sogleich ſchoß Ankarſtröm auf den König, der an der Seite des Grafen von Eſſen über den Saal ging (vergl. Guſtav III.), warf die Gewehre weg und verlor ſich unter der Menge. Dieſe Waffen aber wurden ſeine Verräther, er ward feſtgeſetzt, geſtand ſein Vergehen, weigerte ſich jedoch ſtandhaft, die Mitverſchwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Prozeß gemacht, und am 29ſten April 1792 das Todesurtheil ausgeſprochen. Er wurde mehrere Tage mit Ruthen gepeitſcht, und auf

einem Karren aufs Schaffot gezogen. Ueberall bewies er die größte Ruhe, rühmte ſich ſeines Verbrechens, und endigte ſein Leben 31 Jahr alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberſt Lilienhorn wurden für immer des Landes verwieſen, und er allein verlor das Leben.

Anker ſind a) in der Baukunſt mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, welche die Grobſchmiede und Schloſſer verfertigen und zu verſchiedenem Gebrauch, beſonders beim Bauen, nützliche Dienſte leiſten, indem man mit denſelben nicht allein Stein an Stein befeſtigt, ſondern auch zwei Stücke Holz, Balken, Säulen, Wände ꝛc. mit einander feſter vereinigt. Nach dem verſchiedenen Gebrauche nehmen ſie auch verſchiedene Namen und Geſtalten an, indem ſie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet ſind. Sie dürfen in keinem Gebäude fehlen, wenn es länger als ein Menſchenalter ausdauern ſoll. b) In der Schifffahrt iſt es das nothwendigſte Werkzeug oder Geräthe, welches dazu beſtimmt iſt, das Schiff auf den Flüſſen, auf der See oder im Hafen feſtzuhalten. Sie ſind von ſo verſchiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis zu 6000 Pfund anſteigt, und nach ihrer mannigfaltigen Beſtimmung und Gebrauch erhalten ſie auch verſchiedene Namen. Der Schiffsanker iſt eigentlich eine große eiſerne Stange oder Ruthe, welche unten zwei auch wohl vier gekrümmte und zugeſpitzte Arme erhält. Zwei ſolcher Arme, die zuſammengeſchmiedet ſind, gleichen an Rundung einem halben Monde. Wenn der Anker ausgeworfen, d. i. in dem Fluſſe oder der See bis auf den Grund gefallen iſt, ſo faßt ein Arm mit ſeiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff feſt, daß es auf derſelben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff wieder weiter ſegeln, ſo lichtet oder hebt man den Anker vermittelſt des Bratſpießes auf aus dem Grunde des Fluſſes oder Meeres, und zieht oder windet ihn wieder in das Schiff. Die Hauptheile des Ankers ſind folgende: 1. die Ankerruthe — la vergue — eine ſtarke eiſerne Stange, die den längſten und ſchwerſten Theil des Ankers ausmacht. 2. Die zwei Arme — les deux bras ou branches d'ancre — ſind an der Ruthe angeſchweißt. 3. Die Schaufeln oder Ankerfliegen — les pattes ou les sailes — ſind platte, etwas gekrümmte, vorn geſpitzte, beinahe dreieckigte Eiſen, die am Ende der Arme angeſchweißt ſind, damit der Anker im Waſſer deſto beſſer in den Grund greift. Das dünnſte oder ſchwächſte Ende der Ankerfliegen heißt die Spitze oder der Schnabel — le bec de l'ancre. 4. Der Ankerſtock — le jas ou le jouet d'ancre — beſteht aus zwei mit Nägeln und eiſernen Bändern aufs genaueſte vereinigten, rechtwinklich auf der Grundfläche der Ruthe nach dem Ankerringe zu befeſtigten Hölzer, auch Zwillingshölzer, Seitenhölzer — flasques — genannt. 5. Der Ankerring — l'arganeau ou l'organeau — befindet ſich auf der Ruthe außerhalb dem Ankerſtock. Durch denſelben wird beim Auswerfen der Anker ein Seil gezogen. 6. Die Achſeln des Ankers — les aisselles d'ancre — ſind die mit Spitzen in ſich gehenden Winkel, welche durch die Ruthe und Arme des Ankers gebildet werden. 7. Das Ankerkreuz oder die Halsgeſtalt — la croisée d'ancre — wird durch die an dem einen Ende der Ruthe angeſchweißten Arme gebildet. 8. Das Ankertau iſt in der Stärke und Länge ſehr verſchieden und hat ein befeſtigtes Holz, die Boye, die auf dem Meere ſchwimmt und anzeigt, wo der Anker eingeſunken iſt. Zur Verfertigung der Anker braucht man die Grobſchmiede, und ihre ganz beſonders eingerichtete Werkſtatt heißt als-

dann die Ankerſchmiede, in welcher das Waſſer zugleich die bewegende Kraft für Blaſebälge, Hämmer ꝛc. iſt. X.

Anlage bedeutet in der Technik der ſchönen Künſte den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunſtwerks gemacht wird, und in welchem alle weſentlichen Theile deſſelben angegeben ſind. Wollte ein Künſtler ohne einen ſolchen Entwurf ſogleich zur Ausführung ſchreiten, ſo liefe er Gefahr ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein ſchönes Ganzes ausmachte. — In der Pſychologie nennen wir **Anlage** einen gewiſſen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Böſen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunſt, ſo bedeutet das Wort Anlage ſo viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad deſſelben.

Anleihen heißt borgen, oder man verſteht darunter auch nur eigentlich diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten machen, die keinen Schatz geſammelt haben, und doch beim Ausbruch eines Krieges, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demſelben, die Armeen und Flotten in ſchlagfertigen Stand ſetzen, und Armeen, Flotten und Feſtungen mit Waffen, Pferden, Ammunition und Lebensmitteln verſorgen ſollen. Dieſe Anleihen kann der Staat auf eine vielfache Art machen. Die älteſte und in der That natürlichſte Art, beträchtliche Summen zu borgen, iſt 1. die **Verpfändung der Domainen, Herrſchaften**, ganzer **Provinzen** und **Länder**, der **Juwelen** und **Kronen**. Die zur Sicherheit der Gläubiger verſchriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete ſich als Eigenthümer, verfuhr als Eigenthümer und auch das Publicum ſah ihn als Eigenthümer an. So verloren die Kronen manche Domaine, manche Provinz und manche Juwele. 2. Der Staat kann, wie der **Privatmann** und **Kaufmann, borgen**, indem er die ihm geleiſteten Dienſte, und die ihm gelieferten Waaren entweder mit ausgeſtellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinſenbetrag und Zeitbeſtimmung der Wiederbezahlung, dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienſte und Sachen in Rechnung ſtellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbeſtimmt bleibt. Auf die erſtere Art borgt Englands Finanzminiſter durch die Schatzkammerſcheine, ungeheure Summen, die noch obendrein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3. Wird geborgt durch **freiwillige Anleihen** unter **Gewährleiſtung** der **Landſtände** auf beſtimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höhern Zinsfuße, und Angabe der Fonds, woraus Intereſſe und Capital wieder bezahlt werden ſollen. 4. **Durch gezwungene Anleihen**, wenn die Regierung wenigen oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinſen iſt hier ſelten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns iſt noch ſeltener. Vor dem zweiten Viertel des ſechzehnten Jahrhunders bediente ſich England dieſer Anleihen; und in Frankreich vernichtete noch unter Heinrich VIII. eine Parlamentsacte alle durch Anleihen gemachten Schulden der Krone. Als dies nicht mehr hinreichte, ſo machte man Anleihen 5. durch **Anticipiren** oder **Verpfänden** der **Staatseinkünfte** auf **ein** und **mehrere Jahre**, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinſen erfolgen ſoll. In dieſem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus, die alsdann gewöhnlich ſchon wieder ausgegeben ſind, ehe ſie einkommen. Als die Staaten hierdurch in die Lage verſetzt wurden, daß ſie

nicht mehr im Stande waren, einen Fond auszumitteln, der zur Wiederbezahlung des anzuleihenden Capitals nebſt Zinſen hinreichte, aber doch noch einen Fond anweiſen konnten, welcher zur Bezahlung den jährlichen Zinſen hinreichte, ſo erfand man das Borgen 6. durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derſelben verpflichtet ſich der Staat entweder auf beſtändige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinſen, oder zur Bezahlung einer den Zinſen gleichkommenden Annuität (ſ. d. Art.). Borgt der Staat hingegen auf Einkünfte gegen Zinſen, die nur während einer beſtimmten Reihe von Jahren bezahlt werden ſollen, ſo muß er höhere Zinſen zahlen. Der beſtimmte Termin aber kann auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren oder auf die Lebenszeit eines Menſchen gehen. Im erſten Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (ſ. d. Art.). Die aus Anleihen entſtehenden Staatsſchulden gehören zwar, nach den kunſtvollen Beweiſen des Pinto Essay on Credit p. 9. Hope letter on Credit p. 19. Champion Reflexions on the national debt. II. 24. etc. zum Nationalreichthum, aber ſie werden nie den Nationalreichthum vermehren, ſ. Montesquieu Esprit les Loix XXII. p. 17., wenn gleich die Geſchichte Völker kennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden ſich vermehrte; ſo wie ſie auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlſtand abnahm, ſo wie ihre Schulden ſtiegen. 7. Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. X.

Anmuth, ſ. Grazie.

Anna, der letzte Zweig des unglücklichen Hauſes Stuart auf dem großbrittanniſchen Throne. Ungeachtet ihrer nur mäßigen Geiſtesgaben, war ihre Regierung reich an großen Ereigniſſen, und ungeachtet ihrer ungemeinen Herzensgüte wurde ſie von den Ereigniſſen hingeriſſen, ihre Familie, deren Wiedereinſetzung ſie wünſchte, zu verbannen. Sie ward zu Twickenham bei London 1664 geboren. Ihr Oheim Carl II. hatte ſeit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder beſtiegen; ſie aber war die zweite Tochter erſter Ehe Jacobs II., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter der berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römiſchen Kirche zurückgekehrt, und ſo wurde Anna nach den Grundſätzen der anglicaniſchen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder Königs Chriſtian V. von Dänemark, vermählt. Als im J. 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, ſeinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, hätte Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., es gern vorgezogen, bei ihrem Vater bleiben zu können. Aber ſie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewiſſermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und beſtieg, nachdem 1694 ihre Schweſter Maria und 1702 auch deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verſtorben waren, auch ſie ſelbſt ſchon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Gloceſter, durch den Tod verloren hatte, den engliſchen Thron, und wurde als Königin von Marlborough und deſſen Gemahlin beherrſcht. Alle Parteien ſchienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichſten empfangen könnte. Die Tory's waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wiſſen, und hofften, das alte Fürſtenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu ſehen. Die Whigs freuten ſich wenigſtens, die Königin, treu der Triplealliance, ſich der Herrſucht Ludwigs XIV. entgegenſtellen zu ſehen, um die Freiheit Europa's zu vertheidigen, und die Ver-

einigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Krone in einem Hauſe zu verhindern. So nahm ſie Antheil an dem ſpaniſchen Succeſſionskrieg, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Acquiſition dieſes elfjährigen Krieges. Ferner wurden unter Anna's Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und ſo gern auch die Königin ihrem Bruder Jacob III. den Thron zugeſichert hätte, die Nachfolge dem Hauſe Hannover beſtimmt. Jacob verſuchte vergebens eine Landung in Schottland; *die gute Königin Anna* unterzeichnete eine Bekanntmachung, worin ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt wurde. Von 17 Kindern, die ſie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als eine Witwe von 44 Jahren gab ſie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu ſchließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinſetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tory's zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für ſich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Sommers, Devonſhire, Walpole, Camper wurden durch Harley, (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rocheſter, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt erſetzt, und das Parlament aufgelöſ't. Man beſchloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entſetzt und verwieſen. Indeß ſcheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche ſie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu ſichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unverſönliche Feindſchaft Oxfords und Bolingbroke's, von denen erſterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünſtige, wurde ihr zu einem unüberſteiglichen Hinderniß. Bekümmert ihren geheimen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, verfiel ſie in einen Zuſtand der Schwäche und Lethargie und ſtarb den 20ſten Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche ſie auf dem Sterbebette ausſprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Anna's war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten, ſondern auch für die Literatur ausgezeichnet; unter ihr lebten Prior, Pope, Swift, Addiſon, Congreve, Parnell, Gay, Rowe, Steele, Arbuthnot, Young, Thomſon, Lady Montague und mehrere Andere, deren Geiſteswerke dieſen Zeitraum für England eben ſo glänzend machten, als es das Zeitalter Ludwigs XIV. für Frankreich war.

Anna Iwanowna, Kaiſerin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte ſich mit dem Herzog von Curland, ward Witwe von demſelben, und beſtieg 1730 den Thron der Czaren vermittelſt einer Intrigue, die eine Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in ſeinem ſechzehnten Jahre geſtorben; die jungen Prinzen Iwan und Baſil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Oſtermann die Regierung geführt. Da dieſer ſich ſchmeichelte, unter einer Fürſtin, der er den erſten Unterricht im Leſen gegeben hatte, ſein Anſehen zu behalten, bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um den Senat und die in Moskau verſammelten Großen zu beſtimmen, die Krone der Herzogin von Curland zu übergeben. So wurde Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürſt Baſil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen ſchlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Dieſer aber war eben nicht geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm,

um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky dieſen Mann kennen; es war Ernſt Johann von Biron, der bald im Schutze ſeiner Gebieterin Rußland beherrſchte. Anna, die anfangs verſprochen hatte, ihren Günſtling zu entfernen und die unumſchränkte Gewalt der Czaren zu modificiren, war kaum auf den Thron geſtiegen, als ſie beides zu erfüllen verweigerte und ſich als Selbſtherrſcherin aller Reußen ankündigte. Biron ſetzte jetzt ſeiner Wuth und Ehrſucht keine Gränzen. Die Dolgorucky wurden die erſten Opfer derſelben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwieſen. Gleiches Schickſal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menſchen ſtarben auf dem Blutgerüſt und über 20,000 wurden in die Wüſteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals ſoll die Kaiſerin ſich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu beſänftigen. Ungeachtet des Widerſtands des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiſerin zum Herzog von Curland ernannt worden. Indeß muß man auch geſtehen, daß Biron, bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verſchaffte. Anna ernannte ihn ſterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunſchweig); aber der letzte Wille dieſer ſchwachen Fürſtin ward nicht vollzogen. Sie ſtarb 1740.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papſte von einer geiſtlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden.

Annomination iſt eine muſikaliſche Redefigur mit Hinſicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derſelben Wörter, doch von Wörtern deſſelben Stammes, beſteht, und welche ſich nach Bernhardi zur ſüßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt. So bei Klopſtock:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

Oder bei Tiek:

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Annuitäten ſind eine Art Leibrenten, dergleichen gegen vorgeſchoſſene Gelder von der engliſchen Bank gezogen werden. Redeemable or perpetual Annuities (auflösliche) heißen diejenigen, wo das Gouvernement unter dem Vorbehalt, die angeliehenen Capitale zu tilgen, die ſtipulirten Zinſen oder Annuitäten in der Zwiſchenzeit pünktlich bezahlt. — Verkauft das Gouvernement Annuitäten auf gewiſſe Termine, ohne das Capital zurückzuzahlen, ſo heißen dieſe Irredeemable or determinate Annuities (unauflösliche); und dieſe werden eingetheilt in Long annuities, die 90 oder 100 Jahre dauern (zu König Williams Zeiten betrugen ſie 10, 12 und 14 p. C.; die gegenwärtigen werden alle mit dem J. 1860 aufhören); Short annuities, welche denjenigen, die bei den redeemable annuities eingebüßt hatten, als Douceur auf 10, 20, höchſtens 30 Jahre im J. 1778 bewilligt wurden; Life annuities, die auf das Leben einer oder mehrerer Perſonen fortdauern. — Consolidated annuities. Urſprünglich waren bei jeder Anleihe gewiſſe Taxen zur Bezahlung der Zinſen angewieſen; da aber einige Taxen nicht dazu hinreichten, bei andern aber ein Ueberſchuß blieb, ſo conſolidirte man

alle dieſe Taxen und brachte eine Gleichheit der Zinſen hervor, wovon die 3 p. C. consolidated annuities die niedrigſten und gemeinſten ſind. 3 p. C. reduced annuities, ein Fonds, deſſen urſprünglich höhere Zinſen nach und nach auf 3 p. C. reducirt ſind. Die consolidated und reduced machen die Perpetual annuities aus. Die five per Cent Annuities von 1797 werden mit dem Namen Loyalty belegt.

Anodyna (aus dem griechiſchen ὀδύνη der Schmerz und dem beraubenden α) ſchmerzſtillende Mittel. Dieſe allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannigfaltigkeit von Mitteln in ſich, denn da der Schmerz von ſo verſchiedenen Urſachen entſtehen kann, ſo müſſen natürlich auch die Mittel dagegen verſchieden ſeyn. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren und kühlende Mittel, laue feuchte Aufſchläge ſind hier ſchmerzſtillend. Selbſt Aderlaß, Abführungsmittel können hier ſchmerzſtillend wirken. Ein andermal ſind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenſchwäche und Krämpfen. In dieſer Rückſicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die ſchmerzſtillenden Mittel. Man ſieht hieraus, daß ſolche allgemeine Benennungen und Abtheilungen der Arzneimittel nichts taugen, und, zumal bei den Unkundigen, nur zu Mißgriffen Veranlaſſung geben können. Im engern Sinne verſtand man ſonſt unter den Anodynis ſolche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervenſyſtem, indem ſie nämlich die Empfindlichkeit deſſelben verminderten, die Empfänglichkeit für den ſchmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den älteſten Zeiten, als die Arzneimittellehre durch die Bemühungen verſchiedener Fürſten *) ſelbſt bereichert, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunde bearbeitet wurde, beobachtete man auch die ſchmerzſtillende Eigenſchaft vieler hieher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher auch eine eigene Claſſe aus dieſen Mitteln. Weil man an dem ſchon in den älteſten Zeiten gebräuchlichen Mohnſaft dieſe Eigenſchaft in vorzüglichem Grade bemerkte, ſo gab man ihm nicht nur den erſten Platz in dieſer Abtheilung der Mittel, ſondern man belegte vorzugsweiſe alle Miſchungen, worin das Opium ſich befand, mit dem Namen eines Anodynums. H.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt **Anomalon**, **anomaliſch**. Man gebraucht dieſen Ausdruck hauptſächlich in der Grammatik.

Anordnung iſt im Allgemeinen die jedem Werke der ſchönen Kunſt nothwendige regelmäßige Verbindung ſeiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es gibt eine geiſtliche und ſinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, dieſe in den äußern Zuſammenhang. Alles Mannichfaltige iſt entweder einander bei oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden ſoll, durch nothwendige Regeln geſchehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältniſſen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit ſteht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zu Folge (ſubjectiv), Urſach zu Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, iſt alſo das Geſetz der Cauſalität und das Geſetz der Proportion, jedes entweder für ſich oder beide in Vereinigung. Um erſteres Geſetz aber in Ausübung bringen zu kön-

*) Siehe den Artikel: Apothekerkunſt.

nen, muß nothwendig in jedem Kunſtwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrſchen, und dieſen, um durch ſie jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet ſeyn. Grund und Folge, Urſach und Wirkung ſind demnach vorhanden, und in dieſer Unterordnung gibt ſich das Geſetz der Cauſalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenſtände die doppelte Nothwendigkeit, daß ſie zuſammentreten in das Verhältniß als Urſach zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hieher erſcheint die Kunſt der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles ſo anzulegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erſcheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit müſſen berückſichtigt werden. Im Zeitverhältniß erſcheint eine Handlung nicht bloß durch Grund und Folge, Urſach und Wirkung verbunden, ſondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunſtwerk dem Geſetze der Proportion unterworfen. Jetzt iſt nur noch übrig, daß auch ein Totaleindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfodert, daß ſich nämlich alles auch verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erſte Anordnung die pragmatiſche, die zweite die ſtetige, ſo kann man dieſe die lyriſche oder muſikaliſche nennen. Die erſte thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über dieſe verſchiedenen Arten der Anordnungen laſſen ſich nicht geben; das wahrhaft künſtleriſche Genie bringt ſie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker aber muß ſie an den Meiſterwerken ſelbſt ſtudiren.

Anorganiſch, der Gegenſatz von organiſch. (S. dieſes.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 7ten Dec. 1731 geboren. Nachdem er ſeine Studien mit Auszeichnung auf der Univerſität daſelbſt vollendet und eine ziemlich umfaſſende Kenntniß des Hebräiſchen ſich erworben hatte, ſtudirte er zu Auxerre und dann zu Amersfort bei Utrecht Theologie, fand ſich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräiſchen, arabiſchen und perſiſchen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo ſein unermüdeter Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerkſamkeit des Abbé Sallier, Aufſehers der Manuſcripte, auf ihn zog. Dieſer machte ihn ſeinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenſchaft eines Zöglings für die orientaliſchen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Kaum war ihm dieſe Aufmunterung zu Theil geworden, als ihm durch Zufall einige nach einem Zend-Manuſcript copirte Blätter in die Hand fielen. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien war das Ziel ſeines Strebens. Er faßt den Entſchluß, dieſes Land zu bereiſen, um die heiligen Bücher der Parſen zu entdecken, und ſinnt nur auf die Mittel zur Ausführung. Die Gelegenheit ſcheint ihm günſtig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Oſtindien ausgerüſtet, aber die Bemühungen ſeiner Beſchützer, ihm die Mitreiſe auszuwirken, ſchlugen fehl. Sein Eifer wird durch dieſe Hinderniſſe nur vermehrt; Anquetil geht zu dem Werbecapitain, nimmt Dienſte, und reiſ't als gemeiner Soldat, den Mantelſack auf dem Rücken, den 7ten Nov. 1754 von Paris ab. Sobald ſeine Beſchützer davon hören, eilen ſie zu dem Miniſter, welcher in gerechter Bewunderung eines ſo ſeltenen Eifers für die Wiſſenſchaften, ihm die freie Reiſe, Capitainskoſt und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten ſtieg Anquetil am 10ten Auguſt 1755 zu Pondichery ans Land. Sobald er daſelbſt das

Neuperſiſche gelernt hatte, ging er nach Schandernagor, wo er hoffte, das Samſcrit ſtudiren zu können. Allein in dieſer Hoffnung ſah er ſich getäuſcht; er war im Begriff wieder abzureiſen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühſam genas, und kaum war er dieſer Gefahr entgangen, als der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbrach. Schandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck ſeiner ganzen Reiſe zu verfehlen fürchtete, beſchloß zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühſeligen und gefahrvollen Reiſe von mehr als drei Monaten langte er daſelbſt an, fand hier einen ſeiner Brüder, der von Frankreich angekommen war, und ſchiffte ſich mit demſelben nach Surate ein; aber um das Land kennen zu lernen, wie er die Küſte von Coromandel kennen gelernt hatte, ſtieg er zu Mahé ans Land und reiſete zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit, die Bedenklichkeiten einiger perſiſchen Prieſter zu beſiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi ſo weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus dieſen Sprachen überſetzen konnte. Er beſchloß hierauf die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Geſetze der Hindu zu Benares zu ſtudiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er beſtieg ein engliſches Schiff, erreichte London, lebte daſelbſt einige Zeit, beſuchte Oxford und kam den 4ten May 1762 nach Paris zurück, ohne Vermögen, ohne Verlangen danach, aber mit einem Schatz von 180 Manuſcripten und andern Seltenheiten. Der Abt Barthelemy und ſeine andern Freunde wirkten ihm eine Penſion aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetſchers der morgenländiſchen Sprachen, bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1763 ward er Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. Jetzt fing Anquetil an, die ſo mühſam geſammelten Materialien zu verarbeiten; es erſchien von ihm nach und nach der Zend-Aveſta, die morgenländiſche Geſetzgebung, ſeine hiſtoriſchen und geographiſchen Unterſuchungen über Indien und ſein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution ſeine Ruhe zu ſtören. Ihren Gräueln ſich zu entziehen, brach er alle ſeine Verbindungen ab, verſchloß ſich in ſein Zimmer und hatte keinen andern Freund als ſeine Bücher, keine andere Erholung, als die Erinnerung an ſeine theuern Braminen und Parſen. Die Früchte dieſer Zurückgezogenheit waren ſein Werk l'Inde en rapport avec l'Europe und die *nicht zu enthüllenden Geheimniſſe*; eine Ueberſetzung eines perſiſchen Auszugs aus den Veda's ins Lateiniſche. Als das Nationalinſtitut wieder organiſirt worden, ernannte es Anquetil zu ſeinem Mitgliede, der jedoch bald ſeine Entlaſſung eingab, und erſchöpft durch anhaltende Arbeiten und eine höchſt karge Diät am 17ten Januar 1805 zu Paris ſtarb. Eine umfaſſende Gelehrſamkeit, die Kenntniß faſt aller europäiſchen Sprachen und eine raſtloſe Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lauterſten Wahrheitsliebe, einer geſunden Philoſophie, einer ſeltenen Uneigennützigkeit, und dem trefflichſten Herzen verbunden; und alle dieſe Eigenſchaften ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Anſatz iſt die Bildung der Lippen des Flötenbläſers, wenn er ſolche zum Blaſen an das Inſtrument ſetzt; woher ſich der Ausdruck, guter oder ſchlechter Anſatz, ſchreibt. Der Anſatz iſt beim Flötenblaſen ein bedeutender Umſtand; denn von ihm hängt es ab, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart erſcheint.

Anſchauung bedeutet im engern Sinne eine durch Geſichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines

Sinnes unmittelbar erlangte Vorſtellung. Vereinigen wir beides, ſo erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verſtandesbegriffe erlangten, ſondern unmittelbar auf den Gegenſtand durch den Sinn bezogenen Vorſtellung. Sie iſt unter allen Arten der Vorſtellungen die klarſte und lebhafteſte, dabei aber auch die beſchränkteſte, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Geſetze der Sinnlichkeit gebunden und unfähig, über die Gränzen ſinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Dieſe Wahrnehmbarkeit aber iſt zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn gibt, ſo auch eine äußere und innere Anſchauung. Alles, was im Raum iſt, gibt äußere Anſchauungen, was hingegen in der Zeit iſt, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Imagination, welche gar nicht räumlich ſind, gibt innere Anſchauungen. Da Alles Aeußere aber Vorſtellung und mithin nothwendig in irgend einer Zeit iſt, ſo folgt, daß alles Aeußere auch zugleich ein Inneres ſey, und man kann ſich daher räumliche Gegenſtände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorſtellen. Nicht kann umgekehrt das Innere nur in der Zeit Vorſtellbare, zugleich auch ein Aeußeres ſeyn, woraus folgt, daß dieſe letztern Vorſtellungen keine Geſtalt haben. Wenden wir das Geſagte auf die ſchöne Kunſt an, deren Geſchäft es iſt, alles Aeußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, ſo ſehen wir dadurch nicht nur den Unterſchied von Künſten der Zeit und des Raums begründet, ſondern es gehen auch aus dieſen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunſtdarſtellungen weſentliche Geſetze für das Darzuſtellende und die Darſtellungsart dieſer Kunſtarten hervor, deren Gränzſcheide ſich dadurch beſtimmen laſſen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel Künſte weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unſerm Gegenſtande zurück, und bemerken, daß ſelbſt die Wirkung eines ſchönen Kunſtwerks großen Theils von ſeiner Anſchaulichkeit abhängt, und es um ſo lebhafter wirken, durch ſeine Klarheit um ſo beſſer gefallen wird, je mehr ſich die Darſtellung den Anſchauungsvorſtellungen nähert. Die Anſchaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenſchaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Ueberzeugungskraft einer Vorſtellung, Erkenntniß u. ſ. w. verſtehen, liegt in einem Werke ſchöner Kunſt einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anſchaulichkeit in der Form des Ganzen beſteht darin, daß alle Theile auf eine ſolche Weiſe verbunden ſind, daß ſie ohne Hülfe des Gedächtniſſes und Verſtandes von der Einbildungskraft gleichſam unmerklich zuſammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden können. In Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anſchaulichkeit vorhanden ſeyn, weil ſonſt der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunſtwerk trocken und matt machen würde. Dazu iſt nöthig möglichſte Verſinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichniſſe, Anſpielungen, Metaphern und Figuren.

Anſchauungslehre hat Peſtalozzi die Anweiſung zu ſeiner Methode, die Kinder zum Bewußtſeyn der Zahlen- und Maaßverhältniſſe zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, genannt, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu ſetzen, daß ſie die zu conſtruirenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbſtthätigkeit ſinnlich anſchauen. Er bewerkſtelligt dieſe Anſchauung durch ſeine Einheitentafel, die dem Auge ein ſinnliches Bild von den Verhältniſſen des Decimalſyſtems gibt und durch planmäßiges Vorzeigen regulärer mathematiſcher Figuren und Körper,

zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es iſt anerkannt, daß dieſe Methode die beſte Vorbereitung zu höheren mathematiſchen Studien iſt; aber auch als Uebung und Gewöhnung der jugendlichen Verſtandeskraft zum regelmäßigen Denken hat ſie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen abſprechen konnten, die ihre Wirkſamkeit entweder noch nicht durch eigne Erfahrung kennen gelernt hatten, oder ſich dagegen durch die Beſorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenloſe, ſtrenggeordnete Fortſchreiten dieſes Unterrichts in einen Mechanismus eingezwänzt, der das freye Spiel der Kräfte hemmen und den Geiſt für andre an keine ſo ſtrenge Regel zu bindenden Wiſſenſchaften abſtumpfen müſſe. Dieſe Beſorgniß erſcheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Uebungen, wobei das Kind ſich den Unterrichtsſtoff durch eignes Bewußtſeyn bildet, und der Lehrer nur den Gang angibt, ungemein geſtärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumſchweifen des kindiſchen Geiſtes doch wahrlich nicht beſſer Einhalt gethan werden kann, als durch eine Methode, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Pädagogen dargethan, daß Kinder, die man nach der Anſchauungslehre unterrichtete, wenn ſie ſonſt nicht ſtumpfſinnig waren, ſich zur Erlernung jeder andern Wiſſenſchaft fähiger zeigten, als andere, denen man die Fertigkeit, mathematiſche Aufgaben zu löſen, durch Eintrichtern der Rechnungsanſätze und geometriſchen Formeln beizubringen geſucht hatte; denn jene hatten durch den peſtalozziſchen Gang des Unterrichts in den Zahlen und Maaßverhältniſſen eine ſo klare Anſchauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematiſchen Reſultate und eine ſo große Gewandtheit in der Combination der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsſtoffe nach dem **warum** zu fragen und ſich zum Begriff zu erheben. Freilich iſt durch dieſe Uebungen zunächſt nur für die Fertigkeit in materiellen Anſchauungen geſorgt, und in wie fern ſie auch zur Fähigkeit für rein intellectuelle und moraliſche Anſchauungen beitrage, iſt bis jetzt weder durch die theoretiſchen Unterſuchungen der Pädagogen, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moraliſche und religiöſe Unterricht kann, ſeiner Natur nach, den Typus dieſer Methode nicht annehmen, eben ſo wenig verträgt ſich die **Geſchichte**, die im Gebiete der Freyheit fortſchreitet und nie zur lückenloſen Vollſtändigkeit gebracht werden kann, die **Naturgeſchichte und Geographie**, die es mit einem hiſtoriſchen, von außen gegebenen Stoffe, deſſen innere nothwendige Regel ſich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweiſen ließ, zu thun hat, der **Sprachunterricht**, der, den Mechanismus des Leſens abgerechnet, ſich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entſtehen läßt. Gewinnen werden aber alle dieſe Unterrichtsſtoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Behaltbarkeit, wenn ſie der ſtrenge gründliche Geiſt der peſtalozziſchen Methode belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Uebungen geſetzt und ernſthaft geworden iſt. Die Anwendung der Methode auf das **Zeichnen**, wie beſonders Joſeph Schmidt ſie verſucht hat, wurde vorzüglich von den Künſtlern gemißbilligt, deſto glücklicheren Einfluß gewann ſie aber auf den **Singunterricht** durch Pfeiffer und Nägeli und in mehreren Bürgerſchulen Deutſchlands auf die **Schreibekunſt**. Die Verdienſte Peſtalozzi's um die Pädagogik, die ſich nicht

bloß auf die Anſchauungslehre beſchränken, näher zu würdigen, bleibt billig dem Art. Peſtalozzi vorbehalten. E.

Anſon. (Georg), deſſen Name in den Jahrbüchern der engliſchen Schiffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shugborough in Staffordſhire geboren und widmete ſich früh dem Stande, in welchem er ſich verewigen ſollte. Im neunzehnten Jahre diente er als Second-lieutenant unter John Norris in der Oſtſee und in den Jahren 1717 und 1718 unter Georg Byng gegen die Spanier. Von 1724 bis 1735 ging er drei Mal nach Südcarolina und legte hier den Ort Anſon-Bourgh an. In den Jahren 1738 und 39 machte er eine vierte Reiſe nach den Küſten von Guinea und Amerika und nöthigte ohne Feindſeligkeiten die Franzoſen, den engliſchen Handel nicht zu beunruhigen. Als um dieſe Zeit das Miniſterium den Bruch mit Spanien als unvermeidlich anſah, warf es ſeine Augen auf Anſon, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südſee, welche den Handel und die Niederlaſſungen dieſer Nationen vernichten ſollte. Ungeachtet ſeiner Thätigkeit nahm die Ausrüſtung faſt ein Jahr weg und beſchränkte ſich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieſer Flottille England am 18ten Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang verhinderten, das Cap Horn zu umſchiffen. Während dieſer Zeit litt die Mannſchaft durch Krankheiten und Mangel an Waſſer und Lebensmitteln auf das empfindlichſte. Anſon wurde von ſeinen übrigen Schiffen getrennt und erreichte Juan Fernandez, wo ſich drei andere ſeiner Schiffe, jedoch in dem kläglichſten Zuſtande, wieder einfanden. Kaum aber hatte ſich die Mannſchaft einigermaßen erholt, als er von neuen auslief, mehrere Prieſen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er den reichen jährlichen Manilla-Galeonen vergebens aufgelauert hatte, ſah er ſich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, ſondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzige noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er ſich nach Tinian, einer der Diebsinſeln rettete. Hier ſtand ihm ein neues Unglück bevor. Anſon befand ſich mit 113 Mann am Lande, als der Centurion durch einen Orcan in einer Nacht fortgeriſſen ward. Die Furcht, von den Spaniern in dieſer Lage überfallen und als ehrloſe Freibeuter in Feſſeln geſchlagen zu werden, erhöhte das Schreckliche ihrer Lage. Doch verlor Anſon den Muth nicht. Man ging ſogleich ans Werk, ein kleines auf der Inſel gefundenes Fahrzeug zu vergrößern. Anſon arbeitete wie die andern und zeigte ſo viel Kaltblütigkeit, daß man auf ſeinem Geſicht nur in dem Augenblick eine Bewegung wahrnahm, wo man ihm ankündigte, daß der Centurion wieder im Geſicht ſey und das Land zu gewinnen ſuche. Nach einigen Wochen Ruhe ſegelte er nach Macao, und hier entwarf er den kühnen Plan, die Galione von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von ſeiner Rückkehr nach Europa, richtete aber ſtatt deſſen ſeinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spirito-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erſchien die erwartete Galione, die im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer ſiegte und die Galione, deren Werth ſich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überſtieg 600,000 Pfund. Mit dieſen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte ſeine Priſe, und behauptete mit Energie gegen

das chineſiſche Gouvernement zu Canton die Rechte ſeiner Flagge. Die Rettung dieſer großen Stadt von einer heftigen Feuersbrunſt war größtentheils ſein und ſeiner Mannſchaft Werk. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, ſegelte unentdeckt durch die franzöſiſche Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15ten Juni 1744, nach einer Abweſenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Dieſe gefahrvolle Reiſe war für Erdkunde und vorzüglich für Nautik, durch genauere Unterſuchung unbekannter Meere und Küſten ſehr ergiebig geweſen, und die unter Anſons eigener Leitung verfaßte Beſchreibung derſelben hat ihre Reſultate der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen die eigentlich wiſſenſchaftliche Tendenz fehlt. Anſon ward nach ſeiner Rückkunft erſt Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den franzöſiſchen Admiral Jonquire beim Cap Finisterre 1747 verſchaffte ihm die Pairſchaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum erſten Lord der Admiralität. In dieſem Amte mußte er wegen des Verluſts von Minorca den Vorwurf hören, nicht früh genug zur Vertheidigung der Inſel eine Flotte beordert zu haben, und zog ſich 1756 von demſelben zurück. Im J. 1758 commandirte er die Blokade von Breſt, unterſtützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeſchlagene Armee in ſeine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchſte Würde eines Admirals und Commandanten en Chef der Flotte, welche die Königin nach England führen ſollte. Er ſtarb plötzlich 1762 auf ſeinem Gute Moor-Park ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Anſpach oder **Onolzbuch** war ein Theil des fürſtlichen Burggrafthums Nürnberg im fränkiſchen Kreiſe. Es hat einen Flächeninhalt von 60 Quadratmeilen, auf dem 250,000 Einwohner leben. Ackerbau und Viehzucht ſind in dem beſten Zuſtande. In Rückſicht ſeiner Fabrikate iſt es ebenfalls ein bedeutendes Land; der jährliche Geldwerth derſelben wird zu 2,100,000 Gulden gerechnet. Anſpach wurde durch eigene Markgrafen beherrſcht. Der letzte von ihnen, Carl Alexander, legte durch eine zu Bourdeaux am 2ten September 1792 ausgefertigte Urkunde die Regierung über die Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth nieder, worauf dieſelben zu Anfang des folgenden Jahres König Friedrich Wilhelm II. von Preußen übernahm. Im Jahre 1805 wurde das Land am 24ſten Mai, zufolge einer zwiſchen dem König von Preußen und dem franzöſiſchen Kaiſer getroffenen Uebereinkunft, an Bayern abgetreten. Anſpach, die ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt, hatte zu Anfang dieſes neunzehnten Jahrhunderts 13,000 Einwohner, und die Oerter Fürth, Schwabach und Roth ſind als ſehr gewerbſame Orte bekannt.

Anſtand iſt die genaue und ſchickliche Uebereinſtimmung unſers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewiſſen Vollkommenheiten und Verhältniſſen. Die Uebereinſtimmung ſoll ſchicklich ſeyn in Beziehung auf Alter, Geſchlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittſamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernſt; dem Kinde Naivetät, Fröhlichkeit und Anſchmiegung u. ſ. w. Man kann den Anſtand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewiſſe nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewiſſe innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieſer Zeichen macht den natürlichen Anſtand aus, den wir nicht vernachläſſigen dürfen, weil ſonſt die Uebereinſtimmung unſers Betra-

gens und unſerer Sitten mit andrer Menſchen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und muß von uns aus denſelben Gründen beobachtet werden.

Anſteckung, ſ. Einflüſſe und Epidemie.

Antäus, der rieſenhafte Sohn Neptuns und der Erde, welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von ſeiner Mutter ſtets mit neuer Kraft verſehen, ſo lange er ſie berührte, erſchlug er alle und pflanzte ihre Schedel um ſeine Wohnung auf. Aber Herkules, den er bei ſeiner Ankunft in Libyen auch zum Kampfe foderte, merkte ſchnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umſchlang ſeinen Leib, und erſtickte ihn, indem er ihn ſchwebend in den Lüften hielt.

Antēnor, ein Trojaner, des Aeſintes und der Cleomeſtra Sohn. Bei Homer erſcheint er als der verſtändige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Geſandtſchaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu ſchließenden Bündniß, und ſchlug nach Ajax und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geſchloſſen, Antenor ſey ein Griechenfreund geweſen und darauf gründet ſich die Sage von ſeinem begangenen Verrath. Er ſoll den Griechen das Palladium verſchafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd ſelbſt geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verſchont, was aber die ehemalige Gaſtfreundſchaft mit Menelaus zur Urſach hatte. Er ſelbſt wurde wie Aeneas gerettet und ebenfalls Stifter einer neuen Dynaſtie. Die Nachrichten darüber lauten verſchieden. Am berühmteſten iſt die, auch von Virgil angenommene, Sage, daß er nebſt ſeinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber von den Henetern nach Italien geführt worden ſey, wo er die henetiſche Provinz am adriatiſchen Meere mit Patävium (Padua) gegründet.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachſen ſey, bis ihm ſeine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern iſt jedoch der Anteros eine der Liebe feindſelige Gottheit oder die Antipathie.

Anthologie (Griechiſche). Es wurden im Alterthum mehrere Blumenleſen oder Sammlungen kleinerer, meiſtens epigrammatiſcher Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern, die ſich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranſtaltet. Der erſte Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; ſpäter thaten ein gleiches Philippus von Teſſalonich, wahrſcheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Herakleota unter Hadrian; Strato im 2ten Jahrhundert nach Chr., der die meleagriſche Sammlung vermehrte, und Agathias im 6ten Jahrhundert, der bloß neuere Stücke ſammelte und ſie in ſieben Büchern verfaßte. Aber alle dieſe ältern Sammlungen ſind für uns verloren gegangen. Was wir noch beſitzen, ſind zwei ſpätere, die eine von Conſtantinus Kephalas im 10ten Jahrhundert, der bei ſeiner Leſe die frühern, beſonders die von Agathias, ſehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im 14ten Jahrhundert, einem Mönch zu Conſtantinopel, der aber durch ſeine geſchmackloſe Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verſtümmelte als vermehrte.

Letztere iſt die gewöhnlichſte. Sie enthält ſieben Bücher, die, mit Ausnahme des fünften und ſiebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetiſcher Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen ſtimmt ſie mit der Anthologie des Kephalas zuſammen, die ſich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom und von da 1797 nach Paris kam, erhalten hat. Im Deutſchen iſt durch Herders, Sonntags, Stollbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und Anderer Ueberſetzungen die griechiſche Anthologie nicht mehr unbekannt, und die „reiche Fülle poetiſchen Lebens, die in dieſen kleinen Gemälden herrſcht, die Zartheit ſchöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leſer mit verdienter Bewunderung ergriffen."

Anthropolithen, Verſteinerungen menſchlicher Körper, oder Körpertheile. S. Verſteinerungen.

Anthropologie (aus dem griechiſchen ανθρωπος, der Menſch und λογος, die Lehre) bezeichnet die ſämmtliche Naturgeſchichte des Menſchen, und zwar in dem Verſtande, als man das Wort gewöhnlich bei uns gebraucht, aus der ganzen Summe von Kenntniſſen des Phyſiſchen und Geiſtigen im Menſchen, ſo viel als jedem gebildeten Manne, der auch nicht Mediciner iſt, nothwendig iſt, um den Menſchen kennen zu lernen, und die Berührungspunkte, welche zwiſchen der Geſetzgebung und richterlichen Function mit der Medicin Statt finden, einzuſehen. Hieher gehört alſo zum Theil aus der Anatomie und Phyſiologie ſo viel als jenem Zwecke entſpricht, um den Bau und die Theile des Körpers ſowohl als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Pſychologie dasjenige, was ſie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenſchaften und Vermögen lehrt. (Vergl. den Artikel.) H.

Anthropomorphismus iſt die Uebertragung ſolcher Eigenſchaften, die zur Sinnenwelt gehören, auf Weſen außerhalb derſelben, beſonders auf die Gottheit. Da er ſeinen Grund in der Beſchränktheit der menſchlichen Natur und in dem Beſtreben hat, das Ueberſinnliche unter ſinnlichen Bildern zu denken, ſo fand er in dem kindiſchen Zeitalter der Menſchheit, wo ſich dieſelbe noch nicht zu dem Gedanken eines überſinnlichen, unſichtbaren Weſens erheben konnte, am häufigſten Statt. Jenem Zeitalter gehört der gröbſte Anthropomorphismus an, der ſich eine durchaus materielle Gottheit bildet, und ein ſolches Bild als wirklichen Gott verehrt. Der Anthropomorphismus im engern Sinne wendet nur etwas Menſchliches auf die Gottheit an, und iſt entweder dogmatiſch, wenn man menſchliche Eigenſchaften höheren Weſen ſelbſt beilegt, oder ſymboliſch, wenn nur Verhältniſſe der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden ſollen. Hiebei beſtimmen wir analogiſch, was Gott, als Weltſchöpfer, Welterhalter und Weltregierer, für die Welt, für ſeine Geſchöpfe und für uns iſt, ohne damit ſein eigentliches Weſen ergründen zu wollen, was ein fruchtloſes Beſtreben ſeyn würde.

Anticaglien (anticaglie), eine Anticaglie (anticaglia), ſ. den Artikel Antik.

Antigone, von Oedipus und der Jokaſte in blutſchänderiſcher Ehe erzeugt, trug unſchuldig den Fluch des väterlichen Hauſes. Als nach Entdeckung ſeines unbewußt begangenen Verbrechens Oedipus, in blinder Wuth gegen ſich ſelbſt, ſich der Augen beraubt hatte, führte ſie und ihre Schweſter Jsmene den Jammergebeugten nach Colonos, wo er im heiligen Hain der Eumeniden ſeiner Leiden Ziel fand. Dar-

auf eilte ſie nach Theben zurück, das feindlich gegen einander gezückte Schwert der Brüder in der Scheide zurückzuhalten. Ihr Bemühen iſt umſonſt, beide fallen durch Wechſelmord, und Kreon, der Gefallenen Oheim, der als Herrſcher in Theben waltet, verbietet bei Todesſtrafe des jüngeren Bruders Beerdigung. Antigone aber folgt der Stimme ihres Herzens; dem Unglücklichen Ruhe zu geben, geht ſie hinaus, ihn zu beerdigen, wird entdeckt, und auf Kreons Spruch, jedoch ihm ſelbſt zum Jammer, lebendig begraben, denn ſein eigener Sohn Halmon, der ſie liebte, gab ſich an ihrer Seite den Tod. — Nach Andern gab Kreon ſeinem Sohne den Auftrag zu Antigone's Ermordung.

Antik. Antike (antique). Seit die Cultur der neueren europäiſchen Völker ſo weit vorgeſchritten war, daß dieſe in bleibendern Wohnſitzen und Verfaſſungen, und in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen feſter gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Cultur der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geiſtigen Entwickelung in dem Alterthume ausgeſtreuet finden und aufnehmen konnten, ſeitdem wurde auch den Denkmälern griechiſcher und römiſcher Literatur und Kunſt, vor allen noch bekannten Ueberreſten anderer Völker und Zeiten, faſt allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieſelben als das Bedeutendſte und Dauerndſte, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er ſtets zurückkehrte, auch antik (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie (ſ. dieſen Artikel) und jene Völker ſelbſt die Alten genannt. Indeſſen war auch dieſe Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Perioden der neuern Cultur verſchieden, indem ſie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demſelben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzſucht gegründet, ſelbſt bei den Beſſern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anſtaunen ähnlich zu ſeyn ſchien, oder einſeitig mehr auf die Denkmäler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelſt der zuerſt ſich ausbildenden Theologie und Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts, auf mannichfaltige Weiſe hingewieſen wurde. Sammlungen von Werken der griechiſchen und römiſchen Plaſtik, welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunſtſinn boten ſich gegenſeitig die Hand, eine reinere Würdigung dieſer Denkmale alter Herrlichkeit im 14ten und 15ten Jahrhundert zuerſt in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erſt eine, die wichtigſten Werke dieſer Art umfaſſende Wiſſenſchaft möglich, welche dieſelben nicht nur von andern Gegenſtänden des Alterthums abſonderte, ſondern auch das gemeinſchaftliche Band, welches jene Werke ſelbſt zu einem Ganzen verbindet, in welchem ſich das reiche Leben jener Völker ſpiegelt, das belebende, geiſtige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte, und durch philologiſche und hiſtoriſche Kenntniß unterſtützt erklärte. Winkelmann, ein Mann von echt antikem Geiſte, (ſ. dieſen Artikel), war es, der ſpäterhin in Deutſchland mit dieſer Anſicht hindurchdrang; daher Schelling, in ſeiner Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunſt (1807. 4. und deſſen philoſ. Schriften, 1ſter Bd.), treffend von dieſem ſagt: „ihm zuerſt ward der Gedanke, die Werke der Kunſt nach der Weiſe und den den Geſetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles andere Menſchliche als Werk geſetzloſer Willkür angeſehen und dem gemäß behandelt wurde,“ und Göthe (Winkelmann und ſein Jahrhundert ꝛc.): „Schönheit war ihm das Princip der alten Kunſtwer-

ke." Nach jener abgeſonderten Betrachtung der plaſtiſchen Kunſtwerke des griechiſchen und römiſchen Alterthums, welche der *Archäologie* im engern Sinne, als beſonderer Wiſſenſchaft, ihren Urſprung gab, wurde der Ausdruck *der* Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunſt der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff deſſelben von Seiten des Kunſtwerths und der innern Bedeutung dieſer Werke immer beſtimmter. Auch war es wiederum erſt nach Entwickelung einer umfaſſendern philoſophiſchen und geſchichtlichen Anſicht möglich, das Land, welches die bildende Kunſt mit *Poeſie* und *wiſſenſchaftlicher Literatur*, ja ſelbſt mit dem übrigen religiöſen und politiſchen Leben dieſer Völker verkettete, und allen dieſen Aeußerungen einen gemeinſchaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen Andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erſcheinungen wahrzunehmen und nachzuweiſen; und hierdurch entſtand der allgemeinere Begriff *des Antiken*, welches man dem *Modernen* entgegenzuſetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verſchiedenen Charakters zu beſtimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunſt, wo man, von eigener Höhe ſchon herabgeſunken und in die poetiſche Ferne der Vergangenheit blickend, ſich an vormalige Größe zu ſtützen und zu erheben bemüht war; in dieſer Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angeſtellt, gegen welches das Moderne für nichts geachtet wurde. Gegenwärtig, wo eine umfaſſendere und durch reinere Ideen von Kunſt und Schönheit geläuterte Kenntniß und Kritik der Kunſtwerke des vorchriſtlichen Alterthums und der neuern Zeit ſich immer weiter verbreitet, ſieht man auch allgemeiner ein, daß theils die Vortrefflichkeit dieſes Alterthums ſich nicht auf Griechen und Römer *beſchränke*, und mithin ihre Werke nicht den Begriff des *Antiken erſchöpfen*, wenn auch die Mehrzahl derſelben dem Ideale der Kunſt unter allen Werken dieſer Zeit am nächſten kommt, und daher vor allen mit dieſem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menſchlicher Cultur hellglänzend ausgegangen ſey, theils die moderne Bildung ebenfalls eine unüberſehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Erzeugniſſe in andern Künſten aufzuweiſen fähig ſey, welchen die Ueberreſte des Alterthums als gleichrelative Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes gegenüberſtehen. Allein die nähere Beſtimmung *dieſes* Begriffs des Antiken, welcher dem *Modernen*, oder den Erzeugniſſen einer neuern Zeit entgegengeſtellt wird, ſetzt eine genauere Angabe des Umfangs und der Dauer der Culturperioden, welche wir mit dieſem Begriffe bezeichnen, ſo wie der Urſachen voraus, welche den beſondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide ſcheiden, hervorgebracht haben. Denn ſoll der Begriff des Alterthums einen *beſtimmten* Abſchnitt der allgemeinen Culturgeſchichte bezeichnen, ſo muß derſelbe eine *Verſchiedenheit* der Cultur, durch welche mehrere Völker, bei aller ſpeciellen Verſchiedenheit unter einander, ſich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberſtellen, und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunſt nennen, abſondern, und wir ſetzen dabei voraus, daß Völker, ſo verſchieden ſie in ihren Werken erſcheinen, dennoch in Hinſicht eines höhern Geſichtspunktes unter einen gemeinſchaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für ſich beſtehen, ſondern zuſammenwirkend ein großes Leben der Menſchheit bilden, das, wie das Reich der Natur in unzählige größere und kleinere untergeord-

nete Sphären bis zu den Individuen herab zerfällt, und ſich nach einem feſten Geſetze der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt ſind. Jene Verſchiedenheit nun findet ſich unläugbar in den Werken der vorchriſtlichen und chriſtlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrſchaft der chriſtlichen Religionsanſicht (den mit der ſogenannten großen Völkerwanderung) eintretenden Verfalle des römiſchen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit ſich wiederum ſo ähnlich ſeyn, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberſpielt, und umgekehrt (daher ſich auch dieſe Abſchnitte hiſtoriſch nicht genauer beſtimmen laſſen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geiſteswerken der Individuen tauſendfältige faſt unmerkliche Uebergänge Statt; aber wir reden hier von einem herrſchenden Charakter, welcher dieſe Verſchiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieſer Verſchiedenheit, ſo müſſen wir zugleich die Urſachen andeuten, welche dieſen beſtimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, ſo viel es die Kürze verſtattet, näher erörtert werden wird. Wir verſtehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weiteſten Sinne die Beſchaffenheit der Cultur der vorchriſtlichen Völker unſerer Erde, welche ſich in den Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt als herrſchender Charakter derſelben geäußert hat. — Die Cultur des Menſchen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menſchengeſchlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher die erſte Periode derſelben die Periode des herrſchenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber iſt der Menſch in die Natur verſenkt, ſie ſind die unmittelbarſten Berührungs-Punkte des Geiſtes und der Natur, durch welche auch der Geiſt die Gewalt der Natur empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in dieſer erſten Periode das natürliche Princip ſelbſt, im menſchlichen Geiſte gleichſam vorwaltet, und eine gewiſſe Oberhand über den Menſchen immer behalten mußte. In dieſer Periode lebte der Menſch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur; ſobald er aber mit dem Wachsthume des Verſtandes ſich und ſeine Zwecke von ihr abſonderte, entſtand der Kampf zwiſchen dem Innern nnd Aeuſſern, und er ſuchte dieſen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erſchien, durch Verſöhnung der Natur, Naturdienſt; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen ſich ihm offenbarte, auch nothwendig Polytheismus ſeyn mußte, vielfach geſtaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verſchieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener ſich erbaute; ferner durch die Wiſſenſchaft, welche ſich aus der Naturforſchung erhob und lange Zeit Naturforſchung blieb, und wo ſie, zur höchſten Einheit hinſtrebend, ſich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Cauſalzuſammenhang ſchließen ſollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter ſetzte, ſtehen blieb; endlich durch die Kunſt, welche ſich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirkſam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchiſchen Verfaſſungen zeigte ſich die Herrſchaft des Naturprincips. In dem Leben der Individuen galt die männliche Kraft, und bildete den Herren; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundſchaft; das Verhältniß der Geſchlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlich als ſitt-

licher Art, aber durch angeborne Decenz hier und da veredelt. Dieſes halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunſt insbeſondere, zu welcher dieſe Culturperiode vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt; welche mit der Natur in noch näherer Berührung ſtehet, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnete, ſo nahm dieſe beſonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welche gleichſam bewußtlos die Einheit waltete, in ſich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neueren Zeit. Allein wie verſchieden die Natur den Menſchen durch den Sinn erſchien, ſo verſchieden geſtaltete ſich auch das Leben der Phantaſie, welche auf dieſem begründet iſt, und in dieſer Hinſicht differirt der düſtre, räthſelhafte Charakter des Aegypters, den wir in ſeiner Kunſt bemerken, und des tiefſinnigen, in ſich gekehrten Indiers, von dem des heiter außer ſich blickenden Griechen. Blühend war die Phantaſie des Letztern, und in günſtigen Umgebungen der Natur und in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelſte der Natur in ſeinem Geiſte ſpiegelnd empfangen und nachbilden. Die Geſtalten und Bilder ſeiner Kunſt erhielten die edeln Nationalzüge ſeines Volks, und keine Nation erreichte in Hinſicht auf die ſinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Weſen des Kunſtwerks gehört, dieſe Höhe, ſo daß damit die plaſtiſche Darſtellung ſelbſt in dieſer erſten Culturperiode und bei dieſem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben ſcheint. Dann während andere Völker noch mit dem Material der Darſtellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken ſich nur zu einer rieſenhaften, den Menſchen faſt erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthſelhaften Bedeutſamkeit erheben konnten, vereinigten ſich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer ſchon geübten und von jenen Völkern empfangenen Kunſt, und das Werk der Kunſt ſtand, wie aus dem Schooße der Natur entſprungen, leicht, aus einem Guſſe in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeſchloſſener Selbſtſtändigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm ſich ſelbſt erklärend (und hierin beſteht ſeine Objectivität), vor dem Auge des Beſchauers da. Mit dieſer Selbſtverläugnung des Künſtlers, welche wir in den Werken der griechiſchen Kunſt bemerken, verbindet ſich eine zarte Bedeutſamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in ſcharfen Umriſſen abgebildet (worein man das Plaſtiſche der alten Kunſtwerke ſetzt, weil dieſes vorzüglich der plaſtiſchen Kunſt zukommt), die hervortretende Leidenſchaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt iſt, und eine reizende Naivetät, vermöge deren das Werk nicht über ſich ſelbſt redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zwecks erſcheint, ſondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernſtes, ſelbſt ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, ſeine reinſte Tendenz in ſich ſelbſt, d. i. in der Vollendung ſeiner Form trägt, und bis in ſeine äußerſten Glieder und Formen gediegen und den Geſetzen der Anſchauung gemäß durchgebildet iſt (Correctheit). So iſt auch die helleniſche Kunſt nicht einſeitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, ſondern nach ihrem Geiſte, und erhebt ſich über die einzelne Erſcheinung der Natur durch das Ideale, womit ſie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plaſtiſchen Werken gleichſam den Grundtypus der menſchlichen Bildung und Geſtalt, wie ſie dem ſinnigen Betrachter ein edles Bild menſchlicher Vollendung äußerlich darſtellt (daher redet man

insbeſondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigſtens am nächſten gekommen iſt, und hierin beſteht ſeine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in dieſen Werken iſt der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charakter derſelben, Verkörperung des Geiſtigen, welche die Einbildungskraft harmoniſch anregt und bewegt, und das Vollendetſte der Natur gleichſam für Ewigkeit feſtzuhalten ſtrebt. In dieſen Zügen glauben wir das Weſen des Antiken in der helleniſchen Kunſt bezeichnet zu haben. Die römiſche Kunſt aber war eine Nachahmung, und in ihren beſſern Erzeugniſſen gleichſam Nachblüthe der griechiſchen, deren bedeutende Werke in Rom zuſammenfloſſen, modificirt durch den Charakter dieſes kriegeriſch ſtrengen aber weniger bildſamen Volks, und darum wird dieſelbe, in ſo fern ſie an jener Muſterhaftigkeit der Kunſt, welche die Form zu etwas Abſolutem erhob, meiſtens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der helleniſchen Kunſt, wie ſchon bemerkt worden, vorzugsweiſe antike Kunſt genannt. Dieſer engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Claſſiſchen (des Erleſenen) gleichgeſtellt, in ſo fern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieſes Alterthums (das man daher auch das claſſiſche Alterthum nennt) erblickt, und auf dem hier allgemeiner verbreiteten Schönheitsſinn und reinen Kunſtſinn, der ſich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, ſo daß die Mittelmäßigkeit in dieſer Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Weſen des Antiken in dieſem Sinne auch oft mit dem Namen des plaſtiſchen vorzugsweiſe bezeichnen wollen, und beide Begriffe in ſo fern gleichgeſetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religionscultus und herrſchende Naturmiſchung überhaupt unter allen Künſten die plaſtiſche oder bildende Kunſt (im weitern Sinne) vorzüglich begünſtigt war, ja derſelbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Geſtaltung, auch in der Poeſie ſich regte, und ihren Hauptcharakter beſtimmte (daher man auch von einem Plaſtiſchen in der antiken Poeſie redet); und hiernach verſteht man alſo unter Antiken insbeſondere, und im noch engern Sinne, Werke der bildenden Kunſt, beſonders der Griechen und Römer. Hierzu würden gehören: die Denkmäler der Baukunſt eben ſowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur) und der übrigen zeichnenden Künſte, mithin Gebäude und Trümmer, Statuen, Geräthſchaften, Basreliefs, Münzen, geſchnittene Steine, Gemälde und Moſaiken. Vorzüglich aber und im engſten Sinne, theils weil der Menſch überall als Mittelpunkt ſeiner Darſtellungen ſich anſieht, und überall zuerſt zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunſtwerthes werden die umfaſſendern Vorſtellungen des Lebendigen (hauptſächlich des Menſchen) durch die bildende Kunſt (Bildekunſt) im engern Sinne (auf die Malerei der Alten, welche uns weniger bekannt iſt, und auch der Natur der Sache nach nicht dieſelbe Höhe mit der bildenden Kunſt erreicht zu haben ſcheint, wird hierbei weniger geſehen), Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Moſaiken, und die Sammlungen derſelben Antikengallerien, Antikenſammlungen. Von dieſen Antiken im engſten Sinne ſondert man die kleinern Darſtellungen, Nebenwerke und unbedeutendern Ueberreſte der alten, beſonders griechiſchen und römiſchen Kunſt, unter dem italiäniſchen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch beſondere Sammlungen, z. B. Münzcabinete, Dactyliotheken u. ſ. w. errichtete. Uebrigens ſetzt man den Anfang der griechiſchen Kunſt, und mithin der Antike in jenem

weiteren Sinne) denn das Ende iſt oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (ſ. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigſtens unſere Beſchreibungen reichen. Unter allen Antiken im engſten Sinne aber ragen die idealiſchen Geſtalten eines Apollo von Belvedere, der mediceiſchen Venus, der Torſo des Herkules, Laocoon und der ſogenannte borgheſiſche Fechter, als die bewundertſten hervor, und müſſen wegen der Reinheit der Formen und des edeln Ausdrucks ſtets als Muſterwerke betrachtet, und dem ſinnigen Studium der Künſtler empfohlen werden. Näher macht man ſich mit ihnen bekannt durch die Archäologie (ſ. dieſen Artikel). — Uebrigens wird der Begriff des Modernen noch deutlicher durch den Gegenſatz des Modernen (ſ. dieſen Artikel) erläutert. T.

Antillen ſind die im Süden von Florida anfangenden, in einer Kette nach Südoſten fortlaufenden, dann in einem Bogen ſüdlich nach dem pariſchen Meerbuſen ſich herunter, ſodann aber weſtlich an der Nordküſte von Südamerika ſich hinziehenden Inſeln, welche ſüdöſtlich vor dem mexikaniſchen Meerbuſen gerade den Inſeln des grünen Vorgebürges von Afrika gegenüber liegen, und werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Die großen ſind: Cuba, Jamaika, St. Domingo und Porto Rico; die kleineren, welche auch die Caraiben- oder Cannibaleninſeln heißen, werden in die Inſeln über und unter dem Winde eingetheilt, und beſtehen zum Theil aus kahlen unfruchtbaren Felſen. Zu den Inſeln über dem Winde gehören zuerſt die Jungfern-Inſeln, ſechzig an der Zahl, von denen St. Croix, St. Thomas, Jean und die Krabbeninſel die wichtigſten ſind; dann St. Euſtache, St. Barthelemy, St. Chriſtoph, Antigua, Dominica, Grenada und die Grenadillen, St. Vincent, Barbados, Guadeloupe, Maria galante, Martinique, St. Lucie, Tabago. Die Inſeln unter dem Winde ſind: la Trinidad, la Marguarita, Tortuga, Curaçao und einige kleinere. — Die erſten Bewohner ſind theils von den aus Amerika hinübergekommenen Caraiben, theils von den Europäern völlig vertilgt; die Caraiben erfuhren durch die Europäer faſt gleiches Schickſal, ſo daß von ihnen nur noch wenige Ueberreſte da ſind. Die jetzigen Bewohner ſind größtentheils Weiße (Europäer), Neger, Mulaten und Creolen. — Ueber die wichtigſten dieſer Inſeln ſehe man die eigenen Artikel.

Antinomie heißt in der kritiſchen Philoſophie ein Widerſtreit der Geſetze der reinen Vernunft, welcher ſich zeigt bei Anwendung ihrer ſubjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Geſetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte ſchließt, auf die Sinnenwelt, indem ſie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenloſen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Welt-Grenze, Freiheit, oder etwas dem Verſtande Unerreichbares, als Welt-Ewigkeit und Grenzenloſigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Urſache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieſer Widerſpruch nicht in den Geſetzen der Vernunft ſelbſt liegt, thut Kant dar, einmal durch den transcendentalen Idealismus, wornach die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes iſt, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verſtandesgeſetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Beſtimmung der Vernunft und ihrer Grundſätze, welche nicht das Daſeyn und die Beſchaffenheit der Gegenſtände, ſondern nur unſere Unterſuchung derſelben beſtimmen, d. h. ins Unermeßliche erweitern ſollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnſinn gränzende Liebe für die Kunſt verewigt hat. Ob er ſich für Hadrian,

den [er auf ſeinen Reiſen begleitete, in Aegypten freiwillig geopfert, weil er dieſem nur dadurch das Leben erhalten zu können vermeinte, oder ob er ſich, müde ſeiner Beſtimmung, in den Nil geſtürzt habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Hadrian aber fand bei ſeinem Tode kein Maß ſeines Schmerzes. Nicht zufrieden, daß er ein Geſtirn in der Milchſtraße ſah, welches noch heute Antinous Namen führt, ließ er auch auf der Erde ſein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach ſeinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich einem Gott verehren. Daher wurde denn auch ſein Bild von der Kunſt auf alle Weiſe dargeſtellt und vervielfältigt. Mehrere dieſer Abbildungen ſind auf unſere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den ſchönſten Werken der Kunſt, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Statue des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und der Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli, beide jetzt in Paris. Aber gerade über dieſe Statuen ſind die Archäologen ſehr verſchiedener Meinung, und viele wollen ſie nicht für Abbildungen des Antinous gelten laſſen, ſondern erkennen die charakteriſtiſchen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieſer Streit iſt ſchwer zu entſcheiden, da die Künſtler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen ſie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmale vermiſcht wurden. Die vaticaniſche Statue iſt wahrſcheinlich kein Antinous, ſondern ein Hermes, die capitoliniſche aber ein Hermes-Antinous. — „In allen Abbildungen," ſagt Winkelmann vom Antinous, „hat ſein Geſicht etwas Melancholiſches, ſeine Augen ſind immer groß mit einem guten Contour, ſein Profil iſt ſanft abwärts gehend, und in ſeinem Munde und Kinn iſt etwas ausgedrückt, das wahrhaft ſchön iſt." (Vergl. Levezow, über den Antinous, dargeſtellt in Kunſtdenkmälern des Alterthums. Berlin 1808.)

Antiochus, ein Name mehrerer ſyriſchen Könige, der in der Geſchichte der Römer große Epoche macht. Der erſte, der unter dieſem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit ſeiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleucus, den Stammvater der Seleuciden und erſten König von Syrien. Der Sohn von dieſem Antiochus Soter, führte mehrere, wiewohl nicht ganz glückliche Kriege, und iſt noch wegen der Liebe zu ſeiner Stiefmutter Stratonica berühmt; eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen ſuchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit ſtürzte, bis der königliche Leibarzt Eraſiſtratus den Grund derſelben wahrnahm, und dieſen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu ſeinem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Verſammlung ſeine junge und ſchöne Gemahlin abtrat. — Einer ſeiner Nachkommen war Antiochus der Große, der ſeinem Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien im Jahr 3763 in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, ſchlug den Ptolomäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlaſſen mußte, führte nicht minder glückliche Kriege gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern anband, und zu dem berühmten antiochiniſchen Kriege Anlaß gab, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüſtungen machte; allein, da er wenig in die Plane dieſes Feldherrn eindrang, und bloß eine Armee nach Griechenland ſchickte, die äußerſt unthätig blieb, wurde er zuerſt bei Thermopylä, dann mehrere Mal zur See geſchlagen, wodurch er den Muth ſo ſehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den

Uebergang nach Klein-Aſien ſtreitig machte, wo ſie den berühmten Sieg bei Magneſia erfochten, die ſyriſche Armee gänzlich zerſtreuten und den Antiochus zu dem ſchimpflichſten Frieden nöthigten. — Er lebte nun in Ruhe, bis er zuletzt, da er aus dem Tempel des Jupiters Elymäus den Schatz entführen wollte, mit allen ſeinen Leuten erſchlagen wurde. — Sein zweiter Sohn **Antiochus Epiphanes** (derſelbe, welcher in der Geſchichte der Maccabäer als der ärgſte Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptiſchen König Ptolemäus Philopator an, belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, ſo wie ganz Aegypten, verließ, da ſich die Römer hauptſächlich des Ptolemäus annahmen. Und ſo folgten noch mehrere ſyriſche Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verſchiedenen Beinamen, bis endlich **Antiochus Aſiaticus** vom **Pompejus** vertrieben und Syrien zur römiſchen Provinz gemacht wurde (vergl. **Syrien**).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer aber des Aſopusfluſſes, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete ſie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher dieſem verſprochen hatte, ihn an ſeiner Tochter zu rächen, erſchlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er ſie ſeiner Gemahlin Dirce übergab, von der ſie auf das grauſamſte gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen und ſich durch ihre Söhne gerächet zu ſehen. — Sie rühmte ſich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Uebrigens wird ihre Geſchichte ſehr verſchieden erzählt.

Antipathie iſt der unwillkürlich in uns entſtehende Widerwille gegen eine Perſon, welcher darin ſeinen Grund hat, daß wir von ihrem uns mißfälligen Aeußern auf ihren innern Gehalt ſchließen. Gewöhnlich iſt unſer Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft ſind wir ſelbſt nicht in der Folge im Stande, daſſelbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieſer, einer Eingebung ähnlichen Antipathie, gibt es aber noch eine andere, welche ſich auf Erfahrungen ſtützt, die der aufmerkſame Beobachter in ſeinem Umgange und Verkehr mit dem Menſchen macht, und durch die er ſich die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menſchen in ſich hervorzurufen. Dieſe beruhen auf den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen iſt; deſto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er auch diesmal zutreffen werde. Die Seele wird gewiſſermaßen ſichtbar im Körper. Die einheimiſchen Leidenſchaften laſſen in demſelben gewiſſe Spuren zurück, welche ſich unwillkührlich zeigen, und die herrſchende Denk- und Handelsweiſe eines Menſchen verrathen. Sind nun gewiſſe äuſſere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerſtrebenden Natur beobachtet worden, ſo erwecken ſie bei ihrer jedesmaligen neuen Erſcheinung das Gefühl der Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und lebloſe Gegenſtände entſteht theils auf ähnliche Weiſe und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menſchen, theils aber aus gewiſſen Eigenſchaften, z. B. Ausdünſtung u. dgl., die ein Einzelner, vermöge der eigenthümlichen Organiſation ſeines Körpers, nicht ertragen kann. Raiſonnement und allmäliche Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art ſchwächen und überwinden, nicht ſelten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf ſie überhaupt nur mit Vorſicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unſicher ahnen können.

Antiphlogiſtiſche Chemie, ſ. **Chemie**.

Antiphonie heißt der Gegengeſang, und wird beſonders in der catholiſchen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erſt von einem einzelnen Sänger angeſtimmt, und dann, wenn der darauf folgende Pſalm von zwei Chören wechſelsweiſe abgeſungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch Antiphonarium oder Antiphonale, dasjenige große lateiniſche Geſangbuch, woraus die Canonici und andere Geiſtlichen die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten ꝛc. abſingen.

Antiphraſis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht iſt. So z. B. ſollen die Parzen von parcere, ſchonen, abgeleitet ſeyn, ob ſie gleich nichts weniger als ſchonend ſind. Im Allgemeinen iſt die Antiphraſis ziemlich der Ironie ähnlich.

Antipoden, ſ. Gegenfüßler.

Antiquitäten, ſ. Alterthümer.

Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen Secte, war zu Athen in der 89ſten Olympiade geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophiſten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geſchäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entſagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredſamkeit, um ſich ganz dem Studium der Philoſophie zu widmen. Aus Sokrates Lehren ſchöpfte er jenen Enthuſiasmus für die Tugend, und jenen gewaltigen Haß gegen das Laſter, wodurch ſich die von ihm geſtiftete Schule auszeichnete. Antiſthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend beſtehe, ſetzte dieſe Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrſamkeit, Wolluſt. Er wollte Geiſt und Körper auf das ſtrenge Bedürfniß beſchränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Querſack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erſcheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieſes auffallenden Betragens. „Ich ſehe,“ ſagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorſcheinen.“ Man muß indeß gerecht ſeyn; wenn Diogenes durch die Feſtigkeit und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und durch die Originalität ſeiner Ausdrücke die ſpätern Cyniker um vieles übertraf, ſo wußte Antiſthenes ſich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er wagte der erſte, die beiden Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und war Urſache, daß der eine verbannt, der andere mit dem Tode beſtraft wurde; eine Angabe, die jedoch Barthelemi in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und Xenophon ſpricht in ſeinem Gaſtmahle zu ſeinem Lobe. Nach Sokrates Tode ließ er ſich im Cynoſarges, einem Gymnaſium Athens, nieder, und man behauptet, daß von dieſem Orte ſeine Schule den Namen erhalten. Antiſthenes Sinnſprüche ſind bekannt. Er hat viele Werke geſchrieben, die aber ſämmtlich verloren gegangen ſind; denn die unter ſeinem Namen vorhandenen ſind wahrſcheinlich unecht. Er war Diogenes Lehrer. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt.

Antitheſe, der Gegenſatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung von Verſchiedenheiten Licht und Glanz zu verſchaffen ſucht. Dieſe Figur iſt oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man ſonſt in das Geſuchte fällt. Eine glückliche Antitheſe iſt es z. B., wenn Leſſing in der Recenſion eines Buchs ſagt: „dieſes Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut iſt!“

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie ſie das nicäniſche und athanaſiſche Symbolum aufſtellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geiſt in der Gottheit dem Vater ſubordiniren, oder Chriſtum ſchlechthin für einen Menſchen und den heil. Geiſt für eine willkürliche Perſonification der göttlichen Geiſteskraft erklären. In den früheren Perioden der chriſtlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, ſehr zahlreich; beſonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören unter dieſe Rubrik. Der Name Antitrinitarier kam aber erſt ſeit dem 16ten Jahrhunderte auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonſtranten nach dem Lehrbegriffe des Episkopius (ſtarb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obigen Behauptungen in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Chriſtenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Chriſten anerkennen und in chriſtlichen Staaten dulden, der ſpaniſche Proteſtant Miguel Servetus wurde dieſer Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt und ſelbſt die toleranten Könige von England erließen die ſtrengſten Edicte wider ſie. Gleichwohl bildeten ein engliſcher Geiſtlicher Theophilus Lindſey 1774 zu London und ein Kaufmann William Chriſtie zu Montroſe in Schottland unitariſche Gemeinden, welche ſich durch Cultus und Liturgie von der herrſchenden Kirche abſonderten. Ueber andere noch beſtehende Gemeinden dieſes Glaubens ſ. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Joſephe Jeanne) von Lothringen, Erzherzogin von Oeſterreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2ten November 1755, war die Tochter Kaiſers Franz I. und Maria Thereſiens. Sie empfing eine ſorgfältige Erziehung, welche ſie benutzte, um ſich mannichfaltige Kenntniſſe zu erwerben. Die Natur hatte ihr Anmuth und Schönheit verliehen. Groß, ſchön gewachſen, mit einem glänzenden Teint und einer bezaubernden Miene, feſſelte ſie den Hof ihrer Mutter, als ſie ihn verließ, um ſich mit dem Dauphin von Frankreich, nachmaligem Ludwig XVI., zu vermählen. Choiſeul hatte die Idee dieſer Verbindung gefaßt, und unterhandelte deshalb, und ſtets hat Marie Antoinette ihn gegen ſeine Feinde vertheidigt, und mehrmals, wiewohl vergebens, ſich bemüht, ihn ins Miniſterium zurückzurufen. Die junge Erzherzogin kam in den erſten Tagen des Mai 1770 in Strasburg an. Ihre Reiſe von da bis Paris glich einem Triumphzuge; allenthalben huldigte ihr das leicht bewegliche Volk, das von ihrer Schönheit und Herablaſſung entzückt war. Zwei Mal wurde ſie unterwegs lateiniſch begrüßt, und ſie antwortete auf der Stelle in derſelben Sprache. Nicht minder glänzend und ſchmeichelhaft war ihr Empfang am Hofe Ludwigs XV. Am 16ten Mai vermählte ſie ſich mit dem unglücklichen Fürſten, deſſen Mißgeſchick ſie erleichtern und theilen ſollte. Diejenigen, die an Vorzeichen glauben, konnten dergleichen bei dieſer Feier wahrnehmen. Der Himmel bedeckte ſich unmittelbar nach der Trauungsceremonie mit ſchwarzen Wolken und zwei von Donner und Blitzen begleitete Ungewitter hinderten zu Paris und Verſailles das Volk, das Feuerwerk und die Illumination zu genießen. Die Straßen waren leer und dichte Finſterniß lag über Frankreich. Auch das Feſt, welches am 30ſten deſſelben Monats die Stadt Paris gab, ward durch ein ſchreckliches Ereigniß bezeichnet, indem durch die übel gewählten Anſtalten mehr als 1200 Zuſchauer umkamen. Die Dauphine, voll Verzweiflung darüber und

mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteifernd, ſchickte dem Polizeilieutenant alles Geld, das ſie hatte. Eine Menge anderer Handlungen der Großmuth und Wohlthätigkeit übte ſie als Dauphine aus, von denen wir gern einige glänzende Beiſpiele anführten, wenn die Beſchränktheit des Raums uns nicht darin verhinderte. Als ſie den Thron beſtieg, ſah man ſie das Beiſpiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeoffizier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm ſeinen Abſchied; ſobald die Königin davon hörte, ließ ſie ihm ſagen, er möchte auf ſeinem Poſten bleiben und das Vergangene vergeſſen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. — Auch als Königin fuhr ſie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; beſonders unterſtützte ſie in dem ſchrecklichen Winter von 1788 auf die thätigſte Weiſe die Nothleidenden. Aber auch um dieſe Zeit fing die Verläumdung an auf die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugſchriften angeklagt, daß ſie Intriguen auf Intriguen anſpinne; aber wenn auch die Geſchichte dieſe Beſchuldigungen, von denen keine je erwieſen worden, und viele ſchon an ſich unwahrſcheinlich ſind, verwerfen muß, ſo iſt es doch Pflicht der Wahrheit, einzugeſtehen, daß die Königin Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantaſie gab ihr oft den Schein des Leichtſinns und zuweilen der Verſtellung; eine angeborne Unruhe verleitete ſie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu ſtetem Wechſel der Luſtbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Aber noch nachtheiliger für ſie war es, daß ſie ihre Würde und ihr Anſehen beeinträchtigte, indem ſie ſich der Strenge der Etiquette entzog. Der erſte Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da ſie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten ſich ihre Feinde zu verbreiten, daß ſie im Herzen eine Oeſterreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzoſen ſey, deren Glück ſie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab ihnen neuen Stoff zu Beſchuldigungen und Verläumdungen, indem es den Namen der Königin in einem höchſt ſchändlichen Prozeß compromittirte. Zwei Goldſchmiede foderten die Zahlung eines enormen Preiſes für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. Es war bewieſen, daß Marie-Antoinette ſie nicht kenne und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, ſie vorzuſtellen, und um Mitternacht im Park von Verſailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Unterſuchung und Beſtrafung dieſes Frevels wurde durch einen eignen Befehl verboten. (S. La Motte.) Dieſer Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall ſey, gab man die Schuld davon blindlings der Verſchwendung der Königin. Man ſchlug endlich vor, da die Schulden täglich zunahmen, und der Credit immer mehr ſank, die Stände des Reichs zuſammenzuberufen. Dieſe Maaßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der erſten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Unaufhörlich wiederholte ſie: „Wenn nur der König Ruhe und Achtung behält; ich werde ſtets glücklich ſeyn durch ſein Glück.“ Bald folgten Ereigniſſe, die ihren Muth auf die Probe ſetzten. Am 6ten Oct. 1789 ertönte zu Verſailles die Luft von den wüthendſten Drohungen gegen die Königin; ſie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beſchäftigt. Mitten in der Nacht ſchrieb ihr ein Geiſtlicher: „Nehmen Sie Maaßregeln;

morgen früh um ſechs Uhr ſollen Sie ermordet werden.“ Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Billet. Bald darauf werden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erſchallen von allen Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen ſie, ſich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordſcenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen ſich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieſer Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die raſenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!“ — Sie führt augenblick ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt allein auf den Balcon zurück, entſchloſſen, ihr Haupt dem Todesſtreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte ſich durch dieſen unerwarteten Muth erſchüttert und den Drohungen folgte Beifallgeſchrei. An demſelben Tage mußte Marie Antoinette auf dem ſechsſtündigen Wege nach Paris das entſetzlichſte Schauſpiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf zwei Piken die Köpfe zweier Gardiſten; trunkene und bluttriefende Furien umringten ſie mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen. Als ſie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und beſtrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete ſie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs ſeyn:“ und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles geſehen, alles gehört und alles vergeſſen.“ In den erſten Monaten nach ihrer Ankunft wandte ſie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhauſe verſetzten Kleider einzulöſen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen ſie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. zu fliehen beſchloß, folgte ſie ihrem Gemahl, obgleich ſie richtig ahnend das Mißlingen vorausſah. „Die Reiſe wird fehlſchlagen,“ wiederholte ſie mehrmals, „der König iſt zu unglücklich.“ Als ſie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete ſie den Commiſſarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit ſeinen Kindern abzureiſen wünſchte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe ſeit zwei Jahren genugſam bewieſen, daß ich ihn nie verlaſſen werde. Was mich noch mehr dazu beſtimmte, war die feſte Ueberzeugung, daß der König Frankreich nicht verlaſſen wollte; hätte er es gewünſcht, ſo würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern.“ Dieſem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe; indeß kamen der 20ſte Juni und der 10te Auguſt 1792. An dem letztern dieſer Tage wandte die Königin, entſchloſſen zu ſterben, das äußerſte an, um ihren Gemahl zu dem Entſchluß zu bewegen, mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegenzugehen; mit ihm in die Nationalverſammlung geführt, hörte ſie hier die Entſetzung des Königs ausſprechen, ſeine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, ſie zu begleiten. Hier bewohnte ſie mit ihrer Tochter und der Prinzeſſin Eliſabeth das einzige Zimmer, das einen Ofen hatte. Dichte Eiſengitter verwahrten die Fenſter, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In dieſem traurigen Aufenthalte zeigte Marie Antoinette die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreiſe der Ihrigen flößte ſie ihnen Entſagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr ſagte, daß er verurtheilt ſey, wünſchte ſie ihm Glück zu dem Ende eines ſo qualvollen Daſeyns, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen ſolle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte ſie an den Convent nur die Bitte, um Trauerkleider, welche ſie

bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4ten Juni 1793 ward ſie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß dieſe Trennung auf immer ſey; nichts deſto weniger ertrug ſie ſie mit Standhaftigkeit. Am nächſten 5ten Auguſt wird ſie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie gebracht. Das untere Gemach, welches den Namen Rathszimmer führt, und dunkel und feucht iſt, wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3ten Oct. verordnete der Convent, daß ſie vor Gericht geſtellt werden ſolle. In der Anklage ward ſie beſchuldigt, die Finanzen verſchwendet, den öffentlichen Schatz erſchöpft, Summen daraus dem Kaiſer gegeben, mit den auswärtigen Feinden correſpondirt und die innern Unruhen begünſtigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringſten Beweis gegen ſie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chauveau-le-Garde: „Was mich einzig in Verlegenheit ſetzt, iſt nicht, Antworten, ſondern nur eine einzige ſcheinbare Anklage zu finden.“ Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürſtigen Ankläger Fouquier-Tinville bitter zu tadeln, ſeine Anklage auf ſo offenbar falſche und verläumderiſche Facta gegründet zu haben. Die Königin ſelbſt antwortete auf alle Fragen mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit. Auf Heberts ſchändliche Beſchuldigung, daß ſie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete ſie mit Indignation: „Wegen eines ſo gehäſſigen Verbrechens appellire ich an alle Mütter.“ Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Faſſung, und ſchlief, nachdem man ſie nach einer achtzehnſtündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht hatte, bald ruhig ein. Am andern Morgen um elf Uhr beſtieg ſie den Karren, der ſie nach dem Schaffot führte. So ſehr man auch das Volk anreizte, ſie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrſchte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerſtört und in dem feuchten ungeſunden Kerker hatte ſie faſt ein Auge verloren. Ihr Anblick ſchien den wilden Pöbel zu erſchüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwig XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und beſtieg dann haſtig das Schaffot. Als ſie oben war, warf ſie ſich auf die Knie und ſprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater.“ — Sie erhob die Augen zum Himmel, um ſie im nächſten Augenblick auf ewig zu ſchließen. So ſtarb Mittwochs den 16ten Oct. 1793 Frankreichs letzte Königin, in ihrem faſt vollendeten 38ſten Jahre. Beſenval entwirft von ihr in ſeinen Memoiren folgendes Bild: Der Glanz ihres Teints, viel Annehmlichkeit in der Haltung des Kopfs, eine große Eleganz in ihrer ganzen Perſon ſetzten ſie in den Stand, vor vielen reicher begabten Frauen den Vorzug zu behaupten. Ihr Charakter war ſanft und zuvorkommend; leicht von Unglücklichen gerührt, half ſie ihnen gern und bei jeder Gelegenheit. Ihr gefühlvolles Herz vereinigte zwei ſelten verbundene Eigenſchaften: gern Dienſte zu leiſten, und des Glücks zu genießen, das ſie geſtiftet. Großer Hang zum Vergnügen, wenig natürliche Heiterkeit, durchaus nichts Beſtimmtes in ihrer Art zu denken, dieſe Mängel hinderten ſie, in der Geſellſchaft den Erwartungen zu entſprechen die ihre perſönlichen Eigenſchaften und ihr Aeußeres erregten. Ihre Vertraulichkeit ſchadete dem Gefühl der Hochachtung, und eine andere Haltung, zu der ſie ſich wohl zuweilen zwang, beleidigte, da man ſich gewöhnt hatte, nur die liebenswürdige Frau in ihr zu ſehen. Daher kam es, daß ſie oft Mißvergnügen erregte, und

man viel Uebles von ihr ſprach, ohne ſelbſt den eigentlichen Grund finden zu können.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), ſtammte aus Nemauſus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarſchaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon ſein Vater Aurelius Fulvius hatte das Conſulat bekleidet, und im Jahr 120 gelangte auch er zu dieſer Würde. Er war einer von den vier Conſularen, unter welche Hadrian die höchſte Magiſtratur Italiens theilte, ging dann als Proconſul nach Aſien und ſtieg nach ſeiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von ſeiner Gemahlin Fauſtina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloſes Betragen er mit weiſer Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen ſuchte, hatte er vier Kinder; alle ſtarben bis auf Fauſtina, Mark Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian adoptirt, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Mark-Aurel) adoptirte; und noch in demſelben Jahre beſtieg er den Thron. Unter ihm genoß das Reich der Ruhe und des Glücks. Mäßig und einfach in ſeinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater ſeines Volks. Oft wiederholte er die ſchönen Worte Scipio's: „Ich will lieber Eines Bürgers Leben erhalten, als tauſend Feinde vernichten.“ Seine weiſe Sparſamkeit ſetzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Chriſten ſtellte er möglichſt ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römiſche Gebiet erweiterte und eine neue Mauer aufführen ließ. Der Senat gab ihm den Beinamen des Frommen (Pius), weil er dankbar das Andenken Hadrians, ſeines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünſte, Ueberſchwemmungen und Erdbeben richteten an mehrern Orten Verwüſtungen an; aber ſeine Freigebigkeit milderte die Folgen dieſer Unglücksfälle. Er ſtarb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 161. Seine Aſche ward in dem Grabmale Hadrians beigeſetzt; der Senat aber bewilligte ihm einſtimmig göttliche Ehren, und weihte ſeinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden iſt. Das ganze Reich beweinte ſeinen Tod, als einen allgemeinen Verluſt, und die folgenden Kaiſer legten ſich ſeinen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach ſeiner Adoption M. Aelius Aurelius Verus) aber am bekannteſten unter dem Namen Marc Aurel war im J. 121 nach Chr. geboren und beſtieg nach Antoninus Pius, ſeines Adoptivvaters Tode, im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, den er zum Cäſar und Auguſtus ernannte und mit ſeiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juriſten L. Voluſius Mecianus, hatte er ſich ganz zum Gelehrten gebildet und beſonders die ſtoiſche Philoſophie lieb gewonnen. Während ſeine Feldherrn Statius Priſcus, Avidius Caſſius, Marcius Verus und Fronto die entſcheidendſten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten und die große Stadt Seleucia am Tigris auf das grauſamſte zerſtörten, richtete Marc Aurel ſein Augenmerk auf Rom und die Deutſchen. Jenes wurde von Peſt, Hungersnoth und verheerenden Ueberſchwemmungen heimgeſucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern ſuchte; dieſe beunruhigten das römiſche Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeſchlagen. Zugleich bemühte ſich Marc Aurel, die Sitten des

Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbeſſern. Nach Beendigung des parthiſchen Krieges hielten beide Kaiſer einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Peſt aus, womit die morgenländiſche Armee alle Länder angeſteckt hatte, durch welche ſie gezogen war. Dieſes Uebel wurde nicht allein durch Erdbeben und Ueberſchwemmungen, ſondern auch durch einen allgemeinen Aufſtand aller wilden Gränzvölker von Gallien bis an das ſchwarze Meer noch vermehrt. Beide Kaiſer gingen nach Aquileia, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der ſich ſcheinbar unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechſelndem Glück gefochten. Verus ſtarb ſchon in dem erſten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erb. drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erſchöpft war, ſah ſich der Kaiſer genöthigt, alles koſtbare Geräth des Pallaſtes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 927 der Kaiſer bei der Stadt Gran den Quaden entgegenſtand, gerieth er, rings von Feinden eingeſchloſſen, aus Mangel an Waſſer in die äußerſte Noth, und er war nahe daran, ſich ihnen ergeben zu müſſen, als ein Platzregen die Armee erfriſchte und ihr den Sieg verſchaffte. Die Quaden, ſo wie die übrigen Barbaren wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des ſyriſchen Statthalters, Avidius Caſſius, der ſich bereits ganz Aegypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, riefen Marc Aurel von ſeinen Siegen ab; aber noch ehe er Aſien erreichte, war der Aufrührer von ſeinen eigenen Anhängern ermordet worden. Der Kaiſer verzieh großmüthig allen Theilhabern an der Verſchwörung, zog triumphirend in Rom ein und beſchäftigte ſich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutſchen ihn nöthigten, abermals gegen ſie ins Feld zu ziehen. Er beſiegte ſie zu verſchiedenen Malen, erkrankte aber zu Sirmium, und ſtarb daſelbſt im 59ſten Jahre ſeines Alters und im 19ten ſeiner Regierung. — Wir beſitzen von ihm Betrachtungen über ſich ſelbſt, in welchen er ſich als einen Anhänger der Stoa zeigt. — Er gehört zu den beſten Kaiſern, welche Rom beherrſcht haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Marcus Antonius, und wurde 86 Jahre vor Chr. geboren. Durch ſeine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenſchaften, war er mit Cäſars Familie verwandt. In dem vertrauten Umgang mit einem Curio und Clodius ward er früh mit allen Ausſchweifungen bekannt, und häufte anſehnliche Schulden. Beredſamkeit und Kriegskunſt zu ſtudiren ging er nach Griechenland. Während er ſich hier aufhielt, machte er unter dem Conſul Gabinius, der ihm ein Cavalleriecommando gab, einen Feldzug in Syrien. Er zeigte dabei viel Muth und Thätigkeit, beſonders gegen Ariſtobul, den Anführer der Juden, welche das Joch der Römer abzuwerfen ſuchten. Nicht minder zeichnete er ſich in Aegypten aus, wo er dem Gabinius den Ptolemäus Auletes wiedereinſetzen half. Die Soldaten, gegen die er ſich überaus freigebig, nachſichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn ſehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er ſich mit Curio, und unterſtützte, wie dieſer, mit Eifer die Partei Cäſars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorſchläge erregte er einen ſolchen Haß gegen ſich, daß er mit Curio und Caſſius Longinus in Sclavenkleidern Rom verließ, und in Cäſars Lager eine Zuflucht ſuchte; dieſer Schritt war einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege.

In den darauf folgenden Unruhen ward Antonius von Cäſar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl deſſelben, mit ſeinen Truppen in Macedonien zu ihm zu ſtoßen, führte er ihm eine bedeutende Macht zu, befehligte in der pharſalichen Schlacht den linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magiſter equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Hier gerieth er mit Dolabella, dem Volkstribunen, in Streit, und mitten auf dem Forum kam es mit der Partei deſſelben zum Handgemenge. Die Güter des Pompejus, die aus Achtung vor deſſen Andenken niemand erwerben wollte, kaufte er um einen geringen Preis. Durch Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er ſich ſo ſehr, daß Cäſar bei ſeiner Rückkehr ihn mit Kälte behandelte. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich mit des Clodius Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres despotiſchen Anſehens fühlen ließ. Als Cäſar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die ſchimpflichſten Schmeicheleien und Nichtswürdigkeiten ſeine Gunſt wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr. ſein Mitconſul. Damals warf er ſich am Lupercalienfeſt öffentlich zu Cäſars Füßen, und bot ihm zwei Mal ein Diadem an, das dieſer unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäſar das Opfer einer Verſchwörung, und Antonius würde daſſelbe Schickſal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, ſich für ihn verwendet hätte. Der Erfolg lehrte aber bald, daß die andern Verſchwornen ihn beſſer beurtheilt hatten. Wohl wiſſend, wie ſehr äußere Gegenſtände auf die leichtſinnige Menge wirken, ſtellte er Cäſars Leichnam in blutigem Gewande öffentlich aus, und hielt dabei eine Leichenrede, in der er das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten ſich aus Rom flüchten, und Antonius herrſchte einige Zeit mit unumſchränkter Gewalt. Nachdem er ſich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäſars Erben, der ebenfalls nach der Herrſchaft ſtrebte, und ſich zu behaupten die Partei des Senats ergriff, entzweit und verſöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das ciſalpiniſche Gallien, deſſen Statthalterſchaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero ſeine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen öffentlichen Feind, und die beiden Conſuln Hirtius und Panſa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius ſchlug anfangs Panſa in einer ſehr mörderiſchen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und trotz der tapferſten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geſchlagen. Allein auch beide Conſuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze der republikaniſchen Armee. Antonius mußte nicht nur Mutina, ſondern auch ganz Italien verlaſſen, und floh mit ſeinen Truppen unter großen Beſchwerden und Entbehrung über die Alpen. Er beſtand ſie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten beſſer als glückliche Ereigniſſe ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab ſich in Trauerkleidern in ſein Lager und gewann ſchnell die Armee für ſich, ſo daß dieſe ihren Anführer nöthigte, ſich mit Antonius zu verbinden, und dieſem ſein Anſehen abzutreten. Auch Plancus und Pollia verſtärkten jetzt ſeine Partei mit ihren Heeren, ſo daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlaſſen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Inſel des Rhenus (unweit Bologna) die berühmte Zuſammenkunft, wo ſie die römiſche Welt unter ſich theilten. Hier auch

entwarfen ſie jene blutige Proſcriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Antonius war es, der Cicero's Tod foderte. Er willigte dafür in den Tod ſeines eigenen Oheims Lucius Cäſar. Dies feſtgeſetzt, marſchirten die Triumvirn auf Rom, und verſetzten dieſe Stadt, wie ganz Italien durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Cicero's Haupt und rechte Hand auf derſelben Rednerbühne zur Schau zu ſtellen, auf welcher ſeine Beredſamkeit ſo oft triumphirt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitauſend Ritter kamen in dieſen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Seſterzien herbeigeſchafft war, und die Triumvirn Magiſtratsperſonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius nach Macedonien ab, wo Brutus und Caſſius ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Caſſius, ſchlug ihn nach einem blutigen Kampfe zurück, und zwang ihn, ſich zu tödten. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denſelben verzweiflungsvollen Entſchluß zu faſſen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit ſeinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, beſuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnaſium, und gab dieſer noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweiſe ſeiner Hochachtung und ſeiner Gunſt. Von da ging er nach Aſien, wo er ganz ſeiner Neigung zur Pracht und Ueppigkeit folgte. Als er in Cilicien war, befahl er der Königin von Aegypten Cleopatra, ſich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erſchien perſönlich, und wußte ihn für immer zu feſſeln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerſtreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwiſchen Octavius und ſeiner Gemahlin Fulvia ausgebrochenen Feindſeligkeiten aus ſeinem Rauſche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunſten entſchieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Ausſöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit der Octavia, der Schweſter des Octavius, beſiegelt ward. Die beiden Herren des römiſchen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Die Stadt Codropolis (Scutari) in Illyrien ward zur Gränze beſtimmt. Dem ſchwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländiſche Meer beherrſchte, ward ein Vertrag geſchloſſen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergeſtellt. Antonius brachte hierauf den Winter unter Luſtbarkeiten in Athen zu, während ſein Legat Ventidius die in die römiſchen Provinzen Aſiens eingedrungenen Parther ſo nachdrücklich zurückſchlug, daß Antonius aus Eiferſucht das Commando ſelbſt übernahm, und jenen nach Rom ſandte, um einen Triumph zu halten. Nach einem wenig rühmlichen Feldzuge kehrte er nach Athen zurück, und ging von da ſogleich nach Italien unter Segel, wo Octavius von Sextus Pompejus nachdrücklich bedrängt wurde. Durch die Vermittelung der Octavia herrſchte, wenigſtens dem Anſchein nach, vollkommenes Einverſtändniß zwiſchen beiden Triumvirn; durch Antonius Leidenſchaft für Cleopatra aber ward es bald aufs neue geſtört. Nach ſeiner Rückkehr in Aſien ergab ſich dieſer dem ſchamloſeſten Leben, verſchwendete, das Intereſſe des Staates verletzend, Provinzen und ganze Reiche an ſeine Geliebte, und übte die offenbarſten Ungerechtigkeiten. Nach einem ſchimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von

Armenien Artaſasdes durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Die tugendhafte Octavia, welche auf der Reiſe zu ihrem Gemahl bis Athen gekommen war, erhielt, auf Cleopatra's Betrieb, von ihm Befehl zur Rückkehr. Octavius verſäumte nicht, Antonius Betragen als ein Mittel zu gebrauchen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und man rüſtete ſich von beiden Seiten. Aber ſtatt kräftige Maaßregeln zu ergreifen, die unfehlbar zum Siege geführt haben würden, füllte Antonius die Inſel Samos, den Sammelplatz ſeiner Truppen, mit Muſikern, Gauklern und Schwelgern, und verſäumte, unter beſtändigen Feſten, ſeine wichtigſten Angelegenheiten. Von Octavia trennte er ſich öffentlich, und befahl ihr, ſein Haus in Rom zu verlaſſen. Dieſer Maaßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, Cleopatra's hochfahrender Sinn hingegen verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Aegyptens den Krieg, und entſetzte Antonius ſeines Conſulats und ſeiner Statthalterſchaft. Jede Partei ſammelte ihre Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande, und der ambraciſche Meerbuſen war der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius eine gleiche Zahl, war ihm aber um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die berühmte Schlacht bei Actium, welche Antonius, aus Nachgiebigkeit gegen Cleopatra, wider den Rath ſeiner beſten Feldherrn lieferte. Mitten im heftigſten Kampfe ergriff Cleopatra mit ihren ſechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte Antonius ihr nach, und bedeckte ſich mit ewiger Schmach. Die Herrſchaft der Welt war verloren. Zwar kämpften ſeine Soldaten noch lange mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen ſie endlich. Die Landarmee, als ſie ſich verlaſſen ſah, ergab ſich an Octavius, und ward ſeinen Legionen einverleibt. Antonius, voll Schaam und Unwillen gegen diejenige, die ſeinen Untergang verurſacht hatte, weigerte ſich lange, ſie zu ſprechen. Endlich aber ſöhnten ſich beide aus, und Antonius ging nach Lybien, wo er ein bedeutendes Truppencorps gelaſſen hatte. Bei ſeiner Ankunft mußte er ſehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte. Sein Schmerz darüber war ſo groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbſtmorde hinderte. Er kehrte nach Aegypten zurück, und lebte hier in finſterer Zurückgezogenheit, bis es Cleopatra gelang, ihn in ihren Pallaſt und zu der vorigen Lebensweiſe zurückzuführen. Ihre Feſte wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorſchläge der Unterwerfung verwarf. Bei ſeiner Erſcheinung vor Alexandrien ſchien Antonius für einen Augenblick ſeinen alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze ſeiner Reiterei, und ſchlug die feindliche zurück; ſpäter aber, von der ägyptiſchen Flotte und ſeiner Landarmee verlaſſen, und in dem Argwohne, von Cleopatra ſelbſt verrathen zu ſeyn, verlor er aufs neue den Muth. Er begab ſich in den Pallaſt der Cleopatra, um an ihr Rache zu nehmen; ſie rettete ſich jedoch durch die Flucht, und täuſchte ihn durch das falſche Gerücht ihres Todes. Entſchloſſen, ebenfalls zu ſterben, rief er ſeinen treuen Eros, der ihm verſprochen hatte, daß er ihn tödten wolle, wenn er es ihm einſt befehlen würde. Eros ſchien bereit zu gehorchen, hieß ihn das Geſicht abwenden, und ſank, ſich ſelbſt durchbohrend, todt zu ſeinen Füßen. Gerührt durch dieſen Beweis von Heldenmuth und Liebe, ſtürzte ſich Antonius in daſſelbe Schwert. Die Wunde war nicht unmittelbar tödtlich, und da er jetzt die Nachricht von Cleopatra's Leben erhielt, ließ er ſich zu ihr

tragen, und ſtarb, unter Aeußerungen der Zärtlichkeit gegen die Treuloſe, in ihren Armen (30 J. vor Chr.). Cleopatra ließ ihn prächtig beerdigen, zu Rom aber warf man ſeine Statuen um und verfluchte ſein Andenken. Er hinterließ fünf Kinder, zwei Söhne von der Fulvia, zwei Töchter von der Octavia, und eine Tochter von der Cleopatra.

Antwerpen, eine große und gut gebaute Stadt im Königreiche der Niederlande, im ehemaligen franzöſiſchen Departement der beiden Nethen im ehemaligen Herzogthum Brabant, an der Schelde, mit einer Citadelle und einem ſehr guten Hafen. Vor dem niederländiſchen Kriege mit den Spaniern war ſie eine größere Handelsſtadt als Amſterdam, deſſen Größe ſich im 16ten Jahrhunderte auf dem Ruin von Antwerpen zu gründen anfing. Damals war die Schelde mit den Schiffen aller Nationen bedeckt; man zählte deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen, und um zum Orte ihres Ausladens zu gelangen, mußten ſie oft Wochen warten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanſe ihre Hauptcomptoire und Niederlagen. Dieſe Blüthe welkte allmählich, als der niederländiſche Revolutionskrieg ausbrach, in welchem Antwerpen nach einer denkwürdigen Belagerung, 1585 von dem Prinzen von Parma erobert ward, und ſchwand gänzlich, als im münſterſchen Frieden, welcher die ſieben vereinigten Provinzen der Niederlande für unabhängig erklärte, dieſe unter mehrern Handelsvortheilen auch die Schließung der Schelde bedungen, vermöge welcher in der Folge keine Kauffahrtei- oder andere großen Schiffe in den Hafen von Antwerpen ſollten einlaufen dürfen. Auch ſuchten die Holländer, um etwanige Verſuche wider dieſen Schluß im voraus zu verhindern, dieſen Hafen als unſicher darzuſtellen. Nichts deſto weniger verſuchte **Joſeph II.** im Jahre 1785 die Aufhebung dieſes Zwanges zu bewirken, ohne jedoch etwas anders zu erreichen, als daß in dem am 20ſten September zwiſchen ihm und Holland geſchloſſenen Vergleiche die Gränzen der Schifffahrt auf der Schelde für die öſterreichiſchen Niederlande um etwas erweitert wurden. Deſſen ungeachtet zählt Antwerpen 60,000 Einwohner, beſitzt anſehnliche Fabriken in Gold und Silber, Diamant- und Steinſchleifereien, ſchöne Leinwandbleichen, treffliche Spitzen-, Kattun- und Tapetenmanufacturen, Garnſpinnereien u. ſ. w., einen nicht unbeträchtlichen Handel und ſehr reiche Particuliers. Im Verfolge des Sieges von Gemappe eroberten die Franzoſen den 29ſten November 1792, unter dem General **Miranda**, die Citadelle von Antwerpen, und eröffneten unter der Loſung **Freiheit!** die 144 Jahre lang geſchloſſene Schelde, indem ſie mit einem Geſchwader von fünf Fahrzeugen unter lautem Jubel den Fluß herauf nach Antwerpen ſegelten. Die Oeſterreicher nahmen zwar nach den Schlachten von Neerwinden und von Löwen Antwerpen den 26ſten März 1793 wieder ein, und den 8ten April wurde daſelbſt von einem Congreß der Miniſter und einiger Generale der coaliſirten Mächte die offenſive Fortſetzung des Krieges gegen Frankreich beſchloſſen; allein die Schlacht von Fleurus, den 26ſten Juni 1794, gab den Franzoſen Belgien von neuem in die Hände, und es war am 24ſten Juli, als ſie wieder in Antwerpen einzogen. In dem Feldzuge von 1814 vertheidigte Carnot, als Gouverneur, die Stadt gegen die Verbündeten. Am 5ten Mai öffnete ſie die Thore, und die Engländer zogen durch dieſelben ein.

Anubis, eine der vornehmſten Gottheiten der Aegypter. Anfangs verehrte man ihn unter der Geſtalt des Hundes, nachher in menſchlicher Geſtalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Oſiris, den dieſer, wähnend ſich zu der Iſis geſellt zu

haben, mit Nephthys erzeugte. Als Iſis ſich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Oſiris bei Nephthys zurückgelaſſen hatte, ſuchte ſie das, aus Furcht vor Typhon, von ſeiner Mutter ausgeſetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie ein Hund die Menſchen. Alſo Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, ſeine Söhne, den Oſiris auf ſeinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Geſtalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Verſuch, die Hundsgeſtalt des Anubis zu erklären. — Nach der aſtronomiſchen Theologie der Aegypter gehörte Anubis zu den acht Göttern der erſten Claſſe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Merkur. Der Rangordnung nach war er der ſiebente. Als dieſer war er denn auch Zeitbeſtimmung, Regent einer Tagesſtunde.

Anville (Jean Baptiſte Bourgoignon d'), erſter Geograph des Königs, Penſionär der Akademie der Inſchriften und ſchönen Künſte u. ſ. w., war 1697 zu Paris geboren. Eine Landkarte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigem Knaben in die Hände führte, gab ihm Gelegenheit, ſeine Neigung für die Geographie zu zeigen. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für dieſe Beſchäftigung eine wahre Leidenſchaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Abſicht, die Lage der Städte, von denen ſie ſprechen, herauszubringen, und die Gränzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geſchichte finden, zu beſtimmen. Er verfolgte auf ſeinen Karten den Marſch der Armeen, und ſuchte die Schlachtfelder auf, wo einſt das Schickſal der Welt entſchieden worden. Seine, von einem edeln Enthuſiasmus angefeuerten Studien hatten ihm frühzeitig umfaſſende Kenntniſſe in der Geographie erworben; er wurde durch ſie bald den angeſehenſten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Beſtallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Maſſe ſeiner Kenntniſſe zu ſichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er ſich jenen ſo feinen Tact, der einem Inſtinct gleicht, der aber bei d'Anville das Reſultat ſcharfſinniger, mit Berückſichtigung aller Umſtände gemachten Combinationen war. Faſt allenthalben fand ſein Scharfblick die Wahrheit auf, und ſchied ſie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetſte Platz, und durch eine Art von Wunder ſind die meiſten ſeiner Meinungen und Vermuthungen durch ſpätere Unterſuchungen an Ort und Stelle ſelbſt beſtätigt worden. Unter ſeinen Karten für die alte Geographie verdient vor allen ſeine Karte von Aegypten der rühmlichſten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, ſein Orbis romanus müſſen in den Händen aller ſeyn, welche die alte Geſchichte leſen; ſo auch ſeine Karten von Gallien, von Italien, von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derſelben Länder für die mittlere Zeit. Auch ſeine Karten der neuern Zeit leiſten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verſtatteten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Die natürliche Zartheit ſeines Körpers hinderte ihn nicht, täglich funfzehn Stunden zu arbeiten; er war einfach und beſcheiden, aber für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Zwei Jahre vor ſeinem Tode erlagen ſeine geiſtigen Kräfte dem Alter; ſo endigte er ſeine Laufbahn 1782, bei-

nahe 85 Jahre alt. Seine koſtbare Kartenſammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzweſen eine Maſchine, vermittelſt welcher die groben Münzſorten geprägt werden. Sie beſteht aus einem Unter- und einem Oberſtempel, welcher auf den untern genau paßt, und durch Gewicht oder eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erforderlichen Druck erhält.

Anziehung (Attraction), nennen wir die Erſcheinung, daß gewiſſe Körper ein Beſtreben zeigen, ſich einander zu nähern, ſich wirklich nähern, und nach der gegenſeitigen Berührung an einander hängen bleiben, wenn ſie nicht aufgehalten werden. Sie iſt ſehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feſte, ſondern auch flüſſige Körper hängen mit ihren Theilen zuſammen, und leiſten Widerſtand, wenn man ſie trennen will. Dies thut ſelbſt das Waſſer. Flüſſigkeiten vereinigen ſich in Tropfen, Tropfen, wenn ſie ſich nähern, in größere Maſſen. Flüſſige Körper hängen ſich an feſte, beſonders an ſolche, die eine ſehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie ſteigen ferner in feine Röhrchen von ſelbſt hinauf u. ſ. w. Jeder Körper neigt ſich, freigelaſſen, zur Erde, wenn er aufgehoben war, und fällt gegen dieſelbe. Der ſonſt ſenkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine ſchiefe Richtung an; das Meer ſtrebt gegen den Mond an, der Mond ſelbſt wird ſtets nach der Erde, die Erde nebſt den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrſcht das unverkennbare Geſetz der gegenſeitigen Annäherung. Kurz, dieſe Erſcheinung iſt ſo verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, ſie für eine allgemeine Eigenſchaft der Körper oder für Regel anzuſehen, von welcher die Fälle, wo ſie nicht Statt findet, nur Ausnahmen ſind. Newton gab ihr zuerſt den Namen Attraction. Sie zu erklären, ſind die Naturforſcher vergebens bemüht geweſen, wohl aber hat man ihre Geſetze entdeckt. Schon Newton beſtimmte dieſelben für ſolche Fälle, in welchen die Attraction in beträchtlichen Entfernungen wirkt. Und dieſe Entdeckungen hatten eine Menge anderer höchſt wichtiger Beſtimmungen zur Folge. Die Erſcheinung der Attraction zeigt ſich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abſtehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere, oder an Körpern, welche ſich berühren, deren Entfernungen unmerklich ſind, und führt dann bei Theilen eines und deſſelben Körpers den Namen Cohäſion (Zuſammenhang), und wenn ſie zwiſchen Theilen eines feſten und eines flüſſigen Körpers Statt findet, den Namen Adhäſion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen dieſes Falles aufzählen und mit beſondern Namen belegen kann; ſo gehören doch dahin die chemiſchen Verwandtſchaften, auf welchen ſich Auflöſungen, Niederſchläge, Cryſtalliſationen, Gährungen und andere chemiſche Proceſſe gründen. Sie ſind beſondere Attractionen gewiſſer Stoffe, und werden auch Wahlanziehungen genannt. Die magnetiſchen und electriſchen Anziehungen, welche ſchon in merklichen Entfernungen wirken, aber doch von der Gravitation ſehr verſchieden ſind, erklärt man gemeiniglich durch den Stoß beſonderer flüſſiger Materien, über deren Daſeyn man Erfahrungen zu haben glaubt. Unter allen dieſen beſondern Arten der Attraction iſt die Gravitation die einzige, deren Geſetze man genau entdeckt und erwieſen hat. Newton war der erſte, welcher ſie entwickelte. Die Stärke der Gravitation verhält ſich direct wie die Maſſe des anziehenden Körpers, und umgekehrt wie die Quadrat

zahl ſeiner Entfernung von dem angezogenen. Dies iſt das Geſetz, nach welchem die Körper gegen die Erde, die Erde ſelbſt und alle Planeten in ihren Bahnen um die Sonne, und die Monde um ihre Planeten getrieben werden, nach welchem die Himmelskörper ſämmtlich in einander wirken, und aus welchem die kepleriſchen, bloß aus Tychos Beobachtungen gezogenen Regeln nothwendige Folgen ſind. Dieſes für die Gravitation gültige Geſetz darf jedoch nicht als allgemein angeſehen werden. Bei den Berührungen vervielfältigt ſich die Menge der wirkenden Theilchen und der Berührungspunkte. In jedem Augenblick verändert ſich die Lage der Theile gegen einander, und jeder derſelben ſtört und verändert die Wirkung der andern. Höchſt verwikkelt und ſchwer zu entdecken, iſt demnach das Geſetz dieſer Art der Attraction, und wer es beſtimmte, würde mehr leiſten, als Newton und Kepler.

Aeolier, ein griechiſcher Völkerſtamm, ehmals in Theſſalien, welcher von Aeolus (Hellens Sohne und Enkel des Deucalion), ſeinen Namen führte. In Theſſalien breiteten ſie ſich ſehr aus, errichteten mehrere kleinere Staaten, bis endlich auch ein Theil von ihnen nach Klein-Aſien ging, das ehmalige Troas beſetzte und der Landſchaft den Namen Aeolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Cumä ſeine feierliche Verſammlung hielt, blieben ſie eine Zeit lang frei; kamen nachher unter die Herrſchaft der Lydier, denn der Perſer; wurden dann aufs neue von Darius Hyſtaspes unterjocht, und als ihnen die eigentlichen Griechen Beiſtand leiſteten, entſtand der berühmte perſiſche Krieg. Sie wurden frei, kamen wieder unter perſiſche Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem ſie von den ſyriſchen Königen durch die Römer befreit worden waren, vom Sulla, da ſie dem König Mithridates beigeſtanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialecten der griechiſchen, ihr Land eins der fruchtbarſten, und Ackerbau und Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig.

Aeolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Inſel Liparos, zu dem Ulyſſes ebenfalls auf ſeiner Irrfahrt kam. Er ſoll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menſchenfreundlich geweſen ſeyn, den Seeleuten den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus ſeinen angeſtellten Beobachtungen über die Vorzeichen des Feuers den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergeſagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrſcher gemacht hat. Daher erzählt Ulyß ſchon bei Homer:

> Einen geſchwollenen Schlauch gewährt' er mir, künſtlich bereitet
> Vom neunjährigen Stier, mit dem Weh'n lautbrauſender Winde:
> Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
> Jeden, nachdem er will, zu beſänftigen und zu empören.
> Und im räumigen Schiff, mit glänzendem Seile von Silber,
> Band er ihn feſt, daß nichts ihm entwehete, auch nur ein wenig.
> Mir dann ließ er den Hauch des freundlichen Weſtes daher weh'n,
> Daß er die Schiff' und uns ſelbſt heimführete.

Später wurde dieſe Geſchichte immer mehr ausgeſchmückt. Man machte Aeolus zu einem Sohne von Zeus oder Neptun, und zum Gott der Winde. Man bildet ihn ab als einen bärtigen Mann mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felſen ſitzend, oder wie er den Scepter in den Felſen ſtößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargeſtellt in einer Grotte ſtehend, mit einer Muſchel am Munde und einem Blaſebalg unter ſeinen Füßen.

Aeolsharfe, ein Saiteninſtrument, das, dem Winde ausgeſetzt, Töne von ſich gibt. **Kircher** ſcheint der Erfinder derſelben zu ſeyn. **Pope** hatte im Euſtathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf aufgeſpannte Saiten ſtoße, harmoniſche Töne hervorbringe. **Oswald**, ein ſchottiſcher Componiſt, machte Verſuche und fand es beſtätigt. Er ſpannte in einem ſchmalen, etwas hohen und langen Kaſten von trockenem Tannenholze, der unten einen Reſonanzboden hat, über zwei Stege, die nahe an den ſchmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmſaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftſtrome den Durchgang zu verſchaffen, kann der obere ſchmale Boden, wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Inſtrument wird hierauf mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgeſetzt, welcher beim Durchſtrömen Töne hervorbringt. Die tiefſten Töne ſind die des Einklangs; ſo wie ſich aber der Wind mehr hebt, entwickelt ſich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend iſt.

Aeon, eine unbeſtimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieſes Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: **Aeonen**, Ewigkeiten; daher **Aeonen** lang, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch.

Apanage heißt dasjenige Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Könige, Fürſten und andere Standesperſonen, bei denen das Recht der Erſtgeburt eingeführt iſt, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müſſen. Daher heißt **apanagirter Prinz** ein ſolcher, welcher auf dieſe Art abgefunden worden iſt.

Apathie kann als Zuſtand, Eigenſchaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zuſtand wird ſie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menſchen genommen; als Eigenſchaft iſt ſie die gänzliche Affectloſigkeit, welche die Stoiker von dem Weiſen fodern. Als Naturgabe iſt die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenſtärke verbunden oder nicht. Im erſten Fall, ſagt Kant ſehr richtig, iſt ſie das glückliche Phlegma.. Der damit Begabte iſt darum kein Weiſer, hat aber doch die Begünſtigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden. Im letzten Fall iſt es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Menſch ſich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apelles, der Maler, war des Pythius Sohn, zu Cos geboren und erhielt das Bürgerrecht zu Epheſus. Ephorus aus Epheſus gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt und Pamphilus von Amphipolis war ſein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Maler; beſonders zeichnete er ſich aus durch unnachahmliche Anmuth und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um ſein Talent möglichſt auszubilden hatte er die berühmteſten Schulen beſucht, unter andern die Schule zu Sicyon, welche damals in großem Rufe ſtand. Auch nach Rhodus begab er ſich, um Protogenes zu ſehen, deſſen Ruhm ſeinen Nacheifer anregte. Dieſer war abweſend, als Apelles ankam, der, ohne ſeinen Namen zu nennen, ſich begnügte, mit dem Pinſel einen Umriß zu entwerfen, und ſich entfernte. Protogenes erkannte bei ſeiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, ſein Werk durch eine noch ſchönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kam wieder; man zeigte ihm Protogenes Entwurf und er zeichnete aufs neue einen ſo kunſtreichen Umriß daneben, daß der rhodiſche Maler ſich für überwunden bekennt, Apelles aufſucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieſes Gemälde wurde als ein Wunder der

Kunſt betrachtet, kam in der Folge nach Rom und ſchmückte den Pallaſt der Cäſaren, wo eine Feuersbrunſt es zerſtörte. Seiner gefälligen und edeln Sitten wegen wurde Apelles ſelbſt von ſeinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die ſeinigen gelten, damit ſie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit ſuchte er die ſchönſten Muſter derſelben. Die berühmte Laïs, die er als ein junges noch unbekanntes Mädchen einſt Waſſer ſchöpfen ſah, lud er zu ſich ein, und ſie diente ihm zum Modell. Die ſchöne Phryne gab ihm das Muſter zu einer Venus Anadyomene (ſ. d. Art.) für die Bewohner von Cos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendſten gegen die 112te Olympiade. Man nannte ihn den Fürſten der Maler und die Malerkunſt vorzugsweiſe die Kunſt des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und wollte nur von ihm gemalt ſeyn. Man führt einen blitzſchleudernden Alexander an, der ſo kunſtreich gemahlt war, daß Arm und Blitzſtrahl gleichſam von dem Bilde getrennt ſchienen. Mehrere Schriftſteller ſprechen von einem gemalten Roſſe des Apelles, deſſen Anblick ſo täuſchend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm ſeine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Campaſpe überließ, die er ſelbſt liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, ſie nackt zu malen; aber bei dem Anblick ſo großer Reitze konnte der Künſtler ſeine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte ſie ihm zum Geſchenk. Nach des Königs Tode begab ſich Apelles nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäus. Hier ſuchten ſeine Feinde ihm den Unwillen des Fürſten zuzuziehen, indem ſie ihn durch eine falſche Einladung veranlaßten, an einem Feſte zu erſcheinen. Der König war unwillig über die Dreiſtigkeit des Malers, dieſer aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete ſein Bild ſo richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Maler Antiphilus angeklagt, an einer Verſchwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Feſſeln und er wäre verloren geweſen, wenn nicht einer der Schuldigen ſelbſt ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in ſein Vaterland zurück, und malte zum Andenken an dieſe Begebenheit ſein berühmtes Gemälde der Verleumdung. Apelles hatte auch über die Geheimniſſe ſeiner Kunſt drei Abhandlungen geſchrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort ſeines Todes ſind unbekannt. Apelles hörte gern ſeine Werke beurtheilen und ſtellte ſie zu dem Ende öffentlich aus; ſich ſelbſt aber hielt er in der Nähe verborgen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ereignete ſich die bekannte Geſchichte zwiſchen ihm und einem Schumacher. Als dieſer den Schuh einer Figur tadelte, benutzte Apelles ſeine Kritik, als er aber, dadurch dreiſt gemacht, auch andere Theile des Bildes meiſtern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weiſung: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ — Wie Plinius angibt, malte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen ſelbſt erfundenen Firniß in Uebereinſtimmung brachte.

Apenninen. So heißt eine große Gebirgskette, die von den Meeralpen in Italien anfängt, ſich durch ganz Italien bis an die Küſte von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erſtreckt, und Italien in zwei faſt gleiche Theile theilt. Apenninen ſind bis an den Gipfel mit Bäumen bewachſen und nicht ſo hoch wie die Alpen, haben aber doch auch einzelne ſehr hohe und ſteile Felſenberge, z. B. der Gran Saſſo bei Aquileja, deſſen Höhe 8200 Fuß beträgt.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den

Griechen, gleichbedeutend mit **Aphrogeneia**, d. i. aus dem Schaum des Meeres entſprungen. — **Aphrodiſia** hieß daher ein der Venus geweihtes Feſt, das an mehreren Orten Griechenlands, am feierlichſten aber auf der Inſel Cyprus, begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Gourmand zu den Zeiten des Auguſtus und Tiberius, welcher damals die leckerſte Tafel in Rom führte, ſein Genie für die Kochkunſt durch die Erfindung eines neuen Kuchens, ſo wie ſeine Kenntniſſe in derſelben durch ein eigenes Kochbuch beurkundete, und endlich, da er ſein großes Vermögen erſchöpft hatte, freiwillig Gift nahm, um nicht, wie er fürchtete, Hungers ſterben zu müſſen.

Apis, ein von den Aegyptern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben wurde eine Kuh durch einen Lichtſtrahl vom Himmel, beſonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an ſeiner Farbe und ſeinen Flecken. Er mußte ſchwarz ſeyn, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, wurde er vier Monat lang in einem Gebäude, das nach Oſten zu ſtand, gefüttert, dann mit dem Neumond unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Prieſtern 40 Tage gefüttert wurde und von Frauenzimmern höchſt unanſtändige Beſuche erhielt. Nach dieſer Zeit durfte aber keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Prieſter nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung, und einen großen Hof, ſich Bewegung zu machen, hatte. Er hatte die Gabe der Weiſſagung und theilte dieſe auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böſe Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feſte verehrt. Sein Geburtsfeſt wurde jährlich um die Zeit, wenn der Nil anfing anzuſchwellen, ſieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale wurde in den Nil geworfen, und dieſes Feſt machte ſelbſt die Crocodille zahm, ſo lange es dauerte. Trotz dieſer Verehrung aber, durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrſcheinlich in der aſtronomiſchen Theologie der Aegypter lag. Begraben wurde er in einem Brunnen. Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landestrauer, welche ſo lange dauerte, bis die Prieſter ſeinen Nachfolger gefunden hatten. (Sehr intereſſante Hypotheſen über den Apis wie überhaupt über die ägyptiſchen Gottheiten haben Vogel und Dornedden angeſtellt.)

Apokalypſe iſt das letzte Buch in der Sammlung der chriſtlichen Religionsurkunden oder dem Neuen Teſtamente. Das Wort, welches aus dem Griechiſchen ſtammt, heißt eigentlich ſo viel als Enthüllung oder Offenbarung; und da jenes Buch dem Apoſtel Johannes zugeſchrieben wird, dem während ſeines Exils auf der Inſel Patmos im ägeiſchen Meere die darin enthaltenen Dinge ſollen offenbart worden ſeyn, ſo wird es auch die **Offenbarung Johannis** genannt. Es iſt aber eben ſo ungewiß, ob der Apoſtel Johannes Verfaſſer jenes Buches, als welches der eigentliche Inhalt und Zweck deſſelben ſey. Die wahrſcheinlichſte Hypotheſe iſt die, daß darin der Sieg des Chriſtenthums über das Juden- und Heidenthum auf eine prophetiſche Weiſe dargeſtellt ſey. Ueber kein Buch der heiligen Schrift iſt wohl ſo viel geſchrieben, geſtritten und — geträumt worden, als über dieſes, indem man darin Weiſſagungen von faſt allen wichtigen Männern

und Begebenheiten der Geſchichte nach Chriſtus hat finden wollen. Daher iſt es nicht ungewöhnlich, jeden Viſionär einen apokalyptiſchen Träumer zu nennen. Daß der berühmte Newton in ſeinem Alter noch die Apokalypſe enträthſeln wollte, iſt ein Beweis der traurigen Wahrheit, daß weder große Talente und Einſichten, noch Reife der Erfahrung den Menſchen vor jeder Art von Thorheit bewahren können. D.

Apokryphiſche Bücher ſind eigentlich verborgene oder unbekannte (von einem griechiſchen Stammworte, welches verborgen heißt), ſodann untergeſchobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfaſſer ſich zu verbergen ſucht und auch gewöhnlich nicht bekannt iſt. In Beziehung auf die Bibel aber verſteht man unter apokryphiſchen Büchern ſolche, denen kein göttlicher Urſprung beigelegt, und deren Inhalt daher auch nicht als eine untrügliche Glaubens-, und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine ſolche Schrift nicht unecht und ihr Verfaſſer nicht unbekannt iſt. Ihnen ſtehen entgegen die canoniſchen Schriften (von dem griechiſchen Worte Canon, welches eine Regel oder Richtſchnur bedeutet), worunter man alſo diejenigen verſteht, deren Inhalt als eine völlig ſichere Glaubens- und Lebensregel angeſehen wird, weil man ihnen einen göttlichen Urſprung zuſchreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Teſtament eingetheilt wird, ſo gibt es auch canoniſche und apokryphiſche Bücher des Alten und Neuen Teſtaments. Die apokryphiſchen Bücher des A. T. ſtehen in unſern Bibelausgaben gewöhnlich in der Mitte zwiſchen den canoniſchen des A. und N. T. Die apokryphiſchen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den canoniſchen gerechnet werden, von vielen als apokryphiſche betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. S. Apokalypſe. D.

Apodiktiſch. Eine Erkenntniß, die eine abſolute Nothwendigkeit bei ſich führt, iſt apodiktiſch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, ſondern muß ein reines Produkt der Vernunft ſeyn, da Erfahrung keine Nothwendigkeit geben kann. Apodiktiſcher Imperativ ſ. Categoriſcher Imperativ.

Apollo, ein Sohn Jupiters und der Leto, die nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn auf der Inſel Delos gebar. (S. Delos.) Vielfach ſind die Aemter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erſcheint in derſelben als der bogenkundige Gott, als Gott der Muſik und des Geſanges und als Gott der Weiſſagekunſt; ferner auch noch als Gott der Aerzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens tödtete er ſchon am fünften Tage nach ſeiner Geburt den Drachen Pytho; erlegte ſpäter mit ſeiner Schweſter Artemis die Kinder der Niobe u. ſ. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkrieg half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil ſie dem Zeus die Donnerkeile geſchmiedet, womit dieſer ſeinen Liebling, den Aeſculap, erſchlagen. Ueberhaupt aber wurde von Apollo's Pfeilen jeder aus dem männlichen Geſchlecht erlegt gedacht, wer durch ſchnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward. Als Gott des Geſanges erſcheint Apollo ſchon in den älteſten Dichtungen, denn bei olympiſchen und irdiſchen Freudenmalen, an denen die Olympier Theil nahmen, ſpielt und ſingt er in den tanzenden Kreiſen der Muſen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marſyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde beſiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern

Wettſtreit zwiſchen der Syrinx und Lyra hatte Apollo mit Pan. Tmolus hatte bereits für Pan entſchieden, als Midas das Urtheil verwarf und dafür mit verlängerten Ohren geziert wurde. Daß Apollo die Sehergabe beſeſſen, ſehen wir ſchon im Homer. In der Ilias wird berichtet, daß er ſie dem Calchas verliehen und in der Odyſſee wird eines Orakelſpruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (ſ. d.) verkündigte er aber auch zu Didymi, Claros und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrſagern beſonders auch ärztlichen Rath ſuchte, ſo wird es daraus leicht erklärlich, wie Apoll in der ſpätern Zeit auch als Arzt gedacht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Aeſculap, und dichtete, daß er den Aſclepiaden die Heilkunde mittheilte. Fabeln von dem Hirtenleben Apolls waren ſchon den Zeiten Homers nicht fremd, und Callimachus zählt ihn den wirklichen Heerdengöttern zu. Die berühmteſte Sage aus Apollons Hirtenleben iſt unſtreitig ſein Dienſt bei Admet, dem er ſich nach Einigen freiwillig unterzog, nach Andern wurde er von Zeus dazu verurtheilt wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythiſchen Drachen. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cyzicum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeſchrieben. Homer erzählt, daß er mit Poſeidon Troja's Mauern erbaut und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, Troja mit Peſt heimgeſucht habe. Nach Pauſanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er ſeine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darſtellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Mercur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Ideale jugendlicher Männlichkeit perſonificirt erſcheinen. Die ihn bezeichnenden Attribute ſind ſehr mannichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenſtab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer u. ſ. w. Die Mythengeſchichte erzählt zahlreiche Liebesabenteuer von ihm und ſchreibt ihm eine Menge Kinder zu. In der ſpätern Zeit wurde er mit dem Helios und bei den Römern mit dem Sol verwechſelt. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Inſel Delos, die Stadt Delphi, der Berg Helikon, Leukas und Parnaſſus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche nach ihm die apollinariſchen hießen und in Stiergefechten und ſceniſchen und hymniſchen Spielen beſtanden.

Apollonius. Das Alterthum nennt mehrere Männer dieſes Namens, von denen wir nur die wichtigſten anführen können. — **Apollonius** von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftſtellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes) die wir als die Väter der mathematiſchen Wiſſenſchaften betrachten müſſen, da durch ihre Schriften die Neuern damit bekannt geworden ſind. Er lebte um das J. 200 vor Chr. und ſtudirte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von ſeinen vielen mathematiſchen Schriften iſt ſein Buch von den Kegelſchnitten, welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteſte. — **Apollonius** von Rhodus, war nach Einigen zu Alexandrien, nach Athenäus zu Naucrates gegen die 146ſte Olymp. geboren, begab ſich aber, da ihn die Eiferſucht anderer Gelehrten in ſeinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit ſo viel Auszeichnung lehrte und ſich durch ſeine Schriften ſo großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging

indeß nach Alexandrien zurück, um Erathoſthenes in der Direction der berühmten Bibliothek dieſer Stadt zu erſetzen. Von ſeinen vielen Werken beſitzen wir nur ſeine Argonautica, ein Gedicht, das im Allgemeinen nur von mittelmäßigem Werth iſt, ſo großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung deſſelben verwandte. Einzelne ſchöne Stellen zeichnen ſich jedoch ſehr vortheilhaft aus, beſonders die Episode von der Liebe der Medea. Apollonius war ein Zögling des Callimachus, aber die Undankbarkeit des Schülers und die mißtrauiſche Eigenliebe des Lehrers veruneinigte beide. Callimachus rächte ſich nicht nur durch ein eignes Gedicht, ſondern verfolgte Apollonius bis in ſeinen Hymnus auf Apollon. — Apollonius von Tyana in Cappadocien, deſſen Geburt mit dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammenfällt, ein berühmter Anhänger der pythagoräiſchen Philoſophie. Der Phönizier Euthydemus unterrichtete ihn anfangs zu Tarſus und ſpäter zu Aegos in der Grammatik, Rhetorik und den verſchiedenen philoſophiſchen Doctrinen, Euxenus von Heraklea aber in der pythagoreiſchen Philoſophie. Apollonius fühlte einen unwiderſtehlichen Antrieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den ſtrengen Regeln ſeiner Lehre zu werden. Es befand ſich zu Aegos ein dem Aeſculap geheiligter Tempel, wo dieſer Gott zu Gunſten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab ſich in denſelben. Er enthielt ſich, Pythagoras Vorſchriften zufolge, aller thieriſchen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete ſich in Zeuge aus vegetabiliſchen Stoffen, ging barfuß und ließ ſein Haar wachſen. Die Prieſter des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Myſterien ein. Man ſagte, daß Aeſculap ſelbſt ihn zum Zeugen ſeiner Curen mache. Doch ſehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken verſucht hätte. Er bildete eine philoſophiſche Schule und legte ſich ein fünfjähriges Stillſchweigen auf. Während dieſer Zeit bereiſ'te er Phamphylien und Cilicien, ſpäter Antiochien, Epheſus und andere Städte. Darauf beſchloß er über Babylon nach Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen. Da ſeine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er ſich allein auf den Weg. Ein gewiſſer Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward ſein Begleiter und Reiſebeſchreiber. Zu Babylon unterredete er ſich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geſchenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, reſidirte. Dieſer gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an den erſten Braminen mit. Nach einem Aufenthalt von vier Monaten kam Apollonius nach Babylon zurück; von da ging er nach Jonien und beſuchte mehrere Städte. Allenthalben ging ſein Ruf vor ihm her und die Einwohner ſtrömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich ſeine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre die Gemeinſchaft der Güter. Den Epheſiern ſoll er Peſt und Erdbeben vorhergeſagt haben, die ſpäter wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos beſprach er ſich mit den Prieſtern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer die Aufnahme in die heiligen Myſterien verweigerten, einige Jahre ſpäter aber gewährten. Zu Athen befahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbeſſerung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzuſagen und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben durch ein Edict alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in dieſe Maßregel mit begriffen ſeyn könnte; dies hin-

derte ihn jedoch nicht, mit acht ſeiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, ſagt ein Geſchichtſchreiber, eine junge Frau vom Tode, und ward aus der Stadt vertrieben. Er beſuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland und von da nach Aegypten, wo Veſpaſian ſich ſeiner zur Befeſtigung ſeines Anſehens bediente und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Er machte von da eine Reiſe nach Aethiopien, und ward nach ſeiner Rückkehr von Titus ebenfalls günſtig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbeſteigung ward er angeklagt, einen Aufſtand zu Nerva's Gunſten in Aegypten erregt zu haben. Er ſtellte ſich freiwillig vor Gericht und ward losgeſprochen. Darauf bereiſ'te er abermals Griechenland und ließ ſich in Epheſus nieder, wo er eine pythagoreiſche Schule eröffnete und in einem faſt hundertjährigen Alter ſtarb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblick, als ſie geſchah, gewußt und verkündigt habe. Er wurde bei ſeinem Leben ein Gott genannt und galt noch lange nach ſeinem Tode dafür. — Außerdem nennt die Geſchichte zwei berühmte Bildhauer dieſes Namens, der eine von Rhodus, verfertigte mit Tauriſcus gemeinſchaftlich die große unter dem Namen des farneſiſchen Stiers bekannte Gruppe; von dem andern, einem Athenienſer, der bald nach Alexander lebte, iſt der berühmte Torſo von Belvedere, der mit Recht als ein Meiſterwerk vom erſten Range bewundert wird.

Apolog, ſ. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter, geiſtvoller Sinn-, Kraft- und Denkſpruch.

Apoplexie, ſ. **Schlagfluß**.

Apoſtaſie heißt der Abfall, und beſonders im theologiſchen Sinne, der Abfall vom chriſtlichen Glauben; daher ein Abtrünniger **Apoſtata** genannt wird.

Apoſtel heißt eigentlich ein Geſandter, von einem griechiſchen Stammwort, welches **ſenden** bedeutet. Man verſteht aber unter den **Apoſteln** in der chriſtlichen Kirche vorzugsweiſe diejenige zwölf Männer, welche Jeſus als ſeine vertrauteſten, in ſeine Lehre am beſten eingeweihten Schüler zu den vornehmſten Werkzeugen der Verbreitung ſeiner Lehre beſtimmte, und die daher als Geſandte Jeſu an die übrigen Menſchen betrachtet wurden. Von den **Evangeliſten** unterſcheiden ſich die **Apoſtel** dadurch, daß jene ihre Namen von den Evangelien (d. h. fröhlichen Nachrichten oder Botſchaften) führen, welche ſie ſchriftlich hinterlaſſen haben. Daher finden ſich unter den zwölf Apoſteln nur zwei Evangeliſten, Matthäus und Johannes, und unter den vier Evangeliſten zwei Nicht-Apoſtel, Marcus und Lucas. D.

A posteriori, ſ. A priori.

Apoſtoliſch heißt alles das, was von den Apoſteln herkommt und auf ſie Bezug hat. So ſind **apoſtoliſche** Schriften von den Apoſteln verfaßte Schriften, ſo wird die frühere chriſtliche Kirche die **apoſtoliſche** genannt, weil die Apoſtel ſie lehrten und leiteten und der von den Apoſteln ausgegangene Geiſt in ihr fortdauert. So ward der römiſche Stuhl der **apoſtoliſche** Stuhl genannt, weil man in der Meinung ſtand, daß ihn ein Apoſtel, Petrus, gegründet habe. **Apoſtoliſche Kammer** hieß zu Rom dasjenige Departement, welches die päpſtliche Einkünfte verwaltete. **Apoſtoliſcher König** und **apoſtoliſches Reich** heißen der König von Ungarn und dieſes

Königreich ſeit Stephan I., dem erſten Könige und chriſtlichen Regenten deſſelben. Papſt Silveſter II. ſandte Stephan I. die Krone nebſt dem Kreuze; daher auch die ungariſche Krone Corona sancta oder apostolica genannt wird.

Apoſtroph iſt ein Zeichen im Schreiben ('), um die Weglaſſung eines Buchſtabens (zur Vermeidung des Uebelklangs) damit anzuzeigen, z. B. hätt' ich, ſtatt hätte ich ꝛc. Hiervon aber iſt unterſchieden die Apoſtrophe, welche eine Figur in der Redekunſt bedeutet, wenn man im Affect und zu größerem Nachdruck ſich an einen andern Gegenſtand wendet — eine abweſende Perſon als gegenwärtig, oder eine lebloſe Sache als lebend anredet.

Apothekerkunſt beſteht in der Fertigkeit und Geſchicklichkeit, alle zur Sammlung, Aufbewahrnng, Zubereitung und richtigen Miſchung der Heilmittel erforderliche Kenntniſſe in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat folglich einen theoretiſchen und practiſchen Theil. Zum erſten gehört 1. die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, alſo Naturgeſchichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (ſ. dieſe Art.); 2. die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Miſchung und Eigenſchaften derſelben, alſo Chemie (ſ. dieſen Art.); 3. der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und Erklärung der Erſcheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4. Kenntniß der Zuſammenſetzung und Miſchung der Heilmittel nach den Verordnungen der Aerzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunſt, beſteht in der durch hinlängliche Uebung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunſtproduct, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit ſteter Beziehung und Anwendung jener Kenntniſſe, darſtellen zu können. Hierher gehören alſo auch die Waarenkunde, als zur Auswahl der beſten und tauglichen Stoffe zu den Arzneimitteln, mechaniſche Fertigkeit in Bereitung der verſchiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargeſtellt, und den Kranken übergeben werden ſollen u. ſ. w. Die Geſchichte der Apothekerkunſt ſtellt das Vorſchreiten derſelben von der einfachſten Geſtalt an, dem Ideale zu, dar, das ſie zwar noch nicht erreicht hat, dem ſie aber doch in unſern Tagen viel näher gekommen iſt. Die Entſtehung derſelben fällt in die früheſte Zeit, da nur Aerzte angefangen hatten, die Heilmittel ſelbſt zuzubereiten, und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, beſonders in Alexandrien (250 J. vor Chriſto), durch den Ueberfluß der damals an Aerzten war, und durch die Muße, die ſie genoßen, eine Trennung verſchiedener Theile der Heilkunſt bewirkt, ſo daß einige Aerzte ſich bloß mit Zubereitung von Arzneien beſchäftigten. Seit dieſer Zeit überließen die Aerzte die Zubereitung der Arzneien oft beſondern Männern, und Heilkunſt und Apothekerkunſt wurden zuerſt von einander getrennt. Mehrere berühmte Aerzte der damaligen Zeit beſchäftigten ſich daher beinahe ausſchließlich mit der Zubereitung der Arzneimittel. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfaſſer der erſten Pharmakopöe, indem er zuerſt ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Officin des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea, machte ſich beſonders durch eine Menge von zuſammengeſetzten Arzneimitteln bekannt, welche er erfunden hatte. Andreas von Karyſtes, gleichfalls ein alexandriniſcher Arzt (204 J. v. Chr.), ſchrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der ſchon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälſchung des Opiums Nachricht. Auch

Fürſten beſchäftigten ſich in jener Zeit viel mit mediciniſchen Wiſſenſchaften, und vorzüglich mit der Unterſuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen ſeiner mediciniſchen Geſchicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verſchiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaſter aus Bleiweiß u. a. m. Mithradat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 vor Chr.), welcher aus beſtändiger Furcht, vergiftet zu werden, ſeinen Körper durch täglichen Gebrauch der Gifte und Gegengifte abzuhärten ſuchte, hat ſich in der Pharmacie berühmt gemacht durch Erfindung ſeines Recepts zu einem allgemeinen Gegengifte, das aus 54 Ingredienzen beſtand. Heras von Cappadocien ſchrieb in Rom (49 J. v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung ſind in Rom mehrere der berühmteſten Aerzte geweſen, welche zugleich durch Bearbeitung der Pharmacie ſich verdient machten. So empfahl Muſa, der berühmte Leibarzt des Auguſtus, mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter ſeinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tibers und mehrerer römiſchen Kaiſer, war Erfinder des Diachylanpflaſters; ferner erfand Damokrates (37 J. nach Chr.) und beſchrieb ſogar in Verſen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, verſchiedene Malagmata, Pflaſter u. a. m. Philo von Tharſus (23 J. n. Chr.), war der Erfinder eines beruhigenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zuſammengeſetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Asklepiades Pharmacion (unter dem Kaiſer Trajan im J. 97 u. f.), war einer der damals berühmteſten Erfinder vieler Zuſammenſetzungen der Arzneimittel. Der Erwähnung verdient noch Dioskorides (wahrſcheinlich unter Nero, 54 J. n. Chr.), der als Pflanzenkenner noch jetzt berühmt iſt, und zuerſt die Kenntniſſe von vielen Verfälſchungen der Arzneimittel und der Bereitung vieler anderer, z. B. des Bleiweißes, Galmei's, des weißen Nichts u. a. m., gegeben hat. Auch Plinius (bis 79 J. n. Chr.) gehört unter die, welche ſich durch Forſchen in der Naturgeſchichte, beſonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Niemand von den Alten hat jedoch ſo genaue Vorſchriften über die Bereitung der Pflaſter und Salben hinterlaſſen, als Antyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beſchäftigten ſich viele Aerzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetiſcher Mittel. Späterhin kam das römiſche Reich in Verfall, und die Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt wurden wenig bearbeitet. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem ſtehen, was die ältern Aerzte gelehrt hatten, ja nach dem Beiſpiel der Großen, nahm auch bei den Aerzten Aberglaube und dadurch blinder Empirismus überhand, und in den folgenden Jahrhunderten ſanken die Wiſſenſchaften in den Abendländern durch die beſtändigen Einfälle und Kriege der fremden Völker faſt gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielt ſich Kunſt und Wiſſenſchaft beſonders in Alexandrien fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie beſonders eifrig bearbeitet. Sie benutzten die griechiſchen Schriften, beſonders nachdem die Mahomedaner auch Aegypten (im J. 640) erobert hatten, und von dieſen rühren die meiſten Verbeſſerungen in der Pharmacie, ja die erſte Gründung der eigentlichen Apothekerkunſt her. Der Calif Almanſur ſtiftete (im J. 754) in Bagdad die erſten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. ſ. w., ſind arabiſchen Urſprungs. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die erſten von der Obrig-

keit autoriſirten Vorſchriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die ſogenannten Dispenſatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte unter dem Namen Krabadin, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, das erſte Dispenſatorium, ferner wurde im zwölften Jahrhundert von Abul Haſſan, einem Biſchof und Leibarzt der Califen zu Bagdad ein ſolches Krabadin oder Dispenſatorium herausgegeben, welches in der Folge den arabiſchen Apotheken zur Norm diente. Dieſe ſtanden unter der beſondern Aufſicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel wurde beſonders geſehen. So erzählt man vom Feldherrn Afſchin, daß er die Feldapotheken ſeiner Armee ſelbſt unterſucht habe, ob alle in den Dispenſatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die mediciniſchen Wiſſenſchaften auch im Abendlande wieder aufblühten, wurde die Schule zu Salerno (im J. 1143) geſtiftet, und in der Folge, beſonders von Kaiſer Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Anſehen und Gewalt verliehen. So bekam ſie auch das ganze Apothekerweſen in ihre Aufſicht. Die Apotheker und Droguiſten bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewiſſen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Anſehen in großen Städten zur beſondern Aufſicht über die Apotheken angeſtellt. In Gegenwart derſelben mußten die Droguiſten ihre Mittel verfertigen, und ſie ſowohl als die Aufſeher wurden bei Entdeckung eines Betrugs hart beſtraft. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert iſt noch ein Werk von Saladin von Ascolo, dem Leibarzte des Großconnetable's von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfaſſer unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunſt der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker ſich anſchaffen ſollen; auch moraliſche Verhaltungsregeln und Anleitung gibt, was ſie in jedem Monate für beſondere Geſchäfte haben. In Frankreich wurden erſt im fünfzehnten Jahrhundert die Apotheken unter die Aufſicht der Staatsärzte und Facultäten geſetzt. König Carl VIII. gab ihnen (im J. 1484) eine zunftmäßige Form und Statuten, welche in den folgenden Zeiten theils beſtätigt, theils vermehrt wurden. In Deutſchland waren die Apotheker noch bloß Medicinhändler. Sie bereiteten die Arzneien nicht ſelbſt, ſondern ließen ſie aus Italien kommen, wo die Apothekerkunſt höher getrieben wurde, und verhandelten ſie. Die Aerzte bereiteten auch ſelbſt ihre Medicamente. Die Apotheker waren in den mehrſten Städten zugleich Zuckerbecker, und die Magiſträte bedungen ſich in ihren Contracten mit jenen die alljährliche Ablieferung einer gewiſſen Menge Gebackenes auf die Rathsſtube. Die paracelſiſche Reform in der Medicin (im ſechzehnten Jahrhundert) brachte auch in Deutſchland Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt beſonders viele chemiſche Präparate in den Arzneivorrath aufgenommen; auch ſchreibt ſich von da an der ſtärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Antimoniums und des Queckſilbers her. Indeſſen wurden die Arbeiten noch ohne Grundſätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erſcheinungen u. ſ. w. betrieben. Von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bis auf unſere Zeiten, hob ſich die Chemie allmälich aus dem Dunkel, das ſie umhüllte, und demnach verbreitete ſich auch in der Pharmacie mehr Licht. So wie auf die Chemie, wurden auch die Verbeſſerungen und Bereicherungen in der Naturhiſtorie und Phyſik auf die Apothekerkunſt übertragen. Die pharmaceutiſch-chemiſchen Arbeiten wurden durch die verbeſſerten Syſteme der Chemie geregelt und erklärt. Die vorzügliche Bearbeitung der Chemie von mehrern Chemikern, die Aufſtellung eine

neuen Syſtems in der Chemie durch Lavoiſier, veränderte auch vieles in der Pharmacie, eben ſo hatten die Aufklärungen in der Medicin ſehr großen Einfluß auf dieſelbe, indem die übergroße Menge der Mittel geſichtet, die Zubereitungen und Miſchungen derſelben vereinfacht wurden. — **Apothekertaxe** iſt die geſetzliche Beſtimmung mit wie vielem Gewinn der Apotheker ſeine Arzneimittel verkaufen kann. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis ſteigend und fallend iſt. Der Apotheker darf nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilt werden, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, welche nach längerer oder kürzerer Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden. Auf ſolche muß ihm daher mehr Gewinn erlaubt werden, als von andern Waaren. Gleichfalls wird ihm von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, mehr Gewinn verſtattet, damit koſtbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher angeſetzt werden dürfen. — **Apotheke** (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Zu einer Apotheke gehört 1. der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2. das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, beſonders die chemiſchen Arbeiten des Apothekers, Deſtillationen u. dgl. vorgenommen werden; 3. Trockenboden und Wärmſtube, zum Trocknen der Gewächſe und der chemiſchen Zubereitung der Mittel; endlich 4. das Waarenlager und die Keller zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — **Apotheker**, derjenige, welcher alles, was zur Bereitung der Arzneimittel, und zur Miſchung derſelben nach den Vorſchriften der Aerzte gehört, gelernt hat und in Ausübung bringen kann. — **Apothekergewicht** iſt dasjenige, deſſen man ſich in der Beſtimmung des Gewichts der Mittel, ſowohl auf Seiten der Aerzte beim Verordnen, als von Seiten der Apotheker bei der Zubereitung und Miſchung der Arzneimittel bedient. Es iſt beinahe in ganz Deutſchland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht iſt jedoch etwas ſchwerer. Ein Gran des gewöhnlichen Apothekergewichts iſt gleich 17, 1669/3840 Richtpfennigstheilen des cölniſchen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gerſten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel; ſechzig Gran oder drei Scrupel machen eine Drachme oder ein Quent; vier Drachmen machen eine halbe Unze, oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutſchlands überein ſind); acht Drachmen machen eine Unze: zwölf Unzen ein Pfund. H.

Apotheoſe, die Vergötterung, eine Ceremonie bei den Alten, durch welche ein Menſch in den Rang der Götter verſetzt ward. Dieſer Gebrauch, Sterbliche, die ihrer Nation wichtige Dienſte geleiſtet, unter die Götter zu verſetzen, war bei den Griechen ſehr alt. Auf ihren Münzen waren die meiſten Stifter ihrer Colonien und Städte conſakrirt, und in der Folge eigneten ſich ſogar lebende Fürſten auf ihren Monumenten den Namen eines Gottes zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in dieſem Punkte erſt unter ihren Cäſaren nach. Eine Menge Denkmäler ſind noch vorhanden, welche römiſche Apotheoſen darſtellen. Gewöhnlich ſieht man auf ihnen den Cäſar auf einem Adler emporgetragen, welches Beziehung auf den Gebrauch hatte, einen Adler auf die Spitze des Scheiterhaufens in dem Augenblicke zu ſetzen, wo man ihn anzündete. Bei Apotheoſen der Cäſarinnen ſieht man, ſtatt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, ſie geſchehe ſchriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters, oder wider ein ſonſt geſprochenes Urtheil, durch welches man ſich beſchwert glaubt, ſich auf den Ausſpruch eines höheren Richters beruft, und jene erſte Verfügung oder Sentenz in ihrer Rechtskraft aufhält. Ein ſolcher Einſpruch muß, nach ſächſiſchem Recht, binnen zehn Tagen geſchehen (ſ. Friſt). Derjenige, welcher die Appellation ergreift, heißt **Appellant**, der Gegner **Appellat**. In der Appellationsinſtanz wird nun der Spruch entweder beſtätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Eine **frivole** Appellation, d. h. eine den Rechten zuwiderlaufende, wird mit einer Geldbuße beſtraft; an einigen Orten müſſen für dieſen Fall gewiſſe Succumbenzgelder erlegt werden. In Sachſen ſteht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechſelſachen, deſſen ungeachtet ein proviſoriſches Verfahren Statt. (Man ſehe das Weitere unter Prozeß.)

Appiſche Straße. So hieß die älteſte und berühmteſte Straße der Römer, welche von Rom nach Capua führte. Sie wurde von **Appius Claudius** angelegt, als er im J. R. 441 Cenſor war, und in der Folge bis Brunduſium geführt. Man ſieht noch gegenwärtig bedeutende Ueberreſte derſelben, welche ihre treffliche Bauart beweiſen.

Appius Claudius Craſſinus, aus dem angeſehenen Geſchlechte der Claudier, war kaum im J. der Stadt 313 zum Conſul ernannt worden, als er zum Erſtaunen des Senats die Lex Terentia unterſtützt, welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch ſetzte er ſeine Abſicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magiſtratsperſonen wurden Decemvirn ernannt, die ein Geſetzbuch für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchſte Gewalt bekleiden ſollten. Er ſelbſt wurde zum Decemvir erwählt, und blieb an der Spitze dieſes Collegiums, als nach dem erſten Jahre die Gewalt deſſelben noch auf ein Jahr verlängert wurde. Sein Entſchluß war, die Herrſchaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieſer herrſchſüchtigen Plane vereinigte er ſich mit ſeinen Collegen. Um dieſe Zeit fielen die Aequier und Sabiner ins römiſche Gebiet ein. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerſpruch die Erlaubniß, Truppen zu werben, und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom zurückgeblieben, um das Anſehen und die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß ſie ſtürzte. Appius erblickte einſt auf ſeinem Wege zum Richterſtuhl eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigſte Leidenſchaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angeſehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der ſich bei der Armee befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius, als Ehemann und Patricier, ſie nicht rechtmäßig beſitzen konnte, und den Weg der Verführung umſonſt verſucht hatte, beſchloß er, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf ſein Anſtiften drang einer ſeiner Clienten, Namens M. Claudius, an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen, in die öffentliche Schule, wo Virginia ſich eben befand, gab vor, daß ſie die Tochter einer ſeiner Sclavinnen ſey, ergriff ſie, und wollte ſie wegführen. Das Volk zwang ihn, ſie in Freiheit zu ſetzen, aber Claudius foderte ſie ſogleich vor Appius Richterſtuhl, welcher entſchied, daß die angebliche Sclavin einſtweilen ihrem Herrn folgen ſolle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten

Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erſchien, ſo wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecheriſchen Abſichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu laſſen; aber er erklärte, daß er am folgenden Tage ſein Urtheil ſprechen werde. Virginius, von ſeinem Bruder und Icilius inzwiſchen herbeigerufen, erſchien auf dem Forum, ſo wie ſeine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigſten Beweiſe; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl ſeiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, ſich ihrer als ſeiner Sclavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um, wie er ſagte, wenigſtens die Beruhigung zu haben, aus ſeinem Irrthum geriſſen zu werden. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater ſeine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Meſſer eines in der Nähe befindlichen Fleiſchers, und durchbohrte ihre Bruſt mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen; aber Virginius entfloh und kam im Lager an. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zuſammenberufung des Senats ſtillen. Inzwiſchen hatte Virginius das Geſchehene der Armee erzählt, welche Rache fordernd nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn ſahen ein, daß ſie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten ſie nieder. Der Senat beſchloß unverzüglich die Wiederherſtellung des Tribunats und Conſulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und ſtarb im Gefängniß, wie Livius ſagt, von ſeiner eigenen Hand; nach Dionys von Halicarnaß ließen ihn die Tribunen erdroſſeln.

Applicatur, ſ. Fingerſetzung.

Approchen, die Laufgräben einer Feſtung, oder die Gräben, welche ſchief und in verſchiedenen Richtungen gegen eine Feſtung gemacht werden, damit ſich die Belagerer in denſelben unbemerkt der Feſtung nähern können. In dieſen Gräben, welche immer tiefer gemacht werden, je näher ſie der Feſtung kommen, rücken die Belagerer weiter vor. Die Belagerten machen dagegen Contre-Approchen oder Gegengänge, um die Arbeiten der Belagerer zu verhindern.

Apraxin (Graf), Feldmarſchall der ruſſiſchen Armeen unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth. Seine erſten Feldzüge machte er in den Kriegen gegen die Türken unter dem Commando des berühmten Münich, und gelangte hier zu den erſten militäriſchen Würden. Im ſiebenjährigen Kriege trat er an der Spitze von 40,000 Mann Ruſſen gegen den König von Preußen ins Feld, nahm Memel weg und drang bis Jägerndorf vor, wo er den tapfern General Lewald ſchlug, und ſich des größten Theils der preußiſchen Artillerie bemächtigte. Ungehindert hätte er bis zur Hauptſtadt vorrücken können, hätte nicht eine Hofcabale ſeine Fortſchritte gehemmt und ihn genöthigt auf der Gränze von Curland die Winterquartiere zu beziehen. Die Kaiſerin Eliſabeth war krank geworden, und der Kanzler Beſtuchef, der ſich die Gunſt Peters des Dritten, der zwei Jahre nach dieſer Begebenheit auf den Thron gelangte, und ein außerordentlicher Verehrer Friedrichs des Großen war, zu erwerben ſuchte, hatte ihm dieſen Befehl gegeben. Doch wurde kurz darauf der Kanzler Beſtuchef deswegen abgeſetzt und verwieſen, Apraxin aber gefangen geſetzt, und ſein Verfahren

einem Kriegsgerichte unterworfen. Er trat nie wieder auf den öffentlichen Schauplatz, und beſchloß ſein Leben in Verborgenheit.

A priori wird im Gegenſatz von a posteriori geſagt. A priori etwas einſehen oder beweiſen, heißt, ſolches aus Gründen thun, welche vor der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch von derſelben unabhängig ſind; da hingegen eine Einſicht oder ein Beweis a posteriori ſich bloß auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apulejus (Lucius), zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angeſehenen Aeltern geboren, ſtudirte anfangs zu Carthago, machte ſich darauf zu Athen mit der griechiſchen Literatur, vorzüglich aber mit der platoniſchen Philoſophie vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, wie er ſelbſt ſagt, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anſtrengung die lateiniſche Sprache lernte, welcher Umſtand bei Beurtheilung ſeines Styls nicht überſehen werden darf. Die Liebe zum Reiſen und das Bedürfniß, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, trieben ihn an, die verſchiedenen Provinzen Griechenlands zu beſuchen, und ſich in alle Myſterien einweihen zu laſſen. Nachdem er auf die Befriedigung ſeiner Wißbegierde faſt ſein ganzes Erbtheil gewandt hatte, kam er wieder nach Rom, wo er, um in die Zahl der Prieſter des Oſiris aufgenommen zu werden, all ſeine Haabe verkaufte. Er übte die Geſchäfte eines Sachwalters, und kehrte nach einiger Zeit in ſein Vaterland zurück, wo er mit ſo gutem Erfolge die gerichtliche Praxis fortſetzte, daß ihm zu Carthago und an andern Orten Statuen errichtet wurden. Eine reiche Witwe, Namens Pudentilla, gab ihm ihre Hand. Die Verwandten derſelben, die ſich durch dieſe Heirath einer anſehnlichen Erbſchaft beraubt ſahen, klagten Apulejus der Magie an; allein er vertheidigte ſich ſo gut, enthüllte ihre Habſucht und bewies die Grundloſigkeit ihrer Angaben ſo vollkommen, daß er losgeſprochen wurde. Seitdem genoß er eines ruhigen Glücks bis an ſeinen Tod. — Apulejus war ein feuriger, raſtlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geiſt, den jedoch eine entſchiedene Richtung zur Theoſophie hinderte, ſich vollkommen auszubilden. Dennoch fehlt es ſeinem goldenen Eſel, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und ſatiriſchem Gehalt, noch an andern poetiſchen Eigenſchaften, an ſinnvollen Stellen und gemüthlichen Darſtellungen. Den Stoff dazu ſchöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, ſetzte hinzu, verlängerte durch Epiſoden. Sein Styl iſt nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, ſonderbare Zuſammenſtellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulſt. Höchſt merkwürdig iſt in dieſem Werke die im vierten bis ſechsten Buche eingewebte Epiſode der Pſyche, die Herder den zarteſten, vielſeitigſten Roman nennt, der je gedacht worden, und über den ſchwerlich etwas Höheres auszudenken ſeyn möchte. Durch ſie allein würde des Verfaſſers Andenken und ſein Werk unvergänglich ſeyn, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Ueberlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfaſſer vieler Werke, von denen wir nur noch einige beſitzen.

Aquäduct, Waſſerleitung, iſt ein Bau, das Waſſer über Thäler, und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geſchicklichkeit, z. B. Seſoſtris in Aegypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Iſraeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer theils in Rom ſelbſt, theils in den Provinzen aufgeführt, und die Ueberreſte derſelben gehören zum Theil zu

den ſchönſten und bewundernswürdigſten Denkmälern der römiſchen Baukunſt, die auf uns gekommen ſind. Der Cenſor Appius Claudius Craſſus Cœcus ließ im J. d. St. 441 den erſten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt neun, Procopius vierzehn und P. Victor vierundzwanzig. Auch die Neueren haben große Waſſerleitungen, beſonders zur Beförderung der inneren Communication, aufzuweiſen, worüber der Artikel Canal nachzuſehen iſt.

Aquarel heißt die Mahlerei mit Waſſerfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtſtellen durchſehen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferſtechen in getuſchter Manier, wodurch man beſonders Zeichnungen, die mit dem Pinſel in Tuſch, Biſter, Sepia u. ſ. w. vornehmlich in breiten Maſſen behandelt ſind, glücklich nachahmt. Es gibt davon mehrerlei Arten. Bei der erſten wird die Platte, nachdem vorher die Umriſſe auf derſelben radirt und eingeätzt ſind, mit feinem gepulverten Maſtix (Colophonium) überſiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit das Maſtix auf der Platte abſchmelze. Auf dieſe Art entſtehen zwiſchen jedem Maſtixkörnchen unmerkliche Zwiſchenräume, auf welche hernach das Scheidewaſſer wirken muß. Bei der Arbeit ſelbſt wird ſodann wie bei der ſchwarzen Kunſt verfahren, nur daß man bei dieſer den Schaber, bei jener den Pinſel braucht, und mit einem ſchwarzgefärbten Deckfirniß, den das Scheidewaſſer nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchſte Licht wird zuerſt gedeckt, und dann die Platte geätzt, ſo lange es für den ſchwächſten Ton der Schattenpartien nöthig iſt. Alsdann wird durch alle im Originale befindlichen Gradationen ſo lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die ſtärkſten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Dieſe Manier iſt die beſte für hiſtoriſche und architektoniſche Gegenſtände, ſo wie hingegen bei Landſchaften, wo der Baumſchlag mehr Freiheit des Pinſels erfodert, die zweite mit beſſerm Erfolge gebraucht wird. Die Platte wird, wie beim Radiren, mit einem guten Aetzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelſt des Pinſels, mit Spick- oder Terpentinöl mit etwas Lampenruß vermiſcht, auf die gegründete Platte, wie auf Papier. Dieſes Oel erweicht den Aetzgrund, welcher ſich mit einer feinen Leinwand abwiſchen läßt, worauf alle mit dem Pinſel gemachten Streiche im Kupfer zum Vorſchein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der erſten Art, mit einem feinen Maſtix überſiebt, abgeſchmolzen und dann geätzt. Dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten ſind, mehrmal wiederholt werden; durch eine glückliche und ſinnreiche Vereinigung beider Arten läßt ſich die ſchönſte Harmonie in dieſer Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, iſt die erſte neben dieſer zweiten von der beſten Wirkung. — In Frankreich und der Schweiz bedient man ſich auch der Roulette hierzu, eines ſtählernen, auf ſeiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat ſie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinſicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem gewöhnlichen Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Die Contoure werden wie gewöhnlich hervorgeätzt. Die engliſchen Landſchaften werden gewöhnlich auf folgende Art gearbeitet. Die Platte wird, wie bei der ſchwarzen Kunſt, über und über rauh gemacht; die höchſten Lichter werden mit dem Schaber

und Grabſtahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewaſſer geätzt, welches mit einem Glaspinſel aufgetragen wird. Offenbar ſchickt ſich die geätzte Manier beſſer zu den tiefſten Schatten und den großen Maſſen, die Roulette hingegen beſſer zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier iſt erſt ſeit kurzem in England und Deutſchland aufgekommen, die Engländer aber beſonders verzieren, ſeit Gilpin den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunſt mit Kupferſtichen in dieſer Manier.

Aqua Toffana, von den ſchleichenden Giften, die man in neuerer Zeit erfand, eins der ſchrecklichſten. Den Namen hat es von ſeiner Erfinderin Toffania, die anfangs zu Palermo, nachher aber zu Neapel lebte, und daſſelbe unter dem Namen Manna des heiligen Nicolaus von Bari, in kleinen gläſernen Fläſchchen, denen ſie bei Verſendungen das Bild dieſes Heiligen beilegte, verkaufte. Sie wählte dieſe Firma, um ihre Sendungen der Unterſuchung zu entziehen, da allgemein der Glaube herrſchte, daß aus dem Grabe des heiligen Nicolaus von Bari ein Wunderöl fließe, das in allerlei Krankheiten gut ſey, und das man unter ſeinem Namen verkaufte. Als die Obrigkeit dennoch 1709 von ihrer Giftmiſcherei erfuhr, wurde ihr nachgeſtellt; allein ſie entfloh und fand in den Klöſtern Schutz. — Es wird von dieſem Gifte geſagt, daß ſich ſeine Miſchung nach Willkür ſo einrichten laſſe, daß man ſeine ſchnellere oder langſamere Wirkung bis auf den Tag beſtimmen könne. Wir halten dies für unmöglich, da Nebenumſtände unvermeidlich mitwirken, die außer der Berechnung liegen. Uebrigens wird glücklicher Weiſe die Miſchung ſehr geheim gehalten.

Aequator oder Gleicher. Es gibt einen Aequator des Himmels und einen Aequator der Erde. Unter dem Himmelsäquator verſteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf deſſen Ebene die Weltaxe ſenkrecht ſteht, der von den Weltpolen überall um neunzig Grade entfernt iſt, und deſſen Pole mithin die Weltpole ſind, ſo wie ſeine Axe die Weltaxe iſt. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel. Bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zwei Mal in den Aequator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbſtes (ſ. Aequinoctium). Alsdann iſt Tag und Nacht gleich, und von dieſem Umſtande ſchreibt ſich der Name Aequator (Gleicher) her. In der Aſtronomie iſt er von großer Wichtigkeit, da die Lage der Geſtirne nach ihm beſtimmt wird. Man zählt dabei ſeine Grade von Abend gegen Morgen, und fängt vom Frühlingspunkte an (ſ. Abweichung und Aufſteigung). — Der Erd-Aequator, auch Aequinoctiallinie, und von den Seefahrern ſchlechthin die Linie genannt, iſt derjenige größte Kreis unſerer Erdkugel, der von den Polen der Erde in allen Puncten um neunzig Grade abſteht. Seine Pole ſind die Erdpole, und ſeine Axe die Erdaxe. Es fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchſchneidet, haben beſtändig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Aequator veranlaßt. Durch ihn wird unſere Erdkugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel getheilt. Nach ſeiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchſchneidet das ganze mittlere Afrika, unterhalb Aſien die Inſeln Sumatra, Borneo, Celebes u. ſ. w., läuft dann durch das Südmeer, und ſchneidet den untern Theil von Amerika an der Gränze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde beſtimmt, ſ. unter Breite und Länge.

Aequinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich ſind. Dies iſt zwei Mal im Jahre der Fall: ein Mal im Frühling und ein Mal im Herbſt, jedesmal wenn die Sonne im Aequator ſteht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbſtnachtgleiche des Herbſtes. (S. Frühling, Herbſt.)

Arabesken nennt man eine Art von Verzierungen, die größtentheils aus Pflanzen, Strauchwerk, allerlei Zweigen und Blumen zuſammengeſetzt, und auf einen willkürlichen Grund gemalt oder auch in erhabener Arbeit angebracht ſind. Man verziert damit die Abtheilungen der Wände, die Einfaſſungen von Geräthſchaften, Büchern u. ſ. f. Den Namen haben ſie von den Arabern, die keine Thiere und Menſchen abbilden durften, und daher nur mit Laub und Blumen verzierten. Sie heißen auch Moresken, weil ſich auch die Mauren derſelben bedienten; ferner Grottesken, weil man in den Zimmern und verſchütteten Gebäuden der alten Römer und in den Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, ähnliche Verzierungen fand. Leſenswerth ſind die Schriften von Fiorello und von Raknitz über dieſen Gegenſtand.

Arabien und Araber. Dieſe große Halbinſel, der weſtliche Theil vom ſüdlichen Aſien, liegt vom 50ſten bis 77ſten Grad öſtlicher Länge und vom 11ten bis 30ſten Grad nördlicher Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 50,000 Quadratmeilen, und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dſcheſirat al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Perſern aber Arabiſtan genannt. Das ganze Land liegt zwiſchen dem arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, und iſt nördlich von den großen Wüſten Irak und Dſcheſira begränzt; nordweſtlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zuſammen. Seiner gewöhnlichen Eintheilung in das wüſte, felſige (ſteinige, auch peträiſche, von dem ſonſt feſten, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra ſo genannt) und glückliche Arabien, die Ptolomäus ſchon anführt, iſt die neuere vorzuziehen, welche das ganze Land nach ſeiner natürlichen Lage und Productionskraft in das Küſtenland, das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muscatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckt iſt, und in das Binnenland theilt, das aus einer Wüſte voll Flugſand mit Dornen und ſalzigen Kräutern beſteht. Eine dritte Eintheilung nennt 1. das Land Yemen. 2. die Provinz Oman, 3. die Provinz Lachſa oder Hadſiar, 4. die Provinz Hedſchaz oder Hedziaz, und 5. die Wüſten von Syrien, Aldſcheſira und Erack. — Hohe Gebirgsketten ziehen ſich an der Weſtküſte hin, die im Norden mit den ſyriſchen Gebirgen zuſammenſtoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den oſtaſiatiſchen Urgebirgen in Verbindung ſtehen; als beſonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüſſen, die nur durch große Regengüſſe entſtehen und ſelten das Meer erreichen, iſt der Aſtan, ein Küſtenfluß, der bedeutendſte; nur die nördliche Gränze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbuſen verdienen der arabiſche (rothes Meer), der perſiſche Buſen und das arabiſche Meer beſondere Erwähnung. Das Clima durchläuft faſt alle Grade der Scale; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechſeln mit ſolchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen erſetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendſten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem Samum, der, wie in Afrika der Harmattan und Chamſin, dem Leben droht. —

Von gleicher Verſchiedenheit iſt der Boden, der in die traurigſten Sandwüſten und in die fruchtbarſten Gefilde ſich theilt; Waizen, Hirſe, Reiß, Küchengewächſe, Kaffee, deſſen eigentliche Heimath hier iſt, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Aloë, Myrrhen, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balſam ꝛc. ſind die Producte der Oberfläche dieſes Bodens, deſſen unterirdiſche Schätze in Edelſteinen, Eiſen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüſſen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) beſtehen. — Mauleſel, Eſel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchſe, Affen, Springhaſen ꝛc., Federvieh aller Art (Pelikane, Strauße ꝛc.), eßbare Heuſchrecken, Scorpione ꝛc., Fiſche in großer Menge bevölkern Boden und Gewäſſer. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 10 bis 12,000,000 geſchätzt wird, beſtehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von mahomedaniſcher Religion und intereſſanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den älteſten Zeiten der Iſraeliten leben ſie noch jetzt als Nomaden in höchſt patriarchaliſcher Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenſchaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhalten ſie in einer Verfaſſung, die ſie zu glücklichen Menſchen macht. Das alte: „Friede ſey mit dir!“ iſt noch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sey willkommen, was brauchſt du?“ iſt die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!“ die Zehrungskoſten abträgt. Dennoch ſind ſie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die ſie aber nie auf Koſten des Gaſtrechts üben. — Uebrigens belebt ſie ein kriegeriſcher Sinn, und man rühmt ihre Geſchicklichkeit in gymnaſtiſchen Künſten. Eine vortheilhafte Körperbildung ziert ſie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut ſich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit ſichert ſie vor Krankheiten, die nur ſelten ſie beläſtigen. Sie nennen ſich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüſte, die Arabes sienitae bei den Alten), und unterſcheiden ſich durch ihre Lebensweiſe von den Mauren, die in Häuſern leben, Ackerbau ausſchließlich und Gewerbe und Handell treiben. Ihr Handel, ehedem höchſt wichtig, da Arabien der Hauptſitz des phöniciſchen Landhandels war, beſteht gegenwärtig in Land- und Seehandel; der erſtere wird durch Caravanen betrieben; ihr Commerz zur See bringt ſie mit faſt allen ſeefahrenden Völkern in Berührung. — Wiſſenſchaften und Künſte wollen nicht ſonderlich gedeihen; Aſtronomie (mehr Aſtrologie), Arzneikunde und ſogenannte Philoſophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; Leſen, Schreiben, Rechnen und der Koran ſind die gewöhnlichen Unterrichtsgegenſtände; die Beduinen bleiben ganz unwiſſend. — Ihre Verfaſſung iſt ſehr einfach; die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah; ihre Richter Kadi. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zuſtand der Einwohner ſehr contraſtirend, iſt es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daſelbſt ſo berühmt waren, daß Auguſtus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde, der aber nicht den gewünſchten Erfolg hatte. Außer den Ureinwohnern ſind auch noch Juden, Türken und Chriſten in Arabien vertheilt. — Als Hauptorte nennen wir Medina (Medina al Nabi), die Stadt des Propheten, mit Mahomeds heiligem prachterfülltem Grabe und den Gräbern der erſten Califen; Mecca, Mahomeds Geburtsſtadt, mit der heiligen Caaba (Gotteshaus), die von jedem Mahomedaner einmal beſucht werden muß; Dſchidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen,

Beit al Faki, wo der vorzüglichſte Kaffeemarkt iſt; Mocha oder Mokka, am Todesſunde (Todesthor, Bal al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeutenden Handel (Mokka-Kaffee); Sana in Yemen; Maskat, ſüdlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Yemama, am Aſtan, Sitz vom Caravanenhandel, und Lachſa, an der Mündung des Aſtam. — Wie viele Mühe es übrigens der hohen Pforte koſtet, die Araber-Scheiks im Zaume zu halten, iſt aus der neueſten Geſchichte in lebhaftem Andenken. I.

Arabiſche Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheſte Geſchichte, und auch über die erſte Cultur und Literatur dieſes Landes können wir mehr aus einzelnen Datis Schlüſſe ziehen, als etwas Gewiſſes behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poeſie geblüht haben werde, läßt ſich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen ſeiner Bewohner ſchließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, ſtolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Beſonders der Strich des glücklichen Arabiens hat ſo blühende Gegenden und ſolch einen Ueberfluß an den ſchönſten Früchten, daß man ihn oft ſchon zu den Paradiſen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Scheiks umherziehenden Nomaden, von Natur mit lebhafter Empfindung und einer ſehr warmen Phantaſie begabt, waren daher ganz in der, zur Entwickelung der Poeſie günſtigen, Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel geſetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabiſchen Urſprungs ſey, ſo wäre damit nicht bloß bewieſen, daß auch das peträiſche Arabien eine ſehr bedeutende Poeſie gehabt habe, ſondern wir können auch den Charakter dieſer Poeſie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, ſtarke Metaphern, Gleichniſſe und Naturſchilderungen, untermiſcht mit räthſelhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philoſophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweiſen, welches Gedicht zugleich auf phyſikaliſche und aſtronomiſche Kenntniſſe ſchließen läßt, die jedoch nur noch dürftig ſind. Wenn übrigens die Araber ſelbſt ſagen, bis zur Ankunft Mahomeds (622 nach Chr.) habe ihre Periode der Unwiſſenheit gedauert, ſo iſt dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrſamkeit zu verſtehen, denn ohne Geiſt war dieſe Nation auch vorher nicht. Beſonders aber zeichnete ſie ſich vor Mahomed ſchon durch ihre Poeſie auf eine glänzende Weiſe aus. Auf der Meſſe zu Mekka, und im 5ten Jahrhundert nach Chriſtus zu Okadh, wurden poetiſche Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchſtaben auf Byſſus geſchrieben (Modababâth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakâth, aufgehängte). Mehrere davon haben ſich erhalten. Die Sammlung der Moallakâth enthält ſieben Gedichte von ſieben Dichtern: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Imagination, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalſtolz und Freiheitsgeiſt, Glut in Rache und Liebe zeichnen ſie aus. (Die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel, überſetzt, erläutert und mit einer Einleitung verſehen von A. Th. Hartmann. Münſter 1802.) Mit Mahomed aber eröffnete ſich die glänzendſte Periode der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott geſandten Propheten kündigte er ſich ſeinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poeti-

ſchen Koran nieder. Von Abubekr, dem erſten Califen nach Mahomeds Tode, wurde dieſe aus zwei Theilen, einem dogmatiſchen und einem practiſchen, beſtehende Bibel der Araber geſammelt, von Othman, dem dritten Califen, berichtigt und bekannt gemacht (ſ. Coran), und hiemit die Schriftſprache, die erſte literariſche Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber beſtimmt. In ihrer glücklichen Lage zwiſchen zwei Welttheilen ſchienen die Araber zwar ſehr geeignet für den Handel, weniger aber für active und paſſive Eroberung, zumal da im wüſten und ſteinigen Theile nur umherziehende Horden ſtreiften, die wechſelsweiſe von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mahomed aber war es gelungen, ſich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine hierarchiſch-militäriſche Verfaſſung zu geben, und den Geiſt der Tapferkeit, der längſt den Arabern einwohnte, durch einen ſchwärmeriſchen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, geſtorben war (632), wählten ſeine Anhänger ihm einen Califen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geiſt der Eroberung ſich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten ſie ſich ſchnell und unabhaltbar über die umliegenden Länder. Syrien, Paläſtina, Phönicien, Meſopotamien, Armenien, Perſien, Aegypten, die Inſeln Cypern und Rhodus hatten ſie in einem Zeitraum von noch nicht 24 Jahren ſich unterworfen. Bald darauf bemächtigten ſie ſich mehrerer Länder des öſtlichen Aſiens jenſeit des Gihon und Oxus; von Aegypten aus des ganzen Landſtrichs von Afrika längs des mittelländiſchen Meeres, bis zur Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt, ja drangen endlich in Europa ſelbſt ein, wo ſie Sicilien, Portugall, Spanien einnahmen, und ſchon tief nach Frankreich eingedrungen waren. So erſtreckte ſich denn ſchon achtzig Jahre nach Mahomeds Tode das Reich der Araber von Aegypten bis Indien, von Liſſabon bis nach Samarkand. Während dieſer ganzen Periode beſeelte ſie nichts als kriegeriſcher Fanatismus, unter deſſen Herrſchaft die zarten Blüthen der Cultur und Literatur niemals gedeihen. Bekannt iſt, wie der Calif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder,“ ſagte er, „ſteht in dieſen Büchern, was im Koran auch ſteht, und dann ſind ſie überflüſſig, oder ſie widerſprechen dem Koran, dann ſind ſie gefährlich; ſie müſſen alſo auf jede Weiſe vertilgt werden.“ Demnach wurden denn mehrere hundert tauſend unerſetzliche Handſchriften an die Badſtuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte. Die Zeit aber und der Umgang mit kultivirteren Nationen verdrängten allmälich dieſen rohen Sinn; mit der Regierung der Califen aus der Familie der Abbaſſiden begann (750) auch Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte. Am glänzenden Hofe Al-Manſurs zu Bagdad fanden ſie zuerſt Unterſtützung; Harun Al-Raſchid aber war es (786 — 808), der ſeinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in ſein Reich, die er fürſtlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichſten griechiſchen Schriftſteller ins Arabiſche überſetzen, und dieſe Ueberſetzungen durch viele Abſchriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechiſchen Kaiſer hundert Centner Gold und einen beſtändigen Frieden an, wenn er ihm den Philoſophen Leo nur auf einige Zeit zu ſeinem Unterricht überlaſſen wollte. Unter ſeiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Baſora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Calif Motaſam (ſtarb 841) wirkte in gleichem Sinne und Geiſt, und mit der Dynaſtie der Abbaſſiden in Bagdad wetteiferte die Dynaſtie der

Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Aſien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10ten Jahrhundert Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntniſſe faſt nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die ſich mit Aufſammlung derſelben eifrig beſchäftigten, und dieſelben in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reiſ'te man aus Frankreich und andern europäiſchen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptſächlich Mathematik und Medicin zu ſtudiren, wozu ſich anderwärts keine Gelegenheit fand. So ſchnelle Fortſchritte hatte dieſe, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Coran, Poeſie und Beredſamkeit eingeſchränkte Nation gemacht, ſeitdem ſie mit der Wiſſenſchaft der Griechen ſich befreundet hatte. In der Geographie, Geſchichte, Philoſophie, Medicin, Phyſik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie, hat ihr Fleiß ſehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabiſche Kunſtwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja ſelbſt die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die ihre Erfindung ſind, von ihrem Einfluß auf die literariſche Cultur Europa's. — Seit der Römer Zeit waren es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meiſten verdankt. Vorzüglich erweiterten ſie, in Afrika nnd Aſien die Gränzen der vor ihnen bekannten Welt. Bei ihren Eroberungen drangen ſie in der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika bis an den Niger vor, und kamen weſtlich bis an den Senegal, und öſtlich bis zum Cap Corrientes. Schon in den Anfängen ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Califen, die ausgeſandten Feldherrn die bezwungenen Länder geographiſch verzeichnen. Aſiens Länder, Völkerſchaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; ſie erweiterten die Kenntniſſe von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Perſien, und verſchafften wenigſtens einige Aufklärung über die große Tatarei, das ſüdliche Rußland, China und Hindoſtan. Vieles, was ihre berühmteſten Geographen, Abulfeda und Edriſi, berichten, iſt noch jetzt brauchbar, und in hiſtoriſch-geographiſcher Hinſicht ſehr wichtig. In der Geſchichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. Als geographiſche Schriftſteller zeichneten ſich aus: Al-Marun, Abu Iſchak, Serif Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh, Abdollatif. — Zahlreich waren ſeit dem achten Jahrhunderte auch die Hiſtoriker der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, ſtudirt und benutzt worden ſind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteſte uns bekannte Hiſtoriker iſt Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhelebi von 818. Außerdem verdienen beſondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadſch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfaſſer einer allgemeinen Weltgeſchichte bis auf 1315, Makrizi, Arabſchah u. A. In den ſpäteren hiſtoriſchen Werken herrſcht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philoſophie der Araber war ganz griechiſchen Urſprungs, und ging hauptſächlich von Ariſtoteles aus, der durch ſie auch in Spanien, und von da im ganzen weſtlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabiſchen überſetzte man ihn ins Lateiniſche. Man kann deshalb den Urſprung der ſcholaſtiſchen Philoſophie von den Arabern ableiten. Auf Dialectik und Metaphyſik wendeten ſie ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit. Von ihren philoſophiſchen Schriftſtellern ſind vor Andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien ſchrieb

(ſt. 954); Avicenna (ſt. 1036), der außer andern philoſophiſchen Schriften, einer Logik, Phyſik und Metaphyſik, einen Commentar zu des Ariſtoteles Werken; Ibn Sina (ſt. 1036), der eine Metaphyſik herausgab; Ibn Bajah zeichnet ſich als Selbſtdenker aus; Algazel ſchrieb eine Niederreißung aller philoſophiſchen Syſteme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeſchätzt war von Averroes beſonders der Commentar über Ariſtoteles, Beachtung verdient aber auch ſeine Paraphraſe der Republik Platons, welcher ſonſt den Arabern wenig bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint. Viele berühmte Philoſophen waren zugleich Aerzte, denn von der Philoſophie trennte man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in dieſen Wiſſenſchaften, nächſt der Erdkunde, das Bedeutendſte geleiſtet. Zu Dſchondiſabur, Bagdad, Iſpahan, Firuzabad, Bokkhara, Kufa, Baſſora, Alexandria und Corduba wurden vom 8ten bis zum 11ten Jahrhundert mediciniſche Lehranſtalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man dieſem Zweige der Wiſſenſchaften weihte, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obſchon man im Weſentlichen ſich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortſchritte hätte machen ſollen. Zwar die Anatomie gewann durch ſie nichts, weil der Coran Zergliederungen unterſagte, deſto mehr aber die Therapie; denn ſie beſaßen vielumfaſſende Kenntniſſe in der Arzneimittellehre, ſtudirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigſtens haben ſie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dſcheber wird für den Erfinder der Univerſalmedicin gehalten. Auch in der Noſologie blieben ſie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten mediciniſchen Schriftſtellern gehören: Aharum, der zunächſt die Pocken beſchrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Iſhak Alkendi, Johannes Meſve, Rhazes, Almanſor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Canons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Iſhak Ben Soleiman, Jahia Ibn Serapion, Abulkaſis, Aben Zohar, Averroes, der Verfaſſer eines dialectiſchen Syſtems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß den Arabern das Verdienſt gebührt, auch die wiſſenſchaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derſelben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Phyſik bei den Arabern weniger gewann, ſo liegt die Urſache lediglich in der Art der Behandlung. Um die ariſtoteliſchen Principien mit dem Fatalismus des Coran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Phyſik metaphyſiſch. Deſto mehr leiſteten ſie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten ſie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufſteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus ſtatt der Chorden, vereinfachten die trigonometriſchen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed Ben Muſa und Thebit Ben Korrah erwarben ſich darum beſondere Verdienſte; Alhazen ſchrieb über die Optik; Naſireddin überſetzte die Elemente des Euklides; Dſcheber Ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Aſtronomie cultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im Jahr 812 hatten Alhazen und Sergius, des Ptolemäus Almageſt, dieſes erſte vollſtändige Lehrgebäude der Aſtro-

nomie, ins Arabiſche überſetzt, worans Alfargani 833, und ſpäterhin Averroes einen Auszug lieferte; Albaten beobachtete im 10ten Jahrhunderte die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed Ben Dſcheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almanſor lieferte aſtronomiſche Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius ſchrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Aſtronomie in Verbindung gebracht und ſyſtematiſch bearbeitet, beſonders von Abulfeda. Eigenthümlich ſind den Arabern die Eintheilung der Erde in ſieben Climate, viele geographiſche Maße und dgl. — Bei allen dieſen Fortſchritten in den ſtrengeren Wiſſenſchaften wurde der Geiſt der Araber nicht unempfänglich für die Poeſie. Abu Temam ſammelte 830 die größere Hamaſah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamaſah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientaliſche Originalität in der arabiſchen Poeſie immer ſeltner, der Ton myſtiſch-hyperboliſcher, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch ſeine ſanften Elegien in einer claſſiſchen Sprache (ſ. Proben der arab. Dichtkunſt von Reiske, Lpz. 1765); Abu Iſmael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch ſeine Elegien und Lieder (ſ. N. Teuſch. Merkur 1800, St. 1. S. 8.); Ithiel Hariri durch ſeine Geſchichte eines fahrenden Ritters, Makamât betitelt, in funfzig Abſchnitten (ſ. Roſenmüller üb. einen arab. Roman des Hariri, Lpz. 1801); Abu Dſchaafar Ibn Tophail durch ſeinen intereſſanten philoſophiſchen Roman, der Naturmenſch (überſ. von Eichhorn, Berl. 1783). Admais großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improviſirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatiſche ausgenommen findet man keine Gattung der Poeſie, welche von den Arabern nicht cultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuernden Rittergeiſtes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß ſie dadurch auch auf die neueuropäiſche Poeſie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poeſie des Mittelalters zur romantiſchen Poeſie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeiſt, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, ſind von den Arabern in unſere abendländiſche Poeſie übergegangen. Und ſo hat denn dieſe Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weiſe wohlthätig für Cultur und Literatur Europa's gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrſchaft hinterlaſſen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forſcher geworden ſey, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Wer einen tieferen Blick in die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Menſchheit thun will, kann dieſer Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den ſogenannten ſemitiſchen Dialecten (ſ. hebräiſche Lit. u. Sprache), unter denen ſie ſich durch Alterthum, Reichthum und Geſchmeidigkeit auszeichnet. Durch den Koran wurde ſie eigentlich als Bücherſprache fixirt, und kurz nach Mahomed, weit mehr aber ſeit dem zehnten Jahrhundert, gab es unter ihnen grammatiſche Schriftſteller, welche die Grundſätze der Sprache beſtimmten, ihre Schönheiten unterſuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zuſammentrugen. Durch den Uebergang der Araber nach Sicilien und Spanien wurde die arabiſche Sprache auch in Europa bekannt. Ungeachtet ſie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlaſſen hat,

ſo ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauren, den Europäern meiſt verloren. Poſtel weckte das gelehrte Studium derſelben wieder in Frankreich, Spey in Deutſchland. Im 17ten Jahrhundert blühte daſſelbe in den Niederlanden, und wurde ſeitdem in Deutſchland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardſon, Jahn, Roſenmüller, de Sacy haben wir ſchätzenswerthe Grammatiken, von Erpen, Golius, Giggeji, Caſtell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Roſenmüller, Jahn u. A. Chreſtomathien erhalten. Kirſten, Wasmuth, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychſen, Schnurrer, Haſſe, Hezel, Wahl, Paulus, Roſenmüller, Vater, Auguſti u. A. haben ſich durch größere Verbreitung, Kritik und Interpretation bedeutende Verdienſte erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Aerzten ſey. dd.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Colophon, hatte von Pallas die Kunſt des Webens gelernt, und unterfing ſich, in ſtolzer Einbildung auf ihre Kunſtfertigkeit, ihrer Lehrerin ſelbſt einen Wettſtreit anzubieten. Umſonſt warnte ſie die Göttin in Geſtalt einer alten Frau. Der Wettſtreit begann, und Arachne fertigte ein kunſtreiches Gewebe, das die ärgerliche Chronik der Olympier darſtellte. Pallas, darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und ſchlug ihr das Schiff um den Kopf; Arachne aber erhing ſich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, indem ſie ſie mit einem Kräuterſafte beträpfelte, verwandelte ſie aber in eine Spinne.

Arachnologie oder Araneologie iſt die Kunſt, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu ſchließen. Winke davon finden ſich ſchon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 28.); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erſchienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Diſjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenſchaft, in der einige Spinnen ſeine einzige Geſellſchaft waren, viele Beobachtungen über ſie angeſtellt, und dieſelben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet ſich in dieſem Werke über die Entdeckung des beſtändigen Verhältniſſes zwiſchen dem Erſcheinen oder Verſchwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verſchiedener Arten, und den atmoſphäriſchen Veränderungen von ſchönem Wetter zum Regen, von der Trockenheit zur Näſſe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froſte zum Thauwetter.

Aragon. Der Landſtrich, welcher gegen Mitternacht von den Pyrenäen, gegen Abend von Navarra und Caſtilien, gegen Mittag von Valencia, gegen Morgen von Catalonien begränzt wird, und von dem anmuthigen Thale Aragues, das er enthält, den Namen Aragon erhalten haben ſoll, theilte die Schickſale, welche die pyrenäiſche Hallinſel unter der römiſchen Herrſchaft und unter den Weſtgothen erfuhr. Im Anfange des achten Jahrhunderts war das Land zum Theil eine Beute der erobernden Araber geworden und gehörte zum Theil zu der ſpaniſchen Mark, unter fränkiſcher Herrſchaft von Grafen regiert. Späterhin wurde dieſe Grafſchaft, wie die andern neu gegründeten ſpaniſchen Staaten, durch die Tapferkeit gothiſcher Flüchtlinge den Mauren entriſſen und kam im zehnten Jahrhunderte durch Heirath zu dem

mächtigen navarriſchen Reiche. Als König Sancho der Große, im Jahre 1035, ſeine Länder theilte, erhielt ſein unehelicher Sohn Ramiro die Grafſchaft Aragon als ein Königreich. Seitdem blieb Aragon mehrere Jahrhunderte lang ein für ſich beſtehendes, durch eigne Fürſten beherrſchtes Land. Es begriff zu jener Zeit nicht alles, was es jetzt enthält, ein kleiner Landſtrich am Fuße der Pyrenäen, und die anſehnlichen Gebiete von Zaragoza und Huesca waren noch in der Gewalt der Araber. Im zwölften Jahrhunderte aber ward durch das Waffenglück ſo tapferer Könige, wie Alfonſo der Schlachtengewinner (el batallador) war, der mehr als dreißig Siege gegen die Mauren erfocht, und durch die glückliche Verbindung der aragoniſchen Erbtochter mit dem mächtigen Grafen von Barcelona (im J. 1137), welche die Vereinigung von Catalonien und Aragon herbeiführte, der Grund zu der Größe des Staats gelegt, den im folgenden Jahrhunderte Jacob der Eroberer (ſt. 1276), der den Mauren auch Valencia und die Inſel Mallorca entriß, noch mehr erhob. Mallorca, von dem Eroberer an ſeinen jüngſten Sohn vererbt, beſtand einige Zeit als eigenes Königreich; Aragon aber, Valencia und Catalonien wurden im Jahre 1319 durch einen Beſchluß der Stände zu einem untrennbaren Reiche unter einem Beherrſcher vereint, obgleich jedes dieſer Länder ſeine beſondre Verfaſſung behielt. Noch jetzt heißen dieſe drei Länder die aragoniſchen Provinzen des Königreichs Spanien. Die Beherrſcher des aragoniſchen Reiches, von äußern Feinden befreit, von ihren Nachbarn gefürchtet, fühlten ſich nun mächtig genug, ſelbſt über dem Meere Eroberungen zu machen, als eine günſtige Gelegenheit ſich darbot. Jacobs des Eroberers Sohn, König Pedro III., machte die Anſprüche geltend, welche er mit der edlen Conſtantia, der Tochter Manfreds von Hohenſtaufen, erheirathet hatte, und die Inſel Sicilien, der Preis des glücklichen Kampfes, den er gegen den harten Carl von Anjou beſtand, ward ein Nebenland des aragoniſchen Hauſes bald getrennt von Aragon unter verſchiedenen Gebietern, bald unter einem Herrſcherhaupt vereinigt. Als im Jahre 1410 mit Martin II., König von Aragon und Sicilien, der männliche Stamm der Grafen von Barcelona und des alten aragoniſchen Hauſes erloſchen war, kam der Infant Ferdinand von Caſtilien, des letzten Königs nächſter männlicher Erbe von weiblicher Seite, durch die Wahl der Stände auf den Thron, welchen er ſeinem Sohne, Alfonſo V., hinterließ, der durch die Eroberung von Neapel (1443) einer der mächtigſten Fürſten Europa's ward. (Vergl. Alfons V.) Alfonſo's Bruder, Johann II., den die Vermählung mit der navarriſchen Erbin zum Könige von Navarra gemacht hatte, vereinte auch dieſes Land, als er (1458) jenem auf dem Throne folgte, noch einmal mit dem aragoniſchen Reiche. Johanns Sohn aber, Ferdinand der Catholiſche, legte durch ſeine Vermählung mit Iſabella von Caſtilien den Grund zu der Vereinigung der Reiche Caſtilien und Aragon, die ſeit der Regierung ſeines Enkels, Carls des erſten (V.), einem Gebieter gehorchten. Seitdem theilte Aragon die Schickſale der ſpaniſchen Monarchie. (S. Spanien.) Die glücklichen Umſtände, welche in den neu gegründeten ſpaniſchen Reichen eine frühe und eigenthümliche Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, eine eigenthümliche Ausbildung der Staatsverfaſſung beförderten, die Entſtehungsart nämlich dieſer Staaten, der Einfluß günſtiger örtlicher Umſtände, und die, durch die Mauren verbreitete, vielfache Cultur waren auch in Aragon wirkſam. Daher auch hier ein mächtiger Lehnadel, der für den Beiſtand, welchen er den Königen in ihren Kriegen leiſtete, nicht nur einen

Antheil an den Eroberungen, und andere Vorrechte erhielt, die ihn ſtark genug machten, ſeinem Gebieter, den er nach dem Geiſte des Lehnsweſen nur als den Erſten unter Gleichen anſah, Trotz zu bieten; daher auch hier frühes Aufblühen der Städte, wo die mauriſche Herrſchaft Veranlaſſung und Beiſpiel zu reger Gewerbſamkeit gegeben hatte, frühe bürgerliche Selbſtſtändigkeit der ſtädtiſchen Gemeinden, und darum hier deſto früher, da der Handelsverkehr, den die Küſtenſtädte des befreundeten Nachbarlandes Catalonien mit allen Häfen des mittelländiſchen Meeres unterhielten, überall im Binnenlande Gewerbfleiß und Betriebſamkeit wecken mußte. Aber ſchon am Ende des 12ten Jahrh. begann auch hier ein Kampf zwiſchen dem mächtigen Adel, an den ſich die Städte ſchloſſen, und den Königen, die ihre Herrſch- und Richtergewalt zu befeſtigen und auszudehnen ſtrebten. Damals (unter Pedro II.) entſtand ein Bund zwiſchen dem Adel und mehrern Städten, und der erſte Erfolg des Kampfes war die verfaſſungsmäßige Berechtigung der Stände, Selbſthülfe gegen den König zu brauchen. Später (1287) wurden ſogar zwei Freiheitsbriefe ertrotzt, und es mußten dem ſtändiſchen Bunde ſechzehn feſte Schlöſſer als Unterpfand für des Königs Zuſagen übergeben werden. Pedro IV. aber vernichtete 1348 dieſen Zwang, ohne es darum zu wagen, willkürliche Gewalt zu üben. Vielmehr gelobte er eidlich die Freiheiten des Landes und die Gerechtigkeit zu ſchützen, und blieb dem Ausſpruch des Juſticia untergeordnet, der in Streitigkeiten zwiſchen ihm und einem Unterthanen ſo wie in allen Angelegenheiten in letzter Inſtanz entſchied. Der ſicherſte Schutz aber gegen jeden Mißbrauch der königlichen Gewalt waren die Cortes. (Vergl. d. Art.) Dieſe alten Formen erhielten ſich in Aragon länger als in Caſtilien. Noch im 17ten Jahrhunderte hörte man hier unter den Ständen oft eine kühne Sprache, die in Caſtilien längſt verſtummt war; aber allmählig wurden auch hier die Ständeverſammlungen immer ſeltener, und als Philipp V. die Herrſchaft des Hauſes Bourbon in Spanien befeſtigt hatte, verloren die Aragoner, zur Strafe für ihre Anhänglichkeit an Philipps Gegner, Carl von Oeſterreich, die übrigen Vorrechte, welche ſie ſeit zweihundert Jahren gegen ſo manche Angriffe der königlichen Allgewalt gerettet hatten. Aragons Boden iſt in manchen Gegenden ſo bergig, ſteinig und unfruchtbar, daß einſt ein Bewohner des Landes ſagte, die Aragoner würden ihre Heimath verlaſſen und blühendere Gegenden aufſuchen, wenn nicht die herrliche Freiheit des Landes ſie ſo feſt an dieſen Boden bände. In vielen Gegenden aber, beſonders in denjenigen, die durch Flüſſe gewäſſert ſind, iſt das Land ſehr fruchtbar, und es zeigt ſich Leben und rege Thätigkeit unter den Bewohnern. Dieſe Vortheile verdankt das Land vorzüglich den letzten Königen aus dem bourboniſchen Geſchlechte, welche zwei große Canäle anlegten, die in Navarra anfangen, und aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, dem alten aragoniſchen oder kaiſerlichen (von Carl dem fünften angelegten) Canale und dem Canale von Tauſte ihr Waſſer erhalten. Dieſe Waſſerverbindungen laufen durch ganz Aragon, dem Ebro, der das Land von Nordweſt bis Südoſt durchſtrömt, bald ſich nähernd, bald ſich von ihm entfernend, bis ſie ſich endlich mit ihm vereinigen, und ſo das Land wäſſern und den Erzeugniſſen deſſelben vielfache Auswege verſchaffen. Ueberall, wo dieſe Waſſerarme den Boden befruchten, wird das Land von unzähligen Oelbäumen und vielen andern Fruchtbäumen beſchattet, und Hammerwerke beleben die Landſchaft. Die wichtigſten Erzeugniſſe des Landes ſind Mais, trefflicher Hanf, Krapp, Saffran, Seide, Alaun, Vitriol, Jaspis,

Marmor, Eiſen und Blei. Die Schafzucht iſt bedeutend, und Wollausfuhr der wichtigſte Handelszweig. Franzoſen, Niederländer und Italiäner nehmen den Aragonern die rohe Wolle ab, um feine Zeuge daraus zu bereiten, und in den engliſchen Fabriken wird ſie ſo hoch geſchätzt, daß man ſie nicht mit einheimiſchen Wollen vermiſcht, ſondern nur zu den feinſten Tüchern braucht. In Aragon ſelbſt wird dieſes köſtliche Erzeugniß gar nicht verarbeitet, da es gänzlich an Fabriken fehlt. In Anſehung der Einwohnerzahl trifft auch dieſes Land das Mißgeſchick einer unverhältnißmäßig ſchwachen Bevölkerung, aus denſelbigen Urſachen, welche dieſe Erſcheinung in den meiſten übrigen ſpaniſchen Landſchaften herbeiführen; denn obgleich Aragon 710 geviertete Meilen Flächenraum hatte, ſo zählte es doch am Ende des vorigen Jahrhunderts, nach amtlichen Angaben, nur 623,308 Bewohner, wovon 40,000 auf die Hauptſtadt Zaragoza fielen, und nach den neuſten Ereigniſſen wird die Volksmenge eher abgenommen haben, als gewachſen ſeyn. R.

Arak oder **Rak**, ein ſtarker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Cocos-Nüſſe. Der letztere, welcher der beſte iſt, kommt aus Batavia; anderer aus Goa.

Aranda (Don Pedro-Pablo Abarka de Bolea Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, wurde gegen das J. 1719 geboren. Anfangs widmete er ſich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geiſt verrieth, ernannte ihn Carl III. bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Miniſter. Als ſolcher ging er zu **Auguſt** dem Dritten, König von Polen, und verweilte bei demſelben ſieben Jahre. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Generalſtatthalter von Valencia; aber im Jahr 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufſtandes zurück und ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er führte nicht nur die Ordnung zurück, ſondern bewirkte auch die Vertreibung der Jeſuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Prieſter, den König dahin zu bringen, **Aranda** von ſich zu entfernen, und als Geſandten nach Paris zu ſchicken. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte hier in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm deſſen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate ſpäter wurde, nicht ohne den bitterſten Spott des Hofes und der Nation, der Graf Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoï erſetzt. Er blieb indeß Decan des Staatsraths, den er in Thätigkeit geſetzt hatte, wurde aber, als er einſt ſeine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgeſprochen hatte, nach Aragonien verwieſen. Hier ſtarb er 1794, hinterließ eine junge Witwe, aber keine Kinder. Die Hauptſtadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abſtellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydroſtatiſche Wage u. ſ. w. iſt ein Werkzeug, durch deſſen Einſenkung in Flüſſigkeiten, z. B. Waſſer, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältniſſe der dichten oder ſpecifiſchen Schweren dieſer Materien, und dadurch die Güte derſelben beſtimmen kann. Der griechiſche Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet ſich auf folgende Sätze: 1. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüſſige Materien eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten dieſer Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer ſich in dieſelben ein-

getaucht hat 2) wenn ein Aräometer in zwei flüſſige Materien bis zu gleicher Tiefe eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten dieſer Materien, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müſſen, um es gleich tief einzuſenken. Jeder dieſer beiden Sätze gibt eine beſondere Einrichtung des Aräometer: auf den erſten Satz gründen ſich die Aräometer mit Scalen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hoher Berg in Armenien, unweit der Stadt Erivan. Die Arche Noäh ließ ſich auf ſeinem Gipfel nieder, als die Gewäſſer der Sündfluth ſich verlieſen. Wenigſtens iſt dies der Glaube der Armenier, die ihm auch deshalb eine beſondere Verehrung widmen. (S. Armenien.)

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Courſe, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteſte ſey. Der gewöhnlichſte Fall iſt, daß man Briefe von beſtimmtem Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und unterſuchen ſoll, welches die vortheilhafteſten Mittel dazu ſind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Courſe des Orts, wo man iſt, und nach dem Courſe des Orts, nach welchem hin das Geſchäft gemacht werden ſoll; ſodann aber in Beziehung auf gewiſſe Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter ſey, das Geſchäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen ſey. Es wäre z. B. eine Summe Geldes von Paris nach London zu übermachen, und man könnte ſie entweder direct, oder über Cadix, Amſterdam oder Hamburg übermachen, ſo ſind die Operationen, durch welche man erfährt, welches das vortheilhafteſte ſey, folgende: Man berechnet den Cours von Paris und London; man berechnet den Cours von Paris und Cadix, und den Cours von Cadix und London; man berechnet den Cours von Paris und Amſterdam, und den Cours von Amſterdam und London, und ſo auch von Hamburg; und unterſucht alsdann durch Vergleichung, wo der größte Vortheil ſich ergibt. Dabei gelten folgende Grundſätze: Hat man Geld zu beziehen, ſo iſt der höchſte, hat man Geld zu übermachen, der niedrigſte Preis des Wechſels der vortheilhafteſte, wenn der Ort einen feſten Cours hat. Hat der Ort aber keinen beſtimmten Cours, ſo iſt im erſten Fall der niedrigſte und im zweiten der höchſte Preis der vortheilhafteſte.

Arc (Jeanne d'), ſ. Jeanne d'Arc.

Arcade, ſ. Bogenſtellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbeſondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Ingredienzien und Zubereitung geheim gehalten werden. Daß großer Mißbrauch, beſonders von Marktſchreiern, mit ſolchen angeblichen Arcanis getrieben wird, iſt bekannt; ſie ſind daher ein Gegenſtand der mediciniſchen Polizei.

Arceſilaus, der Stifter der mittlern Akademie, war zu Pitana in Aeolien im erſten Jahre der 116ten Olympiade geboren. Er wurde ſorgfältig erzogen, und nach ſeines Vaters Tode nach Athen geſandt, um ſich daſelbſt der Rhetorik zu widmen. Aber die Philoſophie hatte mehr Reiz für ihn als die Beredſamkeit. Er genoß den Unterricht des Theophraſt, eines Peripatetikers, dann des Crantor. Nach des Crates Tode ſtand er an der Spitze der akademiſchen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrſätzen derſelben vor. Plato und ſeine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenſtände unterſchieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abſtracte, die

bloß vom Geiſte aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erſtern conſtituire, ſagten ſie, die Meinung, der andern die Wiſſenſchaft. Arceſilaus, der ſich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, läugnete, daß man irgend etwas wiſſe, ſelbſt das nicht, daß man nichts wiſſe. Er verwarf als falſch und täuſchend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, daß der wahre Weiſe nie etwas behaupten dürfe; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weiſe bekämpfen. Um jedoch dieſe bizarren Grundſätze mit der allen Weſen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Uebereinſtimmung zu bringen, ſagte er, daß ſie nur auf die Wiſſenſchaft eine ſtrenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben ſich an den Schein halten könne. Uebrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Ariſtipps theilte er ſeine Zeit zwiſchen dem Amor, dem Bacchus und den Muſen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er ſtarb, an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt, im 4ten Jahr der 134ſten Olymp. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus iſt eine Alterthümlichkeit in der Sprache, ſie beſtehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen, allein in gewiſſen Gattungen der Schreibart, beſonders der poetiſchen, können ſie ſogar Zierden ſeyn, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie iſt in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche die Zuſtände und Verfaſſung der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Beſondern, hebräiſche, jüdiſche, griechiſche, römiſche, deutſche, galliſche Archäologie u. ſ. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verſtanden die Wiſſenſchaft von den Antiken oder Kunſtdenkmalen des Alterthums, als Werken ſchöner Kunſt, und dann ſagt man bisweilen Archäologie der Kunſt, bisweilen jedoch auch Archäologie ſchlechthin, weil man gewohnt iſt, bei dem bloßen Namen Archäologie, im Gegenſatz der Antiquitäten, an die Kunſt zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, ſo bei dem Archäologen an den Kunſtforſcher. Dieſe Kunſt-Archäologie kann ebenfalls eine allgemeine ſeyn, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunſt, oder eine beſondere einer oder mehrerer einzelner Nationen. Seltſam kann es ſcheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunſt überhaupt ſpricht, an die Aegyptier nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, ſo daß Archäologie in engſter, jedoch gewöhnlichſter, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Aegypter, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hiervon (wenn man ihn nicht in einer Einſeitigkeit der Philologen aufſuchen will) iſt, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer Kunde derſelben, nach einer Aeſthetik der Kunſt des Alterthums nämlich ſtrebte, die man nur bei einer Nation abſtrahiren konnte, deren Kunſtwerke als claſſiſche Muſter für alle Zeiten da ſtehen. Eine ſolche Nation war die griechiſche, deren Kunſtwerke man auch bei der Archäologie, in ſo fern dieſe Studium der Antike als des claſſiſch Schönen in bildender Kunſt des Alterthums ſeyn ſoll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beſchränkte man ſich nicht allein auf ſie, weil die vorhin mitgenannten Nationen den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf ſie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert hatten, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt waren. Und weil man, die Kunſtgeſchichte jener Nationen zuſammenfaſſend, gleich-

ſam die Naturgeſchichte der Kunſt durch alle Perioden, vom Beginn der Kindesverſuche bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und zum Verfall der Entartung herab, erhielt; ſo nahm man die Archäologie in jener Beſchränkung um ſo lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeſchloſſenes Ganzes. Die Kunſtwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, ſind die Ueberreſte 1. der Baukunſt, 2. der Bildhauerei, 3. der Toreutik, 4. der Zeichen-, Malerkunſt und Moſaik, 5. der Bildgraberei und Münzkunſt, und 6. der archäologiſchen Geräthe (Anticaglie.) Dieſe Ueberreſte ſind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutſchland, England, Rußland und Dänemark zerſtreut, und nur auf Reiſen könnte man ſie daher eigentlich ſelbſt anſchauend ſtudiren, wenn nicht Nachformungen und Abbildungen einigen Erſatz gäben. Das Erſte, weſſen der Archäolog bedarf, iſt Kenntniß der Summe des von ſolchen Kunſtwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem regiſtrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der noch exiſtirenden Antiken, ihrer Beſchreibungen, Abgüſſe und Abbildungen, ſo wie der Muſeen, Gallerien, Cabinette, Paläſte und Villen, worin ſie ſich befinden, nebſt einer Geſchichte ihrer Wanderungen und Schickſale, enthielte. Leider iſt dieſer nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in ſeinem ganzen Umfang ausgeführt. An dieſen Theil würde ſich anſchließen die Kunſtlehre des Antiken, als Kunſtgeſchichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Künſtlerpractik und Technik, Geiſt und Behandlung der Kunſtwerke, nach Maßgabe der Kunſtepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunſthermeneutik, welche Aufſchlüſſe gibt über die Symbolik der alten Kunſt und Künſtlerfabel, über die Art, wie man bei Erklärung der alten Kunſtwerke verfahren müſſe, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geſchichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswiſſenſchaften. Die Kunſtkritik liefert nachher die Grundſätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen iſt, oder als einer gewiſſen Periode der Kunſt angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Anſetzungen, Ergänzungen, Verfälſchungen von Original und Copie u. ſ. w. gehandelt. Die Aeſthetik des Antiken endlich ſetzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyclus als die Summe der Menſchheit, dieſe Körper als ſichtbar gemachte Seele in den mannigfaltigſten Idealen nach Geſchlecht und Alter, von der erhabenſten Göttlichkeit eines Zeus bis herab auf den Satyr, wo ſich die Menſchennatur in das Thieriſche verliert. Sie lehrt uns eindringen in die äſthetiſchen Ideen, die den Compoſitionen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derſelben beſtimmend, macht aufmerkſam auf den reinſten Geſchmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine alſo angelegte Archäologie dürfte allen Anfoderungen an ein zweckmäßiges Studium derſelben Genüge leiſten. Noch aber iſt kein Werk vorhanden, welches dieſer Idee ganz entſpräche. dd.

Archenholz (Johann Wilhelm von), wurde geboren in Langenfurth, einer Vorſtadt von Danzig. In ſeiner Jugend verließ er das väterliche Haus, um mit mehreren Knaben ſeines Alters nach Breslau geſchikt und Friedrich II. vorgeſtellt zu werden, der ſeine Aufnahme in das berliniſche Cadettenhaus bewilligte. Hier genoß er eines Unterrichts, deſſen er bei ſeiner vorigen mangelhaften Erziehung ſehr bedurfte, und machte bedeutende Fortſchritte. Er blieb bis 1760 in der Anſtalt, welche damals von den Ruſſen nach Königsberg geſchikt, bald

aber aufgelöſ't wurde, ſo daß der junge Archenholz noch in demſelben Jahre in das damalige Regiment Renzel (zuletzt Winning) eintrat, und die Feldzüge von 1761 und 1762 mitmachen konnte. Von ſeiner militäriſchen Laufbahn läßt ſich nur ſo viel ſagen, daß Friedrich der Große gegen ihn eingenommen wurde, und da er ihn als einen leidenſchaftlichen Spieler kennen gelernt hatte, ihm ſeine Achtung, und die Erlaubniß, ferner zu dienen, entzog. Dieſe Abneigung des Königs war unveränderlich bis an ſeinen Tod, und ging ſo weit, daß Friedrich, dem Archenholz ſeine Reiſe durch England und Italien überſchickt, und der ſie mit Vergnügen geleſen hatte, das Werk augenblicklich zurückſandte, als er erfuhr, daß der Verfaſſer deſſelben mit jenem Archenholz Eine Perſon ſey, den er von einer ſo ungünſtigen Seite kannte. Wenn wir den König bei dieſer Strenge nicht ungerecht nennen dürfen, ſo ſcheint uns dieſes Verhältniß, das einer Seits auf Archenholz frühern Charakter einen Schatten wirft, auf der andern Seite auch für einen ſchönen Beweis ſeiner Wahrheitsliebe und Redlichkeit gelten zu können, wenn wir erwägen, mit welcher enthuſiaſtiſchen Verehrung und Liebe er ſtets an dem Könige und der preußiſchen Monarchie hing. Archenholz verlies den preußiſchen Dienſt, und ſoll ſeitdem keine Karte angerührt haben. Zugleich verließ er den Continent und ging nach England, wo er mehrere Jahre hindurch intereſſante Nachrichten über dieſe Inſel ſammelte, für die er ſeit lange eine große Vorliebe hegte. Seine zweite große Reiſe führte ihn nach Italien. Bei einem Fall vom Pferde brach er ein Bein, wurde ſchlecht geheilt und mußte zeitlebens hinken; ihn aber dieſes Umſtandes wegen als Schriftſteller der übeln Laune gegen dieſes Land zu beſchuldigen, ſcheint abgeſchmackt, wiewohl ſeine Ungerechtigkeit gegen daſſelbe nicht zu verkennen iſt. Sein England und Italien, die erſte gelungene Probe darſtellender Statiſtik in deutſcher Sprache, liefert eine umſtändliche, nicht immer unparteiiſche Beſchreibung dieſer Länder, von deren innerem Zuſtande er ſehr gründliche Kenntniſſe erworben hatte, denn in Italien war er zwei Mal, in dem Jahre 1775, und ſpäter in den Jahren 79 und 80 geweſen, und in England hatte er in drei verſchiedenen Perioden ſechs Jahre lang, und zwar den größten Zeitraum von 1769 bis 1779 hindurch gelebt, und war daſelbſt mit mehreren der bedeutendſten Staatsmänner in Berührung gekommen. Nach ſeiner Rückkehr in Deutſchland wählte er Dresden zu ſeinem Aufenthalte, und ſchrieb die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, die das Verdienſt des ſchönen Vortrags und einer mit Vollſtändigkeit verbundenen Kürze hat. In Dresden verheirathete er ſich, begab ſich mit ſeiner Gattin nach Berlin, und gab daſelbſt den größten Theil ſeiner brittiſchen Annalen heraus. Die franzöſiſche Revolution ward ihm die erſte Veranlaſſung zu einem politiſchen Journal, dem er den Namen Minerva gab, und welches er, nur mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu ſeinem Tode fortſetzte. Anfangs gab er es in Verbindung mit dem Buchhändler Joh. Fr. Unger zu Berlin heraus, der ſich aber bald zurückzog, beſonders da er eine Reiſe des Herrn von Archenholz nach Paris, wo er mit Aſſignaten und Bücherhandel ſtark und glücklich ſpeculirte, nicht billigen konnte. Herr von Archenholz begab ſich von Paris nach Hamburg. Dieſer neue Aufenthalt hatte manchen Reiz für ihn. Er ließ ſich förmlich mit ſeiner Familie daſelbſt nieder, kaufte ſich im Holſteiniſchen an, machte im J. 1810 eine Reiſe nach Berlin, kehrte aber nach einem Aufenthalte von ſechs Monaten auf ſein Gut Oyendorf, in der Nachbarſchaft von Hamburg,

zurück, wo er den 28ſten Febr. 1812 an einer Lungenentzündung und dazu getretenem Schlagfluſſe im 71ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Er iſt auch der Verfaſſer des Lebens Guſtav Waſa's und Herausgeber der Geſchichte der Flibuſtier; beides Werke, die einer rühmlichen Erwähnung würdig ſind. Er hinterließ eine Witwe mit drei Kindern, einem Sohn und zwei Töchtern.

Archīlochus, ein berühmter griechiſcher Dichter, geboren auf der Inſel Paros, gegen das Jahr 700 vor Chr. Anfangs trug er die Waffen; aber er gibt uns keinen großen Begriff von ſeiner Tapferkeit, da er ſelbſt uns berichtet, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um ſchneller laufen zu können, ſeinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm ſeine Tochter verſprochen, treulos aber ſeine Zuſage gebrochen hatte, erhenkte ſich über eine Satire, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen ſeiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch ſeine zügelloſen Sitten machte er ſich eine Menge Feinde. Gehaßt von Allen und verſunken ins äuſſerſte Elend, ſuchte, er auf der Inſel Thaſos, einer von ſeinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu ſehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte ſich für dieſe Undankbarkeit durch beißende Verſe. Die Lacedämonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympiſchen Spiele eröffneten ſeinen Talenten einen glänzenden Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieſer Triumph verſöhnte ihn mit ſeinem Vaterlande, das ſtolz auf ihn war. Er brachte ſein verderbliches Talent für die Satire dahin zurück, und ſtarb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmte an ihm die Energie des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine ſinnvolle Präciſion, erhabene Gefühle und eine kräftige Satire; aber dieſe großen Eigenſchaften wurden durch ſchändliche Verleumdungen und große Unſittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke ſind bis auf wenige Fragmente für uns verloren gegangen.

Archimandrit heißt in der griechiſchen Kirche, beſonders in Rußland, derjenige Geiſtliche, der in einem Reiche oder in einer Provinz über alle Klöſter und Aebte zu gebieten hat. In der römiſchen Kirche iſt dieſe Würde nicht ſo gewöhnlich mehr; nur noch einige Prälaten in Sicilien führen dieſen Titel, welcher ſich daher ſchreibt, daß die Wohnungen der Mönche in den vorigen Zeiten auch Mandrä hießen.

Archimēdes, der berühmteſte unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das Jahr 287 vor Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, ſo ſcheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, ſondern ſich ganz auf die Wiſſenſchaften beſchränkt zu haben. Um ſeine Verdienſte um die mathematiſchen Disciplinen vollkommen zu beſtimmen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zuſtande der Mathematik vor ihm; doch wiſſen wir, daß er ſie mit Entdeckungen von höchſter Wichtigkeit bereichert hat, welche die Neuern zur Baſis genommen, um ihre Meſſungen krummliniger Flächen und Körper darauf zu gründen. Euklides betrachtete in ſeinen Elementen nur einige dieſer Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht ſie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu dieſem Uebergange nöthigen Sätze in ſeinen Abhandlungen von der

Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Conoiden, und in ſeiner Schrift von der Meſſung des Cirkels, entwickelt. Zu noch ſchwierigern Betrachtungen hat er ſich erhoben in ſeiner Schrift von den Spiralen, deren Unverſtändlichkeit jedoch ſelbſt von Kennern ſchwer zu beſiegen iſt. Archimedes iſt der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydroſtatik überliefert hat. Er hat zuerſt den Satz gelehrt: „daß ein, in eine Flüſſigkeit getauchter Körper ſo viel an ſeinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüſſigkeit beträgt;“ und beſtimmte mittelſt deſſelben, wie viel Zuſatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weiſe hinzugefügt habe. Die Auflöſung dieſes Problems fand er, als er eben badete, und ſie verurſachte ihm ſo viel Freude, ſagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hauſe eilte, mit dem Ausruf: „ich habe es gefunden!“ ich habe es gefunden!“ Die practiſche Mechanik ſcheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wiſſenſchaft geweſen zu ſeyn, denn ſeine Aeußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derſelben gäbe, wo er ſtehen könne, zeugt von dem Enthuſiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen ſeiner Maſchinen eingeflößt hatten. Er iſt der erſte Erfinder des Flaſchenzugs, d. h. einer Verbindung von Kloben, womit man die größten Laſten hebt. Ferner ſchreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. ſ. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes ſein ganzes Talent, um zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch ſprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maſchinen, die er den Angriffen der Römer entgegenſtellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß Archimedes mit Brennſpiegeln die feindliche Flotte in Brand geſteckt habe; eine Sache, die an ſich höchſt unwahrſcheinlich iſt und nur auf ſpätern Nachrichten beruht. Bekanntlich gelang es den Römern durch Ueberrumpelung, ſich der Stadt zu bemächtigen. Man erzählt, daß Archimedes in demſelben Augenblick, im Nachdenken vertieft, auf dem Markte ſaß, und allerlei Figuren vor ſich im Sande mit ſeinem Stabe gezeichnet hatte. Einem römiſchen Soldaten, der auf ihn eindrang, ſoll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreiſe nicht in Unordnung!“ Allein der rohe Krieger achtete ſo wenig darauf, daß er ihn ſelbſt niederſtieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das Jahr 212 vor Chr. Geb. ſetzt, ſo war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Seiner Verordnung gemäß, ſetzte man auf ſein Grabmahl einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch ſeine Erfindung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, worauf er beſondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieſes Denkmal nicht mehr vorhanden ſey, als Cicero, der ſich als Quäſtor in Sicilien befand, es unter Gebüſch, wodurch es verdeckt ward, wieder auffand.

Archipelagus. Mit dieſem Namen werden gewiſſe Seeſtrecken belegt, in welchen ſich viele Inſeln befinden, als der maldiviſche Archipelagus an der malabariſchen Küſte, der mexikaniſche in Nordamerika, der Archipelagus des heiligen Lazarus zwiſchen Japan und den Philippinen u. ſ. w. Der bekannteſte aber iſt der griechiſche Archipelagus, unter dem insbeſondere das ägeiſche Meer verſtanden wird, welches gegen Weſten zwiſchen den Küſten von Morea, Griechenland und Macedonien, gegen Norden zwiſchen Romanien, gegen Oſten zwiſchen Natolien, und gegen Süden zwiſchen Candien liegt, und bei

den Türken Adalat Denghiſi, das Meer der Inſeln oder auch das weiße Meer heißt. Die meiſten Inſeln, welche ſich in dieſem Archipelagus befinden, ſtehen unter türkiſcher Botmäßigkeit, welche ſie ſchwerer drückt, als die übrigen Unterthanen der Pforte; denn es bleibt ihnen kaum der dritte Theil ihres Erwerbs. Die übrigen zwei Drittel verſchlingen die Abgaben. Die Inſeln des Archipelagus gehören zur Statthalterſchaft des Capudan-Paſcha, ausgenommen Metelino, welche der Sultanin Mutter, Scio, welche der Schweſter des Großherrn, und Makroniſi, welche, wie die Stadt Athen, dem Kislar-Aga oder Aufſeher des Harems gehört. Jährlich kommt ein Kadi dahin, die Streitigkeiten zu ſchlichten. Die Einwohner ſind theils unirte, theils nicht unirte Griechen.

Architektonik, ſ. Baukunſt.

Architrab, der Hauptbalken oder der unterſte Theil des Hauptgeſimſes, welcher der Breite nach auf den Säulen liegt. Das Mitteltheil des Geſimſes heißt der Fries, das oberſte das Karnies.

Archonten hießen die höchſten obrigkeitlichen Perſonen in Athen, ſ. Attika.

Arcis ſur Aube, Städtchen und Hauptort eines Arrondiſſements, in dem Departement der Aube, in Nieder-Champagne. Hier lieferte am 20. Merz 1814 der Fürſt Schwarzenberg, mit dem Baieriſch-Oeſterreichiſchen Armeecorps, welches der Marſchall von Wrede commandirte, dem von Napoleon angeführten franzöſiſchen Heere, das eine Stellung an der Aube genommen hatte, ein heftiges Treffen. Der Kampf begann Mittags um 12 Uhr, und wurde mit äuſſerſter Bitterkeit bis um Mitternacht fortgeſetzt. Auf beiden Seiten war viel Blut gefloſſen, ohne daß der Tag ein entſcheidendes Reſultat gegeben hätte. Da ſich aber der Kronprinz von Würtemberg, der das 3. 4. und 6te Armeecorps befehligte, mit dem Marſchall Wrede vereinigt hatte, ſo wurde am 21ten der Angriff erneuert, der Feind aus Arcis vertrieben, und das jenſeitige Ufer des Fluſſes behauptet.

Arçon (Jean-Claude-Eleonore Leiniceaud von), wurde 1733 zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein gelehrter Advocat, beſtimmte ſeinen Sohn für den geiſtlichen Stand; doch dieſer zeigte ſtets eine herrſchende Leidenſchaft für die Kriegswiſſenſchaften, und ſtatt lateiniſch zu lernen, zeichnete er Feſtungswerke. Sein Vater hatte ihn in dem Gewande eines Geiſtlichen malen laſſen, aber er änderte es mit eigner Hand in die Uniform eines Ingenieurs um. Dieſe ſtäte Aeuſſerung ſeiner wahren Neigung bewog endlich den Vater, ihr nachzugeben. Er wurde in die Militärſchule zu Mezieres 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr ward er Mitglied des Geniecorps. Im ſiebenjährigen Kriege zeichnete er ſich vortheilhaft aus, und vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Caſſel. Im Jahr 1774 bekam er den Auftrag, eine Karte von dem Jura und den Vogeſen aufzunehmen, und um dieſes Geſchäft zu beſchleunigen, erfand er eine neue trockne Tuſchmanier, mit einem einzigen Pinſel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerſchöpfliche Einbildungskraft und eine unermüdete Thätigkeit. Er ſchrieb mehreres, und in allen ſeinen Schriften erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie; ungeachtet der darin herrſchenden Incorrectheit in der Sprache, iſt ihre Lectüre höchſt intereſſant. Im Jahre 1780 erfand er die ſchwimmenden Batterien, um mit Hülfe derſelben Gibraltar zu erobern, das man damals von der Landſeite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieſer Erfindung nicht erkannt, weil der

Erfolg den Erwartungen nicht entſprach; daran aber war beſonders die Eiferſucht und der Mangel an Einigkeit unter den franzöſiſchen und ſpaniſchen Offizieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren. Bei der Invaſion in Holland nahm er den Feinden mehrere Plätze, und unter andern Breda. Doch hatte der Aufenthalt in dieſem moraſtigen Lande einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, und ſchrieb hier ſein letztes, aber vorzüglichſtes Werk, das gleichſam das Reſultat aller übrigen iſt, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erſte Conſul brachte ihn 1799 in den Senat und er wurde daſelbſt mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Doch genoß er dieſe Ehre nicht lange, denn er ſtarb am 1ſten Jul. 1800 in einem Alter von 67 Jahren.

Are iſt ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe erſetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen enthält. Der zehnte Theil der Are heißt Deciare. Decare iſt ein Maß von zehn Aren.

Aere, der Zeitpunkt, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Aere der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. ſie fingen von dieſer Zeit an zu zählen; unſere Aere iſt die Geburt Chriſti.

Areōpagus, der älteſte unter den athenienſiſchen Gerichtshöfen, und zugleich wegen ſeines Anſehens, ſeiner Unbeſcholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteſte. Er hatte den Namen von ſeinem Verſammlungsorte, dem unweit der Citadelle gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieſes Gerichts wird von einigen dem Cekrops, von andern dem Solon zugeſchrieben; doch ſcheint er von letzterm nur eine beſſere Einrichtung, mehr Anſehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er beſtand, läßt ſich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangnen Archonten beſetzt, die ſich durch redliche und eifrige Amtsführung deſſen würdig gemacht hatten. Es wurde zu dem Ende eine beſondere Prüfung vorgenommen. Ariſtides nannte den Aeropag das heiligſte und ehrwürdigſte Tribunal Griechenlands, und Demoſthenes verſichert, daß er nie ein Urtheil geſprochen, womit nicht beide Theile zufrieden geweſen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren vorſätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenloſigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiſ'ten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten ſeinem Ausſpruche. Seine Verſammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen geſammelt. Bis auf Perikles behielt dieſer Gerichtshof ſeine ganze Reinigkeit, durch dieſen aber, der, ohne Archont geweſen zu ſeyn, ſich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerſt verletzt; doch behielt er noch lange ſein Anſehen, das erſt nach und nach mit dem Verfalle Athens ſank.

Arethuſa, 1. eine von den Heſperiden (ſ. d.). 2. Eine Tochter des Nereus und der Doris, erſt eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Inſel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung aus einer Nymphe in einen Quell ſ. Alpheus. Da Theokrit an ihren Ufern ſeine Idyllen dichtete, iſt ſie oft zur Muſe des Hirtengeſanges gemacht worden.

Aretino (Pietro), einer der berühmteſten italiäniſchen Schriftſteller des 16ten Jahrhunderts, der jedoch den größten Theil ſeines

Ruhms der Ausgelaſſenheit ſeiner Feder verdankt. Seine Schickſale entſprachen an Sonderbarkeit ſeiner Individualität. Der natürliche Sohn eines Edelmannes gelangte er zur Gunſt der Fürſten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derſelben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er ſelbſt hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, troß der Bosheit und der Heftigkeit ſeiner Satiren; eben ſo ſehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man ſich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein ſo zügelloſer Schriftſteller, daß man mit ſeinem Namen die Schamloſigkeit und Obſcönität bezeichnete, ſchrieb er auf der andern auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab leztern den Vorzug, wenn es ſein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen il divino; und er war anſpruchsvoll genug ihn ſelbſt, wie einen Titel, ſeinen übrigen Namen beizufügen. Geboren in Toscana im Jahre 1492 zeigte er früh ſeine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einſt davon machen werde. Wegen eines Sonets gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienſte Leo's X. und ſpäter Hadrians VI. trat. Sechszehn ſchändliche Sonete, die er auf eben ſo viel obſcöne Bilder von Julius Romanus verfertigte, zwangen ihn Rom zu verlaſſen. Johann von Medicis, den ſeine Sittenloſigkeit wenig abſchreckte, berief ihn zu ſich und nahm ihn mit ſich nach Mailand, wo Aretin Gelegenheit fand, ſich Franz I. gefällig zu machen. In Rom, wohin er zurückkehrte, traf ihn ein böſer Unfall. Ein Sonet auf eine Köchin, der er zugleich mit einem bologneſiſchem Edelmann den Hof machte, reizte die Eiferſucht des Leztern ſo ſehr, daß es zwiſchen beiden zu Thätlichkeiten kam, die für Aretin mit zerſchlagenen Gliedern endigten. Ohne Recht für dieſe Mißhandlungen gefunden zu haben, kehrte er zu ſeinem Beſchützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und der verwundet in ſeinen Armen ſtarb. Aretin ſchien bei dem Verluſte ſeines Freundes wahrhaft erſchüttert, und beſchloß fortan unabhängig und von ſeiner Feder zu leben. Er ließ ſich 1527 zu Venedig nieder und erwarb ſich mächtige Freunde, unter denen der Biſchof von Vicenza ihn ſowohl mit dem Papſt ausſöhnte, als auch dem Kaiſer ſo günſtig empfahl, daß dieſer ihm eine goldene Kette überſchickte. Franz I., der nicht minder großmüthig ſeyn wollte, ſchenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber ſpäter Carl ihm eine Penſion von 200 Thlrn. ausſezte, hinter der Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobſprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve ſetzte ihm eine anſehnliche Penſion aus. Außerdem gewann er, nach ſeiner eigenen Angabe, durch ſeine Schriften jährlich tauſend Goldthaler nebſt einem Rieß Papier und einer Flaſche Tinte. Der berühmte Niccolo Franco, ein eben ſo zügelloſer, aber ungleich gelehrterer Schriftſteller, wurde ſein Gehülfe bei ſeinen Arbeiten. Aretins Ruf verbreitete ſich; aus allen Gegenden Italiens ſchrieb man an ihn, man erhob ihn, man kam ihn zu ſehen. Durch ſeine Erbauungsſchriften ſöhnte er ſich mit dem römiſchen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, wurde durch ein Sonet, das ſein Landsmann an ihn richtete, ſo gerührt, daß er ihm tauſend Goldkronen ſchickte, und ihn zum St. Peters-Ritter machte. Drei Jahre nachher wurde er von dem Herzog von Urbino dem Papſt ſelbſt vorgeſtellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, ſondern ſelbſt mit Zärtlichkeit aufnahm und ſich herabließ, ihm die Stirne zu küſſen. Dennoch konnte er den Cardinalshut, wonach er

ſo eifrig ſtrebte, nicht erlangen. Bei ſeiner Rückkehr nach Venedig aber ermangelte er nicht auszuſprengen, daß er ihn nicht angenommen habe. Das Alter machte ihn nicht vorſichtiger. Er lebte in unaufhörlichen Händeln und Streitigkeiten, die oft mit Schlägen für ihn endigten, und mehr als einmal ſein Leben bedrohten. Die Art ſeines Todes paßte zu ſeinem Leben. Er hatte Schweſtern zu Venedig, die eben ſo zügellos lebten, wie er ſelbſt. Man erzählte ihm einſt einige ihrer galanten Abenteuer, die er ſo beluſtigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und ſtarb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt, aber die Feſtigkeit ſeines Körpers ſchien ihm eine weit längere Lebensdauer zu verſprechen; die Natur hatte ihn ſehr glücklich ausgeſtattet. Der Geſchmack für die Künſte war ihm angeboren, und er übte mehrere mit Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tiſch und die Weiber. — Das Verzeichniß ſeiner Werke hier anzuführen, würde zu weitläuftig ſeyn. Sie beſtehen, wie ſchon angedeutet worden, in mehrern Religionsſchriften, ferner in fünf Luſtſpielen und einem Trauerſpiele, jene voll Witz und echt komiſchen Zügen, dieſes nicht ohne Verdienſt, in den ſechzehn ruchloſen Sonnetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreiſungen, zum Theil ſatiriſch und ſchlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretin unter die claſſiſchen Schriftſteller ihrer Nation; er verdient dieſe Ehre jedoch weniger der Reinheit als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit ſeines Styls wegen.

Argandſche Lampe, von ihrem Erfinder, Argand, ſo genannt. In der Hauptſache kommen ſie darin überein: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, welches ungefähr 2 1/2 Zoll lang und 1 Zoll breit iſt, der Länge nach ſo zuſammengenäht, daß dadurch ein kleiner Cylinder entſteht. Dieſer Docht wird an dem einen Ende über einen meſſingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch iſt, geſtülpt, damit er aufrecht ſtehe, und in eine meſſingene Röhre von angemeſſener Länge und Weite dergeſtalt eingeſetzt, daß er mit ſeinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieſer wird mit Baum-Oel angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Dieſe Röhre ſteht in einer etwas weitern meſſingenen Röhre, welche oben und unten offen iſt, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über dieſer Röhre iſt ein gläſerner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder geſtürzt. Durch dieſe Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen ſtarken Zug, und ertheilt dem Lichte eine ſehr lebhafte Flamme; deren Schein durch das cylindriſche Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Oel verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge ſcheint dabei an ein zu ſtarkes Licht gewöhnt zu werden. Man nennt in Frankreich die Argandſchen Lampen Lampes à Quinquet. So heißen ſie nach einem Blechſchmid, Namens Quinquet, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen in Compagnie getreten war. Huile à Quinquet nennt man das Oel zu den argandiſchen Lampen, welches nach engliſcher Art durch Holzkohlen filtrirt wird.

Argens (Jean-Baptiſte de Boyer, Marquis d'), geboren 1704 zu Aix in der Provence, woſelbſt ſein Vater Generalprocurator bei dem Parlament war. Dieſer beſtimmte ihn der juriſtiſchen Laufbahn, aber der Militärſtand entſprach ſeiner Neigung mehr, und er trat in denſelben mit ſeinem fünfzehnten Jahre. Seine Liebſchaft mit der ſchönen Sylvie, die er ſelbſt in ſeinen Memoiren erzählt, bewog ihn, den Dienſt

und Frankreich zu verlaſſen, um ſich in Spanien mit dieſer Schauſpielerin zu verbinden. Aber noch vor der Ausführung dieſes Plans auf Veranlaſſung eines Freundes ſeiner Familie arretirt, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem franzöſiſchen Geſandten nach Conſtantinopel geſchickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch mehrere thörichte und luſtige Abentheuer bezeichnet, die ihm das Leben hätten koſten können. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er ſich vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienſt unfähig. Ohne Subſiſtenz, enterbt von ſeinem Vater, ward er Schriftſteller, und ging nach Holland, um mit deſto mehr Freiheit ſchreiben zu können. Hier gab er ſeine Lettres juives, chinoises et cabalistiques heraus. Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünſchte den Verfaſſer kennen zu lernen und an ſeine Perſon zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß mit fünf Fuß und ſieben Zoll er bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr ſey. Nach dem Tode dieſes ſoldatiſchen Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erſchien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt nach einiger Zeit den Kammerherrnſchlüſſel mit einer angemeſſenen Penſion und die Stelle eines Directors der ſchönen Wiſſenſchaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Geſellſchafter des Königs, der ihn ſeines offenen Charakters wegen liebte, aber auch ſeine hypochondriſchen Launen zum Gegenſtande ſeiner Neckereien machte und ihm manchen Streich ſpielte. Faſt ein Sechziger verliebte er ſich in eine Actrice, Namens Cochois und heirathete ſie ohne Vorwiſſen Friedrichs, der ihm dieſen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem ſiebenjährigen Kriege zum zweiten Male ſeit ſeinem Aufenthalt in Preußen in ſein Vaterland reiſ'te, um ſeine Familie zu beſuchen, fand er auf ſeinem Wege eine erdichtete Verordnung des Biſchofs von Aix verbreitet, worin er perſönlich ſignaliſirt und als ein Gottesläſterer excommunicirt war. Dieſe Schrift beunruhigte ihn anfangs ſehr, bis er an der Unterſchrift, in welcher Friedrich ſtatt Erzbiſchof aus Verſehen Biſchof geſetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach ſeiner Rückkehr mußte er mehr als je von der ſatiriſchen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf ſechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reiſe in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, und kehrte, da der König in der Meinung, ſeine Krankheit ſey erdichtet, ſich einem unmäßigen Zorne überlaſſen hatte, in die Provence zurück, wo er auf einem kleinen Gute, das einer ſeiner Brüder ihm großmüthig überließ, noch ungefähr zwei Jahre verlebte und 1771, in einem Alter von 68 Jahren, ſtarb, nachdem er noch Geſinnungen und ſelbſt Handlungen der Frömmigkeit geäußert und geübt hatte, die ſein Leben und ſeine Schriften nicht erwarten ließen. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philoſophie, hatten einſt ein gewiſſes Anſehen, an deſſen Stelle jetzt Nichtachtung und Vergeſſenheit getreten iſt. Sie ſind auf mannichfache Weiſe lehrreich; aber es fehlt ihnen an Geſchmack, Kritik und redlicher Abſicht. Der Styl iſt leicht, aber voll der Fehler, welche aus zu großer Eilfertigkeit zu entſpringen pflegen.

Argonauten hießen jene Heroen des griechiſchen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reiſe durch unbekannte Meere nach Colchis machten. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Aeſon, König von Jolkos in Theſſalien,

hatte, von Alter entkräftet, die königliche Würde ſeinem Sohne Jaſon übergeben, bis derſelbe aber volljährig geworden, ſeinen Halbbruder Pelias zum Reichsverweſer ernannt. Als nun die beſtimmte Zeit verfloſſen war, erſchien Jaſon, das väterliche Reich zurückfodernd. Pelias, dem Anſchein nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phrixus und Helle (ſ. beide) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Colchis zurückzuholen, wo es Phrixus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Argliſt des Vorſchlages nicht ahnend, verpflichtete ſich zur Ausführung des Abenteuers, und foderte die tapferſten Helden Griechenlands zur Theilnahme auf. Dieſe folgten gern einem Unternehmen, wo Heldenruhm zu erkämpfen war. Die vornehmſten derſelben waren Herkules, Caſtor und Pollux, Peleus, Achills Vater, Admet, der Alceſte Gemahl, Neleus, Neſtors Vater, Meleager, Orpheus, Telamon, Theſeus und ſein Freund Pirithous, Hylas, des Herkules junger Gefährte, und viele Andere. Auf einem am Fuße des Berges Pelion erbauten Schiffe, Argo mit Namen, das an Ausrüſtung und Größe alle frühern übertraf, traten ſie mit günſtigem Winde die Reiſe an. Der ſchifffahrtkundige Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitſchauende Lynceus ſpähte mit ſcharfen Blicken die Gegend aus; Orpheus aber erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Geſang in drohenden Gefahren. Als einſt ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Myſterien kundig, nebſt anderen Gefährten, den ſamothraziſchen Gottheiten Gelübde; da legte ſich alsbald der Sturm, und um den Beiſtand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erſchienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioſcuren (ſ. Caſtor.) Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo ſie zwei Jahre verweilten, denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb von ihren Männern verſchmäht und durch thraziſche Beiſchläferinnen verdrängt, hatten ſich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei ſich zurück. Endlich ſchifften ſie weiter nach Samothrazien, wo ſie ihrem Gelübde gemäß ſich in die dortigen Geheimniſſe einweihen ließen. Dann landeten ſie bei Troas. Hier verirrte ſich Hylas und als Herkules, der ihn aufſuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne beide weiter; auch Telamon trennte ſich hier. Darauf gelangten ſie zur Stadt Zyzikus, wo der König ſie gaſtfrei aufnahm. Als aber ein Sturm ſie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden ſie für Feinde gehalten; es entſtand ein Gefecht, in welchem Jaſon den König ſelbſt tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, feſſelte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man verſöhnte die Zürnende, ſchiffte ſodann öſtlich und landete in Bebrycien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraziens Küſten verſchlagen, nach Salmydeſſa, wo der wahrſagende und blinde Phineus herrſchte (ſ. d.), der den Fremdlingen heilſame Rathſchläge und einen Wegweiſer gab, der ſie durch die cyaneiſchen Felſen oder Symplegaden bringen ſollte. Von dieſen lautete die Sage, daß ſie von den Winden geſchnellt ungeſtüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchſegelnden Schiffe zerſchmetterten. Bei dem Felſen angelangt ließen ſie, nach Phineus Rath, eine Taube hindurchfliegen, welcher ſie mit Macht nachruderten; Orpheus aber ſchlug ſeine Zitter. Die Felſen ſtanden fortan feſt und die Gefahr war glücklich beſiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Inſel Aretias, wo ſie ankerten. Hier fanden ſie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abſchoſſen, und

gegen welche die Helden nur durch ſtarkes Getös mit ihren Waffen ſich ſchützen konnten. Nachdem ſie dieſe Ungetüme vertrieben, trafen ſie auf Phrixus Söhne, die von Aeetes nach Orchomenus geſendet, ihr väterlich Erbe zu holen, vom Sturme hieher verſchlagen worden, und erlöſten die Bedrängten; wofür dieſe dankbar den Heroen manche heilſame Kunde gaben. Endlich erſchien ihnen das erſehnte Ufer von Colchis; ſie landeten bei Nacht an der Mündung des Phaſis. Der König Aeetes, von der Ankunft und Abſicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem ſein Leben hing, aber er trug dem Jaſon drei Abenteuer auf, durch die er ihn ſicher zu verderben hoffte. Erſtlich ſollte Jaſon zwei flammenſpeiende Stiere Vulkans an eine diamantene Pflugſchaar ſpannen und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen. Dann ſollte er die noch übrigen Drachenzähne des Cadmus, die Aeetes beſaß, in die gepflügten Furchen ſäen, und die daraus erwachſenen geharniſchten Helden tödten; endlich ſollte er den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten ſollte er an Einem Tage vollenden. Den Helden zu retten flößten Juno und Minerva der in Zauberkünſten erfahrnen Tochter des Aeetes, Medea, glühende Liebe für Jaſon ein, und gegen das Verſprechen, ſie als rechtmäßige Gemahlin in ſeine Heimath zu führen, gab ſie ihm eine Miſchung, womit er ſich ſalben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sproſſen der geſäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einſchläfern ſollte. So ausgerüſtet zwang Jaſon vor den Augen des Königs und des verſammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, ſäete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufſproſſende gewappnete Schaar den Stein, worauf ſie die Waffen wüthend gegen ſich ſelbſt kehrten und einander in wildem Kampfe ermordeten. Da erſchrack Aeetes und befahl Aufſchub des letzten Abenteuers. Anderen Rath erſinnend, beſchloß er Jaſon mit ſeinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Abſicht unterrichtet, eilte er bei Nacht in den geheiligten Hain, ſchläferte den Drachen durch Zaubertränke ein, nahm das goldne Vließ von der Eiche herunter, auf der es hing, und begab ſich mit Medea und ſeinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Aeetes den Raub und die Flucht vernahm, beſtieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren ſie einander im Geſicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem ſie ihren Bruder Abſyrtus tödtete, und ſeine zerſtückten Glieder am Ufer hinſtreute. Der jammervolle Anblick derſelben feſſelte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu ſammeln. Da Phinus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, ſchifften ſie jetzt die Donau hinauf, trugen dann die leichtgebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatiſchen Meeres, und ſchifften ſich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodoniſchen Maſte der Argo der Orakelſpruch: Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küſſen, bis Jaſon und Medea von Abſyrtus Morde losgeſprochen und die Rache-Göttinnen verſöhnt worden. — Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Aeea zur Circe, des Aeetes Schweſter; aber dieſe weigerte ſich, die Schuld zu ſühnen, und verkündigte ihnen, daß dies nur auf dem Vorgebirge Melea geſchehen werde. Selbiges aufſuchend, beſtan-

den ſie die Gefahren der furchtbaren Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der lybiſchen Sandbänke. Dann kamen ſie nach Creta, wo ſich der Rieſe Talos, der die Inſel bewachte, ihrer Landung widerſetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferſe und war unten mit einem ehernen Nagel zugeſteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er ſich verblutete. Endlich erreichten ſie Melea's heiß erſehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward verſöhnt und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde vom Jaſon auf dem corinthiſchen Iſthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte ſie am Südhimmel als leuchtendes Geſtirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor ſich aber die Helden trennten, ſchwuren ſie einander wechſelſeitigen Beiſtand im Kriege, und beſchloſſen zu gewiſſen Zeiten zuſammenzukommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfſpiele zu feiern, welche der Anfang der olympiſchen Spiele wurden. Medea's und Jaſons weitere Schikſale ſehe man unter dieſen Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreiſe der Argonauten die Alten ſehr von einander abweichen; auf eine nähere Auseinanderſetzung einzugehen, erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks.

Argus, des Areſtor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte ſtets wachte, während die andere im Schlafe geſchloſſen war. Die eiferſüchtige Juno beſtellte ihn zum Wächter der unglücklichen, in eine Kuh verwandelten Io (ſ. d.); allein Merkur wußte ihn durch das Spiel ſeiner Flöte einzuſchläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb.

Ariadne, des Minos und der Paſiphaë Tochter. Die Athenienſer mußten jährlich ſieben Knaben und ſieben Jungfrauen, welche das Loos beſtimmte, dem König Minos als Tribut nach Creta ſchicken, wo ſie dem in dem Labyrinthe eingeſchloſſenen Minotaurus (ſ. d.) zur Beute wurden. Sein Vaterland von dieſem ſchimpflichen Zoll zu befreien, trat Theſeus, des damaligen Königs von Athen Aegeus einziger Sohn, freiwillig in die Zahl der dem Minotaurus beſtimmten Opfer, erlegte das Ungeheuer und fand mit Hülfe eines von Ariadne empfangenen Knauls glücklich wieder den Ausweg aus dem Labyrinth. (S. Theſeus.) Darauf entfloh er mit Ariadne, landete und übernachtete mit ihr auf Naxos, ließ aber die ſorglos Schlummernde treulos dort zurück. Unendlich iſt der Schmerz der Hülfloſen, als ſie erwacht ihr Schickſal erkennt, bis endlich die Natur dem Jammer erliegt. Ermattet ſinkt ſie aufs neue in Schlummer, den jedoch ängſtigende Träume beunruhigen. Da erſcheint plötzlich, von ſeinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von ſeinen Gefährten und Dienern umrauſcht, mit jubelndem Getümmel, Flöten- und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne ſpendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die Schlummernde mit ſtummem Erſtaunen und huldigt den Reizen der holden Schläferin. Sie erwacht, um auf immer in ſeine Arme zu ſinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmliſch getröſtet, die Gebeugte über alles Irdiſche erhoben, die Braut und Triumphgenoſſin des ſanfteſten Tiegerbändigers, eine ſiegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Gebieterin aufſtieg. — Die alten und neuen Dichter haben dieſen ſchönen Stoff vielfältig behandelt; es ſind mehrere Gemmen übrig,

welche die Geſchichte der Ariadne darſtellen; auch iſt eine Ariadne unter den Gemälden von Herculanum.

Arianer werden die Anhänger des alexandriniſchen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Chriſtus, der Sohn Gottes, ſey das edelſte aller aus Nichts geſchaffenen Dinge, alſo geringer als Gott und durch deſſen freien Willen hervorgebracht. Dieſe Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Weſens mit dem Vater (Homouſia, daher Homouſianer) zuſprach und ſein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wiſſen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320 und 325 auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Nicäa feierlichſt verdammt. Die Beſtimmungen des nicäniſchen und des darauf gebauten ausführlicheren athanaſiſchen Symbolums haben daher in der Polemik gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwiſchen in ſeiner Verbannung ſeiner Partei neue, mächtige Anhänger zu verſchaffen, und Conſtantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die catholiſche Kirchengemeinſchaft bewerkſtelligen, als dieſer 336 plötzlich ſtarb. Nach ſeinem Tode gewann ſeine Partei bedeutenden Zuwachs, Conſtantin ſelbſt ließ ſich kurz vor ſeinem Tode 337 auf arianiſche Weiſe taufen und bei Conſtantin II. war der Arianismus die Hoftheologie, bildete ſich ſeine eigene Liturgie und nahm ſeit 350, wo Conſtantius allein herrſchte, auch im Occident überhand, wo Rom einen arianiſchen Biſchof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern ſelbſt bereiteten indeß den endlichen Sieg der catholiſchen Kirche, die ſie beſtändig im Bann hielt, vor. Zuerſt hatten ſich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Baſilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Weſensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiuſia, daher Homoiuſiaſten) genähert und dadurch das Uebergewicht am kaiſerlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (ſ. d. Art. heil. Geiſt) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Uebertreibungen der ſtrengen Arianer Aetius und Eunomius aus Kappadocien nebſt ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz andern Weſens ſey als der Vater (daher Heteruſianer, Anomöer), ſelbſt die Semiarianer wider ſich aufbrachten und durch die Reduction der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anſtoß erregten. Und den Ausſchlag gab der Kaiſer Julian der Apoſtat, deſſen Verachtung gegen das Chriſtenthum allen Parteien gleiche Duldung verſtattete, und keine Glaubensſtreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob ſich der Arianismus durch Valens ſeit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte ſelbſt bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Catholiſchen ſchreiten, Gratian aber ſtellte die Ruhe und Theodoſius die Herrſchaft der Orthodoxen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern ſelbſt beſchleunigten das Ende ihres Einfluſſes und Anſehens im römiſchen Reiche. Seit der erſten Hälfte des 5ten Jahrhunderts verlor ſich daher der Arianismus in dem Theile des römiſchen Reichs, der noch unter den Kaiſern ſtand. Bei den Gothen, die das Chriſtenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Weſten des Reichs herrſchend, bis des orthodoxen Franken Klodwigs Siege und die Reform des weſtgothiſchen Königs Reccared ihn am Ende des 5ten Jahrhunderts auch hier verdrängte. Um dieſelbe Zeit wurde er auch bei den Sue-

ven in Spanien vertilgt, die ihm, wahrſcheinlich durch die Weſtgothen verleitet, 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn ſchon im Anfange des 6ten Jahrhunderts auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Catholicismus zu bekehren. Sie waren ſeit 430 ſtrenge Arianer und wußten die Herrſchaft ihrer Secte in Nordafrika ſelbſt mit den grauſamſten Verfolgungen gegen die Catholiken geltend zu machen — erſt Beliſars Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längſten erhielt ſich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn auch die Albigenſer in Frankreich im 12ten und 13ten Jahrhundert ähnlicher Lehren beſchuldigt wurden und die Secten, welche vom 16ten Jahrhundert bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, ſich in der That zu der Meinung, daß Chriſtus dem Vater ſubordinirt ſey, bekannten; ſo mochten doch weder jene noch dieſe für Arianer gelten. E.

Arie iſt in der Dichtkunſt ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemeſſenes und eine beſtimmte Empfindung ausdrückendes Ganze, beſtimmt, in Muſik geſetzt und von einem einzigen Sänger geſungen zu werden; und in der Muſik ein abgemeſſener und von einer einzelnen Stimme vorgetragener Geſang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyriſchen Gedichtes angepaßt iſt. In den Opern ſteht die Arie dem Recitativ und den mehrſtimmigen Geſangſtücken entgegen. Die Ariette, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile beſteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung vorausſetzt.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oncäa, berühmt als Citterſpieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt ſich lange am Hofe Perianders zu Corinth auf, und beſuchte einſt von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem muſikaliſchen Wettſtreit. Als er aber mit reichen Schätzen ſich auf einem corinthiſchen Schiffe eingeſchifft hatte, um zu ſeinem Freunde Periander zurückzukehren, beſchloſſen die Schiffer, von Habſucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, feſtlich geſchmückt, das Saitenſpiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch ſüße Lieder die Herzen ſeiner Schiffsgefährten zu rühren verſuchte. Die muſikliebenden Delphine verſammelten ſich um das Schiff und lauſchten ſeines ſüßen Spiels und Geſangs; doch die habſüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das ſah, beſchloß er, ſich durch freiwilligen Tod ihren rohen Mörderhänden zu entziehen und ſtürzte ſich ſelbſt in die Fluth. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf ſeinen Rücken und trug ihn, während Arion die ſtürmenden Wogen durch die Macht ſeiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänaros ans Land. Später kamen auch die Schiffer nach Corinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er geſtorben ſey. Da trat er ihnen vor die Augen, und die ihres Frevels Ueberwieſenen ließ Periander ans Kreuz ſchlagen. Arions Lyra aber, ſo wie der rettende Delphin wurden als Sternbilder an den Himmel verſetzt.

Arioſo, (ſangbar,) bezeichnet in der Muſik einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie ſo ſangbar und ausdrucksvoll iſt, daß ſie weiter keiner Verzierungen bedarf. Lyriſche Stellen im Recitativ werden oft mit guter Wirkung als Arioſo behandelt, indem der

Componiſt den ganzen Umfang der Empfindung in einem ſolchen Satz concentrirt darſtellt.

Arioſto (Lodovico) war zu Reggio den 8ten Sept. 1474 geboren. Er ſtammte aus einer edeln Familie und von einem Vater, der nach langen Dienſten in verſchiedenen Aemtern von dem Herzog von Ferrara, Herkules I., zum Richter des erſten Tribunals von Ferrara ernannt wurde. Von zehn Kindern war er der älteſte und verrieth Anlage zur Dichtkunſt ſchon in ſeinen Kinderſpielen; er verfertigte Tragödien, die er mit ſeinen Brüdern aufführte, unter andern Pyramus und Tisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er ſich in ſeinen Studien aus und erweckte die größten Hoffnungen. Sein Vater beſtimmte ihn der Rechtsgelehrſamkeit; aber nach fünf mit Widerwillen und vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leiſtete der Jüngling auf ſie Verzicht, um ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregor von Spoletro. Plautus und Terenz, die er erklärte, gaben ihm den Gedanken zu zwei Comödien, der Cassandra und den Suppoſti, welche er damals entwarf. Lyriſche Gedichte, in italiäniſcher und lateiniſcher Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart ſich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Eſte, Sohne des Herzogs Herkules I., bekannt. Hippolyt ſtellte ihn im J. 1503 an ſeinem Hofe an und bediente ſich ſeiner in den wichtigſten Angelegenheiten; und nach Herkules Tode ſetzte Alphons, des Cardinals Bruder, als er den Thron beſtiegen hatte, nicht minder ſein ganzes Vertrauen in Arioſt. An dieſem Hofe begann und vollendete er mitten unter Zerſtreuungen aller Art, in zehn oder elf Jahren ſein großes und unſterbliches Gedicht, den Orlando furioso. Im J. 1516 war der Druck deſſelben beendigt. Arioſt, der dem Cardinal ein Exemplar überreichte, ſoll von ihm gefragt worden ſeyn: Meiſter Ludwig, woher nehmt ihr nur alle die Poſſen und Albernheiten? — Wäre es wahr, ſo hätte der geiſtreiche Fürſt und Cardinal Hippolyt von Eſte dadurch bewieſen, daß er leichter ſelbſt eine Albernheit ſagen, als das hohe Genie Arioſts würdigen konnte und daß er nicht werth war, ihn zu beſitzen. Indeß ſollte ihn Arioſt 1517 oder 18 auf ſeiner Reiſe nach Ungarn begleiten, wo ſeine Angelegenheiten ihn zwei Jahre zurückhielten. Die Strenge des Clima's und die ſchwache Geſundheit des Dichters ſchienen ihm keine hinreichenden Entſchuldigungen, und da dieſer auf ſeiner Weigerung beſtand, verlor er gänzlich die Gunſt des Cardinals, welche ſogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß übergieng. Arioſt wurde jetzt von dem edeln und kunſtliebenden Herzog Alphons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber, ſeiner dringenden Verlegenheiten ungeachtet, nur höchſt kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunſtbezeigung ähnlich ſah — ihm im J. 1521 oder 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich dieſe ſchwierige Unternehmung, kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er ſich mit der Aufführung ſeiner Comödien und der Vollendung ſeines Orlando beſchäftigte und am 6ten Juni 1533, 58 Jahre alt, ſtarb. Arioſt vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchſes und der Geſtalt einen ſanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geiſt. Er war reich geweſen und liebte den Glanz, mußte ſich indeß mit der Erbauung eines kleinen aber angenehmen und bequemen Hauſes begnügen, über welches er die Verſe ſetzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Als Dichter gehört Arioſto zu den erſten Meiſtern aller Zeiten und aller Nationen; ſein Orlando furioso (der ſich an Bojardo's Orlando inamorato anſchließt, und ohne dieſen nicht in allen Theilen verſtanden werden kann) iſt ein vollendetes romantiſches Epos, das in keiner andern Rückſicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten deſſelben aufzufinden. Abgeſchmackt iſt es, unterſuchen zu wollen, ob Arioſt, oder Taſſo, oder Dante größer ſey, da ein jeder in ſeinen Werken als vollendet und unübertrefflich erſcheint. Forſchen wir aber nach den hervorſtechenden Eigenſchaften, die Arioſt in ſeinem Orlando entfaltet hat, ſo finden wir einen glänzenden und unerſchöpflichen Reichthum der Erfindung, ein raſtlos wechſelndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, ſtets neu und jugendlich aufſtrebende Phantaſie athmet durch das ganze Werk, und ſchmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt ſich eine bewundernswürdige Kunſt in der Verkettung und Verflechtung der Epiſoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ohne undeutlich zu werden, ſo durch einander zu ſchlingen weiß, daß es ſchwer iſt, den vollſtändigen Inhalt des aus 46 Geſängen beſtehenden Gedichts anzugeben. Dieſe Eigenſchaften geſellen Arioſto den großen Meiſtern des Geſanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter ſeinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer dieſem großen Epos beſitzen wir von Arioſto einige Luſtſpiele, Satiren, Capitoli und Sonette, in denen ſämmtlich mehr oder minder ſein reiches Genie ausgeprägt iſt. Den deutſchen Leſern darf der Orlando in Gries meiſterhafter Ueberſetzung nicht unbekannt ſeyn. M.

Ariſch (Capitulation von El-), ſ. Aegypten (Landung und Feldzug der Franzoſen in).

Ariſtarch, ein berühmter griechiſcher Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußerſten Schärfe durchging. Sein Name iſt daher zum Appellativum geworden und man bezeichnet damit überhaupt einen ſtrengen aber gerechten Kunſtrichter. Er war in Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren und lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn ſehr ſchätzte, vertraute ihm die Erziehung ſeiner Kinder. Nachdem er ſein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, beſonders des Homer gewandt hatte, ſtarb er 72 Jahre alt auf Cypern den freiwilligen Hungertod, da er hoffnungslos an der Waſſerſucht litt.

Ariſtīdes, um ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lyſimachus Sohn, und ſtammte aus einer der angeſehenſten Familien Athens. Er war Anführer ſeiner Tribus (Polemarch), als die Athenienſer mit den Perſern bei Marathon kämpften. Nach der beſtehenden Einrichtung führte jeder Polemarch nach der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Ariſtides aber, der den Nachtheil dieſes ſteten Wechſels einſah, bewog ſämmtliche Polemarchen, daß jeder ſeinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieſer Maßregel beſonders war der Gewinn der marathoniſchen Schlacht zuzuſchreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in dieſem Amte einer ſo allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themiſtokles Eiferſucht erregte. Da dieſer ehrgeizige Mann ihn jedoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, ſprengte er aus, daß Ariſtides nach einer Art von Königthum ſtrebe, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Oſtracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Verſammlung, in welcher Ariſtides verbannt wurde, zufällig

neben ihm ſtand, ſich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Ariſtides auf ſeine Muſchel zu ſchreiben, mit der er ſeine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Ariſtides beleidigt?“ fragte dieſer ihn. — „Nein,“ antwortete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich bin es müde, ihn ſtets den Gerechten nennen zu hören.“ — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, ſie möchten verhüten, daß je ſein Vaterland dieſe Maßregel bereue. Sein Wunſch ward nicht erfüllt, denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahlloſen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athenienſer, einen Mitbürger, von dem ſie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er ſich auf die Nachricht, daß die griechiſche Flotte bei Salamis von der perſiſchen umzingelt ſey, ſogleich dahin, um Themiſtokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraut ihm Themiſtokles, daß er ſich dieſes Gerüchts nur als einer Kriegsliſt bedient habe, um die Trennung der griechiſchen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu ſchlagen beſchloß, beſetzte Ariſtides vorſorgend die kleine Inſel Pſyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platäa befehligte Ariſtides die Athenienſer, und trug viel zu dem dort über die Perſer erfochtenen Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Geſetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Aemtern, ſelbſt zur Archontenwürde, verſtattet ward. Als Themiſtokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik ſehr wichtigen Plan habe, daß er ihn aber nicht in öffentlicher Verſammlung bekannt machen könne, ernannte man Ariſtides, um ſich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die ſämmtlichen, in einem benachbarten Hafen verſammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenienſern die Herrſchaft auf dem Meere zu ſichern. Ariſtides ſagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter ſey, als Themiſtokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Koſten des Kriegs gegen die Perſer beſtreiten zu können, bewog Ariſtides die Griechen zu einer Abgabe, die an gewiſſe gemeinſchaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden ſollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf ſeine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb ſich auch bei dieſem Geſchäft den Beifall Aller. Er ſtarb in einem ſehr hohen Alter, und, was ſeine Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit am ſchönſten beweiſ't, ſo arm, daß er auf öffentliche Koſten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienſte des Vaters in ihnen zu ehren, ausſtattete, und einen Sohn, dem der Staat hundert Silberminen und eine Baumpflanzung ſchenkte. — Ariſtīdes (Aelius), ein bekannter Rhetor, der im J. 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reiſen, und ließ ſich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerſtörte, erlangte Ariſtides vom Kaiſer Antonin die Wiederaufbauung derſelben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienſt ſeiner Reden, von denen wir noch 54 beſitzen, beſteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Ariſtipp, der Stifter einer berühmten philoſophiſchen Schule unter den Griechen, die nach ſeiner Vaterſtadt Cyrene die cyrenaiſche genannt wurde. Von ſeinem begüterten Vater nach Olympia geſchickt, wahrſcheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu

nehmen, hörte er von Sokrates erzählen, und ward ſo begierig, ihn zu hören, daß er ſogleich nach Athen eilte und ſich unter ſeine Schüler miſchte. Er nahm indeß nicht alle Grundſätze deſſelben an. Er war, wie dieſer, der Meinung, daß man ſich enthalten müſſe, von Dingen zu ſprechen, die über die menſchliche Faſſungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; aber ſeine Moral wich ſehr von der ſokratiſchen ab. Seine Hauptſätze waren, daß alle Empfindungen des Menſchen ſich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen laſſen. Das Vergnügen iſt eine ſanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Weſen ſuchen das erſtere und vermeiden den letztern. Das Glück iſt nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zuſammengeſetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen iſt, ſo ſoll man ſich keiner Art der Wolluſt entziehen. Doch iſt dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns ſtets in unſern Genüſſen leiten. Sokrates, der dieſe Lehren nicht billigte, ſtritt mit ihm mehrmals darüber, und wahrſcheinlich um ſeinem Tadel zu entgehen, brachte Ariſtipp einen Theil ſeiner Zeit zu Aegina zu, wo er ſich auch befand, als ſein Lehrer ſtarb. Er machte mehrere Reiſen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendſte Aufnahme. Zu Corinth lockten ihn die Reize der berühmten Lais an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib ſo viel Geld verſchwende, die ſich dem Diogenes unentgeldlich ergäbe, antwortete er: „Ich bezahle ſie, daß ſie mir ihre Gunſt gewähren, nicht, daß ſie ſie Andern verſagen ſoll.“ — Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach ſeiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen ſeiner Schüler kennen. Seine Lehre ward bloß von ſeiner Tochter Arete und von Antipater aus Cyrene fortgepflanzt, die er beide in ſeinem Alter darin unterrichtete. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Seine Schriften ſind verloren gegangen.

Ariſtokratie iſt eine Regierungsform, in welcher der Adel, oder überhaupt die Vornehmſten, die geſetzgebende Gewalt ausüben. Jeder Andere, der nicht zu dieſen Geſetzgebern gehört, iſt Unterthan. Die Grundgeſetze einer Ariſtokratie beſtimmen die Anzahl der Optimaten, ihre Rechte, die Dauer ihrer Gewalt, ob ſie in gewiſſen Familien erblich iſt, oder wie ſie ſonſt erworben wird. Die Ariſtokratie gehört, wie uns die Geſchichte lehrt, zu den mangelhafteſten Staatsformen, die das Wohl und Glück der Völker nur zu leicht gefährden, da ſowohl die Einigkeit als die Uneinigkeit der Oberhäupter zu fürchten iſt; dieſe, weil ſie eine Zerrüttung unausbleiblich zur Folge hat, jene, weil eine collegialiſch regierende Macht ihr Anſehen ſicherer als ein Einzelner zu mißbrauchen wagen darf, und die Nation in dieſem Falle nur einem noch laſtendern Joche unterwirft. Arten die Optimaten in Tyrannen aus, ſo nennt man die Ariſtokratie Oligarchie.

Ariſtomenes war ein junger, unternehmender, talent- und muthvoller Held, dem drei Mal die Ehre der Hekatomphonia (ein Opfer, das denen zu Ehren angeſtellt wurde, die im Treffen hundert Feinde mit eigener Hand getödtet hatten) zu Theil geworden war. Im zweiten ſpartaniſch-meſſeniſchen Kriege (682 vor Chr.) ſtand er als Anführer an der Spitze der Meſſenier. Die Spartaner verloren bei Kapruſema eine Hauptſchlacht, und fragten in der Noth das delphiſche Orakel um Rath. Es wurde ihnen zur Antwort gegeben, ſie ſollten ſich von den Athenienſern einen General ausbitten. Dies tha-

ten ſie, und die Athenienſer ſchickten ihnen den genialiſchen Dichter Tyrtäus (von ſeinen trefflichen Kriegsgeſängen ſind uns leider nur einige Fragmente übrig geblieben), der ſich bisher zu Athen mit dem Unterrichte der Jugend beſchäfftigt hatte. Da die Spartaner dieſem neuen Anführer ungern und nur aus Ehrfurcht gegen das Orakel gehorchten; ſo wurden ſie in einem Treffen bei Stenykleros zum zweiten Male geſchlagen. Bloß dem Umſtande, daß Ariſtomenes in der Hitze des Nachſetzens ſeinen Schild verlor, hatten es die Spartaner zu danken, daß ſie keine völlige Niederlage erlitten. Bald nachher hatten ſie das Unglück, zum dritten Male beſiegt zu werden. Niedergeſchlagen und muthlos zeigten ſich nun die Spartaner geneigt, unter jeder Bedingung Frieden zu ſchließen, allein Tyrtäus begeiſterte ſie durch die Kraft ſeiner Reden und Schlachtgeſänge ſo ſehr, daß ſie ſich nochmals zu einem Treffen entſchloſſen. Bei Megaletaphrus endlich wurden die Meſſenier beſiegt, und ſchloſſen ſich in Jra (Eira) ein (680 v. Chr.). Ariſtomenes wurde, nebſt fünfzig ſeiner Gefährten, gefangen nach Sparta geführt, und in eine tiefe Höhle geworfen, die gewöhnlich zur Hinrichtung der Uebelthäter diente. Die ſämmtlichen Gefährten ſtürzten ſich todt; nur Ariſtomenes blieb wunderſamer Weiſe am Leben. Sonderbar iſt die Erzählung der Alten von der Art, wie er ſich aus dieſer Todeshöhle rettete. Ein Fuchs nämlich hatte ſich einen unterirdiſchen Gang nach dieſer Höhle gemacht, um ſich von den Leichnamen zu nähren, die von Zeit zu Zeit darin lagen. Ariſtomenes faßte das Thier am Schwanze, und der Fuchs lief nach ſeinem Loche zu. Hier mußte er das Thier, weil der Gang zu eng war, gehen laſſen: allein er bemerkte bald einen Schimmer von Tageslicht, und arbeitete ſich glücklich heraus. Sogleich begab er ſich zu ſeinen Truppen nach Jra; allein er hatte das Unglück, bei einem nächtlichen Ausfalle, den er that, und der übrigens für die Seinen glücklich ablief, zum zweiten Male gefangen zu werden. Doch auch dieſes Mal wußte er ſich wieder in Freiheit zu ſetzen. Er machte ſeine Hüter trunken, dann tödtete er ſie mit ihren eignen Waffen, und eilte zu ſeinen Gefährten zurück. Indeſſen weder Liſt noch Tapferkeit konnte den Fall Meſſeniens hindern. Jra wurde nach einer elfjährigen Belagerung von den Spartanern erobert. Die Meſſenier wanderten unter ihrem Anführer aus, und ließen ſich zu Zankle auf Sicilien nieder, welche Stadt von nun an Meſſene (Meſſina) hieß. Tyrtäus aber genoß die Ehre, daß er zum Bürger von Sparta aufgenommen wurde. Rlf.

Ariſtophanes, der einzige Luſtſpieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke beſitzen, war der Sohn eines gewiſſen Philippus, und, nach dem Zeugniß ſeines alten Biographen, von Geburt ein Athenienſer. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponneſiſchen Krieges auf, und wurde, da er ſich einige Scherze auf den damals mächtigen Dämagogen Cleon erlaubt hatte, von dieſem angeklagt, den Titel eines athenienſiſchen Bürgers uſurpirt zu haben. Er vertheidigte ſich vor Gericht bloß mit den bekannten Verſen Homers:

Meine Mutter die ſagt's, er ſey mein Vater; doch ſelber
Weiß ich's nicht: denn von ſelbſt weiß niemand, wer ihn gezeuget.

und wußte, als dieſelbe Klage noch zwei Mal gegen ihn erneuert wurde, ſie jedesmal zu entkräften. An Cleon rächte er ſich in der Folge durch ſein Luſtſpiel: **die Ritter**, in welchem er ſelbſt die Rolle des Cleon ſpielte, da kein Schauſpieler den Muth dazu hatte. Dies iſt ungefähr alles, was wir von Ariſtophanes Leben wiſſen, den die Alten vorzugsweiſe **den Comiker**, wie Homer **den Dichter**

nannten. Von 54 Luſtſpielen, die er verfaßte, beſitzen wir noch elf, und in denſelben ohne Zweifel die Blüthe der alten Comödie; aber um ſie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelaſſenheiten und Unſittlichkeiten, mit denen ſie reichlich ausgeſtattet ſind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Anſichten des Alterthums ſehr vertrauten Leſers. Einem ſolchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinſte Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in Anlage und Ausführung, durch welche Ariſtophanes ſich den Ruhm der Meiſterſchaft des gebildetſten Künſtlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und ſeine Laune ſind eben ſo unerſchöpflich wie ſeine Kühnheit ohne Gränzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth ſeiner Stücke bezaubert, und Plato ſagte, die Grazien hätten ſich ſeinen Geiſt zur Wohnung auserſehen. „Wir," urtheilt ein neuerer Gelehrter, „bei unſern Begriffen von Urbanität, möchten die Seele des Ariſtophanes eher für den Wohnſitz des muthwilligſten, boshafteſten Satyrs halten, oder ihn wenigſtens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente ſich der Allegorie, politiſche Gegenſtände, Laſter und Thorheiten anzugreifen, dabei aber verſchonte er ſelbſt nicht die ehrwürdigſten Männer, den Euripides, den Sokrates und ſelbſt die Götter. Auch die Athenienſer, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten ſollen, entgiengen ſeinem Spotte und ſeinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtſinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu chimäriſchen Hoffnungen vor, und ſtatt darüber erzürnt zu ſeyn, belohnten ſie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Oelbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Dieſe ungemeſſene Freiheit war der Charakter der alten Comödie, die man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis ſie nach dem peloponneſiſchen Kriege mehr eingeſchränkt ward.

Ariſtoteles war zu Stagira in Macedonien im erſten Jahre der 99ſten Olympiade (384 v. Chr.) geboren. Sein Vater Nicomachus ſtammte von Machaon, einem Sohne des Aeskulap, und beſtimmte ſeinen Sohn für die Medicin, die er ſelbſt übte. Ariſtoteles genoß den Unterricht ſeines Vaters ſowohl in dieſer Wiſſenſchaft als in der Philoſophie, und begab ſich nach dem Tode deſſelben, in ſeinem achtzehnten Jahre, nach Athen, um den Plato zu hören, deſſen Ruhm durch Griechenland erſcholl. Er verweilte dies erſte Mal zwanzig Jahre in Athen, und begnügte ſich während dieſes langen Zeitraums nicht, den Lehren des Plato zu folgen, ſondern eröffnete ſelbſt eine Schule der Beredſamkeit, um mit Iſokrates zu wetteifern, und machte ſich durch einige philoſophiſche Schriften bekannt. Dem dadurch erlangten Ruhm verdankte er jenen ehrenvollen Brief, den ihm der König Philipp bei der Geburt Alexanders ſchrieb, und welcher alſo lautete: „Philipp von Macedonien dem Ariſtoteles ſeinen Gruß. Wiſſe, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern nicht ſowohl, daß ſie mir ihn gegeben, als daß ſie ihn zur Zeit des Ariſtoteles haben geboren werden laſſen. Ich hoffe, Du wirſt aus ihm einen König bilden, würdig mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten." — Als bald darauf die Athenienſer Philipp den Krieg ankündigten, fand es Ariſtoteles ſeinem Verhältniß nicht angemeſſen, in Athen zu bleiben, und begab ſich nach Atarnea in Myſien, zu ſeinem Freunde Hermias, der die Herrſchaft des Landes verwaltete. Nachdem dieſer meuchelmörderiſch umgebracht worden, vermählte er ſich mit der Pythias, der

Schweſter deſſelben, und begab ſich darauf an den Hof Philipps, um die Erziehung des nunmehr dreizehnjährigen Alexanders zu übernehmen. Er entwickelte in ſeinem Zöglinge die großen Eigenſchaften, die ihn unſterblich gemacht haben. Als Alexander den Thron beſtiegen hatte und ſeine kriegeriſchen Unternehmungen begann, befand ſich Ariſtoteles in ſeinem Gefolge. Er begleitete ihn wahrſcheinlich bis nach Aegypten, und kehrte, bereichert mit köſtlichen Materialien zu ſeiner Naturgeſchichte, erſt gegen das Jahr 331 nach Athen zurück, woſelbſt er im Lyceum, einem Gymnaſium nahe bei der Stadt, ſeine Schule eröffnete, und Morgens ſeinen Schülern, Abends aber für jedermann Vorleſungen hielt. Unterdeß ſtarb Alexander, und Ariſtoteles, ſeines Schützers beraubt, ſahe ſich bald von ſeinen Feinden als Gottesläugner angeklagt und ſo heftig verfolgt, daß er ſich freiwillig aus Athen entfernte, um, wie er mit Anſpielung auf die Verurtheilung des Sokrates ſagte, den Athenienſern eine zweite Ungerechtigkeit an der Philoſophie zu erſparen. Er ging nach Chalcis auf Euböa mit dem größten Theile ſeiner Schüler, und ſtarb daſelbſt bald nachher im Jahre 322 vor Chr. Geb. im 63ſten Jahre ſeines Alters. Er war der Stifter einer eigenen Schule, welche die peripatetiſche genannt wurde, weil er ſeinen Unterricht im Auf- und Niedergehen gab. Seine Schüler kamen nach Athen zurück, aber ſeine Lehre ward bald verändert und ſein Nachfolger, Theophraſt, war faſt der Einzige, der ſich durch die Sorgfalt, mit der er des Ariſtoteles Lehre bewahrte und vervollſtändigte, ſeines Meiſters würdig zeigte. Von den weitern Schickſalen der peripatetiſchen Philoſophie, ſo wie von ihrem Geiſte überhaupt, werden wir in einem eigenen Art. ſprechen, und begnügen uns nur noch anzuführen, daß wir von Ariſtoteles eine große Sammlung von Schriften faſt über alle Theile der Philoſophie, wie auch ein ſchätzbares naturhiſtoriſches Werk beſitzen, in denen allen er als ein tiefer Denker und genauer Beobachter erſcheint.

Arithmetik, die Rechenkunſt, die Wiſſenſchaft der Zahlen und ihres Werthes, ſo wie er aus beſtimmten Zeichen gefunden werden kann. Die Arithmetik iſt ohne Zweifel ſehr alt. In Griechenland wurde ſie ſehr vervollkommnet, bis ſie endlich nach Rom und auf die andern abendländiſchen Völker übergieng. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht ſo vollkommen, als es die unſrige iſt. Unter den neuern Lehrbüchern dieſer Wiſſenſchaft zeichnen wir die von Wolf, Käſtner und Büſch aus. — Arithmomantie war eine Wahrſagerkunſt aus Zahlen, deren ſich Pythagoras bedient haben ſoll, und welche er aus der genaueſten Freundſchaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands, gegen Norden durch die Gebirge Erymanthus und Lampea, und durch den Fluß Styx von Achaja und Sicyon, gegen Oſten durch die Berge Parthenion und Artemiſion von Argolis, gegen Süden durch das Gebirge Acaceſion von Laconien, von Meſſenien aber durch den Nedafluß, gegen Weſten endlich durch den Fluß Erymanthus von Elis getrennt. Von ſeinen erſten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien; nachher wurde es unter Lykaons fünfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel deſſelben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten ſich die kleinen Reiche frei, und vereinigten ſich durch einen Bund. Die vornehmſten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Pheneus und Pſophis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zuſtand der Wildheit. Als ſie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen ſie an ihr Land anzubauen,

und fanden Geſchmack an Tanz und Muſik. Dabei aber blieben ſie ſtets kriegeriſch, uud fochten, wenn ſie ſelbſt keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeſchäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantaſtiſch auszuſchmücken, und ſo ward es in der Poeſie ein paradieſiſches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadiſche Geſellſchaft (Arcadia), eine aus den geiſtreichſten Perſonen beſtehende Geſellſchaft, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Rom zur Herſtellung des guten Geſchmacks errichtet wurde. Die Mitglieder derſelben nehmen arkadiſche Namen an, und halten ihre Zuſammenkünfte in einem gepflanzten Luſtwalde (der parrhaſiſche genannt). In ihrem Siegel führen ſie die Syrinx (die Hirtenflöte des Pan), und ihren Vorſteher nennen ſie den oberſten Hirten. Perſonen vom vornehmſten Stande, beiderlei Geſchlechts, geiſtliche und weltliche, haben Antheil daran. Die Stifterin und Mutter Arcadia in Rom hat durch ganz Italien ihre Colonien verbreitet, und vermuthlich eben ſo ſehr durch den Pomp bei ihren Aufzügen, als durch die poetiſchen Vorleſungen eines Guidi, Zappi, Moreri ꝛc. zur Vermehrung ihres Rufs beigetragen.

Arkwright (Sir Richard), ein berühmter engliſcher Manufacturiſt, der zwar nicht als Erfinder, aber als der Vervollkommner der Spinnmaſchinen anzuſehen iſt, die er zuerſt mit wahrem Erfolg und Nutzen zu gebrauchen lehrte. Arm von Geburt, arbeitete er anfangs bei einem Barbier zu Mancheſter, und miethete mit ſeinen Erſparniſſen einen Keller, in welchem er eine Barbierſtube öffnete. Sein ausgehängtes Schild enthielt die Inſchrift: „bei dem Barbier im Keller wird der Bart für einen Penny geſchoren.“ Der Zulauf war ſo groß, daß die andern Barbiere genöthigt waren, ihre Preiſe herabzuſetzen, worauf er den ſeinigen bis auf einen halben Penny herabſetzte. Man erzählt, daß einſt ein Schuhflicker mit einem gewaltig harten und langen Bart zu ihm kam, ſich raſiren zu laſſen. Arkwright ſtellte ihm vor, daß dabei ein Meſſer drauf gehen würde, und daß er mit einem halben Penny dafür nicht entſchädigt ſey. Da indeß jener auf der Taxe beſtand, fügte ſich Arkwright. Dieſer Zug erregte des Schuhflickers Bewunderung, der Arkwright lieb gewann und mit einem Manne bekannt machte, der eine Spinnmaſchine erfunden hatte. Dies ward der Anfang von Arkwrights Glück, der mit einem erfinderiſchen Geiſte jene zur Ausführung neuer Plane ſo nothwendige Beharrlichkeit verband. Mit dieſen Eigenſchaften gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Verſuchen, die Baumwollenſpinnereien zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, wodurch die engliſchen Fabriken ein ſo großes Uebergewicht erlangt haben. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte erhob ihn der König 1786, auf eine Adreſſe der Notablen von Wickworth, zum Ritter. Er ſtarb mitten unter ſeinen Arbeiten zu Crumbford in Derbyſhire 1792, und hinterließ ſeiner Familie ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling.

Armada heißt eine Flotte von Kriegsſchiffen, und vorzugsweiſe jene große Seemacht, welche Philipp II. gegen Eliſabeth ausrüſtete; ſeltner pflegt man eine Armee zu Lande ſo zu nennen.

Armbruſt, ein ehemals gewöhnliches, ſeit der Erfindung der Feuergewehre aber faſt ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; eigentlich eine Art Bogen, der an einem beſondern Schaft und Anſchlage befeſtigt, mit dem Spanner geſpannt und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geſchoſſe,

bei welchen der Bogen an einem beſondern Schafte befeſtigt war, nannte man Armbrüſte, daher es denn auch Wagen-Armbrüſte mit ſtählernen Bogen gab, welche auf einem Karren befeſtigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinſte Art Armbrüſte, welche kleine Kugeln ſchießen, heißen Schnäpper. An den größern wird der Schaft, nebſt den zur Spannung gehörigen Stücken, die Rüſtung oder das Rüſtzeug genannt. Auch die ganze Armbruſt heißt Rüſtung, und iſt nach Verhältniß der Größe entweder ganze oder halbe Rüſtung. Zuweilen Armbruſt, zuweilen auch Armbruſt-Bogen, Armbruſt-Rüſtung.

Armée, ſ. Heere (ſtehende).

Armenien, ein großes Land in Aſien, das gegenwärtig unter türkiſcher und perſiſcher Botmäßigkeit ſteht. Man theilt das heutige Armenien gewöhnlich in zwei Theile: in das obere und untere. Jenes, das obere, auch Groß-Armenien, oder heut zu Tage gewöhnlich Turcomannia, auch Curdiſtan genannt, liegt zwiſchen Meſopotamien, Georgien, Medien und Klein-Armenien. Dieſes aber, das untere oder Klein-Armenien (heut zu Tage gewöhnlich Aladuli oder Pegian genannt), hat Groß-Armenien, Syrien, das ſchwarze Meer und Kappadocien zu Gränzen. Armenien iſt eine der ſchönſten, fruchtbarſten, geſundeſten Landſchaften in Aſien, aber, obgleich ſüdlicher gelegen als die caucaſiſchen Länder, dennoch wegen der vielen hohen, ringsum gleichſam gemauerten Berge von außerordentlicher Kälte. An Korn und Früchten iſt es reichlich geſegnet, wenn es gleich Wein entbehren muß; auch ſind Honig, Seide, Silber, beſonders gegen Syrien zu, vorhanden. Eine Merkwürdigkeit von Armenien iſt die, daß der höchſte Berg dieſes Landes, der Ararat, nicht der Mittelpunkt einer der großen, Armenien umgebenden Gebirgsketten iſt, ſondern einzeln in einer weit ausgedehnten Ebene daſteht. Er hat die Form eines Zuckerhuts, jedoch in zwei Spitzen geſpalten, deren eine, der Hauptberg, das ganze Jahr hindurch bis zur Hälfte in ewigem Schnee begraben iſt. Von den Armeniern ſelbſt wird dieſer Berg, den man für unerſteiglich hält, und deſſen Erſteigung ſelbſt dem berühmten Tournefort nicht gelingen wollte, göttlich verehrt, weil ſie glauben, daß hier, als auf dem höchſten Gebirge, die Arche Noahs ſich niedergelaſſen, und auch bis jetzt noch unter dem Schnee erhalten habe; ſie küſſen betend die Erde, ſobald ſie den Ararat erblicken. — Von der älteſten Geſchichte dieſes Landes iſt nichts bekannt, und es ſcheint, meiſtens als Beute des Siegers, abwechſelnd unter den Aſſyriern, Medern, Perſern und Macedoniern geſtanden zu haben. Nach Alexanders Tode wurde es ein Theil des ſyriſchen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, und eben in zwei Theile, Groß- und Klein-Armenien, getheilt wurde. Jenes, Groß-Armenien, war mehrern Anfechtungen ausgeſetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht, in Armenien den Thron zu beſetzen, und bald herrſchten parthiſche Prinzen, bald die von den Römern begünſtigten, bis endlich Trajan es zur römiſchen Provinz machte. Indeſſen wußte Armenien ſich bald wieder frei zu machen, und hatte wieder eigne Könige. Ungeachtet ein Partherkönig, Sapor, es ſich unterwürfig machen wollte, blieb Armenien doch bis 650 frei, wo die Araber es eroberten. Sodann wechſelten immer neue Beherrſcher, unter denen ein Dſchingiſchan, ein Tamerlan waren; bis 1552 hatte es perſiſche Beherrſcher, worauf es Selim II. größtentheils den Türken unterwarf, unter welchen es auch geblieben iſt. — Klein-Armenien

hatte ebenfalls mehrere Beherrſcher, unter denen Mithridat zuerſt bekannt iſt; dieſem nahm es Pompejus und gab es dem Dejotarus u. ſ. f. Beim Verfalle des römiſchen Reichs im Oſten wurde Klein-Armenien von den Perſern erobert, die es den Arabern (950) abtreten mußten, von welcher Zeit es gleiches Schickſal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von Selim I. zur türkiſchen Provinz gemacht wurde. Die Armenier, ein ernſtes und mäßiges Volk, beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei iſt er faſt ganz in ihren Händen, und in den öſtlichen Ländern von Europa, wie in ganz Aſien außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation. Schon lange mußte ihnen der Umſtand in Europa Eingang verſchaffen, daß ſie Chriſten ſind. Sie wurden es ſchon im vierten Jahrhundert, und trennten ſich bei den monophyſiſchen Händeln als Gegner der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung 536 von der griechiſchen Kirche ab. Die Päpſte haben zu verſchiedenen Zeiten, wenn ſie bei den Occidentalen um Schutz wider die Mahomedaner baten, verſucht, ſie an ſich zu ziehen, ohne eine bleibende und allgemeine Vereinigung derſelben mit der römiſchen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien und Perſien (unter dem Erzbiſchof zu Nachtſchewan) und in Marſeille trifft man unirte Armenier an, welche den Primat des Papſtes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Catholiken übereinſtimmen, aber ihre eigne Nationalliturgie beibehalten. Eben ſo verhält es ſich mit den unirten armeniſchen Conventen auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei der perſiſchen Invaſion in Armenien, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſahen ſich viele genöthigt, Mahomedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil der Armenier ſind noch Monophyſiten, und ihrer alten Verfaſſung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte ſie gegen die Machinationen der Catholiken fortwährend dabei geſchützt. Ihr Lehrbegriff unterſcheidet ſich beſonders dadurch vom orthodoxen, daß ſie in Chriſto nur eine Natur annehmen, und den Geiſt bloß vom Vater ausgehen laſſen. Bei ihren ſieben Sacramenten, die ſie Geheimniſſe nennen, haben ſie nur das Eigenthümliche, daß ſie bei der Taufe drei Mal beſprengen und drei Mal untertauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermiſchten Wein mit geſäuertem Brote brauchen und dieſes in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Oelung nur geiſtlichen Perſonen gleich nach ihrem Tode zukommen laſſen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Faſten thun ſie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feſte, aber andächtiger als dieſe. Ihren Gottesdienſt halten ſie in der Türkei meiſt des Nachts, die Meſſe in der alt-armeniſchen, die Predigt aber in der neu-armeniſchen Sprache. Ihre hierarchiſche Verfaſſung weicht wenig von der griechiſchen ab. Das Haupt ihrer Kirche, der Catholicos, reſidirt zu Etſchmiazim, einem Kloſter bei Eriwan, der Hauptſtadt des perſiſchen Armeniens am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geiſtlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etſchmiazim verſchaffen ihm die Mittel, den Aufwand ſeines prächtigen Cultus und ſeiner Bildungsanſtalten zu beſtreiten. Er erhält bei ſich ein Seminarium für Geiſtliche; und die Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Armenier werden von ihm ordinirt, auch alle drei Jahre in ihren Aemtern beſtätigt oder abgerufen. Die übrigen Geiſtlichen ſind an Rang und Beſchäftigung den Prieſtern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Baſilius. Nur die Vertabets, welche wie Mönche le-

ben, die Wiſſenſchaften pflegen, Grade, die ſich mit unſern akademiſchen vergleichen laſſen, erlangen und Vicarien der Biſchöfe ſind, machen eine der armeniſchen Kirche eigenthümliche Claſſe von Geiſtlichen aus. Die Weltprieſter müſſen ſich einmal verheirathen, aber nicht öfter. In der Superſtition und Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen ſich aber durch beſſere Sitten vor ihnen aus. Ueberhaupt übertreffen ſie alle ihnen verwandte monophyſitiſche Parteien an Bildung, laſſen das Volk die Bibel leſen, cultiviren die theologiſchen, hiſtoriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etſchmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke beſorgt. Dieſe echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo ſie am zahlreichſten ſind, und ihr Patriarch zu Conſtantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte ſteht, wie der griechiſche in Perſien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Aſtrachan und in den caucaſiſchen Gouvernementsgemeinden, und zu London und Amſterdam kleine Niederlaſſungen.

Armenweſen iſt der Inbegriff des Zuſtandes der Armen und aller Anſtalten im Staate, wodurch theils die Armen nach den verſchiedenen Stufen ihrer Armuth zweckmäßig unterſtützt, theils die Urſachen und Quellen der Armuth aufgeſucht, verſtopft, und die Folgen der Armuth möglichſt aufgehoben, oder für den Staat am wenigſten nachtheilig gemacht werden. Die **Armuth** hat verſchiedene **Grade** und **Abſtufungen**, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit ſich redlich nährt, aber bei aller Anſtrengung ſeiner Kräfte und ſeines Fleißes nicht ſo viel erwerben kann, als er für ſich und die Seinigen braucht, und auch bei ſolchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum beſitzen; und dieſe Abſtufungen gehen im erſtern Falle herab bis zu den lüderlichen Vagabunden, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens und ſchließt allen Wohlſtand aus. Hierdurch wird nun die Verſuchung zur Unredlichkeit, zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebſtahle mächtig; indeſſen ſind bei vielen Armen der höchſten Stufen von Armuth doch dieſe traurigen Geſinnungen zur Störung öffentlicher Ruhe und Sicherheit nicht immer im nothwendigen Gefolge. Allein der Nationalwohlſtand leidet jedes Mal durch die Armen doppelt, erſtens weil ſie ihre Kinder ſchlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen; und zweitens, weil ſie von den Wohlhabenden und Reichen nicht bloß ernährt, ſondern von denſelben auch die öffentlichen Laſten der Armen mit getragen werden müſſen. Die **Urſachen und Quellen** der Armuth laſſen ſich unter **zwei Hauptclaſſen** bringen, nämlich: in **ſelbſtverſchuldete**, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entſtehende und herrſchend werdende Neigung zur Unordnung, zum Spiel, zum Trunke, zur Verſchwendung, zur Wolluſt ꝛc., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, ſondern alles Erworbene ſogleich vergeudet wird; und in **unverſchuldete Armuth**, als: Mangel an Verdienſt bei ſinkenden Gewerben und beim Höherſteigen der zum Unterhalte nothwendigen erſten Lebensbedürfniſſe; Unglücksfälle durch Feuer- und Waſſersnoth, durch Betrug und Diebſtahl wegen Mangel an Polizeiaufſicht über Gauner und Vagabunden, durch Krieg ꝛc. Mangel

an Anſtalten zur Beſchäftigung der Müßiggänger ꝛc. Soll allen dieſen Uebeln abgeholfen werden, und ſoll das Armenweſen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet ſeyn, ſo müſſen zur Verſorgung der Armen die verſchiedenen Armenanſtalten vollſtändig vorhanden und vollkommen organiſirt ſeyn, und vom Staate alle Betteley aufs ſtrengſte unterſagt werden. Zur Erreichung dieſes Endzwecks iſt in Anſehung des Armenweſens im Staate höchſte Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Dieſe wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die beſondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinſtimmen müſſen; (ſiehe Friedr. Bened. Webers, ſtaatswirthſchaftlicher Verſuch über das Armenweſen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinſicht auf die dahin einſchlagende Literatur, Göttingen 1807.) Ein unabänderlicher Hauptgrundſatz der Armenanſtalten im Staate muß ſeyn, die Armen bloß mit demjenigen zu unterſtützen, was ihnen zur Befriedigung der dringendſten Lebensbedürfniſſe fehlt, und was ſie durch ihre eigene Anſtrengung durchaus nicht zu erwerben im Stande ſind. Die Armen ſelbſt aber ſind entweder geſunde ſtarke Menſchen, oder ſchwache, alte, kranke und gebrechliche Perſonen, die nun zum Theil Erwachſene, zum Theil aber noch Kinder ſeyn können. Nach dieſer verſchiedenen körperlichen Beſchaffenheit müſſen die Armenanſtalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat für die Armen 1. freiwillige Arbeitshäuſer, in welchen redlichgeſinnte und arbeitsluſtige Arme ſo viel Arbeit finden, als ſie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2. Zwangsarbeitshäuſer für Arme, welche dem Müßiggange, der Bettelei, der Lüderlichkeit und Völlerei ergeben ſind, und keine Neigung zur Arbeit haben. In dergleichen Häuſer aber dürfen durchaus keine Verbrecher aufgenommen werden, um ihre Strafen abzubüßen, ſondern dieſe gehören in die Zuchthäuſer. In den Zwangsarbeitshäuſern müſſen die Armen zwar menſchlich, vorſorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernſthaft, ſtreng und beſſernd in Rückſicht ihrer Sittlichkeit mit anfangs mäßigen, dann ſteigenden körperlichen Züchtigungen im Falle ihrer Widerſpenſtigkeit ꝛc. behandelt werden. 3. Armenhäuſer für ſolche Arme, die ſich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4. Armenkrankenhäuſer und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, in welchen ſie auch nach ihren Körperkräften durch Arbeit beſchäftigt werden können. 5. Freiſchulen für Arme, in welchen die Kinder zugleich nach den Unterrichtsſtunden mit Arbeit beſchäftigt werden können. Endlich 6. Findel- und Waiſenhäuſer, in welche Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Damit es nun hierzu überhaupt nicht an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, ſo müſſen die Koſten theils durch die übrigen Mitbürger aufgebracht, theils durch die Arbeit der Armen ſelbſt erworben werden. Von den übrigen Mitbürgern bringt man die Koſten auf: 1. durch freiwillige, feſtbeſtimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 2. durch eine Armenſteuer; 3. durch Armenbüchſen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmauſereien, Kindtaufen, Hochzeiten ꝛc. ausgeſetzt werden. 4. Kirchencollecten in offenen, an die Thüren geſtellten Becken; 5. Schenkungen und Legate für die Armenanſtalten; 6. Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauſchen liegender Grundſtücke nach Procenten des Werths; 7. durch Beſteurung der Luxusthiere, z. B. der Hunde u. ſ. w. welche über-

haupt zu halten den Armen nicht erlaubt ſeyn muß. Alle dieſe Gegenſtände müſſen mit der größten Sorgfalt behandelt werden, vorzüglich aber in jedem Staate dafür geſorgt werden, daß alle Schulanſtalten gut eingerichtet und zweckmäßig ſind, damit die Kinder von Jugend auf einen Trieb zur Tugend und Arbeit erhalten. Denn es iſt durch die Erfahrung beſtätigt, daß ſchlechte Schulanſtalten in jedem Lande die eigentliche Pflanzſchule aller ſelbſtverſchuldeten Armen und Bettler ſind. Siehe d. Artikel Gauner und Bettelweſen. X.

Armfelt (Guſtav Moritz Graf von). Er befand ſich unter den Verbündeten des Adels, welche der König im März 1789 in Finnland arretiren ließ, als er die Revolution zur Machtbeſchränkung der erſten Stände veranſtaltete. Deſſen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Ruſſen das Obercommando und trug verſchiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum bevollmächtigten Miniſter ernannt und ſchloß in der Ebene von Wareela, in der Mitte der beiderſeitigen Vorpoſten, den 3ten Aug. 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den 19ten October 1791 unterzeichnete er einen Allianztractat zwiſchen den beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Guſtavs III., den 29ſten März 1792, ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er ſeinen Abſchied als General, weil der Herzog Adminiſtrator ſich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen gegen Frankreich marſchiren zu laſſen. Den 11ten des Monats ward er zum ſchwediſchen Miniſter an den italiäniſchen Höfen ernannt; aber im December 1793 kam er in den Verdacht einer Verſchwörung gegen den Herzog Adminiſtrator und eines verrätheriſchen Briefwechſels mit der Gräfin Rüdenskölf. Man ſchickte deshalb im Februar 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn arretiren zu laſſen. Der Gouverneur dieſer Stadt gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand und antwortete auf die deshalb ſchwediſcher Seits angebrachten Beſchwerden, daß nicht die nöthigen Formalitäten beobachtet worden wären. Dieſe Angelegenheit, die auf dem Punkt war, die beiden Mächte zu entzweien, wurde jedoch durch die Vermittlung Spaniens beigelegt. Der Baron Armfelt flüchtete ſich nach Polen und ließ ſeine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Den 1ſten März wurde er als eines Hochverraths und eines Majeſtätsverbrechens verdächtig vor das Hofgericht geladen, doch ſtellte er ſich nicht. Nachdem ſeine verſchiedenen aufgefangenen Correſpondenzen öffentlich in der Sitzung geleſen waren, erkannte man ihn für überwieſen. Den 10ten Juli wurde er zum Tode verurtheilt: man ſchloß ihn vom Schutze der Geſetze aus und erklärte ihn, ſo wie er den ſchwediſchen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen und ſein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeſchlagen. Als der junge König, Guſtav Adolph, an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunſt, und ſeine Gemahlin wurde ſelbſt Großgouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er von ſeinem Fürſten einen neuen Beweis des Zutrauens in der Ernennung zum ſchwediſchen Miniſter am wiener Hof, wo ihm der Kaiſer im December die erſte Audienz gab. Doch war ſein Aufenthalt daſelbſt nur von kurzer Dauer, da ſich ſein Souverain weigerte, das Oberhaupt der öſterreichiſchen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaiſers von Oeſterreich anzuerkennen. Zu Ende 1805 commandirte er unter den Befehlen des Königs bei der Armee, die damals ins Feld rückte, nachdem er kurz vorher zum Generalgouverneur von Finnland ernannt worden war. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich,

an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Poſten eines Militärgouverneurs von Stralſund. Die Franzoſen hielten dieſe Feſtung im Februar und März ſtreng blokirt: am 1ſten April machte der Generallieutenant von Armfelt einen Ausfall, der die Feinde zur Aufhebung der Blokade nöthigte und ſie zurücktrieb, ſo daß Armfelt am 3ten ſchon wieder Greifswalde und am 4ten Anklam beſetzte. Auf dieſen Sieg erhob ihn der König zum General der Infanterie. Der franzöſiſche Marſchall Mortier ließ indeß dieſe Vortheile nicht lange in den Händen der Schweden. Am 16ten griff er ſie bei Belling an und ſchlug ſie wieder zurück: der Baron Armfelt wurde bei dieſem Vorfalle verwundet, mußte ſich nach Stralſund und von da nach Schweden zurückbringen laſſen und konnte weiter keinen Antheil an dieſem Feldzuge nehmen. Später commandirte er einige Zeit in dem Kriege gegen Rußland. — Wenige Perſonen erlebten ſo viele und ſchnelle Glückswechſel als dieſer unternehmende, geiſtvolle und wiſſenſchaftlich gebildete Mann. Nach dem Friedensſchluſſe von Friedrichshamm vom 17ten Sept. 1809 verließ er die ſchwediſchen Dienſte und leiſtete dem Kaiſer Alexander den Eid der Treue. — Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs von Schweden, vom Kronprinzen (dem Fürſten von Pontecorvo) unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorſchrieb, Armfelten aus der Liſte der ſchwediſchen Edeln wegzuſtreichen, weil er dem Kaiſer von Rußland den Eid der Treue geſchworen, folglich aufgehört habe, Unterthan ſeiner Maj. des Königs von Schweden zu ſeyn. Im J. 1812 erhob ihn der ruſſiſche Kaiſer in den Grafenſtand, nachdem er in dem Feldzuge dieſes Jahrs den Monarchen als Generaladjutant begleitet hatte. Nachher ward er Präſident, der zur Organiſation und Verwaltung von Finnland niedergeſetzten Commiſſion. Am 22. Aug. 1814 ſtarb er zu Zarskoe Selo.

Arminianer, ſ. Remonſtranten.

Arminius oder Herrmann, der Retter der deutſchen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur ſehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumſtänden dieſes Helden. Druſus hatte durch ſeine Siege das römiſche Reich mit allem deutſchen Lande, das zwiſchen dem Rhein, der Elbe und der Saale liegt, vergrößert. Um die kriegeriſchen Bewohner dieſer Gegenden im Gehorſam zu erhalten, verſäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der anſehnlichſten jener Völkerſchaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius ſo verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man ſich der Treue der andern durch Geiſeln und durch eine vollkommen römiſche Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu verſichern ſuchte. Herrmann, der Sohn des Cheruskerfürſten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete in der Sprache der alten Deutſchen einen berühmten Sieger), geboren achtzehn Jahre vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterſtand aufgenommen und bei den Armeen des Auguſtus angeſtellt. Allein weder des Fürſten Gunſt, noch aller Zauber der Cultur, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet ſeyn konnte, machten ihn ſeinen Erinnerungen und den Göttern ſeines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden ſollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er Rom in Rom überwinden. Er überzeugte ſich, daß Deutſchlands wahre Tapferkeit der römiſchen Kriegskunſt im

offenen Felde nicht ſtehen könne; er griff daher zur Liſt, und ward darin von den Umſtänden ungemein begünſtigt. Der Statthalter Quintilius Varus, welcher „das reiche Syrien arm betreten hatte, um reich das arme Syrien zu verlaſſen,“ war Befehlshaber der ſchönſten aller römiſchen Armeen, beſtimmt, die neuen Beſitzungen jenſeit des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorſam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf ſeine Macht glaubte er die deutſchen Völkerſtämme, die ſtets als ihr höchſtes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römiſchen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Agenten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, ſollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn ſchon dieſe Beſtimmung ſie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, ſo empörten ſie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpreſſungen. Herrmann hielt dafür, es ſey dieſer Zeitpunkt der Ausführung ſeiner Anſchläge günſtig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwiſchen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerſtämme für ſeine Plane zu gewinnen. Um eben dieſe Zeit (im neunten Jahre unſerer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufſtand in Pannonien und auf den Gränzen Dalmatiens aus; ob im Zuſammenhange mit Herrmanns Planen, und vielleicht zu Gunſten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwiſchen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, laſſen wir unentſchieden. War dies aber auch nicht der Fall, ſo haben wir doch noch Urſach genug die Uebereinſtimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenoſſen herrſchte, und die ſogar durch den Abfall des Segeſtes nicht geſtört werden konnte. Dieſer Anführer der Katten — ſey es, daß ſein Gewiſſen ihm nicht erlaubte, die Unabhängigkeit durch unredliche Handlung zu gewinnen, oder daß ein minder löblicher Beweggrund ihn leitete — machte den römiſchen General mit den geheimen Anſchlägen bekannt. Varus aber verachtete, aus Stolz und Leichtſinn, die empfangene Warnung, und dem Herrmann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerkſamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weſer hinzulenken, welche von ihm ſelbſt in der Abſicht angeſtiftet waren, um die römiſche Armee ins Innere von Deutſchland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutſchen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorſam, und ihre Anführer, Herrmanns Freunde und Mitverſchworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufſtände hatten erſt in entfernten Gegenden Statt, um den römiſchen Statthalter zu Zerſtreuung ſeiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber die Hauptarmee nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätheriſchen Hülfstruppen beſtand, da ward der Aufſtand allgemeiner. Herrmann und ſeine Freunde, die das Vertrauen des Varus genoſſen, und Zutritt zu ſeinem Rathe hatten, vervielfältigen die Beweiſe anſcheinenden Dienſteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, ſondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in ſeinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segeſtes ſeine Warnungen; mit jedem Tage entfernte die Armee ſich weiter vom Rhein, und vertiefte ſich mehr in die Gegenden, wo die verderblichſte Schlinge ihr gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beſchwerlichen Marſche durch Sümpfe und Wälder, ſah ſie in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, derer Anhöhen überall von Deutſchen beſetzt waren, ſich plötzlich eingeſchloſſen. Zugleich vernahm ſie, daß Herrmann mit dem Nachtrupp,

den er anführte, über die Römer herfiel, und daß er die Seele aller ſich jezt entwickelnden feindlichen Angriffe ſey. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbeſieger verrichteten Wunder; aber ſie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in dieſen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutſchen abgewandt, deſſen Möglichkeit in den erſten Augenblicken den Auguſtus mit Schrecken erfüllte; den Herrmann konnten ſie nicht hindern, ſich drei römiſcher Adler zu bemächtigen, und ihren Vorſchritten im nördlichen Deutſchland für immer ein Ziel zu ſetzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Herrmann befleckte ſeinen Sieg durch unnütze Grauſamkeiten. Die Wuth der Sieger richtete ſich zunächſt gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalſitten in ſo grellem Widerſpruche ſtanden; den Einen hieben ſie die Hände ab, Andern ſtachen ſie die Augen aus. Ein Soldat, welcher einem von ihnen die Zunge herausgeriſſen und hernach die Lippen zuſammengenäht hatte, konnte des ſcheußlichen Schauſpiels nicht ſatt werden. „Schlange," rief er, indem er die Zunge in der Hand drückte, „ſo wirſt du nun nicht mehr ziſchen." Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes iſt ſchwer zu beſtimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbeſtimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche ſich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, der jenes Schlachtfeld auf den Gränzen der Grafſchaften Lippe, Mark und des Herzogthums Weſtphalen ſucht; ſie ſtimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht des Varus nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächſt der kleinen Stadt Detmold, vor ſich gehen läßt. Die benachbarten Orte ſind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieſer Gegend hat ſich auch Carl der Große des Ermenſul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrſcheinlich der lezte Ueberreſt der Verehrung war, die die germaniſchen Nationen ihrem Befreier erwieſen. Herrmann, nachdem er die Freiheit ſeines Landes erfochten, blieb nicht unthätig über ſeinen Lorbeern ruhend. Er zerſtörte die Feſtungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weſer und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegeriſchen Geiſt pflegend nährte, den er mit Recht als die beſte Schutzwehr gegen den Eroberungsdurſt der Cäſaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen ſeine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer ſchien; unter ihnen Segeſtes vorzüglich, eines mächtigen Stammes Haupt, deſſen einem andern Fürſten verheißene Tochter er entführt hatte. Segeſtes, von der Nationalpartei, deren Seele Arminius war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten auf ſein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand ſich auch die Gattin Herrmanns. Als man ſie dem Germanicus vorſtellte, waren ihr Betragen wie ihre Geſinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, ſagt Tacitus, war ſtumm; ſie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, ſezt der große Maler hinzu, hielt ſie gefaltet, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segeſtes und Thusnelda's Schickſal gaben dem vaterländiſchen Sinne Herrmanns verſtärkten Schwung

und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern ſeit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterſtützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, deſſen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römiſchen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwiſchen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher ſtimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römiſche Feldherr neue Anſtrengungen; ſeine Rüſtungen waren ungeheuer, und ſein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Deſſen ungeachtet, und obgleich dieſer ſein vierter Feldzug in Deutſchland durch die Niederlage Herrmanns in der Ebene Idiſtaviſus, an den Ufern der Weſer, berühmt ward, blieb er doch ohne entſcheidenden Ausgang, und endigte ſich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang deſſelben und vor der Schlacht von Idiſtaviſus hatte Herrmann einen Zuſammentritt mit ſeinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, dem Intereſſe der Römer treu geblieben war; er hatte an der Weſer Statt, und die Unterredung geſchah in der Sprache der Römer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umſonſt verſuchte Herrmann den Bruder für die Nationalſache zu gewinnen, indem er ſeine militäriſchen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold ſeiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer ſchändlichen Knechtſchaft nannte. Der Fluß nur zwiſchen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eiferſucht gegen den Germanicus kam den Anſtrengungen der Verbündeten zu Hülfe; aber als dieſe von außen Ruhe hatten, wandten ſie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des marcomanniſchen Reiches, wollte ſeine Eroberungen jenſeit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte, gleich Herrmann, ſeine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundſätze, welche jenen des Cherusker Helden gerade entgegengeſetzt waren, von dort zurück. In Herrmann fand er einen eben ſo furchtbaren Gegner ſeiner Herrſchſucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit ſeines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen ſeines Neffen nicht ſtehen wollte, auf Marbods Seite trat, blieb Herrmann Sieger in dieſem Bürgerkriege, und erwarb ſich den Ruhm, ſeine Mitbürger, nachdem er ſie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht welche entſchied, war blutig und von langer Dauer; die Deutſchen ſchlugen ſich nicht mehr regellos und vertheilt; Herrmann hatte ſie an römiſche Ordnung gewöhnt, und von allen Künſten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Die Anordnungen der Kämpfer waren der Schule ihrer Führer würdig, und der Ausgang blieb lange unentſchieden. Weil aber der Marcomannen König zuerſt ſeine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Beſiegten gehalten. Er verlor einen großen Theil ſeines Heeres durch Deſertion, mußte ſich ſchnell ins Innere ſeiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweiſe, welche Herrmann von ſeiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß er dennoch die freien Völker Germaniens zu unterjochen den Entwurf gemacht habe. Inzwiſchen verſichert dies Tacitus, und ſein Anſehen muß dasjenige rein moraliſcher Anſichten überwiegen. Er

habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht ſtrebte, ſich den Haß ſeiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanſchlag ſeiner Verwandten im 37ſten Altersjahre ſein Leben geendigt. Kurz vor ſeinem Tode hatte der Celtenfürſt Adganteſtes oder Adganteſtrius an den Senat geſchrieben, und ihm Herrmanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. — Herrmann war 26 Jahre alt, als er die Legionen des Varus vernichtete; zwei Jahre vor ſeinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unſtreitig war Herrmann," ſagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo ſie noch ſchwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, ſondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendſten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch beſiegt hörte er nicht auf, durch ſein Benehmen und durch ſeine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutſchlands Angelegenheiten nach den Wünſchen ſeiner Mitbürger; nach ſeinem Tode ward er der Gegenſtand ihrer Verehrung."

Armuth iſt der Zuſtand, in welchem der Menſch nur ſo viel oder nicht einmal ſo viel hat, als zur Befriedigung ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe erfoderlich iſt. Die Armuth gehört zu den drei Kloſtergelübden, und verpflichtet den Ordensgeiſtlichen, ſich alles eigenen Vermögens zu begeben. Dagegen empfängt er ſeinen Unterhalt aus dem Vermögen ſeines Kloſters. Die Kirche unterſcheidet eine hohe, höhere und höchſte Armuth. Die hohe Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter zwar etwas von liegenden Gründen beſitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens vonnöthen iſt, wie die Carmeliter und Auguſtiner. Die höhere Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter gar keine liegenden Gründe, wohl aber bewegliche Gegenſtände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speiſen und Getränk, Renten u. dgl. beſitzen kann, wie die Dominikaner. Die höchſte Armuth endlich beſteht darin, daß ein Kloſter weder Bewegliches noch Unbewegliches beſitzt, wie die Franziscaner und vornehmlich die Capuziner.

Arnaud (François = Thomas = Marie de Baculard d'), ein ſehr fruchtbarer franzöſiſcher Schriftſteller, war zu Paris 1718 geboren, und ſtudirte daſelbſt bei den Jeſuiten. Schon in ſeiner frühen Jugend entwickelte ſich ſeine Neigung zur Poeſie; er ſchrieb unter andern drei Tragödien, von denen die eine, Coligni ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erſchien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterſtützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II., der ihn unter andern durch ſeine Epître à Manon kennen lernte, eröffnete eine Correſpondenz mit ihm, und berief ihn ſpäter zu ſich nach Berlin. Der König nahm ihn ſehr wohlwollend auf, nannte ihn ſeinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das mit den Verſen ſchloß:

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand dieſe Vergleichung nicht gar zu ſchmeichelhaft für ſich, und rächte ſich durch Spötteleien über Arnauds Perſon und Verſe. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in ſein Vaterland zurück. Hier lebte er anfangs in großen Zer-

ſtreuungen, aus denen er ſich jedoch zurückzog, um ſich ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu widmen. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei ſeiner wenigen Sparſamkeit weder die Unterſtützung der Regierung, noch ſeine Feder ihn vor Mangel zu ſichern vermochten. Er ſtarb 1805 in dem hohen Alter von 89 Jahren. Seine vorzüglichſten Werke ſind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible und les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem momentanen Beifall aufs Theater. Die Menge ſeiner Poeſien iſt ſehr groß; ein Theil derſelben erſchien 1751 in drei Bänden.

Arnauten oder Albaneſen, die Bewohner *Albaniens* (ſ. d.). Die Natur hat ſie an Leib und Seele kriegeriſch erſchaffen; daher ſind auch die Arnauten die beſten Soldaten im türkiſchen Heere. Offen und bedachtſam gegen Freunde und Vorgeſetzte erlauben ſie ſich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von Liſt und Treuloſigkeit. Trotz des Druckes, unter dem ſie leben, erhält ſich bei ihnen ein gewiſſer Sinn für Freiheit. Zu Künſten und Gewerben haben ſie keinen Hang, und können ſich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein ſo ehrenvolles Gewerbe wie die Beſchäftigung mit den Waffen ſey. Der Ackerbau iſt ihnen ein läſtiges Geſchäft, ſie mögen lieber mit Blut als mit Schweiß erwerben. Ihr unruhiger Geiſt haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die Kriegskunſt kennen ſie nicht, ſie bilden nie eine Schlachtlinie und verſtehen ſich nicht auf die Vortheile feſter Poſitionen. Daher vermögen ſie auch nicht ſo viel gegen europäiſche Heere, als ihr perſönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erleſenſten Waffen; auf der Bruſt tragen ſie eine ſilberne Platte, und ihre Beine ſind mit einer Art Harniſch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeſchoren ſind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeſchobene Mütze von rothem Tuch.

Arnd (Johann), ein Theolog von der lutheriſchen Confeſſion, der bei ſeinem Religionsunterrichte ſtets eine practiſche Tendenz hatte. Er war 1555 zu Ballenſtädt, im Fürſtenthume Anhalt, geboren, und ſtudirte anfangs Medicin; aber eine Krankheit ſoll ihn auf das Studium der Theologie geleitet haben. Seine Vermögensumſtände waren ſehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine ſo freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weiſen zu beſitzen. Seine aſcetiſchen Schriften ſind voll Wärme und Salbung, und unter dieſen iſt ſein *wahres Chriſtenthum* die bekannteſte, die faſt in alle gebildeten Sprachen überſetzt worden iſt. Doch zog er ſich durch dieſes Buch, das manches enthält, was nicht mit der Meinung der ſtrengen Theologen damaliger Zeit übereinſtimmte, verſchiedene Streitigkeiten zu, beſonders mit *Oſiander*. Er ſtarb 1621 als Superintendent in Zelle. Wenige Stunden vor ſeinem Tode hatte er über die Worte aus Pſalm 126: *die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten*, gepredigt, und ſagte, als er nach Hauſe kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Die Verfolgungen ſeiner Zeitgenoſſen ertrug er mit der größten Standhaftigkeit und Gelaſſenheit.

Arnold (Johann), ein Müller auf einem Gute des Grafen *von Schmettau* in der Neumark. Die bekannte Geſchichte dieſes Mannes enthält den ſprechendſten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe *Friedrichs* II., bietet aber auch zu gleicher Zeit ein trauriges Beiſpiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches *Arnolds* Mühle trieb, floß vor einem Gute

des Herrn von Gersdorf vorbei. Dieſer grub an einem Orte, wo, nach einem alten Documente, ſchon vor mehr als hundert Jahren ein Teich geweſen war, aufs neue einen Teich aus; in dieſen leitete er das Flüßchen, und das Waſſer aus dem Teich floß wieder in daſſelbe, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete ſeinem Gutsherrn den Pacht nicht, weshalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anſchlugen, die der Herr von Gersdorf erſtand. Die Müllerin hatte bei dem Könige ſchon vorher in Schleſien über die Sache ſupplicirt (der König kannte ſie ſchon lange), jetzt wandte ſie ſich von neuem an denſelben. Der König trug erſtlich der neumärkiſchen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu unterſuchen; in beiden Inſtanzen wurde wider den Müller geſprochen. Viele Umſtände vereinigten ſich, den König zu überreden, es werde hier die Unſchuld unterdrückt. Der König hatte die Sache durch den damaligen Oberſten von Heucking unterſuchen laſſen, und dieſer hatte einen ſehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgeſtattet. Als daher der König die Sentenz des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die das Urtel gemacht, nebſt dem Groß-Kanzler von Fürſt zu ſich rufen, caſſirte den Groß-Kanzler und ließ die Räthe arretiren. Der Zorn des Königs bei dieſer Gelegenheit war unbeſchreiblich. Er foderte ein Gutachten vom Criminal-Senat über dieſe Sache, allein er verwarf daſſelbe, und ſchrieb dem Miniſter von Zedlitz vor, wie er das Urtheil ſprechen ſolle. Der Miniſter ſchlug dieſes Verlangen dem Könige ſchlechterdings ab, worauf Friedrich an ihn ſchrieb: „weil Ihr denn nicht ſprechen wollt, ſo will ich ſelbſt ſprechen,“ und ſo beſtrafte er die Räthe, und verurtheilte dieſelben überdieß, dem Müller den Schaden zu erſetzen. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers wurde die Sache von neuem unterſucht, und das Obertribunal beſtätigte im J. 1787 die beiden vorigen Sentenzen. Die caſſirten Räthe wurden wieder eingeſetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldiſchen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arrende, die Pachtung. In Rußland ſind Arrenden Krongüter, welche gewiſſen verdienten Perſonen für einen ſehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gemahlin des Cäcina Pätus, dem, als Anſtifter einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Claudius verfolgt, zuletzt keine andere Rettung blieb, als ſich ſelbſt zu ermorden. Da ergriff ſie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, ſtieß ihn ſich in die Bruſt und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es ſchmerzt nicht!“

Arrieregarde, der Nachtrab eines Heeres, iſt im Rücken der Armee was die Avantgarde, der Vortrab, vorn iſt. Die Arrieregarde iſt eigentlich beſtimmt, den Rückzug zu decken, ein Geſchäft, das nur von einem klugen und entſchloſſenen Offizier mit gutem Erfolg geleitet werden kann. Sie muß aus Infanterie mit Geſchütz aus Jägern oder Scharfſchützen und aus leichter Cavallerie zuſammengeſetzt ſeyn, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe des Terrains unterſtützen. Die Cavallerie agirt in den Ebenen, die Infanterie unterſtützt jene, falls ſie geworfen werden ſollte, und beſetzt die engen Päſſe; die Jäger oder Scharfſchützen aber halten die feindlichen Flanqueurs ab.

Arſenik, eins der fürchterlichſten mineraliſchen Gifte, welches ein eigenes Metallgeſchlecht ausmacht. Unter allen Metallen iſt das Arſenikmetall das flüchtigſte und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöſ't, der wie Knoblauch riecht, ſüßlich ſchmeckt und das

Kupfer weiß färbt. Der Arſenik iſt eine einfache, wenigſtens noch nicht zerlegte Subſtanz. Man findet ihn ſowohl gediegen als vererzt. Auch erſcheint er in Geſtalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt: das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das ſ. g. rothe Rauſchgelb, welches ſonſt auch Rubinſchwefel genannt wird, und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arſenik iſt ſehr häufig vorhanden. Man pflegt ihn daher auch nur gelegentlich beim Röſten der Zinn- und Kobalderze zu gewinnen, wo er in einem dicken Dampf aufſteigt, und ſich in den hiezu beſonders eingerichteten Schornſteinen anſetzt. Er gleicht einem grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel verſetzt iſt. Durch einen Zuſatz von Laugenſalz befreit man den Arſenik davon auf den ſ. g. Gifthütten, und nun erſcheint er cryſtalliniſch. Der Arſenik wird zu verſchiedenen chemiſchen Arbeiten gebraucht; mit dem Kupfer gibt er das ſ. g. Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineraliſchen Farben wird er gebraucht.

Artemis, ſ. Diana.

Artemiſia, Königin von Carien, Schweſter und Gemahlin des Mauſōlus, deſſen Tod ſie auf die zärtlichſte Art betrauerte, und ihm ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die ſieben Wunder der Welt gerechnet wurde; daher der Name Mauſoleen, den man prächtigen Grabmälern beilegt. Sie ſtarb bald nach ihrem Gemahl bei dem Denkmal, daß ſie ihm errichtet hatte, im Jahr 351 vor Chriſti Geburt.

Arterien oder Pulsadern, ſ. Adern und Blut.

Arthritiſch (aus dem griechiſchen ἄρθρον, das Glied, das Gelenk), wörtlich, mit Gliederſchmerzen behaftet, oder gichteriſch. Die Arthritis, Gicht, iſt eigentlich eine Krankheit des Mannsalter (ſ. den Art. Alter) und hat ihren Grund in dem anfangenden Rückgang oder Abwärtsſteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Syſteme der Knochenbildung und der Abſonderungen. Hier äußert ſich aber deshalb auch die dieſem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abſcheidung des überflüſſigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen erdigen Stoffs), theils, bei mangelnden Naturkräften unregelmäßig erſcheint und wiederkehrt, auch wohl, anſtatt den überflüſſigen Knochenſtoff durch die Ausſcheidungsorgane aus dem Körper zu ſchaffen, denſelben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern ſich anhäufen, und ſeine Exiſtenz daſelbſt behaupten läßt, woher alsdann die ſ. g. Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancherlei Art entſtehen. Zur völligen Ausbildung der arthritiſchen Krankheit ſcheinen überhaupt zwei Momente am meiſten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünſtung. Der häufige Genuß des Weins, beſonders ſäuerlicher Weine, eben ſo der gewöhnliche Gebrauch ſehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speiſen trägt ohne Zweifel ſowohl durch Ueberfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutſyſtem erregende Wirkung dieſer Genüſſe zur wirklichen Entſtehung der Arthritis am meiſten bei, indem der Ueberfluß an rohen Nahrungsſtoffen von dem völlig ausgewachſenen Körper nicht gebraucht, und von den weniger energiſchen Verdauungsorganen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in den Regionen des Knochenſyſtems unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritiſche Krankheit kündigt ſich in dieſen Fällen bei noch vorhandener Energie der Naturkräfte

als regelmäßig periodiſches Podagra an. Es entſteht nämlich zu beſtimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbſt, bei manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geſchwollen. Gemeiniglich entſteht auch Fieber, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutſyſtem zurückwirkt. Bei der ärmern Menſchenclaſſe trifft man zwar ſelten echt podagriſche an; der Arme, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot ißt, und ſeinen Durſt mit einem Kruge Waſſer befriedigt, ſelbſt der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird ſelten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Ueberfüllung mit ſchlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von ſchlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausſcheidung derſelben, daher bei geſunkener Lebensthätigkeit in ſolchen Fällen mehr irreguläre arthritiſche Zufälle, herumziehende Schmerzen, Abſetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Maſſe in den Gliedern, und die auffallendſten Verunſtaltungen derſelben entſtehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und Rheumatismus werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechſelt, ſind aber ganz von einander verſchieden, wie aus der Vergleichung dieſes Artikels mit dem Art. Rheumatismus mit mehrerem erſichtlich iſt. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannsalter an; Rheumatismus iſt weſentlich ein entzündlicher Zuſtand im Syſtem der Muskeln und Sehnen, bei Arthritis iſt dieſer Zuſtand im Syſtem der Gelenke, Gelenkkapſeln und der Knochen, folglich hat auch bei erſterm der Schmerz ſeinen Sitz mehr in den Muskeln und erſtreckt ſich nach deren Lauf, wechſelt auch mehr in Anſehung des Ortes, bei letzterm iſt der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus iſt auch an ſich nicht mit den erdigen Geſchwülſten und Concrementen begleitet wie die Gicht. Man hat bei der letztern ſogar beobachtet, daß der kritiſche Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelaſſen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt ſeyn; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechſel des Alters die Krankheitsanlage ſelbſt von dem Muskelſyſtem auf das Knochenſyſtem und deren Gelenke fortwandert. Ueber die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Diät herrſchen, zumal unter dem Publicum, noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre, Andere ſetzen alle Hoffnung auf die Zuſammenſetzung eines abführenden Trankes, wieder Andere glauben im Faſten und Waſſertrinken ihr Heil zu finden, Andere ſuchen es, von Browns einſeitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt unter die Claſſe der aſtheniſchen Krankheiten ſetzte, im Arrak. Es gibt aber kein Specificum gegen Gicht und Podagra, als die ſorgfältige Behandlung eines vorſichtigen Arztes, der, im Beſitze der richtigen Idee von der Krankheit, die genaueſte Rückſicht nimmt auf das Lebensalter und die Conſtitution des Kranken, auf die Aeußerung der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Syſtems, auf Lebensart und Diät, und endlich auf die Natur der Zufälle ſelbſt. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Waſſertrinken und der Gebrauch kühlender Mittel höchſt nöthig ſeyn, welche einem andern ſchädlich, ja tödlich werden könnten, eben ſo umgekehrt mit erhitzenden, ſchweißtreibenden und andern Mitteln. H.

Arthur oder Artus, der Sohn Uterpendragons, ein fabelhaf-

ter König Britanniens zu Ende des fünften und zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts. Ueber ſeine hiſtoriſche Exiſtenz iſt viel geſtritten worden, und man darf ſie mit Recht in Zweifel ziehen, da Gottfried von Monmouth, ein Benedictiner aus Wallis, der um das J. 1150 lebte, die erſten Nachrichten von dem Leben und den Thaten Arthurs mittheilt, dieſer Hiſtoriker aber von keiner ſonderlichen Glaubwürdigkeit iſt und die in England herrſchenden Volksſagen ohne Wahl und Prüfung ſammelte, nicht um die alte Geſchichte dadurch aufzuklären, ſondern um einen Roman zu liefern, was ihm auch bei ſeinen poetiſchen Talenten ſehr wohl gelang. Sein Vorgeben aber, daß er nach einem alten lateiniſchen Original nur überſetzt habe, iſt aus innern Gründen zu verwerfen. Wollte man indeß auch nicht die Exiſtenz, ſo muß man wenigſtens die Thaten des Königs Arthur bezweifeln, den Gottfried mit ſichtbarer Vorliebe behandelt. Wie dem auch ſey, ſo iſt gewiß, daß die in Gottfrieds Erzählung enthaltenen Prophezeiungen Merlins und Begebenheiten Arthurs die Quelle geweſen ſind, woraus ein beſonderer Bezirk der romantiſchen Poeſie, der brittiſch-normänniſche nämlich, ſeine erſte Nahrung zog. Die Romane von dem König Arthur, ſeinem Hofe und ſeinen Rittern, kurz alle Romane von der Tafelrunde ſind hiedurch entſtanden; denn was für die franzöſiſchen Romanciers Carl mit ſeinen zwölf Pairs, das waren für die brittiſch-normänniſchen die Ritter von der Tafelrunde. Die alten Romanzen von Arthur, die ſich in mehreren Sammlungen zerſtreut finden, bilden zuſammen eine intereſſante poetiſche Chronik der Thaten dieſes merkwürdigen Fabelhelden. Auch ein altdeutſches Gedicht, wahrſcheinlich aus dem 12ten Jahrhundert handelt, von dem König Arthus und der runden Tafel.

Artikel heißt in der Grammatik das Wort, welches dem Subſtantiv (Hauptworte) vorgeſetzt und wodurch daſſelbe als beſtimmt oder unbeſtimmt modificirt wird. Man unterſcheidet daher einen beſtimmten und unbeſtimmten Artikel (im Deutſchen der, die, das und ein, eine, ein.) Der Artikel gehört nicht zu den ſ. g. acht Redetheilen (partibus orationis) und iſt daher in einer Sprache nicht weſentlich nöthig. Die lateiniſche und mehrere andre Sprachen haben ihn nicht. Die von den Puriſten verſuchte Ueberſetzung Geſchlechtswort iſt nicht zu billigen, da das Geſchlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu ſchaffen hat, der Umſtand aber, daß der Artikel ſich nach dem Geſchlechte eines Wortes ändert, nichts ihm eigenthümliches iſt, ſondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch Statt findet.

Artillerie nennt man einmal das ſämmtliche ſchwere Geſchütz, das in Feld- und Belagerungsgeſchütz eingetheilt wird, dann aber auch die Geſchützkunſt, welche die mechaniſch-techniſchen Kenntniſſe der Geſchütz- und Munitionserzeugung, den Gebrauch deſſelben, den Batterienbau u. ſ. w. umfaßt, und in eignen Artillerieſchulen gelehrt wird. Das Artilleriecorps, das bei jeder Macht anders organiſirt iſt, beſteht aus den Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen, den Bombardiers zur Bedienung der Pöller, aus den Handwerkern zur Erzeugung des Bedarfs, dann aus den Sappeurs, Mineurs, Pionniers, Pontoniers. Der Artillerie-Etat begreift alles in ſich, was der Artillerie nahe oder entfernt zugehört, nicht allein das ausgerüſtete Geſchütz ſammt Bedienungsmannſchaft, Beſpannung und Munitionsfuhrwerk, ſondern auch die Reſervemunition der Infanterie und Cavallerie, Schanzzeug, Feldſchmieden, Reſerve-Lafetten u. ſ. w. Daß die Artillerie übrigens heut zu Tage nicht allein die zerſtörende Waffe bei

Feſtungen, ſondern auch die entſcheidend wirkende Kraft im Felde iſt, lehrt hinlänglich die neuere Kriegsgeſchichte.

Artois (Carl Philipp, Graf von), zweiter Bruder Ludwigs XVI., geboren zu Verſailles den 9. Okt. 1757, vermählt den 16ten November 1773 mit Maria Thereſia von Savoyen, mit der er zwei Söhne erzeugte. Durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine Verſchwendungen berühmt, galt dieſer Prinz für einen Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er erklärte ſich vom Anfange der Revolution gegen ihre Grundſätze, und war einer der eifrigſten Vertheidiger der königlichen Vorrechte. Als er erfuhr, daß die Pariſer einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatten, entzog er ſich mit Hülfe der Nacht der Wuth ſeiner Feinde, und gab das erſte Zeichen zur Auswanderung, indem er ſich mit ſeiner Familie nach Turin an den Hof ſeines Schwiegervaters begab. 1790 hatte der Graf Artois zu Mantua eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Leopold, und 1791 begab er ſich mit dem Marſchall Broglio und dem Prinzen von Condé nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl von Offiziers veranlaßte. Er hielt ſich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüſſel, wo die Erzherzogin Marie Chriſtine ihm zu Ehren Feſte gab, und ging hierauf nach Wien, wo ihn der Kaiſer auf die ausgezeichnetſte Weiſe empfing. Er war in Pilnitz bei der Zuſammenkunft des Kaiſers Leopold und des Königs von Preußen zugegen. Nach der Annahme der Conſtitution von 1791 lud ihn Ludwig XVI. ein, wieder an ſeinen Hof zurückzukehren, aber vergebens. Er befand ſich in Koblenz und rüſtete ſich zum Kriege; beſcheinigte ſeine Weigerung in der Antwort an Ludwig XVI. und erließ eine heftige Proclamation gegen die Aſſemblee. Den 1ſten Januar 1792 ward er von der erſten Geſetzgebung für klagfällig erklärt und den 19ten Mai ſeine conſtitutionsmäßige Penſion von einer Million, die ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und ſeine Apanagerenten ſeinen Gläubigern Preis gegeben. Bei dem Eindringen der feindlichen Heere in die Champagne commandirte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von ſeinem Bruder zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt. Der Graf Artois ging hierauf nach Petersburg, wo ihn Catharine II. mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, ſchrieb er einen ſchmeichelhaften Brief an den Marſchall Broglio, und ſchickte ihm ſeine Medaillen, Diamanten und den Degen ſeines Sohnes, um ſie zu verkaufen und mit dem Gelde den nöthigſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Zu Ende des Jahres 1794 ſicherte ihm das engliſche Gouvernement eine Penſion zu, und er ſchiffte ſich den 26ſten Juli 1796 in Cuxhaven nach London ein. Er ging hierauf an Bord einer engliſchen Fregatte, die lange Zeit an den franzöſiſchen Küſten kreuzte, und den 24ſten September zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren landete, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte ſeitdem mehrere Jahre zu Edinburgh auf dem Schloſſe der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 ſollte er in der Schweiz zur condéſchen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, ſtoßen, erhielt aber noch vor ſeinem Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition geſcheitert ſey, und blieb daher in London. Im Februar 1800 ſöhnte er ſich mit den Kindern des Herzogs von Orleans aus, und erſchien mit ihnen bei Hofe, wo der König ihnen eine Audienz gab. Im November 1804 begab er ſich nach Calmar in Schweden, er hatte daſelbſt eine Zuſammenkunft mit ſei-

nem Bruder und ſeinem älteſten Sohne, der ſich 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. vermählt hatte, und kehrte hierauf nach London zurück, wo er noch lebt.

Arundelianiſche Marmor, ſ. Oxford.

Aruſpex (Haruſpex) und in der Mehrzahl Haruſpices waren bei den Römern gewiſſe zur Prieſterclaſſe gehörige Perſonen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derſelben nach ihrer Opferung beſichtigten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforſchen. Auſſerdem achteten ſie auch auf die das Opfer begleitenden Umſtände und weiſſagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. ſ. w. Sie ſtammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Anſehen bis auf den Kaiſer Conſtantin (357 nach Chr.), der alle Wahrſagerei bei Todesſtrafe verbot. Ihre Anzahl belief ſich zuletzt auf 70; ihr Vorſteher hieß summus aruspex oder magister dublicus.

Arzneikunde. Man verſteht darunter gewöhnlich die Summe von Kenntniſſen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten zu verhüten, und wirklich eingetretene ihrem Entſtehen, Verlauf und Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterſcheiden und nach ihren Erforderniſſen zu behandeln, um ſie zu heilen oder wo dies nicht zu erreichen iſt, doch zu lindern. Dies iſt jedoch eigentlich der Begriff der Heilkunde insgeſammt, und unter Arzneikunde ſollte man nur die Kenntniß der Arzneien und deren Anwendung auf den kranken Körper verſtehen. Die Geſchichte einer Wiſſenſchaft, welche mit dem Leben und der Geſundheit des Menſchen in ſo genauer Beziehung ſteht, muß jedem Gebildeten höchſt wichtig ſeyn; ſie zeigt uns, auf welchen Grad von Cultur die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke ſtand, wie mit der Bildung des Verſtandes auch die Kenntniſſe in der Medicin anwuchſen, wie an der Vervollkommnung anderer Wiſſenſchaften auch die Medicin jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geiſtes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einſeitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was vorgefaßte Meinungen beſtätigen ſollte, ihr jederzeit ſchädlich war. Der Entſtehung der Arzneikunde einen beſtimmten Zeitpunkt anzuweiſen, iſt eben ſo unmöglich als unnütz. Was uns die älteſte Geſchichte davon aufbewahrt hat, iſt meiſtens mit fabelhaften Erzählungen ausgeſchmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der erſten nothwendigſten Hülfsleiſtungen, von der Natur durch den ſich in Krankheiten zeigenden Inſtinct, zuweilen auch vom Zufall belehrt. Sobald höhere Cultur des Geiſtes ihre Wirkſamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erſtreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geiſtesveredlung andern vorangingen, auch zuerſt an, die Arzneikunde aus jenem Naturſtande zur Kunſt zu erheben. So weit wir daher in der älteſten Geſchichte Nachrichten haben von den zuerſt ſich bildenden Nationen, finden wir auch, daß bei ihnen die Medicin zuerſt anfing, ſich auf die unterſten Stufen der Vervollkommnung zu erheben. So war bei den älteſten Aegyptiern ſchon eine Spur von Arzneikunde, indem dem Hermes, deſſen Urſprung von der ägyptiſchen Götterfamilie abgeleitet und deſſen Nachfolgern ein Buch zugeſchrieben wurde, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Aerzte befolgen mußten. Dies waren in den älteſten Zeiten die Prieſter, welche ſich von jeher als Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und Menſchheit geltend zu machen ſtrebten. Aus den geſammelten Beobachtungen

und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit ihrer angewandten Mittel entſtand endlich ihre Arzneikunde. Denſelben Gang nahm die Entſtehung derſelben bei den Griechen. Auch ſie hatten Perſonen unter ihren Gottheiten, denen ſie die Erfindung der Arzneikunde zuſchrieben, (z. B. Aeſculap, 1263 J. vor Chr.) deren Prieſter ſich für die einzigen Beſitzer der göttlichen Kunſt ausgaben, und in ihren Tempeln die Kranken verſammelten, die Beſchreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte geneſen zu ſeyn, in denſelben als Weihtafeln aufhingen. Aus dieſen Prieſterſchulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wiſſenſchaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (456 J. vor Chr.). Die unter ſeinem Namen bekannten Schriften ſind jedoch nicht alle von ihm allein, ſondern zum Theil auch von ſeinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Aerzte auf den wahren Standpunkt, von welchem ſie ſich wenigſtens damals noch nicht entfernen durften, wenn ſie ſich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunkt der treuen Naturbeobachtung. Allein ſchon ſeine nächſten Nachfolger blieben ſeinem Wege nicht treu, ſondern ſuchten mittelſt der damals herrſchenden philoſophiſchen Meinungen und Syſteme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein Syſtem zu bringen. Daher die Entſtehung der dogmatiſchen Medicin. In ſpäterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanſtalt der Aerzte; allein auch unter dieſen herrſchte die Sucht, mediciniſche Theorien auf philoſophiſchen Syſtemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geiſt, vertraut mit den hippokratiſchen Schriften und der Schulphiloſophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlaſſenen Weg der Erfahrung wieder einſchlugen; daher die Schule der Empiriker entſtand, deren Stifter Serapion von Alexandrien (279 J. vor Chr.) war. Doch der nach Verſtandeseinheit ſtrebende Geiſt des Menſchen ſuchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und ſo bildete ſich die Schule der Methodiker. Einen neuen Verſuch, der Medicin eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch ſeine viele Schriften (160 nach Chr.). Er ſchrieb Auslegungen über die hippokratiſchen Schriften, und arbeitete beſonders die Lehre vom Pulſe ſehr aus. Seiner Theorie hingen die Aerzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beſtändig Einfälle fremder kriegeriſcher Völker das römiſche Reich erſchütterten, bis in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandriniſchen Bibliotheken wurden zerſtört, die Mahomedaner breiteten ſich nicht nur in Aſien ſondern ſelbſt in Europa aus. Bei den Arabern erhielt ſich zwar noch einige Gelehrſamkeit, doch blieb die Medicin auf dem Grade ſtehen, auf welchen ſie die griechiſchen Aerzte gebracht hatten. Prieſter und Mönche waren in dem chriſtlichen Europa damals beinahe die einzigen Aerzte. In Salern im Neapolitaniſchen legten die Mönche (im achten Jahrhundert) den Grund zu einer Anſtalt, die in der Folge den wichtigſten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen ſie durch ihre Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im elften Jahrhunderte aber ſtudirten ſie die arabiſchen und griechiſchen Aerzte, und mehrere unter ihnen erwarben ſich als Aerzte ſchon durch ihre Gelehrſamkeit bedeutenden Ruhm. Im dreizehnten Jahrhundert gab Kaiſer Friedrich II. der ſalernitaniſchen Schule die völlige Einrichtung ei-

ner Akademie mit vielem Anſehen und vielen Gerechtſamen. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt gab der Verbreitung der Wiſſenſchaften einen neuen Schwung. Auch die Arzneikunde nahm Antheil daran, indem das Studium der griechiſchen Aerzte nun weit allgemeiner wurde, und die Ausübung immer mehr aus den Händen der Mönche kam, wozu ſchon vorher die Verbote der Päpſte viel mitgewirkt hatten. Bisher hatten die Aerzte immer noch dem galeniſchen Syſtem treulich gefolgt, nur wenige ſuchten den echt hippokratiſchen Geiſt in der Medicin wieder herzuſtellen. Jetzt trat Paracelſus auf, verwarf nicht nur Galens, ſondern aller ſeiner Vorgänger Syſteme und Theorien (im J. 1525), und ſtellte mit großer Selbſtgenügſamkeit ein neues auf, welches theils auf chemiſchen Grundſätzen gebaut, theils mit theoſophiſchen, magiſchen und aſtrologiſchen Schwärmereien ausgefüllt war. Helmont nahm als Grund aller Lebensbewegungen einen Lebensgeiſt an, den er Archäus nannte. Damit verband er auch chemiſche Grundſätze, und ſtellte ein neues Syſtem auf. Noch mehr zur Veränderung der bisherigen Anſichten in der Arzneikunde trug die Entdeckung des Blutumlaufs von Harvey (1619) bei, indem dadurch das iatromathematiſche Syſtem veranlaßt wurde, welches der Medicin durch Berechnungen Evidenz verſchaffen wollte. Sydenham (in den Jahren 1665 u. f.) ſtellte die alte empiriſche Schule wieder her; er beobachtete die Einwirkungen der Einflüſſe der Witterung ſehr genau. Stahl (1707 u. f.) erneuerte das helmontſche Syſtem und ſtellte es in einer veränderten Form wieder auf, indem er die Rolle des Archäus der Seele zutheilte. Dabei aber nahm er auch große Rückſicht auf die Lebenskräfte und die Thätigkeit der Natur, beſtimmte die Urſachen der Krankheiten genauer, als bisher geſchehen war, und beſchränkte ſehr den Gebrauch ſtarker und heroiſcher Arzneimittel. Je allgemeiner jetzt das Studium der Medicin wurde, deſto mehrere vorzügliche Männer ſtanden auf, welche von Zeit zu Zeit den Verſuch machten, die Medicin als Wiſſenſchaft feſter zu begründen. Jeder ſah den Irrweg, auf welchem ſein Vorgänger von der Wahrheit abgekommen war, ſchlug einen andern Weg ein und fehlte gleichfalls. Unter dieſen machten ſich (im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) noch berühmt Friedrich Hoffmann und Boerhaave. Die Cultur der andern Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders derer, welche mit der Arzneikunde in Verbindung ſtehen, als Philoſophie, Phyſik und Chemie, wurde jetzt auch höher getrieben, und ihre Bereicherungen trug man in die Medicin über. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts änderten die Anſichten in der Medicin ſchneller als je, indem immer mehr Bearbeiter derſelben ſich erhoben. Im Ganzen waren jedoch die Syſteme hauptſächſich mit Rückſicht auf die Lebenskräfte und auf deren Stimmung, dann auf die Miſchung der Säfte gerichtet, oder ſie waren bloß empiriſche nach Sydenhams Schule; oder eklektiſche, welche aus jeder Theorie das Brauchbare nahmen, übrigens ſich mit hippokratiſchem Geiſt an die Beobachtung der Natur und eine rationelle Empirie hielten. Dieſe Stille in der Medicin unbrach Brown mit ſeinem neuen Syſtem, das bloß auf die verſchiedenen Verhältniſſe zwiſchen der Erregbarkeit und der auf ſie wirkenden Reize gebaut war, und alle andern zu verdrängen drohte. (S. die Artikel Brown, Erregungstheorie, u. ſ. w.) Am meiſten Aufſehen machte dieſes Syſtem bei den Deutſchen, bei welchen es auch die meiſten Anhänger, Bearbeiter und Nachbeter fand. Indeſſen erhoben ſich doch auch viele Stimmen mit gegründeten Einwürfen dagegen, welche nicht ganz verhallten und mehrere Modificationen veranlaßten, aus welchen

die ſogenannte Erregungstheorie entſtand. Während dieſer Zeit fing die neueſte Naturphiloſophie an, ihr Licht auch in der Medicin zu verbreiten. Mehrere Aerzte wandten die Grundſätze dieſer Philoſophie mit vielem Glück auf einzelne Zweige der Medicin an, beſonders enthüllten ſich in der Phyſiologie, in der Lehre von dem Leben ſelbſt, dem Organismus, ſeinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Function neue und überraſchende Anſichten. Selbſt auf die Pathogenie, die Erklärung der Entſtehung der Krankheiten, auf die Theraphie, die Behandlung derſelben, hat ſie ſchon in kurzer Zeit einen ſo wohlthätigen Einfluß gehabt, daß ſich mit Grund hoffen läßt, ſie werde die Medicin, als Wiſſenſchaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, deſſen ſie, in Verhältniß der menſchlichen Beſchränktheit, nur fähig iſt. — Die Arzneikunde faßt folgende Wiſſenſchaften in ſich: Anatomie, Phyſiologie, die Lehre vom geſundem Zuſtande des Organismus, dem Leben, den Functionen der einzelnen Syſteme u. ſ. w.; Pathologie, die Lehre von den Krankheiten; Semiotik, die Lehre von den Zeichen; Therapie, von der Cur der Krankheiten; Arzneimittellehre, von den Wirkungen der Naturproducte auf den menſchlichen Körper. Einen beſondern Theil der Arzneikunde macht die Chirurgie aus, welche auch die Geburtshülfe in ſich begreift. Die vornehmſten Hülfswiſſenſchaften der Medicin ſind Philoſophie, Naturgeſchichte, beſonders Botanik, Phyſik, Chemie, Pharmacie. H.

Arzt, derjenige, welcher im Beſitz aller zur Erhaltung der Geſundheit und Abwehrung der Krankheit, oder wenn letztere eingetreten iſt, zur Erkenntniß und Heilung derſelben gehörigen Wiſſenſchaften, die Geſundheit des Menſchen zu erhalten, und im Fall ſie verloren iſt, wieder herzuſtellen ſucht. Der Beſitz der Heilwiſſenſchaft allein macht den ſogenannten theoretiſchen Arzt, der Uebergang des Wiſſens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach dieſem Ziele, den ſogenannten practiſchen Arzt, eigentlicher den Heilkünſtler. Der wahre Arzt in dieſem Sinne muß alſo nicht bloß im Beſitze der Heilwiſſenſchaft, ſondern auch der Heilkunde ſeyn. Beide ſtehen in dem Verhältniß zuſammen, wie Wiſſenſchaft und Kunſt (in höherm Sinne) überhaupt. Letztere bezeichnet den Uebergang der ganzen Summe des Wiſſens in Handeln. Wiſſenſchaft erzeugt und leitet die Idee, Kunſt ſucht dieſe in einem Product wirklich herzuſtellen. Die Kunſt muß ſelbſt da, wo Wiſſenſchaft nicht hinreicht, dieſe erſetzen, die Regeln für den beſtimmten Fall ſelbſt erfinden, wo die Wiſſenſchaft nur die allgemeinen Geſetze angibt. Dies iſt vorzüglich der Fall, wo der Verſtand nicht nach einfachen und ganz beſtimmten Grundſätzen, ſondern nach vielen, zuſammengeſetzten und veränderlichen Umſtänden ſchließen, wo er ſich ſtatt der Gewißheit oft mit Wahrſcheinlichkeit begnügen muß. Die Kunſt beruht demnach auf Genie, als dem höchſten Grade ſelbſtſchaffender Geiſtesthätigkeit überhaupt, oder dem harmoniſchen Verein von vorzüglichem Verſtand und thätiger Imagination, als Schöpferin und Erfinderin neuer Ideen. Das Object der Heilkunſt iſt der Menſch als lebendes geiſtiges Weſen, deſſen Inneres in unaufhörlichem Wechſel ſeines Zuſtandes theils durch Beſtimmungen der ihn umgebenden Außenwelt, theis durch innere, willkürliche und unwillkürliche Selbſtbeſtimmungen, begriffen iſt. Welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menſchen dar, welche Verſchiedenheit im Stande der Geſundheit, welche Abweichungen von dieſem Stande, durch Alter, Geſchlecht, äußere Einflüſſe, innere Geiſtesbewegungen modificirt. Hier bietet die Wiſſenſchaft dem Verſtande nur wenige beſtimmte

aber deſto mehr ſchwankende, bedingte, zuſammengeſetzte Grundſätze dar; in vollem Maße muß die ſelbſtſchaffende Thätigkeit der Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, hervortreten, die Grade der Wahrſcheinlichkeiten zu meſſen und ſchnell das Richtige zu beſtimmen. Die Heilkunſt erfodert alſo eben ſo wohl Genie, als die Kunſt überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wiſſenſchaft hier ſchon ſo groß, der Spielraum der Kunſt aber unermeßlich iſt. Die **Anlage** zum Arzt beruht aber nicht ſowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, als Vorwalten irgend einer beſondern Fertigkeit oder Geiſtesfähigkeit, ſondern vielmehr auf Genialität in höherm Sinne, oder dem harmoniſchen Verein aller Geiſteskräfte in vorzüglichem Grade, beſonders des Verſtandes und der Imagination. In Rückſicht des erſtern muß der Arzt philoſophiſches, in Rückſicht des zweiten dichteriſches Genie beſitzen; denn der Arzt, wie der Philoſoph, darf ſich nicht begnügen, die Dinge zu wiſſen, wie ſie ſind, ſondern er muß auch den Grund unterſuchen, warum ſie ſo ſind. Der philoſophiſche Geiſt führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von dem Einfachen zu dem Zuſammengeſetzten, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüſſe und endlich zu allgemeinen Grundſätzen. Das Dichtergenie zeigt ſich bei dem Arzte dadurch, daß er da, wo die Wiſſenſchaft für den individuellen Fall nicht hinreicht, durch ſelbſtſchaffende Thätigkeit der Imagination ſich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen ſchafft, ſchnell den Heilplan, nicht nach dem Compendium der Wiſſenſchaft, ſondern ſpeciell für das Individuum entwirft. Was die **Ausbildung** des Arztes betrifft, ſo bezieht ſie ſich zunächſt auf Erlernung der Wiſſenſchaft und Uebung der Kunſt. Die Erlernung der Wiſſenſchaft erfodert die Einſammlung aller zur Arzneikunde (ſ. d. Art.) gehörigen Kenntniſſe. Kein Theil der Arzneikunde und keine der zu ihr gehörigen Hülfswiſſenſchaften darf davon ausgeſchloſſen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entſtehen ſoll. Man hat neuerer Zeit darüber geſtritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben, oder vereinigt werden ſoll. Es iſt aber kein Zweifel, daß in der theoretiſchen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt iſt, und getrennt bleiben wird. Was die Kunſtbildung betrifft, ſo beruht ſie, wie oben gezeigt wurde, auf Genie. Wo dieſes fehlt, da findet nie Kunſt Statt. Das Genie des Arztes iſt nun erſt das Band, welches die Wiſſenſchaft mit der Natur verknüpft; es iſt der Lichtſtrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn ſelbſt begreifen läßt, was aus der Fülle der Wiſſenſchaft auf die Mannichfaltigkeit der Individuen paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geübt werden durch öftere Anwendung der Wiſſenſchaft auf individuelle Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Aehnlichkeit derſelben und Unterſcheidung ihrer innern Verſchiedenheiten, durch ſchnelles Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derſelben, durch ſchnelle Unterſcheidung der Grade der Wahrſcheinlichkeit u. ſ. w., wodurch endlich die Kunſtfertigkeit entſteht. So wie die Anlage den Grund der Möglichkeit, ein wahrer Arzt zu werden, bezeichnet, die Ausbildung aber derſelben die Richtung auf den Heilzweck gibt, ſo bezeichnen die **Eigenſchaften** des Arztes die einzelnen in der Erſcheinung ſich wirklich darſtellenden Momente, welche zur Ausübung der ärztlichen Function erfoderlich ſind. Einige der nothwendigſten ſind folgende: Körperliche regelmäßige Bildung, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck in der Erſcheinung des Arztes macht; Geſundheit, in ſo fern der Arzt körperlichen Anſtrengun-

gen ſich unterziehen muß, und ſie ſelbſt auf die ungetrübte Wirkſamkeit des Geiſtes und auf die reine Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Schärfe der Sinne, zur ſchnellen Auffaſſung aller auf den Kranken ſich beziehenden ſinnlich wahrnehmbaren Umſtände. Unter den geiſtigen Eigenſchaften ſind vorzüglich Scharfſinn, Beobachtungsgabe und Selbſtdenken zu bemerken. Unter den moraliſchen Eigenſchaften ſind die vornehmſten Religioſität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl beſtürmenden widrigen Erfahrungen, denen der Arzt ausgeſetzt iſt, unerlaßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühſeligkeiten des ärztlichen Berufs, der Schwächen des Kranken, zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Gegenwart des Geiſtes, dieſes Geſchenk der gütigen Natur, um ſelbſt bei ſchnellen und auffallenden Begebenheiten Faſſung zu behalten, und alle Hülfsmittel der Kunſt zur Anwendung bereit zu haben; Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ſinnlichen Genüſſen, um jederzeit zu den Pflichten des ärztlichen Berufs gnügen zu können; Verſchwiegenheit; Uneigennützigkeit, Klugheit u. ſ. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus dem Begriff des Zwecks und des Gegenſtandes ſeiner Thätigkeit. Das koſtbarſte der irdiſchen Güter übergibt ihm der Menſch, ſein Leben, und ſeine Geſundheit; er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherſtellung der Geſundheit, als der ungetrübten Schönheit des Lebens. Die Heiligkeit dieſes Berufs ſahen von jeher alle von ihr durchdrungenen wahren Aerzte ein. Die allgemeinſte Bezeichnung der Arztespflicht iſt: alles zu thun, wovon er überzeugt iſt, daß es für das Leben und die Geſundheit ſeines Anvertrauten nützlich iſt, und gegentheils nichts zu thun, wovon er überzeugt iſt, daß es für ſolche ſchädlich iſt. Daher die ſpeciellen Pflichten des Arztes: er muß die Höhe des jedesmaligen Standpunktes der Arzneikunde zu erreichen ſtreben, alſo beſtändig fortſtudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Aerzte und den Bereicherungen der ſtets fortſchreitenden Wiſſenſchaft und Kunſt ſich bekannt machen, er muß treu und ſorgfältig in Ausübung ſeines Berufs ſeyn, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältniſſen deſſelben ſieht, Verſchwiegenheit beobachten u. ſ. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt ſich gleichfalls aus dem Zweck der Heilkunſt ableiten. Der Arzt ſteht gegen das Publikum als wiſſenſchaftlicher Künſtler, von dem es Erhaltung oder Wiederherſtellung der Geſundheit erwartet. Vor dem Arzt gilt kein Anſehen der Perſon; Fürſt oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menſchen ſind ihm gleich. Als Kranke können ſie nur in ſoweit Rückſicht auf äußere Verhältniſſe verlangen, als ſolche auf den Heilzweck Einfluß haben. Eben dieſer erfodert auch, daß jeder Kranke ſich unbedingt den Verordnungen des Arztes unterwerfen muß. Der Arzt, welcher ſich von den äußern Verhältniſſen des Kranken imponiren, ſich von eigennützigen Rückſichten anders beſtimmen läßt, verkennt ſeine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit des Kranken gegen ſeinen Arzt iſt größer, als bei jedem andern Künſtler. Hierunter verſtehen wir jedoch nicht die pecuniäre Belohnung, als welche nach gewiſſen Beſtimmungen feſtgeſetzt ſeyn muß, ſondern das Gefühl und die Ueberzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künſtler für das Publicum arbeiten, er muß dieſe Arbeit zu jeder Zeit, ſobald es die Noth erfodert, oft unter Umſtänden, die ihm unangenehm, beſchwerlich, die oft ſogar gefahrvoll für ihn ſind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Geſundheit Anderer zu erhalten, ſeine Ruhe

und ſeinen Lebensgenuß, oft ſeine eigene Geſundheit und ſein Leben aufopfern. Wie reichlich daher die Dienſte des Arztes auch bezahlt werden mögen, ſo bleiben ihm immer noch die gerechteſten Anſprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Das Urtheil des Publicums über den Arzt wird theils durch den Grad von Geiſtesbildung theils durch den Willen des erſtern beſtimmt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Beurtheilung und Behandlung des Arztes einen ſichern Maaßſtab für die Geiſtes- und Herzensbildung der Menſchen, die mit ihm zu thun haben, abgibt. Den Werth des echten Heilkünſtlers einzuſehen, dazu gehört die Kenntniß deſſen, was zur Anlage und Ausbildung deſſelben erfodert wird, und ſeine Bemühungen mit Dank zu erkennen, dazu gehört eine höhere Humanität, als bis jetzt noch gewöhnlich iſt. Der Pöbel hält den Arzt bloß für einen Arznei- oder Recepthändler; Pfuſcher und Quackſalber, die mit abergläubiſchen Mitteln, Bader, die nach einem aufgefundenen alten Receptbuche, die groben Empiriker, die die Krankheit nach ihrem Namen behandeln, ſtehen bei ihm in gleichem Range. Er hält jeden, unter deſſen Händen ein Kranker geſund worden iſt, für einen Arzt, weil er Urſach und Wirkung nicht zu unterſcheiden vermag; er hegt aber ſelbſt gegen den Arzt, der ihm geholfen hat, nicht weiter Dankbarkeit, als daß er ihm höchſtens einen elenden Lohn bezahlt. Dabei trifft noch bei den meiſten das Sprüchwort ein:

Accipe cum dolor est, nam postquam paena recessit,
Audebit sanus dicere, multa dedi.

Halbwiſſer und Witzlinge beſchuldigen gern die Arzneikunſt überhaupt der Unſicherheit, weil ſie die natürlichen Gränzen derſelben nicht kennen oder nicht kennen wollen, und weil es überhaupt leichter iſt, über eine Kunſt zu ſpotten, als ſie zu üben. Was von Natur unheilbar iſt, kann kein Arzt heilen, was Alter allmälig herbeiführt, kann Krankheit ſchnell herbeiführen. Ob die Natur, oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einſehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und Gränzen ihrer Wirkſamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher es ihm leichter iſt, dem Zufall zuzuſchreiben, was eine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen dem Arzneimittel und der Krankheit iſt. Mancher Arzt wird durch günſtige Meinung, Verbindungen u. ſ. w. gehoben, er wird in allen Vorfällen günſtig beurtheilt. Stirbt einem Andern ein Kranker, ſo gibt man dem Arzt die Schuld, weil es den meiſten Menſchen zu ſchwer iſt, die Mannichfaltigkeit der Urſachen, warum auch ein geſchickter Arzt den Kranken nicht herſtellen konnte, einzuſehen. Im Gegentheil erzeigt man aus den nämlichen Urſachen einem ſchlechten Arzte oft die Ehre, die Geneſung eines Kranken ihm zuzuſchreiben, bloß deswegen, weil er der letzte geweſen iſt, den der Kranke gebraucht hat. — Der Arzt ſteht gegen den Staat im Verhältniſſe eines der erſten Staatsdiener. Dieſe Würde kommt ihm zu ſowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntniſſen, die ihm nöthig ſind, wegen der Wichtigkeit ſeiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit ſeiner Kunſt. Der Staat wird nur erhalten von ſeinen geſunden Bürgern, wird nur vertheidigt von geſunden Soldaten, regiert von geſunden Beamten. Je mehr Kranke, deſto ſchwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, deſto länger muß der Staat dieſen Bürger entbehren. Es erfordert daher das erſte Intereſſe des Staats, für die Geſundheit ſeiner Mitglieder zu ſorgen. Darum liegt ihm ob für gehörige Auswahl der Subjecte und ihre Ausbildung zu echten Aerzten Sorge zu tragen, die Unwürdigen von der Arzneikunſt abzuhalten, alſo

auf die hinlängliche Prüfung der Aerzte, auf die Fortſchritte derſelben zu ſehen, die Entweihung der Kunſt von Pfuſchern aller Art und den Nachtheil, der hieraus fließt, zu verhüten, für die Sicherung der Subſiſtenz der Aerzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. So wie der Arzt als ſolcher, dem Ideal eines echten Heilkünſtlers nachſtrebend und möglichſt nahe kommend, angenommen wird, wird auch das Verhältniß zum Staate als ſolches, wie es ſeyn ſollte, angenommen, obgleich die Erfahrung noch in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß dieſen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachläſſigt, theils Egoismus und kleinliche Rückſichten dem Arzte die Würde ſchmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Muſik die neunte Stufe der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu f die kleine Terze macht; iſt ſie die große Terze zu e, oder die Quinte zu cis, ſo wird ſie gis genannt; As dur, As moll. — Ferner iſt As, 1. ein Apothekerpfund, ſ. Apothekergewicht; 2. ein Ducatengewicht, der 70ſte Theil eines Ducatens.

Asbeſt (der gemeine) iſt ein grüner verhärteter Amianth, deſſen Faſern ſich nicht theilen laſſen, ſondern in groben Splittern abſpringen. Zuweilen hat er die Geſtalt des Holzes und wird dann **Bergholz** genannt. **Der gemeine und biegſame** Asbeſt kommen jederzeit in Geſellſchaft vor, und gehen in einander über, weshalb man ehedem glaubte, der Asbeſt ſey ein noch unreifer Amianth, deſſen heutiger Name biegſamer Asbeſt iſt. Die Asbeſtgattung, welche jetzt vier Arten hat, iſt ihrer Entſtehung nach ein mehr oder weniger faſriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinſteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Allein die obengedachte Verwandlung des gemeinen Asbeſt in biegſamen iſt nicht das Reſultat einer Veredlung, ſondern wie Kirwan bemerkt, vielmehr das Reſultat der Zerſtörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbeſtarbeiten heben wir nur die wichtigſten aus. Der vollkommenſte biegſame Asbeſt iſt der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich und ſeine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachſes ſehr gleich. Zuerſt legt man ihn ins Waſſer, damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Faſern verhindere. Darauf wird er auf einer Platte mit Klopfhölzern gebrecht und die abgetrennten Faſern werden aus einander gezogen. Drittens kommen ſie in heiſſes Waſſer, worinnen man dieſelben fleißig umrührt; wobei ſich das verwitterte Bindemittel der Faſern abſondert und das Waſſer wie Milch färbt. Dieſes Waſchen wird ſo lange fortgeſetzt, bis es ungetrübt davon abgegoſſen werden kann. Die reingewaſchenen Fäden breitet man wegen des ſchnellen Ablaufens des Waſſers in Siebe aus und trocknet ſie an der Sonne. Die völlig getrockneten Faſern werden nun mit engen Wollkämmen gelinde geſtrichen, zertheilt, aufgegriffen und endlich zwei Asbeſtfaſern mit einer Flachsfaſer zuſammengeſponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieſelbe gegen die Stiche der Asbeſtfaſern zu ſchützen und zugleich die Asbeſtfaſern dichter zuſammenzukleben. Dieſes Geſpinnſt wird endlich auf dem Weberſtuhle ohne weitern Zuſatz ſo dicht und ſteif als möglich gewebt und das fertige Zeug zuletzt auf glühende Kohlen ausgebreitet, wodurch der Flachs und das Oel ausbrennen; aber gerade dieſes Ausbrennen iſt das Schwierigſte bei dieſer Asbeſtarbeit. Auf dieſe Art verfertigt man ſeit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handſchuh und Beutel; auf den Pyre-

näen, Gürtel, Bänder, Schnuren, Servietten ꝛc. Kaiſer Carl V. hatte Tiſchzeug von Asbeſt, das er bisweilen nach Tiſche zum Vergnügen ſeiner Gäſte ins Caminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugniß des Dioscorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten ſie darin, damit die Ueberreſte derſelben ſich nicht mit der Holzaſche vermiſchen ſollten. Weiter verfertigte man aus Asbeſtfaſern Lampendocht, Papier; D. Faxe Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs- und Stuckaturarbeit verfertigen; und nach Dolomieu ſoll man dieſe Faſern auf Corſica mit Thone zuſammenkneten, Geſchirre daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich iſt, und die Abwechſelung der Hitze und Kälte beſſer verträgt. X.

Aſcanius, des Aeneas und der Creüſa Sohn, verließ an der Hand ſeines Vaters das brennende Troja (ſ. Aeneas und Troja) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorſichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhus gehörigen Hirſch und verwickelte dadurch ſeinen Vater in einen Krieg, der dieſem das Leben koſtete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Aeneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden wurde und aus Furcht vor Aſcanius in die Wälder floh, ließ er ſie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit ſeinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eigenes Reich ſtiftete, das aber nach ſeinem Tode mit dem lateiniſchen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrſchte, vereinigt wurde.

Asceten nannte man zu alten Zeiten in der chriſtlichen Kirche diejenigen Perſonen, welche ſich ſtrenger Uebungen in der Frömmigkeit befleißigten und ſich durch Enthaltung von ſinnlichen Genüſſen und willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen ſuchten; daher Erbauungsſchriften, welche zur Uebung des Geiſtes in der Frömmigkeit Anleitung geben, asceti ſche Schriften heißen. Schon vor Chriſto und zu den Zeiten der erſten chriſtlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdiſche Asceten (ſ. d. Art. Eſſäer) und heidniſche unter den griechiſchen Philoſophen, beſonders den Platonikern. Der Ausdruck Aſcet iſt von dem griechiſchen Askeſis, Uebung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetiſchen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die ſich, um deſto geſchickter zu den Kampfſpielen zu ſeyn, vieler Genüſſe enthalten mußten. Ueber den Charakter der chriſtlichen Asceten und die Religionsanſicht, die ihre Praxis motivirte, vergl. die Art. Gnoſtiken, Heilige, Möncheleben. E.

Aſche iſt der feuerbeſtändige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückſtand, der nach dem völligen Verbrennen organiſcher Körper übrig bleibt und nicht mehr geſchickt iſt, das Feuer zu unterhalten. Die Beſtandtheile der Aſche ſind, beſonders in Hinſicht auf Zuſammenſetzung und Gehalt, nach den verſchiedenen Körpern, aus denen ſie herrührt, verſchieden. Die vegetabiliſche Aſche beſteht vornehmlich aus erdigen und ſalzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen abſondern kann und vegetabiliſches Alkali nennt. (ſ. d. Art.) Je feſter und dichter gewebt eine Holzart iſt, um ſo mehr Alkali gibt ſie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das äſtige Farrenkraut mehr als irgend eine bekannte Pflanze. Je trockner die Gewächſe geworden, deſto weniger liefern ſie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlenſäure bei ſich. Es iſt daher um ſo ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Aſche entſtand und je anhaltender und ſtärker die Calcination des Alkali's geſchah. Völlig rei-

nigen von allen fremdartigen Subſtanzen kann man es nur durch Cryſtalliſation. (Vergl. Pottaſche.) Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt die thieriſche Aſche, beſonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewiſſer innerer Zuſammenhang; ſie enthält keine Salztheile, ſondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorſäure führt. — Der Gebrauch der Holzaſche iſt bekanntlich ſehr groß. Seifenſieder, Bleicher u. ſ. w. verbrauchen ſie in ungeheurer Menge. Auch gibt ſie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aſchermittwoch, der erſte Tag der vierzigtägigen Faſten, welche die römiſche Kirche kurz vor Oſtern hält. Er hat dieſen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, ſich mit Aſche zu beſtreuen, welches an die Buße im Staub und in der Aſche erinnern ſoll.

Aeſchines, der Redner, brachte als der Sohn armer Aeltern ſeine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an deſſen Gaukeleien er, beſonders an den Bacchusfeſten, Theil nahm; ward, durch den Beifall ermuntert, Schauſpieler, dann Schreiber in einem Untergericht, hörte den Plato und Iſokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demoſthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, ſo vortheilhaft er ſich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. — Aeſchines, der Philoſoph, der zum Unterſchiede von jenem auch der ſokratiſche genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um ſeine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich ſelbſt. Nimm mich hin als dein eigen." — „Du kennſt den Werth deines Geſchenkes nicht," antwortete ihm Sokrates, ihn zu ſeinem Schüler annehmend. — Seine Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir beſitzen von ihm noch drei Geſpräche.

Aeſchylus, der Vater des griechiſchen Trauerſpiels, wurde im 4ten Jahre der 63ſten Olympiade (525 Jahre vor Chriſti Geburt) zu Eleuſis in Attika geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden haben wir höchſt mangelhafte und unſichere Nachrichten. Er focht für ſein Vaterland in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, ſah die Rieſenmacht des Darius und Xerxes vor den Waffen der freien Griechen untergehen, und war begeiſtert von dem ſtolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieſer hohen Begeiſterung dichtete er ſeine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerſt die tragiſche Kunſt zu einer würdigen Geſtaltung erhob, ſo daß er als der Schöpfer derſelben zu betrachten iſt. In voller Rüſtung (ſagt A. W. Schlegel) wie Pallas aus dem Haupte des Jupiters, ſprang die Tragödie aus dem ſeinigen hervor. Er bekleidete ſie würdig, und gab ihr einen angemeſſenen Schauplatz; er erfand den ſceniſchen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Geſang und Tanz, ſondern trat ſelbſt als Schauſpieler auf. Er entfaltete zuerſt den Dialog und beſchränkte den lyriſchen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und ſtarken Zügen. Seine Plane ſind äußerſt einfach, abgemeſſen fortſchreitend. Verwickelungen und Auflöſungen kannte er nicht. Alle ſeine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernſtes Gemüth. Nicht die ſanfteren Rührungen, das Schrecken herrſcht bei ihm: das Haupt der Meduſa wird den erſtarrenden Zuſchauern entgegengehalten. Seine Behandlung des Schickſals iſt äußerſt herb: in ſeiner ganzen düſtern Herrlichkeit ſchwebt er über den Sterblichen.

Der Cothurn des Aeſchylus hat gleichſam ein ehernes Gewicht: lauter rieſenhafte Geſtalten ſchreiten darauf einher. Es ſcheint ihm faſt Ueberwindung zu koſten, bloße Menſchen zu ſchildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebſten Titanen, jene älteren Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängſt in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinuntergeſtoßen ſind. Nach dem Maße ſeiner Perſonen ſucht er die Sprache ſelbſt, die ſie führen, rieſenmäßig anzuſchwellen. Daraus entſtehen ſchroffe Zuſammenſetzungen, Ueberladen mit Beiworten, im Lyriſchen oft Verſchlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltſamkeit ſeiner Bilder und Ausdrücke iſt er dem Dante und Shakſpeare ähnlich. Doch fehlt es dieſen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Aeſchylus rühmen. Wir beſitzen von ſeinen zahlreichen Tragödien, deren Geſammtzahl auf ſiebzig, von Andern ſogar auf neunzig angegeben wird, nur noch ſieben; aber unter dieſen, nach dem Zeugniſſe der Alten, einige ſeiner vorzüglichſten Werke. Sie ſind: der gefeſſelte Prometheus, die ſieben gegen Theben, die Perſer, Agamemnon, die Choëphoren, die Eumeniden und die Schutzgenoſſinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den ſeinigen vorgezogen zu ſehen, verließ Aeſchylus endlich ſein Vaterland und begab ſich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero ſehr ehrenvoll aufnahm und wo er ſtarb. In der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfaßte, gedenkt er ſeines dichteriſchen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er ſich, unter den Siegern von Marathon geweſen zu ſeyn. Eine genügende Ueberſetzung ſeiner Tragödien haben wir in unſerer Sprache noch nicht, doch dürfen wir eine ſolche von J. J. Voß dem Sohn erwarten. Vier Stücke beſitzen wir in einer Ueberſetzung von Stollberg, mit den nachgeſtochenen Flaxmanſchen Umriſſen dazu. M.

Aeſculap (bei den Griechen Asklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arſinoë, der Tochter Leucipps; Andere Apolls und der Coronis, der Tochter des Phlegyas. Verſchieden werden auch die Wunder erzählt, welche ſeine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von ſeiner Mutter ausgeſetzt, von einer Ziege geſäugt, von den Hirten gefunden, und an einem ſchimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Coronis zugleich Umgang mit Iſchys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana ſtatt ſeiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das ſie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeinſte, und wurde auch durch das pythiſche Orakel beſtätigt. Später brachte Apoll ſeinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunſt und Jagd unterrichtete. In der Heilkunſt erlangte er einen ſo hohen Grad von Geſchicklichkeit, daß er ſogar den Ruhm ſeines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, ſondern rief ſelbſt Verſtorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch ſeines Bruders Klage über Beeinträchtigung des Orcus bewogen, erſchlug mit ſeinem Blitze den Wohlthäter der Menſchen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwieſen. Insbeſondere wurde er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebſt einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete ſich ſein Dienſt über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einſt die Peſt drei Jahre wüthete, wurden, auf Anrathen des delphiſchen Apolls, Geſandte zum Aeſculap nach Epidaurus geſchickt. Kaum waren ſie vor dem Gotte erſchienen, als unter dem Bilde des Gottes eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römiſchen Schiffe zueilte. Dieſe Schlange, die man für den Aeſ-

culap ſelbſt hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Peſt nachließ. — Aeſculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojaniſchen Kriege als Helden und Aerzte ſich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaſo, Panacea und Aegle von denen erſtere als Göttin der Geſundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erſcheint Aeſculap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenſtabe, dem Bilde der Geneſung. Neben ihm ſteht der Hahn, das Symbol der Wachſamkeit. Oft iſt er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Teleſphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt iſt. — Oft wird Aeſculap auch bloß unter dem Bilde einer Schlange vorgeſtellt.

Aſen ſind nach der ſkandinaviſchen Mythologie das neue Göttergeſchlecht, welches mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abſtammte und göttlich verehrt wurde. Dieſes Geſchlecht der Aſen beſtand, außer Odin, aus dreizehn Göttern und achtzehn Göttinnen. (S. nordiſche Mythologie.)

Aſien. — Amerika gleich erſtreckt ſich auch Aſien durch alle Zonen; es läuft vom 43ſten Grad öſtlicher bis 152ſten Grad weſtlicher Länge, und vom 50ſten Grad ſüdlicher bis 77ſten Grad nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von einer Million (nach Andern von 763,062, oder 700,000, oder 641,092 15/16, oder auch nur 640,000) Quadratmeilen. Im Weſten von Europa durch den gewaltigen Ural und Caucaſus getrennt, vom arabiſchen Meerbuſen, vom mittelländiſchen und griechiſchen Meere, von dem Waſſer der Dardanellen, vom Meere von Marmora, vom ſchwarzen und aſowſchen Meere umſpült, dort mit Afrika nur durch die Landenge von Suez verbunden, wie Süd- und Nord-Amerika durch das ſchmale Band von Panama, gränzt dieſer Erdtheil gegen Norden an das nördliche Eismeer, gegen Oſten an den großen Ocean und die Cooksſtraße, die ihn von Amerika ſcheidet, und gegen Süden an den indiſchen Ocean. — Bei den Alten gab man ihm gegen Weſten den Fluß Tanais (Don), den Palus Mäotis (das aſowſche Meer) und den Pontus Euxinus (das ſchwarze Meer), und den Nil als Scheidungslinie von Afrika (einige Geographen aber auch ſchon die Landenge von Suez), gegen Norden das Mare ſcythicum, gegen Oſten das Mare Coum (öſtliches Weltmeer, großer Ocean) und gegen Mittag das Mare indicum (indiſcher Ocean) zur Gränze. — Den Namen erhielt er wahrſcheinlich durch die Phönicier nach dem Worte חצי. welches Mitte bedeutet, weil er gleichſam in der Mitte zwiſchen Europa und Afrika liegt; eine andere Vermuthung leitet den Namen von dem alten orientaliſchen As oder Ais, Feuer, Lichtland, Sonnenaufgang ab. — Der Boden Aſiens erhebt ſich weit mehr über die Meeresfläche, als der Europa's und Afrika's, und die Meſſung des engliſchen Oberſten Crawfurd, der eine Spitze des Mustag, 25,000 Fuß hoch, gefunden haben will, zeigt, daß Hoch-Aſien ſogar Hoch-Amerika noch überſteige. Allein ſchon vor Crawfurds Beweis muthmaßte dies Zeune „aus der größern Flächenausdehnung Aſiens, aus der gewaltigen Einſpülung der ſüdlichen Fluth in den bengaliſchen Meerbuſen, wodurch natürlich eine ſehr bedeutende Aufſchwemmung in der Gegend nördlich von dieſem Meerbuſen entſtehen muß, aus der ſo großen Waſſermaſſe, die von der Gegend des Himla (Himali, Himmelberg), 90 Grade öſtlich, 35 Grade nördlich, in den Rieſenſtrömen Brumaputer, Ganges, Indus, Dſchihon, welche Maſſe die des Amazonenfluſſes gar ſehr übertrift, alſo auf einen großen Vorrath ewigen Schnees, und folglich auf beträchtliche Höhen ſchließen

läßt; und endlich aus der Sage der alten Scythen, der Bewohner Hoch=Aſiens, die ſich auf der ganzen Erdoberfläche verbreitet findet, daß Hoch=Aſien zuerſt bei der Scheidung des Flüſſigen vom Feſten, alſo bei der Bildung der Erdoberfläche, aus den Fluthen emporgeragt, daß dort deswegen das erſte menſchliche Leben ſich geſtaltet habe, und alle Völkerzüge von Hoch=Aſien ausgegangen ſeyen." — Von dieſem Hochlande aus, das in der Form eines länglichen Vierecks mit einem Rande von Gebirgen eingefaßt iſt, ziehen ſich dieſe in große Ketten nach Oſten, Süden, Norden und Weſten; den ſüdlichen Zug nennt man vorzugsweiſe Mustag, ſonſt Jmaus, und den nördlichen Altai. Jn jenem findet ſich die vorhin ſchon erwähnte, von Crawfurd gemeſſene Spitze von 25,000 Fuß, in dem letztern die von Laxmann gemeſſene Kuppe von 6558 Fuß. Noch ſind die hierin liegenden Gebirge nicht alle benannt; wir führen daher nur das werchoturiſche, altaiſche, ſayaniſche Gebirge, den Libanon, Almadaghy, Macis (Ararat), Caucaſus, die gauriſchen Gebirge, den Mustag, die von Thibet und Kaſchemir, die Gebirge Gandahar und Gasna, die Gates an, und bemerken als die höchſten hierunter, außer jenen beiden Punkten des Mustag und Altai, das ſayaniſche von 15,800 Fuß, den Ophyr auf Sumatra von 13,840, den Streloßnaja von mehr als 10,000 Fuß, den Libanon von 8950, und den Caucaſus von 5,420 Fuß. — Die merkwürdigſten Vorgebirge ſind das Cap Comorin, Cap Romania, das Oſtcap, Tſchukutzkoi=Noß und das Eiscap. — Dieſe Gebirgszüge dienen zum Grunde der Territorialeintheilung Aſiens, 1. in Hoch=Aſien (oder Mittel=Aſien), deſſen Flüſſe ſich in Seen ergießen, alſo bloße Steppenflüſſe ſind, weil ſie wegen des dies Binnenland umgebenden Gebirgsrandes keinen Fall nach dem Meere zu haben; 2. in Nordaſien, mit den drei Rieſenflüſſen Ob, Lena, Jeniſei, die in das Eismeer ſich ergießen; 3. in Oſtaſien, wo die vier Ströme Amur, Hoang, Kiang, Maikang durch Meerbuſen in das ſtille Meer laufen; 4. in Südaſien, mit dem Thaluan oder Nukian, Jrawatti oder Lukian, Brumaputer, Ganges, Jndus, Frat nebſt Tigris, die mit dem indiſchen Meere ſich vermiſchen; und endlich 5. in Weſtaſien, wo der Dſchihon (wahrſcheinlich der Oxus der Alten) und Syr (vielleicht der alte Jaxartes) in den Aralſee ſich ergießen. — Eine andere, nicht ſowohl nach geognoſtiſchen Anſichten als gewöhnlichen geographiſchen Principien angenommene Eintheilung iſt die in Nordaſien (ruſſiſches Aſien), Mittel= oder Hoch=Aſien (caucaſiſche Landenge, aſiatiſche Tatarei, Mongolei, Tunguſien, Korea, Japan) und Südaſien (aſiatiſche Türkei, Arabien, Perſien, Jndien, Tibet, China, oſtindiſche Jnſeln), ſo wie die der Flußſtrömungen, als: 1. in das Eismeer, der Ob, Jeniſei, Lena, Jndigirka, Kolyma; 2. in den indiſchen Ocean, der Anadyr, Amur, Hoango (der gelbe Fluß), Jantſekian (der blaue Fluß), Menamkom; 3. in den indiſchen Ocean, der Menam, Lukian, Nukian (Jrawaddi), Burhamputter, Ganges, Godavery, Kiſtna, Jndus, Euphrat und Tiger; 4. in das mittelländiſche Meer, der Boiuk Minder, Orond, Barady; 5. in das caspiſche Meer, der Ara mit dem Kur; 6. in das ſchwarze Meer, der Sakaria, Kiſil=Jrmak, Kuban, und 7. in den Aral, der Syr=Darja und Karaſu. — Von den Seen nennen wir den Beidſcher, das todte Meer, den Wan, das caspiſche Meer, den Aral, den Baikal, den Kokonor. — Das Clima durchläuft alle Extreme und Mittelzuſtände der Kälte und Hitze; im nördlichen gibt es nur vom Juni bis Auguſt Sommer, alle übrigen Monate gehören dem Winter an: dort ſtarke Hitze, hier Kälte bis 43 Grade R. Jm mittlern ſind die gewöhnlichen

vier Jahreszeiten; das Frühjahr kommt oft ſchon im März, die Sommerhitze ſteigt von 40 bis 48 Grad R. In den Südländern kennt man nur zwei Jahreszeiten: die Regenzeit, vom Juni bis September, die trockene, vom September bis April und Mai; im türkiſchen Aſien, in Arabien und Perſien herrſcht der ſchreckliche Samum. — So verſchieden das Clima iſt, ſo verſchieden ſind natürlich auch die Producte des Bodens auf und unter ſeiner Oberfläche; Getraide, Reiß, Holz, Wein, Tabak, Safran, Oliven, Baumwolle, Zimmt, Muskatnüſſe, Pfeffer, Gewürznägelein, Ingwer, Cardemonien, Betal, Jinſang, Sago, Cocosnüſſe, Thee, Kampfer, Papier- und Firnißbäume, Pfirſchen, Aprikoſen, Kirſchen, Pflaumen, Datteln, Kaffee, Zuckerrohr, Weihrauch, Aloë, Benzoë, Gummilack, Sandelholz, Rhabarber, Cedern, Palmen; — Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Magnet, Queckſilber, Zinn, Edelſteine, Marmor, Porzellanerde, Naphtha, Salz, Marienglas. — In der Thierwelt findet man Rennthiere, Pelzthiere, Biſamthiere, Wallfiſche, Erdhaſen (Springhaſen, Saigack), Schaafe, angoriſche Ziegen, Kameele, Elephanten, Grunzochſen, Büffelkühe, Pferde, Eſel, Maulthiere, Affen, Meerkatzen, die Jeniſeiſpitzmaus (das kleinſte vierfüßige Thier), das Känguruh, Schnabelthier, Tiger, Tſchakals, Panther, Luchſe, Bäre, Hyänen, Wölfe, Crocodile, Schlangen, Seidenwürmer, Goldfaſanen, Ortolane ꝛc. — Der Menſchen, mit denen dieſer wundervolle Erdtheil bevölkert iſt, zählt man gegen 600 Millionen; nach ihrer Herkunft theilt man ſie in Finnen, Tunguſen, Tataren, Mongolen, Ruſſen, Georgier, Griechen, Armenier, Araber, Perſer, Indier, Chineſen, Japaner. Einfacher aber bringt man dieſe Völkerſchaften unter drei Hauptſtämme, nämlich: Tataren, von weißer Farbe, dickem, langem, ſchlichtem Haare, runder Naſe, eirunden Augen, länglichem Geſichte (in Weſtaſien); 2. Mongolen, von gelber Farbe, dünnem, kurzem, ſtraffem Haare, gedrückter Naſe, geſchlitzten Augenliedern, plattem Geſichte (in Oſtaſien), und 3. Malayen, von brauner Farbe, dickem, kurzem, krauſem Haare, tiefen Augen, breiter Naſe, dickem Geſicht (in Südaſien und auf den Inſeln). Im Allgemeinen haben alle Aſiaten edle, einnehmende Geſichtszüge und einen feurigen, ausdrucksvollen Blick. — Der Himmelsſtrich, unter welchem dieſe Völker wohnen, beſtimmt in der Regel ihre Lebensart und Beſchäftigung; bald ſind ſie Nomaden, bald leben ſie in Städten und Dörfern; bald gehen ſie ganz nackt, bald bedecken ſie ſich nur zur Hälfte oder ganz, entweder mit Fellen oder mit den feinſten baumwollenen und leinenen Zeugen; bald bemahlt und geſalbt, oder tattowirt, oder nicht. So nähren ſie ſich auch bald faſt nur von Fleiſch, bald nur von Pflanzen und Gewürzen; hitzige, berauſchende Getränke, bis zur ſtärkſten Doſis Opium, ſind allgemein eingeführt. — Sie bekennen ſich entweder zur mahomedaniſchen, jüdiſchen und chriſtlichen Religion, oder zum reinen heidniſchen Götzendienſte; auch gibt es Nationen, wie die Druſen und Ismaeliten, deren Religion zweifelhaft (oder vermiſcht) iſt. — Während der auswärtige Handel einzig und allein in den Händen der Europäer ſich befindet, iſt der innere lebhaft genug, und erſtreckt ſich ſelbſt bis nach Europa; Ausfuhrartikel ſind Thee, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Pferde, Ziegenhaare, Seide, baumwollene Zeuge, Shawls, ſeidene Zeuge, lackirte Waaren ꝛc., dagegen viele europäiſche Manufactur- und Fabrikartikel eingeführt werden. Die inländiſchen Manufacturen und Fabriken liefern Stahlarbeiten, gute Säbelklingen, kupfernes Geſchirr, Porzellan, Glas, baumwollene und ſeidene Zeuge, Kunſtarbeiten in Perlmutter, Schildkroll,

Cryſtall, Edelſteinen und lackirten Waaren. — Man handelt in China nach Unzen, in Indien nach Rupien (16 bis 18 Gr.) und nach Lac (100,000 Rup. oder 80,000 Thlr.). — Wiſſenſchaften und Künſte ſind, nach Verhältniß der Cultur, im Allgemeinen auf einer mehr als mittelmäßigen Stufe. In China, Japan, Tibet, Arabien, Perſien und Indien zeichnet man ſich aus; die Japaner haben ſogar, außer geſchriebenen und gemalten, auch gedruckte Bücher. Der Sprachen zählt man etwa acht; bis in die älteſten Zeiten hinaus findet man, daß die Gränzen der verſchiedenen Sprachen durch die natürlichen der Ströme und Gebirge beſtimmt wurden. In Vorderaſien, bis zum Halys, wurde altphrygiſch, jenſeit des Halys die ſogenannte ſemitiſche Mundart (ſyriſch, chaldäiſch, hebräiſch, ſamaritaniſch, phöniciſch, arabiſch ꝛc.) geſprochen; dieſe Sprachen herrſchten bis zum Tigris, jenſeit deſſen die perſiſchen Sprachen einheimiſch waren; in den Steppenländern des mittlern Aſiens gab es viele von einander verſchiedene Sprachen, ſo wie auch in den caucaſiſchen Gebirgsländern; in den Küſtenländern ſprach man griechiſch und cariſch. — In Anſehung der wiſſenſchaftlichen Cultur und Kunſt zeichnete ſich im Alterthume Klein-Aſien aus; Tonkunſt, Dichtkunſt und Architektur hatten dort ihre ſchöne Heimath; dort waren Homer, Thales, Herodot, Aeſop, Hippokrates geboren; der Kunſtfleiß der Lydier und Phrygier verdient einer beſondern rühmlichen Erwähnung; am gehörigen Orte von ihnen ein mehreres. — Leſen, Schreiben, Aſtronomie und Aſtrologie, Philoſophie und Medicin, Baukunſt und plaſtiſche Künſte werden jetzt vorzüglich ausgebildet; auch erinnern wir an die Tänze der Bajaderen. — Die Verfaſſung der mehreſten Staaten iſt monarchiſch; ſelbſt die nomadiſchen Völkerſchaften haben ihr Oberhaupt. — Die Hauptſtaaten ſelbſt ſind: 1. ruſſiſches Aſien (Sibirien, Kaſan, Aſtrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imereſi, Kacheti); 2. türkiſches Aſien (Natolien oder Klein-Aſien, Armenien, Kurdeſtan, Dſcheſira, Irac-Arabi, Syrien); 3. chineſiſches Kaiſerthum (m. v. China); 4. Tatarei (Turkmannen, Kirgiſen, Charesm [Chiwa], große und kleine Bucharei); 5. Japan (drei große Inſeln und eine unüberſehbare Zahl kleiner Eilande); 6. Arabien (m. v. Arabien); 7. Perſien (Weſt- und Oſtperſien oder afganiſcher Staat); 8. Vorder-Indien (engliſches Indien [unmittelbares und mittelbares], Theil vom afganiſchen Staate, Seiken, Mahratten, Colonien der Franzoſen, Holländer, Portugieſen, Dänen); 9. Hinter-Indien (birmaniſches Kaiſerthum, Siam, Malacca, Laos, Tonkin, Cochinchina); 10. oſtindiſche Inſelwelt (a. engliſche: Ceylon, Bengulm auf Sumatra, Bezirk auf Borneo; b. holländiſche: Palambang auf Sumatra, Batavia auf Java, Macaſſar auf Celebes, die Molucken; c. ſpaniſche: die Philippinen, Marianen, Carolinen, Theil von Lüçon). — Die Alten kannten von Aſien den mittlern Theil und Südaſien, wozu auch Klein-Aſien gehört, und zwar dieſes am genaueſten. Die Länder, welche ſie hierunter begriffen, waren Vorder- oder Klein-Aſien, Iberien, Albanien, Armenien, Meſopotamien, Syrien, die drei Arabien, Sabäa, Minäa, Babylonien, Chaldäa, Medien, Perſien, Caromanien, Gedroſien, Chorasmiorum Regio (perſiſche Landſchaft), Sacorum Regio (die kleine Bucharei, ein Theil von Tibet und der großen Sandwüſte Kobi), Bactria, Aria, Soadiana, Indien, dies- und jenſeit des Ganges, Serica, Sina und der Cherſones. Außer dieſen Ländern rechnete man zu Aſien noch verſchiedene Inſeln, nämlich Rhodus und Cypern im mittelländiſchen Meere, Tenedos, Lesbos, Chios, Samos, Ica-

ria ꝛc. im ägäiſchen, und Taprobana (Ceylon) im indiſchen Meere. Die Geographen nahmen auch die Benennung Aſia in dreifacher Bedeutung, und zwar einmal für den ganzen Erdtheil, wie heute, dann aber auch nur für Vorder-Aſien (Asia propria oder minor, die große weſtliche Halbinſel Aſiens, die vom ſchwarzen, ägäiſchen und mittelländiſchen Meere gebildet wird, von den Griechen, beſonders von den Conſtantinopolitanern, das Morgenland, ανατολικη sc. χωρα. woraus das lateiniſche Natolia und das Anadoli der Türken entſtanden iſt, genannt, und Myſien, Bithynien, Paphlagonien, Pontus am ſchwarzen Meere, Troas, Jonien, Carien, Lycien, Pamphylien, Cilicien, Phrygien, Lydien, Galatien, Kappadocien, Lycaonien und Piſidien umfaſſend), und drittens in noch engerem Sinne für die weſtlichen, an der See gelegenen Provinzen der Halbinſel Vorder-Aſien (Asia proconsularis). Asia extra Halyn hieß der Bezirk jenſeits des Fluſſes Halys (jetzt Kizil Jrmuck, der zu Cröſus Zeiten Lydien von Medien trennte), Asia intra Halyn nannte man die Länder zwiſchen dem Halys und dem ägäiſchen Meere; unter Asia extra Taurum begriff man die Länder jenſeit des Gebirges Taurus, das ſüdliche Aſien, ſo wie unter Asia intra Taurum die Länder diesſeits des Taurus oder das nördliche Aſien, wozu die natürliche Theilung des Erdtheils durch die tauriſche Gebirgskette, die von Weſten nach Oſten mitten durch Aſien geht, die Veranlaſſung gab; Asia cis Taurum galt bei den Römern oft auch für Asia minor. — In der Weltgeſchichte behauptet Aſien den oberſten Rang. Suchen wir den erſten Wohnplatz des erſten in der Chronik des heiligen Buches genannten Menſchengeſchlechtes, ſo werden wir nach Aſien geführt, wohin die Mythe den ſchönen Garten Edens verſetzt, der auf Hochaſiens erhabener Ebene geblüht haben mag; von dort aus erſtreckten ſich hiernach die Zweige der übrigen Völkerſchaften. Suchen wir die Wiege aller Cultur des Alterthums, ſo finden wir ſie bei Aſiens vielgebildeten Nationen, von wo ſie durch Handel und Colonien nach Afrika auf griechiſchen Boden und dann weiter verpflanzt wurden; wir gedenken der Babylonier und Chaldäer! — Nicht leicht kann eine politiſche Geſchichte intereſſanter ſeyn als Aſiens. Die großen Revolutionen, die theils von außen erregt wurden, theils im Innern ſelbſt den Stoff fanden, waren zugleich für den übrigen Erdboden von höchſter Wichtigkeit. Bis zum Tigris war das weſtliche Aſien unter römiſche Herrſchaft gekommen; doch mehrere Nationen hatten den andringenden Eroberern mit Glück ſich widerſetzt. Der parthiſche Staat, der bactriſche, Japan und China behaupteten ihre Unabhängigkeit; ja die um ſich greifende Macht der Chineſen gab den Hunnen, einer mongoliſchen Völkerſchaft, den erſten Stoß zu ihrem Zuge nach dem Weſten. Eine der merkwürdigſten Nationen, die auch ihre Freiheit ſich erhielten, waren die Araber. Hatten ſie bis zum ſiebenten Jahrhundert faſt keine Ahnung eines politiſches Verbandes unter ſich ſelbſt gehabt, ſo gelangten ſie doch mit einem Male dazu, als der geniale Mahomed, der aus ihnen geborne Prophet, ſie unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, wie einſt Moſes die Israeliten. Mit dem Augenblicke ſeines Todes entſtand das Califat, denn ſeine Nachfolger nannten ſich Califen, d. h. Nachfolger des Propheten *); in Bagdad am Tigris war ihre Reſidenz. Aber dies gewaltige Reich ging unter, als die Araber (Saraʒenen, Morgenländer) durch die zunehmende Re-

*) Unter dem Art. Califat verbreiten wir uns mehr noch über dieſe Nation; auch vergl. man Arabien.

gierungsſchwäche der Califen andern osmaniſchen Völkerſchaften, deren ſie ſich erſt für ihre Zwecke bedient hatten, allmälich untergeordnet wurden; wir gedenken hier des Reichs der ſeldſchuckiſchen Türken. Da kam die Zeit der Kreuzzüge. Die europäiſchen Kreuzfahrer begannen ihren Kampf gegen die Sarazenen um den Beſitz des heiligen Grabes; in Syrien entſtand das chriſtliche Königreich Jeruſalem. Doch noch ehe es ein Jahrhundert gedauert hatte (1100 bis 1187), leuchtete der Halbmond wieder auf den Zinnen des neuen Salems. — Eine der erſchütterndſten Revolutionen war die durch den mongoliſchen Dſchinkiſchan. Das nördliche China, die arabiſchen und türkiſchen Staaten in Perſien und Indien unterlagen ihm. Karakorum in der Mongolei war die Reſidenz des Großchans; im vierzehnten Jahrhunderte ward ſie nach China verlegt, und dieſe große Entfernung der Regierung vom Mittelpunkte des unermeßlichen Reichs beförderte deſſen Fall. China, Perſien und mehrere Staaten machten ſich wieder unabhängig; aber Timur-leng brachte ſie alle, China ausgenommen, das ſein Tod (1404) rettete, wieder unter die Herrſchaft der Mongolen. — Weit hatte ſich ſeit dem türkiſchen Feldherrn Osman (1300) die Macht der Pforte ausgebreitet. Aber Perſien widerſtand ihr; die Dynaſtien der Turkmannen, der Sofi werden in der perſiſchen Geſchichte mit unvergänglichem Ruhme genannt. Die letztere unterlag dem Kuli-Chan, der aus einem Räuberhauptmann Feldherr, und endlich Kaiſer von Perſien (1736 bis 1747) wurde; nun hieß er Nadir-Schach, plünderte den Großmogul, und machte das rechte Ufer des Indus zu ſeiner Gränze. — Perſien wurde nach Nadirs Tode der Schauplatz innerer Zwiſtigkeiten zwiſchen den Miniſtern und Generalen; es bildeten ſich endlich die beiden Staaten Weſtperſien und Oſtperſien oder Afganien. — Das Reich des Großmoguls (Kaiſers von Hindoſtan), das den größten Theil von Vorder-Indien umfaßte, war durch Nadir-Schachs Einfall dem Untergang nahe gebracht; die Mahratten und Seiken vollendeten ihn; nur ein Ländchen blieb dem ſonſt ſo mächtigen Großmogul. — Auch China konnte dem Schickſale, noch einmal unter fremde Botmäßigkeit zu kommen, nicht entgehen; gegen die Mongolen riefen ſie den Dſchinkiſchan zu Hülfe; die berühmte große Mauer ſollte die Schranke ſeyn, hinter der China's Unabhängigkeit geſichert bleiben ſollte; doch vergebens. Die Dynaſtie der Manſchu unterlag dem Großchan der Mongolen, denen auch der Dalai Lama in Tibet und Cochinchina ſich unterwarfen. China ward eine erfreuliche Werkſtätte der Jeſuiten; doch die gränzenloſe Herrſchſucht derſelben vernichtete faſt ihren Einfluß wieder. China iſt übrigens unter ſeinen Regenten glücklich (m. vergl. d. Art. China). — Während deſſen hatten Rußlands ſiegreiche Waffen die Herrſchaft dieſes Reichs in Aſien ausgebreitet. Von Iwan-Waſiljewitſch II. an (1552) bis zu Alexander I. unterwarfen ſich mehrere tarariſche Staaten, das öſtliche Sibirien und Kamtſchatka, deſſen nordöſtliche Küſte Bering unter Peter I. entdeckte; Kuban und Kabarda wurden erobert, und das frühere Schutzland Georgien (1801) dem ruſſiſchen Reiche einverleibt, das bis Japan und China ſich ausgedehnt hatte. — Seit lange ſchon war das reizende Oſtindien der lockende Gegenſtand der übrigen europäiſchen Nationen geworden. Die Colonienwelt entſtand. Die Portugieſen ſah man zuerſt (1500) auf Malabar. Ihnen folgten zehn Jahre ſpäter die Spanier mit der Entdeckung der Philippinen; durch die Holländer (1600) erhob ſich das herrliche Java; die Franzoſen erwarben ſich Pondichery auf der Küſte Coromandel. Doch alle dieſe unter-

lagen der immer mehr ſich ausbreitenden Macht der Britten, die, obgleich von den Franzoſen durch Hyder-Aly und Tippo-Saib bekriegt, mit unwiderſtehlicher Kraft ihre Herrſchaft über Oſtindien bis zum heutigen Tage behauptet haben.

Aſklepiadeiſche Verſe ſind Verſe, die entweder aus zwei oder drey Choriamben beſtehen. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus. Erſterer heißt der kleine, letzterer der große aſklediadeiſche Vers.

Kl. — — | — ∪ ∪ — || — ∪ ∪ — | ∪ ⏓ |
Gr. — — | — ∪ ∪ — || — ∪ ∪ — | — ∪ ∪ — ∪ ⏓

Sein Charakter iſt lyriſch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verſchiedene, aus aſklepiadeiſchen Verſen gebildete Sylbenmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern aſklepiadeiſchen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykoniſchen Vers (— — | — ∪ ∪ — | ∪ ⏓) wechſeln, oder läßt auf drei kleinere aſklepiadeiſche einen glykoniſchen, oder auf zwei kleinere aſklepiadeiſche einen pherecratiſchen (— — | — ∪ ∪ — | ⏓ und einen glykoniſchen Vers folgen.

Asmodi, nach der hebräiſchen Mythologie ein böſer Geiſt und Dämon des Satans, der nach einander ſieben Männer der Sara, einer Tochter Raguels zu Rages, tödtete. Der junge Tobias hielt ihn, auf Raphaels Rath, durch Gebet, dreitägige Enthaltſamkeit von ſeiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fiſchleber von ſich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen, und bannte ihn in die Wüſten Aegyptens. — Die Dichter nennen von dieſem Mythus Asmodi den Eheteufel, den ſchadenfrohen und boßhaften Anſtifter aller großen und kleinen Ehezwiſte, die er, ſo groß auch dies Departement iſt, mit unermüdlicher Thätigkeit anzuſpinnen bemüht iſt.

Aeſop, der älteſte Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sclave zweier Philoſophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher freiließen. Er trug practiſche Lebensregeln ſinnbildlich vor, und erwarb ſich dadurch einen Ruf, der ſich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Cröſus, König von Lydien, rief ihn an ſeinen Hof, und hielt ihn durch Wohlthaten für immer bei ſich zurück. Nur zuweilen unterbrach er ſeinen Aufenthalt daſelbſt durch Reiſen nach Griechenland, Perſien, Aegypten, wo er allenthalben ſeine lehrreichen Dichtungen ausſtreute und dafür Beifall uud Ehre erntete. Cröſus ſandte ihn einſt nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Aeſop erzählte hier ſeine Fabel von den hin- und herſchwankenden Stäben, die von fern etwas ſcheinen und in der Nähe beſehen nichts ſind. Die delphiſchen Prieſter, welche die Anwendung davon auf ſich machten, beſchloſſen, ſich durch ſeinen Tod zu rächen, und ſtürzten ihn von einem Felſen herab (560 vor Chr. Geb.). Ganz Griechenland nahm an dieſem Ereigniß Antheil, und Athen ehrte den phrygiſchen Fabeldichter durch Aufſtellung einer Bildſäule, welche Lyſipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfaſſer eines ſchlechten Romans über Aeſop, ſchildert ihn als überaus häßlich und mißgeſtaltet, und läßt ihn ſelbſt ſtottern; allein dieſes Bild ſtimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir müſſen indeß geſtehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Aeſop wenig Zuverläſſiges haben. Am wenigſten können ihm die unter ſeinem Namen noch vorhandenen Fabeln mit einiger Gewißheit zugeſchrieben werden; ihr Urſprung verliert ſich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß

ſie einerlei Entſtehung mit den indiſchen Fabeln des Pilpai und den arabiſchen des Lockman haben.

Aſparn, ein Pfarrdorf in Oeſterreich unter der Ens, im Viertel unter dem Manhardsberg, am linken Ufer der Donau, gegenüber dem Prater bei Wien. Dieſer Ort iſt durch eine der größten Schlachten in der Kriegsgeſchichte merkwürdig. Im Mai 1809 ſtanden die zwei mächtigſten Heere der neuern Zeiten an dieſem Flecke der Donau, nämlich die vereinigte franzöſiſche Armee am rechten Ufer bei Wien, und die vereinigte öſterreichiſche am linken Ufer im Marchfeld. Am 20ſten ließ Kaiſer Napoleon nach der Inſel Lobau eine Brücke über den großen Arm der Donau ſchlagen und die Armee überſetzen. Von der Lobau wurde hierauf eine zweite Brücke über den ſchmalen Arm gegen das linke Ufer geſchlagen. Die Franzoſen beſetzten alsdann die Dörfer Aſparn und Eßling und die dazwiſchen liegende Fläche, breiteten ſich links gegen Hirſchſtätten aus und beſetzten rechts das Städtchen Enzersdorf. Die Lobau diente ihnen zum Sammelplatze, von dem ſie beſtändig Unterſtützung ziehen konnten, und die große Brücke ſicherte ihre Communication mit dem rechten Donauufer. — Der Erzherzog Carl ließ ſogleich die öſterreichiſche Armee ins Gewehr treten, und entſchloß ſich, die franzöſiſche anzugreifen. Dieſes geſchah am 21ſten Mai, am Pfingſtſonntag. Um 12 Uhr ſetzte ſich die öſterreichiſche Armee in Bewegung, und um 3 Uhr begann das Rieſentreffen. Die Oeſterreicher rückten in fünf Colonnen an. Die erſte drängte die Franzoſen von Hirſchſtätten zurück, und nun begann ein Kampf um das Dorf Aſparn, der ſeines Gleichen nicht hat. Man focht in jeder Gaſſe, in jedem Hauſe und in jeder Scheuer; Wägen, Pflüge, Eggen mußten unter einem unausgeſetzten Feuer hinweggeräumt werden, um mit dem Feinde handgemein zu werden; jede einzelne Mauer war ein Hinderniß für den Angreifenden und ein Schutz für den Vertheidiger; der Kirchthurm, hohe Bäume, die Böden und Keller mußten erobert werden, ehe man ſich des Ortes Meiſter nennen konnte, und doch war der Beſitz immer nur von wenig Dauer. Erſt gegen Abend gelang es der erſten und zweiten öſterreichiſchen Colonne, Aſparn zu behaupten, welches unterdeſſen ein Raub der Flammen geworden war. Während die Oeſterreicher auf ihrem rechten Flügel bey Aſparn ſiegreich waren, beſetzten die vierte und fünfte Colonne am linken Flügel Enzersdorf, welches die Franzoſen verlaſſen hatten, und machte einen fruchtloſen Angriff auf Eßling. Die dritte Colonne aber war mit der franzöſiſchen Linie zwiſchen Aſparn und Eßling in ein Treffen verwickelt, das von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geliefert wurde, aber ohne Entſcheidung blieb. Während deſſen rückt der Fürſt Lichtenſtein mit dem Reſervecorps der Cavallerie vor, und die franzöſiſche Cavallerie ging ihm entgegen. Man focht mit unglaublicher Standhaftigkeit und Tapferkeit; zuletzt zog ſich die franzöſiſche Cavallerie in ihre Linie zurück, und die öſterreichiſche ſchloß ſich an die dritte Colonne an. Die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Den 22ſten in der Frühe um 4 Uhr fing die Schlacht wieder an. Der Kampf um Aſparn begann aufs neue mit wechſelſeitigem Glücke, bis endlich die Oeſterreicher für immer Meiſter von den Ruinen blieben. Dieſes unglückliche Dorf hatte an beiden Tagen dreizehn Angriffe aushalten müſſen. Die beiden Hauptarmeen waren auf der Fläche zwiſchen Aſparn und Eßling ſeit dem Anbruche des Tages im Kampf begriffen. Die franzöſiſche Infanterie ſtand in großen Abtheilungen aufmarſchirt, und zwiſchen ihr die ſchwere Cavallerie in Maſſen formirt; eine ungeheure Menge Kanonen und Haubitzen deckte die

Fronte. Von öſterreichiſcher Seite ſtanden die Corps des Grafen Bellegarde und des Fürſten Hollenzollern entgegen. An dieſe ſchloß ſich die Reſervecavallerie des Fürſten Lichtenſtein und eine zahlreiche Artillerie. Man glaubt, daß über 400 Kanonen von beiden Seiten im Spiele waren, und die älteſten Soldaten erinnerten ſich nicht eines ähnlichen Feuers, als an dieſem Tage unterhalten wurde. Kaiſer Napoleon durchritt ſeine Reihen, und munterte die Krieger auf. Der Erzherzog Carl entflammte den Muth der Oeſterreicher, ergriff ſelbſt die Fahne des bereits wankenden Bataillons Zach, und flößte ihm neue Begeiſterung ein. Die meiſten von ſeiner Umgebung wurden verwundet. Der Erzherzog hatte den Plan entworfen, die franzöſiſche Schiffbrücke, welche von dem rechten Ufer der Donau in die Lobau führte, zu zerſtören. Er ließ durch den Hauptmann Magdeburg Schiffmühlen und ſchwer beladene Fahrzeuge die Donau hinabſchwemmen, welche die Brücke zertrümmerten. Dieſe glückliche Unternehmung zerriß die Communication zwiſchen der franzöſiſchen Hauptarmee und der Reſerve am rechten Ufer, und verhinderte die Zufuhr der Munition. Sobald die Oeſterreicher das Gelingen dieſer Unternehmung erfuhren, machten ſie ihre Angriffe um 9 Uhr des Morgens mit der größten Macht auf die franzöſiſche Stellung. Das Feuer wurde ununterbrochen fortgeſetzt, und die öftern ſchnell auf einander gefolgten Angriffe, ſowohl mit dem Säbel, als mit dem Bayonette, waren ſo heftig, daß die Kriegsgeſchichte nur wenig ähnliche Beyſpiele aufzuweiſen hat. Die franzöſiſche Armee war in die engſte Stellung concentrirt, und vertheidigte ſich ſtandhaft, aber ſie kämpfte nicht mehr um den Sieg, ſondern um ihre Erhaltung und um einen ſichern Rückzug auf die Inſel Lobau. Um dieſen Rückzug zu decken, war die Behauptung des Dorfes Eßling nothwendig. Die Franzoſen hatten ſchon bey ihrem Uebergang über die Donau, und beſonders in der Nacht nach der erſten Schlacht, darauf Rückſicht genommen. Das ganze Dorf war mit Gräben und Erdaufwürfen verſchanzt worden. Die Mauern der abgebrannten Häuſer waren mit Schießſcharten verſehen. Der drei Stockwerk hohe Speicher des Orts konnte, wegen ſeiner ſoliden Bauart, von innen mit Geſchütz und Mannſchaft wohl verſehen werden; ſelbſt das Dach wurde mit Schießſcharten durchbrochen und zur Vertheidigung eingerichtet. Von außen war dieſer Speicher mit Erdſchanzen umgeben, und ſtellte gleichſam die Citadelle von Eßling vor. Die vierte und fünfte öſterreichiſche Colonne war ſchon vom frühen Morgen an mit dem franzöſiſchen rechten Flügel bei Eßling im Treffen begriffen, welches bis gegen Mittag dauerte. Um 12 Uhr wurde ein Sturm auf Eßling und auf den Speicher unternommen, wozu die Grenadierreſerve verwendet wurde, welche die von der langen blutigen Arbeit erſchöpften Bataillone abgelöſt hatte. Die Oeſterreicher machten fünf Angriffe mit der größten Heftigkeit, aber alle Anſtrengung war vergebens, denn die Franzoſen ſetzten alles daran, einen Poſten zu behaupten, der, wenn er verloren wurde, die Vernichtung der ganzen franzöſiſchen Armee hätte zur Folge haben können. Unter dem Schutze von Eßling, und gedeckt von einer kleinen Brückenſchanze am linken Ufer, zog die franzöſiſche Armee über die unverſehrt gebliebene Brücke des ſchmalen Donauarmes in die Lobau. Der Kampf hatte an dieſem zweiten Tage funfzehn Stunden gedauert. In dieſer zweitägigen Schlacht wurde beinahe alles erſchöpft, was der Angriff und die Vertheidigung furchtbares haben. Infanterie und Cavallerie hatten ſich wechſelſeitig gegen einander mit Flinten, Bayonetten und Säbeln gemeſſen. Ganz vorzüglich ausgezeichnet war das Artilleriefeuer. Nach

franzöſiſchen Berichte ſollen allein von öſterreichiſcher Seite über 40,000 und nach einer öſterreichiſchen Nachricht 51,000 Kanonen- und Kartätſchenſchüſſe geſchehen ſeyn. Der Verluſt an Todten und Verwundeten war außerordentlich groß, und wenn man den gewöhnlichen Angaben trauen darf, ſoll er ſich von beiden Seiten zuſammen über 60,000 Mann belaufen haben. Ob nun gleich dieſe Schlacht für Oeſterreich kein Reſultat von Bedeutung gewährte, und es ſehr zweifelhaft geblieben iſt, ob bey energiſcher Benutzung der erlangten Vortheile nicht ſehr wichtige und entſcheidende Erfolge zu erringen geweſen wären, ſo bleibt ſie doch in den Annalen der Kriege ein unvergängliches Denkmal der öſterreichiſchen Ehre, und als Beyſpiel von erwieſener ſeltener Tapferkeit, Treue und Ausdauer wird ſie immer neben den glänzendſten Siegen genannt werden.

Aſpaſia war zu Milet in Jonien geboren und die Tochter des Axiochus. Vor ihr hatte eine andere Schönheit aus Jonien, Thargelia, das Beiſpiel der ſeltenen Vereinigung politiſcher und wiſſenſchaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geſchlechts gegeben, und dieſe ſcheint Aſpaſia ſich zum Muſter genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichſam geächtet, denn ihre Kinder, wenn ſie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieſer Umſtand trug vielleicht dazu bei, daß man ſie in die Reihe der Buhlerinnen geſtellt hat. Aſpaſia beſchäftigte ſich mit Politik und der Beredſamkeit, dieſen mächtigſten Waffen der Freiſtaaten. Plato gedenkt einer ſehr ſchönen Rede, die ſie zum Lobe der bei Lochäum gebliebenen Athenienſer hielt, und man behauptet, daß ſie den Perikles in der Beredſamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angeſehenſten, geiſtvollſten und tugendhafteſten Perſonen Griechenlands, und Sokrates beſuchte ſie oft, ja man beſchuldigte ihn ſelbſt, daß er eine leidenſchaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, dieſem großen Manne, der es verſtand, zugleich Bürger und König einer Republik zu ſeyn, wußte ſie die reinſte und dauerhafteſte Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympiſchen Jupiter und ſeine Begleiterin Aſpaſia die Juno. Perikles trennte ſich von ſeiner Gemahlin, um die Aſpaſia zu heirathen, und Plutarch erzählt, daß er ſtets für ſie die größte eheliche Zärtlichkeit beſaß, und gewiß konnte ein ſolches Gefühl nicht eine niedrige und verdorbene Frau einflößen. Man beſchuldigt ſie, daß ſie zwei Kriege veranlaßt habe; den einen zwiſchen den Athenienſern und Samiern, wegen Milet, wo ſie geboren war: den andern zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt ſie wegen dieſes Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, ob er gleich mit den kleinſten Nebenumſtänden die Urſachen des langen peloponneſiſchen Kriegs erzählt. Nur Ariſtophanes führt ſie als Urſache deſſelben an, aber dieſer muthwillige Komiker ſchleuderte ſeinen Witz auf alle ausgezeichnete Perſonen Athens, und verdankte eben der Verwegenheit ſeiner perſönlichen Satire den großen Beifall, den ſeine Stücke fanden. Das athenienſiſche Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, und ihn nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die ſeine beſondere Neigung, Achtung und Liebe genoſſen, und verklagte den Anaxagoras, Phidias und die Aſpaſia wegen Verachtung der Götter. Perikles vermochte weder den Anaxagoras noch den Phidias von dem Exil zu retten; aber mitten im Areopagus vergoß er Thränen, als er die Aſpaſia vertheidigte. Das Gefühl, das ſich uns mittheilt, wenn wir ein ſtarkes Gemüth von einer ſo rührenden Empfindung ergriffen

ſehen, entwaffnete die Richter. Perikles ſtarb im dritten Jahre des peloponneſiſchen Kriegs, und man ſagt, daß Aſpaſia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Perikles, der Gegenſtand der Huldigungen des Alcibiades, nachher ihre Gunſt einem unbekannten gemeinen Manne Lyſikles ſchenkte, der aber bald von ihrem Geiſte durchdrungen worden ſey, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aſpaſia Einfluß auf die ganze Nation hatte: denn in ihrer Geſellſchaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war ſo berühmt, daß der junge Cyrus ſeine Geliebte Milto dieſen Namen annehmen ließ, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ihre Reize und Anmuth auf ihn machten; denn der Name Aſpaſia bezeichnete die liebenswürdigſte der Frauen, wie Alexander den größten der Helden.

Aſpecte heißen in der Sternkunde die verſchiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreiſe gegen einander. Es gibt fünf Aſpecte: die Conjunction oder Zuſammenkunft, die Oppoſition oder der Gegenſchein, der Gedritt- oder Trigonalſchein, der Geviert- oder Quadratſchein und der Geſechſt- oder Sextelſchein. — Die Zuſammenkunft (in den Calendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergibt ſich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In dieſem Fall iſt ihre Breite nicht ſehr verſchieden, und ſie erſcheinen neben einander an einerlei Orte im Thierkreiſe. Hätten ſie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, ſo würden ſie einander bedecken. Die Zuſammenkunft des Mondes mit der Sonne verurſacht den Neumond: fällt aber auch ihre Breite zuſammen, ſo entſteht eine Sonnenfinſterniß (ſ. Finſterniß). Der Aſtronom beſtimmt mittelſt der Zuſammenkünfte der Planeten den Lauf derſelben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Oerter auf der Erde. — Der Gegenſchein (im Calender ☍) ereignet ſich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verſchieden iſt, ſo daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenſchein, ſo haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite zuſammen, ſo entſteht eine Mondfinſterniß. Der Gedrittſchein △ findet Statt, wenn ſich die Längen zweyer Planeten um den dritten, der Geviertſchein □, wenn ſie ſich um den vierten, der Geſechſtſchein ✱, wenn ſie ſich um den ſechſten Theil von 360 Graden unterſcheiden. Für die Wiſſenſchaft ſind die drei letztern Aſpecte von faſt gar keinem Nutzen, aber die Aſtrologen ſchreiben ihnen alle einen großen Einfluß auf die Schickſale der Menſchen und Staaten zu. Dieſer Aberglaube ward Urſache, daß die Aſpecte in den Calender aufgenommen wurden, woraus ſie gegenwärtig füglich wegzulaſſen wären.

Aſphyxie (eigentlich: Pulsloſigkeit, von dem griechiſchen α privativum und σφυξις der Puls), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn ſich fortpflanzt. Der davon befallene Menſch liegt dem Anſcheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzſchlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verſchiedene Veranlaſſungen erfolgen, entweder daß die mechaniſche Bewegung bey dem Ein- und Ausathmen gehemmt iſt, oder die eigenthümlich echemiſch-organiſche Function der Lungen unterbrochen wird. Das erſtere kann durch Zuſammenpreſſung der Bruſt von außen, durch den Eintritt der Luft in die Bruſthöhle durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, ſo daß ſie ſich nicht zu

ſammenziehen können, geſchehen; letzteres findet dann Statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erſtickten, Ertrunkenen, oder Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens iſt, z. B. das Kohlenſtoffgas, oder die ſogenannte fixe Luft, in Kellern, wo gährende Getränke liegen, die durch das Athmen vieler Menſchen ſchon ihres Sauerſtoffes beraubte atmoſphäriſche Luft, u. ſ. w.; ferner ſchädliche Gasarten und Dämpfe, als Schwefeldampf, ſalzſaure Dämpfe in zu großer Menge, u. a. m. H.

Aſſas (Nicolaus, Chevalier d'), zu Vigan geboren, ſtand als Hauptmann bey dem franzöſiſchen Regimente Auvergne. Die Art, wie er ſich ſelbſt für ſein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 commandirte er bei Kloſterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu unterſuchen. Hier traf er auf ein feindliches Corps, das die franzöſiſche Armee überfallen wollte, wurde ergriffen, mit der Drohung, daß der erſte Laut, den er ausſpräche, ihm das Leben koſten würde. Das Wohl der franz. Armee ſtand auf dem Spiele; ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ſammelte er ſeine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde ſind da!“ Die ihm gemachte Drohung wurde ſogleich vollzogen. Dieſe That war ſchon vergeſſen, als ſie Voltaire ins Andenken, deſſen ſie ſo werth iſt, zurückrief. Aſſas ſtarb unbeweibt, man beſtimmte aber für immer ſeiner Familie eine Penſion von 1000 Livres. Durch die Revolution wurde ſie unterdrückt, iſt aber in der neueſten Zeit wieder ausgezahlt worden.

Aſſaſſinen, ſ. Ismaëliten.

Aſſecuranz, Verſicherung, iſt ein zu den Glücksverträgen gehöriger Contract, den der Aſſecurant und der Aſſecurat mit einander ſchließen, und vermöge deſſen der Erſtere ſich gegen Letztern verbindlich macht, ihm den Schaden zu erſetzen, den er an gewiſſen Gegenſtänden und unter gewiſſen Umſtänden — entweder binnen einer beſtimmten oder unbeſtimmten Zeit — erleiden möchte. Die Abſicht des Aſſecuraten dabei iſt allemal, ſich auf den Fall eines möglichen Verluſtes den Erſatz zu ſichern; die Abſicht des Aſſecuranten hingegen kann doppelt ſeyn, entweder eigennützig oder uneigennützig. Beabſichtigt der Aſſecurant ſeinen eignen Vortheil, ſo läßt er ſich nach Maßgabe der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr mehr oder weniger Procente von dem Werthe der verſicherten Gegenſtände bezahlen. Uneigennützig iſt die Abſicht des Aſſecuranten, wenn dieſer aus einem Verein von Perſonen beſteht, die ſich gegenſeitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuſer vor Feuerſchaden, aſſecuriren. In dieſem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beytrag gegeben. Man ſehe das Nähere darüber unter Feuerverſicherung und Waarenaſſecuranz. Auch vergleiche man Lebensverſicherung.

Aſſiento-Tractat (Aſſiento, die Verpachtung) nannte man die Einwilligung der ſpaniſchen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausſchließung anderer, auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren Negerſclaven aus Afrika in die ſpaniſchen Colonien in Amerika, gegen eine gewiſſe, an Spanien zu entrichtende, Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien ſchloſſen mit den Engländern ſowohl als Holländern einen ſolchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Beſitz des Aſſiento. Sie verloren ihn, als Philipp von

Anjou auf den ſpaniſchen Thron kam, indem dieſer der franzöſiſchen Guinea-Compagnie, welche ſeitdem auch den Namen Aſſiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugeſtand, binnen welcher Zeit ſie das Recht haben ſollte, 48,000 Neger beyderley Geſchlechts nach dem feſten Lande und den Inſeln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 wurde ſtatt deſſen abermals mit England von Seiten Spaniens zu Utrecht der bekannte Aſſiento-Tractat auf 30 Jahre abgeſchloſſen, (Großbritannien überließ nachher den Handel der der Südſee-Compagnie), in welchem jedoch unter andern auch ein Additional-Artikel ſich befand, daß ſie alle Jahre, während des Tractats, ein ſogenanntes Permiſſions- oder Aſſiento-Schiff von beſtimmter Größe mit allerhand Waaren nach jenen Colonien ſchicken dürften. Dieſes zog aber große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach ſich, und unter Philipp V. wurden die Beſchwerden und Irrungen darüber ſo ſtark, daß es zuletzt 1739 zum öffentlichen Krieg zwiſchen beiden Mächten, Spanien und England, kam, worauf in dem Aachner Frieden 1748 zwar der engliſchen Compagnie noch vier Jahr zugeſtanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten Madrider Convention derſelben überhaupt und für die noch rückſtändigen vier Aſſiento-Jahre 100,000 Pfd. Sterl. gezahlt wurden: und ſo nahm der Aſſiento-Tractat ein Ende.

Aſſignat, in der franzöſiſchen Revolutionszeit ein Wort für National-Papiergeld, welches den Werth der Münze hat. Dieſes Wort entſtand daher, weil die erſten 400 Millionen dieſes Papiergeldes, welche die conſtituirende Verſammlung mit Genehmigung des Königs machte, zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geiſtlichen Güter aſſignirt oder angewieſen wurden. In der Folge wurde der Name Aſſignate für alles Papiergeld, das in Umlauf geſetzt wurde, beibehalten. Die königliche Genehmigung und Proclamation über die erſten 400 Millionen Aſſignate iſt vom 19ten April 1790. Schon den 27ſten Auguſt dieſes Jahres drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Aſſignate, (die erſten 400 Millionen waren bereits ausgegeben), und es entſtanden hierüber heftige Debatten im Nationalconvent. Vorzüglich zeichneten ſich Bergaſſe und Dupont als Mirabeau's Gegner aus; ſie ſahen ein, daß der Aſſignatenplan eine Erfindung Clavieres (aus deſſen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) ſey, ſich und ſeine Anhänger zu bereichern; daß durch dieſen Plan die reichen Wucherer in den Beſitz der Nationalgüter geſetzt werden würden, und daß die Nationalgüter bei weitem nicht hinreichend ſeyen, die Aſſignate, beſonders wenn ſie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau ſetzte ihren Gründen unter andern den großen, politiſchen Nutzen entgegen, daß der Aſſignatenplan jeden Beſitzer von Aſſignaten zu einem nothwendigen Vertheidiger der neuen Conſtitution mache, welche die Auswechslung der Aſſignate gegen Nationalgüter garantirt hatte. Pethion unterſtützte ihn und es wurden aufs neue 800 Millionen Aſſignate decretirt. Nach und nach vermehrte man die Aſſignate, wie bekannt iſt, bis auf 40 Milliarden und ſie ſanken zuletzt auf nichts herab. Mehreres über dieſes Papiergeld und deſſen weiteres Schickſal findet man in dem Artikel Mandat.

Aſſimilation, die Verähnlichung. In mediciniſcher Bedeutung iſt dies ein Act der Ernährung, vermöge deſſen der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingeſogene Milchſaft den Stoffen des lebenden thieriſchen Körpers allmälich immer ähnlicher gemacht und ſelbſt mit Leben verſehen wird.

In ſo fern kann man auch dieſen Vorgang Animaliſation nennen. Der Anfang dieſes Prozeſſes geht ſchon in den Drüſen vor ſich, in welchen, vermöge der denſelben inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, der Milchſaft länger verweilt, und aus ſeiner vorher indifferenten Natur auf eine höhere Stufe der Animaliſation gebracht wird. Die höchſte Stufe derſelben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Bruſtgangs (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene ſich ergoſſen, mit dem Blute derſelben vermiſcht in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerſtoffgas geſchwängert, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, von wo er nun am ganzen Körper verbreitet wird. Dieſen letzten Vorgang bezeichnet man auch als Blutbereitung, Sanguification. Auch im vegetabiliſchen Reiche findet eine Aſſimilation Statt, indem die Pflanzen als organiſche, ſich ſelbſt erhaltende, Körper ihre Nahrung aus der Erde und dem Waſſer ziehen, die eingeſogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze ſich vertheilen, und mit den durch die Blätter eingeſogenen Theilen aus der Luft vermiſchen, und zum Wachsthum gebrauchen. H.

Aſſiſengericht ſ. Franzöſiſche Gerichtsverfaſſung.

Aſſonanz. Dieſe muſikaliſche Redefigur kann man eine Schweſter der Alliteration (ſiehe dieſen Art.) nennen, denn wie dieſe in einer Uebereinkunft der Conſonanten in mehreren Wörtern des Satzes beſtehet, ſo die Aſſonanz in der Einheit der Vocale in verſchiedenen Wörtern. Sie iſt eigentlich in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie einheimiſch, und harmonirt ſehr wohl mit dem Charakter dieſer an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Verſuche unſerer Dichter, die Aſſonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unſerer Sprache zu zeigen. Die zweiſylbige Aſſonanz kann in der zweiten Sylbe faſt nie anders als mit dem ſtummen e gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einſylbige wird zu ſehr von den Conſonanten übertönt, als daß ſie beſondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen ſind die trefflichen Aſſonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Geſpenſterbuch (Band 4) anzuſehen. Letzterer beſonders hat mit vieler Kunſt ſich der zweiſylbigen Aſſonanz ohne das ſtumme e bedient.

Aſſoziation der Ideen nennen wir den Zuſammenhang zwiſchen unſern Vorſtellungen, vermöge deſſen ſie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Geſetz lautet vollſtändig alſo: Unſere Vorſtellungen verbinden ſich mit einander nach den Verhältniſſen der Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Urſachen, der Subjecte und ihrer Eigenſchaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Geſetze darin: 1. Ehemals gehabte Vorſtellungen, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer Objecte unter ſich ſelbſt eine Aehnlichkeit haben, führen wegen derſelben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Portraits die Vorſtellung des Originals; 2. Vorſtellungen, die von einander verſchieden ſind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe ſein Gegentheil bei; 3. Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen worden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexiſtirenden Vorſtellungen; 4. bei der Vorſtellung einer Wirkung denken wir an ihre Urſach und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenſchaften deſſelben bei; 5. Haupt- und herrſchende Ideen ſind meiſtentheils die erſten, welche erwachen, woran ſich eine Menge andrer knüpfen. —

Man darf aber die Aſſoziation nicht blos auf einige wenige Begriffe einſchränken. Es gibt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Geſetz zum Grunde liegt. Sie ſind eine Verbindung ſinnlicher Vorſtellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zuſammenhang nicht ſo nothwendig iſt, wie bei dem geſchloſſenen Ideengange der Vernunft, des höheren Raiſonnements und der Demonſtration. Man kann ſie ein ſinnliches Raiſonnement nennen. Der Materie nach enthält daſſelbe lauter Exiſtenzen. Der Form nach iſt es entweder hiſtoriſch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogiſch, die Unterhaltung in Geſprächen, oder oratoriſch, wenn der Zweck die Ueberredung iſt, vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben iſt, oder epiſtolariſch, bei der Unterhaltung mit Abweſenden, oder phantaſtiſch, wie bei der Erbauung von Luftſchlöſſern. Da dies Producte der Einbildungskraft ſind, ſo wird man von dem einen auf das andere ſchließen können. Je ordentlicher und regelmäßiger die Einbildungskraft an ſich iſt, deſto vollkommener wird auch das ſinnliche Raiſonnement in ſeiner Art ſeyn; abſtracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zuſagen. Wir übergehen die Hypotheſen, durch welche man die Mechanik der Ideenaſſoziation aus einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wollen, da ſie die Sache nur noch räthſelhafter machen, und merken dagegen noch an, daß das Geſetz der empiriſchen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht abſolut iſt, ſondern nur als Erklärungsſatz für uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits geſchehene Ideenaſſoziation begreiflich machen. Voraus beſtimmen läßt ſie ſich nicht. Die Ideen haben ſo viele und mancherley Aehnlichkeitspunkte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall gerade dieſe und keine anderen hervorgerufen werden. Es hängt die wirkliche Verbinduug von ſo vielen ſubjectiven Zufälligkeiten ab, die alle in Anſchlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungskraft nach einem gewiſſen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee arbeitet, die ſie vor Augen hat und nach welcher hin ſie die Verknüpfung imaginäriſcher Reihen veranſtaltet, kann man wohl bei ihr eine gewiſſe Ordnung ſich denken; wo ſie aber zwecklos und mechaniſch wirkt, läßt es ſich nicht einmal erklären, daß ſie Aehnlichkeiten wahrnehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen erklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die Aehnlichkeiten und Coexiſtenzen hineindenken oder ſie hervorſuchen. Ob die Einbildungskraft wirklich danach zu Werke gegangen, bleibt immer unentſchieden.

Aſſyrien, ein im Alterthum berühmtes aſiatiſches Reich, deſſen Gränzen nicht zu allen Zeiten dieſelben waren. Das eigentliche Aſſyrien gränzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, weſtlich an Meſopotamien, ſüdlich an Suſiana und öſtlich an Medien. Aſſur ſoll es gegründet und die Hauptſtadt Ninive nebſt einigen andern Städten darin erbaut haben. Unter den Regenten dieſes Reichs ſind vorzüglich Ninus und ſeine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf dem aſſyriſchen Reiche das babyloniſche (welches Nimrod gegründet haben ſoll), das mediſche und noch einige andere Reiche, und in der Folge wurde die Stadt Babylon die Hauptſtadt deſſelben. Unter Sardanapal (welcher im J. der Welt 3088 die Regierung antrat), einem weichlichen, aber doch nicht von allen Vorzügen entblößten Regenten, machte ſich (i. J. d. W. 3108) Arbaces, Statthalter von Medien, zum Herrn des aſſyriſchen Reichs;

Sardanapal verbrannte ſich zu Ninive in ſeinem Palaſte. In der Folge löſ'te ſich dieſes Reich in drey Reiche auf, welche die Hauptbeſtandtheile deſſelben ausgemacht hatten; und es bildeten ſich aus demſelben das (neue) aſſyriſche, das mediſche und das (neue) babyloniſche Reich. Das babyloniſche wurde zwar von Aſſarhaddon von neuem dem aſſyriſchen einverleibt; allein Nabopolaſſar (gegen d. J. d. Welt 3237) machte es wieder unabhängig von demſelben, vergrößerte es gegen das J. d. W. 3259; und Nebucadnezar, welcher das jüdiſche Reich über den Haufen warf, die Tyrier, Aegyptier und noch mehrere Völker überwand, erhob es zu noch größerer Macht. Sämmtliche Reiche fielen, ſechstehalb bis ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt, in die Gewalt des Cyrus.

Aſthenie, die Schwäche (aus dem griechiſchen α privativum und σθενος Kraft). Dies Wort iſt durch die Theorie von Brown in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bey ihm Schwäche der Erregung. Sie entſteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf ſie zu ſchwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit verſetzt wird, dies iſt directe Aſthenie; oder indem durch vorhergegangene zu ſtarke Reize die Erregbarkeit vermindert worden iſt, und ſie auf die gewöhnlichen Reize nicht gehörig wirkſam iſt, indirecte Aſthenie. Die aſtheniſche Beſchaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüſſe erzeugt: zu lang dauernde Kälte, ſtarke und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Waſſer und wäſſerige Getränke, Mangel an verſchiedenen Gewohnheitsreizen, als ſtarke Getränke, Gewürze; Mangel an Blut; zu ſchwache oder zu ſtarke Bewegung, Leidenſchaften, Anſteckungsſtoffe u. ſ. w. Die vorzüglichſten Zufälle, welche die aſtheniſche Beſchaffenheit bezeichnen ſollen, ſind: Froſt und Schauder; ſchwacher, weicher, kleiner und ſchneller Puls; Kopfſchmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßluſt; Ekel und Erbrechen; Betäubung, Schlafſucht, Zuckungen; faule Bräune; Blutflüſſe; Drüſengeſchwülſte u. ſ. w. Unter den aſtheniſchen Krankheitsformen ſollen nebſt mehrern andern beſonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlafloſigkeit, Krätze, die engliſche Krankheit, Blutflüſſe, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meiſten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüſtigkeit, Waſſerſucht, Epilepſie, Lähmung, Schlagfluß, Wechſelfieber, Typhus, Peſt. (S. Erregungstheorie.) H.

Aeſthetik (αισθητικη, nämlich επιστημη) nannte man ſeit Alexander Gottlieb Baumgarten (ſ. dieſen Artikel) eine beſondere Wiſſenſchaft von dem Schönen und ſeinen mannichfaltigen Darſtellungsarten, welche vor dieſem Philoſophen noch nicht exiſtirte und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philoſophie, von welcher, als Metaphyſik des Schönen, die Theorie der Künſte und Kunſtkritik abhängig ſeyn ſollte. Auch hier finden wir nämlich wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß ſich die Wiſſenſchaft erſt dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anſchauung vorhanden iſt, in ſyſtematiſcher Geſtalt entwickelte und ausbildete, indem erſt dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieſes Mannichfaltige ſelbſt in ſeiner Verſchiedenheit und verwirrenden Mannichfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher auch die Literatur des wiſſenſchaftlichſten der alten Völker uns nur zerſtreute Betrachtungen über einzelne Gegenſtände jener Wiſſenſchaft, oder einzelne Darſtellungsarten des Schönen (einzelne Künſte,

Kunſtgattungen und Kunſtwerke) in dogmatiſcher oder kritiſcher Geſtalt darbietet, obgleich dieſe oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines Plato und Ariſtoteles) eine Lebendigkeit an ſich tragen, welche den Werth mancher neuern ſyſtematiſchen Bearbeitung gar ſehr verdunkeln. Als aber insbeſondere durch des berühmten Chr. Wolfs Beſtrebungen, die Philoſophie (namentlich die leibnitziſche Anſicht derſelben) in ein Syſtem zu bringen, eine Ueberſicht des Ganzen der Philoſophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entſtand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewiſſe allgemein gültige Geſetze zur Bildung und Beurtheilung deſſelben aufzuſtellen, welche auf dem Weſen der ſchönen „Erkenntniß ſelbſt" (bey welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die ſinnliche Erkenntniß verwechſelte) beruhen ſollte. Zu dieſer Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolfs, den erſten Grund. Der Standpunkt, von welchem man zuerſt bey einer ſolchen ausging, war ein ſubjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächſt nach ſeiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, oder von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchen man daſſelbe auffaßte, welche Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens vorausſetzte, daher man dieſe Wiſſenſchaft eben Aeſthetik nannte, weil αισθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, ſinnliche Vorſtellung, und die ſie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten pſychologiſchen Anſichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder ſinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig unterſchieden wurden. Denn weil man eben durch dieſe Vermögen das Schöne zu kennen, und wahrzunehmen glaubte, daß dieſes vorzüglich das ſinnliche Erkenntnißvermögen anſpreche: ſo ſuchte man eine Wiſſenſchaft, welche die Geſetze deſſelben (des Empfindungsvermögens), beſonders in Beziehung auf das Schöne, eben ſo umfaſſen ſollte, wie die Logik (von λογος) die Geſetze des Verſtandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen iſt, warum ſie Baumgarten eine Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges in uns Vergnügen hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen nicht hinlänglich unterſchieden und die Wiſſenſchaft von der empiriſchen Kenntniß geſondert wird. So kam Baumgarten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne; und meinte die Geſetze dieſer ſinnlich erkannten Vollkommenheit (die äſthetiſchen Geſetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheit ableiten zu können. Was er nun aber als ſolche Wiſſenſchaft in ſeinen Vorträgen und Schriften (ſ. Baumgarten) aufſtellte, enthielt mehr practiſche Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunſt, vorzüglich der Dicht- und Redekunſt, als eine Unterſuchung über das Weſen der Schönheit überhaupt. Dieſes Princip der ſinnlichen Vollkommenheit aber, welches B. aufſtellte, wurde von ſeinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer unterſuchte, und bald auf phyſiologiſchem und pſychologiſchem Wege, welcher durch Locke's Senſualſyſtem und anderer Engländer (z. B. Burke's) Unterſuchungen ſehr gangbar geworden war, die Natur äſthetiſcher Empfindungen erforſchte, bald, vorzüglich durch Batteux und anderer Franzoſen Beyſpiel geleitet, eine Theorie der Künſte unter dieſem Namen aufzuſtellen verſuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Aeſthetik, wovon dieſe abhängig iſt, durch ein tieferes Princip

hinlänglich begründet war, nothwendig ſchwankend und unſicher ausfallen und eine empiriſche Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſeiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philoſophiſchen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach deſſen Unterſuchungen die Philoſophie als eine Wiſſenſchaft von den urſprünglichen Vermögen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes erſchien, unterſchied zwar genauer ſinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch bloß in ſeiner Wirkung auf das Gefühl, und ſtellte ſo über das Schöne den Begriff des Aeſthetiſchen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorſtellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre beſondern Theorien angewieſen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne alſo bezogen wurde, daß man vorausſetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, exiſtire bloß für das Gefühl, oder beſtehe bloß in einer beſondern Beziehung auf das Gefühl: ſo iſt es begreiflich, wie er früherhin eine ſolche Wiſſenſchaft für eine unmögliche halten und ſelbſt den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. deſſen, was ſchön iſt) iſt nach jenen Vorausſetzungen empiriſch und ſubjectiv. Allein theils haben ſchon die bedeutendſten ſeiner Schüler (z. B. der um die Aeſthetik ſo verdiente Heidenreich) entgegnet, daß auch die Geſchmacksurtheile, oder das äſthetiſche Wohlgefallen überhaupt, von gewiſſen urſprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig ſeyn müſſen, — welche zur Wiſſenſchaft erhoben eine Geſchmackslehre werden, und ſofern ſie die Gegenſtände nach ihrer Beziehung auf Luſt und Unluſt, oder als Gegenſtände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbeſondere betrachte, füglich Aeſthetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in ſeiner nachher erſchienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer ſolchen Geſchmackslehre oder Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft (des Geſchmacks) wirklich aufgeſtellt, welche nun an die Stelle der Aeſthetik trat, und in welcher er die Geſetze, nach welchen der Verſtand bei der Beurtheilung deſſen verfahre, was durch ſich ſelbſt gefällt, aufſuchen wollte. So ſcharfſinnig und treffend auch Kants Unterſuchungen ſind, ſo weit ſie ſich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beſchränkten vulgären Sprachgebrauche nimmt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geſchmacke (der bald als äſthetiſche Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet ſeyn ſoll) beſchäftigen; ſo wenig erſchöpft doch die Theorie des Geſchmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne nach ſeinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Aeſthetik, als Wiſſenſchaft des Schönen gedacht. Anderntheils beſchränkte ſchon der Standpunkt, von welchem Kant ausging, die Unterſuchung nothwendig. Denn indem zuerſt gefragt wurde, ob es allgemeine Principien der Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Luſt und Unluſt beſtimmen, bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne ſeinem Weſen nach ſchon vorausgeſetzt, ſtatt deſſen trat nun der allgemeine Begriff des Aeſthetiſchen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt vorgeſtellt, und dadurch Sache des Geſchmacks wird, und in engerer Bedeutung was lediglich durch ſeine Beziehung auf das Gefühl Gegenſtand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff ſich das Schöne (nach dem beſchränkten vulgären Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet,

weil blos von einer Verſchiedenheit des Aeſthetiſchen die Rede war, welches als Gegenſtand der Beurtheilung betrachtet wurde, nicht von dem Schönen ſelbſt, ſeinem Principe und der daſſelbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Dieſe kantiſche Anſicht wurde von mehreren denkenden Männern dieſer Schule ausgebildet und als eine Wiſſenſchaft von den Gründen des äſthetiſchen Wohlgefallens dargeſtellt. Gegen jene der Kunſt wenig zuſagende Anſicht, namentlich gegen die formale Beſtimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes ohne Vorſtellung eines Zweckes, ſträubte ſich der immer wachſende Kunſtſinn und die lebendigere Anſchauung des Schönen. Um ſo dringender wurde bei denen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunſtgebietes durch die Werke großer Zeitgenoſſen dieſes Intereſſe für die Kunſt lebhaft fühlten, welches Kant, der in dieſem Gebiete weniger heimiſch war, in einem hohen Grade zu mangeln ſchien, das Bedürfniß einer unbeſchränktern Unterſuchung über das Weſen des Schönen, und die Bedingungen, unter welchen es ſich dem menſchlichen Geiſte darſtellt. Göthe, Schiller, Herder, Winkelmann, Klopſtock, Leſſing, Moritz und Heinſe wirkten theils durch die geiſtvollen Erzeugniſſe ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Anſichten, Beurtheilungen, und freie Behandlungen mehrerer der Kunſt angehörigen Gegenſtände; Schelling durch ſeine originelle Anſicht der Natur, ſo wie überhaupt durch eine Philoſophie, welche von dem Abſoluten ausgehend, daſſelbe auch in der Schönheit und im Geiſte des Künſtlers in eigenthümlicher Geſtalt wiederfindet, zu einer umfaſſendern und lebendigern Anſicht der Schönheit und Kunſt. Ja wenn auch jene große Gährung, welche durch Kants Reform in der Philoſophie begonnen, gegenwärtig noch nicht geſtillt worden iſt, und die Urtheile über des Letztern Syſtem nothwendig verſchieden ſind; ſo wird ihm doch für die Aeſthetik das Verdienſt bleiben müſſen, auf die darſtellende Kraft des Genius tiefere Rückſicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachläſſigte Phantaſie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demſelben Zwecke wirkten, doch mehr auf polemiſchem und kritiſchem als auf dem ſyſtematiſchen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Gränze der Wahrheit oft überſchreitend, zum Vortheile der Aeſthetik und zu einer freiern, lebendigern und umfaſſendern Anſchauung des Schönen, beſondern in der Kunſt. Schellings Standpunkt aber, vermöge deſſen er von dem Abſoluten, in welchem das Reale und Ideale ſich vereinigen ſoll, beginnend, auch ſeine Schüler auf die ſchaffende Kraft des Geiſtes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu reflectiren, das Kunſtwerk aber als eine ſymboliſche Erſcheinung des Abſoluten, durch den Geiſt des Menſchen hervorgebracht, zu betrachten veranlaſſen mußte, wurde von mehreren derſelben im Dünkel einer Wiſſenſchaft des ſchaffenden Genius, und je mehr ſie Kunſtfreunde waren, ſo mißverſtanden, daß ſie die Aeſthetik geradezu für eine Kunſtphiloſophie erklärten, als offenbare ſich das Schöne nur durch Kunſt des Menſchen; welcher Anſicht S. eben ſowohl, als dem Mißbrauch ſeiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem ſie ſich ſelbſt von den Gebilden ihrer Phantaſie hinreißen ließen, und ſtatt einer Philoſophie über das Schöne in Natur und Kunſt, oft nur leere Phantaſien über die Kunſt hervorbrachten (in der Vorrede zu ſ. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebſt Anmerkungen) kräftig widerſprochen hat. Nach unſerer Anſicht muß die Aeſthetik, als Philoſophie des Schönen, von der

Idee des Schönen (καλλον) vergl. dieſen Artikel) ausgehen — ſofern wir ſie der Idee der Wahrheit, welche die theoretiſche Philoſophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die practiſche Philoſophie entfaltet, entgegenſtellen, — und zwar als Metaphyſik des Schönen oder reine Aeſthetik von dem Weſen des Schönen — oder von dem abſoluten Schönen, das nie erſcheint, aber dem gebildeten Geiſte als Idee bei ſeinen Urtheilen, und dem Künſtler in der Geſtalt eines Ideals beim Schaffen vorſchwebt, ausgehen, und dieſe Idee in dem Gebiete der menſchlichen Erkenntniß nachweiſen; hierauf aber die verſchiedenen Darſtellungen des Schönen in Natur und Kunſt nach ihrem Weſen beſtimmen und würdigen, und in Hinſicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geſchmackslehre ihre Stelle findet), in Hinſicht auf die Kunſt aber insbeſondere ſeine Hervorbringung durch die ſchaffende Kraft des Künſtlers betrachten, dann aber von der Verſchiedenheit der beſondern Künſte, ſofern ſie aus der Idee der Kunſt erkennbar iſt, und ihren beſondern Gattungen handeln, durch welche philoſophiſche Ueberſicht, auch wohl (äſthet.) Theorie der ſchönen Künſte, oder angewandte Aeſthetik genannt, für jede beſondere Aeſthetik, oder für die Theorien der einzelnen Künſte die philoſophiſche Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptſächlichſten und in der Geſchichte der Aeſthetik Epoche machenden Anſichten derſelben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Ueberhaupt aber iſt die Aeſthetik verſchieden nach der Anſicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch nach den herrſchenden Geſtalten, in welchen daſſelbe in der Kunſt eines Volks auftritt, davon ſ. den Artikel Schön. T.

Aeſthetiſch iſt zufolge des vorhergehenden Artikels 1. in weiteſter Bedeutung, was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt ſteht, oder zunächſt in dieſer ſubjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin 2. dieſes Gefühl, namentlich das Gefühl der Luſt, durch innere oder äußere Anſchauung, entweder erweckt, (äſthetiſcher Gegenſtand, äſthetiſche Anſchauung,) — daher redet man auch von einer äſthetiſchen Deutlichkeit im Gegenſatze der logiſchen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anſchauung oder Beyſpiele erlangt wird, — oder durch daſſelbe beſtimmt wird, (in dieſer Beziehung redet man von einem äſthetiſchen Urtheile, und von äſthetiſcher Urtheilskraft, Geſchmack in weitern Sinne); 3. in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anſchauung ſeiner das Gemüth (vornehmlich Verſtand und Einbildungskraft) in harmoniſche Thätigkeit ſetzenden Form Luſt zu erregen fähig iſt, oder was durch ſeine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anſchauung des Gegenſtandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung, nach kantiſcher Beſtimmung, der Gegenſtand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens. — Auch redet man in dieſer Bedeutung von äſthetiſchen, d. i. ſolchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, ſondern bloß durch die angeſchaute (und zwar harmoniſche, in ſich vollendete) Form eines Gegenſtandes, welche durch die Kräfte des Geiſtes in harmoniſche Thätigkeit verſetzt, erregt ſind, b) was durch ein Gefühl dieſer Art beſtimmt und von demſelben abhängig iſt (daher äſthetiſches Wohlgefallen, äſthetiſches Urtheil oder Geſchmacksurtheil, äſthetiſche Urtheilskraft, d. i. Geſchmack im engern Sinne, und ſein Gegenſtand Geſchmacksobject); 4. was zu dem Kreiſe der Aeſthetik gehört, oder von ihr, als

Wiſſenſchaft des Schönen, abhängig ſeyn, und auf ihre Grundſätze wenigſtens zurückgeführt werden ſollte. Nach dieſer Bedeutung haben die Ausdrücke äſthetiſches Urtheil, äſthetiſche Beurtheilung, Recenſion, äſthetiſche Kritik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen ſie doch ſehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Aſträa oder Dike, Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte ſie unter den frommen Menſchen, im ausartenden ſilbernen kam ſie nur ſelten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geſchlecht ſich Waffen ſchmiedete und den Pflugſtier erſchlug, da flog ſie zum Himmel, wo ſie im Thierkreis als Sternjungfrau leuchtet. Sie iſt als ſolche identiſch mit Erigone, welche ihren Platz zwiſchen dem Scorpion und dem Löwen einnahm. Den Spätern war ſie beflügelt.

Aſtrognoſie wird die in der practiſchen Aſtronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne genannt. (Vergl. Aſtronomie.)

Aſtrolabium (Planiſphärium, Analemma, Winkelmeſſer), iſt eigentlich ein Inſtrument, welches die vornehmſten Cirkel der Himmelskugel auf der Fläche eines ihrer größten Kreiſe, z. B. des Horizonts, des Mittagskreiſes, ſo vorſtellt, wie ſie dem Auge erſcheinen würden, wenn es ſo hoch über die Kugel erhoben wäre, daß es die ganze Hälfte derſelben auf einmal überſehen könnte. Man braucht es in der Aſtronomie, um damit die Höhen der Sterne über dem Horizont zu meſſen. Kann es an allen Orten des Erdkreiſes gebraucht werden, ſo heißt es ein univerſales, iſt es aber nur auf eine gewiſſe Polhöhe gerichtet, ſo heißt es ein particulares. Die letztere Art war bereits dem Ptolemäus bekannt, wie aus ſeinem Almageſt hervorgeht; die Zeit der Erfindung des allgemeinen Aſtrolabiums iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Ein anderes Aſtrolabium iſt dasjenige, welches zur See gebraucht wird, und aus einer cirkelrunden Scheibe beſteht, die im Durchſchnitt etwa einen Fuß, und einen halben Zoll in der Dicke hat, damit es genugſame Schwere bekommt, mit einem Ringe, an dem es frei beweglich hängen und leicht auf alle Seiten zu wenden ſeyn muß, und einer beweglichen Regel mit Dioptern. Die Scheibe wird in vier Viertel, und jedes in neunzig Grade getheilt. Der Horizontal-Durchmeſſer (Linea fiduciae), muß mit dem Horizonte, wenn das Inſtrument an ſeinem Ringe hängt, genau übereintreffen. Alsdann wird das Inſtrument mit ſeiner Seite gegen den zu meſſenden Stern gewendet, und die Regel ſo lange bewegt, bis der verlangte Stern durch die Dioptern erblickt wird, oder wenn es die Sonne iſt, ihre Strahlen durch dieſelben hindurchſcheinen. Außer dieſer Abtheilung in Grade, ſind auf derſelben Scheibe noch zwei andere Cirkel, aus einerlei Mittelpunkt mit dem erſten beſchrieben, deren einer 365 Theile, für die Tage im Jahre, der andere in zwölf Felder, und jedes wieder in dreißig, für die zwölf himmliſchen Zeichen, abgetheilt iſt. Dieſe Erfindung, das Aſtrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Aerzte Roderich und Joſeph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünſchte, wodurch man der Gefahr entginge, ſich auf der See zu verirren: ſie lehrten, wie man durch daſſelbe, auch ohne Magnetnadel, auf der See wiſſen könne, in welcher Gegend man ſey. — Endlich verſteht man auch unter Aſtrolabium ein Inſtrument, welches zum Aufnehmen der Winkel beim Feldmeſſen dient, und aus einem halben Cirkelbogen beſteht, der in Grade und Minuten

abgetheilt, am Diameter mit zwey Dioptern verſehen iſt, und ein beweglicheſ, auch mit Dioptern verſehenes Linial hat, das um das Centrum gewendet und auf den begehrten Punkt mit den Dioptern gerichtet wird, da es denn mit dem einen Ende auf dem abgetheilten Cirkel die Grade, und folglich die Weite des Winkels anzeigt.

Aſtrologie iſt die eitle und betrügeriſche Kunſt, aus der Stellung der Geſtirne zukünftige Dinge, beſonders die Schickſale der Menſchen vorherzuſagen. Sie gehört zu den älteſten Arten des Aberglaubens und entſprang, wie Bailly mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Geſtirne, beſonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, Witterung und Fruchtbarkeit der Erde hatten. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Geſtirne nur um der Erde und um der Menſchen willen geſchaffen wären, und daß ſie, da ſie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rückſicht der Menſchen von Bedeutung ſeyn, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, ſondern auch auf die Sitten und Schickſale einzelner Menſchen Beziehung haben müßten. Aus einer Tradition der Aegyptier, daß nämlich Belus eine Colonie aus Aegypten nach Aſien geführt, die ſich am Euphrat niedergelaſſen, und nach Art der Aegyptier, Prieſter gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit geweſen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunſt eine Erfindung der Aegyptier ſey, wie denn auch wirklich bei dieſen ſich beſonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meiſten Zeugniſſe der Alten ſtimmen dafür, daß ſich die Aſtrologie von den Chaldäern aus über andere Nationen verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftſtellern durchgängig Chaldäi, ſonſt auch Genethliaci, genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Aſtrolog und Nativitätenſteller gleichbedeutend. Die Zeit des Urſprungs der Aſtrologie kann nicht genau beſtimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums iſt, daß ſich die meiſten aſtrologiſchen Vorherſagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erſte Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der moſaiſchen Erzählung (V. 18, 10) läßt ſich auf ihr hohes Alter ſchließen. Als in den ſpätern Zeiten die Aſtrologie aus Gewinnſucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben ſich die Aſtrologen den Namen Mathematiker unter welchem ſie zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm ſo überhand, daß Tiberius ſie aus Rom vertrieb. Das Geſetz im Codex unterſcheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometriſche Kunſt von der ſogenannten mathematiſchen, d. i. aſtrologiſchen. So verwerflich uns auch die Aſtrologie gegenwärtig erſcheint, ſo hat ſie doch der Aſtronomie weſentlich genutzt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerkſamkeit auf dieſelben, und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt ſich die Aſtrologie mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch verſchiedene aſtrologiſche Schriften beſitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Irrthümer der Aſtrologie ſehr gründlich beſtritt, fand noch wenig Eingang. Noch im 16ten und 17ten Jahrhunderte ward die Sterndeuterei von gelehrten Männern vertheidigt, und Cardanus trieb ſeine Thorheit ſo weit, daß er dem Heilande die Nativität ſtellte; auch ſoll er ſich zu Tode gehungert haben, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Daß Keppler der Sterndeuterei anhing, beweiſen häufige Spuren in ſeinem

Briefwechſel; er ſelbſt ſtellte Nativitäten, wenn es verlangt wurde, und ſoll die Gunſt Wallenſteins, der ihn 1629 nach Sagan berief, durch Vorherſagung ſeines Glücks erworben haben. Das copernicaniſche Syſtem und die immer mehr erwieſene Richtigkeit deſſelben haben endlich das Anſehen der Aſtrologie völlig geſtürzt.

Aſtronomie oder Sternkunde, d. i. Kenntniß des Laufes der Geſtirne und ſeiner Geſetze. In der Gegend des alten Babylons, in den Ebenen von Syrien und Aegypten, unter jenem ewig heitern Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt, einen großen Theil ihrer Beſchäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei einfachen Hirtenvölkern hatte die Wiſſenſchaft ihren Urſprung, auf welche das menſchliche Geſchlecht ein Recht hat ſtolz zu ſeyn, ſowohl wegen ihrer theilweiſen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne ſie gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich iſt, ſo wie deswegen auch der Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher ihrer bedarf, und die Schiffahrt, dieſes verknüpfende Band entfernter Nationen und dadurch ſo mächtige Beförderungsmittel von Cultur und Wiſſenſchaften, nur allein durch Hülfe der Aſtronomie zu ihrer jetzigen Höhe ſich erheben konnte, als vielmehr noch, weil ſie, was menſchliche Geiſteskraft vermag, in ſeinem ſchönſten Glanze zeigt. Doch, wie bei jeder Wiſſenſchaft, ſo auch hier war der erſte Anfang gering. Jene Hirten begnügten ſich mit der ungefähren Kenntniß des Standes der hellſten Sterne zu gewiſſen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf- oder Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und Fortſchritten der Aegyptier (bei welchen zuerſt der Urſprung der Sternbilder oder Conſtellationen und Sternennamen zu ſuchen iſt, indem die üppige Phantaſie der Orientalen auch den geſtirnten Himmel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und Menſchen in den Geſtirnen zu verewigen bemüht war, während die Prieſter einige durch Beobachtung des Laufes der Geſtirne bekannt gewordene Perioden und Cykeln in demſelben in ein myſteriöſes Dunkel hüllten, von wo dann auch die Chineſen und Indier ſie erhalten zu haben ſcheinen, welche in ihren Cosmogenien davon Gebrauch machten, und ihre mythiſchen Weltalter oder die Jahre des Bramah, Schiwen, Wiſchnu und ihrer andern Götter danach beſtimmten, ſonſt aber keine Fortſchritte in der Aſtronomie machten, und faſt merkwürdiger geworden ſind durch die Mühe und den großen Scharfſinn, welchen der bekannte Bailly darauf verwendete, ihnen die Erfindung und hohe Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft zu vindiciren, als durch ihre wirklichen Kenntniſſe darin), der Phönicier, welche auf ihren Schiffahrten den Himmel fleißig beobachteten, und der Griechen, von welchen Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras und vorzüglich Eudoxus und Ariſtarch von Samos, der etwa 264 Jahre vor Chr. Geb. ſchon die Umdrehung der Erde behauptete, genannt zu werden verdienen, und nach manchen kühnen Muthmaßungen und Hypotheſen einiger griechiſchen Philoſophen, wie des Pythagoras und der Pythagoräer, Philolaus und Nicetas, auch des Democritus, die aber meiſt mehr auf bloß philoſophiſchen Anſichten, als auf aſtronomiſchen Gründen beruhte, und daher von wenigem Einfluſſe auf die Wiſſenſchaft ſelbſt waren, die Aſtronomie, etwa 280 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wiſſenſchaftliche Geſtalt zu gewinnen. — Doch vor allem, welches ſind denn die Erſcheinungen, welche die Aſtronomie ihrer Beobachtung und Betrachtung zu unter-

werfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, ſo beginnt nun, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahlloſe Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Oſten ſehen wir ſie über den Geſichtskreis ſich erheben, allmälich immer ſteigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben ſo niederſinkend, bis ſie endlich unter dem weſtlichen Geſichtskreis ſich verlieren, während der Himmel ſelbſt uns als die Fläche einer vollkommenen Halbkugel erſcheint (denn die ſcheinbar plattgedrückte Geſtalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leicht erklärlichen Täuſchung der Sinne her), in deren Mittelpunkte wir uns ſelbſt befinden, an welche Fläche die gleichſam angeheftet ſcheinenden Sterne, mit beſtändig gleicher Geſchwindigkeit, in einander völlig parallelen, größern oder kleinern Kreiſen ſich bewegen, welche mit demſelben Horizont immer ein und eben denſelben Winkel machen, und von denen ſie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beſchreiben, bis ſie nach Verfluß von 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunde wieder an demſelben Punkte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denſelben Kreislauf beginnen. Unter dieſen Kreiſen bemerken wir einen, deſſen Mittelpunkt unſer Auge ſelbſt iſt, und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Aequator oder Gleicher genannt. Nach dieſem allen ſcheint es, daß ſtatt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen ſich mit gleichförmiger Geſchwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinklicht auf der Ebene ſteht, die man ſich durch unſer Auge und durch den Aequator gelegt denkt, und am Himmel zwei Punkte beſtimmt (welche daher vom Aequator überall gleich weit um 90 Grade abſtehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon aber nur der eine, der Nordpol, für uns ſichtbar iſt, der andere, der Südpol aber unter unſern Geſichtskreis fällt. Die Sterne, welche ihm am nächſten ſind, werden die kleinſten Kreiſe beſchreiben, je näher dem Aequator aber, deſto größere, nnd dieſer ſelbſt iſt der größte. Da nun der Nordpol uns immer in einer beſtimmten Höhe (Polhöhe) über dem Horizont erſcheint, ſo folgt daraus, daß Sterne, welche ihm näher ſind, als dieſe Höhe beträgt, weder auf- noch untergehen können, ſondern immer über dem Geſichtskreis bleiben; ferner daß bei allen Sternen nördlich vom Aequator mehr als die Hälfte ihres täglichen Weges, bei den ſüdlich vom Aequator befindlichen hingegen weniger uns ſichtbar iſt. Die Punkte, in welche die Geſtirne ihre größte Höhe erreichen oder culminiren, liegen deswegen alle in einem Kreiſe, der ſenkrecht auf dem Aequator, und den ihm parallelen Kreiſen der Sterne ſteht, die Pole ſelbſt ſchneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt, weswegen er Mittagskreis oder Meridian genannt wird. Die Zeit von einer Culmination eines Sternes bis zu ſeiner zweiten heißt ein Sterntag, ſo wie, wenn wir ſtatt eines Sternes die Sonne ſetzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir dieſen in 24 Stunden theilen, ſo finden wir die Länge des Sterntages, der ſich beſtändig gleich bleibt, nur zu 23 Stunden, 56 Minuten, 4, 1 Secunden. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß ſie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenſtrahlen hervortreten (heliotiſch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher ſichtbar waren, in den Sonnenſtrahlen verſchwinden (heliotiſch untergehen), und daß an ver-

ſchiedenen Tagen auch verſchiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (cosmiſch aufgehen bei den Alten), oder untergehen (achroniſch untergehen), und eben ſo verſchiedene zugleich aufgehen (achroniſch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (cosmiſch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Secunden, die Sonne wieder zu demſelben Sterne zurückkehrt, indem ſie in einem größten Kreiſe (d. h. in einem, deſſen Mittelpunkt unſer Auge iſt), der Ekliptik, ſich bewegt, die den Aequator in zwei Punkten (Nachtgleichepunkte, Aequinoctialpunkte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) ſchneidet, der 23 Grad, 27 Minuten, 57 Secunden im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um 1/2 Secunde abnimmt, während die Aequinoctialpunkte jährlich 50.1/4 Secunde im Aequator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20 Minuten, 23 Secunden (weswegen das tropiſche Jahr, d. i. die Zeit, welche zwiſchen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben ſo viel kürzer iſt als das Sternjahr, alſo aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden beſteht), da ſie in einem Jahre 360 Grade, in einem Tage alſo im Mittel 59 Minuten, 8 Secunden, 33 Terzen in ihrem Kreiſe fortrückt, vorausgeſetzt, daß ſie immer in derſelben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall iſt; ſondern vom Frühlings- bis zum Herbſtäquinoctio gelangt ſie jetzt vom 20ſten März bis zum 22ſten September in 186 Tagen, und vom Herbſtäquinoctio bis wieder zum Frühlingspunkte ſchon in 179 Tagen, ſo daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer iſt, als das Sommerhalbejahr. Am langſamſten iſt die Bewegung der Sonne nur 57 Minuten, 11 Secunden täglich, in ihrem Sommerſolſtitio, und nimmt von da immer zu bis zu ihrem Winterſolſtitio, wo ſie 61 Minuten, 11 Secunden täglich beträgt, von wo ſie, bis wieder zum Sommerſolſtitio, auf dieſelbe Art abnimmt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbeſtimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf aber im Aequator in derſelben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geſchwindigkeit vollendete, und die hiernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit, im Gegenſatz gegen die wahre, von der Sonne ſelbſt beſtimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittlern Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag, den Unterſchied dieſer Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die Zeitgleichung, welcher 16 1/4 Minute groß werden kann, und ſich in den Calendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt ſich nun auch der Mond täglich von einem Fixſterne zum andern, aber mit weit ungleichförmigerer und größerer Geſchwindigkeit als jene, ſo daß er ſchon in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten, 12 Secunden ſeinen Umlauf am Himmel (periodiſchen Monat) vollendet, in einem Kreiſe, deſſen Neigung gegen die Ekliptik 5 Grad, 8 Minuten, 49 Secunden beträgt. Außerdem beobachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechſel oder die Phaſen deſſelben, und er erſcheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als Vollmond, oder nicht erleuchtet, als Neumond, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr ſteht, hingegen zur Hälf-

te erleuchtet im erſten oder letzten Viertel, wenn er in Oſten oder Weſten 90 Grad von ihr entfernt iſt; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines ſynodiſchen Monats beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2 Secunden. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken, oder Sternbedeckungen zu bilden, und trifft es ſich gerade, daß er zur Zeit des Neu = oder Vollmondes genau in der Ekliptik ſich befindet, ſo verdeckt er uns im erſten Falle die Sonnenſcheibe und verurſacht die Sonnenfinſterniſſe, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondſcheibe trifft, und dadurch die Mondfinſterniſſe bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die Planeten (Irrſterne), welche, ſo wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen ſogenannten Fixſternen zu unterſcheiden haben. Es ſind Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Jupiter (♃), Saturn (♄), und die neuentdeckten Uranus, Ceres, Pallas, Juno und Veſta, von welchen letztern noch Uranus und Veſta dem unbewaffneten Auge, die übrigen nur durch Fernröhre ſichtbar ſind. Ihre ſcheinbaren Bahnen ſchneiden die Ekliptik unter gröſſern oder kleinern Winkeln, und Mercur und Venus entfernen ſich, erſterer nie über 28 Grad, 20 Minuten, letztere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in Zuſammenkunft (☌) oder Gegenſchein (☍), 180 Grad von ihr entfernt, kommen. Bei dieſer Bewegung finden wir ſie aber bald ſchneller bald langſamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen dieſe Ordnung laufen und bald ſtille ſtehen. Ferner ſehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von ſieben und Uranus von ſechs kleinen Sternen oder Trabanten ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer dieſen immer ſichtbar bleibenden Planeten erſcheinen noch von Zeit zu Zeit Cometen (Haarſterne, Schweifſterne), meiſt nur auf wenige Monate ſichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen ſcheinen, und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben, und ſich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch ſehen wir unter den Fixſternen mehrere Tauſende von neblichtem Anſehen, wovon viele durch die ſtärkſten Fernröhre eben ſo, wie die Milchſtraße, in Haufen unzählicher Sterne aufgelöſ't erſcheinen, und als entfernte Fixſternſyſteme ſich uns darſtellen. — Dies ſind nun im Allgemeinen die himmliſchen Erſcheinungen, deren genaue Beſtimmung und Beobachtung vermittelſt zweckmäßiger Inſtrumente (die man in den Lehrbüchern der Aſtronomie beſchrieben findet) das Geſchäft der praktiſchen Aſtronomie iſt, auf welcher dann die theoretiſche beruht, welche nach ſtreng mathematiſchen Geſetzen jene Beobachtungen ordnet und mit einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet, welche jene Erſcheinungen hervorbringen, und endlich auch die Urſachen dieſer Bewegungen erforſcht. In ſo fern jene Erſcheinungen an der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels ſich uns darſtellen, lehrt insbeſondere die ſphäriſche Aſtronomie durch Beobachtung von Sternen die Polhöhe oder Aequatorshöhe eines Ortes (d. h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchſte Punkt des Aequators über dem Horizont erſcheint) beſtimmen, und dann durch Beobachtung der größten Höhe eines Sternes, ſeine Abweichung vom Aequator (ſie iſt gleich dem Unterſchiede zwiſchen der beobachteten Höhe des Sternes und der Aequatorshöhe)

und durch Beobachtung der Zeit, welche zwiſchen der Culmination von zwei Sternen verfließt, ihren Unterſchied in gerader Aufſteigung, oder auch durch bloße Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebigen Zeit, gerade Aufſteigung und Abweichung deſſelben finden. Iſt nun die Lage eines Sterns gegen eine gewiſſe Ebene, wie die des Aequators, bekannt, ſo lehrt die ſphäriſche Trigonometrie daraus die Lage deſſelben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige gegeben iſt, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der Ekliptik Länge und Breite, daſſelbe, was in Beziehung auf den Aequator gerade Aufſteigung und Abweichung ſind, aus dieſer berechnet werden können. Die genaueſte Beobachtung der Lage der Fixſterne, welche in den Sterncatalogen angegeben wird, macht die feſte Grundlage aus, auf welcher erſt die Beobachtung der Lage der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegungen nun insbeſondere die theoretiſche Aſtronomie erklärt. Zuerſt finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des Mondes ſich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excentriſchen Kreiſe, d. h. einem ſolchen, deſſen Mittelpunkt nicht genau unſere Erde iſt, ziemlich gut darſtellen laſſe, und denken wir uns die Planeten um einen gewiſſen Punkt ſich im Kreiſe drehend, während zugleich jener Mittelpunkt dieſes Kreiſes ſich um unſere Erde bewegt, ſo ſehen wir, daß durch dieſe Bewegung in ſogenannten Epicykeln (ptolemäiſches Syſtem) die oben angegebenen Erſcheinungen der Planeten ungefähr erfolgen müſſen. Genauere Beobachtungen lehren uns nun noch, daß die Sonne ſelbſt der Mittelpunkt jener Kreiſe ſey, die Planeten ſich alſo um die Sonne, und dieſe mit den Planeten um unſere Erde ſich bewege (tychoniſches Syſtem); alle Erſcheinungen würden aber auch offenbar dieſelben bleiben, wenn wir, ſtatt die Sonne um die Erde, ſich dieſe nebſt ihrem Monde um jene herumbewegen ließen, ſo daß die Erde in die Stelle der Planeten träte, und denken wir uns dieſelbe noch täglich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe ſich drehend (denn daß die Erde ſelbſt eine Kugel von 1720 geographiſchen Meilen im Durchmeſſer ſey, iſt durch aſtronomiſche und andere Beobachtungen und Meſſungen entſchieden, (ſ. Art. Erde), ſtatt des täglichen ſcheinbaren Laufs des Himmels, als feſten Himmelsgewölbes mit Sonne, Mond und Planeten von Oſten nach Weſten um die Erde (welche als wirklich anzunehmen, eine Drehung des Himmels mit den unzähligen Sternen in der erſtaunlichſten Weite von uns, unter denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wieder ihre eigene unabhängige Bewegung hätten, als die äußerſte Abſurdität erſchiene! Uebrigens lehren auch die Beobachtungen, daß alle übrigen Planeten ſich um ihre Axe drehen, ſo wie auch der Mond, und zwar dieſer genau in derſelben Zeit, als er ſelbſt um die Erde ſich bewegt, weswegen er uns auch immer dieſelbe Seite zuwendet); ſo haben wir das copernicaniſche Weltſyſtem. Doch genau ließen ſich die Beobachtungen in jenen excentriſchen Kreiſen noch nicht darſtellen, und bei näherer Nachforſchung findet ſich, daß die Bahnen der Planeten Ellipſen ſind, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſich befindet, ſo wie ebenfalls der Planet im Brennpunkte der Ellipſen ſeiner Trabanten, und daß ſie in dieſen Ellipſen von der Sonne ausgeſehen in gleichen Zeiten gleiche Winkel oder Bogen am Himmel beſchreiben. Auch verhalten ſich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf dieſen drei ſogenannten kepleriſchen Geſetzen beruhet die ganze theoretiſche Aſtro-

nomie. Nun fragt ſich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde beſtimmt werden könne. Iſt in einem Dreiecke die Grundlinie nebſt zwei Winkeln an derſelben gegeben, ſo kann man daraus bekanntlich nach trigonometriſchen Lehrſätzen die beiden andern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpunkts des Dreiecks von den Endpunkten der Grundlinie berechnen. Man brauchte alſo nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt iſt, die Winkel, den die Linien zu dem Himmelskörper mit der Baſis von einem Orte zum andern machen, zu meſſen, woraus man denn die Entfernung des Sterns von beiden Orten ſelbſt berechnen kann. Der Winkel in der Spitze dieſes Dreiecks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müſſen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunkt zu reduciren, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmeſſer der Erde ſelbſt gleich. Für die Fixſterne iſt dieſe Parallaxe gleich Null, d. h. dieſelbe ſind ſo weit von uns entfernt, daß der Halbmeſſer der Erde gegen ihre Entfernung ganz verſchwindet, und noch mehr, ſelbſt keine jährliche Parallaxe iſt bei den meiſten Fixſternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Millionen Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, iſt nur ein Punkt gegen die Entfernung der Fixſterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur ſcheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewiſſen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtſtrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde ſich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Moment, wo er auf derſelben anlangt, daher wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung ſehen. Beobachtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geſchwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitſekunde ſich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipſen ſich bewegen, ſo zeigen die Beobachtungen auch unwiderſprechlich, daß auch die unregelmäßig am Himmel umherzuirren ſcheinenden Cometen in feſt beſtimmten Bahnen und zwar in länglichten Ellipſen um die Sonne laufen. — Welches iſt denn aber nun, um endlich zur phyſiſchen Aſtronomie überzugehen, die eigentliche Urſache jener Bewegungen? Keine andre, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Ausnahme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß dieſe im geraden Verhältniſſe der Maſſe und im umgekehrten des Quadrats der Entfernung ſtehe, iſt eine bloß mathematiſche Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hundertauſende von Beobachtungen beſtätigten, kepplerſchen Geſetzen, ſo daß, wenn man nun umgekehrt annimmt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper ſey bei ſeiner anfänglichen Bewegung nach einer unbeſtimmten Richtung in die Nähe eines ihn an Maſſe überwiegenden Weltkörpers gekommen, ſo daß dieſer vermöge ſeiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, ſich ſtreng erweiſen läßt, daß der angezogene Körper ſich in einer krummen Linie von der Geſtalt eines Kegelſchnitts um jenen herumdrehen müſſe, und aus andern Gründen iſt unter den vier Kegelſchnitten, Kreis, Ellipſe, Parabel und Hyperbel, die Ellipſe, in welcher Planeten und Cometen ſich bewegen, auch die wahrſcheinlichſte. Doch noch eine Be-

trachtung bietet ſich uns hier dar, daß nämlich die wechſelſeitige Anziehung der Weltkörper in unſerm Sonnenſyſteme beſtändig gegenſeitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müſſe, ſo daß kein Planet oder Comet in einer reinen Ellipſe um die Sonne ſich bewegt, ſondern daß man ihn ſich in jedem Augenblicke als in einer etwas verſchiedenen Ellipſe befindlich denken muß, und ſo haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. ſ. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der ſcharfſinnigſten mathematiſchen Analyſe iſt es gelungen, dieſe Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht werden, deſto genauer ſtimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchſten Triumph feierte die Analyſe da, als ſie zeigte, daß bei allen dieſen Störungen nie das Weltgebäude ſelbſt zuſammenfallen könne, ſondern unerſchütterlich feſtſtehe, weil ſie ſtreng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodiſche Störungen, keine, immer in einem Sinne fortwirkenden Säcularſtörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was daſſelbe ſagt, die Planeten nie mit der Sonne zuſammenfallen können. — Aber eine ſo hohe und umfaſſende Wiſſenſchaft, von der hier nur ein ſchwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Aegyptern, wo wir oben ihre Geſchichte verließen, machte Hipparch 160 J. v. Chr. G. Epoche durch ſeine vielen Beobachtungen und einen großen Fixſterncatalog, und nach ihm, im zweiten Jahrhundert n. Chr. G., wurde Ptolemäus berühmt durch ſeinen Almageſt und das von ihm erfundene Syſtem der Epicykeln, als die Aſtronomie bald nachher hier verloſch, und erſt im Anfang des neunten Jahrhunderts, unter der glücklichen Regierung Almamums, bei den Arabern wieder anfing aufzublühen, mit deren Herrſchaft in Spanien ſie ſich im elften Jahrhundert, während das übrige Europa noch in tiefer Finſterniß lag, auch dorthin verbreitet, wo Alphons X. König von Caſtilien, 1152 n. Chr. G. die verbeſſerten aſtronomiſchen Tafeln, die unter dem Namen der alphonſiniſchen bekannt ſind, verfertigen ließ, biß endlich auch in Deutſchland, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, unter Regiomontanus und Walther, die Wiſſenſchaft anfing einige Fortſchritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Aſien, zu Samarkand in Bactrien, der Tatarenfürſt Ulugh Beigh, der in ſeiner Hauptſtadt die Aſtronomen ganz Perſiens und anderer Länder verſammelte, große Inſtrumente aufſtellen, eine Menge von Beobachtungen ſammeln und aſtronomiſche Tafeln verfertigen ließ. Doch mit Copernicus, dem unſterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltſyſtems, begann für die Aſtronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der practiſchen Aſtronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm IV. zu Caſſel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tycho's Beobachtungen verdankt Keppler's Genie die Geſetze über die elliptiſche Bewegung der Planeten, und nachdem im ſiebzehnten Jahrhundert Männer wie Landsberg, Galilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Huyghens, Dominicus Caſſini ſich die größten Verdienſte um die Aſtronomie erworben hatten, und Flamſteed ſeine ſchönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieſes Jahrhunderts, veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den

Grund zur phyſiſchen Aſtronomie, und ſo konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flamſteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maſkelyne, Herſchel, La Lande, Piazzi und von Zach, und auf den theoretiſchen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler anderer berühmten Männer, die Aſtronomie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ſich erheben, während erſteres ſich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herſchel, und der Anfang des letztern ſich ſchon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Veſta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und ſo weit, kann man ſagen, iſt durch die vereinten Anſtrengungen jener Männer die Wiſſenſchaft gediehen, daß, wenn man ſich dem Menſchen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde ſo weit wegzuſchleudern, daß er nicht wieder auf ſie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus beſtimmen könnte, welche Bahn im Raume dieſer neugeſchaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beſchreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes beſonders intereſſiren, der wird in Kants allgemeiner Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, in Herſchels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bode's allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place exposition du système du monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematiſchen Theile der Aſtronomie werden die größern Werke über dieſelbe von La Lande, Schubert, Delambre und Andern, und für weniger mathematiſche Leſer Bode's Schriften und Schuberts populäre Aſtronomie hinreichende Auskunft geben. — (Man vrgl. übrigens nebſt mehreren andern beſonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixſterne, Planeten u. ſ.) L.

Aſyl, eine Freiſtätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Angriffen geſichert ſind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre ꝛc. eine ſolche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entſtanden, gaben bisweilen Gelegenheit, auf die Heiligkeit eines ſolchen Aſyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pauſanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf ſolche Weiſe Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freiſtätte anzulegen, um ihn ſo zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Oerter das Recht der Freiſtätte, ſondern nur die dazu beſonders geweihten. Kaiſer Tiberius ſchaffte ſie, den Tempel der Juno und des Aeſculap ausgenommen, faſt gänzlich ab. Jener heidniſche Gebrauch ging inzwiſchen auf das Chriſtenthum über; ſchon unter Conſtantin d. G. wurden die chriſtlichen Kirchen Freiſtätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewalthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodoſius dehnte dies Privilegium 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuſer aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken beſtätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freiſtätten bis dreißig Schritte von jeder Kirche, und ſeitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen catholiſchen Chriſtenheit, und erhielt ſich, ſo lange die Unabhängigkeit des päpſtlichen Regiments beſtand, in Italien unangetaſtet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geiſt der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung,

der alles unſicher machte, ſehr wohlthätig, aber begreiflicher Weiſe auch eine Veranlaſſung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geiſtlichen zu erweitern. Daher wurde es in neuern Zeiten von den meiſten Regenten und durch die Einführung der franzöſiſchen Conſtitution auch in Rom abgeſchafft. E.

Atabalipa oder Atuhulpa, letzter König von Peru, aus dem Geſchlechte der Inka's, hatte ſeinen Bruder Huascar, der ihm die Krone ſtreitig machte, beſiegt, als 1525 die Spanier unter Pizarro in ſeine Staaten eindrangen. Der letztere nahm ihn treuloſer Weiſe gefangen und ließ ihn 1533 tödten. (S. Pizarro.)

Atalanta. Dieſes Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters ſind verwechſelt worden. Die eine war die Tochter des Jaſus und der Clymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Colchis, und war nachher bei der Jagd des kalydoniſchen Ebers, dem ſie den erſten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager, der ſie liebte, ihr den Preis des Kampfes, Kopf und Fell des Ebers, darreichte. Die andere war des Schöneus Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, wie durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenſchaft und dieſer Fertigkeit ſich bewußt, machte ſie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder ſollte mit ihr einen Wettlauf beſtehen; er lief unbewaffnet voran, ſie folgte mit einem Speer bewaffnet. Holte ſie ihn nicht ein, ſo war ſie die Seine, holte ſie ihn aber ein, ſo war der Tod ſein Loos, und ſein Kopf ward am Ziele aufgeſteckt. Verſchiedene hatte ſchon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, ſie durch der Venus Hülfe überliſtete. Ihm hatte die Göttin einige Aepfel gegeben, die er während des Laufs ihr von Zeit zu Zeit in den Weg warf. Atalanta verſäumte ſich, ſie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte ſich jetzt in ſo unmäßige Begierde, daß ſie ſogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe beide in Löwen; als ſolche zogen ſie fortan den Wagen derſelben.

Ate, die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigungen, von der Homer ſagt:

> Die Göttin wirkt ja zu allem,
> Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alle bethöret,
> Schreckenvoll; leicht ſchweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
> Nahet ſie, nein, hoch wandelt ſie her auf den Häuptern der Männer,
> Reizend die Menſchen zum Fehl, und wenigſtens einen verſtrickt ſie.

Als ſie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Pralereien verleitet hatte, wodurch er von der eiferſüchtigen Here überliſtet ward, faßte derſelbe ſie zornig bei den glänzenden Locken, ſchleuderte ſie auf die Erde und ſchwur, daß ſie nie in den Olymp zurückkehren ſolle. Sie ſtürzte auf die Werke der Menſchen, und waltet ſeitdem verderblich. Heſiod nennt ſie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloſes, herrſchſüchtiges, grauſames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ochozias ſich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrſchte ſechs Jahre; im ſiebenten Jahre ſetzte der Hoheprieſter Joiada des Ochozias jungen Sohn, Joas, den Joco-

ben gerettet und er heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron ſeiner Väter. Athalie, herbeigezogen durch den Lärmen des Volks, das von allen Seiten hinzuſtrömte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor ſich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne ſaß, umringt von den Prieſtern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth ſie außer ſich, zerriß ihre Kleider und ſchrie Verrath. Joiada ließ ſie ſogleich durch Trabanten außerhalb des Bezirks des Tempels führen, mit dem Befehl jeglichen niederzuhauen, der ſie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palaſtes aber ward ſie ſelbſt, ohne den geringſten Widerſtand, umgebracht. Dies geſchah ungefähr 877 Jahre v. Chr. Die Altäre des Baal, die ſie wieder hatte aufrichten laſſen, wurden umgeſtürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttiſche zerriſſen hatte, erneuert. Dieſe Geſchichte hat den Stoff zu Racine's Tragödie Athalie gegeben, die als das erſte Meiſterwerk des franzöſiſchen Theaters betrachtet wird.

Athamas, des Aeolus und der Enareta Sohn, beherrſchte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher, von ihr getrennt, mit ſeiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Eurykleia. Ino beſchloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verurſachte einen gänzlichen Mißwachs, und beſtach des Athamas Abgeſandte zum Orakel, welche des Unglücks Urſach erkunden ſollten, daß ſie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Dieſen Gedanken hatte ihr Ino, der ſie als des Bacchus geweſene Amme verhaßt war, eingegeben, um ſie zu verderben. Aber ihre argliſtigen Plane ſchlugen fehl, Nephele entrückte ihre Kinder mittelſt des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen ſeyn würde, hätte nicht der dankbare Bacchus ſeine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, ſie hingerichtet zu haben, und vermählte ſich zum dritten Male mit Themiſto, des Hypſeus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann ſeine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themiſto zur Eiferſucht, in welcher ſie beſchloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu dieſem Behuf verordnete ſie, die Lager von Ino's Kindern mit ſchwarzen, die ihrer eigenen mit weißen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechſelte die Decken, und die ſo irre geleitete Themiſto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber ſie in Verzweiflung ſich erhenkte. Aber auch hier erzählen Andere anders. Durch Juno's Zorn verfiel Athamas in Raſerei, in welcher er Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen anſah. In dieſem Wahn ergriff er den Learch und ſchmetterte ihn gegen einen Stein; Ino aber verfolgte er, bis ſie, den Melicertes im Arm, ſich ins Meer ſtürzte. Mit Blutſchuld belaſtet, verließ darauf Athamas Böotien, ging nach Phthiotis, wo er Alos erbaute, und ſich jetzt erſt mit Themiſto vermählte. Nach Pauſanias aber wendete er ſich zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphyſtia abtrat, welche ſpäter an des Phrixus Kinder kam.

Atheismus, Gotteslängnung, wird als Lehre und Syſtem dem Theismus, als Denkart und Geſinnung dem Glauben und der Religioſität entgegengeſetzt. Darauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen theoretiſchem und practiſchem Atheismus, welcher letztere jedoch paſſender Unglaube und Irreligioſität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen ſkeptiſchen, welcher die Möglichkeit des Daſeyns Gottes zugibt, und in einen dogmatiſchen eintheilen, welcher

das Nichtſeyn Gottes zu erweiſen verſucht. Es entſpringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Realität aller menſchlichen Erkenntniß beſtreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorſtellungen, denen keine Gegenſtände entſprechen, erklärt, und läugnet, daß der Menſch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge, oder zweitens aus der Verkennung der verſchiedenen Gebiete der menſchlichen Erkenntniß und dem Verlangen da ſchauen und wiſſen zu wollen, wo dem Menſchen nur zu glauben vergönnt iſt, oder endlich, und zwar am öfterſten, aus dem Wahne, daß der Menſch keine höhere, von dem Sinnlichen verſchiedene Natur in ſich trage, daß ſeine Ideen von Recht und Pflicht nicht aus urſprünglichen und nothwendigen Anlagen ſeines Gemüthes hervorgingen, ſondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und des Staates wären, und daß er mithin keine ſittliche Beſtimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtſeyn ſeiner höhern Natur und ſittlichen Beſtimmung iſt, was den Menſchen zu Gott führt, und zwiſchen der Philoſophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechſelſeitiger, leicht begreiflicher Zuſammenhang Statt findet, ſo iſt es ſehr natürlich, daß der Atheismus beſonders in den Zeiten des Sittenverderbens zu entſtehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen ſeit den Zeiten des Perikles, wo die eben ſo atheiſtiſche als antimoraliſche Lehre vieler Sophiſten auf der einen Seite aus der frivolen Denkart und Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laſter und den Unglauben ſicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern ſeit den Zeiten Auguſts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für die letzte Beſtimmung des Menſchen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es ſich die Encyclopädiſten und viele andere Schriftſteller, namentlich der Verfaſſer des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit machten, die religiöſen Ideen zu beſtreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menſchen zu zerſtören. Wie weit aber auch in ſolchen Zeiten der Atheismus ſich ausbreite, nie kann er allgemeine Anſicht werden; denn unabweisbare Bedürfniſſe des Geiſtes und des Herzens führen den Menſchen zu Gott, und nie kann der in ſolchen Bedürfniſſen gegründete Glaube, welcher allein den Menſchen mit Tugendliebe zu erfüllen, und über das Schickſal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Reſultate, in welchem die Forſchung der weiſeſten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Reſultate, daß über die menſchlichen Dinge ein Gott walte, den der Menſch zwar nicht zu ſchauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. N.

Athen, die Hauptſtadt von Attika, einſt der blühendſte Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, die Wiege der Humanität, der Sammelplatz der berühmteſten Männer Griechenlands, und eine lange Zeit das Haupt der griechiſchen Städte (ſ. Attika) iſt gegenwärtig zu einem unbedeutenden Ort, Athinia, mit etwa 8000 Einwohnern in dem Paſchalik von Negropont herabgeſunken, und von der ehemaligen Herrlichkeit ſeiner Tempel und Gebäude zeugen nur noch einzelne Ruinen, von denen unter andern Choiſeul Gouffier eine ausführliche Beſchreibung gegeben hat. Der berühmte Hafen Piräeus, jetzt Porto Leone genannt, wird wegen ſeiner Sicherheit noch gern von den Schiffern beſucht.

Athene, ſ. **Minerva**.

Aether. Dieſes Wort kommt in der Phyſik in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre verſteht man darunter eine äußerſt feine elaſtiſche Flüſſigkeit, von der die Phyſiker, um die Geſetze verſchiedener Erſcheinungen in der Natur zu beſtimmen, annehmen, daß ſie durch den ganzen Weltenraum verbreitet iſt. Erweiſen läßt ſich ihr Daſeyn nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beſchaffenheit dieſer feinſten Flüſſigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforſcher in ihren Meinungen ſehr von einander abweichen. Newton, der allen Hypotheſen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Daſeyn des Aethers im Weltraume, ſondern erklärte aus demſelben den Zuſammenhang der Theile eines Körpers, den er nach ſeiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verurſache, und leitete das Geſetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler iſt der Aether faſt 39 Millionen Mal dünner, und 1278 Mal elaſtiſcher als die atmoſphäriſche Luft. — In der Chemie bedeutet Aether (Naphtha) eine feine, durchſichtige, ſehr leichte, flüchtige, entzündliche Flüſſigkeit von meiſt weißlicher Farbe und angenehmem, durchdringenden Geruch, die mittelſt der Säuern aus Alkohol oder höchſt gereinigtem Weingeiſte erzeugt wird, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuern verſchiedene Namen hat. Der Aether iſt überaus flüchtig, und wird in der Medicin als ein ſtark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künſten wird der Aether mannigfaltig angewendet, z. B. zur Auflöſung des elaſtiſchen Harzes, des Kopals u. ſ. w.

Aethiologie, die Lehre von den Urſachen einer Sache oder Erſcheinung, z. B. in der Medicin, die Lehre von den Urſachen der Krankheiten.

Aethiopier, ein unbeſtimmter Name, womit in den früheſten Zeiten alle Völker von dunkler und ſchwarzer Farbe, ſowohl in Aſien als Afrika, bezeichnet wurden. Homer ſetzt daher Aethiopien in den Aufgang und Niedergang. Später werden darunter die Bewohner Abyſſiniens, ſo wie unter Aethiopien Abyſſinien verſtanden. (Vergl. dieſes und **Habeſch**.)

Athleten hießen eigentlich die Theilnehmer an jedem Wettſtreite, mithin verſtand man darunter auch die Jünglinge, die in den Gymnaſien körperliche Uebungen anſtellten, um ſich abzuhärten und zur Führung der Waffen geſchickt zu machen. Im engern Sinne nannte man aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnaſtik ihr Hauptgeſchäft machten, beſonders Ringer und Fauſtkämpfer. Ihre Beſtimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweiſe dieſem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt, und mußten ſich der Liebe enthalten. Bevor ſie aber zu öffentlichen Kämpfen gelaſſen wurden, unterſuchte man eines Jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief ſeinen Namen öffentlich aus und forderte jedermann auf, zu ſprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wiſſe. Erſt nach beſtandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geſchworen, daß er allen Erforderniſſen genügt habe, und die Kampfgeſetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos beſtimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, ſondern auch Kronen und Statuen. Man führte ihn im Triumph auf, ſchrieb ſeinen Namen in die öffentlichen Verzeichniſſe, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter prieſen ihn in Lobgeſängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmſten Platz.

Beſondere Ehren erwies ihm ſeine Vaterſtadt, denn alle ſeine Mitbürger theilten ſeinen Ruhm.

Athmen iſt die Verrichtung des thieriſchen, mithin auch des menſchlichen Körpers, die in einer abwechſelnden Erweiterung und Verengerung der Bruſt beſteht, wodurch Luft in die Lungen gezogen und wiederum herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung ſteht, den Grund des thieriſchen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens iſt die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechſelweiſe Aufſchwellung und Verengerung der Lungenbläschen, bald angeſpannt, bald erſchlafft werden. Durch dieſe fortwährende Bewegung wird das Blut feiner bearbeitet, und werden ihm gewiſſe heilſame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere ſchädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft (ſ. d.) Statt; das Sauerſtoffgas wird dem Blute oder überhaupt dem Körper zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlenſaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachſener Menſch athmet bei jedem Zuge 40 Cubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 Mal; folglich verſchluckt er in dieſer Zeit 720 Cubikzoll Luft, wovon ſich 36 Cubikzoll in kohlenſaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerſtoffgaſes der atmoſphäriſchen Luft verwandelt ſich beim Einathmen in Waſſer und geht in wäſſerigen Dünſten, die bei einer Temperatur von 40 Grad Reaumur ſichtbar ſind, aus dem Körper. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerſtoffgas zum thieriſchen Leben unumgänglich nöthig iſt. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber ſind die Meinungen noch verſchieden. Einige nehmen an, daß ſich dieſes Gas wirklich mit dem Blute in den Blutadern oder Venen verbinde, und die Röthe deſſelben verurſache; Andere bezweifeln dieſe wirkliche Verbindung und glauben, daß ſich aus dem Blute der Venen bloß gekohltes Waſſerſtoffgas beim Athmen abſondere und ſich mit dem Sauerſtoffgas verbinde, und daher entſtehe das kohlengeſäuerte Gas beim Ausathmen. Aus der Verbindung des Waſſerſtoffgaſes mit dem Sauerſtoffgas der atmoſphäriſchen Luft entſtänden Waſſerdämpfe, welche ausgeathmet werden, und die aus dem Schwarzen ins Rothe übergegangene Farbe des Blutes rühre allein von dem Verluſte des gekohlten Sauerſtoffgaſes her. — Mit dem Athmen hängt auch die thieriſche Wärme zuſammen, welche wenigſtens bei den Säugethieren und Vögeln größer iſt, als die Temperatur der ſie umgebenden Luft. Sie hat nach Girtanners Theorie darin ihren Grund, daß der Sauerſtoff mit dem venöſen Blute verbunden, mittelſt der Circulation in den Arterien durch alle Theile des Körpers verbreitet wird, ſich mit ihnen verbindet, und die darin befindliche Wärme frei macht.

Athos, eins der höchſten Gebirge von Macedonien, auf deſſen Gipfel einſt fünf Städte lagen. Jetzt heißt der Berg Monte Santo. Auf ihm wohnen in 28 Klöſtern ungefähr 6000 Mönche, die bei den Griechen in beſonderm Anſehen ſtehen. Sie führen ein ſtrenges und arbeitſames Leben, und ſammeln in Rußland, der Wallachei, Moldau u. ſ. w. jährlich Almoſen ein, um ihren beträchtlichen Tribut an der Boſtangi-Baſcha und den Sultan bezahlen zu können. Die Klöſter und Kirchen auf dem Berge Athos ſind die einzigen in der Türkei welche Glocken haben.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Inſel in dem atlantiſchen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die ſich in früher Zeit in das Weltmeer hinausgewagt hatten, dunkele Kunde zu-

gekommen war. Ueber die Lage derſelben mußten ihre Angaben natürlich ſehr unzuverläſſig ſeyn, und da ſie ſie in eine Gegend ſetzten, wo ſich in ſpäterer Zeit keine Inſel fand, ſo waren ſie der Meinung, daß ſie untergangen ſey.

Atlas, die hohe Gebirgskette in der äußerſten von den Alten gekannten Weſtgegend von Afrika, welche durch Entfernung, Lage und Geſtalt das Colorit des Wunderbaren erhielt. Die Mythologie der Griechen ſchuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Clymene, der Tochter des Oceanus. Zeus, der Titanen Beſieger, verurtheilte ihn, zur Strafe das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch ſeine himmelanſtrebende Höhe entſtand. Er war mit Weisheit begabt, und ſpätere Sagen legen ihm mannichfaltige Kenntniſſe bey, beſonders in der Aſtronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er ſieben Töchter, die unter dem Namen der Plejaden (nach dem Vater hießen ſie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch Vater der Hyaden. Von dieſem Gebirge hat das ganze Meer zwiſchen den Weſtküſten Europa's und Afrika's und den Oſtküſten Amerika's bis zum Eismeere den Namen des atlantiſchen Oceans.

Atmoſphäre, Dunſtkugel, wird zunächſt die Luft, die unſern Erdball von allen Seiten umgibt, ſo daß er gleichſam in ihr zu ſchwimmen ſcheint, im weiteſten Sinne aber jede Maſſe feiner elaſtiſcher Flüſſigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben iſt. Man ſpricht daher von einer Atmoſphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, electriſcher, magnetiſcher Körper u. ſ. w., deren Daſeyn zwar nicht ſtreng erwieſen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrſcheinlich gemacht werden kann. Gewiß aber iſt es, daß unſere Erde eine Atmoſphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die ſie allenthalben umgebende Luft- und Dunſtmaſſe verſtehen; daher wir ſie auch Luft- oder Dunſtkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere iſt die Atmoſphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und folgt ſowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Geſetzen ſchwerer elaſtiſcher Flüſſigkeiten. Ihr geſammter Druck iſt ihrem Gewichte gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern ſchweren elaſtiſchen Flüſſigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umſtand an einem Orte ein ſtärkerer Druck verurſacht, ſo nimmt man beſondere Erſcheinungen und Wirkungen wahr, die ſo lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt. So ſteigt z. B. in der Röhre einer gemeinen Pumpe das Waſſer, ſeiner Natur und den Geſetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, ſobald zwiſchen demſelben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entſteht. Die Urſache davon iſt das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre, nicht aber auf gleiche Weiſe auf das innerhalb der Röhre befindliche Waſſer drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden iſt. Durch dieſen Druck wird das Waſſer, wenn die Röhre lang genug iſt, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies iſt das Gewicht, mit welchem die Atmoſphäre auf die Erde drückt, und welches eben ſo viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein ſolcher über dem ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt ſich, daß die Atmoſphäre auf dem menſchlichen Körper, nimmt man dieſen zu 15 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Menſch dieſen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in ſeinem Innern befind-

lich iſt, vermöge ihrer Elaſticität von allen Seiten, ſo wie von innen nach außen wirkt, und alſo der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Auf dem Drucke der Luft beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens. Die Alten, die ſolche auch wahrnahmen, wußten ſie nicht anders als durch einen Abſcheu der Natur gegen den leeren Raum zu erklären. Daß die Atmoſphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt ſich ſchon daraus vermuthen, daß die untern Gegenden die Laſt der obern mitzutragen haben, wodurch ſie mehr zuſammengepreßt und dichter werden. Verſuche beſtätigen dies vollkommen. Dem Geſetze des Mariotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmoſphäre in geometriſcher Progreſſion ab, ſo wie die Höhen der arithmetiſchen Progreſſionen zunehmen. Bis an die äußerſten Gränzen der Atmoſphäre mag indeß auch dies Geſetz nicht Statt finden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zuſtande, d. h. ohne irgend eine Aeußerung der Elaſticität ſeyn muß. Die Höhe der Atmoſphäre iſt von den Phyſikern, theils nach dem Drucke, den ſie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen iſt, daß die Luft, ſo weit ſie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unſerm Planeten gehört), auf acht geographiſche Meilen geſchätzt worden. Ihrer Geſtalt nach iſt die Atmoſphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Aequator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daſelbſt Statt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daſelbſt heftig wirkenden Sonnenſtrahlen ſehr erhaben iſt.

Atmoſphäriſche Luft, die Luft, in welche die Erdkugel eingehüllt iſt. Sie iſt aus zweierlei Luftarten zuſammengeſetzt. Die eine dieſer Luftarten macht ungefähr drei Viertheile der atmoſphäriſchen Luft aus, und wird Salpeterſtoffgas, Stickſtoff oder phlogiſtiſche Luft genannt; ſie taugt für ſich allein nicht zum Athmen, auch verlöſchen die Lichter in derſelben. Die andere Luftart, welche der vorhergehenden beigemiſcht iſt, beträgt ungefähr Ein Viertheil, und heißt dephlogiſtiſirte Luft, Lebensluft, Sauerſtoffgas oder Feuerluft. Dieſe allein iſt es, welche von lebendigen Geſchöpfen geathmet werden kann, und die das Leben unterhält; nur vermittelſt ihrer brennen Lichter, die in einer jeden andern Luftart verlöſchen; daher der Name Lebensluft und Feuerluft. Außerdem ſind der atmoſphäriſchen Luft noch verſchiedene andere Subſtanzen, nach Beſchaffenheit der Umſtände und der Ausdünſtungen, beigemiſcht, z. B. Waſſer, fire Luft, Luftſäure u. ſ. w. Je höher eine Gegend iſt, deſto reiner iſt die Luft, d. i. deſto mehr enthält ſie dephlogiſtiſirte Luft; daher kommt es, daß man auf hohen Gebirgen ein Wohlbehagen empfindet, deſſen man in niedrigen Gegenden nicht fähig iſt. Man darf aber nicht glauben, daß dadurch das Leben verlängert wird; vielmehr verlebt man ſeine Tage in dieſer Luft zu geſchwind, ſo wie ein Licht in derſelben zwar außerordentlich hell brennt, aber auch um ſo geſchwinder verzehrt wird. Die Natur hat weislich in der atmoſphäriſchen Luft eine ſolche Miſchung getroffen, daß ſie nicht mehr Lebensluft athmen läßt, als gerade zur Erhaltung unſers Lebens nöthig iſt. Durch das Einathmen wird die Lebensluft mit dem Blute vermiſcht. Was wir wieder ausathmen, iſt das Salpeterſtoffgas oder die zum Athemholen untaugliche Luft. Daher kommt es, daß, in einem verſchloſſenen Zimmer, in welchem viele Menſchen athmen, die Luft nach und nach ihre Güte verliert; wiewohl es nicht leicht in dem Grade geſchieht, daß ſie zum Athmen ganz untauglich würde, da die Lebensluft, vermöge ihrer größern ſpecifiſchen Schwere, immer wieder zuſtrömt.

Aetna, in Sicilien, einer von den drei größten feuerſpeienden Bergen in Europa, deſſen ſenkrechte Höhe 12 bis 13,000 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen oder Gegenden ab; die erſte heißt die angebaute Gegend — ſie iſt mit Städten, Dörfern und Klöſtern angefüllt, und wird von kleinen Bergen von Lava gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend; die dritte die wüſte oder nackte Gegend, welche mit Eis und Schnee bedeckt iſt. Letzterer iſt für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen er beſſer als Eis iſt; und der Aetna verſorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, ſondern auch die Inſel Malta damit. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Veſuv bei Neapel und der Aetna nur verſchiedene Theile einer Kette von Bergen ſind, welche unter der Inſel Lipari fortlaufen: denn man hat bemerkt, daß, wenn einer dieſer Berge einen großen Auswurf macht, der andere und der Vulkan von Lipari ſtärker als gewöhnlich glühen; auch hat der Aetna oft mit dem Veſuv zugleich Feuer geſpien. Am heftigſten hat er 1693 gewüthet, wo er 90,000 Menſchen tödtete. Uebrigens verdient auch angemerkt zu werden, daß man aus dem Aetna ein Alter der Welt, das unſere Zeitrechnung überſteigt, hat beweiſen wollen.

Aetolier, die Bewohner Aetoliens, ein in den alten Zeiten merkwürdiges Volk. Die erſten Stammväter waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerſchaften getheilt, hatten ſie keine gemeinſchaftliche Hauptſtadt, ſondern mit Jagd und Raub beſchäftigt, machten ſie ſich durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, ſo wie ſie denn als frei, und keinem andern Volke unterworfen, die alten griechiſchen rohen Sitten am längſten beibehielten. Früh ſchon errichteten ſie den großen ätoliſchen Bund, der ſich zu Therma jährlich verſammelte, aber erſt zur Zeit des achäiſchen Bundes merkwürdig wurde. Wider dieſen verbanden ſie ſich anfangs mit den Römern bey deren Kriegen in Griechenland, ſchlugen ſich dann, weil ſie wohl merkten, daß die Römer ihre Unterdrückung beabſichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt auch das nämliche Schickſal der Unterjochung mit dieſen theilen.

Atomen ſind nach der Meinung mehrere Naturforſcher die nicht weiter theilbaren, wiewohl ſelbſt noch körperlichen Grundbeſtandtheile der Materie. Schon Moſchus aus Sidon, der noch vor dem trojaniſchen Kriege gelebt haben ſoll, war der Meinung, daß die Materie aus untheilbaren Körperchen zuſammengeſetzt ſey. Leucipp (510 Jahre v. Chr.) ſtellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entſtehung der Welt durch den Zuſammenfluß der Atomen auf; Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zuſätzen, weiter aus. (S. beide.) Epikurs Lehre haben Lucrez und unter den Neuern Gaſſendi vorgetragen. Carteſius bildete daraus ſein Syſtem von den Wirbeln; auch Newton und Boerhaave nehmen an, daß die Materie aus einer Anhäufung feſter, harter, ſchwerer, undurchdringlicher, träger und beweglicher Theichen beſtehe, von deren verſchiedener Zuſammenordnung die Verſchiedenheit der Körper herrühre. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete Syſtem der Naturlehre heißt das atomiſtiſche, es wird auch Corpuscularphiloſophie genannt. Ihm entgegen ſteht das dynamiſche Syſtem, welches gewiſſe Grundkräfte annimmt, die dem Weſen der Materie anhängen. Beyde Lehrarten zählen unter ihren Anhängern große Naturforſcher und Metaphyſiker.

Atonie, die Erſchlaffung und Abgeſpanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und ſein Bruder Thyeſtes ermordeten aus Eiferſucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chryſippus. Darauf flüchteten ſie zu Euryſtheus, mit deſſen Tochter, Aerope, Atreus ſich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Allein Thyeſtes, von unrechtmäßiger Liebe gegen ſeines Bruders Gemahlin hingeriſſen, entehrte deſſen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyeſtes ſammt den Söhnen. Allein dieſer hatte, Rache dürſtend, ſeinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denſelben beredet, ſeinen eigenen Vater zu ermorden. Dieſes Vorhaben wurde entdeckt, und der Jüngling, den Atreus für ſeines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu ſpät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichſte Rache ſollte ihm Troſt gewähren. Er ſtellte ſich verſöhnt, lud den Bruder Thyeſtes mit ſeinen beyden Baſtarten zu einem Gaſtmahle, und nachdem er ſich der letztern heimlich bemächtigt und ſie ſchlachten laſſen, ſetzte er das gekochte Fleiſch dem Thyeſtes vor, warf dieſem nach geendigter Mahlzeit die Gebeine ſeiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter ſeine gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine ſo ſcheußliche That nicht zu beleuchten.

Atropos, eine von den Parzen. (S. dieſe.)

Attika. Dieſe kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptſtadt, Athen, einſt durch Gelehrſamkeit, Bildung und feine Sitten die erſte Stadt der Welt war, iſt eigentlich eine Halbinſel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megara zuſammenhängt. Die urſprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens ſchützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienſer rühmten ſich einer uralten und unvermiſchten Abſtammung. Sie nannten ſich Söhne des Bodens, den ſie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entſtanden zu ſeyn. Sie lebten in einem rohen ungeſitteten Zuſtande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuſer in zerſtreuten Hütten umher bis auf Cekrops, der uns als ihr erſter eigentlicher König genannt wird. Dieſer war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und ſie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte ſie den Oelbaum pflanzen, und verſchiedene Getraidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot, denſelben von den Früchten des Landes zu opfern: er gab Ehegeſetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die ſich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte ſie, ihre zerſtreuten Wohnſitze einander zu nähern, und gegen die räuberiſchen Einfälle benachbarter Völker mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Urſprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Einer von Cekrops Nachfolgern, ihm gleich an Geiſt wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die ſich aber in der Folgezeit gegenſeitig zu befehden anfingen. Dieſe ſchädlichen Zwiſtigkeiten beizulegen, vermochte Theſeus die ſämmtlichen Staaten, ſich durch ein genaues Band zu verbinden, die einzelnen Obrigkeiten abzuſchaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptſtadt des ganzen Landes die geſetzliche Macht über den geſammten Verein zu geben. Er ſelbſt wollte, als der Erſte im Staate, über die Beobachtung der Geſetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Claſſen, die Vornehmen, Ackerbauern und Handwerker. Aus der erſten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Geſetze erklärten. Zugleich verſchönerte und vergrößerte er

Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Codrus wurde die königliche Würde abgeſchafft; an ſeiner Stelle herrſchte ein Archont, der ſein Amt lebenslänglich verwaltete. Dies geſchah 1077 Jahre v. Chr., nachdem die königliche Würde von Cekrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre darauf auf Ein Jahr beſtimmt, dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Geſetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber ſeine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 v. Chr. mildere Geſetze und eine beſſere Verfaſſung. Die Regierungsform ſollte demokratiſch ſeyn, und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den drei Volksſtämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Claſſen nach dem Vermögen. Aus den drei erſten ſollten die Staatsämter beſetzt, die vierte aber zur Volksverſammlung gelaſſen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Geſetzgebung Theil zu nehmen. Allein dieſe Verfaſſung war zu künſtlich, um zu beſtehen. Piſiſtratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat ſcheinbar an die Spitze der armen Claſſe, und bemächtigte ſich der Herrſchaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber ſeine Söhne konnten ſie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Kliſthenes, ein Freund des Volks, bemühte ſich, durch einige Aenderungen in der ſoloniſchen Verfaſſung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Stämme und ließ den Senat aus 500 Perſonen beſtehen. Jetzt trat die glänzende Periode des berühmten perſiſchen Krieges ein, welcher Athen auf den höchſten Gipfel der Größe und des Anſehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themiſtokles bei Salamis die faſt zahlloſe Perſermacht, jener zu Lande und dieſer zur See; die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr den gewiſſen Untergang zu bereiten ſchien, und begeiſterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andern Obrigkeiten wurden ohne Unterſchied aus allen Volksclaſſen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchſte Flor Athens herbei, aber letzterer legte auch ſchon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmälichen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponneſiſche Krieg, der endlich mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Ueberwundenen mußten ſehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten ſeiner Exiſtenz. Es wurden dreißig obrigkeitliche Perſonen eingeſetzt, welche den Staat regieren ſollten, aber unter dem Schutze der lacedämoniſchen Beſatzung Willkür und Grauſamkeit übten. Nach acht ſchrecklichen Monaten zertrümmerte Thraſybul dieſe Tirannei, ſtellte die Freiheit her und führte die alte Verfaſſung mit einigen Verbeſſerungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, ſich unter den griechiſchen Staaten zu erheben, und war im Bündniſſe mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieſe neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind ſtand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phociſchen Kriege hatten die Athenienſer ſich ihm widerſetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verſchiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umſonſt zu den Waffen; die Schlacht bei Chäronea ward das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebſt andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos verſuchten die Athenienſer nach Alexanders Tode ihre Freiheit wieder zu erlangen; ſie mußten macedoniſche

Beſatzung in Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen ſollten, die über 2000 Drachmen in Vermögen beſaßen. Bald darauf wurde Athen vom Caſſander eingenommen, da es ſich gegen Phocions Rath auf die Seite ſeiner Feinde geſchlagen hatte. Caſſander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demſelben rühmlich vorſtand. Aber die Athenienſer, die ihn haßten, weil ſie ihn nicht ſelbſt gewählt hatten, riefen den Demetrius Polioreetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfaſſung wieder herſtellte, und dafür von den Athenienſern mit den ausſchweifendſten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg zog, erloſch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei ſeiner Rückkunft die Stadt verſchloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er bloß eine Beſatzung in Munychia und den Pyräeus legte. Dieſe vertrieben in der Folge die Athenienſer und behaupteten nun eine Zeit lang ihre Freiheit. Antigonus Gonatas unterwarf ſie wieder, und in dieſem Zuſtande blieben ſie, bis ſie ſich von Macedonien losriſſen, und dem achäiſchen Bunde beitraten. Nachher verbanden ſie ſich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter dieſen ihre Freiheit. Als ſie ſich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizuſtehen, zogen ſie die Rache Roms auf ſich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis Veſpaſian behielt. Dieſer Kaiſer machte es förmlich zu einer römiſchen Provinz. Nach der Theilung des römiſchen Reichs gehörte Attika zum morgenländiſchen Kaiſerthume, und theilte das Schickſal deſſelben, bis es von den Türken erobert und zerſtört wurde.

Attika. Oft gibt man in der Baukunſt dieſen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern: doch iſt nicht jedes Halbgeſchoß eine Attika. So kommt nicht den zwiſchen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeſchoſſen, Entreſolen, ſondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt ſind, dieſer Name zu. Die über dem Hauptgeſims ſtehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, der Sohn des Mandras, eines Hunen von königlicher Abkunft, folgte ſeinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchſte Anſehen mit ſeinem Bruder Bleda. Dieſe beiden Anführer der Barbaren, die ſich in Ungarn und Scythien niedergelaſſen hatten, bedrohten das morgenländiſche Kaiſerthum, und zwangen zwei Mal den ſchwachen Theodoſius II., einen ſchimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Aſiens furchtbar. Die Hunnen ſelbſt betrachteten den Attila als ihren unerſchrockenſten Krieger und als den erfahrenſten Feldherrn. Ihre Liebe und ihre Achtung für ſeine Perſon gingen bald in abergläubiſche Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und ſtolz auf dieſe Waffe, die ſeiner Macht ein höheres Anſehen gab, dachte er darauf, ſie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es ſey auf göttliche Eingebung geſchehen, ſo wurde dieſer Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegeriſchen Volks mußte Attila, bei dem unbegränzteſten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken ſetzen, und, wie er ſich ſelbſt nannte, die Geißel werden, deren Gott ſich zur Züchtigung der Menſchen bediente. In kurzer Zeit breitete er ſeine Herrſchaft über alle Nationen Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländiſchen

und abendländiſchen Kaiſer waren ihm zinsbar. Die Vandalen, ſeine Bundesgenoſſen, die Oſtgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten ſich unter ſeinen Fahnen. Einige Geſchichtſchreiber verſichern, daß ſeine Armee aus 700,000 Mann beſtanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Perſiens hatte rühmen hören, richtete er ſich dahin, und nichts konnte ſeinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien wurde er geſchlagen, und zog ſich zurück, um ſeine Raubſucht im morgenländiſchen Kaiſerthume zu ſtillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute verſprachen, waren ſeine natürlichen Feinde, und alle Fürſten, die er zu beſiegen hoffte, hatten Bündniſſe gebrochen. Die Hunnen, unter Attila's Anführung, drangen nach Illyrien und verwüſteten alle Provinzen vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meere. Der Kaiſer Theodoſius ſammelte eine Armee, um ſich ihrem reißenden Vordringen zu widerſetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte ſich das Glück für die Barbaren. Conſtantinopel verdankte ſeine Rettung bloß ſeiner Befeſtigung und der Unwiſſenheit der Feinde in der Belagerungskunſt. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerſtörte. Theodoſius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung ſeiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ ſich von einem Eunuchen, Chryſaphius, durch Beſtechung zu dem Verſprechen verleiten, ſeinen Herrn bey ſeiner Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen, aber da er den Attila ſahe, hatte er nicht den Muth, die That zu vollbringen, ſtürzte zu ſeinen Füßen und bekannte ſein verbrecheriſches Vorhaben. Man fürchtete ſeine Rache, und Conſtantinopel zitterte; aber er begnügte ſich, dem Theodoſius wegen ſeiner Treuloſigkeit Vorwürfe machen zu laſſen, und den Kopf des Chryſaphius zu verlangen, den aber der Kaiſer durch neuen Tribut erkaufte. Attila richtete darauf ſein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Moſel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menſchen flohen aus den Städten in die Wälder. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte ſich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner, durch ihren Biſchof Agnan (Anianus) aufgemuntert, hielten die erſten Angriffe der Barbaren ab, und bald ſahen ſie Hülfe herbeyeilen. Die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aätius, und der Weſtgothen, unter ihrem König Theodorich, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, ſich nach Champagne zurückzuziehen, und den Feind in den Ebenen bei Chalons ſur Marne zu erwarten. Bald trafen die beiden Heere zuſammen. Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrſager, und ſie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg ſeine Beſtürzung, durchlief die Reihen ſeiner Krieger, erinnerte ſie an ihre Thaten, und zeigte ihnen ſeine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Tapfer fochten beide Armeen, aber die Reihen der Römer und Gothen wurden durchbrochen, und ſchon hielt Attila ſich des Sieges gewiß, als der gothiſche Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen ſtürzte; er brachte ſie in Unordnung, verbreitete Tod in ihre Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog ſich mit Mühe in ſein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigſte Schlacht,

die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern bedeckten 160,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle ſeine Geräthſchaften und Schätze auf einen Haufen zuſammenbringen, um im äußerſten Falle ſich mit dieſen zu verbrennen. Allein theils hatten die Sieger ſelbſt zu viel gelitten, theils zu wenig muthige Anführer, um das Aeußerſte zu wagen. Man begnügte ſich, in der Nacht ſich wieder zu ſammeln, erwies dem mühſam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief ſeinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila ſeinem völligen Untergange. Die Franken allein ſetzten ihm feindlich nach, und verfolgten ihn ſeitwärts, bis er über den Rhein war. — Mehr gereizt als muthlos ſuchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schweſter Valentins III., zur Gemahlinn. Dieſe Prinzeſſin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloſter gebracht worden; ſie trug dem Attila ihre Liebe an. Er hielt förmlich um ſie an, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da dieſe Foderung ihm abgeſchlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiſer zitterte, und vergebens waren die Bitten der Geſandten. Attila eroberte und zerſtörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüſtete die Ebenen der Lombardei. Alle Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die vielen unbeachteten Inſeln in den Lagunen des adriatiſchen Meeres, wo ſie Venedig erbauten. Der Kaiſer hatte keine Armee ihm entgegenzuſetzen. Das römiſche Volk und der Senat nahm ſeine Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papſt Leo I. begab ſich mit den römiſchen Geſandten ins Lager zum Attila, und es gelang ihm den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer ſahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geſchreckt hätten, eine Legende, welche die Kunſt Raphaels und Algarde's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er ſie zum zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand fodern, aber ein neuer Zuwachs zu ſeinen zahlreichen Weibern an der ſchönen Ildiko, mit welcher er ſich feierlich vermählte, hielt ihn ab, ſeine Drohungen zu erfüllen. Er überließ ſich bei dieſer Gelegenheit allen Ausſchweifungen der Wolluſt. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu begrüßen, in das Zelt drangen, fanden ſie die Ildiko verſchleiert bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemahls ſitzen. Während der Nacht war er in ſeinem eigenen Blute erſtickt. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken in ſeinem Heere. Dies geſchah im Jahre 453. Sein Körper wurde in drei Särge verſchloſſen, der erſte war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eiſen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von dieſem Barbarenkönig hinterlaſſen, erinnert an ſeinen tatariſch-calmückiſchen Urſprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine ſtumpfe Naſe, breite Schultern, einen kurzen, unförmlichen Wuchs. Sein Gang war ſtolz, ſeine Stimme ſtark und wohltönend.

Attitüden. Mit dieſem franzöſiſchen Kunſtausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künſten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, vorzüglich in Zuſtänden der Ruhe. Weil aber die Kunſt, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenſtände wählt, ſo müſſen auch dieſe Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen

der Körper und ihre Verhältniſſe an ſich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in maleriſcher Hinſicht), in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, ſondern auch durch alles dieſes einen bedeutungsvollen und intereſſanten Zuſtand des Lebens muſterhaft darſtellen. So ſind alſo jene Stellungen in der Kunſt nicht um ihrer ſelbſt willen da, und dürfen nicht als ſolche auffallen, ſondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen ſie zugleich mit und an den Formen, denen ſie beigelegt werden, bilden ſollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darſtellung ſie verwebt ſeyn können. Denn fielen ſie durch ſich ſelbſt als Stellungen auf, und wären ſie nicht etwa bloß Lehr- und Uebungsbeiſpiele, durch welche der Schüler ſich Leichtigkeit in Handhabung körperlicher Formen erwerben will, ſo würden ſie dem gebildeten Beſchauer, der nicht bloß körperliche Verhältniſſe ſieht, ſteif und unerfreulich erſcheinen, oder, wenn ſie der Darſtellung einer Handlung untergeordnet ſeyn ſollten, den Sinn des Ganzen durch die geſuchte Bedeutſamkeit des Einzelnen nothwendig zerſtören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, ſondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutſame und ſchöne Stellung eines menſchlichen Körpers, in ſo fern durch dieſelbe ein innerer Zuſtand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menſchenlebens bezeichnet wird, ja oft ſelbſt die Situationen, aus welchen der Zuſtand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächſt zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieſes ſelbſt in unſerer Sprache mit einem franzöſiſchen Ausdrucke bezeichnen, ſcheint daher zu kommen, weil die Franzoſen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeiſter nennt gerade in dieſem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres geſellſchaftlichen Talents begünſtigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Extreme, wo die Wahl ſelbſt bemerkt wird, und dieſe Stellungen ins Gezierte, Geſuchte und Unwahre fallen, von den Deutſchen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muſter genommen worden ſind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plaſtik genannt werden kann, hat von jeher auch Attitüden gezeigt. Daß aber dieſelben zu einem Gegenſtande beſonderer Darſtellung, zu beſondern mimiſchen oder vielmehr pantomimiſchen Kunſtwerken erhoben worden ſind, iſt eine Erfindung unſerer Zeit, welche wir der pantomimiſchen Virtuoſität einiger neueren Künſtlerinnen verdanken. Die Attitüde, als beſonderes Kunſtwerk, welches vorzugsweiſe dieſen Namen führt, ſtellt, ohne Mitwirkung der Sprache (alſo pantomimiſch) und Bewegung (denn ſonſt wäre es nicht eine Attitüde) durch bedeutſame Stellungen und Lagen des lebendigen Menſchenkörpers, einen idealen Zuſtand oder Charakter dar; daher man ſie auch pantomimiſche Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an ſich das Kunſtwerk bildet, ſondern zugleich die Formen, welchen dieſe Stellung gegeben wird, und in Hinſicht des Geſichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Geſten, ſo verſteht ſich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgeſtalteten, bildſamen Körper und ohne bedeutſame Mienen und Geſten gedacht werden kann, und daß dieſe, wie die ganze Stellung, auf welche ſich die Attitüde beſchränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang feſtgehalten werden müſſen; denn der Genuß des Kunſtwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der wie jeder Mime, in ſeinem Körper zugleich den Stoff ſeiner Kunſt trägt, muß Fähigkeit und Bildſamkeit beſitzen, ſeinen Körper alſo zu regieren, daß er, wie das Ge-

mälde oder die Statue, einen ſchönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Geſtalt ſeines Körpers auf mehrere Augenblicke feſtzuhalten vermöge. Dadurch unterſcheidet ſich aber die pantomimiſche Stellung von den übrigen pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechſeln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht ſeyn können, daß dieſe umfaſſender und dramatiſcher Natur ſind, jene aber ſich beſchränkt, den Charakter durch die im Körper feſtgehaltene Geberde darzuſtellen. Der Genuß der Attitüde iſt daher aber auch der volle Genuß des Moments, auf welchem ſich die pantomimiſche Virtuoſität in ihrer höchſten Blüthe, mit beſchränkteren Kunſtmitteln, aber deſto concentrirterer Kraft zeigt. In wie fern nun die Mimik ein ſchauendes Publicum verlangt, dem es die köſtlichen Früchte dieſes Augenblicks bietet, in ſo fern hat man die Kunſt der Attitüde nicht mit Unrecht Schauſtellungskunſt, und ihre Darſtellungen auch Schauſtellungen genannt, nur daß man dieſen Namen nicht mißverſtehe, und das Anſchauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu dieſen Stellungen zum Weſen dieſer Kunſt rechne, da doch hierin nur das Techniſche dieſer Kunſt ſich zeigt, deſſen ſchnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuoſen, aber noch nicht das Kunſtwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig iſt, wenn auch der Eitelkeit der Virtuoſen und Virtuoſinnen weniger angemeſſen. Indem ferner dem Künſtler ein Coſtum nothwendig iſt, nichts Aeußeres aber am Kunſtwerk willkürlich ſeyn darf, vielmehr jede gegebene Form zu deſſen Zwecke hinwirken muß, ſo muß auch dieſes Coſtum dem Charakter des Darzuſtellenden in jeder Hinſicht angemeſſen ſeyn; ja es wird, beſonders wo es farbig iſt, durch den Reiz einer künſtlichen Beleuchtung, wodurch die Bedeutung der Haupttheile des Gemäldes von außen gehoben wird, und durch ſceniſche Anordnung, die Darſtellung ſelbſt zu dem Ideale des Gemäldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemälde nothwendiger Zweck dieſer Schauſtellungen ſey; vielmehr glauben wir, die Schauſtellung liebe die Aehnlichkeit mit dem Gemälde nur darum, damit der Widerſpruch zwiſchen der Lebendigkeit des darſtellenden Körpers und dem Starren in der Darſtellung hinter dem idealiſchen Schein der Malerei verſchwinde. Dann aber wird die Attitüde auch deswegen ſtets mit dem Gemälde oder der Statue verglichen werden, weil dieſe Künſte eben es ſind, in welchen wir das Bedeutendſte körperlicher Erſcheinungen, gleichſam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entriſſen und für längere Dauer aufbewahrt und feſtgehalten ſehen, wodurch dieſe Künſte mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poeſie zur Proſe des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemälde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunſtwerk iſt, kann es auch die Pantomime wiederum im Spiegel ihrer Kunſt auffangen und auf ihre Weiſe darſtellen. Aber ſelbſt in dieſem Falle ſcheint es nicht eigentlich die täuſchende Nachahmung des Gemäldes zu ſeyn, worin das Weſen und der äſthetiſche Werth der Attitüde als Kunſtwerk beſteht, ſondern die Darſtellung deſſen, was in dem Gemälde enthalten iſt (ſeines Geiſtes), wie ſehr auch beides zuſammenhänge. Verſchieden aber hat man über den Werth dieſer Darſtellungen geurtheilt. Da jedoch hier allein der äſthetiſche Standpunkt, der von den Ideen der Kunſt- und Schönheit ausgeht, der richtige iſt, ſo müßte, was bis jetzt noch Keinem gelungen, der bisher

als Gegner dieſer, jeden kunſtgebildeten Sinn anziehenden Darſtellung auftrat, der Begriff dieſer Attitüden, vermöge deſſen wir dieſelben Darſtellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der feſtgehaltenen Stellung und Geberde menſchlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch dieſe angeführten Kunſtmittel etwas Schönes darzuſtellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde aus dem Reiche der Kunſt mit Recht verwieſen werden ſollte. Einen verſchiedenen Rang der pantomimiſchen Darſtellungen, zu welchem die Attitüde gehört, gibt es aber allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinſicht des Umfangs ſind, wie angedeutet worden, die dramatiſchen von höherem Range; auch umfaſſen einige nur eine, andere mehrere Perſonen und Gruppen. In Hinſicht des Inhalts aber ſind ſie Phantaſiebilder, in denen die Einbildungskraft ſich freier zeigt, oder hiſtoriſch, das heißt, ihre Gegenſtände ſind nach eigener Phantaſie geſchaffen, oder ſtellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geſchichte, Mythologie oder Poeſie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darſtellungen zu bewirken, ſich faſt immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, anzuſchließen genöthigt ſieht. Die freiere Erfindung zeigt ſich aber ſelbſt in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargeſtellte keinem beſtimmten Exemplare nachgebildet iſt, ſondern den Charakter einer Claſſe von Erſcheinungen oder Kunſtwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die hiſtoriſche Attitüde wiederum in die Phantaſiedarſtellung übergeht. — Dieſe Kunſt nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerſt von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunſt, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Dieſe Lady Hamilton wendete nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches ſie, wie mehrere engliſche Schauſpieler, auch in der täuſchenden Nachahmung lebender Perſonen (von den Engländern vorzugsweiſe imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, ſo daß ſie bald an mehreren bedeutenden Orten, ſelbſt in Deutſchland, ihre pantomimiſchen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle öffentlich zeigte, und Lord Hamilton von ihr ſagen durfte, er beſitze in ſeiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug beſtand dabei,“ wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Bruſt zuſammengeknüpften Tunica, worüber ſie einen Shawl warf, mit welchem ſie alle erfoderliche Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte.“ Ihre Darſtellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet, und erſchienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht wurde dieſe Kunſterfindung durch die unter uns berühmt gewordene geniale Madame Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünſtigt, und mit einem eben ſo feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künſtleriſchen Erfindungsgabe ausgerüſtet, unter ihren pantomimiſchen Darſtellungen eine Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken, ſondern auch im modernen Kunſtſtyle, und in jenem eben ſo wohl im ägyptiſchen als im griechiſchen, wie in dieſem im italiäniſchen und deutſchen Charakter zeigt. Es ſind dieſelben aber nicht bloße Nachbildungen einzelner bedeutender Statuen und Gemälde, ſie ſucht vielmehr den Geiſt der wichtigſten Veränderungen der antiken Plaſtik und modernen Malerkunſt durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer intereſſanter Bilder der antiken und modernen Mythologie und Geſchichte ſichtbar zu ſchildern,

daher ein Kunſtrichter treffend von ihr ſagt: „indem ſie Darſtellungen der verſchiedenen Style der bildenden Kunſt in chronologiſcher Ordnung folgen läßt, gehen dem Blicke des Zuſchauers gleichſam die Hauptzüge einer Kunſtgeſchichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben ſo lehrreich für den Geiſt als anmuthig für das Auge ſind.“ Dabei beſitzt ſie das noch größere Talent, poetiſche Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemeſſenſten Styl darzuſtellen, ſo daß Madame Schütz ſowohl in Hinſicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Geſtalten, in der Kenntniß des maleriſchen Effects, welche ſie durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer ſehr paſſenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen ſcheint. Auch ihre Attitüden ſind, obwohl nicht immer glücklich von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und geſtochen, einige auch in dem Taſchenbuche Urania für das J. 1812 nachgebildet und mit einem intereſſanten Aufſatze von J. Falk begleitet worden. Unter den männlichen Künſtlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in dieſem Gebiete der Kunſt einige nicht unglückliche Verſuche gemacht, und ſeine mimiſchen Stellungen, mit Vorleſungen begleitet, ſeit kurzem an einigen Orten gezeigt hat. Weniger Glück hat Madame Eliſe Bürger in der Nachahmung dieſer Darſtellungen gemacht. T.

Attraction, ſ. Anziehung.

Attribut, Attribute 1. im allgemeinſten Sinne jede, beſonders eine ehrenvolle Eigenſchaft, welche Jemanden beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2. in den bildenden Künſten, beſonders in der Bildhauerkunſt, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (ſ. dieſen Art.), wodurch ein Gegenſtand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein ſolcher Gegenſtand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines hiſtoriſchen Umſtandes mit einer Figur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch dieſe Verbindung die Bedeutung derſelben vollkommen auszudrücken, oder das Verſtändniß derſelben zu erleichtern. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunſt und ihre Nothwendigkeit gründet ſich aber auf die Beſchränktheit derſelben, ſowohl in Hinſicht des Ausdrucks geiſtiger Eigenſchaften und Begriffe, beſonders wo dieſe nicht als Eigenſchaften dargeſtellt, ſondern perſonificirt werden ſollen, (wie wenn z. B. nicht die Stärke einer beſtimmten Perſon, ſondern die perſonificirte Stärke dargeſtellt werden ſoll), als auch in der Darſtellung und Bezeichnung individueller Umſtände und hiſtoriſcher Thatſachen, welche an ſich der ſichtbaren Darſtellung unfähig, oder doch nur in Darſtellungen von größerem Umfange (durch Darſtellung einer zuſammengeſetzten Handlung) ſichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darſtellung, deren ſich die bildende Kunſt bedient, ſind an ſich ſchon zu individuell, um etwas Geiſtiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verſtändlichkeit und Beſtimmtheit, welche das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poeſie beſitzt. Selbſt die Menſchengeſtalt, deren ſich die bildende Kunſt am meiſten bedient, um geiſtige Eigenſchaften und Begriffe zu verſinnlichen, hat in ſich ſelbſt ſchon eine zu individuelle, ſinnliche Bedeutung, als daß durch ſie allein eine geiſtige Eigenſchaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Individuen umfaſſender, Begriff perſonificirt werden könnte, (man würde nach dem gewählten Beiſpiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den ſtarken Mann erblicken); in anderer Rückſicht iſt ſie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen beſondern

durch Geſchichte oder Poeſie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverſtändniſſes auszuſprechen, beſonders wenn derſelbe auf der Perſonification, eines lebloſen Gegenſtandes oder eines Collectivbegriffes beruht, z. B. des Elbfluſſes, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargeſtellten Figuren zu erklären, gewiſſer äußerer Mittel, und wählt daher zu dieſem Zwecke Gegenſtände, welche bald an ſich eine gewiſſe innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Aehnlichkeit mit den darzuſtellenden Gegenſtänden und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Uebereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen, und dieſe gebraucht man als Zeichen jener Eigenſchaften und Umſtände, und fügt ſie der Figur bei, (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinſicht noch unbeſtimmten Sinn derſelben zu beſtimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erſtere aber nennt man weſentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Weſentliche Attribute können und werden auch ſolche Gegenſtände ſeyn, welche für ſich allein geſetzt, ſchon bezeichnend (Sinnbilder) ſeyn würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichen Sinne aber und dem Weſen des Kunſtwerks am angemeſſenſten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend ſind, oder derſelben gerade dieſe beſondere Bedeutung geben, für ſich geſetzt aber nicht verſtändlich ſeyn würden, und daher gleichſam zur Figur ſelbſt gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf den Mund des Harpokrates, die Brüſte der Natur rc. Denn auf dieſe Weiſe erſcheint das Attribut nicht als ein äußerer Zuſatz, ſondern verſchmilzt gleichſam mit der Figur, und das Kunſtwerk behauptet ſomit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute aber beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunſt, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Geſagten wird auch einleuchtend ſeyn, warum das Attribut vorzüglich in allegoriſchen und ſymboliſchen Darſtellungen (ſ. allegoriſch und ſymboliſch) vorzukommen pflegt, und die Figuren ſelbſt oft zu allegoriſchen erhebt; denn dieſen Darſtellungen fehlt, wie überhaupt den Phantaſiebildern (im Gegenſatze der hiſtoriſchen — ſ. dieſen Artikel) größtentheils die ſprechende Individualität, weßhalb ſich der Künſtler zu Attributen zu greifen genöthigt ſieht. Die Beſtimmung des Attributs iſt aber nach dem aufgeſtellten Begriffe nur, die Bedeutung eines Gegenſtandes erklären zu helfen, nicht aber für ſich da zu ſeyn, oder den charakteriſtiſchen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung der Figur herabgewürdigt werden müßte. Die Figur muß vielmehr, ſo viel es durch Haltung, Phyſiognomie, Körperbau, Farbe, beſonders aber durch Geſten und Minen möglich iſt, ihren Charakter ſelbſt ankündigen, und der Künſtler zeigt ſich um ſo größer, je mehr ſeine Figuren ſich ſelbſt erklären, und eines den Mund derſelben erſt gleichſam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigſtens zu dem Sinne des Attributs in ſo weit hinſtreben, daß ihnen der Charakter nicht erſt von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forſters feiner Bemerkung in einer Ausgießung des heil. Geiſtes die Begeiſterung ſchon auf den Geſichtern der Apoſtel ſich malen, und nicht bloß als Flämmchen über

ihren Häuptern ſchweben muß. Oft aber hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der perſönlichen Beſchränktheit der bildenden Künſtler ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künſtler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch ſinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht bloß von Darſtellung einzelner Figuren die Rede iſt), vor allen aber durch charakteriſtiſchen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall aber gibt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der ſichtbaren Darſtellung eines Umſtandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen iſt: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieſelben durch Attribute anzudeuten oder ſichtbar auszuführen, die ſichtbare Ausführung unintereſſant ſeyn, und den Schönheitsſinn des Zuſchauers beleidigen müßte, oder auch die ſichtbare Handlung ſich durch ſich ſelbſt noch nicht erklären würde. Wo aber der Künſtler des Attributes bedarf, da hat das Weſentliche den Vorzug vor dem Conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles ſeyn ſoll, — weil ſonſt die Figur nichts ſagend ſeyn würde, — ſo ſoll es doch den Ausdruck unterſtützen. Es iſt aber um ſo ausdrucksvoller und lebendiger, je weſentlicher es iſt; um ſo kälter und froſtiger dagegen, je mehr es auf Willkür beruht. Dieſer Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungeſuchtheit deſſelben (ſchon die Fackel des Genius z. B. iſt vieldeutig). Und auch darin hat das weſentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verſtanden, dieſes aber nur da, wo die beſondere Uebereinkunft oder Gewohnheit, welche von verſchiedenen Sitten eigenthümlicher Denkweiſe oder zufälligen Umſtänden abhängt, herrſchend iſt. Die äußere Form des Kunſtwerks aber gebietet endlich, daſſelbe in jedem Falle, ſelbſt wenn es ein zufälliges iſt, mit den räumlichen Verhältniſſen der Figur, mit welcher es verbunden werden ſoll, in eine wohlgefällige und lebendige Uebereinſtimmung zu bringen. In der Wahl des Attributs daher, wie in der ſinnreichen Verbindung mit ſeiner Figur, zeigt ſich Witz, Erfindungskraft, Geſchmack, und die plaſtiſche oder maleriſche Anordnungsgabe des Künſtlers in einem hohen Grade. Jedoch iſt nicht zu läugnen, daß die Künſtler hierin meiſtens von dem Geſchmacke und Charakter ihrer Nation mehr oder weniger abhängig ſind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder ſchon durch ihre Sprache, Religion und Poeſie überliefert wird, welche ſie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinern Verſtändniſſes, anzuwenden, und ſelbſt der eignen Erfindung vorzuziehen beſtimmt werden; mithin der größte Theil der Attribute in gewiſſem Sinne conventionell iſt. Glücklicher iſt daher der Künſtler, deſſen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder, den inneren Zuſammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtſchaft und Analogie geiſtiger und ſinnlicher Gegenſtände leicht und ſicher trifft; ſeine Attribute werden bedeutungsvoller ſeyn. In dieſer Hinſicht aber iſt zwiſchen den Darſtellungen der antiken und der modernen Kunſt (ſ. dieſen Art.) ein bedeutender Unterſchied. Denn erſtere, namentlich die Kunſt der Griechen, gegründet auf eine anſchauliche Denkweiſe, welche in dem Sinnlichen das Geiſtige fand und darſtellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derſelben wohl verſtand, wodurch auch ihre Kunſtwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, iſt auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (ſo verſtärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Anſicht mehr auf Verſtandesreflexion beruht, welche das Geiſtige und Kör-

perliche ſchärfer trennt, mithin weniger poetiſch iſt, deren Kunſt daher auch mehr von dem Geiſtigen ausgeht, und dadurch allegoriſcher iſt, ſuchen für das Geiſtige in allen Sphären das Sinnbild, und ſind genöthigt, ſich öfter dem bloß Conventionellen zu überlaſſen, welches doch meiſtens ſo vieldeutig und kalt iſt. Dem griechiſchen und römiſchen Künſtler, deſſen Geſtalten an ſich ſchon ſo individuell und ſprechend waren, ſtand auch noch zur Erklärung derſelben eine Menge bedeutſamer und wohlgefälliger Attribute, durch ſeine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsanſicht der Chriſten aber begünſtigt hierin den Künſtler weniger, und die meiſten ſeiner Attribute, wofern er ſie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben daher willkürlich und von partiellem Verſtändniß; ja ſelbſt für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechiſchen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegoriſchen Perſonen der Neuern oder mit der Darſtellung der Evangeliſten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Roſt (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterinſtrument zur Andeutung ihrer Perſönlichkeit, aus ihrem Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunſt, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künſtlern gebrauchten Attribute und Symbole ſehr brauchbar. Eine vollſtändige exiſtirt noch nirgends. Einen Verſuch findet man in dem äſthetiſchen Wörterbuche von Watelet und Levesque unter dem Art. Ikonologie. — Was übrigens die Poeſie betrifft, ſo wird aus dem Geſagten einleuchten, daß dieſelbe, weil ſie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunſt wegen ihrer natürlichen Beſchränktheit nur andeuten kann, ſich ihres Vorzugs unter den Künſten begeben, und ihre Würde vergeſſen würde, ohne doch den Effect der bildenden Kunſt zu erreichen, wenn ſie durch ſinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenſtand oder Begriff perſonificiren und abſchildern, oder gar dieſe Attribute neuverbunden aufhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beſchreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I, 35) eine froſtige Compoſition nennt, an welcher die freie bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht nebeneinander beſtehende und ruhende räumliche Formen, welche der Geiſt nicht in einem Blicke, wie am ſichtbaren Bilde, durch das Auge überſehen kann, durch die ſie bezeichnenden Worte gleichſam aufgezählt werden, ſondern die Geſtalten gleichſam entſtehen und lebendig wirken ſollen. Im Grunde gibt es alſo in der Poeſie keine Attribute in dieſem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur Perſonificirung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunſt, bedarf. Zuletzt heißen 3. in der Logik und nach ſtrengem philoſophiſchen Sprachgebrauch Attribute ſolche Merkmale, welche als Folgen weſentlicher Merkmale einem Begriffe immer zukommen; wie z. B. das Prädicat Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menſchen, als Folge ſeines weſentlichen Merkmales, des animaliſchen Körpers, zukommt. T.

Atys, der Cybele Liebling, der als er einſt das der Göttin gethane Gelübde der Keuſchheit gebrochen, zur Strafe ſeines Vergehens ſich ſelbſt entmannte. (S. Cybele.)

Aetzkraft (vis caustica) iſt die Eigenſchaft gewiſſer Subſtanzen, z. B. der concentrirten mineraliſchen Säuren, der Alkalien, des unge-

löſchten Kalks, des Arſeniks, des ſcharfen Queckſilber-Sublimats, der Silbercryſtallen, der Spießglasbutter und ſogar der mehreſten andern Salze mit einem metalliſchen Grundtheile, vermöge welcher ſie zerſtörend auf organiſche Körper wirken. Innerlich wirken ſie als ätzende freſſende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen ſie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfreſſungen. Die Kraft ſolcher Subſtanzen iſt alſo eine auflöſende, d. i. eine Kraft, mittelſt welcher ihre Grundmaſſen ſtreben, ſich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtſchaft der Körper unter einander.

Aetzkunſt, auch, weil man ſich der Radirnadel dabei bedient, Radirkunſt genannt, iſt eine Art des Kupferſtechens, welche mit Scheidewaſſer geſchieht. Man nimmt eine metallene, gewöhnlich kupferne Platte, überzieht ſie mit einem Firniß oder Wachs, in welches man mit einem ſpitzigen Eiſen, das die Radirnadel genannt wird, die Zeichnung eingräbt, und dadurch den Ueberzug an denjenigen Stellen, welche tief geätzt werden ſollen, hinwegnimmt; dann übergießt man die Platte mit Scheidewaſſer, welches an den von Wachs entblößten Stellen in die Kupferplatte eindringt und die Züge ſichtbar macht. Der Erfinder dieſer Kunſt iſt Albrecht Dürer, welcher im Jahre 1512 den harten Aetzgrund, oder die Kunſt, auf Eiſenplatten und Metall zu ätzen, erfand.

Aubaine (droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, ſich der Verlaſſenſchaft jedes im Lande verſtorbenen Fremden, mit Ausſchluß aller Teſtaments- und Inteſtat-Erben deſſelben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieſes alle Gaſtfreundlichkeit beleidigende Recht in allen europäiſchen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte ſolches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch beſondere Verträge mit vielen deutſchen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6ten Auguſt 1790 beſchloß die National-Verſammlung in Frankreich die gänzliche Abſchaffung deſſelben.

Audebert (Jean-Baptiſte) zeichnete ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntniſſen eines Naturforſchers vereinigte. Geboren zu Rochefort im J. 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, achtzehn Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Malerkunſt zu erlernen. Er bildete ſich zu einem ungemein geſchickten Miniaturmaler, und lebte von dem Ertrage ſeiner Kunſt ſehr anſtändig. Im J. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeſchichte im Beſitze ungeheurer Sammlungen, die ſeltenſten Stücke derſelben von ihm malen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland ſchickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geſchichte der Inſecten Gebrauch gemacht worden. Dieſe Beſchäftigungen weckten Auduberts Geſchmack für die Naturgeſchichte, der bald bis zur Leidenſchaft ſtieg. Müde, nach den Ideen Anderer zu arbeiten, unternahm er eigene Werke, durch die er ſeinen Ruhm für immer begründet hat. Das erſte war ſeine Histoire naturelle des singes, des makis et des galéophithèques, in welchem er ſich gleich geſchickt als Zeichner, Kupferſtecher und Schriftſteller zeigte. In Anſehung der Farben, die für naturhiſtoriſche Gegenſtände ſo weſentlich ſind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verſchiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, ſo daß eine Art von Gemälde daraus wurde, ging er weiter,

und bediente ſich dabei ſtatt der Waſſerfarben, der dauerhaftern und feſtern Oelfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, deſſen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendſten Wirkungen ſeiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeſchichte gewann ungemein durch ſeine Werke, deren Pracht in Erſtaunen ſetzt. Seine Histoire des colibris, des oiseaux-mouches, des jacamars et des promerops, 1 Vol. in-fol., Paris 1802, wird für das vollkommenſte Werk gehalten, das je in dieſer Gattung erſchienen iſt. Funfzehn Exemplare wurden davon mit goldenen Buchſtaben gedruckt. Die ganze Auflage belief ſich nur auf 300 Exemplare, da bei dem nothwendig ſehr hohen Preiſe nur auf die reichſten Liebhaber gerechnet werden konnte. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längſte Leben hingereicht haben würde. Dem ſeinigen aber machte ſchon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des grimpereaux et des oiseaux de Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Beſitz der Materialien und der Verfahtungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Levaillants Vögel Afrika's hatte Audebert große Verdienſte; er leitete den Abdruck der Platten bis zur dreizehnten Lieferung.

Auditeur heißt beim Militair derjenige, welcher bei den Regimentskriegsgerichten die Stelle des ordentlichen Richters vertritt, mithin die Prozeſſe und andere Rechtsſachen, welche bei dem Regimente vorfallen, im Namen des Feldherrn oder Regiments-Commandanten entſcheidet. — Staatsraths-Auditeure ſind in Frankreich junge Männer von vollendeten Studien, die vom Kaiſer zu den höhern Staatswürden gebildet werden, und durch ihr Zugegenſeyn bei den Verhandlungen des Staatsraths practiſche Kenntniſſe vom Geſchäftsgang erhalten. Dieſe Einrichtung iſt in mehreren nach Frankreich organiſirten Staaten, wie in Weſtphalen, nachgeahmt.

Auerſtädt, ein ſächſiſches Dorf unweit Naumburg, auf der Straße von da nach Erfurt. Es hat durch die am 14ten October 1806 zwiſchen der Armee des Königs von Preußen und der franzöſiſchen vorgefallene Schlacht einen Namen in der Geſchichte erhalten, von welcher wir hier eine Skizze geben wollen. Nachdem das große preußiſche Heer durch ein Zuſammentreffen unglücklicher Umſtände und falſcher Maßregeln ſo zertheilt worden war, daß ein Theil deſſelben zwiſchen Vierzehnheiligen und Jena unter dem Fürſten Hohenlohe, und der andere unter des Herzogs von Braunſchweig Oberbefehl bei Auerſtädt ſtand, ohne mit einander in directer Verbindung zu ſeyn, wurde dieſe Abtheilung vom Corps des Marſchalls Davouſt geſchlagen, während ſie auf dem Wege war, über Naumburg abzumarſchiren, um die nun doppelt wichtigen Operationslinien an der Elbe und Oder zu gewinnen, da man die an der Saale bereits verloren hatte. Dieſe Armee beſtand aus drei Diviſionen unter Oranien, Wartensleben und Schmettau, und zwei Diviſionen Reſerve unter Kalkreuth. Am 13ten Nachmittags traf die Diviſion Schmettau bei Auerſtädt und Gernſtädt ein. Sie hatte die Beſtimmung, die unangreifbaren Defileen von Köſen zu beſetzen; doch man nahm, wie zu Allem, auch hierzu ſich zu viel Zeit; denn als am 14ten früh die Vorpoſten bei Haſſenhauſen ankamen, ſtießen ſie auf die dort bivouacquirende Diviſion Gudin, welche durch einen forcirten Nachtmarſch (vor welchem die preußiſchen Offiziere ſich ſo fürchteten) den köſener Berg bereits erreicht und beſetzt hatte. Der Marſch nach Naumburg ſollte nun forcirt werden, oder mit andern Worten, man

wollte ſich durch die im Wege ſtehende franzöſiſche Armee durchſchlagen. General Blücher machte daher, indeß die Teten der Infanterie ſich entwickelten, mit 25 Escadron Cavallerie und einer reitenden Batterie einen heftigen Angriff, und warf die Franzoſen bis hinter Haſſenhauſen zurück; doch mit einem Male gerieth man in dem undurchdringlichen Nebel, der die ganze weite Landſchaft bedeckte, in das franzöſiſche Artilleriefeuer; die Batterie wurde faſt gänzlich demontirt, und man mußte mit dem Verluſte der meiſten Kanonen wieder retiriren. Jetzt wollte der Herzog von Braunſchweig die Armee zur förmlichen Schlacht formiren, um dieſe, wenn der Nebel gefallen ſey, erſt zu beginnen. Er wurde aber von Möllendorf und ſelbſt dem Könige überſtimmt, die Armee rückte faſt im Laufen mitten durch den dicken Nebel gegen das feindliche Kartätſchen- und Musketenfeuer vor. Allein in der Dämmerung, die Alles umhüllte, verlor man bald die Concentration; auf ſechs verſchiedenen Punkten, bei Rehhauſen, Haſſenhauſen, bei Auerſtädt, Poppelt, Truchwitz und Gernſtädt ſchlug man ſich, bald ſiegend, bald nicht; man ſah weder die Batterien, noch die herangeſchlichenen Tirailleurs, welche den unſichtbaren Tod in die Reihen der Preußen jagten. Früh um 9 Uhr ward General Schmettau durch einige Flintenſchüſſe tödtlich verwundet und außer Stand geſetzt, weiter zu commandiren; jetzt ſtellte ſich der Herzog ſelbſt an die Spitze des Grenadierbataillons Hanſtein, um Haſſenhauſen mit Sturm wegzunehmen, da traf ihn eine Musketenkugel, die über dem rechten Auge eindrang; er ſtürzte vom Pferde; es war der letzte Augenblick, wo er eine preußiſche Armee ſah. Mit ſeinem Falle war das Heer ohne Anführer; niemand, ſelbſt der König nicht, kannte genau ſeinen entworfenen Operationsplan. Die Unordnung ward ſo allgemein, daß jeder Regiments- und Bataillonschef nach eigenem Gutdünken vorrückte oder retirirte; ſelbſt ein entſchloſſener Cavallerieangriff, den Prinz Wilhelm wagen wollte, ward vom Feinde abgeſchlagen, und es war eben Mittag, als die Cavallerie durch Auerſtädt retirirte. Indeß war dem Marſchall Davouſt ſein Hauptmanöver gelungen, der preußiſche linke Fügel war durch den Marſch eines franzöſiſchen Corps um Eckartshauſen herum völlig umgangen, und die bis dort vorgedrungene preußiſche Reſerve mußte nun auch um und durch das brennende Auerſtädt retiriren. Mitten im Gewühle der Schlacht ſchlug Blücher dem Könige vor, mit den beiden Reſervedivisionen und der ganzen Cavallerie einen entſcheidenden Generalangriff zu machen; der König gab ſeine Genehmigung, nahm ſie aber ſchnell zurück, weil er zuvor durch die Corps von Hohenlohe und Rüchel ſich verſtärken und dann die Schlacht erneuern wollte. Er wußte nicht, daß beide in jenem Augenblicke ebenfalls verloren waren. Er beſchloß daher, nach Weimar zu marſchiren, doch ſchon auf der wickerſtädter Höhe ſah ſeine Avantgarde das bei Apolda ſtehende, über Dornburg hergekommene Corps des Marſchalls Bernadotte. Von Weimar alſo bereits abgeſchnitten, mußte der gänzliche Rückzug rechts ab nach dem Harz zu genommen werden. Der König ſelbſt bahnte ſich mitten durch die Feinde (er verlor unter ſich ein Pferd) einen Weg nach Sömmerda; hier empfing er einen Brief des Kaiſers Napoleon, datirt aus Gera vom 12ten October, zugleich aber auch die erſchütternde Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Fürſten Hohenlohe, welchen an demſelben Tage Napoleon ſelbſt bei Jena geſchlagen hatte (m. ſ. Jena). „Es iſt alſo Krieg zwiſchen uns;“ (ſagte unter andern Napoleon in jenem Schreiben) „das Bündniß iſt gebrochen für immer. Aber warum unſere Unterthanen morden? Ich fürchte die

Schlachten nicht. Aber Sire! Ew. Majeſtät werden beſiegt, die Ruhe Ihrer Tage, die Exiſtenz Ihrer Unterthanen werden Sie Preis geben, ohne den Schatten eines Vorwandes. Noch iſt Alles unangetaſtet; noch können Sie auf eine Ihrem Range angemeſſene Art mit mir unterhandeln, nach einem Monate werden Sie es in einer andern Lage. Endigen Sie den kaum begonnenen Krieg, oder Sie werden über Ihr Volk ein Unglück bringen, das Ihr ganzes übriges Leben nicht wird heilen können" u. ſ. w. Warum das Schickſal wollte, daß dieſer Brief, deſſen Ueberbringer am 13ten Oct. Nachmittags beim Fürſten Hohenlohe eintraf, ſo ſpät in des Königs Händen kommen mußte? und ob er die Lage der Dinge geändert haben würde? dies ſind Fragen, die ſich nicht beantworten laſſen. In der Predigerwohnung zu Sömmerda beantwortete Friedrich Wilhelm III. Napoleons Brief und ſchlug einen Waffenſtillſtand vor; doch der Sieger war nicht dazu zu bewegen, und nun ging der König eiligſt mit Kalkreuth und etwa 12,000 Mann über die Oder, um dort eine neue Armee aufzuſtellen, und mit den langſam heranwogendeu ruſſiſchen Maſſen zur Fortſetzung des furchtbaren Kampfes ſich zu vereinigen. I.

Auferſtehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jeſu Chriſti vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherſtellung des menſchlichen, durch den Tod zerſtörten Leibes. Die Auferſtehung Jeſu Chriſti iſt das merkwürdigſte Ereigniß der evangeliſchen Geſchichte, welche den Kreis ihrer Begebenheiten ſchließt und vollendet. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugniſſe der Apoſtel, theils darauf, daß es ohne ſie nicht erklärbar ſeyn würde, daß die Apoſtel, welche ſich durch den Tod Jeſu in ihren meſſianiſchen Erwartungen getäuſcht geſehen und das Zutrauen zu Chriſto verloren hatten, ſich wieder zu dem lebendigſten Glauben an die göttliche Sendung Jeſu Chriſti erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Chriſtenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirkſamkeit gegründete Anſtalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß ſich die Vorſehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens ſteht, kann doch darum die in die ganz früheſte Geſchichte des Chriſtenthums innigſt verwebte Auferſtehung ſeines Stifters nicht läugnen, ob er ſie gleich nicht als ein Wunder, ſondern als eine durch natürliche Urſachen, welche jedoch bei der Entfernung der Zeit beſtimmt nachzuweiſen unmöglich ſey, bewirkte Begebenheit betrachten wird. — Von der Auferſtehung des Leibes haben die Menſchen allerdings oft grobſinnliche Vorſtellungen gehegt. In dem Gedanken ſelbſt aber, daß die Allmacht aus den Urſtoffen des durch den Tod aufgelöſ'ten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiſte in einer andern Ordnung der Dinge zum Organe diene, liegt nichts, was der Vernunft widerſpräche. Auf jeden Fall iſt die Erwartung der Auferſtehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unſterblichkeit. N.

Auffodern. Wenn der Feind vor eine Feſtung gerückt iſt, fodert er dieſelbe zur Uebergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am beſten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet ſind, den Commandanten zur Uebergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Aehnliche Aufforderungen zur Uebergabe ergehen auch an eingeſchloſſene Corps oder Armeen. Eine Feſtung

wird auf folgende Weiſe aufgefodert. Iſt der Belagerer noch in der Ferne, ſo ſchickt er einen Trompeter ab, der ſich der Feſtung nähert und Apell bläſt. Der Belagerte ſendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigenfalls mit verbundenen Augen, zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieſelbe Weiſe auf den erſten Platz zurückgeführt. Iſt aber der Belagerer in der Nähe, ſo ſchlägt ein Tambour Apell; von Seiten der Feſtung wird geantwortet, die Feindſeligkeiten hören auf, die Tambours nähern ſich, und der Feſtungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeſchickte mit verbundenen Augen, wenn man ſolches für nöthig hält, zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt werden ſoll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derſelben am Horizont. Vermöge der Form der Erdkugel und ihrer ſonſtigen Beſchaffenheit iſt der Aufgang der Geſtirne an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden. Unter dem Aequator gehen alle Sterne und zwar ſenkrecht auf; zwiſchen demſelben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder ſüdliche Abweichung kleiner iſt als die Aequatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Geſtirne Statt. Die Zeit des Aufgangs eines jeden Sterns für einen beſtimmten Ort läßt ſich aus der Dauer ſeiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit ſeiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man ſie auch mittelſt der künſtlichen Himmelskugel beſtimmen.

Aufgebot hat eine dreifache Bedeutung. Es heißt erſtens die Beſtimmung des Preiſes, für welchen man eine feilgebotene Sache kaufen will; zweitens die durch die Geſetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu ſchließenden Ehe, die in Sachſen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel, nach dem Code Napoleon aber an zwei auf einander folgenden Sonntagen von dem Civilſtandsbeamten vor dem Gemeindehauſe geſchieht; und drittens der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürſt an ſeine Unterthanen ergehen läßt.

Aufklärung iſt eigentlich diejenige Handlung, wodurch man etwas klar oder hell macht. Man nimmt aber das Wort gewöhnlich in geiſtiger Bedeutung, und verſteht darunter ſowohl die Verdeutlichung der Vorſtellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch den Zuſtand der Seele, wo ſie im Beſitze deutlicher Vorſtellungen iſt. Doch ſollte man dieſen Zuſtand lieber Aufgeklärtheit nennen. Da es nicht möglich iſt, von allen Dingen deutliche Vorſtellungen zu haben, ſo iſt jeder Menſch zum Theil aufgeklärt, zum Theil unaufgeklärt. Man nennt aber denjenigen ſchlechtweg aufgeklärt, der von den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, mithin von den Rechten und Pflichten des Menſchen und von religiöſen Dingen deutliche Vorſtellungen hat. Bei dieſer Deutlichkeit wird zugleich vorausgeſetzt, daß die Vorſtellungen auch richtig oder wahr ſeyen; denn falſche oder irrige Vorſtellungen würden ſich nicht mit einander vertragen, wenn ſie gehörig verdeutlicht würden. Vollſtändig ausgedrückt, würde alſo die Aufklärung oder Aufgeklärtheit darin beſtehen, daß man über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit nach deutlichen und richtigen Vorſtellungen denkt und urtheilt. Da die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorſtellungen ihre Grade hat, ſo kann auch die Aufgeklärtheit in einem hohen und niederen Grade Statt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derſelbe Grad von Aufgeklärtheit erforderlich iſt, ſo muß das Geſchäft der Aufklärung mit einer gewiſſen Vorſicht betrieben werden. Daher unter-

ſcheidet man die *wahre* oder *echte* Aufklärung von der *falſchen* oder *unechten*, d. h. den Verhältniſſen und Umſtänden, unter welchen ſich ein Menſch befindet, unangemeſſenen, und daher ihm ſelbſt oder Andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für ſich kann die Aufklärung nicht ſchädlich oder gefährlich ſeyn; ſie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andere aufzuklären, keine Rückſicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht gibt, als ſie ertragen können. Ein ſolches unbedachtſames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt *Aufklärerei*. Die *Feinde der Aufklärung* verwechſeln beides mit einander, und heißen, wiefern ſie der Aufklärung entgegenwirken, *Verdunkler* oder *Obſcuranten*. Rußland iſt der einzige Staat, welcher einen *Miniſter der Aufklärung* hat. In dieſer Beziehung wird aber unter *Aufklärung* nichts anders als *Volksbildung* verſtanden. D.

Auflage bedeutet die Anordnung eines Beitrages oder einer Leiſtung zu gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen, und dieſen Beitrag ſelbſt. Im letztern Sinne verſteht man alle die ſogenannten indirecten Abgaben oder diejenigen Leiſtungen, z. B. Acciſe ꝛc., welche auf bewegliche Güter und Sachen gelegt und entrichtet werden, vorzüglich ſolche Güter und Sachen, die durch den Gebrauch ſich vermindern oder gar zu ſeyn aufhören. Hierdurch unterſcheidet ſich die Auflage weſentlich von Abgabe, die nur das reine Einkommen trifft. X.

Auflöſung heißt in der Chemie der Prozeß oder Vorgang, bei welchem ſich die Grundſtoffe zweier ungleichartigen Körper ſo mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zuſammengeſetzter Körper gebildet wird. Dies kann nur geſchehen, wenn wenigſtens in einem dieſer beiden Körper die Grundſtoffe getrennt ſind; dazu aber wird erfodert, daß einer derſelben in einem flüſſigen oder dampfartigen Zuſtande ſey, da feſte Körper nicht auf einander wirken. Die Chemiſten pflegen den flüſſigen Körper das Auflöſungsmittel, den andern aber, der ſich bloß leidend zu verhalten ſcheint, den aufgelöſ'ten zu nennen. Dieſer iſt indeß keineswegs leidend, ſondern beide üben wechſelſeitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflöſungen ſind Wirkungen der Anziehung zwiſchen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraktion bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwiſchen den Theilen ungleichartiger Körper ſtärker als der Zuſammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für ſich iſt, und dauern bis zur *Sättigung* (ſ. d.), deren Grade ſehr häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zuſammenhang der Theile nur in flüſſigen, nicht aber in feſten Körpern zu trennen, ſo erfolgt nur Adhäſion. Man unterſcheidet Auflöſungen auf naſſem und Auflöſungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigſtens der eine ſchon im flüſſigen Zuſtande ſich befinden, bei dieſen aber müſſen ſie erſt flüſſig gemacht, d. h. geſchmolzen werden, wenn ſie einander auflöſen ſollen. — In der Muſik heißt *Auflöſung* die nothwendige ſtufenweiſe Fortſchreitung einer Diſſonanz in ein conſonirendes Intervall. Die Diſſonanzen treten bei ihrer Auflöſung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die ſogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflöſung eine Stufe über ſich. Der Schritt, welchen dabei die Grundſtimme macht, beſtimmt das Intervall der Auflöſung. Bei den regulär aufgeführten Diſſonanzen, d. i. bei den in dem ſchlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflöſung immer wieder auf den ſchlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Diſſonanzen

werden auf der guten Tactzeit aufgelöſ't. Ueber die Auflöſung des Canons ſ. Canon.

Aufnehmen, ſ. Meſſung.

Aufriß nennt man in der Baukunſt die Zeichnung der Außenſeite oder Façade eines Gebäudes, geometriſch und nach verjüngtem Maßſtabe. Man nennt ihn auch, zum Unterſchied eines perſpectiviſchen Riſſes, den orthographiſchen, weil in einer ſolchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und ſeiner einzelnen Theile genau angegeben ſeyn müſſen, um den Werkleuten zur beſtändigen Richtſchnur zu dienen.

Aufruhr, Erregung eines Widerſtandes des Volks gegen das geſetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieſer Widerſtand ſelbſt, den man jedoch öfters auch Aufſtand nennt, und von Aufruhr unterſcheidet (wie Inſurrection von Rebellion). Kaum iſt eine Frage wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen ſich bei ihrer Beantwortung in zwei einander gerade entgegengeſetzte Parteien, deren eine man die Partei der Souverains, die andere die Partei des Volks nennen kann. Auf jener ſtehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieſer Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. A. Die, welche ſich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, ſagen, das Volk ſey verpflichtet, ſelbſt den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der oberſten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze geſetzliche Verfaſſung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu ſeyn, müßte ein öffentliches Geſetz vorhanden ſeyn, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber die oberſte Geſetzgebung eine Beſtimmung in ſich, nach welcher ſie nicht die oberſte, ſondern das Volk, als Unterthan, der Souverain über den wäre, dem es doch unterthänig ſeyn ſoll, welches ſich widerſpricht. Dieſer Widerſpruch falle beſonders durch die Frage in die Augen: wer denn in dieſem Streit zwiſchen Volk und Souverain Richter ſeyn ſolle? Hier zeige ſich, daß es das Volk in ſeiner eigenen Sache ſeyn wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Iſt das geſetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Perſon (Monarch), ſo iſt Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche ſeine Gewalt, ſey ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an ſeiner Perſon, ja an ſeinem Leben, am allerwenigſten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zuſtand mit einem Male aufgehoben. Der geringſte Verſuch hierzu iſt Hochverrath, und der Verräther dieſer Art kann als einer, der ſein Vaterland umzubringen verſucht, nicht minder als mit dem Tode beſtraft werden.“ Dagegen erklärt ſich Schlözer alſo: „Es gibt kein Crimen laesae majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es gibt keinen leidenden Gehorſam im ſtuartiſchen Verſtande. Dieſe Lehre hat die Stuarte einen der ſchönſten Throne der Welt gekoſtet. Dem zu Folge gibt es ein droit de résistence gegen Uſurpatoren und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerſtehen, zwingen, abſetzen, ſtrafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrags überhaupt. Das Volk hat dieſe Rechte, ſagen die alten Staatsrechtslehrer; aber es darf ſie nicht mehr ausüben. Welcher Widerſpruch! Auch haben ſie alle Völker der Welt ausgeübt. Bloß Apellationen an das Publicum helfen ſelten; die ans jüngſte Gericht noch ſeltener.“ (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft ſich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends bloß einſeitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heiſchen kann. Hier gilt es beſonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß

des Souverains und der Unterthanen gegen einander ſo beſtimmt, daß über beiden das Geſetz ſteht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen ſich verpflichten. Wie kann man nun bloß dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern bloß die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in ſeinem Anti-Hobbes erweiſ't folgende drei Sätze: 1. der Regent übernimmt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2. handelt er dieſen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, ſo hört er für die beſtimmte Handlung, durch welche er dieſe Verletzung begeht, auf, Regent zu ſeyn, und nicht alſo der Oberherr, ſondern eine Privatperſon wird gezwungen, wenn ſich das Volk wegen dieſer Verletzung gegen ihn erhebt; 3. es läßt ſich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorſam denken, als nur in denjenigen Verfügungen des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Conſtituirung des Regenten iſt nicht Zweck, ſondern nur ein Mittel der Geſellſchaft; ein Mittel aber darf dem Zweck nicht widerſprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geſchichte nach, ſo findet ſich, daß bei allen Nationen die Entſcheidung für die letztere Partei ausgefallen iſt. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteſte iſt nicht ſehr geneigt zum Aufruhr, unter dem doch immer ſeine häusliche Ruhe, ſein Glück, ſeine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu ſehr, und es fühlt und fodert ſeine verletzten Rechte; es fühlt ſich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sclaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch verargen? Steht es doch in der Macht der Fürſten, allen dieſen Ausbrüchen durch Rechtlichkeit vorzubeugen; die ja wohl das mindeſte iſt, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen ſind ihre ärgſten Feinde, die ſie hier mit ſophiſtiſchem Blendwerk täuſchen. Beſſer, daß ſie die Geſchichte von der Vertreibung Tarquins, des achäiſchen Bundes, der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neuern brabanter Unruhen, und der franzöſiſchen Revolution ſtudiren. Sie werden ſehen, daß Tyrannei nirgends beſtehen konnte, Despotenkünſte niemals halfen, Trotz auf Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menſchlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Macchiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, iſt dem Staate ſelbſt müſſe, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden ſoll, eine Oppoſition rechtlich organiſirt ſeyn, weil jede Macht, auf den Fall den Mißbrauchs, eine Gegenmacht haben müſſe; eine rechtlich organiſirte und in und durch die Verfaſſung ſanctionirte Oppoſition nicht gefährlich werde. Sieyes verlangte aus gleichem Grunde im J. 1795 ein über die Grundverfaſſung wachendes Geſchwornengericht als Garant der Conſtitution. dd.

Aufſteigung. In der Sternkunde verſteht man unter gerader Aufſteigung denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreiſe enthalten iſt, unter der Linie mit dem Sterne zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufſteigt. Durch die gerade Aufſteigung und Abweichung wird der Stand der Geſtirne am Himmel eben ſo beſtimmt, wie die Lage der Oerter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter ſchiefer Aufſteigung verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Geſtirne zugleich aufgehenden Punkte des Gleichers enthalten iſt.

Auftritt, Aufzug, ſ. Schauſpiel.

Auge, das Werkzeug des Geſichts, von deſſen künſtlichem Bau wir hier folgendes anführen. Der Augapfel iſt bei dem Menſchen und bei den mehreſten Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen ziemlich kugelrund, und beträgt bei den mehrſten 11 1/3 pariſer Linien im Durchmeſſer. Er iſt hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und hinterwärts am Sehnerven befeſtigt. Drei Häute, die harte Augenhaut, die braune oder Gefäßhaut und die Netz- oder Markhaut, außerdem drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die gläſerne und die cryſtallene, machen die Hauptheile dieſes höchſt merkwürdigen Organs aus. Die harte Haut beſteht aus mehrern Blättern, iſt hart, elaſtiſch, feſt, dick, weiß, und umgibt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil deſſelben verdünnt ſie ſich und wird vorn ganz durchſichtig. Dieſer durchſichtige Theil führt insbeſondere den Namen Hornhaut. Sie iſt der Abſchnitt einer Kugel von etwas kleinerem Durchmeſſer als der Durchmeſſer des ganzen Augapfels, und ſitzt gleichſam auf der Kugel des letztern, daher ſich dieſer auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet ſich eine Oeffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortſetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar über der harten liegt die braune Haut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und ſich bis an die Hornhaut erſtreckt. Sie ſieht von außen braun, inwendig aber faſt ſchwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt ſie ſich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Geſtalt eines weißen Kreiſes, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich iſt. Von dem Ciliarkreiſe wendet ſich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem innern des Augapfels, und bildet daſelbſt dicke, ſchön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem ſchwarzen Leime überzogen ſind, die Kapſel der Cryſtallinſe umgeben und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entſtehen die weiter einwärts laufenden und bis an den Rand der Cryſtallinſe reichenden Strahlenfaſern, welche um die Cryſtallinſe herum einen ſchön geſtreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit ſchwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zuſammen machen die Iris oder den Augenſtern aus. In der Mitte dieſer durchſichtigen Haut befindet ſich die Pupille oder Oeffnung des Augenſterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Dieſe Oeffnung iſt äußerſt empfindlich gegen das Licht, und erweitert und verengt ſich, je nachdem daſſelbe ſchwach oder ſtark iſt. An die braune Haut ſchließt ſich die Netz- oder Markhaut, welche eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven iſt. Sie legt ſich allenthalben bis zum größern Kreiſe der Strahlenfaſern an die braune Haut an. Die ſogenannten Feuchtigkeiten ſind zum Brechen der Strahlen beſtimmt. Sie liegen alle drei in der Mitte der beſchriebenen Häute, oder ſind vielmehr von ihnen umgeben. Die erſte heißt die cryſtallene Feuchtigkeit oder Cryſtallinſe, und iſt ein gallertartiger, doch noch etwas feſterer Körper, von zelligter Structur. Sie liegt in einer durchſichtigen Kapſel und iſt mit den Strahlenfaſern eingefaßt. Die wäßrigte Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwiſchen der Hornhaut und der Kapſel der Cryſtallinſe. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, iſt von dünnflüſſiger Subſtanz, ſehr durchſichtig und ſchmeckt etwas ſalzig. Sie wird leicht wieder erſetzt, wenn ſie durch eine Oeff-

nung in der Hornhaut ausgefloſſen iſt. Die gläſerne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus und nimmt den größten Theil des Innern vom Auge ein. Vorn hat ſie eine durch die Geſtalt der Cryſtalllinſe, die ſie berührt, verurſachte Concavität, und iſt ihrer Subſtanz nach eine ſehr durchſichtige Gallert, die aus feinen Zellen beſteht, in welchen die Flüſſigkeit ſich befindet. Dies iſt der Bau des künſtlichen Werkzeuges, mittelſt deſſen wir ſehen. Wie das Bild eines ins Auge fallenden Körpers in demſelben entſteht, hat zuerſt Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Punkte eines leuchtenden oder erleuchteten Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch die wäßrige Feuchtigkeit; ein Theil ſeiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Cryſtalllinſe, dringt durch dieſelbe und durch die gläſerne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei ſeinem Durchgange durch vier verſchiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis ſich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Cryſtalllinſe in einem Punkte vereinigen. Es geht alſo auf dieſe Weiſe im Auge eben das vor, was in einem verfinſterten Zimmer geſchieht, in welchem ſich eine mit einem erhabenen Glaſe verſehene Oeffnung befindet. Die aus einem Punkte des ſichtbaren Gegenſtandes kommenden Strahlen vereinigen ſich hinter der Cryſtalllinſe wieder, und bilden, wenn dieſer Vereinigungspunkt genau auf die Netzhaut trifft, auf derſelben dieſen Punkt deutlich ab. Da die Lichtſtrahlen aus allen Punkten des ſichtbaren Körpers ins Auge fallen, und alſo das Bild eines jeden Punktes auf der Netzhaut dargeſtellt wird, ſo entſteht aus den Bildern aller dieſer Punkte zuſammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen ſichtbaren Körpers, wie in einem verfinſterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenſtände auf der dem Glaſe gegenüber befindlichen Wand entſtehen. Auch iſt der innere mit der gläſernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem ſolchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den ſchwarzen, die braune Haut von innen bekleideten und durch die durchſichtige Netzhaut durchſcheinenden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punkt des ſichtbaren Körpers ausgingen, iſt die Urſache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Dieſe wird auf der Netzhaut geſtört, wenn die Vereinigungspunkte der Strahlen nicht genau auf dieſelben treffen, ſondern entweder vor ihr oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden ſie ſtatt des Punktes einen Kreis ab. Wenn ſich aber jeder Punkt des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, ſo muß nothwendig das Bild, und folglich auch das Sehen, undeutlich ſeyn. Wiewohl eigentlich jedes Auge ſeine eigne, von ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit abhängende Sehweite hat, ſo nimmt man ſie doch für ein gewöhnlich gut gebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge beſitzt zugleich ein Vermögen, ſeine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu ſehen. Worin dieſes Vermögen aber eigentlich beſtehe, darüber ſind die Phyſiker eben ſo ungewiß, wie über die Urſache der Zuſammenziehung der Pupille bei ſtarkem Lichte und ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Urſachen der Blindheit ſind unter andern: Verdunkelung oder Undurchſichtigwerden der Cryſtalllinſe, welches man den grauen Staar nennt; desgleichen Lähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, wel-

ches man den ſchwarzen Staar nennt. Dieſer iſt unheilbar, erſterem hingegen kann durch Hinwegdrückung oder durch das Herausziehen der Cryſtalllinſe abgeholfen werden; denn da die wäßrige und gläſerne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen und ihre Kegel convergent machen, ſo entſteht auch ohne Cryſtalllinſe ein Bild, wiewohl viele Operirte ſich der Staarbrillen bedienen müſſen, um die Brechung zu verſtärken und den Mangel der Criſtalllinſe zu erſetzen, da ſonſt die Vereinigungspunkte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden.

Augenmaaß, ſ. Meſſung.

Augereau, Herzog von Caſtiglione, Marſchall von Frankreich, iſt der Sohn eines Profeſſioniſten zu Paris, und ſtand bis 1787 als gemeiner Soldat in neapolitaniſchen Dienſten; um dieſe Zeit ließ er ſich in Neapel als Fechtmeiſter nieder, und ward von da 1792 mit ſeinen übrigen Landsleuten verwieſen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete ſich durch Verwegenheit und Einſicht eine ſchnelle Laufbahn. Im J. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigadegeneral angeſtellt, und that ſich bei mehreren Gelegenheiten hervor. Als Diviſionsgeneral diente er mit derſelben Thätigkeit und demſelben Glücke in Italien. Er nahm den 10ten April 1796 die Päſſe von Milleſimo weg, vereinigte ſich dadurch mit den Generalen Mesnard und Joubert, und vertrieb den Feind aus allen ſeinen Stellungen in der Gegend. Den 15ten dieſes Monats bemächtigte er ſich im Gefechte von Dego der Redouten von Monteleſimo, und erleichterte dadurch die Vereinigung der Armee mit dem General Serrurier. Den folgenden Tag griff er das verſchanzte Lager der Piemonteſer von Ceva an und nahm es. Den 27ſten Mai machte er ſich zum Meiſter von Caſale, ſtürzte ſich auf die Brücke von Lodi, und forcirte ſie nebſt den feindlichen Verſchanzungen. Den 16ten Juni ging er bei Borgoforte über den Po, kam den 19ten zu Bologna an, und machte daſelbſt 400 Mann päpſtlicher Truppen nebſt dem Cardinallegaten und den ganzen Generalſtab zu Gefangenen. Im Laufe des Juli, bei einem Aufſtande der Einwohner von Lugo gegen die Franzoſen, begab ſich Augereau dahin, zerſtreute die Aufrührer und gab die Stadt der Plünderung Preis. In den erſten Tagen des Auguſts nahm er ſeine Stellung im Mittelpunkte der Armee wieder, und kam Maſſena zu Hülfe, der ſich in einer bedenklichen Lage befand. Er unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigſten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Caſtiglione, von dem er ſeinen Herzogtitel hat. Den 25ſten Auguſt ging er über die Etſch und ſchlug die Feinde bis Roveredo zurück. Den 10ten September wendete er ſich von Padua aus gegen Porto Legnano, während Maſſena von Vincenza aus auf der Seite von Villa-Nova vorrückte, ſo daß ſich General Wurmſer mit 5000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie nur mit Mühe längs der Etſch nach Mantua rettete. Den 11ten griff Augereau Porto-Legnano an, und nahm es noch denſelben Tag durch Capitulation in Beſitz. In Uebereinſtimmung mit dem General Sahuguet, bemächtigte er ſich den 15ten des Forts St. Georg bei Mantua und des Brückenkopfs Favorite. An dem merkwürdigen Tage von Arcole ſieht Augereau die Colonnen auf dem Punkte zu weichen, reißt eine Fahne an ſich, läßt ſie fliegen und ſtürzt ſich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch ſeine Unerſchrockenheit und ſein Beiſpiel folgten ihm ſeine Truppen zum neuen Angriff, der den Sieg entſchied. In der Sitzung vom 27ſten Januar 1797 wurde ihm durch einen Beſchluß dieſe Fahne geſchenkt. Den folgenden

9ten Auguſt wurde er zum Commandanten der 17ten Militärdiviſion (Diviſ. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt. Die Reſultate des 18ten Fructidor, der in der Ausführung als ſein Werk zu betrachten iſt, ſind bekannt. Augereau ward von dem decimirten geſetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Gegen Ende Sept. 1797 ging er als Obergeneral zur Rhein-, Moſel-, Sambre- und Maasarmee. Bald aber wurde er vom Rhein abgerufen und zum Commandanten der 10ten Diviſion (Perpignan), unter dem Vorwande einer Expedition gegen Portugal, ernannt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er ſein müßiges Commando auf, übernahm dieſe neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20ſten Juni zum Secretär ernannt. Er war bei dem Gaſtmahle, welches Bonaparten vom Rathe in der Kirche St. Sulpice gegeben wurde, vermißt worden, aber alle Vermuthungen, welche ſich aus dieſer Abweſenheit hatten ziehen laſſen, verſchwanden, als er ſich den 18ten Brumaire früh zu Bonaparte, der in den Tuilerien commandirte, begab, ihm ſeine Dienſte anbot, ihn umarmte, und zugleich äußerte, daß er ſich verſpreche, Bonaparte werde nichts für die Republik thun wollen, ohne ihn Theil nehmen zu laſſen. Nachdem Bonaparte zum Conſul ernannt war, ſchickte er Augereau zum Commando der Armee in Holland. An der Spitze der franzöſiſch-bataviſchen Armee begab er ſich an den Nieder-Rhein, um die Operation Moreau's zu unterſtützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiſerlichen Generalen zu verſchiedenen Malen mit wechſelndem Glücke zuſammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel ſetzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im October 1801 vom General Victor abgelöſt. Von da blieb er ohne Anſtellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne verſammelten Truppen ernannt wurde. Er kam den 24. December 1803 zu Bordeaux an und übernahm das Commando der gegen Portugall beſtimmten Armee. Da aber dieſe Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19ten Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarſchalls erhoben, kurz darauf zum Chef der 5ten Cohorte der Ehrenlegion ernannt, und erhielt den 1ſten Februar 1805 als Großoffizier das rothe Band. Im Juli deſſelben Jahres ſchickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der breſter Expeditionsarmee, die gegen England beſtimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutſchland, das die ſeit langer Zeit zu Breſt unter ſeinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verſchiedenen Erfolgen bei, welche den preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, ſich gegen Franken zurückzuziehen, und beſetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbſte deſſelben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Gränzen dieſer ſchnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderiſchen Kampfs bei Eylau im Februar 1807, welchen die Armee des Kaiſers Napoleon und das ruſſiſche Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marſchalls Augereau durch die Verwundung ſeines Befehlshabers ſeiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marſchall nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den erſten Monaten, ſandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anſtellung und übernahm im Juli 1813 den

Oberbefehl der Armee, welche zur Deckung von Baiern und Schwaben aufgeſtellt werden ſollte, und zu Würzburg ihren Mittelpunkt hatte. Aber am 26. Sept. brach er mit den daſelbſt geſammelten Truppen auf, und vereinigte ſich bei Jena mit der großen Armee Napoleons. Er kämpfte in den Schlachten von Leipzig und Hanau: nachher kommandirte er in dem Süden von Frankreich, wo aber der öſterreichiſche General Bianchi eine ſo große Ueberlegenheit über ihn behauptete, daß er am 20ſten März 1814 ohne Widerſtand in Lyon einziehen konnte. Nach dem Sturze Napoleons erhielt er das Gouvernement zu Lyon, welches er aber bald wieder verlor. Als Napoleon von Elba zurück kam, ſchien ihm nicht die Sonne eines neuen Glückes aufzugehen; denn der Uſurpator ſprach in ſeiner Proclamation an das franzöſiſche Volk, von dem Herzoge von Caſtiglione, in Beziehung auf ſein Commando im ſüdlichen Frankreich, er habe ſein Vaterland, ſeinen Fürſten und Wohlthäter verrathen. Doch trafen ihn keine Verfolgungen; er erhielt die Erlaubniß, ſich auf ſein Landgut zurück zu ziehen. Unter dieſen Umſtänden konnte die Wiederherſtellung der Bourbons nicht nachtheilig für ihn werden.

Augias, König von Elis in Griechenland. Er hatte, wie die Fabel erzählt, einen ungeheuern Stall, welcher 3000 Rinder enthielt und ſeit dreißig Jahren nicht gereinigt worden war. Herkules übernahm dieſe Rieſenarbeit und führte ſie glücklich aus, indem er den Fluß Alphëus durch den Stall leitete. Da aber Augias dem Herkules den dafür bedungenen Lohn verweigerte, und ſelbſt ſeinen Sohn, der für Herkules zeugte, verbannte, fiel dieſer feindlich in Elis ein, erſchlug den Augias und ſetzte deſſen Sohn auf den Thron.

Augsburg (lat. Augusta Vindelicorum). Dieſe ehemalige freie Reichsſtadt wurde durch den zwiſchen Oeſterreich und Frankreich geſchloſſenen presburger Frieden (d. 26. Dec. 1805) dem Könige von Bayern beſtimmt. Zwar proteſtirte der Magiſtrat förmlich beim Reichstage gegen Bayerns Beſitznahme; allein das Reich konnte hierbei nichts thun, da der franzöſiſche Kaiſer es zu einem Vergrößerungsgegenſtand Bayerns beſtimmt hatte. Dem zu Folge erſchien am 4ten März 1806 der franzöſiſche General Réné und übergab im Namen ſeines Herrn die Stadt Augsburg nebſt ihrem Gebiete den bayeriſchen Commiſſarien, welche es auch übernahmen und ſich den Huldigungseid ablegen ließen. Augsburg iſt eine große, ſchön gebaute und befeſtigte Stadt in Schwaben an der bayerſchen Gränze. Man ſchätzt die Zahl der Einwohner daſelbſt auf 37 bis 38,000. Fabriken und Manufacturen mancherlei Art, die bis jetzt noch berühmte Gold- und Silberarbeit, die feinen Kattune, die Kupferſtecherkunſt, der Buchhandel, mehrere Gewerbe, und Künſte und Wiſſenſchaften machen dieſe Stadt berühmt.

Augsburgiſche Confeſſion heißt das, von den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer und Reiche übergebene und mit der Unterſchrift der proteſtantiſchen Reichsſtände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte dieſes Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürſten von Sachſen, Johanns des Beſtändigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da ſein Styl zu heftig war, hatte es Philipp Melanchthon, auf churfürſtlichen Befehl und mit Einwilligung der ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Theologen, umgearbeitet. Dieſe Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25ſten Juni 1530 übergeben und demſelben vorgeleſen. Das Original iſt in dem kaiſerlich-öſterreichiſchen Archiv befindlich, und nach ſolchem die zu Wittenberg 1531 erſchienene Ausgabe der augsburgiſchen Confeſſion ab-

gedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derſelben ab, und dieſe veränderte Ausgabe erſchien 1540. Es entſtand nun ein Unterſchied zwiſchen der unveränderten und veränderten augsburgiſchen Confeſſion; jene dem Reichstage übergebene, iſt bei den Lutheranern, dieſe, von Melanchthon veränderte, bei den Reformirten angenommen.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewiſſe Prieſter, die aus dem Fluge und Geſchrei der Vögel, aus dem Blitze und gewiſſen andern Erſcheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Anſehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren ſehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten ſie die Fortſetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beſchlüſſe ungültig machen. Ihre Ausſprüche, ſo wie die Anzeichen, nach denen ſie ſich richteten, wurden Augurien genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1. Himmelserſcheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entſtehens und Niederfahrens des Blitzſtrahls. Die Beobachtung ſelbſt geſchah folgender Geſtalt. Der Augur begab ſich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Ausſicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet ſetzte er ſich mit bedecktem Haupte, das Geſicht nach Oſten gekehrt, und bezeichnete mit ſeinem Lituus die Gegenden des Himmels, in deren Gränzen er ſeine Beobachtungen anſtellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorherſagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auſpicien, und waren ſchon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden ſie immer vollkommener und ausgebreiteter, und ihr Anſehen ſtieg ſo hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres ſteten Umherfliegens die Kenntniß der geheimſten Dinge zuſchrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rückſicht auf die Umſtände, unter denen ſie ſich zeigten. Ueberhaupt aber zerfielen die ominöſen Vögel in zwei Claſſen: in ſolche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in ſolche, deren Geſang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geſchrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. ſ. w.; durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren ſtets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Freſſen oder Nichtfreſſen der Hühner; jenes bedeutete Glück, dieſes Unglück. Man bediente ſich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruſpices, nebſt dem Pullarius mit ſeinem Hühnerkaſten folgen mußten. — Außer dieſen drei Arten gab es noch gewiſſe, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte geſehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Nieſen, das Verſchütten des Salzes auf den Tiſch u. ſ. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu verſöhnen ſeyen.

Auguſt II. (Friedrich), Churfürſt von Sachſen und König von Polen, zweiter Sohn von Johann Georg III., Churfürſt von Sach-

ſen, und von Anna Sophie, Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12ten Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesſtärke und Gewandtheit ausgeſtattet und die ſorgfältigſte Erziehung entwickelte in ihm einen Geſchmack für alles Schöne und für geiſtige Beſchäftigung, deren Einfluß ſich in allen ſpätern Verhältniſſen ſeines Lebens offenbarte. Er machte ſeinen erſten Feldzug am Rheine, wo ſein Vater, mit dem Churf. v. Bayern vereinigt, die Reichsarmee commandirte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunſt, ſo wie er ſeinem frühern Aufenthalt in Frankreich jenen feinen Ton, den Geſchmack für Luxus und ſchöne Künſte verdankte, der in der Folge den ſächſiſchen Hof nächſt dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendſten in Europa machte. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahr 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joſeph, nachher Joſeph I., eine enge Freundſchaft ſchloß, die ihn lange in Oeſterreichs Intereſſen hielt. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, Johann Georg IV., wurde er regierender Churfürſt von Sachſen. Als ſolcher übernahm er 1695 das Commando der öſterreichiſchen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in dieſem und im folgenden Feldzuge keine entſcheidenden Succeſſe. Im Herbſt 1696 verließ er die Armee, um Mitbewerber des polniſchen Throns zu werden. — Johannes Sobieski hatte drei Söhne hinterlaſſen, allein der franzöſiſche Hof hatte nicht vergeſſen, was im J. 1672 von dieſem Fürſten, der damals nicht geahnet, daß er bald ſelbſt zur Regierung gelangen werde, an Ludwig XIV. im Namen vieler polniſchen Großen geſchrieben worden, um von ihm entweder Turenne oder Condé als König zu erhalten, oder einen Prinzen von Conti, der damals noch Kind war, unter Turenne's Vormundſchaft. Turenne und Condé waren ſeitdem geſtorben, allein Conti war jetzt kein Kind mehr. Der Abbé von Solignac, franz. Geſandter in Warſchau ſetzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Beſtechung und der Beredſamkeit in Bewegung, um jetzt den Prinzen von Conti auf den polniſchen Thron zu bringen. Alles ſchien dieſen zu begünſtigen, als Johann Przependowiski unerwartet den Churfürſten von Sachſen vermochte als Mitbewerber aufzutreten. Die Erſten des Reichs unterſtützten allerdings Conti, aber Auguſt ſtand mit einer Armee an den Gränzen. Er hatte mehrere Rechte und Anſprüche in ſeinen deutſchen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieſes Geld dazu an, ſich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutheriſche Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag verſammelte ſich den 25ſten Juni 1697. Am 27ſten hatte eine doppelte Wahl Statt. Auguſt bekräftigte die ſeinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachſen in Polen einrückte. Beſtechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Solignac's Feinheit davon. So wurde Auguſt am 15ten Sept. in Cracau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereiſ't war, mußte nach Frankreich zurückkehren, indem er ſeinem Nebenbuhler eine Krone überließ, die ſchwerer zu behaupten als zu erlangen war. Auguſt verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verurſachte; um die ſächſiſchen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei ſich behalten zu können, ſuchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Durch den Tractat von Oliva v. 7ten Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. Auguſt hatte bei ſeiner Thronbeſteigung ver-

ſprechen müſſen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden ſich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII. noch ſehr jung, ſchien nicht im Stande zu ſeyn, dieſer Coalition zu widerſtehen. Auguſt ließ ſeine Truppen marſchiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dalberg, fand er hartnäckigen Widerſtand, und da die Belagerung ſich in die Länge zog, benutzte Auguſt einen Vorwand, um dieſelbe aufzuheben und ſich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalſtaaten ließen ihrem Alliirten Auguſt Vorſtellungen machen, die Belagerung nicht fortzuſetzen. Andere dringende Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. Auguſt vernahm die Niederlage ſeiner Alliirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Copenhagen aufs Haupt geſchlagen, worauf den 18ten Aug. 1700 der Tractat von Travendahl erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narva geſchlagen worden, und Carl war auf dem Punkte in Polen einzudringen. Auguſt fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an ſeine eigene Vertheidigung denken zu müſſen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zuſammenkunft mit Peter; beide Monarchen ſchloſſen eine genaue Allianz und verſprachen ſich gegenſeitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem ſie 14 Tage lang ſich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geſchmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten ſie ſich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu ſorgen. Jetzt entſtand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerkſamkeit feſſeln, obgleich Auguſt alles anwendete und that, was ſeine moraliſchen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit ſeinen treuen Sachſen eben ſowohl die polniſche Inſubordination als die ſchwediſche Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch ſeinen Miniſter, den Grafen von Piper, ſehr gut berathen, ſah in Auguſt nur einen Uſurpator und trennte beſtändig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur ſächſiſche Truppen zu bekämpfen, und von dieſen konnte Auguſt nicht viele an ſich ziehen, da die Polen ſich ihrem Einmarſche ſtets widerſetzten. Bei Riga wurde die erſte Schlacht geliefert. Auguſt war ſelbſt nicht dabei. Der Marſchall von Stenau verlor ſie gegen die Schweden und ließ Carln Meiſter von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der ſiegreiche Carl den Entſchluß, Auguſt durch die Polen ſelbſt enthronen zu laſſen. Dieſer ſchickte die Gräfin von Königsmark, ſeine Maitreſſe, an ſeinen Gegner, um einen günſtigen Frieden zu bewirken, aber ſie erhielt nicht einmal Audienz, und als darauf der Primas ſelbſt ins ſchwediſche Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl laut, daß er den Polen keinen Frieden geben werde, bis ſie nicht einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Armeen trafen ſich zwiſchen Warſchau und Cracau; Auguſt hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang der Action wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachſen und Auguſts Unerſchrockenheit, erfocht Carl einen vollſtändigen Sieg. Er verfolgte Auguſt perſönlich bis nach und durch Cracau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde geſtürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. Auguſt benutzte die Ruhe, welche ihm dieſer Umſtand eine Zeit lang verſchaffte, ſich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit ſeiner Sitten, ſeine Leichtigkeit in Verſprechungen riſſen die verſammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Miniſter, den

Kaiſer Leopold auf den Reichstag geſchickt, unterſtützte Auguſt ebenfalls, und ſo wurde ihm eine Armee von 50,000 Mann und den Inſurgenten eine ſechswöchentliche Friſt zur Unterwerfung zugeſtanden. Allein Letztere hatten in Warſchau eine Conföderation organiſirt, die Carl zu unterſtützen im Begriff ſtand. Dieſer hatte ſich von ſeinem Sturze erholt, und wandte ſich unerwartet gegen die Reſte der ſächſiſchen Armee, die bei Pultask ſtanden. Von neuem geſchlagen, gelang es dem Marſchall Stenau nur mit Mühe, ſich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19ten April 1704 erklärte nun der zu Warſchau verſammelte Reichstag Auguſt für unfähig, die polniſche Krone zu tragen. Ein Interregnum wurde publicirt und man beſtimmte den 12ten Juni zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobieski zum Throne; allein Auguſt wußte abermal dieſen ſeinen Nebenbuhler zu beſeitigen. Sobieski wurde nebſt ſeinem Bruder Conſtantin, als ſie in der Gegend von Breslau ſich auf der Jagd befanden, von dreißig ſächſiſchen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieſer lehnte ſie ab, und man wählte nun am 12ten Juli 1704 Stanislaus Leczinsky, Woiwoden von Poſen. Auguſt verſuchte bald nachher auch dieſen in Warſchau ſelbſt, das nur mit 1500 Mann beſetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die ſchwediſche Beſatzung, vom Grafen von Horn commandirt, zu Gefangenen machte. Ungeachtet der Anſtrengungen Auguſts und der ihm von Peter zugeſchickten Hülfe, triumphirte Carls Glück und Genius über alle Hinderniſſe, und der ſchwediſche General Renſchild erfocht bei Frauenſtadt den 13. Febr. 1706 einen vollſtändigen Sieg über den Grafen von Schulenburg, ſächſiſchen Feldmarſchall. Carl drang in Sachſen ein. Auguſt, der in Polen beim ruſſiſchen Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit Frieden zu ſchließen; allein um ſich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden etwas wiſſen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz ins geheim geſchehen und er gab ſeinen Abgeordneten unbegränzte Vollmacht. Carl ſchrieb ſehr harte Bedingungen vor: Verzichtleiſtung auf die polniſche Krone; Anerkennung von Stanislaus; Aufhebung der Allianz mit Rußland: Freilaſſung der beiden Fürſten Sobieski, aller Kriegsgefangenen u. ſ. w. Indem noch über dieſe Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Ruſſen, die von dem allen nichts wußten, Auguſt, den ſchwediſchen General Mardefeld anzugreifen. Auguſt erfocht hier ſeltſamer Weiſe einen ausgezeichneten Sieg, kehrte triumphirend in Warſchau ein, und ließ eben das Te Deum ſingen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So ſehr Auguſt verſucht ſeyn mochte, von dieſem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, ſo war doch der Zeitpunkt dazu nicht mehr da. Sachſen ſelbſt wäre bei der Fortſetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. Auguſt ratificirte alſo den abgeſchloſſenen Vertrag, und beſuchte Carln am 18ten Dec. 1706 in ſeinem Lager zu Alt-Ranſtädt. Um ſeine Demüthigung vollſtändig zu machen, zwang ihn der Sieger, an Stanislaus einen Glückwünſchungsbrief zu ſchreiben, und ihm damit die Juwelen und die Archive der Krone zurückzuſchicken. Auguſt kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Beſuch erhielt. Der Graf von Flemming, erſter Miniſter des Churfürſten, rieth ihm bei dieſer Gelegenheit, ſich der Perſon ſeines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein Auguſt verwarf mit Unwillen dieſen unrechtlichen Vorſchlag. Auguſt beſchäftigte ſich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachſens; allein ganz hatte ihn ſeine

Neigung zum Kriege nicht verlaſſen und ſeine Liebe zur Pracht riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes ſehr zerrüttet wurden. 1708 machte er incognito den Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzoſen mit und 1709 ſahe er ſich ſchon nach Polen zurückgerufen. Carl XII., bei Pultawa geſchlagen, konnte Stanislaus nicht mehr ſchützen und Flemming bearbeitete ſchon ſeit einiger Zeit die Polen, um ſie unter Auguſts Herrſchaft zurückzubringen. Auguſt proteſtirte nun gegen den Tractat von Alt-Ranſtädt und rückte mit einer Armee in Polen ein, wo er gut aufgenommen wurde; er verkündete den Anhängern von Stanislaus eine allgemeine Amneſtie und vermochte den Papſt, die Polen ihres Eides der Treue gegen dieſen Fürſten zu entbinden. Am 18ten publicirte er ein Manifeſt, worin er ſich über dieſe Schritte zu rechtfertigen ſuchte. Mit dem Königthum kamen bei Auguſt auch ſeine beiden Lieblingsprojecte zurück: ſich an den Schweden zu rächen, und die Polen zu unterjochen. Er verband ſich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zuſammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Ungeachtet der Erſchöpfung, worin ſich Schweden befand, ſetzte es dieſem Angriff lebhaften Widerſtand entgegen und am 20ſten Dec. 1712 erfocht der ſchwediſche General Steinbock bei Gadebuſch einen glänzenden Sieg über die Alliirten, welche eiligſt die Belagerung von Wismar und Stralſund aufheben mußten. Die Demonſtration der Türken und Preußens Einmiſchung, das Pommern ſequeſtrirte, beſchäftigten im folgenden Jahre Auguſt und Peter, bis 1714 in Braunſchweig ein Friedenscongreß eröffnet wurde. Die übertriebenen Anſprüche Aller, die dazu concurrirten, ließen den Freunden des Friedens nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralſund erſchien und zu erkennen gab, daß er den Krieg mit Erbitterung und Hartnäckigkeit fortzuſetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem Auguſt der vornehmſte Stifter war, bildete ſich gegen Carl. Stralſund mußte ſich den 21ſten Dec. 1715 ergeben. Schweden ſchien ſeinem Ruin nahe zu ſeyn. Des Grafen von Görz Klugheit, der eine Allianz zwiſchen Rußland und Schweden unterhandelte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten: Peter war auf dem Punkte, ſich mit Carln zu vereinigen, um Auguſt vom Throne zu entfernen und ihn Stanislaus zurückzugeben. Der Tod Carls 1718 machte dieſen Intriguen ein Ende und Auguſt ſchloß mit Schweden Friede. Wir haben ſchon erwähnt, daß es Auguſts geheime Abſicht war, ſich in Polen unabhängig und ſeine Gewalt unumſchränkt zu machen. Die ſächſiſchen Truppen, die im Lande zerſtreut ſtanden, ſchienen ihm dazu nützlich ſeyn zu können. Allein es bildete ſich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, ſtand. Die Sachſen ſahen ſich auf allen Punkten einzeln angegriffen und wurden vernichtet. Auguſt erflehte Peters Vermittelung, und 1717 wurde der Friede zwiſchen ihm und der Republik geſchloſſen. Die ſächſiſchen Truppen verließen das Königreich, und Auguſt, Verzicht leiſtend auf die Idee, die Nation durch Gewalt zu unterjochen, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, ſuchte von jetzt an, ſeinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab ſich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakteriſirenden Zug führen wir an, daß er ſein ſchönes Dragonerregiment gegen zwölf porzellanene Vaſen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin ſo gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war der glänzendſte und cultivirteſte in Europa. Die Polen, deren Sitten ſich überhaupt zur Ausſchweifung hinneigten, ergaben ſich

nur zu ſehr dem gefährlichen Beyſpiele ihres Königs, und wenn die erſten Regierungsjahre deſſelben durch große Staatsbewegungen ſich auszeichneten, ſo thaten es die letztern durch gränzenloſe Ueppigkeit und Sittenverderbniß. Man lieſ't noch jetzt mit Erſtaunen die Beſchreibung der von ihm gegebenen Feſte. Auguſt wurde indeſſen von ſeinen Unterthanen ſehr geliebt, und er behauptete mit Würde ſeinen Rang unter den europäiſchen Mächten. Er verband in ſeinem Charakter großmüthige Geſinnungen mit despotiſchen Gewohnheiten, den Geſchmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegeriſcher Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüſtigen Lebens. Der Tod überraſchte ihn endlich mitten unter ſeinen Feſten und Entwürfen. Als er nach Warſchau zu einem Reichstage reiſ'te, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er ſtarb dort am 1ſten Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Chriſtine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die lutheriſch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich Auguſt (ſiehe d. folgenden Artikel), dagegen hatte er von ſeinen zahlreichen Maitreſſen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moriz von Sachſen geboren.

Auguſt III. (Friedrich), Churfürſt von Sachſen und König von Polen, Sohn Auguſt II., wurde 1696 geboren, und folgte ſeinem Vater im Jahre 1733 als Churfürſt von Sachſen. Gegen Ende deſſelben Jahres verſuchte Ludwig XV. Stanislaus Leczinsky, mit deſſen Tochter er ſich vermählt hatte, auf den polniſchen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterſtützung der Wahl Truppen genug nach Polen ſchaffen zu können. Ein Theil des polniſchen Adels trennte ſich vom Wahltage, und unterſtützt von einer ruſſiſchen Armee wurde Auguſt III. zum König gewählt. Indeſſen wurde Auguſt doch erſt 1736 in dem warſchauer Friedens-Congreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz deſſen Beyſpiele, indem auch er ſich durch glänzende Feſte und eine ausſchweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und die Unterhaltung ſeiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne jedoch von beiden etwas zu verſtehen. Seine einzige Leidenſchaft war die Jagd. Alle Regierungsſorgen überließ er ſeinem erſten Miniſter und Günſtling, dem Grafen von Brühl (ſ. d. Art.), der geſchickt genug war, den ſchwachen, aber ſtolzen und auf ſeine Autorität eiferſüchtigen Monarchen in der Idee zu erhalten, daß er allein die höchſte Gewalt ausübe. Was Beider politiſches Syſtem anlangt, ſo hatten ſie kein anderes als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. Auguſt zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warſchau vor, aber ſeine lange Abweſenheit aus Polen ließ die Regierung dieſes Landes in gänzliche Unthätigkeit verſinken. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloſer durch den unbeugſamen Starrſinn der Mitglieder. Während der ganzen Dauer dieſer Regierung verſammelten ſich die Repräſentanten der Nation immer ohne Erfolg oder Nutzen, und faſt immer gingen der frivolſten Vorwände wegen die Reichstage aus einander. Auguſt war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachſen zurückkehren konnte, und ſo blieb dreißig Jahre lang dieſes große Reich beinahe ganz ohne Adminiſtration. Bei aller dieſer organiſirten Anarchie ſchien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachſen war dem nicht ſo. Durch die ſchnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband Auguſt ſich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete ſich, die-

ſer, vermittelſt der Subſidien, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen, und ließ ſolche in Schleſien einrücken, wo ſie ſich mit der öſterreichiſchen Armee vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachſen ſelbſt an, und ſchlug unter den Mauern von Dresden die ſächſiſche Armee abermal am 15ten December 1745. Auguſt verließ ſeine Hauptſtadt, rettete ſeine Gemälde und Porzellane, vergaß aber die Staats-Archive, die in die Hände des Siegers fielen. Erſt durch einen demüthigenden Frieden erhielt er im nächſten Jahre Sachſen zurück. 1756 ſah ſich Auguſt aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens ſuchte er das Ungewitter von ſeinen Staaten abzuwenden, indem er Friedrich Neutralitätsvorſchläge machen ließ. Dieſer lehnte ſolche ab, und Auguſt verließ ſeine Hauptſtadt am 10ten September und begab ſich ins ſächſiſche Lager nach Pirna, wo 17,000 Mann ſächſiſche Truppen verſammelt waren. Friedrich ſchloß hier die Sachſen ein, die ſich endlich am 15ten October zu Gefangenen ergeben mußten. Auguſt flüchtete für ſeine Perſon auf den Königſtein und ſpäterhin nach Polen. — Hier, wo ſeine Autorität ſchon vorher nicht ſehr geachtet war, wurde ſie es nach dem Verluſte Sachſens noch weniger. Catharinens Gelangung auf den ruſſiſchen Thron wurde für ihn eine neue Quelle vielen Verdruſſes, da die große Kaiſerin die ſächſiſchen Fürſten, welche Alliirte Frankreichs geworden waren, auf alle Weiſe zu necken und ſelbſt vom polniſchen Thron zu verdrängen ſuchte. Es war daher kaum der hubertsburger Friede geſchloſſen, als er Warſchau verließ und nach Dresden zurückkehrte, wo er aber ſchon am 5ten October 1763 an ſeinem Anfalle von Gicht, die ihm in die Bruſt trat, ſtarb. Auch er hatte, wie ſein Vater, bei ſeiner Gelangung zum polniſchen Thron die catholiſche Religion angenommen. Sein Sohn Friedrich Chriſtian Leopold folgte ihm als Churfürſt von Sachſen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

Auguſt (Friedrich), jetzt regierender König von Sachſen, der älteſte Sohn des Churfürſten Friedrich Chriſtians, wurde geboren am 23ſten December 1750. Bei ſeines Vaters Tode war er erſt dreizehn Jahre alt, und ſeine Lande wurden deßhalb unter der Adminiſtration ſeines älteſten Oheims, des Prinzen Xaver, regiert, bis am 16ten September 1768 der junge Fürſt ſelbſt die Regierung antrat. Der würdige Gutſchmid war ſein Lehrer in den Staatswiſſenſchaften geweſen, die vielleicht nie in einem edlern Geiſte ſind angewendet worden als von Friedrich Auguſt. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beſeelt von dem reinen Entſchluſſe, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und dieſer Entſchluß verloderte nicht ſchnell in einem jugendlichen Enthuſiasmus, ſondern blieb in allen Verhältniſſen und zu allen Zeiten ſo feſt, daß man mit Wahrheit ſagen kann, dieſer Fürſt habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundſatz der ſtrengſten Rechtlichkeit verläugnet, ſtets wahrhaft väterliche Geſinnungen bewieſen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle ſeiner Unterthanen unverträglich hätte ſcheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum iſt in ſeiner ganzen Regierung kein Machtſpruch, kein Eingriff in fremde Rechte geſchehen; heilig war ihm ſeine Fürſtenpflicht, und mit der anhaltendſten Thätigkeit, mit der gewiſſenhafteſten Pünktlichkeit, mit der edelſten Mäßigung hat er ſie erfüllt. Abhold jedem übereilten revolutionären Streben, unternahm er nichts blos für den Glanz und Schimmer oder aus Nachahmungsſucht, ſondern

nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Ueberzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langſam aber deſto ſicherer gedeihen ſollte. Der Wohlſtand, die Blüthe ſeines Staates unter ſeiner Regierung zeugen, wie ſicher es in der That gedieh; und die nähere Betrachtung der geräuſchloſen Thätigkeit dieſes Fürſten beweiſ't, daß er wohlthätiger für ſeinen Staate gewirkt hat, als kein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte die Steuerſchulden des Landes, und die erkannte ſtrenge Rechtlichkeit der Verfaſſung bewirkte, daß, ungeachtet der geringen Zinſen, die ſächſiſchen Staatspapiere, was bis daher ohne Beiſpiel war, um einige Procente den baaren Werth überſtiegen. Oefters wendete Friedrich Auguſt durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, ſuchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte, man ſolle ſein und ſeiner Kammer Intereſſe nie dem Intereſſe der getreuen Unterthanen entgegenſtellen. Von ſeiner ausnehmend landesväterlichen Fürſorge zeugen die ſchrecklichen Jahre der Theurung 1772, 1804, 1805, und die furchtbaren Ueberſchwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er ſich als wahren Vater ſeines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, ſondern auch durch Arbeiten bewies, die er nahrungsloſen Unterthanen anweiſen ließ. Die Magazine aber wurden ſo eingerichtet, daß ähnlich großer Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbeſſerung der Viehzucht machten bedeutende Fortſchritte, und wurden durch Belohnungen unterſtützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch ſorgfältige Aufſicht, weiſe Berggeſetze und nachdrückliche Unterſtützung der Gewerken gehoben; Manufacturiſten und Fabrikanten aller Art durch Penſionen, Geſchenke und Vorſchüſſe unterſtützt; der Handel, der durch den ſiebenjährigen Krieg und durch die von dem Adminiſtrator Xaver auf die ausländiſchen Waaren gelegten Impoſten einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob ſich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weiſe befördert. Wer gedenkt nicht hierbei der Verbeſſerung alter und Anlegung vieler neuen Kunſtſtraßen, ſo wie der Schiffbarmachung der Unſtrut und Saale, welche Flüſſe durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung geſetzt werden ſollten? Die Armee wurde bei dieſem allen auf einen beſſern Fuß geſetzt, und die Bildungsanſtalten blieben nicht dahinten. Bedeutende Unterſtützungen erhielten die beiden Univerſitäten Wittenberg und Leipzig; die drei Fürſtenſchulen Pforta, Meißen und die Grimma wurden neu organiſirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer; die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninſtitut zu Annaburg, die niedern Bergſchulen im Erzgebirge, die verbeſſerte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landſchullehrer, Prämien, welche an dieſe ausgetheilt wurden, u. a. m. beweiſen zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. Zeigt nun aber ſchon dieſes, daß man nicht blos auf die Adminiſtration des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet habe, ſo dienen andere Umſtände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Auguſts von einer höchſt achtungswürdigen Seite zu zeigen. Im Jahre 1770 wurde die Tortur abgeſchafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesſtrafen ſehr beſchränkt und menſchlicher. 1791 wurde eine beſtändige Geſetzcommiſſion errichtet, welche mit dem Entwurfe zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt ward, und 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminaliſten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Geſetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Anſehung einzelner Landescollegien und Behörden vor-

genommen, der nachtheilige Juſtizpacht in den Aemtern aufgehoben, ſehr nützliche Polizeigeſetze und eine allgemeine Vormundſchaftsordnung gegeben, die ſich in jeder Hinſicht vortheilhaft auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem ausgehoben, beweiſ't einen eben ſo guten Willen als zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine ſüßere Luſt kennt, als die Beglückung ſeines Landes. Auch breitete ſich nicht blos ein ſchöner Wohlſtand in demſelben aus, ſondern der Geiſt der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Treue waltete darin ſo allgemein, daß Sachſen auch von Seiten ſeiner Sittlichkeit ſich auszeichnete. Wenn Friederich Auguſt nicht ein völlig ungeſtörtes, immer erhöhtes Glück ſeinen Unterthanen verſchaffte, ſo war dies nicht ſeine, ſondern der Zeitumſtände Schuld; denn wie ſehr er auch den Frieden liebte, ſo wurde er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und endlich ſeine blühenden Provinzen allem Drangſaale eines verheerenden Krieges Preis zu geben. Im Jahre 1778 führte er, wegen der Anſprüche ſeiner Mutter auf die Verlaſſenſchaft ihres Bruders, des Churfürſten von Bayern, in Verbindung mit Friederich dem Großen, einen Krieg gegen das Haus Oeſterreich, den bayeriſchen Erbfolgekrieg, welchem aber bereits am 13ten Mai 1779 der Friede folgte. Das Intereſſe ſeines Landes und deſſen geographiſche Lage erfoderten, ſich an Preußen anzuſchließen, und Friedrich Auguſt that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der erſten trat er daher auch dem deutſchen Fürſtenbunde, dieſer großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß dieſe Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich Auguſt die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Intereſſe des Hauſes, deſſen Schild wider grundloſe Anſprüche in Tractaten iſt, und ſeines Volks, deſſen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Beſten geübten Vorrechten ein Kleinod beſitzen, deſſen Verluſt beim Untergange der Geſetze gewiß und unerſetzlich wäre.“ Dieſelbe Weisheit, die ihn zu ſolcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuſchlagen. Die Polen ſendeten im J. 1791 den Fürſten Adam Czartorisky nach Dresden, um Friedrich Auguſten aus eigner Wahl zur Thronfolge Polens für ſich und ſeine weiblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um ſeiner Tugenden willen von einer fremden Nation zum König berufen zu ſeyn, ſo war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber ſtand es bald nicht mehr in ſeiner Macht, die Ruhe dieſes Vaterlandes zu ſichern. In ſeinem Sommerpalaſt zu Pillnitz fand am 27ſten Auguſt 1791 die berühmte Zuſammenkunft zwiſchen dem Kaiſer Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich Auguſt dies nicht verhindern können, ſo hütete er ſich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth ſtets zur Mäßigung, und ſtellte erſt im folgenden Jahre, als nach Leopolds Tode die Franzoſen in die öſterreichiſchen Niederlande und Rheinländer einfielen, und nun ein Reichskrieg erklärt ward, die Truppen, die ihm als Reichsfürſt zu ſtellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf ſolche Weiſe an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, ſchloß aber, als Jourdan 1796 nach Franken eindrang, einen Waffenſtillſtand, und ſtellte eine Neutralitätsarmee an den ſüdlichen Gränzen ſeines Landes auf. Bei dem raſtadter Congreß vom J. 1797 bis 1799 ſuchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reiches zu behaupten, und bei

dem Entſchädigungsgeſchäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebſt ſieben andern Reichsſtänden erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk als ſtrengſte Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entſchädigungsmaſſe. An einem neuen Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich im J. 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß ſeine Länder durch die preußiſchen Durchmärſche vieles litten, und mußte ſelbſt im folgenden Jahre, nachdem am 6ten Auguſt die völlige Auflöſung des deutſchen Reichs erfolgt war, an einer Rüſtung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachſen ſtießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14ten October das Schickſal der preußiſchen Monarchie entſchieden war, war Sachſen zuerſt dem eindringenden Feinde Preis gegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weiſe entſchieden worden, hätten nicht Friedrich Auguſts perſönliche Regententugenden dem Feinde ſelber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehreren Requiſitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Millionen Franken auf, die im Verlaufe des Jahres 1807 in drei Terminen aufgebracht werden mußten, richtete eine proviſoriſche Verwaltung der in Beſchlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondiſſements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, geſtand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich Auguſt ſuchte dem bedrängten Lande auf alle Weiſe zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorſchüſſe und Lieferungen ſeiner Kammergüter die Leiſtungen unterſtützte, theils den Friedensabſchluß mit Napoleon möglichſt beſchleunigte. Dieſer erfolgte am 11ten December zu Poſen, und hatte auf das künftige Schickſal von Sachſen und deſſen Regenten weſentlichen Einfluß. Der bisherige Churfürſt von Sachſen wurde zum König erhoben, trat als ſolcher dem Rheinbunde bei, und ſtellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlauſitz gelegene cottbuſſer Kreis wurde ihm zugeſichert, und er trat dagegen nachher an den König des neu errichteten Reichs Weſtphalen das Amt Gommern, die Grafſchaft Barby und einen Theil der Grafſchaft Mannsfeld ab. Durch den Frieden von Tilſit erhielt er ſpäterhin auch die vom Königreiche Preußen getrennten Provinzen Südpreußen, einen Theil Neu-Oſtpreußens, Weſtpreußens und Neu-Schleſien, unter dem Titel des Herzogthums Warſchau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14ten Oct. 1809) alles, was theils 1772, theils 1795 in Neu- und Alt-Gallizien an Oeſterreich gekommen war, geſchlagen wurde. Als König von Sachſen und Herzog von Warſchau hatte nun aber Friedrich Auguſt doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Nur den gewöhnlichen nahm er an dem Kriege, der 1809 gegen Oeſterreich geführt ward, und der, obſchon glücklich geführt, doch dem bereits erſchöpften Lande manches Opfer koſtete. Aber härtere Prüfungen für das Herz des guten Königs ſollten erſt noch beginnen. Napoleon unternahm ſeinen Zug nach Rußland. Die Herſtellung der Contingente von Sachſen und Warſchau erforderten ungeheuere Anſtrengungen, und die Durchmärſche der Heere verurſachten in beyden Ländern große Koſten. Als die Unternehmung mißlungen war, rückten die Feinde herbei, und erſt wurde Polen, und dann auch das Mutterland von ihnen überſchwemmt. Der König, ſeinen Verbindungen getreu, ergriff mit ſeiner Familie die Flucht, und verweilte erſt zu Plauen, dann aber zu Regenſpurg. Die Schlacht bei Lützen gab Napoleon aufs Neue die Ueberlegenheit; da beſchloß der König wieder in ſein, durch die beiderſeitigen Heere ſchrecklich verwüſtetes Land zurück

zu kehren. Am 12. Mai (814) führte ihn Napoleon wieder in ſeine Hauptſtadt ein. Die geſunde Politik hatte ihm geboten, auf ſeinem Rückwege von Regenſpurg in Prag den weitern Gang der Dinge abzuwarten, und dann zu derjenigen Parthie zu halten, der Oeſterreich durch ſeinen Beitritt das Uebergewicht gab. Aber falſche Begriffe von Rechtlichkeit und Treue, und das wiederaufblühende Glück der franzöſiſchen Waffen hatten das ſächſiſche Cabinet verleitet, ſich dem ſo gewaltig imponirenden Eroberer aufs neue anzuſchlieſſen. Die Feindſeligkeiten brachen wieder aus, und der gute König war nu ein Zeuge der blutigen und greuelhaften Scenen, welche ſein Land erfüllten, und zum Theil, unter ſeinen Augen, in den nächſten Umgebungen der Hauptſtadt vorfielen. Napoleon verließ die Poſition von Dresden und zog mit ſeiner Hauptmacht in die Gefilde von Leipzig. Hier befand ſich der König, der unzertrennlich von ihm, ihn begleitet hatte, in der Mitte des ſchrecklichen Schauplatzes, auf dem, in einem fürchterlichen Kampfe, das Loos von Europa entſchieden wurde. Als der Schlag geſchehen war, trat der Beſiegte den Rückzug an, ſeinen treuen Bundsgenoſſen aber überließ er ſeinem Schickſale. In dieſer Noth ſandte der König einen Parlamentair an den Kaiſer von Rußland, mit der Erklärung, daß er ſich ihm auf Diſcretion ergebe, und nur um Schonung der Einwohner und ihres Eigenthums bitte; worauf Alexander erwiederte: In Bezug auf die Stadt Leipzig und ihre Einwohner könne der König beruhigt ſeyn, in ihm perſönlich aber ſehe er nur einen feindlich geſinnten Fürſten. So wurde er denn auch behandelt. Man führte ihn gefangen aus dem Lande hinweg, und wies ihm ſeinen Aufenthalt in den preuſſiſchen Staaten an, wo er meiſtens auf dem Schloße zu Friedrichsfeld, unweit Berlin wohnte; Sachſen aber wurde unter die Verwaltung der Sieger geſetzt, und der Fürſt Repnin als Gouverneur der Eroberung aufgeſtellt. Der König verweilte in ſeiner Gefangenſchaft bis in den Frühling des Jahrs 1815, während die Verhandlungen über ſein Schickſal oft eine ſo drohende Geſtalt annahmen, daß es ſchien, daß das geliebte Stammland für ihn und ſeine Dynaſtie auf immer verlohren ſeyn dürfte. Im März des beſagten Jahrs nahm er ſeine Wohnung zu Preßburg, um der Hauptſtadt des Oeſterreichiſchen Kaiſerreichs, dem damaligen Mittelpunkte der europäiſchen Diplomatie, näher zu ſeyn. Am 18. Mai kam endlich der Vertrag mit Preuſſen zu Stande, in dem der König die politiſchen Fehler, die ſein Cabinet begangen hatte, durch die Abtretung einer Strecke Landes büßte, die beinahe die Hälfte ſeines Reiches ausmachte, und von 853,305 Menſchen bevölkert iſt. Am 7. Jun. kam er nach einer zwanzig monatlichen Abweſenheit, unter den herzlichſten Aeuſſerungen von Freude und Liebe ſeines Volks, wieder nach Dresden zurück.

Auguſtinus, einer der berühmteſten Lehrer in der chriſtlichen Kirche, wurde zu Tagaſt, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13ten Nov. 354 unter der Regierung des Kaiſers Conſtantin geboren. Man hat über ihn von ihm ſelbſt genauere Nachrichten in ſeinem Buche, dem er den Titel Bekenntniſſe beilegte. Seine Aeltern beſtimmten ihn für den gelehrten Stand, allein er entſprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernſte und trockene Studium verabſcheute, und ſtets nur von ſolchen Dingen angezogen wurde, die das Herz beſchäftigten. Er wurde von ſeinen Aeltern nach Carthago geſchickt, wo er ſeine Studien vollenden ſollte. In ſeinem 16ten Jahre faßte er eine große Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre wurde er von einer Geliebten gefeſſelt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erſt als

er ſeine ganze Lebensart änderte, verließ er ſie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortenſius, das nicht auf unſere Zeiten gekommen iſt, leitete ihn auf das Studium der Philoſophie, und da dieſe ſeinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang; aber als er zu einer deutlichern Erkenntniß gelangte, verließ er ſie, und begab ſich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit einzunehmen. Der heil. Ambroſius war daſelbſt Biſchof, und durch die Reden deſſelben lernte er das Chriſtenthum hochachten. Das Leſen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die catholiſche Kirche feiert jeden 5ten Mai ein eigenes Feſt zum Andenken an dieſe Begebenheit. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſchrieb hier mehrere Bücher, und bereitete ſich auf die Taufe vor, die er im 33ſten Jahr ſeines Lebens mit ſeinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambroſius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück, verkaufte ſeine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur ſo viel für ſich, um mäßig leben zu können. Als er einſt in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Biſchof, der ſehr alt war, das Verlangen, einen Prieſter zu weihen, der ihn unterſtützen und einſt als Biſchof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Auguſtinus in den geiſtlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und wurde 395 Biſchof zu Hippon. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädeſtination, und ſchrieb über dieſe ein eignes Buch. Auguſtinus behauptet, daß der Menſch bloß durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. Er ſtarb den 28ſten Auguſt 430, da Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine beſſere Sprache und einen reinern Geſchmack beſeſſen, aber keinen, der es verſtanden hätte, mehr das menſchliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. — Auguſtinus hat ſeinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöſter in Afrika ein freilich durch die Vandalen bald zerſtörtes Denkmal geſetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Auguſtiner behaupteten, einen Orden mit feſter Regel geſtiftet. Die verſchiedenen Zweige des Auguſtinerordens, regulirte Chorherren, Einſiedler, Einſiedlerinnen und Tertiarier, ſind erſt im 11ten und 12ten Jahrhunderte entſtanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpſte und Prioren. Pius V. ſetzte die Auguſtiner 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziscanern und Carmelitern. Sie verbreiteten ſich ſehr weit, und es ſoll vor der Reformation 2000 Klöſter dieſes Ordens gegeben haben. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde er in 42 Provinzen und viele Congregationen getheilt. Die nützlichſte von allen war unſtreitig in den Klöſtern der Auguſtinerinnen zu St. Catharine der Seiler und der vier heiligen Gekrönten zu Rom, welche ſich mit der Erziehung junger Mädchen beſchäftigten. Die Ordenskleidung der Auguſtiner iſt, wenige weißgekleidete Congregationen ausgenommen, ſchwarz. Den Proteſtanten wurde der Auguſtinerorden durch den Umſtand merkwürdig, daß Luther ihm angehörte, und die alte Anhänglichkeit an ſeinen Ordensheiligen durch manche Spuren des auguſtiniſchen Geiſtes in ſeinen Behauptungen verräth; noch

ſtrenger hielten jedoch Calvin und die Janſeniſten an Auguſtinus Lehrbegriff. (Vergl. Orden.)

Auguſtus (Cajus Julius Cäſar Octavius), urſprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schweſter Julius Cäſars. Die Familie der Octavier ſtammte aus Velletri im Lande der Volſcer. Der Zweig, zu welchem Auguſtus gehörte, war reich und angeſehen. Auguſtus Vater hatte ſich bis zum Senator emporgeſchwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er ſich in Civil- und Militärämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Cicero's Conſulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor ſeinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt ſeiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia ſich in zweiter Ehe vermählt hatte, ſehr ſorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten ſich auf das glücklichſte, und erwarben ihm die Gunſt ſeines Groß-Oheims, des Julius Cäſars, der ſich geneigt erklärte, ihn zu adoptiren, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand ſich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Rhetor Apollodor die Beredſamkeit ſtudirte, als er die Nachricht von dem tragiſchen Ende ſeines Oheims und zugleich von ſeiner Adoption erhielt. Die Beſorgniſſe ſeiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien unter Segel, um an Ort und Stelle ſelbſt den Stand der Sachen zu erforſchen, und, wenn ſich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchem die Adoption durch Julius Cäſar ihn berechtigte. Als er bei Brunduſium landete, kam eine Deputation der daſelbſt verſammelten Veteranen ihm entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäſars proclamirt, machte er feierlich ſeine Adoption bekannt, und nahm den Namen ſeines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er ſtellte ſich, damals neunzehn Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte ſich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu ſeinem eigenen Gebrauch, und marſchirte durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien; die Partei der Republikaner, die Cäſarn geſtürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die, unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen ſtrebten. Damals triumphirte die letztere Partei, und der Conſul Antonius übte eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Octavius begab ſich zuerſt zu Cicero, der ſich auf ſeine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte; denn es ſchien ihm vortheilhaft, dieſen großen Redner, der noch immer eine große Popularität hatte, und der den Antonius haßte und fürchtete, in ſein Intereſſe zu ziehen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magiſtratsperſonen, Soldaten und Bürger ihm entgegenkam; nur Antonius würdigte ſeine Ankunft keiner Aufmerkſamkeit. Nachdem Octavius ſeine Adoption auf die feierlichſte Art hatte beſtätigen laſſen, beſuchte er Antonius, bot ihm ſeine Freundſchaft an und foderte ihm die Verlaſſenſchaft Cäſars ab, um die von demſelben ausgeſetzten Legate zu bezahlen. Antonius wies dieſe Anſprüche ſtolz zurück, ſöhnte ſich jedoch bald mit ihm aus, als er des Octavius Anſehen immer mehr ſteigen, ſein eigenes aber in gleichem Maße ſich vermindern ſah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwiſchen beiden gleich herrſchſüchtigen Nebenbuhlern nicht ſeyn. Ihr Herz nährte gegenſeitig Haß und Eiferſucht; auch war ihre Feindſchaft ſo wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beſchuldigte, er habe Antonius ermorden laſſen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpiniſche Gallien zog und Mu-

tina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend, die gegen Antonius beorderten Conſuln begleitete, und nach dem Tode derſelben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebſt Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, ſich mit ihm ausſöhnte; wie zwiſchen den drei Feldherren ein Triumvirat geſchloſſen wurde, und wie ſie, nach den ſchrecklichſten Blutſcenen in Rom und Italien, die republikaniſche Armee unter Brutus und Caſſius in Macedonien beſiegten, iſt unter Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte ſich minder großmüthig; er verhöhnte, wie die Geſchichtſchreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach dieſem Feldzuge fand ſich des Octavius Geſundheit ſo zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, ſein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er ſich dem ſchwierigen Geſchäfte, die Habſucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Dieſe Vertheilung verurſachte große Unruhen. Octavius ſah dabei mehrmals ſein Leben in Gefahr. Mitten unter den tumultuariſchen Auftritten, die ganz Italien erſchütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeſchlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius ſich in die Stadt Peruſia, wo er bald darauf capituliren mußte. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und dreihundert Senatoren zum Tode verurtheilt. Man ſtellte dieſes Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäſar dargebrachtes Opfer vor. Auf Antonius Erſcheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Proſcriptionen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römiſchen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Nach ſeiner Rückkehr aus Gallien vermählte ſich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, nachdem er ſelbſt ſeine dritte Gemahlin Scribonia verſtoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward ſeines Anſehens beraubt, und ſo wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrſchten das unter ſich getheilte Reich anfangs in ſcheinbarer Eintracht. Aber während Antonius ſich im Orient allen Genüſſen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Feſtigkeit ſeine Plane, ſich zum alleinigen Herrſcher zu machen, und benutzte dabei als ein geſchickter Staatsmann die Fehler ſeines Collegen. Vor allem ſtrebte er, ſich die Liebe des Volks zu erwerben, auf deſſen Dankbarkeit er Anſprüche hatte, da durch ihn ſich Italien des Friedens und Ueberfluſſes erfreute. Er gab Zeichen der Milde und Großmuth, ohne den Schein anzunehmen, als ſtrebe er nach der höchſten Gewalt. Vielmehr erklärte er ſich feierlich bereit, die Herrſchaft niederzulegen, ſobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt ſeyn würde. Er ſchien es mehr zu erlauben als zu verlangen, daß man ihn zum beſtändigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchſten Macht führte. Je mehr er ſich dem Volke näherte, um ſo offener erklärte er ſich gegen Antonius. Beſonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines

Teſtaments, worin Antonius die mit der Cleopatra gezeugten Söhne zu ſeinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denſelben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Aegypten den Krieg erklären, rüſtete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus, und begab ſich damit nach dem ambraciſchen Meerbuſen, wo er, unterſtützt von ſeinem Admiral Agrippa, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrſcher der Welt machte. Er verfolgte ſeinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte den Krieg, nachdem er mit ſeiner gewohnten Kälte den Vorſchlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entſcheiden, verworfen hatte. Sowohl dieſen als die Cleopatra ließ er, nachdem beide gewaltſam ihr Leben geendet, prachtvoll beſtatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ebenfalls ſeiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schickſal hatte Cäſarion, ein Sohn Cäſars und der Cleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verſchont, und Octavius gebrauchte überhaupt ſeine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Aſiens und der Inſeln zu ordnen; bei ſeiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großer Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von ſeinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt war er einen Augenblick unentſchieden über die Art ſeiner künftigen Gewalt. Agrippa, deſſen Siege ihm die Herrſchaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leiſten; Mäcenas war der entgegengeſetzten Meinung, und dieſem, oder vielmehr ſeiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu ſeiner ſtets beobachteten Politik, ſuchte er dem Volke und dem Senate den Wunſch einzuflößen, ihn als unumſchränkten Regenten zu ſehen. Er ſchaffte die Geſetze des Triumvirats ab, verſchönerte die Stadt und beſchäftigte ſich mit Verbeſſerung der während der Bürgerkriege eingeriſſenen Mißbräuche. Am Ende ſeines ſiebenten Conſulats (im J. 36 vor Chr. Geb.) begab er ſich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl ſtudirten Rede ſeine Abſicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erſtaunt über ſeine Mäßigung, beſchwor ihn, die höchſte Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab dieſen dringenden Bitten nach, und fuhr fort durch den Senat zu regieren. Er empfing jetzt den Beinamen Auguſtus, der die Hoheit ſeiner Perſon und ſeines Rangs bezeichnete, und vereinigte nach und nach in ſich die Würde eines Imperators oder Oberfeldherrn zu Waſſer und zu Lande, der über Krieg und Frieden entſchied; eines Proconſuls, als welcher er über alle Provinzen geſetzt war; eines beſtändigen Volkstribunen, wodurch ſeine Perſon für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, ſich allen öffentlichen Beſchlüſſen widerſetzen zu können; endlich auch eines Cenſors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiöſen Angelegenheiten. Die Geſetze ſelbſt wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derſelben ſeiner Willkür anheimgeſtellt. Zu allen dieſen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, ſo übte ſie Auguſt doch mit weiſer Mäßigung und mißbrauchte ſie nie. Es lag im Geiſte ſeiner Politik, die alten Namen und Formen beizubehalten; denn er kannte ihre Gewalt auf die Gemüther der Menge. Er bemühte ſich, die Hand zu verbergen, welche die Zügel der Welt hielt, und verweigerte es daher ſtandhaft, den durch Sulla und Cäſar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Auguſts Regierungsgeſchichte iſt ſo reich

an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müſſen, nur die wichtigſten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Aſien, und beſonders in Gallien und Hiſpanien, wo er nach großen Anſtrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; ſie hielten die Dacier, Numidier und Aethiopier in Schranken. Mit den Parthern ſchloß er ein Bündniß, dem zufolge ſie Armenien abtraten, und die dem Craſſus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, ſchloß er (das dritte Mal ſeit Roms Erbauung) im J. 744 den Tempel des Janus. Aber dieſer Friede wurde bald durch die Niederlage des Varus geſtört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Arminius (ſ. d.) verlor und verzweiflungsvoll ſich ſelbſt tödtete. Die Nachricht dieſes Unglücks erſchütterte Auguſtus tief. Er ließ ſeinen Bart und ſeine Haare wachſen, und rief oft im äußerſten Schmerz, „o Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Indeß wurden die Deutſchen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Beſorgniſſe, die ſie dem Oberhaupte des römiſchen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ Auguſt eine Menge nützlicher Verordnungen, und ſtellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Organiſation, beſchäftigte ſich mit der Verbeſſerung der Sitten, beſonders durch Begünſtigung der Ehen, gab Luxusgeſetze, ſtellte die Kriegszucht bei den Armeen und die Ordnung bei den circenſiſchen Spielen und den Schauſpielen wieder her, und verſchönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit ſich rühmte, aus Backſteinen erbaut gefunden hatte, und aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reiſen, um, wie Vellejus ſagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er beſuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Aſien, Syrien, Gallien u. ſ. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats wurde dem Monat Sextilis der Name Auguſt gegeben. Zwei Verſchwörungen, die Auguſts Leben bedrohten, ſcheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode beſtraft. Glücklicher war Cinna, dem Auguſt verzieh und ſeine Freundſchaft ſchenkte. Dieſe Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, ſo daß dem Beherrſcher Roms nichts zu wünſchen übrig geblieben wäre, hätte ſeine Familie ſich ſeinem Willen eben ſo gefügt, wie die Welt ſich ihm fügte. Die Ausſchweifungen ſeiner Tochter Livia verurſachten ihm großen Kummer, und er zeigte ſich härter gegen diejenigen, welche die Ehre ſeiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die ſein Leben bedroht hatten. Die Geſchichte ſagt, daß er in ſeinem Alter von der Livia beherrſcht wurde, der einzigen Perſon, die er vielleicht wahrhaft geliebt hatte. Durch den Tod verlor er ſeine Kinder und alle jungen Prinzen, auf die er die Hoffnung geſetzt hatte, daß ſie einſt ihm folgen ſollten. Tiberius war ihm von allen allein übrig, deſſen böſe Eigenſchaften er nur zu wohl kannte. Sein hohes Alter und ſeine ſtets ſchwächer werdende Geſundheit erweckten in ihm die Sehnſucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reiſe nach Campanien, von deſſen geſunder Luft er ſich eine günſtige Wirkung verſprach; allein zu Neapel mehrte ſich ſein Uebelbefinden. Er eilte nach Rom zurück; aber noch ehe er daſelbſt ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola am 19ten Auguſt des J. 14. nach Chr. Geb. in einem Alter von 76 Jahren. Als Auguſt die Annäherung ſeines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete ſein Haar und fragte die Umſte-

henden: „habe ich meine Rolle gut geſpielt?“ Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „ſo klatſcht in die Hände, ſie iſt aus!“ — Wäre dieſer letzte Zug aus dem Leben Auguſts zuverläſſig, ſo würde er hinreichen, ſeinen Charakter, ſeine Politik und ſelbſt ſein Glück zu erklären. Gewiß iſt es, daß ſein Betragen ſtets abgemeſſen und überlegt war, und daß er die große Gabe beſaß, mitten unter den Stürmen der Herrſchaft kalt und unerſchüttert zu bleiben. Geſchickt ſeine Plane verbergend, benutzte er die Leidenſchaften wie die Talente Anderer, um ſie zu erreichen. Er beſiegte Brutus durch Antonius, und dieſen durch Agrippa. Mehrmals wechſelte er die Parteien, nie ſeine Plane, und wußte eine Herrſchaft ſich antragen, ja aufdringen zu laſſen, die ſtets das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen geweſen. Aber man darf zu ſeinem Lobe nicht verſchweigen, daß er ſeine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch ſeine Regierung ſich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünſtigte die Künſte. Mit einem feinen Geſchmack und gewandten Geiſte begabt, liebte und ſchätzte er die Wiſſenſchaften und übte die Dichtkunſt ſelbſt, ſo daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter ſeinen Namen zu geben, das in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſich durch geiſtige Cultur auf das vortheilhafteſte auszeichnet. Sein Tod verſetzte das Reich, das ſeine Jugend einſt beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng-Zeyb (Zierde des Throns), wurde den 20ſten Okt. 1619 zum Unglück für ſeinen ſchwachen und unglücklichen Vater geboren. Damals war ſein Großvater Djehangnyr auf dem Throne von Hindoſtan, und hatte eine ſolche Freude über den Zuwachs ſeiner Familie, daß er ihm dieſen Namen beilegte. Als er neun Jahre alt war, kam ſein Vater Châh-Djehân zur Regierung, und Aureng-Zeyb kündigte damals durch ſein ernſtes Aeußere, durch ſein häufiges Beten und durch ſeinen Hang zur Einſamkeit, ſeine verſteckte Heuchelei, ſeine Vorſicht und ſeine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ ſich bald unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, ſich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20ſten Jahre legte er den Coran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geſchicklichkeit eine Anzahl Truppen an, and erhielt das Gouvernement von Dekhan. Hier wollte er einſt den Fakirn einen Beweis ſeiner Liebe und Freundſchaft geben, bat ſie zu einem großen Gaſtmahle, und nöthigte ſie, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, neue, anſtändigere Kleider anzuziehen. Er ließ die alten Gewänder ſogleich verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberſtücke, die ihm gute Dienſte thaten, als er mit ſeinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte ſeine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte ſeinen Vater in das Innere ſeines Harems, woſelbſt er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, beſtieg im Jahre 1659 den Thron von Hindoſtan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Er regierte mit Weisheit, beförderte den Wohlſtand ſeines Volks, ſah ſtreng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und ſuchte ſeine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die verſucht hatten, ſich eine Partei im Staate zu machen, ließ er feſtſetzen und durch langſam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Viſapur, und nach und nach wurden die Maratten von den Mongo-

len ganz aus ihrem Vaterlande vertrieben. Er ſtarb den 21ſten Februar 1707, nachdem er 50 Jahre, 2 Monate 27 Tage regiert hatte. Nach ſeinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen ſogleich Kriege zwiſchen ſeinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen ſuchten ſich unabhängig zu machen. Zum Beweiſe ſeiner Gerechtigkeit kann folgende Anekdote dienen, die eine andere neuerer Zeit ins Gedächtniß zurückruft. Als Aureng-Zeyb in Deckhan ſich gelagert hatte, leiteten ſeine Soldaten einen Bach ab, der eine Mühle trieb, die allein eine Frau und eine Familie ernährte. Er erfuhr es, und ließ nicht nur den Bach in ſein voriges Bette leiten, ſondern bat ſie um Vergebung wegen des Unrechts, das er ihr gethan habe, und gab ihr anſehnliche Geſchenke.

Aurora (griechiſch Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schweſter des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeſchlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Aſträus, einem Sohne des Crius, gebar ſie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenſtern und die Geſtirne. Sie fährt, von den göttlichen Roſſen Lampus und Phäeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Roſenfingern den Schleier der Nacht, den Sterblichen leuchtend bis der Glanz des Tages ſie verſcheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin feſſelte, nennen die Dichter beſonders den Orion, Tithonus und Cephalus (ſ. d.)

Ausbeute, im Bergweſen, iſt der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Beſitzer der Kuxe, nach Abzug aller Koſten. Dieſer Gewinn wird gemeiniglich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, ſ. Wein.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet die völlig angemeſſene Veräußerung eines inneren Zuſtandes. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, ſind davon ſorgfältig zu unterſcheiden. Worte, als Zeichen der Vorſtellungen, ſind noch keine Ausdrücke, ſie werden es nur im Zuſammenhange und durch die erforderliche Beſchaffenheit. Außer dem Zuſammenhange iſt in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjection. Sollen ſich Wörter als Ausdruck bewähren, ſo gilt es die Unterſuchung, ob ſie genau dem entſprechen, was der Darſtellende uns durch ſie mittheilen wollte. Dies iſt aber nur aus dem Zuſammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorſtellung, die für ſich betrachtet weder wichtig noch unwichtig iſt, ſondern beides erſt durch die Verbindung wird, worinn ſie erſcheint. Eben ſo wenig iſt Ausdruck mit Nachdruck zu verwechſeln, wie ſo häufig von denen geſchieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen ſeiner Unnatur höchſt mißfällig wird. — Wir haben den Ausdruck die völlig angemeſſene Veräußerung eines inneren Zuſtandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort Zuſtand zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die völlige Angemeſſenheit beſteht. — Wir ſetzen hier, wie gewöhnlich, den Zuſtand der Beſchaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdrucke nicht die allgemeine Art geiſtiger Mittheilung, ſondern eine beſondere, von jener etwas unterſchiedene, Statt finde. Der Unterſchied wird ſich durch Beobachtung leicht finden laſſen. Wenn wir von einem Geſichte,

einem Porträt ſagen, daß es Ausdruck habe, ſo wollen wir damit nichts anders ſagen, als: dies iſt nicht bloß die allgemeine Form eines menſchlichen Geſichts überhaupt, ſondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt ſich in den Zügen dieſes Geſichts an. Demnach beſtünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck ſeyn, in ſo fern uns dadurch Seele enthüllt wird. Seele aber iſt das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzuſtandes, und zwar des Zuſtandes eines von einem Gegenſtande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeiſterten Gemüths. Dieſe Offenbarung aber muß völlig angemeſſen ſeyn, damit die äußere Darſtellung der inneren ſo entſpreche, daß genau dieſelben Ideen und Gefühle in dem Geiſte und Gemüthe des empfänglichen Andern entſtehen, wie ſie im Geiſte und Gemüthe des Darſtellenden ſelbſt waren. Fragen wir, welche Eigenſchaften der Ausdruck dazu erfodert, ſo finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenſtand genaue Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit, in Beziehung auf den Darſtellenden aber Beſeelung und richtigen Empfindungston haben müſſe. Indem wir aber ſehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzuſtandes, worin das Weſen des Ausdrucks beſteht, im eigentlichen Sinne Darſtellung ſey, werden wir auf die Wirkſamkeit der Einbildungskraft hingewieſen, ohne welche wir weder in jenen Zuſtand kommen, noch einer Darſtellung fähig ſind. Den Gegenſtand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffaſſen, ſtellen wir uns nicht ſo lebhaft vor, daß wir dadurch in einen beſondern Zuſtand verſetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem ſolchen Zuſtande drängte uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dies zuſammenfaſſend kann man ſagen, Ausdruck ſey beſeelte Darſtellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenſtandes, gemäß der Beſchaffenheit und Wirkſamkeit deſſelben, in dem Zuſtande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er iſt ſchon ſeiner Natur nach äſthetiſch, und in allen ſchönen Künſten nicht ſeinem Weſen, ſondern nur den verſchiedenen Darſtellungsmitteln nach verſchieden. Was in der Poeſie durch Sprache, das geſchieht in dem Geſang, der Declamation, der Muſik durch Töne, in der Bildhauerei durch Geſtalt und Attitüde, in der Schauſpielkunſt durch Mimik, in der Tanzkunſt durch Bewegung und Stellung. Die Malerei vereinigt die Mittel von allen dreien, ſetzt Farben, Licht und Schatten hinzu; die Gartenkunſt lernt von ihr, wie die Baukunſt von der bildenden Kunſt. Die jeder Kunſt eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks beſtimmen ihre Sphäre.

Ausdünſtung iſt die Umwandlung flüſſiger und feſter Körper durch Einwirkung des Wärmeſtoffs in elaſtiſche Flüſſigkeiten. Setzt man z. B. Waſſer der Hitze aus, ſo legen ſich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäſſes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufſteigen und hier zerplatzen. Dieſe Bläschen erheben ſich um ſo häufiger, je ſtärker die Hitze iſt. Sie machen den Dampf des Waſſers aus, der in die Luft ſteigt und dort in beträchtlicher Höhe ſich zu den Wolken vereinigt. Aber auch am bloßen Sonnenſchein und ohne denſelben in freier Luft verdunſtet das Waſſer, ſo wie jede andere Flüſſigkeit. Die allgemeine Urſach der Ausdünſtung iſt die Wärme; bei den verſchiedenen Subſtanzen aber werden verſchiedene Grade derſelben erfodert. Das Waſſer, das überhaupt der Ausdünſtung ſtark unterworfen iſt, verdünſtet ſchon bei einem ſehr geringen Grad, und bei der un=

geheuern Menge, in welcher es über der Erde verbreitet iſt, läßt ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß dadurch die wichtigſten Veränderungen in unſerer Atmoſphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünſtung des Waſſers zu meſſen, eigne Atmometer erfunden, deren Reſultate jedoch ziemlich unſicher geblieben ſind. Wenn man annimmt, (wozu die angeſtellten Verſuche berechtigen), daß die jährliche Verdünſtung im Durchſchnitt 30 Zoll beträgt, ſo würden, die Oberfläche aller Gewäſſer auf unſerer Erde nur zu 4 Millionen geographiſcher Quadratmeilen angenommen, jährlich 200 Cubikmeilen Waſſer in Dämpfe verwandelt, welche Maſſe noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wäßrichten Theilen jährlich ausdünſten. Im Sommer iſt allerdings die Ausdünſtung beträchtlich ſtärker als im Winter, doch iſt ſie in der kalten Jahreszeit nicht ſo unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmeſtoffs ſchließen ſollte. Selbſt innerhalb der Polarkreiſe hört die Ausdünſtung nicht ganz auf, denn auch das feſteſte Eis dünſtet an der freien Luft noch aus. Die Erſcheinung der Ausdünſtung zu erklären, hat man verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt, die man in zwei Claſſen theilen kann. Nach der einen iſt ſie nämlich nichts anders als ein geringerer Grad der Verdampfung d. h. der Umwandlung der Flüſſigkeiten in elaſtiſche Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflöſung der Flüſſigkeiten in der Luft. Letztere Meinung iſt beſonders von de Luc mit triftigen Gründen beſtritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünſtung, indem ſich das Waſſer mit dem Wärmeſtoff verbindet, ohne ſich in der Luft aufzulöſen. Der Hauptgrund für dieſen Satz iſt, daß bei jeder Verdünſtung einer tropfbaren Flüſſigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte iſt nichts anders als Entfernung oder Verbrauch des Wärmeſtoffs. Wenn nun bei Verdünſtungen Wärmeſtoff verbraucht, d. h. mit dem verdünſteten Waſſer verbunden wird, ſo muß dieſer Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt die Luft zur Ausdünſtung nicht nur nichts bei, ſondern ihr Druck iſt derſelben vielmehr hinderlich. Ohne dieſen Druck würde dieſelbe Waſſermenge weit wenigern Wärmeſtoff zum Verdünſten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Waſſer im luftleeren Raum ſtärker und ſchneller verdünſtet als an der Luft. De Luc ſetzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur feſt, d. h. wenn in einem gewiſſen Raume, er mag voll Luft oder luftleer ſeyn, elaſtiſche Dämpfe ſich erhalten ſollen, muß auch dieſer Raum ſelbſt die Temperatur des verdünſteten Waſſers enthalten. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftſchicht, ſo ſetzen ſie darin einen Theil ihres Wärmeſtoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zerſetzt und wieder zu Waſſer wird, welches äußerſt feine ſichtbarwerdende Bläschen bildet.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Feſtung gehören, wenn nicht beſondere Rückſichten zum Gegentheil beſtimmen, öftere Ausfälle, um den Feind von derſelben entfernt zu halten und ſeine Belagerungsarbeiten zu zerſtören. Man theilt ſie in große und kleine, und dieſe wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, dieſe innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geſchehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannſchaft zu ſehr der Gefahr, abgeſchnitten zu werden, ausſetzen. Sie finden auch wohl in dem Fall Statt, wenn mehr Vertheidiger da ſind als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen iſt ſehr groß, ja ſie können bei einer ſchwa-

chen Belagerungsarmee oder auch dann entſcheidend werden, wenn ein zum Entſatz der Feſtung herbeieilendes Heer den Belagerer zu eben der Zeit im Rücken angreift. Am vortheilhafteſten werden ſie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer iſt dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, unſern Angriff und deſſen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle, von höchſtens 40 Mann, die mit vielem Geräuſch hervorbrechen, ſucht man den Feind bloß aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Feſtung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter iſt dabei nur Nebenabſicht. Eben ſo beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derſelben Stärke, wenn er ſchon im letzten Waffenplatz oder noch näher iſt, ſucht ſeine Arbeiten zu vernichten u. ſ. w. Iſt der Feind ſehr nahe, ſo ſchleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, ſpringen mit Geſchrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebſt anderm Feuerwerk hinein und ziehen ſich eilig wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind ſich auf dem Glacis feſtzuſetzen ſucht, ſich der Breſche nähert u. ſ. w. Auch macht der Belagerte Ausfälle auf den Uebergang über den Graben, um die Schulterwehr deſſelben zu zerſtören, die Faſchinen zu verbrennen u. ſ. w.

Ausgedinge, in Schleſien und in der Lauſitz unter den Landleuten dasjenige, was der abgehende Wirth von ſeinem Nachfolger jährlich an Lebensmitteln erhält; in der Oberlauſitz gewöhnlich nur Gedinge. In Südpreußen und andern Gegenden verſteht man darunter alles dasjenige, was ein Landwirth bei Uebergabe ſeiner Wirthſchaft an ſeinen Sohn, Schwiegerſohn 2c. oder beim Verkauf derſelben, ſo wie auch dasjenige, was in den Städten ein Wirth, Hausbeſitzer 2c. bei der Uebergabe oder dem Verkaufe ſeiner Wirthſchaft oder ſeines Hauſes für ſich ausdingt oder ausbedingt. Dieſes Ausgedinge beſteht nicht allein in einer gewiſſen Menge Lebensmittel, ſondern auch in freier Wohnung, oft auch noch in einigem baaren Gelde, und bei den Landleuten in einigen Stücken Vieh, einem Garten und nicht ſelten in einem eigenen Häuschen. Daher die Ausdrücke: im Ausgedinge ſeyn, ſitzen.

Auslegung, ſ. Exegeſe, Hermeneutik und Interpretation.

Auſonius (Decius Magnus), der berühmteſte römiſche Dichter des vierten Jahrhunderts, war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das Jahr 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunſt des Kaiſers Valentinian genoß, und aus dem Arzte deſſelben Präfect von Illyrien geworden war, verſäumte nichts, um ihm eine ſeiner würdige Erziehung zu geben. Auſonius ſtudirte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber ſein Geſchmack ihn zu den ſchönen Künſten zog, nahm er gern den Lehrſtuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule ſeiner Vaterſtadt angeboten ward. Als bald darauf der Lehrſtuhl der Beredſamkeit erledigt war, erhielt er dieſen. Er verſammelte eine große Anzahl von Schülern um ſich, daß ſein Ruf ſich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian, der von ſeinen Verdienſten hörte, vertraute ihm die Erziehung ſeines Sohns Gratian, und ernannte ihn zur Belohnung zum Quäſtor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron beſtiegen hatte, bezeigte er ſich nicht minder dankbar gegen ſeinen Lehrer. Gegen das J. 379 ernannte ihn der Kaiſer zum Conſul in Gallien. Nach dem Tode Gratians aber zog ſich Auſonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier ſeine Zeit zwiſchen ſeinen Freunden, den Wiſſenſchaften und ländlichen Freuden, und erreichte ein hohes Alter. Er ſtarb um das J. 394. Da Valentinian der chriſtlichen Religion zugethan war, ſo iſt es wahrſcheinlich,

daß Auſon ebenfalls von dieſer Religion war; auch beweiſen dies mehrere ſeiner Gedichte. Die Kritiker ſind über den dichteriſchen Werth des Auſonius nicht einig; unläugbar iſt er geiſtreich und gelehrt, aber ſein Styl und ſeine Verſification haben die Mängel ſeines Zeitalters, und ſeine Latinität iſt unrein; mit Unrecht hat man ihm aber den Vorwurf der Unſittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Auſonius kann nicht als ein Muſter gelten, verdient aber deſſen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den ſpätern lateiniſchen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eclogen, Briefe in Verſen und eine Rede an Gratian.

Auſpicien. Das Hierhergehörige iſt unter Augur und Augurien angeführt worden. Wir merken hier nur an, daß das Recht der Auſpicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewiſſe Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforſchen, nur dem Oberfeldherrn zuſtand; die Unterbefehlshaber fochten unter ſeinen Auſpicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemeſſen.

Ausſatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, welche zwar eigentlich eine tropiſche Krankheit und im Morgenlande, beſonders in Aegypten und in Paläſtina, zu Hauſe, jedoch ſchon zu den Zeiten der Römer durch römiſche Heere nach Italien gebracht worden, und ſpäterhin durch die von den Kreuzzügen nach Europa zurückkehrenden Soldaten anderer europäiſchen Nationen noch mehr im Abendlande verbreitet worden iſt. Was die Alten alles zu dem Ausſatz rechneten, ſcheinen mehrere hartnäckige Hautausſchläge geweſen zu ſeyn, welche nach dem Clima und der Lebensweiſe der Völker verſchiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechiſchen und arabiſchen Aerzte hatten unter den Namen lepra, lichen, impetigo, scabies u. ſ. w. verſchiedene Hautausſchläge, welche zwar auch ſehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Ausſatz, und nicht ſo anſteckend, auch nicht ſo tödtlich als derſelbe, bei welchem es oft ſo weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen deſſelben war nach den verſchiedenen Climaten verſchieden, und beſtand theils in allen jenen unbeſtimmten Ausſchlägen, Flecken, Flechten und Grindern, theils und beſonders aber war eine dunkle Röthe der Haut und des Geſichts (die arge Röthe genannt) der gewiſſeſte Vorläufer deſſelben. Der vollendeten Ausſatzarten ſind nach Henslers Unterſuchungen drei: 1. der räudige Ausſatz, Lepra und Pſora bei den Griechen, wahrſcheinlich Hiobs Krankheit; 2. der weiße Ausſatz, Zaraah bei Moſes, der in ſeinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Dieſe beiden Hautausſchläge ſind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße ſtaubige Grinder, und ſo bösartig, daß ſie nur ſehr ſchwer eine Heilung zulaſſen; 3. der allgemeine knollige Ausſatz, Elephantiaſis der Griechen und Römer, iſt jetzt noch beſonders auf den weſtindiſchen Inſeln. Er iſt der ſchwerſte von allen: es entſtehen wenig Raude und Grinder auf der Haut, ſondern dieſe wird durchaus, beſonders im Geſichte, in Knollen umgewandelt. Er ſcheint mit weniger Jucken und Brennen, das bei den andern unausſtehlich iſt, verbunden zu ſeyn, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Ausſatz nannten; iſt aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern iſt ein eigner Ausſatz zu Hauſe, der eben ſo bösartig iſt, wie der tropiſche. (Siehe den Art. Hautkrankheiten.) Der abendländiſche Ausſatz iſt in Europa wieder verſchwunden, indem durch die vielen errichteten Ausſatzhäuſer der großen Anſteckbarkeit des Ausſatzes Grenzen geſetzt wurden,

auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinſchaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete anſteckende krebshafte Geſchwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Ausſatz. Auch die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen iſt, wird zuweilen, aber uneigentlich, Ausſatz genannt. H.

Außenwerke ſind alle Werke einer Feſtung, welche über den Graben eines Hauptwalls hinausgelegt werden. Zur Vollkommenheit derſelben gehört; 1. daß ſie von den Flanken des Hauptwalls vertheidigt werden; 2. daß ſie von dem Hauptwall eingeſchloſſen werden können; 3. daß ſie niedriger als der Hauptwall gebaut; 4. daß ſie gegen den Hauptwall offen; und 5. unterminirt werden können. Ihr Zweck iſt, dem Feinde den Angriff des Hauptgrabens und alſo auch des Hauptwalls beſchwerlich zu machen. Man muß ſie daher vom Hauptwall vertheidigen und nach Beſchaffenheit der Umſtände zerſtören können, damit der Feind, wenn er ſie auch mit Sturm erobert, ſie nicht zum Nachtheil des Hauptwalls gebrauchen kann. Daraus erhellt ferner, daß die Außenwerke, welche der Feind, nachdem er ſie erobert, zum Nachtheil der Hauptwerke gebrauchen kann, mit einem Graben, welcher in den Hauptgraben läuft, zu umziehen ſind. Dieſer Graben darf nicht breiter als ſechs bis acht Ruthen gemacht werden. Wenn das Außenwerk aus gleich langen Faſen beſteht, die einen eingebogenen Winkel machen, und durch lange Bruſtwehren an den Graben gelegt werden, ſo wird ſolches eine Scheere genannt; und zwar eine *einfache*, wenn es nur zwei Faſen, eine *doppelte*, wenn es mehr als zwei Faſen hat. Und dies heißt alsdann Schwalbenſchwanz oder Pfaffenmütze, wenn die Bruſtwehren, womit ſie an den Graben gehängt worden, unten näher bei einander ſind als oben. Beſteht das Außenwerk aus nicht gleich langen Faſen, ſo wird es vor die Seite eines Ravelins gelegt und eine Brille genannt. Beſteht ein Außenwerk nicht allein aus Faſen, ſondern auch aus Flanken, ſo werden dieſe entweder mit Cortinen verknüpft oder nicht. Iſt dies der Fall, ſo wird das Außenwerk ein halber Mond genannt. Beſteht endlich das Außenwerk aus Faſen, Flanken und Cortinen; ſo ſind entweder zwei halbe Bollwerke mit einer Cortine, oder es ſind ein ganzes und zwei halbe Bollwerke mit Cortinen zuſammengehängt. Iſt jenes, ſo heißt es ein Hornwerk, iſt dieſes, ein Kronwerk. Die Bruſtwehr, womit die äußerſten Spitzen dieſer Werke an das Hauptwerk gehängt werden, heißen die Flügel. Dieſe gehen entweder unmittelbar bis an den Hauptgraben, oder ſie werden durch einen beſondern Graben an den Hauptgraben gehängt. In dieſem Fall wird es ein detachirtes Horn- und detachirtes Kronwerk genannt.

Ausſüßen heißt in der Scheidekunſt, aus einem Körper die darin befindlichen, auflöslichen Theile durch Waſchen mit Waſſer hinwegſchaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Waſſer befreien und reinigen.

Ausſtellung nennen wir die öffentliche Zuſammenſtellung der in einem Lande oder Diſtricte von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenſtände der Kunſt und Induſtrie. Weil aber die (ſchöne) Kunſt durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfniſſe des gebildeten Menſchen, vor der Induſtrie, welche zunächſt nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künſtlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfniſſe des äußern Lebens gerichtet iſt, den Vorrang hat, ſo pflegt man öfter von *Kunſtausſtellung* zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunſt jedoch jede, höhere Geiſtesthätigkeit

erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe; wodurch ſie zugleich von den Producten eines mechaniſchen Fleißes unterſchieden wird. Da nun die Kunſtproducte in dieſem weitern Sinne, wie alles Menſchliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig ſind, theils in Hinſicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche dieſem Zwecke immer entſprechender, und an ſich ſelbſt wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch ſie ſich zum ſchönen Kunſtwerk erhebt; ſo ſind auch ſie in Verbindung mit jenen der Ausſtellung nicht nur werth, ſondern beide können auch verbunden Kunſtausſtellungen genannt werden. Der Zweck dieſer Ausſtellung aber leuchtet von ſelbſt ein, vorzüglich wenn wir auf diejenigen Künſte blicken, deren Werke der Ausſtellung fähig ſind und bedürfen. Einige Kunſtwerke nämlich werden vor dem Publicum gebildet oder ausgeführt (theatraliſche und muſikaliſche Kunſtwerke, ſo wie die Werke der Baukunſt) oder können doch auf leichte Weiſe vor das Publicum gebracht werden, — wie die poetiſchen durch Druck, Declamation und theatraliſche Aufführung, — andere aber werden in der Einſamkeit gebildet, und exiſtiren ſonach zunächſt nur für den Künſtler ſelbſt oder für Wenige. Dieſes ſind die Werke der Malerei, der bildenden Kunſt und viele Gattungen der Induſtrieproducte. Allein dieſe Künſte können nicht gedeihen, bei dieſer gleichſam einſeitigen Exiſtenz ihrer Werke. Das Kunſtwerk greift in das Leben ein, und ſoll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja es wird erſt lebendig in der S e e l e des A n ſ ch a u e n d e n. Das wahre Werk der bildenden Kunſt und Malerei ſoll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Es muß alſo ans Licht geſtellt werden. Die Künſtler aber, durch welche die Kunſt entſteht und ſich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müſſen mit demſelben in fortdauernder Wechſelwirkung ſtehen, nicht bloß, wiefern ſie äußerer Unterſtützung bedürfen, und dieſe nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher beſonders durch Concurrenz der Käufer beſtimmt wird, gewinnen können; ſie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verſtändigen im Publicum zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunſt, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und nationellen Aufgabe — und dieſes wird ihnen durch Ausſtellungen vollkommen möglich oder wenigſtens erleichtert. Hier können zugleich die Fortſchritte einer Nation in Kunſt- und Induſtrieproducten (denn von dieſen gilt mehr oder weniger daſſelbe, wo ſie nicht für ſich ſchon einen bedeutenden Nutzen gewähren) am beſten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenoſſen, der Nation, ſich ermunternd und aufregend zum Beſten äußern; hier kann durch Aufſtellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunſt erſprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunſtkenner und Sammler iſt, den Künſtler kennen; hier iſt Privat- und öffentliche Belohnung möglich; hier können ſich die Künſtler gegenſeitig verbinden, und können am beſten durch Vergleichung wahrnehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinſchaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen beſtehe; in wiefern ſie das Gute oder Schlechtere ſich zum Muſter genommen haben; da ſonſt die Anerkennung und Aufregung manches großen Talents lediglich dem Zufall überlaſſen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate beſtehenden Kunſtmuſeen, der Geſchmack der Nation ſelbſt fortdauernd ausgebildet, das Beſſere wird von dem Schlechtern, die ſolidere Arbeit von der täuſchenden leichter unterſchieden, und da-

durch dem wahren Talente ſeine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweiſung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Induſtrieproducte werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müſſen dieſe Ausſtellungen auch nicht bloße öffentliche Aufſtellungen ſeyn. Vor allem wird verlangt, daß ſie unter einer kunſtſinnigen Aufſicht ſtehen. Dieſe ehrt und erhebt die Anſtalt. Dieſe Aufſicht gehört dem Staate, und letzterer wird ſie mit Recht den Vorſtehern ſeiner Kunſtakademien und Induſtrieſchulen übertragen. Denn der Staat, ſofern ihm die Cultur ſeiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig ſeyn kann, ſoll auch der äſthetiſchen Cultur ſeine Sorge widmen. Dieſes geſchieht, wenn er, durch hohes Anſehen und Unterſtützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, wie überall, die in ſeinen Staaten zerſtreuten Kräfte und Talente durch weiſe, dieſelben richtig würdigende Männer auf den Punkt hinzuleiten und zu concentriren ſucht, welcher zu einem den Bedürfniſſen der Nation und der Zeit angemeſſenen höhern Ziele führt. Das Anſehen, welches der Staat den Künſten dadurch verleiht, daß er ſich der Aufregung und Begünſtigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hinderniſſe eines freiern Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmälern, vorzüglich der Nationalgeſchichte und Religion, und dem Wohlſtande der Nation angemeſſenen Verzierungen und Verſchönerungen der öffentlichen Verſammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleiſteten durch Abſtimmung kunſterfahrner Männer annimmt, macht die Kunſt der Induſtrie zu einer wahrhaft nationellen Anſtalt, und wirkt nothwendig bildend auf die Nation zurück. Dann muß aber auch das Aeußere dieſer mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausſtellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgeſtellten Werke ſinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben ſinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunſtſtufe des Volks angemeſſen und der religiöſen und übrigen Cultur nicht widerſprechend ſeyn. Auch müſſen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beſchauung entfernt ſeyn, und Unſittlichkeiten, welche ſich laut und öffentlich äußern, aus dieſen Propyläen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunſtausſtellungen, dieſem Ideale bald mehr bald minder nahe, finden wir in den Hauptſtädten der gebildetſten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geſelliger Bildung, z. B. in London, Paris, ſeit 1812 eine Ausſtellung der Werke vaterländiſcher Künſtler in Wien, welche ſich an die Akademie der bildenden Künſte daſelbſt anſchließt. Man ſehe die treffliche Rede, mit welcher der öſterreichiſche Staatsminiſter Graf von Metternich dieſe Anſtalt eröffnete. (N. Leipz. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deut. Muſeum, Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden und vor einiger Zeit unter Göthe's Direction in Weimar. T.

Auſterlitz, eine kleine Stadt von 140 Häuſern in der fürſtl. kaunitz-Rittbergiſchen Herrſchaft gleiches Namens, im brünner Kreiſe in Mähren; ſie hat ein prächtiges Schloß mit einem ſchönen Garten. Dieſer Ort hat eine große Berühmtheit in der neuern Geſchichte erhalten, durch die Schlacht, welche hier am 2ten December 1805 von den Franzoſen gegen die vereinten Oeſterreicher und Ruſſen geliefert und gewonnen worden iſt, und deren Reſultate der nachherige preßburger Friede (m. ſ. d. A.) war. Das Terrain von Auſterlitz zu gewinnen, um ſich dort zu ſchlagen, ſoll Napoleon den Feldzug in Mähren verfolgt haben; denn vierzehn Tage vorher ſagte er ſchon; „Unterſucht alle dieſe Höhen genau; hier werdet ihr euch ſchlagen, ehe zwei Monate vergehen."

Seit dem 20ſten November ſchon war Napoleon in Brünn. Als er erfuhr, daß die Kaiſer Franz und Alexander von Ollmütz aus in Wiſchau angekommen waren, ſendete er durch den General Savary ein freundliches Bewillkommungsbillet an Alexander; Savary mußte den lebhaften Wunſch nach Alexanders Freundſchaft ausdrücken. Dieſer antwortete dem „Chef der franzöſiſchen Nation:" daß er nichts ſo ſehr wünſche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergeſtellt zu ſehen. Den Tag darauf ließ der franzöſiſche Kaiſer dem ruſſiſchen eine Zuſammenkunft vorſchlagen. Fürſt Dolgorucki, Alexanders Adjutant, erſchien ſtatt ſeiner; die Unterredung endete fruchtlos. Ein franzöſiſches Bulletin erzählt, daß dem franzöſiſchen Kaiſer zugemuthet worden ſey, Belgien und die eiſerne Krone abzutreten. *) Am 1ſten December wurden alle Vorbereitungen getroffen, und Napoleon feuerte ſeine Soldaten mit folgenden Worten an: „Soldaten! die ruſſiſche Armee ſteht vor euch, um die öſterreichiſche wegen Ulm zu rächen. Es ſind dieſelben Bataillons, die ihr zu Hollabrun geſchlagen, und ſeitdem unaufhaltſam bis hierher verfolgt habt. Unſere Poſitionen ſind furchtbar und während ſie marſchiren werden, meine Rechte zu umgehen, werden ſie mir die Flanke bloß geben. Soldaten! ich werde alle eure Bataillons ſelbſt leiten; ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Glieder in Unordnung bringt. Sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ſo würdet ihr euern Kaiſer den erſten Streichen ausgeſetzt ſehen. Der Sieg kann unmöglich wanken in einem Treffen, wo es auf die Ehre der franzöſiſchen Infanterie ankommt. Jeder ſey durchdrungen von dem großen Gedanken, daß dieſe Söldlinge Englands, die uns ſo tief haſſen, überwunden werden müſſen. Dieſer Sieg wird unſerm Feldzug ein Ende machen: wir werden in Winterquartiere ziehen und der Friede, den ich ſchließen werde, wird meines Volkes, eurer und meiner würdig ſeyn!" Als er Abends von einer Beſchauung der Poſitionen in ſein Bivouak (eine Strohhütte ohne Dach) zurückkam, rief er aus: „dies iſt der ſchönſte Abend meines Lebens! nur der Gedanke ſchmerzt mich tief, daß Morgen ſicher viele dieſer Braven nicht mehr ſeyn werden! In dieſem Schmerze fühle ich es aber, daß ich ſie wie meine Kinder liebe!" Um ein Uhr des Nachts war er bei den Vorpoſten: der Feiertag ſeiner Krönung, der zweite December, der Tag der Schlacht war angebrochen, die auch mit dem Grauen des Morgens begann. Die franzöſiſche Armee war etwa gegen 80,000 Mann ſtark, und beſtand aus den Corps der Marſchälle Soult, Lannes und Bernadotte, aus dem größten Theile des Corps unter dem Marſchall Davouſt, der Reiterei unter Murat und aus der kaiſerlichen Garde. Die gegenüberſtehenden Alliirten konnten eher über als unter 90,000 Mann geweſen ſeyn, indem man über 70,000 Ruſſen und 20,000 Oeſterreicher annimmt; die Franzoſen rechnen 80,000 Ruſſen und 25,000 Oeſterreicher, dagegen die Ruſſen 100,000 Franzoſen, ſich ſelbſt aber nebſt den Oeſterreichern noch nicht ganz 70,000 Mann ſtark angeben. Der linke ruſſiſche Flügel unter Buxhöwden ſollte die franzöſiſche Armee auf ihrer rechten Flanke umgehen und ihr ſo in den Rücken fallen; doch ſchon bei den Dörfern Talnitz und Menitz ſtieß Buxhöwden auf das in der Nacht dorthin ſüdwärts nach dem Kloſter Raigern abmarſchirte Corps von Davouſt, und war daher gezwungen, ſich gegen allen Plan zu ſchla-

*) Letztere an das Haus Sardinien.

gen. Die Anhöhen von Pratzen, welche die Ebenen des Schlachtfeldes beherrſchten, von den Ruſſen aber verlaſſen worden waren, wurden gleich beim Angriffe der franzöſiſchen Armee auf die ruſſiſche von Soult genommen, durch welches Manöver der ganze linke Flügel der Ruſſen abgeſchnitten, und von Davouſt und Soult nun in die Mitte genommen wurde. Während deſſen war die ganze franzöſiſche Armee unter Bernadotte, Murat und Lannes vorgerückt. Das Centrum der ruſſiſchen, bei dem auch die Oeſterreicher ſtanden, commandirte Kutuſow, den rechten Flügel Großfürſt Conſtantin und der Fürſt Dolgorucki; hinter ihrer Fronte ſtanden als Reſerve die die kaiſerliche Garde und ein Corps Infanterie unter Bagration. Nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten franzöſiſchen Artillerie konnten die ruſſiſchen Linien brechen, die lange Zeit wie unerſchütterliche Mauern ſtanden. Als das Centrum geſprengt war, rückte die ruſſiſche Garde vor und warf ſich gewaltig auf die Franzoſen, die auf einen Augenblick in Unordnung kamen, da eins ihrer Regimenter aus einander geſprengt wurde; aber in dieſem Momente rückten auch die franzöſiſchen Garden vor, und nach einem blutigen Gefechte faßte Kutuſow den Entſchluß, ſich zurückzuziehen; der ganzen Armee folgte nun auch der Großfürſt an der Spitze der Garden; dies alles geſchah in der größten Ordnung. Noch ſchlug ſich der ruſſiſche linke Flügel unter Burhöwden, und dort litten auch die Franzoſen am meiſten; doch ein Unfall eigener Art betraf dies tapfere Corps, indem es verſuchte, über einen zugefrornen See zu marſchiren, Napoleon aber im Augenblicke ſeiner Ankunft auf dieſem Punkte Befehl gab, mit Kartätſchen auf das Eis zu ſchießen, wodurch dieſes einbrach und mehrere Tauſende in den See verſanken. Den Reſt rettete Burhöwden glücklich zur Hauptarmee, die in der Nacht auf den 3ten December über Uhrſchitz, Czeitſch, Göding hinter die March, auf der Straße nach Ungarn, doch mit Verluſt von mehr als 100 beſpannten Kanonen ſamt allen Pulverkarren, ſich zurückzog. Die Arriergarde unter Bagration wurde am 3ten December noch einmal, doch ohne bedeutenden Verluſt, angegriffen. Der ruſſiſche Verluſt in dieſen zwei Tagen überhaupt wird franzöſiſcher Seits auf 40,000 Mann an Todten und Gefangenen, in den ruſſiſchen Berichten aber auf 12,000 Mann angegeben, ſo wie die Franzoſen nur 1000 Todte und 3500 Verwundete von ſich zugeſtehen, während Kutuſow den Verluſt der Franzoſen auf wenigſtens 18,000 ſchätzt. *) Die endlichen Reſultate dieſer Schlacht waren: die Zuſammenkunft Napoleons mit Franz II.; die Trennung der ruſſiſchen Armee von der öſterreichiſchen, indem ſie in vorgeſchriebenen Etappenmärſchen in drei Colonnen über preußiſch Schleſien in ihr Vaterland zurückkehrte; der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und Oeſterreich,

*) In der von Napoleon nach der Schlacht erlaſſenen Proclamation an ſeine Armee vom 3ten December wurden 40 Fahnen, 120 Kanonen, 20 Generale und mehr als 30,000 Gefangene als Trophäen genannt, welche Angaben aber, wie das in den lügenhaften franzöſiſchen Schlachtberichten immer der Fall war, ſehr übertrieben ſind. Auch iſt die Angabe von den Tauſenden, die in den Teichen um Auſterlitz ertrunken ſeyn ſollen, ganz ungegründet. Man fand nachher in dieſen Teichen, als man ſie abließ, nichts als einige todte Pferde. Die Belohnungen und Auszeichnungen, welche Napoleon den Soldaten verhieß, die an dieſem Siege Antheil gehabt hatten, wurden von den Meiſten vergeblich erwartet.

und der am 26ſten December zwiſchen beiden Mächten zu Preßburg geſchloſſene Friede. Von einem Frieden zwiſchen Frankreich und Rußland aber war die Rede nicht geweſen, ſondern die Ruſſen blieben in Schleſien bis in den Februar 1806 ſtehen; der Großfürſt Conſtantin war ſelbſt mit dem Fürſten Dolgorucki in Berlin geweſen, um dieſe Armee dem Könige von Preußen zu ſeiner Dispoſition anzubieten, zu Zwecken, welche neun Monate ſpäter ſich enthüllten. I.

Auſträgal-Inſtanz war ein ſonſt übliches Recht deutſcher Fürſten, daß ſie nicht ſogleich bei dem höchſten Reichsgericht belangt werden konnten, ſondern erſt erſucht werden mußten, die gegen ſie angebrachten Rechtsſachen von andern zu Schiedsrichtern gewählten Fürſten, welche Austräge genannt wurden, entſcheiden zu laſſen.

Auſtralien, Südindien, auch da dieſer Welttheil ganz aus Inſeln beſteht, Polyneſien oder die Inſelwelt genannt. Die zu Auſtralien gehörigen Inſeln reichen vom 86ſten Grade öſtlicher bis zum 92ſten Grade weſtlicher Länge, und vom 50ſten Grade ſüdlicher bis zum 22ſten Grade nördlicher Breite, und enthalten einen Flächenraum von ungefähr 250,000 Quadratmeilen mit 5,000,000 Einwohnern, die zum malaiſchen Stamme gehören, der unter dem Gleicher in Neger übergegangen iſt, und Fetiſchdiener ſind. Sie ziehen ſich weſtlich aus dem indiſchen faſt ganz in das ſtille Meer. Nicht zu verkennen ſind die Spuren einer großen Fluth auch bei dieſen Eilanden, die in drei geſonderten Ketten vor uns liegen, einer ſüdlichen, einer mittlern und einer nördlichen. 1. Zu der ſüdlichen Kette, welche einen nach Süden geöffneten Halbkreis bildet, gehört in der Mitte das größte aller Eilande, von den erſten Entdeckern, den Portugieſen, (um 1525) Groß-Java, nach den zweiten Entdeckern, den Holländern, (1615) Neu-Holland, von den Bewohnern Ulimarao genannt. Sein ganzes Areal beträgt 150,380 Quadratmeilen. Ein ſo ausgedehntes Land muß von ſehr verſchiedenem Clima ſeyn. Wenn die unorganiſirte Natur auf Neu-Holland im Ganzen die der übrigen Welttheile iſt, ſo eröffnet ſich für die organiſche gleichſam eine neue Erde. Pflanzen ſowohl als Thiere bieten nicht nur neue Arten, ſondern auch viele ganz neue Geſchlechter dar. Neu-Holland gehört das Känguru an, eine Art Beutelthier mit langen Hinterfüßen, von der Größe eines Schafs, und das Schnabelthier mit Entenſchnabel, von der Geſtalt einer Fiſchotter. Auch ſcheint der haarloſe Hund, den man gewöhnlich den amerikaniſchen nennt, hier einheimiſch zu ſeyn. Aus dem Pflanzenreiche iſt der Flachs und Hanf merkwürdig. Die Bewohner ſind negerartig, ſowohl nach Geſichtsbildung als Farbe. Sie ſcheinen ſich in mehrere Racen zu theilen. Die mehreſten Reiſenden unterſcheiden ſie in Küſtenbewohner und Binnenländer oder Waldbewohner, welche letzteren ſich durch längere Gliedmaßen, namentlich durch längere Arme und Beine auszeichnen. Rohheit, Stumpfſinn und Unempfindlichkeit machen ſie dem vernunftloſen Thiere ähnlich. Südweſtlich von Neu-Holland liegt das Eiland der Verwüſtung oder Kerguelenland, noch weſtlicher die wüſten Eilande, nördlich Amſterdam und St. Paul; ſüdlich das kleine Kängurueiland und das durch die Baſſeſtraße getrennte van Diemenland, eine faſt eiförmig geſtaltete, 1150 Quadratmeilen große Inſel, von mehreren hohen Gebirgsketten durchſchnitten, und höchſt unfruchtbar und unwirthlich; ſüdöſtlich endlich Neu-Seeland, durch die Cooksſtraße in den nördlichen und ſüdlichen Theil geſchieden, zuſammen 4291 Quadratmeilen groß. Der dürftige Boden und das weiche Clima machen den Bewohner zum rohen Krie-

ger; Grauſamkeit und Verrätherei ſind die Hauptzüge ſeines Charakters. 2. Die mittlere Inſelreihe fängt an der weſtlichen Küſte des Oſtbrumputerlandes, nördlich vom Aequator, bei den Adamanen und Nikobaren an, geht durch den Aequator und endet ſüdöſtlich mit dem Oſtereiland. Sie iſt wegen ihrer Lage unter dem Aequator die regſte und belebteſte, und außer den hier einheimiſchen Gewürzbäumen das Vaterland der prachtvollen Cocospalme, des ſaftigen Piſang und des wohlthätigen Brotbaums. Die größte dieſer mittlern Inſeln iſt Neu-Guinea (Papua), durch die Oſtſtraße von Neu-Holland getrennt, von einem Umfange von 13,000 Quadratmeilen, auf welchen Vegetation und Temperatur abwechſeln. Außer Papous (Negern) bewohnen das Land die Haraforas oder Alfurier, die unter die wildeſten und furchtbarſten Indier Aſiens gehören. Weſtlich davon liegen die reichen Gewürzinſeln (Molucken), voll vulcaniſcher Gebirge und von ſchwarzgelben Menſchen bewohnt; die Sundaeilande und Philippinen; öſtlich Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover, ehemals wahrſcheinlich ein einziges Land, bewohnt von ſchwarzen oder doch dunkel gefärbten, kraftvollen und wohlgebauten Menſchen mit völlig krauſem Haare; ferner Neu-Georgien oder die Salomonseilande, voll Gebirgsketten und unter einem heißen Clima, bewohnt theils von röthlich-ſchwarzen Menſchen mit krauſem, weichen Haare, theils von kupferfarbigen mit lichtem, langen Haare: die Charlotteneilande, die neuen Hebriden, fruchtbare Inſeln mit Auſtralnegern beſetzt; Neu-Caledonien, 325 Quadratmeilen groß, von kraftvollen Menſchen bewohnt, welche die Engländer als gutartig, die Franzoſen als freche Diebe und Menſchenfreſſer bezeichnen; die Freundſchaftsinſeln, 150 an der Zahl, mit friedliebenden Einwohnern; die Blighs; die Schifferinſeln; die Geſellſchaftsinſeln, hohe, reich und herrlich ausgeſtattete, von der ſchönſten Menſchenrace angebaute Eilande, unter denen Taheiti oder Otaheiti mit 16,000 Einwohnern die vorzüglichſte iſt; endlich die niedrigen und Marqueſaseilande mit ſchönen, kraftvollen aber kriegeriſchen Bewohnern. 3. Die nördliche Inſelreihe bildet einen nach Norden geöffneten Halbmond. In der Mitte liegt Hogolen (Hogeland), das größte dieſer Eilande, durch eine Straße in zwei Theile getheilt; weſtlich die Pelewinſeln, hoch, ſchroff und waldig, mit reizenden und ergiebigen Thälern, und bewohnt von wohlgebauten, fröhlichen, gutartigen Menſchen, deren Zahl auf 30,000 geſchätzt wird; die Ladronen (Diebsinſeln), ſechzehn oder neunzehn an der Zahl, von denen nur drei bewohnt ſind; die Carolinen oder neuen Philippinen, denen die vierfüßigen Thiere fehlen; öſtlich endlich die Fiſcher-, Mulgrave's- und Sandwichinſeln. Von letztern, dreizehn an der Zahl, iſt die größte Owaihi, den Schiffern merkwürdig wegen ihres hohen aber abgeflachten Gebirges. Die Einwohner, gegen 400,000 an der Zahl, ſind von nußbrauner Farbe, gut und feſt gebaut, thätig, unternehmend und wohlgeſinnt.

Auswanderung iſt die freiwillige oder gezwungene Verlaſſung eines bisher bewohnten Ortes oder Landes für ſeine Perſon ſowohl, als auch zugleich mit Habe und Gut, um ſich an einen andern Ort oder in ein anderes Land zu begeben und darinnen ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Hingegen Auswanderungsrecht — jus emigrandi — iſt die Befugniß und Freiheit in gewiſſen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Zur Auswanderung war ehedem jeder Freie, Freigeborne und Freigelaſſene berechtigt, ſobald es ihm an einem Orte und in einem Lande entweder wegen Unſicherheit ſeines Ei-

genthums, wegen Nahrloſigkeit und aus andern Urſachen, oder wegen Bedrückung durch Abgaben und Auflagen, durch Beamte und durch Einſchränkung ſeiner Gewiſſensfreiheit nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, woraus ſowohl in den Staatseinkünften und phyſiſchen Kräften, als auch in Anſehung der Nahrungsgewerbe ein großer Nachtheil entſteht; ſo hat man gegenwärtig die Auswanderung, unter Bedrohung harter Strafen, in allen Staaten verboten, und nur noch erlaubt, innerhalb der Gränzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Allein die tägliche Erfahrung beweiſ't, daß Verbote nichts fruchten, da ſie der Natur des Menſchen gar nicht angemeſſen ſind. Der einzige wahre Weg, die Auswanderung zu verhüten, beſteht darinnen, daß man das Perſonal- und Real-Eigenthum der Einwohner auf das vollſtändigſte und ſorgfältigſte ſchützt, den Bewohnern eines Staates die uneingeſchränkteſte Gewiſſensfreiheit und Ausübung ihrer Religion verſtattet und unverletzt erhält, ſie nicht wie vormals in Frankreich und Salzburg zur Auswanderung zwingt; ihnen unter dem Schutze der Gerechtigkeit eine unumwundene Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels geſtattet, und ſie die Früchte ihres Fleißes ungeſtört genießen läßt; daß man ſie ferner den Bedrückungen der Beamten und Unterrichter nicht Preis gibt und ihnen endlich das Zutraun abgewinnt, daß ſie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben und Auflagen beſorgen dürfen. In einem Staate von dieſer Verfaſſung bleibt gewiß nicht nur Jedermann gern wohnen, und hält es für ein wahres Unglück, wenn er ſolchen verlaſſen muß, ſondern es werden ſich auch darin mit Vergnügen Fremde niederlaſſen.

X.

Auswechſelung der Kriegsgefangenen iſt die Zurückgabe derſelben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine ſonſtige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswechslung Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden ſie von beiden Seiten in Maſſe zurückgegeben. Zuweilen iſt durch Verträge ausdrücklich die Auswechslung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine folgende Charge zu geben ſind, feſtgeſetzt.

Authentiſch heißt urſchriftlich, was eine Perſon eigenhändig geſchrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. Authentica heißt in der römiſchen Jurisprudenz ein Auszug einer Novelle, (ſ. Corpus Juris), wodurch ein Geſetz des Codex entweder abgeändert oder ganz aufgehoben iſt. Es waren dieſe Excerpte meiſtens von Privatjuriſten gemacht worden, welche ſie zu ihrem eignen Gebrauch ſogleich unter das Geſetz ſelbſt geſchrieben hatten, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und ſo wurden ſie in der Folge denn auch bei den Ausgaben des Codex ſelbſt beigefügt. — Es gibt zweierlei Authent., theils aus den Conſtitutionen der deutſchen Kaiſer Friedrichs I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaiſers Juſtinian. Letztere ſind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbſtherrſchaft, Eigengewalt. In der Philoſophie die Selbſtbeherrſchung oder die Herrſchaft der Vernunft über die widerſtrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbſtbeherrſcher, der alle Staatsgewalt in ſich vereinigt. So heißt der ruſſiſche Kaiſer: Selbſtherrſcher aller Reußen.

Auto da Fe, ſiehe Inquiſition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbſtbelehrte, werden diejenigen genannt, die ſich in einer Kunſt und Wiſſenſchaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es liegt in der

Natur der Sache, daß dieſer Weg zur Bildung die Geiſteskräfte in freiere und lebendigere Thätigkeit ſetzt, Mechanismus und Nachbeterei nicht aufkommen läßt und der Entwickelung einer ſtärker hervortretenden Originalität günſtig iſt. Mehrere Autodidakten haben ſich, eben weil ſie mit großen Schwierigkeiten kämpften, überall ſelbſt ſehen und was die Schätze der Literatur und die Tradition der Kunſtgriffe andern ſchon verarbeitet an die Hand geben, ſelbſt aufſuchen und combiniren mußten, als Erfinder und Virtuoſen ausgezeichnet, wobei wir nur an Peſtalozzi erinnern. Aber nur vorzüglich kräftige und reich begabte Naturen ſcheinen fähig, auf dieſe Art zum Ziele zu kommen, und ſich durch ihr Genie neue Bahnen zu brechen; der große Haufe mittelmäßiger Köpfe würde ſich ſelbſt überlaſſen über dem unſtäten Suchen und Forſchen eine Menge unerſetzlicher Stunden verſchwenden; das Ziel entweder gar nicht finden oder bald aus den Augen verlieren und unter den Schwierigkeiten einer Aufgabe, die ihre Kräfte überſteigt, erliegen. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß Autodidakten, wenn nicht wahres Genie ihnen die Univerſalität des Ueberblicks menſchlicher Dinge ſichert, gewöhnlich etwas von Pedantismus und Eigendünkel anhängt, der ſie für ihre mühſam erworbene Kunſt und Wiſſenſchaft parteiiſch, gegen die Leiſtungen anderer unbillig, der Geſellſchaft läſtig und in jedem Falle einſeitig macht, wovon der arme Naturdichter Hiller uns ein lebendiges Beiſpiel gegeben hat. Es iſt daher keinesweges zu wünſchen, daß die Jugend, ſey es aus pädagogiſchem Grundſatz oder um der Erſparniß willen, in den zu ihrer Bildung nothwendigen Lehrgegenſtänden dem Selbſtunterricht überlaſſen werde; und wenn es auch wahr bleibt, daß die Einſicht und Fertigkeit, die wir durch eignes Streben erwerben, die beſte iſt, ſo wird doch kein Vernünftiger ſich ſchämen, dem Beiſtande und der Leitung eines humanen Unterrichts die Kenntniß des Zieles ſeiner Bildung und der brauchbarſten Hülfsmittel dazu zu verdanken. E.

Automat, ein ſich ſelbſt bewegender lebloſer Körper, überhaupt jede Maſchine, welche ihre bewegende Kraft in ſich verborgen hält, und ſich alſo von ſelbſt zu bewegen ſcheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Chriſtoph Schißler, faſt eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maſchinen; beſonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen ſeiner Geſchicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren ſelbſtſpielende muſikaliſche Inſtrumente; er machte ſogar ein Inſtrument für eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von ſelbſt ſchlug. (M. ſ. von Stetten Kunſtgeſchichte der Stadt Augsburg.) Unter die bewundernswürdigſten Automaten gehört eine von Vaucanſon verfertigte Maſchine, welche einen Flötenſpieler vorſtellt, der verſchiedene muſikaliſche Stücke auf der Flöte mit der größten Genauigkeit in Unterſcheidung des verſchiedenen Tacts ausführt, ohne anders in die Flöte zu wirken, als der Menſch, nämlich mit den Lippen zum Anſatz, und mit den Fingern zur Modulation der Töne. Eben dieſer Künſtler verfertigte eine Ente, welche die Körner mit dem Schnabel aufnahm, kaute, verſchlang und durch die natürlichen Wege verdaut wieder von ſich gab. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunſt, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derſelben ſtellt ein Kind von zwei Jahren vor, das ſitzend an einem Pulte ſeine Feder eintaucht, das überflüſſige ausſchüttet, und alles, was man ihm in franzöſiſcher Sprache dictirt, niederſchreibt. Das letztere dürfte wohl ohne menſchliche Beihülfe nicht möglich ſeyn. Der berühmte Schachſpieler, welchen Herr

von Kempelen zu Presburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn von Raknitz (über den Schachſpieler des Herrn von Kempelen und deſſen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (verſteckten) Menſchen dabei nöthig iſt. Eins der merkwürdigſten Automate iſt des Herrn von Kempelen Sprachmaſchine, über welche derſelbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neueſten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenſpieler; ferner Mälzls Trompeter u. ſ. w.

Autonomie, die eigene Geſetzgebung des Willens, iſt diejenige Beſchaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er ſich ſelbſt Geſetz iſt, ſich ſelbſt beſtimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegen ſteht die **Heteronomie** des Willens, wenn derſelbe nicht ſeiner eigenen Geſetzgebung, als vernünftiger Wille, ſondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnweſen betrachtet, iſt der Menſch freilich den Naturgeſetzen unterworfen, aber als Vernunftweſen (Intelligenz) ſteht er unter Geſetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empiriſch, ſondern bloß in der Vernunft gegründet ſind. Unabhängigkeit von den beſtimmten Urſachen der Sinnenwelt iſt Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieſer ſteht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieſer aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als ſo, daß die Maxime der Wahl des Vernunftweſens in ſeinem Wollen zugleich als allgemeines Geſetz, welches für alle Vernunftweſen gilt, mit begriffen ſey. Es iſt daher dieſe Autonomie eine practiſch-nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Intereſſe unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es wird dabei nicht auf das Object der Wahl, ſondern nur auf die Form, wie der Menſch ſeine Wahl als Vernunftweſen einrichten ſoll, geſehen. Da nun ein ſolches Geſetz aus der Vernunft ſelbſt fließt, ſo muß es auch für alle Vernunftweſen gültig ſeyn; da hingegen Heteronomie ſo verſchiedene hypothetiſche Imperativen erzeugt, als es Natururſachen, Neigungen u. ſ. w. geben kann. Frei, autonomiſch und ſittlich gut handeln ſind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), erſter Grenadier der franzöſiſchen Republik, war zu Carhaix im Departement Finiſterre im Jahr 1743 geboren, und widmete ſich von erſter Jugend den Waffen. Funfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitain im Regiment d'Angoumois. Im amerikaniſchen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieſes Corps zu ſeyn. Er war der erſte beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben ſo menſchlich als tapfer. Einſt trug er einen Verwundeten auf ſeinen Schultern aus der Schlacht; der König von Spanien, der ſeine großen Verdienſte erfahren hatte, ließ ihm eine Penſion von 100 Piſtolen anbieten, welches er aber ausſchlug. Obgleich ſchon funfzig Jahre alt, war er einer der erſten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitain im Regiment Angoumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der ſpaniſchen Armee, ohne den Generaltitel annehmen zu wollen. Wohl aber wohnte er jedem Kriegsrathe bei. Gewöhnlich entſchied unter Latours Anführung dieſe Avantgarde, welche **die hölliſche Colonne** genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn

lernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen ſeine Muße dem Nachdenken und der Wiſſenſchaft; immer fand man ein Buch neben ſeinem Degen. Zwanzig Mal waren ſein Hut und ſein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er ſelbſt aber nie verwundet worden. „Unſer Hauptmann,“ pflegten die Grenadiere zu ſagen, „verſteht die Kugeln zu behexen.“ Als er ſich nach dem baſeler Frieden nach der Bretagne eingeſchifft hatte, fiel er einem engliſchen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er ſich in Paſſy bey Paris nieder, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, und an einem Gloſſarium über fünf und vierzig Sprachen und einem franzöſiſch-celtiſchen Wörterbuche arbeitete. Schon früher hatte er ſeine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das troß ſeiner gewagten Hypotheſen nicht ohne Verdienſt iſt. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß ſein alter Freund Lebrigaud, ein achtzigjähriger Greis, dem er ſeine Liebe für die Literatur verdankte, durch Requiſition von ſeinem einzigen Sohne, der ihn unterſtützte, getrennt worden war. Latour ſtellte ſich ſtatt ſeiner, und machte mit grauen Haaren aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Maſſena mit. Nach dem 18ten Brumaire berief ihn der erſte Conſul in den geſetzgebenden Körper. Latour ſchlug den Sitz darin aus. „Ich verſtehe keine Geſetze zu machen,“ antwortete er, „aber vertheidigen kann ich ſie; man ſchicke mich zur Armee.“ Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beſchluß des erſten Conſuls im April 1800 zum erſten Grenadiere der franzöſiſchen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrenſäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Penſion annahm. Er diente in der 46ſten Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vorderſten, als ein Uhlane mit der Lanze ſein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, wurde ein Sarkophag errichtet mit der Inſchrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und ſein Name blieb in der Liſte der Compagnie, in welcher er gedient hatte.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpreſſungen, eine Art von Juſtiztyrannei in dem türkiſchen Reiche.

Avantgarde, Vortrab, ſind die bei einem Marſch vorausgehenden Truppen. Sie beſteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geſchütz unterſtützt, in einem durchſchnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Colonne hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien ſchickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug ſtößt, beſetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, ſo gibt er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigſtens durch ſeine Bewegungen ſo lange auf, bis ſich das Corps zum Schlagen geeignet hat. Er ſucht, was beſonders bei ſtarkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforſcht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. ſ. w. Das Hauptcorps macht unterdeß Halt und ſetzt ſich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht ſelbſt in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab ſammelt ſich in dieſem Falle hinter dem Corps wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avarie, Averie, Havarie oder Haverie kommt wahrſcheinlich von der engliſchen Average her, welches eine Durchſchnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die particulare, große und ordinäre oder kleine. Unter der erſten verſteht man allen Schaden, den ein Schiff oder eine Ladung durch Gewalt oder durch das Ungefähr erleidet, unter der zweiten allen freiwilligen Schaden, der dem Schiffe, um größern zu vermeiden, zugefügt wird, mit jenen Koſten, die zum Beſten des Ganzen von Schiff und Ladung angewendet wurden, und unter der letzten alle Koſten, die dem Schiffer an dem Ladungs- und Ausladungsplatze, bei gewiſſen Reiſen, wie auch auf der See, vorfallen. Doch iſt dieſe Haverei nicht mit jener zu verwechſeln, die der Zeichner (Aſſecurant) zu bezahlen hat; denn dieſe kann ohne Aſſecuranz Statt finden, jene aber entſteht nur, wenn das Schickſal es fügt. Schaden aber hat dann nur der Zeichner, wenn Schiff und Ladung, welche Haverei leiden, verſichert ſind, und ſich ſodann zur Aufmachung eines Schadens eignen. Schon in den Geſetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Geſetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei geſetzmäßig beſtimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im 6ten Jahrhundert auf Juſtinians Befehl die Pandecten ſammelten, gaben dieſem Geſetze im 2ten Titel des 14ten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieſes Geſetzes, ſo wie überhaupt alle Handelsverordnungen der Rhodier, war die Urſache dieſes allgemeinen Beifalls.

Averani (Benedetto) war zu Florenz den 19ten Juli 1645 aus einer alten und angeſehenen Familie geboren, und zeigte ſeit ſeiner früheſten Jugend die größte Neigung zu den Studien. Statt die Vergnügungen ſeiner Altersgenoſſen zu theilen, las er den Arioſt und Taſſo, oder ſtudirte allein und ohne Lehrer die Arithmetik. In der Schule der Jeſuiten machte er bewundernswürdige Fortſchritte. Seine Arbeiten in Proſa und in Verſen wurden ſeinen Mitſchülern als Muſter aufgeſtellt. Kaum hatte er die Rhetorik beendigt, als ein Dominicaner ihm ein Gedicht auf den heiligen Thomas von Aquinum auftrug, das Averani, wiewohl es 300 Verſe enthielt, in zwei Tagen vollendete, und in welchem die geheimſten Myſterien der Theologie mit großer Klarheit dargelegt waren. In der Philoſophie begnügte er ſich nicht mit dem Unterrichte, den man ihm ertheilte; er wollte aus den Werken des Ariſtoteles und Plato ſelbſt ſchöpfen. Die Lehre des Letztern hatte für ihn beſondere Reize, und war in der Folge der Lieblingsgegenſtand ſeiner Forſchungen. Auch in der Geometrie, Aſtronomie und in allen Theilen der Mathematik erwarb er ſich Kenntniſſe ohne Lehrer durch die bloße Kraft ſeines Genies. Darauf ſtudirte er zu Piſa die Jurisprudenz und ward daſelbſt Doctor, als der Cardinal Leopold von Toscana, ein großer Beſchützer der Wiſſenſchaften, der ſeine Verdienſte kennen gelernt hatte, ihn aufmunterte, die rein literariſchen Studien nicht zu vernachläßigen, weil er ihm den Lehrſtuhl der Aeſthetik auf dieſer Univerſität beſtimmt hatte. Averani lernte jetzt griechiſch, ebenfalls ohne Lehrer, wie er alles übrige gelernt hatte. Nach Verlauf von ſechs Monaten war er im Stande es zu lehren, und ward 1676 zum Profeſſor der griechiſchen Literatur ernannt. Er erklärte als ſolcher die Anthologie, den Euripides und Thucydides. Dann ging er zum Lehrſtuhl der humaniſtiſchen Wiſſenſchaften über und las über den Livius, Cicero und Virgil. Alle dieſe Vorleſungen ſind gedruckt. Er ſtarb zu Piſa den 28ſten December 1707 und ward feierlich auf dem Campo santo beerdigt.

Avernus, ein in Unter-Italien zwiſchen Cumä und Puteoli ge-

legener See, von mäßig hohen Hügeln umgeben, die ehemals mit ungeheuern Waldungen bedeckt waren, ſo daß ſchauriges Dunkel den See umlagerte, und die angehäuften Ausdünſtungen deſſelben die Luft ungeſund machten. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk ſich vor ſeinen Feinden hierher geflüchtet, das nur bei Nacht ſich hervorwagte. Die dadurch in Furcht geſetzten Nachbaren gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finſterniß lebten. Es entſtand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides ſagt ſchon Homer. Er verſetzt daher an dieſen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erſcheinung des Ulyſſes in derſelben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an dieſem See gewiſſe Prieſter ihre Wohnung genommen, welche Geiſter beſchwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, die Haupt- oder Vorderſeite auf Münzen und Schauſtücken, auf welcher der Kopf oder die Hauptfigur befindlich iſt; im Gegenſatz von Revers.

Avignon, eine große, wohlgebaute Stadt an der Rhone in der ehemaligen Provence mit 21,000 Einwohnern, wichtigen Manufacturen von Seidenzeugen und verſchiedenen andern Fabriken; ein Arm der Sorgue durchſtrömt ſie. Ehemals hatte ſie eine Univerſität. Die Gegend umher iſt reizend und fruchtbar an Getraide, Wein, Oel; in einem Umkreiſe von einer Stunde iſt die Stadt mit den ſchönſten Spaziergängen umgeben. — Avignon mit ſeinem Gebiete, ſo wie die angränzende Grafſchaft Venaiſſin gehörten vormals dem Pabſt. Venaiſſin wurde 1273 von Philipp dem Kühnen an Papſt Gregor X. abgetreten; Avignon aber nebſt ſeinem Gebiete im Jahre 1378 von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, an Clemens XVII. für 80,000 Fl. verkauft. Beide Länder regierte der Papſt durch einen Vicelegaten, der jährlich neu ernannt wurde, und beſaß ſie bis zum Jahre 1790, wo nach mehrern ſtürmiſchen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete ſich an die franzöſiſche Republik anſchloß, der ſie 1791 feierlich von der Nationalverſammlung einverleibt wurde. Gegenwärtig iſt ſie die Hauptſtadt im Departement der Vaucluſe und der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchof von Aix ſteht, und deſſen Sprengel ſich über die Departements der Vaucluſe und des Gard erſtreckt. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Avignon in der Geſchichte der Päpſte, weil ſieben derſelben von 1305 bis 1377 hier reſidirten. (S. d.) Auch Petrarka verlebte mehrere Jahre in Avignon, und erblickte hier zuerſt die von ihm gefeierte Laura, deren Grabmal in der hieſigen Franziscanerkirche gezeigt wird. In dem Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 wurde Frankreich in dem Beſitze von Avignon und Venaiſſin aufs Neue beſtätigt.

Avocatorien, Heimrufungen, dergleichen ein Staat bei Anfang eines Krieges zu erlaſſen pflegt, um ſeine in dem feindlichen Lande ſich aufhaltenden Unterthanen zurückzurufen.

Axe. Innerhalb einer krummen Linie, z. B. eines Halbcirkels, laſſen ſich gerade Linien parallel ziehen. Läßt man auf dieſe Parallellinien eine andere gerade Linie perpendicular fallen, dergeſtalt, daß ſie dieſelben perpendicular in zwei gleiche Theile theilt, ſo heißt dieſes die Axe der krummen Linie. Eine gerade Linie, welche von einem Punkte in der Peripherie durch den Mittelpunkt der Kugel gezogen wird, heißt die Axe der Kugel. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunkt der Grundfläche gezogen wird, heißt die

Axe des Kegels. Weltaxe iſt die Linie, welche man ſich durch die beiden Pole und den Mittelpunkt der Weltkugel gezogen denkt.

Axiom oder Grundſatz iſt ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verſtand als richtig erkennen muß, ſobald er nur den Sinn und die Worte deſſelben verſteht. Dahin gehören die gleichgültigen oder leeren Sätze, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verſchiedene Worte ausgedrückt ſind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache ſey das, was ſie iſt, z. B. a iſt a; jede Größe iſt ſich ſelbſt gleich; ein Ding iſt ſich ſelbſt ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn u. ſ. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein Merkmal des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieſer nicht gedacht werden kann. So iſt der Satz: ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundſatz, weil das Subject Triangel, nicht anders als dreiſeitig gedacht werden kann. Jeder Wiſſenſchaft liegt ein ſolcher Grundſatz zum Grunde; er iſt die Baſis derſelben, und giebt ihr die ſyſtematiſche Einheit. Alles, was zu der auf ihm gegründeten Wiſſenſchaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er ſelbſt aber darf nicht aus der Wiſſenſchaft erſt bewieſen werden. Welcher Satz aber der abſolut erſte in der ganzen menſchlichen Erkenntniß ſey, darüber iſt vielfach geſtritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerſpruchs (es iſt unmöglich, daß etwas zugleich iſt und nicht iſt), Andere den Satz: was iſt, das iſt; noch Andere den Satz: ein jedes Ding iſt entweder oder iſt nicht; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falſch halten.) Alle dieſe Sätze ſind urſprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander gemein, daß ſie in der innern Einrichtung unſerer Denkkraft gegründet ſind. Wir können nicht anders als die Aeußerungen unſerer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren dieſen Geſetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinſame in allen dieſen Sätzen iſt alſo eine gewiſſe Nothwendigkeit, die als folgender höchſte Grundſatz des ganzen menſchlichen Erkenntnißvermögens hervortritt: Was der Menſch vermöge ſeiner ganzen inneren Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das iſt wahr. — Dieſer Grundſatz läßt ſich, ſo ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieſer oder jener Gedenkungsart anwendbar ſind. — Die kritiſche Philoſophie nimmt das Wort Axiom in der ſtrengſten Bedeutung, und verſteht darunter ſynthetiſche Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anſchauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philoſophie nur discurſive Grundſätze, weil ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anſchauung bewieſen werden müſſen.

Azimuth bedeutet in der Aſtronomie den Winkel am Zenith eines Geſtirns, den der Scheitelkreis deſſelben mit dem Mittagskreiſe eines Orts macht. Das Azimuth kann öſtlich oder weſtlich ſeyn, je nachdem die Grade deſſelben von dem Mittagskreiſe gegen Morgen oder gegen Abend gezählt werden. Iſt ein Geſtirn ſo eben im Durchgange durch den Mittagskreis begriffen, ſo iſt ſein Azimuth o. Kennt man die Höhe und das Azimuth eines Sternes, ſo kennt man auch ſeine Stelle genau. Man findet beides durch den aſtronomiſchen Quadranten, an welchem ſich zu dieſem Zwecke ein in Grade abgetheilter Kreis, der Horizontalkreis, befindet.

Azoren oder Habichtsinſeln, wegen der vielen daſelbſt vorhandenen Habichte und Geier, von ihren Entdeckern, den Portugieſen, alſo genannt, ſind eine Gruppe von neun Inſeln, die im atlantiſchen Meere, zwiſchen Afrika und Amerika, unter dem 40ſten Grad ſüdlicher Breite und dem 10ten Grad weſtlicher Länge von Ferro liegen, und faſt ganz aus vulcaniſchen Felſen beſtehen, unter denen der Pico auf der gleichnamigen Inſel der höchſte iſt. Dennoch ſind ſie durch die Einwohner, deren Fleiß das geſunde Clima begünſtigt, wohl angebaut und bringen Getraide, Wein, Flachs, Zucker, ſo wie alle europäiſchen Früchte hervor. Der daſelbſt gewonnene Wein iſt unter dem Namen Wein von Fayal in Europa bekannt. Die Zahl der Einwohner wird auf 142,000 angegeben. Die Inſeln St. Miguel mit 80,000 Bewohnern, Terceira und Pico ſind die bedeutendſten unter den Azoren. Der Sitz des portugieſiſchen Gouverneurs iſt zu Angra auf Terceira. Die Entdeckung dieſer Inſelgruppe machten die Portugieſen auf Antrieb des berühmten Heinrich des Seefahrers (ſ. d.) im Jahre 1446. Schon vor den Portugieſen behaupten die Holländer ſie entdeckt zu haben, daher ſie auch zuweilen den Namen der flamiſchen oder flandriſchen Inſeln führen.

Azur, himmelblau. Die Franzoſen nennen auch den Laſurſtein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultramarinblau gemacht wird, Azur.

Azzara (Nicolas Joſeph, Ritter von), ſpaniſcher Botſchafter bei dem franzöſiſchen Gouvernement, geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte ſchon früh einen lebhaften Hang zu den Künſten und Wiſſenſchaften, und dieſer Hang verſtärkte ſich durch ſeine Verbindung mit dem berühmten Maler Mengs, der in die Dienſte des Königs von Spanien getreten war. Azzara betrat frühzeitig die diplomatiſche Laufbahn, ward nach Rom unter dem Papſte Clemens XIII. als Agent in Angelegenheiten der Kirche bei der Dataria geſchickt, und zeichnete ſich in dieſem Poſten durch ſeinen angenehmen Umgang und ſeine tiefe Geſchäftskenntniß ſehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der ſpaniſchen Geſandtſchaft angeſtellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigſten Verhandlungen ſeines Hofes bei dem päpſtlichen Stuhle. Im Jahre 1796 wurde er dem Eroberer Italiens entgegengeſandt, ſeine Gnade zu Gunſten Roms zu erflehen. Bonaparte wußte ihn ſogleich zu würdigen, und von der erſten Zuſammenkunft ſchreibt ſich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der ſeitdem der ſtete Gegenſtand ſeiner Bewunderung war. Damals war es auch, als ſich eine genaue und innige Verbindung zwiſchen ihm und Joſeph Bonaparte bildete. Azzara urtheilte über ſeinen Freund, daß ſein Scharfblick und ſchneller Faſſungsgeiſt Frankreich bald in ihm einen der geſchickteſten und glücklichſten Staatsmänner geben würde. Kurz darauf ward Azzara mit einem diplomatiſchen Charakter nach Paris geſchickt, wo ihn die Annehmlichkeit der Geſellſchaft und die Aufnahme, die man ihm ſchenkte, für den Verluſt ſeiner alten Freunde, einer ſchönen Bibliothek und einer reichen Gemälde- und Antikenſammlung entſchädigen mußten. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechſelnden Steigen und Fallen ſeiner Gunſt am ſpaniſchen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwieſen, wieder mit dem Charakter eines Botſchafters nach Paris geſchickt, und von neuem dieſes wichtigen Poſtens beraubt. Seine Geſundheit, die ſchon ſehr gelitten hatte, konnte dieſe mehrmaligen Erſchütterungen nicht ertragen. Sein Plan, nach Italien zu gehen, in

der Hoffnung, daſelbſt ganz den Wiſſenſchaften und Künſten zu leben, ward vereitelt; eine ſchwere Krankheit ergriff ihn, er fühlte ſeine Kräfte ſchwinden, und ſagte den Abend vor ſeinem Tode zu ſeinem Bruder: „Nur ein Schritt, und mein Uebergang von hier nach dem Jenſeit iſt geſchehen, und dies wird jetzt ſeyn!“ Den Tag darauf, am 26ſten Januar 1804, ſtarb er. Er hinterließ ein anſehnliches Vermögen, nicht an liegenden Gütern, aber an Capitalien, Meublen, Gemälden, Büſten, geſchnittenen Steinen u. ſ. w. Seine Erben waren eine Schweſter und zwei Brüder, deren einer Felix von Azzara, in Paris 1802 ein ſehr gelehrtes Werk über die Thiere in Paraguay herausgab, wo er ſich über zwanzig Jahre aufgehalten hatte. Der Ritter Azzara beſchäftigte ſich viel mit den Wiſſenſchaften und Künſten, und ſchrieb ſeine Sprache gefällig und kraftvoll. Man verdankt ihm eine Ueberſetzung von Middletons Leben Cicero's und von einigen Bruchſtücken des Plinius und Seneca.

B.

B bezeichnet in der Muſik unter den Klangſtufen der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter den, um einen halben Ton erniedrigten Ton h., die kleine Terze zu g., die reine Quinte zu s. Man bedient ſich aber dieſes Buchſtabens auch bei der Vorzeichnung (ſ. Verſetzungszeichen.) — Die Alten bezeichneten in ihrer Muſik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonſyſtems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verſchiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet. — B dur iſt in der modernen Muſik diejenige der 24 Tonarten, in welcher der Ton b als Grundton der harten Tonart angenommen wird. Damit dieſer Grundton in ſeiner Tonleiter die reine Quarte erhalte, muß der Ton e einen halben Ton erniedrigt und in es verwandelt werden. B moll iſt diejenige Tonart, in welcher der Ton b als Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Außer der Erniedrigung des Grundtons durch das Zeichen b vor der H-Stufe müſſen noch die Töne e, a, d und g um einen halben Ton erniedrigt werden. Die Vorzeichnung beſteht demnach aus fünf b. Von vielen Tonkünſtlern wird mit dem Ausdruck b moll auch unſre b Saite bezeichnet. — B zeigt auf franzöſiſchem Gelde die Münzſtadt Rouen, auf preußiſchem Breslau an; BB iſt das Zeichen der Münzſtadt Strasburg.

Baake, Bake heißt bei den Schiffern ein gewiſſes Zeichen, welches ihnen anzeigt, entweder wo Anfurt und Einfahrt iſt, oder wo ſie ſich vor Klippen oder ſonſtiger Gefahr zu hüten haben. Es beſtehen ſolche Zeichen entweder in hohen Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürmen, welche an dem Strande unterhalten werden, oder auf der See ſelbſt in Tonnen an Ketten oder andern Dingen. Zu Unterhaltung dieſer Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewiſſes Baken- oder Tonnengeld entrichtet.

Baarrecht war im Mittelalter die Gewohnheit, denjenigen, der als Mörder angeklagt oder verdächtig war, an die Bahre zu führen, auf welcher der Ermordete lag und ihn den Leichnam berühren zu laſ-

ſen. Fing dieſer zu bluten an, ſo ward der Angeklagte für ſchuldig erklärt.

Babet, ſ. Bourſault.

Babo (Franz Maria), geboren 1756 zu Ehrenbreitſtein, war Profeſſor der Aeſthetik zu München, und hat jetzt daſelbſt die Aufſicht über das königliche Theater. Nicht unrühmlich bekannt iſt er unter uns durch ſeine dramatiſchen Werke, die, wenn ſie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen. Selbſt in denen ſeiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe unmotivirter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich ſehen, iſt doch Lebhaftigkeit der Imagination, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatiſchen Arbeiten nicht zu verkennen. Eigentliche Epoche zu machen, gelang ihm durch ſein Trauerſpiel; Otto von Wittelsbach (1782), nach Göthe's Götz das erſte Ritterſchauſpiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl aufführbarer, die ihm folgten, weil ſie Modegeſchmack wurden, ſich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin verſuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauſpiel und es gelang ihm, in ſeinem Bürgerglück, Wahrheit, Einfachheit und Popularität in dem Grade zu treffen, in welchem ſie ohne Aufopferung des guten Geſchmacks, zur dramatiſchen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühmtes aſiatiſches Reich, das öſtlich an Suſiana, ſüdlich an den perſiſchen Meerbuſen und Chaldäa, weſtlich an das wüſte Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Meſopotamien gränzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, ſo wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien iſt ein flaches, ebenes Land, durchſtrömt von zwei großen Flüſſen, dem Euphrat und Tigris. Jener, deſſen Waſſer faſt immer bis zum Rande ſeiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringſten Anwachs über. Regelmäßig aber überſchwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armeniſchen Gebirgen herabſtrömenden Gewäſſer ihn anſchwellen, und befruchtet es auf dieſelbe Weiſe, wie der Nil Aegypten. Um dieſe Ueberſchwemmungen zweckmäßig zu leiten und ihren ſchädlichen Wirkungen vorzubeugen, durchzog man das Land früh mit Cänälen und erbaute Dämme, und wirklich erreichte man dadurch, ungeachtet der glühenden Hitze und des ſeltenen Regens, eine ſo große Fruchtbarkeit, daß Herodot durch beſtimmte Angaben derſelben ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen fürchtete. Bäume fehlen dem Lande ganz, ausgenommen Cypreſſen und Palmbäume. Den Mangel an Baumaterialien hatte die Natur an Ziegelerde erſetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Oefen gebrannt, die dauerhafteſten Steine gab, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerſtehen. Zum Mörtel bediente man ſich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den älteſten Völkern auf der Erde. Ihre Sprache, ein aramäiſcher oder ſyriſcher Dialect, zeigt ſie als einen ſemitiſchen Völkerſtamm. Ob ſie aber aus Indien, oder, wie ihre Sprache anzuzeigen ſcheint, aus der arabiſchen Halbinſel gekommen, läßt ſich nicht entſcheiden. Schon früh erſcheinen ſie als ein Volk, das feſte Wohnſitze und einen gewiſſen Grad wiſſenſchaftlicher Bildung hatte. Die moſaiſchen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündfluth, und nennen Nimrod als den Stifter des erſten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die ſie als große Eroberer ſchildern. (S.

Aſſyrien.) Endlich um das Jahr 630 v. Chr. tritt Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar vom Taurus und Caucaſus herab, eroberten ganz Südaſien, zerſtörten Jeruſalem, unterwarfen ſich Tyrus und Phönicien, und gründeten ein Reich, das ſich bis zu den Ufern des mittelländiſchen Meeres erſtreckte. Babylon, ſchon früher der Sitz der Cultur und wiſſenſchaftlicher, beſonders aſtronomiſcher und aſtrologiſcher Kenntniſſe, ward die Hauptſtadt dieſes Reichs und erreichte ſeine ſchönſte Blüthe. Handel und Kunſtfleiß führten Reichthum herbei, und dieſer weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Beſonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrſamkeit war das Eigenthum der Prieſter, die unter dem Namen Chaldäer vorkommen. — Nach Nebukadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerſtörung der Hauptſtadt ein Ende machte und Babylonien mit Perſien vereinigte. Es theilte Perſiens Schickſale, bis es 640 nach Chr. Geburt Mahomeds Nachfolger eroberten, und Bagdad am Tigris erbauten. (755.) Hier war der Sitz der Califen, die Halaku, ein Tatarfürſt 1258 verjagte. Im Jahre 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkiſchen Sieger, denen es Schah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam Babylonien unter die Herrſchaft der Türken, die es noch beſitzen.

Baccalaureus, ehedem bei den Franzoſen ein Edelmann, der ſich in Kriegsdienſte begab, aber nicht Vermögen genug beſaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht ſehr gewöhnlicher Titel, den man auf Univerſitäten denjenigen beilegt, welche die nächſte Anwartſchaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die unterſten Lehrer Baccalaurei.

Bacchius, Bakcheus, ein Versfuß, der aus einer kurzen und zwey langen Sylben beſteht. (◡ — —). Der Antibacchius oder Palimbacchius beſteht aus zwei langen und einer kurzen Sylbe. (— — ◡).

Bacchus, griechiſch Dionyſus, der Gott des Weins, zwar von einer ſterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von ſeiner Geburt an einer der himmliſchen Götter. Seine Geſchichte gehört zu den verwickeltſten in der griechiſchen Mythologie. Semele, des Cadmus Tochter, der Zeus in ſterblicher Geſtalt liebend genaht war, bat ihn, von der argliſtigen Here verführt, in ſeiner Herrlichkeit als der höchſte der Götter ihr Lager zu beſteigen. Die Bethörte hatte ihr Verderben erfleht. Zeus, durch den unverletzlichen Schwur gebunden, erſchien ihr in ſeiner wahren Geſtalt, aber Semele, unfähig die Nähe des Donnerers zu ertragen, ward von den Flammen ſeines Blitzes verzehrt. Zeus eilte mindeſtens die noch unreife Frucht ſeiner Umarmungen zu retten, und verſchloß ſie, bis zur Zeitigung, in ſeine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Juno und Athamas (ſ. beide), und in der Folge zu den Nymphen von Nyſa brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als ſein Lehrer und Erzieher wird ſein nachmaliger beſtändiger Begleiter Silenus genannt. Hier in Nyſa's Thälern war es, wo er aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und den Menſchen die Pflanzung des Weinſtocks lehrte. Um ſeine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuſchränken, durchzog er faſt die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit ſeiner Wohlthat zugleich ſeine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Pardel, Tieger und Lüchſe) begann er ſeine, einem Triumphgepränge ähnliche Reiſe mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen,

Satyrn, Mänaden. Begeiſtert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrſus ſchwingend, mit Reben und Epheu begränzt, ſchwärmten und tanzten ſie um ihn her, jauchzend ſcholl ihr Evoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf miſchte ſich phrygiſcher Flöten Getön und wirbelnder Paukenklang. In Thebe aber wollte man ſeine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüſtete ſich ſogar wider ihn. Bacchus beſchloß den Frevel zu rächen. Eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häuſern auf den Berg Cythäron, wo ſie umherſchwärmten, Pentheus aber ward von ſeiner eigenen Mutter und deren Schweſtern, denen er ein wildes Thier ſchien, zerriſſen. Auf ähnliche Weiſe ſtrafte er des Minyas Töchter, die ſeine Feſte nicht feiern wollten, mit Raſerei und Verwandlung. Als er nach Naxos überſetzte, gedachten die tyrrheniſchen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil ſie aus ſeinem Purpurgewand auf einen Königsſohn ſchloſſen. Sie feſſelten ihn; aber die Feſſeln fielen ab, das Fahrzeug ſtand mitten im Meere feſt, Reben und Epheu umſchlangen das Schiff, der Gott verwandelte ſich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raſerei ergriffen, ſtürzten ſich ins Meer, wo ſie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihn gaſtlich und mit Ehrfurcht empfingen. Midas, der ihm den verlornen, treuen Silen wieder zugeführt hatte, erbat ſich für dieſen Dienſt, daß alles, was ſeine Hand berührte, ſich in Gold verwandeln möge; daß er dadurch in Gefahr zu verhungern und zu verdurſten kam, war die Schuld ſeiner thörichten Bitte. Doch half ihm der Gott durch den Rath, ſich im Paktolus zu baden, womit das Unglück von ihm wich. — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlaſſen fand, erhob er zu ſeiner Gemahlin (ſ. d.) Sie ward durch ihn der Unſterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches ſeiner Mutter Semele zu gewähren, ſtieg er in die Unterwelt hinab, und führte ſie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in dieſem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er ſich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu; Euan Euie! (Schön, mein Sohn!), ein Gruß, mit welchem Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer ſchönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine eigenthümliche Zierde iſt ihm die Stirnbinde; die langen wellichten Haare ſind hinten in einen Knoten geſchürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich iſt er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachläſſig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über der Bruſt. Der bärtige Bacchus iſt eigentlich indiſchen oder ägyptiſchen Urſprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbeſiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunſt der Griechen zu verſtecken, oder ließ ſie nur wenig vorſchimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feſte hießen **Bachanalien**, **Dionyſien**, auch im Allgemeinen **Orgien**. Beſonders feierlich wurden ſie in Athen begangen, wo man die Jahre danach zählte. Während ihrer Dauer war die geringſte Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionyſien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigſte der Feier beſtand in einer Prozeſſion, welche den Triumph des Bacchus vorſtellte. Es erſchien dabei derſelbe oben beſchriebene Zug von **Bacchanten** und **Bacchantinnen**, die von wahrem oder angenommenem Weinrauſche begeiſtert, ſchwärmend und tobend umherzogen, und

ſich dem zügelloſeſten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirſchhäuten bekleidet, und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeſchirre und Tyrſusſtäbe. Mitten unter dieſem wahnſinnigen Haufen zogen in ſchöner Ordnung die von den Phratien (Bürrgemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erſtlinge der Früchte, Kuchen von verſchiedener Geſtalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Dieſe Prozeſſion geſchah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauſpielen und andern Luſtbarkeiten. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettſtreite der Chöre in Muſik und Tanz, theils neue dramatiſche Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrſchte Ausgelaſſenheit und Schwelgerei. Dieſe Feſte kamen von den Griechen zu den Römern, die ſie mit noch ärgerer Zügelloſigkeit begingen, bis der Senat ſie im Jahre der Stadt 567 durch ein feierliches Edict gänzlich unterſagte. — Außer dieſen großen Bacchusfeſten gab es noch andere, die zu verſchiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus der Inſel **Cos** gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandriniſche Canon für claſſiſch erklärte. Ein Verwandter des Simonides und Zeitgenoß Pindars wird er auch als Dichter beiden an die Seite geſetzt. Hiero, an deſſen Hofe er lebte, ſchätzte ihn ſehr hoch. Uns ſind leider von ſeinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgeſängen nur wenige Fragmente übrig geblieben; es finden ſich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars ſtürmiſchen Adlerflug fehlt es ihm weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Geſinnungen.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Bartolomeo di San Marco** oder **Frate**, geboren 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, kam ſehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Malerei von Coſimo Roſſelli. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo's da Vinci jene ſchöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umriſſes, die ſeine ſpäteren Arbeiten auszeichnet. Aus dieſer Periode iſt ſein berühmtes Frescogemälde auf dem Gottesacker des Hoſpitals Santa Maria Nuova, welches das jüngſte Gericht vorſtellt und von ſeinem Freunde Albertinelli, der ſeine Manier ſich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatiſchen Savonarole, verließ er alles, um ihm zu folgen, und ſchloß ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Anhänger in das Kloſter von St. Marcus ein, als dieſer wüthende Aufruhrprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloſter ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der ihm drohenden Gefahr glücklich entginge. In Folge dieſes Gelübdes nahm er 1500 in demſelben Kloſter das Kleid des heiligen Dominicus und nannte ſich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte ſeine Phantaſie ſo erſchüttert, daß er vier Jahre keinen Pinſel anrührte, und auf die Bitte der Geiſtlichen ihn nur wiedernahm, um ihn Gegenſtänden der Andacht zu widmen. Die Gemälde, welche er in dieſer letzten Periode ausführte, ſind ſeine vollendetſten. Man hat ſie für Werke Rafaels gehalten. Dieſer große Meiſter war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beiſpiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Sie tauſchten wechſelſeitig ihre Kenntniſſe aus. Dieſer lernte die Perſpective von ſeinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher beſuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und

hatte die ſeltene Beſcheidenheit ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachſtehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehrere Kirchengemälde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebaſtian waren, zwei Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Erſteres iſt eine Zierde des Muſeums Napoleons. Fra Bartolomeo verdient der Vorläufer Rafaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er ſein Nebenbuhler geworden, hätte er dieſelben Gelegenheiten gehabt, ſein Talent geltend zu machen. Sein Styl iſt ſtreng und erhaben, aber dabei ſehr anmuthig in ſeinen jugendlichen Figuren; ſein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert ſich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Vertreiben und Verſchmelzen der Farben weicht er kaum den beſten lombardiſchen Coloriſten. Beſonders aber iſt er ein Meiſter im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit ſo viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verſtand. Er ſtarb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Ruſtuci und Fra Paolo von Piſtoja, der ſeine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), geboren den 18ten Mai 1762 zu Ajaccio in Corſica, wo ſein Vater Oberſter war, gegenwärtig Fürſt von Lucca und Piombino, General, Senator und Offizier der Ehrenlegion. Er war früh ſchon im Militärdienſt, und damals Infanterieoffizier, als er die älteſte Schweſter Bonaparte's, damaligen Oberbefehlshaber der italiäniſchen Armee, jetzige Prinzeſſin Eliſe, heirathete. Er ward hierauf Oberſter des 26ſten leichten Infanterieregiments, im Juni 1804 Präſident des Wahlcollegiums vom Ardennendepartement und erhielt die Anwartſchaft, in den Erhaltungsſenat zu treten. Den 29ſten November 1804 ward er wirkliches Mitglied deſſelben und Offizier der Ehrenlegion. Da der Kaiſer kurze Zeit darauf ſeiner Schweſter das Fürſtenthum Piombino geſchenkt hatte, ward Bacciochi ſelbſt Souverain, und empfing zu gleicher Zeit in der Senatsſitzung vom 13ten März 1805 aus den Händen des Kaiſers das rothe Band. Er reiſ'te wenige Tage nachher mit ſeiner Gemahlin nach Piombino ab, um von dem Fürſtenthume Beſitz zu nehmen, und ward mit den Zeichen aller Bereitwilligkeit und Zuneigung empfangen. Den folgenden 23ſten Juni ward er zum Fürſten von Lucca ernannt, wohin er ſich den 10ten Juli mit ſeiner Gemahlin begab. Sie wurden auch hier mit Pomp und Pracht aufgenommen, und ließen ſich huldigen. Am 1ſten Mai 1806 wurden die Länder von Maſſa und Carrara als franzöſiſche Reichslehen und la Garfagnana mit dem Fürſtenthume Lucca vereinigt. Im Jahre 1809 ernannte Kaiſer Napoleon den Fürſten zum Commandanten der Truppen in Toscana, das mit Frankreich vereinigt wurde; ſeine Gemahlin Eliſe aber zur Generalgouvernante, mit dem Titel einer Großherzogin. Beide reſidirten von dort an in Florenz. Mit dem Umſchwunge der europäiſchen Angelegenheiten im Frühjahre 1814 nahmen aber alle dieſe Herrlichkeiten ein Ende, und die Familie Bacciochi trat wieder in den Privatſtand zurück. Nach Napoleons Einfall in Frankreich wurde der Fürſt und die Fürſtin verhaftet, nach Oeſterreich geführt, und dort auf den Spielberg bei Brünn gebracht, wo ſie noch unter ſtrenger Aufſicht leben.

Bach (Johann Sebaſtian), unter den deutſchen Tonkünſtlern des vorigen Jahrhunderts einer der berühmteſten, und der größte dieſes in der muſikaliſchen Literatur ſo ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eiſenach geboren und ſtarb 1754. Er ſtudirte die Muſik zu Lüneburg, trat anfangs in die Dienſte des Herzogs von Weimar, ward dann Or-

ganiſt zu Mühlhauſen, hierauf Capellmeiſter des Fürſten von Cöthen, und ging 1737 als Hofcomponiſt des Königs und Churfürſten nach Leipzig. Als Clavier- und Orgelſpieler hatte Sebaſtian Bach in damaliger Zeit nicht ſeines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er excellirte im Contrapunkt; ſeine Compoſitionen ſind voll Originalität und Kraft; ſeine Harmonie iſt kunſtvoll, ſeine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmuſik und vieles für das Piano hinterlaſſen. Aber die meiſten ſeiner Compoſitionen erfodern einen Virtuoſen zur fehlerfreien Ausführung; — Die Bachſche Familie ſtammte eigentlich aus Presburg in Ungarn, welches Sebaſtians Vater, der ſelbſt ein guter Muſikus war, der Religion wegen verließ, um ſich in Deutſchland niederzulaſſen. Mehr als funfzig Tonkünſtler ſind von ihr ausgegangen; Sebaſtian ſelbſt hatte elf Söhne, ſämmtlich als Muſiker vortheilhaft bekannt, die berühmteſten waren folgende vier. — Wilhelm Friedemann, geboren 1710 zu Weimar, ſtarb mit dem Titel eines heſſendarmſtädtiſchen Capellmeiſters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmoniſten und geſchickteſten Orgelſpieler. Man hat von ihm die bekanten ſechs Fugen fürs Clavier — Carl Philipp Emanuel, 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg geſtorben, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrſamkeit ſtudirt hatte, als Muſikus in königlich preußiſche Dienſte nach Berlin, und ward endlich Muſikdirector zu Hamburg. Er hatte meiſtentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geiſtlichen Liedern herausgegeben. Sein Verſuch über die wahre Art, Clavier zu ſpielen, iſt noch immer ein claſſiſches Werk in ſeiner Art. — Joh. Chriſtoph Friedrich, geboren 1732, Concertmeiſter zu Bückeburg, ein großer Orgelſpieler, der auch durch ſeine herausgegebenen Muſikalien bekannt iſt. — Johann Chriſtian (der engliſche genannt), geboren 1735 zu Leipzig, geſtorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geſchrieben, lange Zeit ein Lieblings-Componiſt geweſen iſt.

Bachaumont (François le Coigneux), geboren zu Paris 1624, geſtorben daſelbſt 1702. Sein Vater war Parlamentspräſident in Paris, und ſein Sohn wurde frühzeitig dabei als geiſtlicher Rath angeſtellt. Er nahm Partei gegen den Hof, und ihm verdankt dieſe Faction den Namen der Fronde, indem er ſie einſt mit den Schulknaben verglich, die ſich in den Gräben von Paris mit Schleudern beluſtigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten ſchnell ſich trennten, aber ſobald er den Rücken gewandt, wieder beiſammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen ſeitdem Hutſchnüre in Form einer Schleuder, und nannten ſich Schleuderer (Frondeurs.) Bachaumont fand bei dieſen Streitigkeiten oft Gelegenheit, ſeinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulaſſen. Nach ihrer Beilegung zog er ſich ins Privatleben zurück, um ganz ſeiner Neigung zur Dichtkunſt, für die er viel angebornes Talent hatte, zu leben. Gleichheit des Geſchmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwiſchen ihm und Chapelle eine innige Freundſchaft, und Beide arbeiteten gemeinſchaftlich an jener angenehmen Reiſebeſchreibung, welche unter den Freunden der leichten, tändelnd anmuthigen Poeſie ſo vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerſtreut ſind, als daß man ſie zu ſammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranſtaltet, doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommene von Bachaumont herrühren.

Backhuyſen (Ludolph), einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in ſeiner Jugend ganz beſondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in ſein achtzehntes Jahr bei ſeinem Vater, der Secretär der Generalſtaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amſterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweiſung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Dieſe Verſuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, ſich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei van Everdingen, und erlangte durch Fleiß und häufiges Beſuchen der Werkſtätten der beſten Künſtler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit; aber am meiſten förderte ſeine Fortſchritte der Eifer, womit er die Natur ſtudirte. Um beſonders furchtbare Naturſcenen zu beobachten, ſcheute er keine Gefahr. Oft beſtieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerſtreute und zertrümmerte. Oft ſetzten ihn die erſchrockenen Matroſen trotz ſeiner dringenden Vorſtellung ans Land; dann eilte er, ohne ein Wort mit Jemanden zu ſprechen, ohne durch irgend etwas ſich zu zerſtreuen, nach Hauſe, und führte mit bewundernswürdiger Genauigkeit in den Details die früher entworfenen Skizzen aus. Dieſes muthige Streben verſchaffte ſeinen Gemälden den erſten Rang in dieſer Gattung der Malerei. Mehrere Fürſten beſuchten ſeine Werkſtätte, und Peter der Große wollte ſogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeiſter von Amſterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seeſtücks auf, das ſie mit 1300 Fl. bezahlten und im Jahre 1665 Ludwig XIV. überſandten. Dies ſchöne Gemälde, ſo wie noch ſieben andere Seeſtücke von Backhuyſen, beſitzt das Muſeum Napoleon. In allen ſeinen Bildern herrſcht die äußerſte Wahrheit. Seine Farben ſind trefflich und ſein Pinſelſtrich ganz vorzüglich geeignet, das Waſſer und deſſen Bewegung nachzuahmen; ſeine Himmel ſind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem verſuchte ſich Backhuyſen noch in der Dichtkunſt, und unterrichtete in der Schreibkunſt, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Mit dieſen ſeltenen Talenten verband er die liebenswürdigſten Eigenſchaften, und genoß die Achtung der Gelehrten, Künſtler und trefflichſten Menſchen ſeiner Zeit. Seine Heiterkeit und die Stärke ſeiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die ſeinem Leben in einem Alter von 78 Jahren im Jahre 1709 ein Ende machten. — Seine Gemälde werden ſtets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeauction des Herrn P. de Smeth in Amſterdam wurden die vier von Backhuyſen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Franz), Baron von Verulam, Viſcount von St. Albans, Großſiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichſten Geiſter, deren irgend ein Zeitalter ſich zu rühmen hat, würde nach Newton die erſte Zierde Englands ſeyn, wenn nicht die Schwächen ſeines Charakters und einige Handlungen ſeines Lebens den Ruhm, den ſeine Talente und ſeine Arbeiten ihm ſichern, einigermaßen verdunkelt hätten. Geboren zu London im Jahre 1561 gab er von ſeiner früheſten Kindheit an Proben eines überlegenen Geiſtes. In einem Alter von dreizehn Jahren bezog er die Univerſität Cambridge, wo er in allen Wiſſenſchaften bewundernswürdig ſchnelle Fortſchritte machte. Er zählte noch nicht ſechzehn Jahre, als er ſchon ein Werk gegen die ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb, die ihm eher geeignet ſchien, den Geiſt in

Streitigkeiten zu verwickeln als aufzuklären. Dieſe Wahrnehmung ſcheint alle ſeine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England beſtehenden Sitte gemäß, die für Staatsämter beſtimmten Jünglinge ins Ausland, beſonders nach Frankreich, zu ſchicken, ging der junge Baco im Gefolge des Geſandten Sir Amias Powlet nach Paris, der eine ſolche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte ſich derſelben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereiſ'te mehrere Provinzen dieſes Landes, um die Sitten und Geſetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, ſchrieb er ein Werk *über den Zuſtand Europa's*, in welchem er die auffallendſten Proben ſeiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod ſeines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um ſeiner Geburt gemäß leben zu können, ſich für die Rechtsgelehrſamkeit entſchied, und das Studium der Geſetze mit ſolchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbeſſerung ſeiner äußern Umſtände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der ſcholaſtiſchen Studien zu verbeſſern, und für eine geſunde Philoſophie zweckmäßiger einzurichten. Der Platz, den er bei der Königin einnahm, war mehr ehrenvoll als einträglich; ſeine Talente und ſeine Verbindung mit dem Großſchatzmeiſter Burleigh und deſſen Sohn Sir Robert Cecil, erſtem Staatsſecretär, ſchienen ihn zu den erſten Aemtern zu berufen; aber die Feindſchaft zwiſchen letzterm und dem Grafen Eſſex, Baco's Freund und Beſchützer, verzögerte lange ſeine Beförderung. Der Graf Eſſex ſuchte ihn durch das Geſchenk eines Landgutes zu entſchädigen, wofür Baco die lebhafteſte Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher, was er einem ſo großmüthigen Wohlthäter ſchuldig ſey, und verließ ihn nicht nur, ſobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entſchuldigenden Kleinmüthigkeit, ſondern trat ſogar, als ihm der Prozeß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen dieſen ſchändlichen Undank erhob ſich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu ſeiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenſtand des Haſſes und der Eiferſucht, und die Königin zeigte ſich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach dieſen widrigen Erfahrungen ſchien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafſchaft Middleſex ins Unterhaus gewählt worden, und ſtimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Miniſter, wiewohl er ſtets im Dienſte der Krone blieb. Kann etwas ſeine großen Vergehungen entſchuldigen, ſo war es ſeine Armuth. Er fand ſich in einer ſolchen Zerrüttung, daß er zwei Mal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günſtiger. Dieſer Fürſt, der ein Beſchützer der Wiſſenſchaften ſeyn wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelſtand. Baco zeigte ſich durch ſein Betragen im Parlament würdig dieſer Gunſt. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorſtellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche ſich die königl. Lieferanten in ſeinem Namen erlaubten, und er vollzog dieſen gefährlichen Auftrag mit ſo viel Talent und Glück, daß er ſowohl dem Parlament als dem Könige Genüge leiſtete. Das Haus der Gemeinen votirte ihm eine öffentliche Dankſagung, und Jacob I. ernannte ihn zu einem ſeiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu bald noch eine Penſion vou 61 Pfund kam. Seine Lage verbeſſerte ſich nach und nach immer mehr, er ſchloß eine vortheilhafte Ehe, ſtieg 1617 bis zur Würde

eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viſcount von St. Alban vertauſchte, erhoben. Jetzt befand er ſich in einer Lage, daß er ein gemächliches und glänzendes Leben führen konnte, ohne ſeinen Charakter durch Handlungen der Habſucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beſchwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Conceſſionen von Aemtern und Privilegien für Geld unter dem Staatsſiegel ertheilt zu haben. Baco, der ſich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufſehen einer gerichtlichen Unterſuchung zu vermeiden wünſchte, geſtand ſeine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anſpruch und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, ſich auf die Beraubung des hohen Amtes beſchränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umſtändliches Bekenntniß die Richtigkeit faſt aller gegen ihn erhobenen Klagen eingeſtanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs ſelbſt an einem ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder nahmen, zu einer Geldſtrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem wurde er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu ſitzen und ſich nur dem Orte zu nähern, wo der König ſeinen Hof hielte. Unſtreitig war dies harte Urtheil gerecht für ſo große Verbrechen; dennoch müſſen wir zu einiger Entſchuldigung derſelben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz und Habſucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, ſondern vielmehr eine von Andern gemißbrauchte Charakterſchwäche war. Züge von Edelmuth und Feſtigkeit, die ſein Leben ebenfalls aufzuweiſen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und ſchätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Anderer abzulehnen. Er überlebte ſeinen Sturz nur wenige Jahre und ſtarb 1626. Wir wenden den Blick ab von dieſem traurigen Gemälde der Lebensumſtände und Handelsweiſe eines von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Mannes, um ihn auf die unſterblichen Werke ſeines Geiſtes zu richten, wiewohl der beſchränkte Raum dieſer Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derſelben verſtattet. Wir haben ſchon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem Syſtem der Wiſſenſchaften faßte. Alle ſeine Studien, alle ſeine Beſtrebungen gingen dahin. Er überſah den ganzen Kreis der menſchlichen Kenntniſſe, unterſuchte die Beziehungen, durch welche ſie unter einander verbunden ſind, und claſſificirte ſie nach den verſchiedenen Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes, welche ſie vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Daher die Eintheilung in Wiſſenſchaften des Gedächtniſſes, des Verſtandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphiloſophie genannt, denn er war der Erſte, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der poſitiven Wiſſenſchaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur ſey. Wie dieſe Beobachtungen kunſtmäßig zu leiten, und wie ſie durch die Natur zu befragen ſey, hat er in mehrern Methoden aus einander geſetzt. Er behandelt dieſen Gegenſtand in ſeinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allſeitiger Geiſt hatte die ſämmtlichen Wiſſenſchaften ſtudirt, er ſah, auf welcher Höhe eine jede ſtand, welche falſchen Richtungen ſie genommen, und wie ſie wieder zur Wahrheit zurückzuführen ſey. Betrachtet man ihn als Metaphyſiker, ſo zeigt er eben ſo viel Scharfſinn

als Tiefe in ſeinen Anſichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenaſſoziation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er ſetzt ſehr deutlich das von Ariſtoteles aufgeſtellte und von Locke entwickelte Princip aus einander, daß die Begriffe des Verſtandes aus ſinnlichen Eindrücken entſtehen. Als Phyſiker hat er ſehr ſinnreiche Anſichten gehabt, und ſich auf dem Wege mehrerer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatiſcher Maſchine erſonnen, mittelſt welcher er die Elaſticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, geahnt zu haben ſcheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton ſpäter bewies, hatte er die richtigſten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Verſuche, um die Grundſätze derſelben zu beſtimmen. Auch die Naturgeſchichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in ſeinem Werke Sylva sylvarum u. ſ. w. Ueber die Medicin hat er mehrere Werke geſchrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Phyſiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zuſtande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müſſen. Die Jurisprudenz hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, ſondern auch als Geſetzgeber und Philoſoph ſtudirt. Man hat von ihm Aphorismen, eben ſo merkwürdig durch Tiefe der Ideen, wie durch die Energie und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eines ſeiner ſchönſten Werke, Sermones fideles betitelt, ein Schatz der tiefſten Kenntniß des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Hiſtoriker hat er in ſeiner Geſchichte Heinrichs VII. und VIII. nur wenig geleiſtet. Von ſeiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt ſein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch ſehr ſinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wiſſenſchaft, in der Baco weniger gründliche Kenntniſſe beſaß, war die Mathematik, und dieſem Mangel iſt es zuzuſchreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menſchlichen Geiſtes entdeckte und die richtigen Methoden anzeigte, das copernicaniſche Syſtem beſtreiten konnte. In dieſem Punkte allein ſtand er tiefer als die aufgeklärten Männer ſeiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menſchlichen Forſchung hatte er ſich zu einer Höhe emporgeſchwungen, daß keiner ſeiner Zeitgenoſſen die Kraft ſeines Genies, die Richtigkeit ſeiner Anſichten und die Wichtigkeit ſeiner Arbeiten nur vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war ſein Richter, und mit gerechtem Stolze ſagt er in ſeinem Teſtamente: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wenn noch einige Zeit verfloſſen ſeyn wird." — Die ſchönſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt zu London 1765 in fünf Quartbänden erſchienen. Sie ſind theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache.

Baco (Roger), ein engliſcher Mönch des 13ten Jahrhunderts, der durch die Kraft ſeines Genies ſich weit über ſein Zeitalter erhob, und in mehreren Wiſſenſchaften Entdeckungen machte, welchen die Bewunderung der aufgeklärteſten Nationen zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet aus einer alten und angeſehenen Familie geboren, und widmete ſich, den Anſichten jener Zeit gemäß, dem Kloſterleben. Intereſſant und lehrreich iſt es wahrzunehmen, wie ein einfacher Kloſtergeiſtlicher, ohne allen Antrieb, den von der Natur empfangenen Geiſt der Forſchung und Erfindung in Thätigkeit ſetzte, welche Hinderniſſe Unwiſſenheit und Aberglaube den

Regungen ſeines Geiſtes entgegenſtellten, und welche Anſtrengungen er machen mußte, um nicht in ſeiner Wirkſamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Nach den Elementarſtudien bezog Roger die Univerſität Oxford und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europa's ſich verſammelten. Roger genoß mit Eifer den Unterricht der geſchickteſten Lehrer, machte in allen ſeinen Studien ausgezeichnete Fortſchritte und erhielt die theologiſche Doctorwürde. Im Jahre 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und ſich zu Oxford niederließ. Die Phyſik ſcheint damals der Hauptgegenſtand ſeiner Arbeiten geweſen zu ſeyn; aber dieſes Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeiſchaffung ſeine Vermögensumſtände ihm nicht verſtatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wiſſenſchaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand ſetzten, Bücher anzukaufen, Inſtrumente zu verfertigen und die nöthigen Verſuche zu machen. Indem er mit Aufmerkſamkeit die Geheimniſſe der Natur unterſuchte, entdeckte er gewiſſe Eigenthümlichkeiten, gewiſſe Verbindungen der Körper, woraus er neue Wirkungen ableitete, die dem Einſichtsvollen, der ihren natürlichen Zuſammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwiſſenden aber ſo außerordentlich ſchienen, daß er ſie für Werke hölliſcher Zauberkunſt anſah. Dieſer Wahn wurde durch die Eiferſucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geiſtlichen des Kloſters ſeine Ueberlegenheit betrachteten. Ueberdies ſtand Roger in freundſchaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Biſchoff von Lincoln, einem Feinde des Papſtes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichriſt erklärte. Er ſelbſt tadelte laut, mündlich und ſchriftlich, die Unwiſſenheit und Sittenverderbniß der Geiſtlichen, beſonders der Mönche, und hatte ſogar einen Brief an den Papſt geſchrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geiſtlichkeit vorſtellte. Aus Rache denuncirte man am Hofe von Rom ſowohl die gefährlichen und verdächtigen Grundſätze Rogers als auch die außerordentlichen Dinge, die er verrichte, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papſt verbot ihm, auf der Univerſität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verſchloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menſchliche Umgang ihm abgeſchnitten war, und ihm ſelbſt die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellſehenden, die Rogers Genie bewunderten und ſein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Biſchof von Sabina und päpſtlicher Legat in England, der nicht ſobald den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. beſtiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter ſeinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller ſeiner Schriften foderte, ſchrieb Roger jenes unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch ſeinen Lieblingsſchüler Johann von Paris überſchickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolas III., erklärte ſich der General des Franziscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Leſen ſeiner Schriften und erließ einen Befehl ihn einzukerkern, den der Papſt beſtätigte. Dieſe neue Gefangenſchaft währte zehn Jahre; umſonſt verſuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papſt geworden war, denſelben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unſchuld und Nützlichkeit ſeiner Arbeiten zu überzeugen. Erſt nach dem Tode Nicolas IV. erlangte er auf die Verwendung einiger vornehmen Engländer ſeine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, gab gegen das Jahr 1291 einen Abriß der Theologie

heraus und ſtarb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Roger erſcheint im Vergleich mit ſeinen Zeitgenoſſen als ein auſſerordentlicher, weit über ſein Jahrhundert hervorragender Geiſt, wiewohl er ſich nicht von allen Vorurtheilen ſeiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weiſen und an die Aſtrologie. Seine Haupterfindung ſind die Vergrößerungsgläſer. Außerdem finden ſich in ſeinen Schriften neue und ſinnreiche Anſichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die ſcheinbare Größe der Gegenſtände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen iſt er über andere Gegenſtände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläſer ſagt, ſind offenbar gewagte Hypotheſen, die auf keinen Verſuchen beruhen. Aus ſeinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch der Teleſcops nicht kannte. Mit mehr Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeſchrieben. Man ſieht, daß er mehrere chemiſche Geheimniſſe für die damalige Zeit beſaß. Er ſpricht von einem unauslöſchlichen Feuer, welches wahrſcheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Orte ſagt er, daß man aus Salpeter und andern Ingredienzien ein künſtliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelſt deſſen man den Donner und Blitz in der Luft nachahmen könne; eine Portion dieſer Materie von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer und eine Stadt unter einem von einer ungeheuern Erleuchtung begleiteten ſchrecklichen Knall vernichten; und an einem andern Orte ſagt er beſtimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Ihm war keine Wiſſenſchaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er ſtudirte mehrere Sprachen, und ſchrieb lateiniſch mit großer Eleganz und Klarheit. Eine beſonders ehrenvolle Erwähnung verdienen ſeine Entdeckungen der im Calender obwaltenden Irrthümer, ihrer Urſachen, und ſeine Vorſchläge und Angaben, denſelben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit ſehr nahe kam. Er verfertigte ſelbſt einen berichtigten Calender, von dem noch eine Copie auf der bodleianiſchen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baden. Ein Zweig des alemanniſchen Bundes hatte zur Zeit der Völkerwanderung bis an den Rhein hin ſich ausgebreitet, wo im 11ten Jahrhunderte im Breisgau der erſte hiſtoriſch beglaubigte Stammvater des noch jetzt blühenden badenſchen Hauſes erſcheint. Dieſer iſt Berthold I., ein Sohn Landolins, der Erbauer des Schloſſes Zähringen. Ob deſſen Abkunft aus einem italiäniſchen oder aus einem helvetiſch-burgundiſchen Geſchlechte, oder von einem fränkiſchen Maior Domus herzuleiten ſey, läßt ſich eben ſo wenig auſſer Zweifel ſetzen, als daß das Geſchlecht der Zähringer elſaſſiſchen Urſprungs ſey, und mit dem habsburgiſchen und lothringiſchen Hauſe eine gemeinſchaftliche Abſtammung habe. Berthold, der vom Kaiſer Heinrich III. die Anwartſchaft auf das Herzogthum Schwaben auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt bekam, nahm noch bei Lebzeiten deſſelben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiſer vor Otto ſtarb, gab nach Otto's Tode die Kaiſerin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entſchädigte Berthold im Jahre 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, wobei er die Landgrafſchaft über den Breisgau behielt. Aber im Jahre 1073 nahm ihm der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar ver-

ſöhnte er ſich, als die Sachſen ihn auf der Harzburg eingeſchloſſen hatten, ſcheinbar mit Berthold und verdankte dieſem ſeine Rettung; als ihm aber die Beſiegung der Sachſen gelungen war, ſuchte er ſich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch dieſe Untreue erklärte ſich Berthold jetzt öffentlich gegen Heinrich und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiſer wählte, Rudolph von Schwaben ſeine Stimme. Doch Heinrich beſiegte ſeine Feinde, und ließ Berthold nebſt den übrigen ſchwäbiſchen Grafen und Herren nach dem alemanniſchen Geſetz richten, wodurch ſie ihre Würden verloren. Berthold verheerte Oſtfranken, ſtarb aber vor dem Ende dieſes Krieges 1078 und vererbte den Herzogstitel nebſt ſeinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckergau auf ſeinen älteſten Sohn, Berthold II., deſſen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und im Jahre 1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausſtarben. Dieſen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen v. Urach Gemahlin, die meiſten zähringiſchen Güter in Schwaben nebſt Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die ſchweizeriſchen und burgundiſchen Allodien erhielt. Das Uebrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn aber, Hermann I. beſaß ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er ſich in ein Kloſter nach Clugny zurück, und ſtarb hier noch vor ſeinem Vater im Jahre 1074. Sein Erbe war ſein Sohn Hermann II., der ſich zuerſt Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Baden ward. Er ſtarb, nachdem er den hohenſtaufiſchen Kaiſern, Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienſte geleiſtet hatte, und von dieſen zum Herzog von Verona ernannt worden war, im Jahr 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiſers Friedrich I., und ſtarb auf dem Kreuzzuge in Antiochien im Jahre 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande und ſtifteten zwei Linien, jener die badenſche, dieſer die hochbergiſche. Hermann IV. erhielt vom Kaiſer Friedrich II. für die durch ſeine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunſchweig die Stadt Durlach, ein ehmaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Allodium und Ettlingen als Lehen. Von ſeinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenſchen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch ſeine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Oeſterreich, ein Recht auf dieſes Herzogthum, kam auch in den Beſitz deſſelben, wurde aber zwei Jahre darauf vergiftet, und ſein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben im Jahre 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbſchaft wieder verlor. Jedoch heirathete Eliſabeth, Hermanns V. Schweſtertochter, den Herzog Albert, des Kaiſers Rudolph von Habsburg Sohn, und dieſer erhielt nach der Meinung der damaligen Zeit nun erſt ein volles Recht auf Oeſterreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrſchaft Eberſtein mit ſeinen Landen, und ſuchte auch mehrere hohenſtaufiſche Güter während des großen Interregnums an ſich zu ziehen; Kaiſer Rudolph I. aber nahm ſie ihm wieder ab. — Ihm folgte Hermann VI., deſſen Söhne Fridrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien ſtifteten. Friedrichs Linie ſtarb bald wieder aus, Rudolph aber pflanzte ſeinen Stamm fort. Die weitere Geſchichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgeſetzte Theilungen, die dem Lande ſehr nachtheilig wa-

ren. Von Chriſtoph I. (geſtorben 1527) ſtammten die beiden Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Chriſtophs I. Sohn, Bernhard, der Stifter des Hauſes Baden-Baden, führte die proteſtantiſche Religion in ſeinen Landen ein. Sein Enkel Philipp ſtand unter der Vormundſchaft des Herzogs von Bayern, welcher während derſelben die evangeliſche Lehre wieder abſchaffte. Philipp ſtarb ſchon 1588 und das Land fiel an ſeinen Vetter Eduard, der ſich zur catholiſchen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte ſich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiſer Rudolph II. übertrug daher die Adminiſtration des Landes den Herzogen von Bayern und Lothringen; der Markgraf Ernſt Friedrich von Durlach aber proteſtirte dagegen und nahm das Land 1595 in Beſitz: es wurde erſt im Jahre 1629 dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Chriſtophs I. zweiter Sohn, Ernſt, (ſt. 1533) war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangeliſche Lehre an, welche von ſeinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt wurde. Sein Sohn, Ernſt Friedrich, regierte die ganze Markgrafſchaft mit vielem Ruhme. Er ſtarb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat noch bei ſeinem Leben ſeinem älteſten Sohn Friedrich V. die Regierung ab, während er ſelbſt mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiſer Ferdinand II., und zur Beſchützung des Pfalzgrafen Friedrich V. zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckſchen Allodien erbte aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., deſſen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzoſen mußte er ſich bis 1697 zu Baſel aufhalten. Nach dem Ryswicker Frieden ſuchte er den Wohlſtand des Landes wieder herzuſtellen und ſtarb 1709. Ihm folgte ſein Sohn Carl III., der 1715 die neue Reſidenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue ſtiftete. Sein einziger Sohn Friedrich ſtarb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteſte ſuccedirte und 1811 als Großherzog von Baden ſtarb (ſ. Carl Friedrich.) Die ältere Linie Baden-Baden ſtarb 1771 aus, und ſeit der Zeit ward das Land wieder vereinigt. Der jetzige Großherzog Carl iſt ein Enkel Carl Friedrichs, und ſeit 1806 mit Stephanie Louiſe Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt, von der er eine Tochter hat. Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenſchen Länder 77 Q. M. mit 210,000 Einwohnern. In dieſem Frieden wurden 8 Q. M. mit 25,000 Einwohnern abgetreten, und dagegen 60 Q. M. mit 245,000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1ſten Mai 1803 die Churfürſtenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, wieder an Baden brachte, ſtieg der Umfang ſeiner Länder auf 289 Q. M. mit einer Million Einwohner, wovon man die Einkünfte auf 5 bis 6 Millionen Gulden ſchätzt. In den neueſten Zeiten ſind die Abgaben jedoch bedeutend vermehrt worden. Am 12ten Juli 1806 trat Baden dem Rheinbunde unter dem Namen eines Großherzogthums bei, und hat als Bundesſtaat ein Contingent von 8000 Mann zu ſtellen. — Seiner natürlichen Beſchaffenheit nach gehört Baden zu den fruchtbarſten und angebauteſten Ländern Deutſchlands. Die Naturproducte ſind: Getraide, Küchengewächſe, Obſt, und darunter auch Kaſtanien und Mandeln, Wein, Hopfen, Flachs, der beſte Hanf in Deutſchland, Tabak, Krapp, Rübeſaat, Waldungen mit zahlreichen Theerbrennereien und Pottaſchſiedereien, Hausvieh,

auch veredelte Schafe, Speiſewild, Fiſche, Perlen, Eiſen, Blei, Silber, Kupfer, Zink, etwas Waſchgold, Gagat, Kalk, Gyps, Alabaſter, Rheinkieſel, nützliche Thonerde, Torf, Küchenſalz, aber nicht hinreichend, merkwürdige Steinbrüche zu Oeningen, Mineralwaſſer u. dergl. Die vorzüglichſten Kunſtproducte liefern die Leinen=, Wollen=, Baumwollen=, Leder=, Fayance=, Tabak=, Krapp=, Metall=, und Bijouteriefabriken, die Glasfabriken, Cryſtall= und Granatſchleifereien. Die hölzernen Uhren finden in allen Erdtheilen Abſatz. Der Schiffbau und der Handel mit Schiffbauholz ſind wichtig. — Das ganze Großherzogthum war im Jahre 1809 in zehn Kreiſe eingetheilt, da aber im Jahre 1810 der Odenwalderkreis aufgelöſ't, und unter die übrigen vertheilt wurde, ſo beſteht es gegenwärtig aus folgenden neun Kreiſen: 1. Seekreis, Hauptſtadt Conſtanz; 2. Donaukreis, Villingen; 3. Wieſenkreis, Lörrach; 4. Treiſamkreis, Freyburg; 5. Kinzingkreis, Offenburg; 6. Murgkreis, Raſtadt; 7. Pfinz= und Enzkreis, Durlach; 8. Neckarkreis, Mannheim; 9. Mayn= und Tauberkreis, Wertheim. Die Hauptſtadt des ganzen Landes und die Reſidenz des Großherzogs iſt Carlsruhe.

Baden=Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgrafen Wilhelm I. von Baden=Baden, wurde zu Paris den 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzeſſin von Carignan, ſeine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber ſein Vater und ſein Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er ſeine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einſt regieren ſollte. Seine erſten Kriegsdienſte that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elſaß, wo dieſer große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug der franzöſiſchen Armee zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé das Commando übernahm. Montecuculi nahm ſeine Entlaſſung, und der Herzog von Lotoringen trat an ſeine Stelle. Ludwig commandirte unter dieſem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann im J. 1678 in ſeine Markgrafſchaft zurück. Als der Krieg zwiſchen Oeſterreich und der Türkei ausbrach, warf er ſich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen Sobiesky kamen dieſer Hauptſtadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall ſich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entſetzt, die geſchlagenen Türken zogen ſich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über ſie. Als ein neuer Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich entſtand, behielt er das Commando an der Donau, und ſchlug die Türken den 24. September 1689 bei Niſſa und den 19ten Auguſt 1691 bei Salenkemen. Im J. 1693 wurde er nach Schwaben gerufen, um die Fortſchritte der Franzoſen zu hemmen; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um ſich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsoperationen gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in das Elſaß ein, täuſchte die Wachſamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky im J. 1697 der polniſche Thron erledigt war, bewarb er ſich um dieſe Krone; aber der Churfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt II. trug den Preis davon, und der Markgraf begab ſich nach dem Frieden von Ryswik in ſein Land zurück. Der ſpaniſche Succeſſionskrieg ließ ihn nicht lange in Ruhe. Er

erſchien an der Spitze einer kaiſerlichen Armee, und nahm, ungeachtet des tapfern Widerſtandes, Landau weg. Im J. 1703 bewies er ſein Talent in der Befeſtigungskunſt durch Anlegung der berühmten Linien von Stollhofen, die ſich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Indeſſen war ihm dieſer Krieg doch weniger günſtig, denn er wurde bei Friedlingen und Höchſtädt geſchlagen. Nachdem er 26 Feldzüge gemacht, 25 Belagerungen geleitet und dreizehn Schlachten geliefert hatte, ſtarb er zu Raſtadt den 4. Januar 1707. Er hinterließ ſein Land, das ſehr durch den Krieg gelitten hatte, ſeinem noch minderjährigen Sohne, **Ludwig Georg I.** Unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Franziſca Sibilla Auguſta, einer Tochter des letzten Herzogs von Sachſen-Lauenburg, blühte die Markgrafſchaft Baden wieder auf.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert ſich in die entfernteſten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüſſen und im Meere zuerſt dazu ein, und führte den Menſchen früh auf den Gedanken, dieſen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in ſeine Wohnung zu verpflanzen. Schon bei Homer finden wir das Bad im Hauſe als eine gewohnte Sitte. Als Ulyſſes den Palaſt der Circe betritt, wird ihm zuvörderſt das Bad gerüſtet, nach welchem er mit köſtlichen Eſſenzen geſalbt und mit einem ſchönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weiſe ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gaſtliches Dach einkehrt, zuerſt in das reinigende und von der Ermüdung der Reiſe erquickende Bad geführt, welches das erſte Erfoderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht ſo gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten, wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meiſtentheils mit den Gymnaſien verbunden, weil man ſich ihrer nach den Uebungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriöſen Periode auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder ſowohl zum Privat- als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beſchreibung derſelben paßt daher auf die griechiſchen und römiſchen Bäder zugleich. Das ganze länglich geſtaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen ſtießen an einander, damit ſie gemeinſchaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand ſich im Kellergeſchoß das Heizzimmer, durch welches ſowohl das Waſſer zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badſtuben erwärmt wurde. Ueber dem Heizzimmer befand ſich ein Gemach, in welchem drei kupferne Keſſel dergeſtalt ſtufenweiſe über einander gemauert waren, daß der unterſte unmittelbar über dem Feuer, der zweite über dieſem und der dritte über dem zweiten ſtand. So hatte man in dem unterſten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Waſſer. Durch beſondere mit Hähnen verſehene Röhren wurde das Waſſer aus dieſen Keſſeln in die daneben befindlichen Badeſtuben geführt, der Abgang aber aus einem Waſſerbehälter ſogleich erſetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badeſtuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem ſich Seſſel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo ſich die Badenden, ehe ſie ins Bad ſtiegen, und die ſie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand ſich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwizbade, welches durch Wärmeröhren ge-

heizt ward, und Laconicum hieß. Dieſes Zimmer hatte oben eine Oeffnung, durch welche das Licht fiel, und von welchem herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlaſſen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verſtärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es beſondere Zimmer; ferner ſtanden noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballſpielen und Gärten damit in Verbindung. Alle dieſe Nebengebäude, nebſt einer Menge von Badeſtuben, enthielt ein ſolches öffentliches Bad, das in ſeinem Innern mit den köſtlichſten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenſtänden ausgeſtattet war, in ſeinem Aeußern aber einem weitläuftigen Palaſte glich. Der immer höheren Genüſſen nachſpähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meereswaſſer in die Bäder zu führen, bediente ſich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte dieſe Anſtalten auf eine Weiſe, daß ſie uns noch in ihren Ueberreſten Erſtaunen und Bewunderung abnöthigen. Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künſtlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern ſind es eigentlich nur die Ruſſen, welche eigenthümliche Badeanſtalten haben, die von allen Volksklaſſen das ganze Jahr hindurch beſucht werden. Das ruſſiſche Bad beſteht in einem einzigen Saale, aus Holz erbaut; in demſelben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieſeln bedeckt iſt, welche die Hitze des Ofens glüht. Rings umher ſind breite Bänke befindlich. Beim Eintritte fühlt man ſich dergeſtalt von Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt iſt, dieſen Zuſtand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande ſind, einige Zeit in dieſer Atmoſphäre zu dauern, entkleiden ſich und ſtrecken ſich auf einen der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Waſſer auf die glühenden Kieſel gegoſſen, aus denen ſich augenblicklich ein dicker heißer Dampf erhebt, der den alſo Badenden einſchließt und dergeſtalt erhitzt, daß der Schweiß über ſeinen ganzen Körper ausbricht. Um die Dünſte zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Waſſer auf die Kieſel gegoſſen. Das Thermometer ſteigt in dieſen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Grad Reaumur. Hat der Ruſſe auf dieſe Weiſe ſein Bad genoſſen, ſo läßt er ſich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitſchen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Waſſer waſchen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegoſſen werden. In Ermangelung des kalten Waſſers ſpringt er auch wohl unmittelbar nach dieſem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder ſtreckt ſich in den Schnee. Der vornehmſte Ruſſe genießt nachher ein Getränk aus engliſchem Biere, weißem Weine, geröſtetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er ſich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläſer Branntwein, und geht wieder an ſeine Arbeit. Die Ruſſen bedienen ſich dieſer Bäder ſehr häufig; ſie ſind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft ſie in jedem Dorfe. Aehnliche Bäder findet man auch in Finnland. — Bei den Aſiaten ſind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beſchränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkiſchen und indiſchen Badeanſtalten. Die Türken ſind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waſchungen verpflichtet; außerdem müſſen ſich Männer und Weiber auch unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Zeiten beſonders baden. Zu dieſem Ende findet

ſich in jeder Stadt mit einer Moſchee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatperſonen beſitzen noch eigene Badeanſtalten, die mit allen Gegenſtänden aſiatiſcher Ueppigkeit ausgeſchmückt ſind. Aber außer dieſen warmen Bädern haben die Türken auch das trockne Bad der Alten. Die Gebäude, deren ſie ſich dazu bedienen, ſind aus Stein erbaut, und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten beſteht. Dieſe Zimmer werden mittelſt Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man ſich in einem beſondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man ſich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu ſchützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaſchen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe beſtrichen. Nach dieſem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkiſchen Frauen baden auf dieſe Weiſe täglich; die Männer aber nicht ganz ſo oft. — Von ganz eigenthümlicher Art dagegen ſind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beſchreibung macht; Der Badewärter ſtreckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Waſſer und beginnt darauf, den ganzen Körper deſſelben mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit zu drücken, zu preſſen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite ſeine Manipulationen geendigt, ſo fängt er ſie von der andern an, bald kniet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er den Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel deſſelben erſchüttert, bald führt er ſanfte Schläge auf die fleiſchigſten und muskulöſeſten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er faſt ſelbſt darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimſtein die harte Haut an den Füßen ab, ſalbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abſchiert. Dieſe Behandlung dauert etwa drei Viertelſtunden, und man fühlt ſich nach derſelben neu geboren. Ein Wohlbehagen von unausſprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und löſ't ſich bald in einen ſüßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn *wir* (einzelne Anſtalten zum warmen Baden, ohne beſondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, ſo iſt uns darum der Gebrauch künſtlicher Bäder keineswegs fremd. Die Medicin hat vielmehr die heilſamen Wirkungen derſelben durch vielfache Erfindungen neuer Miſchungen und Anwendungsarten zu vermehren geſucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen ſie beſtehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper beſtimmt. Man bereitet ſie aus Waſſer, Milch, Wein u. ſ. w., bald wärmer, bald kälter in verſchiedenen Abſtufungen, miſcht ihnen Kräuter, Eiſen, Seife u. ſ. w. zu, wie es die Abſicht erfodert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf-, und electriſche Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere ſind wieder Sturz- oder Plongirbäder, Tuſch- oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derſelben iſt augenblicklich und ſehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigſten bei Verrücktheit und Raſerei Gebrauch; letztere gebraucht man am meiſten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichſten verſtehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineraliſche Bäder,

Dies ſind ſolche, wozu das Waſſer in einer eigener Miſchung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anſtalten zur Auffaſſung des Waſſers, ſo wie zum Gebrauche deſſelben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten geſorgt. Es verſammeln ſich an dieſen Badeorten Geſunde und Kranke; ſie vergnügen ſich wechſelſeitig durch ihren Umgang und durch den gemeinſchaftlichen Genuß von mancherlei Luſtbarkeiten. Die gewohnten oft läſtigen Geſchäfte werden vergeſſen; man iſt in andern Verhältniſſen, und dies alles trägt, neben dem Gebrauche des Bades und dem Genuſſe des mineraliſchen Waſſers, zur Geneſung bei. Die einzelnen Arten von Bäder, als Soolbäder, Seebäder u. ſ. w. werden unter ihren Rubricken vorkommen. M,

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fiſchers, verbreitete durch ſeine muthigen und tapfern Thaten ſeinen Ruhm über ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Urſache, daß er ſtets einen Mangel an den feinern Umgangsſitten, aber auch eine außerordentliche Gradheit behielt. Ludwig XIV. ſchätzte ihn ſehr, und verdankte ihm den größten Theil der Achtung, die damals die franzöſiſche Marine bei andern Nationen genoß. Einſt war Jean Baert in Verſailles, und der König redete ihn an; „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geſchwaders gemacht.“ „Sire, daran haben Sie wohl gethan,“ antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über die naive Antwort, aber Ludwig ſagte zu ihnen; „dies iſt die Antwort eines Mannes, der ſeinen Werth fühlt.“ Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf und verbrannte andere, bewerkſtelligte eine Landung in Newkaſtle, und verheerte das Land. Gegen das Ende des Jahrs 1692 lief er mit drei Kriegsſchiffen aus und begegnete einer holländiſchen Flotte, die, mit Getraide beladen, aus dem baltiſchen Meere kam, ſchlug die Schiffe, die ſie deckten, und nahm ſechzehn Kauffartheiſchiffe. Im Jahre 1694, als es in Frankreich an Getraide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachſamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getraide einlaufen zu laſſen. Einſt entriß er eine Anzahl ſolcher Schiffe auf die kühnſte Art den Engländern wieder, in deren Hände ſie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelſtand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuſcht hatte, die mit einer drei Mal ſtärkern Escadre den Hafen blockirten, traf er auf die holländiſche Flotte, die aus der Oſtſee kam, und aus 110 Segeln beſtand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung mit vierzig Schiffen in die Gewalt der Franzoſen; aber als er eben dieſe Priſen nach Dünkirchen führte, erſchienen dreizehn holländiſche Linienſchiffe, und er ſah ſich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil ſeiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der in Ryswik geſchloſſen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel ſetzen. Er brachte die letzten Jahre ſeines Lebens in Dünkirchen zu, und ſtarb daſelbſt 1702, eben da der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausbrach, der ſeiner Erfahrung und ſeinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Bagdad, ein türkiſcher Paſchalik in Aſien, 170 Meilen lang und 130 Meilen breit, der jährlich 7 1/2 Millionen Piaſter einbringt, und eine Kriegsmacht von 30,000 Mann hat. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt am Tigris. Sie hat meiſtens aus Backſteinen erbaute Häu-

ſer und enge Straßen, aber ſchöne Moſcheen, Caravanſerai's, Bazars u. ſ. w. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 20,000. Wichtig ſind die Seiden-, Baumwollen- und Wollenfabriken, ferner der Handel mit Seide, perſiſchen Apothekerwaaren, indiſchen Stoffen und Shawls. Die Perſer, denen die Stadt vormals gehörte, wallfahrteten häufig dahin, weil ihr Prophet Ali ſich daſelbſt aufgehalten hat. Im J. 1638 wurde Bagdad von den Türken erobert, während der Schach von Perſien gegen den Mogul im Felde ſtand, und auch 1742 von ihnen wider die Perſer behauptet. Am 1ſten Mai 1761 verwüſtete ein Erdbeben einen großen Theil der Stadt. Das alte Bagdad, einſt die Reſidenz der Califen, lag an der Weſtſeite des Fluſſes, wo man noch die Ruinen ſieht.

Baggeſen (Jens), geboren 176. zu . . . im Däniſchen. Er bereiſ'te auf Koſten der Regierung mehrere Male Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Director des großen Theaters in Copenhagen, privatiſirte darauf mehrere Jahre in Paris, wo er bei Marly ein kleines Gut beſaß, kehrte 1810 in ſein Vaterland zurück und ward Profeſſor der däniſchen Sprache und Literatur in Kiel. Er iſt eben ſowohl in ſeiner Mutterſprache, als in der deutſchen, als Dichter und proſaiſcher Schriftſteller berühmt. Ein reich und voll ausſtrömender Geiſt, verbunden mit der regſamſten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart ſich in allen ſeinen Werken, denen zu vollkommenen Meiſterwerken jedoch die harmoniſche Vollendung fehlt. Unverkennbare Aehnlichkeit der Stimmung macht ihn zu Voßens Geiſtesverwandten, nur unterſcheidet Voß einfache, prunkloſe, gediegene Kraft, Baggeſen mehr dichteriſche Begeiſterung und Zartheit in der Aeußerung. Sein vornehmſtes Gedicht iſt Parthenais oder die Alpenreiſe, ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen. Neue (aber oft zu gewagte) Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmiſchung mythiſcher, phantaſtiſcher Weſen in den modernen Stoff iſt ebenfalls nicht ohne Grund getadelt worden. Ueber ſeine Reiſen gab er ein geiſtreiches humoriſtiſches Werk in däniſcher Sprache heraus, zuerſt unter dem Titel: das Labyrinth, dann verändert unter dem Titel: Dichterwanderungen. Es iſt aber jedesmal nur Fragment geblieben. C. F. Cramer verfaßte von Erſterm eine Ueberſetzung in ſeiner bekannten Manier, die nur ſeinen Freunden zuſagen konnte. Unter dem letzten Titel verſprach Baggeſen eine von ihm ſelbſt herrührende Bearbeitung, die aber bis jetzt (1813) noch nicht erſchienen iſt.

Bagrathion (Fürſt), ruſſiſcher General, galt für einen der talentvollſten Befehlshaber bei der ruſſiſchen Armee. Er war in den beiden Feldzügen 1792 und 1794 gegen die Polen angeſtellt, zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt von Catharinen Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit. 1799 befehligte er unter Suwarow in Italien, und zeigte von neuem viel Einſicht und perſönliche Tapferkeit, namentlich in den Schlachten an der Adda und Trebia. 1805 ward er zum zweiten Mal gegen die Franzoſen angeſtellt; er commandirte eines der erſten ruſſiſchen Corps, die den Oeſterreichern zu Hülfe kamen, wurde zwar bei Juntersdorf am 16ten Nov. von dem Corps des Prinzen Murat eingeſchloſſen, ſchlug ſich aber heldenmüthig mit dem Bayonnet durch, vereinigte ſich am 19ten Nov. mit der Armee des Generals Kutuſow bei Wiſchau, und brachte, obgleich nicht ohne bedeutenden Verluſt, ſelbſt noch einige Trophäen mit. Auch zeichnete er ſich in der Schlacht von Auſterlitz aus, wo ſeine Diviſion beinahe die einzige war, die mit einigem Erfolg focht. In dem Feldzuge 1806 und 1807 com-

mandirte er die Avantgarde der ruſſiſchen Armee, und hatte mehrere Kämpfe gegen die immer erneuerten Angriffe des Feindes zu beſtehen. Durch ihn wurde der Antrag zum Waffenſtillſtande gemacht, auf den der tilſiter Friede folgte. Später war er Commandirender der finnländiſchen Armee gegen Schweden. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er eine von den Weſtarmeen, focht allenthalben mit großer Auszeichnung, commandirte in der mörderiſchen Schlacht bei Moſaisk den linken Flügel, und ward hier, nach den rühmlichſten Beweiſen ſeines Muths und ſeiner Feldherrntalente, tödtlich verwundet. Bald darauf ſtarb er an ſeinen Wunden.

Bahama=Inſeln, auch die lucaiſchen genannt, liegen nordwärts von den großen Antillen, zwiſchen dem 21ſten und 27ſten Grad nördlicher Breite und dem 53ſten und 62ſten Grad weſtlicher Länge. Ihre Zahl belauft ſich auf einige hundert, von denen aber die meiſten nur über die Meeresfläche hervorragende Felſen ſind. Die größte iſt Bahama, von der die übrigen den Namen haben, die bevölkertſte aber Providence, ungefähr 8 Quadratmeilen groß. Die Spanier, für welche Columbus dieſe Inſeln entdeckte, achteten ihrer wenig, da weit wichtigere Länder ihrer Aufmerkſamkeit beſchäftigten. Schon in den Jahren 1672 und 1708 machten die Engländer Verſuche, ſich ihrer zu bemächtigen, wurden aber beide Male von den Spaniern vertrieben. Endlich 1719 gelang es ihnen, feſten Fuß zu faſſen. Die Seeräuber, welchen die Inſeln bisher zu Schlupfwinkeln gedient hatten, wurden vertrieben und die Engländer blieben im ununterbrochenen Beſitz. Die älteſten Bewohner ſind die eingebornen Wilden, wozu in der Folge Neger und Europäer kamen. Die ganze Volkszahl ſchätzt man auf etwa 6000. Man ſchildert ſie als gaſtfrei, gefällig, genügſam und zufrieden.

Bahrdt (Carl Friedrich), der ſowohl wegen ſeines Charakters und ſeiner Meinungen, als auch wegen ſeiner Lebensumſtände den merkwürdigſten Theologen der neuern Zeit beizuzählen iſt, war 1741 zu Biſchofswerda im Meißniſchen geboren. Den erſten Unterricht empfing er in dem Hauſe ſeines Vaters, eines würdigen Geiſtlichen. Darauf bezog er die Univerſität Leipzig. Mit ſeltenen Fähigkeiten ausgerüſtet, that er ſich bald unter ſeinen Commilitonen hervor, aber eben dieſe frühen Erfolge erzeugten einen Geiſt der Unruhe und Flüchtigkeit in allen ſeinen Studien, der auf ſeine ganze literariſche Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon im J. 1762 ward er Catechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher ſeinem Vater ſubſtituirt und zugleich bei der Univerſität außerordentlicher Profeſſor der bibliſchen Philologie. Er hatte bereits vor dieſem Zeitpunkt einige Schriften über Theologie und bibliſche Kritik herausgegeben, worin die Richtung ſeines Geiſtes und die Meinungen wahrzunehmen ſind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm als dieſe erſten Verſuche; allein eine jugendliche Ausſchweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn 1768 Leipzig zu verlaſſen. Er begab ſich nach Erfurt, wo er als Profeſſor der Philoſophie und der hebräiſchen Alterthümer angeſtellt wurde. Im Jahre darauf erwarb er die theologiſche Doctorwürde zu Erlangen. Zu Erfurt ſchrieb er ſeinen Verſuch eines Syſtems der bibliſchen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünſche des ſtummen Patrioten; zwei Werke, in denen er ſeine heterodoxen Grundſätze entwickelte und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologiſche Facultät zu Wittenberg verurtheilte ſeine

Lehre als ketzeriſch; dagegen die göttinger theologiſche Facultät ein minder ungünſtiges Urtheil fällte, und ſehr thätig ſich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit ſeiner natürlichen Unruhe, machten ihm bald ſeinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es daher 1771 und ging nach Gießen, wo er theologiſche Vorleſungen hielt und mit Beifall predigte. Aber ſeine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geiſtlichkeit, die er zu wenig ſchonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein perſönliches Betragen, das nie regelmäßig geweſen, brachte ihn in kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entſchloſſen Gießen zu verlaſſen, als er 1775 nach Marſchlins in Graubünden berufen wurde, um die damals dort unter dem Namen eines Philanthropin beſtehende Erziehungsanſtalt zu dirigiren. Er blieb hier nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Chef des Inſtituts ergriff er die erſte Gelegenheit, ſich von ihm loszumachen, und ging als Generalſuperintendent nach Dürkheim im Fürſtenthum Leiningen-Dachsburg. Auch hier war ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ ſich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um ein dem Philanthropin ähnliches Inſtitut zu errichten. Aber dieſe Anſtalt, übel organiſirt und geleitet, konnte nicht beſtehen. Bahrdt machte vergeblich eine Reiſe nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergeſehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Eine Sentenz des Reichshofraths, von ſeinen perſönlichen Feinden ausgewirkt, erklärte ihn für unfähig, irgend ein geiſtliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in ſeinen früheren Schriften ausgeſprochenen religiöſen Meinungen widerrufen habe. Zum Vorwand dieſes Urtheils diente die zweite Ausgabe ſeiner Ueberſetzung des neuen Teſtaments, deren erſte bereits angefochten worden. Aller ſeiner Aemter beraubt und gezwungen Deutſchland zu verlaſſen, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Bahrdt begab ſich 1779 nach Halle, wo er ſein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geiſtlichkeit ſchonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptſächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unſterblichkeit der Seele nicht zu ſeinen poſitiven Sätzen. Bahrdt las zu Halle über Philoſophie, Rhetorik und alte Sprachen und ſetzte zugleich mit Thätigkeit ſeine theologiſchen Arbeiten fort. Sein Ruf verſchaffte ihm Zuhörer; aber ſein unruhiger und polemiſcher Geiſt zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geiſtlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derſelben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gaſtwirths zu übernehmen, ſo wurde dieſer Weinberg bald der Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, ſo wie aller Neugierigen, die ſein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königl. preußiſche Religionsedict, und die deutſche Union, worin der Vorſchlag zu einer religiöſen Verbindung gemacht wurde, der ſowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Unterſuchung, in deren Folge er zu zweijährigem Feſtungsarreſt in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König ſetzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieſes Jahr, die Geſchichte ſeines Lebens, und ſeiner Meinungen zu ſchreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weiſe bei Halle und ſtarb 1792. Unregelmäßigkeit, ſelbſt bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten ſein Leben ab. — Bahrdt ſprach und ſchrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn

es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war elegant, und ſein mündlicher Vortrag angenehm und wahr. Sein Verdienſt als Kanzelredner iſt am wenigſten beſtritten worden. Seine Werke, ſelbſt ſeine gelehrteſten, verrathen nur unvollſtändige Kenntniſſe; es fehlte ihm faſt im ganzen Laufe ſeines Lebens an der Muße und Geiſtesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Uebung im Disputiren hatte er ſich mit gewiſſen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unleugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiöſen Anſichten und Meinungen ſeiner Zeit gehabt.

Bailly (Jean-Sylvain). Das Leben dieſes berühmten Mannes zerfällt in zwei ſehr verſchiedene Perioden: die erſte den Studien gewidmet, war ruhig, glücklich und ehrenvoll; die zweite, den öffentlichen Angelegenheiten hingegeben, war voll Unruhen, Widerwärtigkeiten und endigte mit dem Schaffot. Die Betrachtung beider Perioden iſt höchſt intereſſant und belehrend. Bailly war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufſeher der königlichen Bildergallerie, beſtimmte ihn zum Maler; aber ſeine natürliche Neigung zog ihn zu literariſchen Beſchäftigungen. Seine erſten Verſuche waren in der Dichtkunſt. Geſellſchaftliche Verhältniſſe führten ihn mit Lacaille zuſammen, deſſen Freundſchaft, Unterricht und Beiſpiel ihn ganz für die Aſtronomie gewannen. Er lernte die Kunſt der Beobachtung unter dieſem großen Meiſter und übergab im J. 1762 der Akademie der Wiſſenſchaften Mondbeobachtungen, die er unter Lacaille's Leitung angeſtellt und berechnet hatte. Auch berechnete er die Bahn des Cometen von 1759, deſſen Rückkehr die Aſtronomen beſchäftigt hatte. Im J. 1763 trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie. In demſelben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenem angeſtellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreiſes heraus; auch unternahm er um dieſe Zeit eine große Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenſtand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 ſeinen Essay sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvements heraus. Der Preis, zu dem Bailly nicht mehr concurriren durfte, wurde Lagrange zuerkannt, deſſen Analyſe ungleich gründlicher war; indeß hatte Bailly die Genugthuung mehrere der von ihm angegebenen Ungleichheiten beſtätigt zu ſehen. Beider Arbeiten wurden in der Folge durch Laplace und Delambre übertroffen. Außerdem gab Bailly 1771 ein Memoire über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht heraus, deſſen Intenſivität er auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe zu meſſen unternahm. Aber mitten unter dieſen mühſamen Arbeiten verließ ihn nicht ſein Geſchmack an der Litteratur, der einſt die vorzüglichſte Grundlage ſeines Ruhms werden ſollte. Beweiſe davon ſind ſeine ſchön geſchriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz, Molière, Cook, Greſſet und Lacaille, welche ſo günſtig aufgenommen wurden, daß Bailly dadurch zu dem Entſchluß geleitet wurde, einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand zu bearbeiten, der, eines ſchönen Vortrags fähig, ihm jenen literariſchen Ruf ſichern könnte, nach welchem er vor allen ſtrebte. Er wählte die Geſchichte der Aſtronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welcher dieſem Werke zu Theil wurde, war allgemein, und wurde durch die Diſcuſſionen noch vermehrt, welche darüber zwiſchen dem Verfaſſer und Voltaire entſtanden, und welche Bailly veranlaßten, ſeine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Beurtheilen wir die Geſchichte der Aſtronomie als ein wiſſenſchaftliches Werk,

ſo müſſen wir den hohen Werth derſelben anerkennen, wenn auch nicht zu läugnen iſt, daß das Beſtreben, die Spuren der Aſtronomie bis in das höchſte Alterthum zu verfolgen, ihn zu unerweislichen Hypotheſen über die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Indier und anderer aſiatiſchen Nationen verleitet hat. Der Ruf, den dieſes Werk ihm erwarb, ward Urſach, daß 1784 ihn die franzöſiſche Akademie an Treſſans Stelle zu ihrem Mitgliede wählte. In demſelben Jahre ernannte die Regierung eine Commiſſion, um die Wirkung des von Mesmer entdeckten thieriſchen Magnetismus zu prüfen. Bailly, der ein Mitglied dieſer Commiſſion war, ſtattete einen doppelten Bericht darüber ab; den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Geſichtspunkt für dieſe Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Urſachen des Magnetismus und ſeinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, deſſen Bekanntmachung damals gefährlich ſchien, iſt erſt ſpäter gedruckt worden. Im J. 1785 ward Bailly auch Mitglied der Akademie der Inſchriften, und im folgenden Jahre erſtattete er auf Veranlaſſung der Akademie der Wiſſenſchaften ſeinen wichtigen Bericht über die Errichtung der Hoſpitäler, der ihm neuen Beifall und Ruhm erwarb. Bailly genoß um dieſe Zeit des vollſtändigſten Glücks, welches dem Verdienſt und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten iſt, als ihn die Revolution plötzlich aus ſeiner friedlichen Laufbahn riß und in einen Abgrund von Leiden ſtürzte. Als man 1789 in Paris die Deputirten zu der allgemeinen Ständeverſammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der erſten, und in der Verſammlung ſelbſt wurde er zum erſten Präſidenten ernannt. Er behielt dieſen Platz, nachdem die Gemeinden ſich zu einer Nationalverſammlung conſtituirt hatten, und als der König dem dritten Stande unterſagte, ſich zu verſammeln, war er es auch, der am 20ſten Juni 1789 in jener berüchtigten Sitzung im Ballhauſe präſidirte, in welcher alle Deputirte durch einen Eid gelobten, nicht eher ſich zu trennen, bis ſie Frankreich eine neue Conſtitution gegeben haben würden. Am 16ten Juli ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieſes Amt mit ſeiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber dieſe Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelaſſenen Volksmaſſe in Schranken zu halten, die abwechſelnd dem Einfluſſe entgegengeſetzter Parteien Preis gegeben war. Die Palliative, welche Bailly zur Erhaltung einer ſcheinbaren Ruhe anwendete, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht erſticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigſte Widerſtand vergeblich wurde. Dies möchte man wenigſtens urtheilen, wenn man ſieht, welche Folgen es für Bailly hatte, daß er ein einziges Mal und bei der gerechteſten Veranlaſſung zu gewaltſamen Maaßregeln griff. Dies geſchah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzteſten Revolutionäre wollten, daß man dieſen Augenblick benutze, um ſeine Abſetzung auszuſprechen. Eine große Menge derſelben verſammelte ſich (am 17ten Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altare des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittſchrift zu unterzeichnen. Bailly begab ſich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern auseinander zu gehen; auf ihre Weigerung ließ er ſie zerſtreuen. Die Nationalverſammlung billigte ſein Betragen; dennoch gab er am 19ten Sept. ſeine Entlaſſung, verwaltete aber auf die dringenden Vorſtellungen ſeiner Freunde ſein Amt noch bis zum November. Damals zog er ſich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab ſich aufs Land in die Gegend von Nan-

tes. Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen ſichern Aufenthalt mehr geſtatteten, ſchrieb er an ſeinen Freund Laplace und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in ſeiner Nähe eine Zuflucht finden könne. Nach ſorgfältigen Erkundigungen antwortete ihm Laplace, daß er kommen möchte, und daß er in ſeinem eignen Hauſe Platz finden ſolle, da er entſchloſſen ſey, ſich ſelbſt auf ein nahe gelegenes Dorf zu begeben. Inzwiſchen aber waren durch die Begebenheiten des 31ſten Mai 1793 die Umſtände verändert worden. Von der revolutionären Armee war auch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrichtete ſogleich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weiſe achtete dieſer auf die Warnung nicht, ſondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun ward er erkannt. Man wollte ihn von Seiten des Magiſtrats entlaſſen, der Maire wandte alle Mittel, die Tugend und Muth ihm eingeben konnten, zu ſeiner Rettung an; aber die Wuth der Menge vereitelte alle Anſtrengungen. Man war gezwungen ihn nach Paris zu bringen, wo er am 11ten Nov. 1793 vor dem Revolutionsgericht zum Tode verurtheilt ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffene Maaßregeln und die Offenheit, mit welcher er ſich über die Grundloſigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepunkte geäußert hatte. Am 12ten Nov. führte man ihn auf den Richtplatz. Die rothe Fahne, die er auf dem Marsfeld hatte aufpflanzen laſſen, war an ſeinem Karren befeſtigt und ein Haufe Verworfener folgte ihm unter den ſchrecklichſten Schmähungen, während ein kalter Regen herabfiel. Vom Revolutionsplatz ſchleppte man den Unglücklichen auf das Marsfeld, wo man die Fahne vor ihm anzündete und brennend über ihn warf. Ueberwältigt von dieſen Mißhandlungen, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich gekommen war und ſeine erſtarrten Glieder unwillkürlich zitterten, rief einer jener Henker ihm zu: „Du zitterſt, Bailly.“ — „Ja, ich zittere,“ antwortete der Greis, „aber vor Kälte.“ Schon glaubte er das Ende ſeiner Leiden erreicht zu haben, als man nochmals das Schaffot niederriß, um nicht den heiligen Bezirk des Marsfeldes mit dem Blute eines ſo großen Verbrechers zu beſudeln. Man richtete es über einem Miſthaufen auf; er beſtieg es und empfing endlich den Todesſtreich. Es ſind zwei nachgelaſſene Werke von ihm erſchienen, das eine betitelt Essay sur l'origine des fables et des religions anciennes, das andere ſein Tagebuch während der erſten Zeiten der Revolution.

Bairaktar, ſ. Muſtapha Bairaktar.

Baizen heißt in der Jägerſprache Vögel und andere Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen Baizhunde.

Bajaderen heißen in Oſtindien junge Mädchen von zehn bis ſiebzehn Jahren, welche tanzen, ſingen und kleine Schauſpiele aufführen lernen. Sie ſtehen unter der Aufſicht einer Matrone, die in allen weiblichen Künſten und namentlich in der Kunſt zu gefallen erfahren iſt. Dieſe wählt ſich aus den niedrigſten Volksclaſſen die ſchönſten Mädchen, in einem Alter von ſieben bis acht Jahren, läßt ihnen, um ſie vor den entſtellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieſelben inoculiren, und führt ſie dann zu den Kenntniſſen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, deſſen Zweck und Bemühungen auf nichts anders gerichtet ſind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhalt und ſinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen ſind nach und nach ſo zum Gegenſtand des Luxus geworden, daß

ſie bei den geringſten Feſten erſcheinen, um die Geſellſchaft mit ihren Künſten zu unterhalten. Hat einer von den Anweſenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, ſo koſtet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der beſten Art erhält die Matrone, der ſie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupien oder Gulden, eben ſo viel für eine Nacht, außer dem Geſchenk für das Mädchen; doch gibt es auch Bajaderen von geringerer Gattung. Nach dem ſiebzehnten Jahre, wenn die erſten Reize verblüht ſind, pflegen die Bajaderen ſich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Braminen zu begeben: doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betſchweſtern zu werden. Sie ſetzen vielmehr auch beim Dienſt im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was ſie durch dieſelbe gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Uebrigens wird dieſes Gewerbe in Indien für nichts weniger als unſittlich oder unanſtändig gehalten.

Bajazet I., Sohn Amuraths I., wurde auf dem Schlachtfelde, wo ſein Vater geblieben war, 1390 als Kaiſer begrüßt. Der unerwartete und ſchnelle Tod hatte Amurath verhindert, ſeinen Nachfolger zu beſtimmen, und der Bruder Bajazets, Jacub Chelebi, glaubte gleiche Rechte an das Reich zu haben. Bajazet, der in ſeinem Bruder nur einen Rebellen erblickte, ließ ihn morden. Innere und auswärtige Kriege riefen ihn während ſeiner Regierung ſtets von einem Ende ſeines großen Reichs zum andern. Immer unter den Waffen durchſtreifte er mit Blitzes Schnelle Europa und Aſien, und nicht unpaſſend war der ihm gegebene Beiname Ilderim (der Blitz). Da die türkiſchen Beſitzungen größtentheils noch außer Europa lagen, ſo ſuchte er, wie ſchon ſein Vater, ſich auch hier feſtzuſetzen. Er eroberte in einigen Feldzügen einen großen Theil von Servien, und machte ſich zum Herrn der ganzen Bulgarei. Ein Theil ſeiner Truppen machte Eroberungen in der Wallachei, in Albanien, Bosnien und Slavonien; ein anderer drang nach Griechenland bis in den Peloponnes vor. Er ſelbſt ſchloß Conſtantinopel ein, glaubte es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und, was erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter geſchah, dem morgenländiſchen Kaiſerthum ein Ende zu machen. Um ſeine Fortſchritte zu hemmen und Conſtantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutſcher Kaiſer) eine große Armee zuſammen, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis in der Bulgarei an, zu deren Erſatz Bajazet herbeieilte. Er errang über die verbundenen Polen, Ungarn und Franzoſen einen entſcheidenden Sieg im Jahr 1395. Sigismund entging verkleidet durch eine ſchleunige Flucht der Gefangenſchaft und rettete ſein Leben; doch der Kern des franzöſiſchen Adels blieb auf dem Schlachtfelde oder war genöthigt, ſich dem Sieger zu ergeben, und der furchtbare Name Bajazets ſchreckte die entfernteſten Völker des Orients. Seinen Sieg aber ſchändete er durch unerhörte Grauſamkeiten gegen die Gefangenen. Alle wurden getödtet, die ſich weigerten, zur mahomedaniſchen Religion überzutreten, oder kein reiches Löſegeld verſprachen. Die Einnahme von Conſtantinopel mangelte allein noch dem Ruhme ſeiner Waffen, da er den Griechen Tribut auferlegte, und ihren Kaiſern Geſetze vorſchrieb. Er hätte vielleicht auch dieſe Unternehmung ausgeführt, wäre er nicht durch den Angriff eines furchtbaren Feindes daran verhindert worden. Tamerlan hatte ſich zum Herrn eines großen Theils von Aſien gemacht, und er, der keinen Nebenbuhler duldete, wendete die Waffen gegen Bajazet. Hieraus entſprang ein blutiger Krieg. Bei Ancyra

in Galatien trafen am 16ten Juni 1402 beide Heere zuſammen, die aus einer Million Streiter beſtanden. Sie fochten mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung und das Menſchenblut floß drei Tage und zwei Nächte. Zweihundert und vierzigtauſend Mann blieben auf dem Schlachtfelde, aber das Glück entſchied für Tamerlan. Bajazet wurde beſiegt, gefangen und beſonders durch die Großmuth des Siegers gedemüthigt. Tamerlan gab ihm ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn wieder und hatte ihm ſelbſt verſprochen, ihn in ſeine Länder wieder einzuſetzen; aber nachdem Bajazet den Verſuch gemacht hatte zu entfliehen, wurde er härter behandelt, auf den Zügen gefangen mitgeführt, und zur Verſchönerung des Triumphzuges ſeines Beſiegers in Samarcand aufgeſpart. Dieſer Schmach entging er jedoch durch einen Schlagfluß, der ihn am 9ten Mai 1403 zu Akſcheher (Antiochien in Piſidien) traf. — Die Volksſage, daß ihn Tamerlan in einem eiſernen Käfich gleich einem wilden Thiere mit ſich geführt habe, iſt hiſtoriſch nicht beſtätigt und wir führen ſie nur an, da ſie einem bekannten Kupferſtiche zum Grunde liegt.

Bajazzo, von dem italiäniſchen Baja, ein Spaß, und Bajaccia, ein einfältiger Spaß, iſt der bei Seiltänzern, Kunſtreitern und ähnlichen herumziehenden Geſellſchaften gewöhnliche Spaßmacher. Siehe Pickelhering.

Balaniten, verſteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielſchalige Seemuſchelthiere.

Balbeck, das alte Heliopolis in Cöleſyrien, am Berge Libanon, funfzehn oder ſechzehn Stunden von Damascus. Man findet hier die ſchönſten Ruinen des Morgenlandes. Beſonders ausgezeichnet ſind der große Palaſt und der noch prachtvollere, faſt noch ganz unverſehrte große Tempel, als deſſen Erbauer Antoninus Pius genannt wird. Mehrere andere Tempel ſind ebenfalls von großer Schönheit. Nach einem derſelben iſt die Paulskirche in London erbaut. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde Balbeck von einer Geſellſchaft von Engländern beſucht, welche 1757 eine Beſchreibung der dortigen Alterthümer herausgaben. Damals hatte es gegen 5000 Einwohner, unter denen auch Chriſten und Juden waren, und ſtand unter einem Aga, welcher ſich den Titel eines Emirs beilegte.

Balboa, (Vaſco Nunnez de) war in Spanien gegen das J. 1475 geboren. Nachdem er in jugendlichen Ausſchweifungen ſein Vermögen verſchwendet hatte, beſchloß er in der neuen Welt ſein Glück zu verſuchen und begleitete Baſtidas auf ſeiner erſten Reiſe nach der pariſchen Küſte. Nach ſeiner Rückkehr nach Spanien häufte er neue Schulden, und entging den Verfolgungen ſeiner Gläubiger nur dadurch, daß er ſich heimlich an Bord eines Schiffs bringen ließ, das nach Weſtindien ging. Enciſo, der es befehligte, war über das Betragen des jungen Caſtilianers ſo erbittert, daß er ihn auf einer wüſten Inſel ausſetzen wollte; bald aber mußte er die Talente und den Muth Balboa's bewundern, der, nachdem das Schiff in dem Buſen von Uraba geſcheitert war, Enciſo und die Mannſchaft nach Darien führte, und gleich nach ſeiner Ankunft über 500 Indier einen vollſtändigen Sieg erfocht. Seine Gefährten ernannten ihn dafür zu ihrem Anführer. Der erſte Gebrauch, den Balboa von ſeiner Gewalt machte, war, daß er Enciſo mit ſchweren Anklagen überhäufte, ihn gefangen ſetzte und ſeine Güter einzog. Dieſe Ungerechtigkeit ward nachher der Vorwand ſeines Sturzes. Balboa durchzog das Land, deſſen Schrecken er ward, an der Spitze ſeiner Spanier, und beſteuerte es dermaßen, daß das Fünftel des Königs in kurzem auf hunderttauſend Thaler ſtieg. Ein junger Caſi-

que, der die Goldgier der Spanier wahrnahm, erbot ſich, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieſes Metall zu den gemeinſten Geſchirren verbraucht ward. Man machte ſich auf den Weg, und der Indianer führte ſie nach dem ungeheuern Reiche von Peru, das jedoch Balboa mit ſeiner geringen Mannſchaft nicht anzugreifen wagte. Er begnügte ſich, Erkundigungen von demſelben einzuziehen, und im Namen des Königs von Spanien, ſeines Herrn, Beſitz von dem großen Ocean zu nehmen, deſſen unabſehbare Fläche ſich vor ihm ausbreitete. Als er nach vier Monaten nach Darien zurückkam, belaſtet mit Gold und Perlen, fand er zu ſeinem Erſtaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen ſollte. Balboa, empört über dieſen Undank, fügte ſich dennoch, und wurde im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias ſöhnte ſich zwar ſcheinbar mit ihm aus und gab ihm ſogar ſeine Tochter zur Ehe, ließ aber bald nachher ihm wegen ſeines Betragens gegen Enciſo und wegen anderer vorgeblichen Pflichtverletzungen den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balboa, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm ſeinen beſten Officier, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen ſeyn würde, und unter dem dieſer furchtbare Eroberer ſich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb. zu Enſisheim im Elſaß 1603, geſt. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jeſuit und Hofprediger des Churfürſten von Bayern, und gehört zu den vorzüglichſten neuern lateiniſchen Dichtern. Sein Andenken iſt beſonders durch Herders treffliche Ueberſetzungen wieder geweckt worden. Dieſer ſagt von ihm: „Starke Geſinnungen, erhabene Gedanken, goldne Lehren, vermiſcht mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menſchheit und für das Glück ſeines Vaterlandes ſtrömen aus ſeiner vollen Bruſt, aus ſeiner innig bewegten Seele. Er ſah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröſtete er die Vertriebenen, richtete er die Geſunkenen auf; indem er das Schickſal Deutſchlands beweinte, ſuchte er Deutſchlands beſſern Geiſt zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt iſt er gegen die falſchen Staatskünſtler! wie entbrannt für die geſunkene Ehre und Tugend ſeines Landes! Allenthalben in ſeinen Gedichten ſieht man ſeine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer ächt philoſophiſchen Geiſteswürde. Er iſt ein Dichter Deutſchlands für alle Zeiten; manche ſeiner Oden ſind von ſo friſcher Farbe, als wären ſie in den neueſten Jahren geſchrieben.“ In gleichem Sinne ſagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes, regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen, ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidnngen geſchäftiger Witz, ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift, große ſittliche Schnellkraft und Selbſtſtändigkeit, kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Balde's Werken allzuhervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte.“ — Minder ausgezeichnet ſind ſeine deutſchen Gedichte.

Balearen, eine Inſelgruppe im mittelländiſchen Meere, nicht weit von den Küſten von Valencia in Spanien. Die vornehmſten ſind Majorka nnd Minorca, jetzt beide der Krone Spanien gehörig.

Dieſe Inſeln, welche in den alten Zeiten ihren Namen von der außerordentlichen Fertigkeit der Einwohner im Schleudern erhielten, eroberte Jacob I. 1259 von den Mauren, verband ſie mit Aragonien, und in der Folge kamen ſie an das vereinigte Königreich Spanien, von dem ſie jetzt unter dem Titel: el Reino de Mellorca eine eigene Provinz ausmachen.

Ballade (Ballata) nennen die Italiäner ſeit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Geſang, der aus mehreren gleichen Strophen beſteht. Der gewöhnliche Inhalt ſind Liebesklagen. Balladen nannte man ſie, entweder weil ihre Muſik tanzend war, oder weil man beim Abſingen derſelben zu tanzen pflegte. Auf Letzteres ſcheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. d.)

Ballei, ſ. Orden.

Ballet nennen wir im weitern Sinne jede Darſtellung einer Reihe leidenſchaftlicher Regungen und Gefühle durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen, wobei die höchſtmögliche äſthetiſche Ausbildung und Schönheit dieſer Bewegungen Zweck iſt. Nach dieſer Bedeutung begreift man unter der Benennung Ballet auch Darſtellungen von Gemüthsbewegungen und Gefühlen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tanzkunſt Ballete, deren Zweck es iſt, durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Geſinnungen, Leidenſchaften und Gefühle mit der höchſtmöglichen äſthetiſchen Ausbildung und Schönheit darzuſtellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyriſchen Dichtkunſt, lyriſche Ballete, dieſe aber, welche eine Handlung darſtellen, dramatiſche Ballete nennen. Das lyriſche und dramatiſche Ballet zuſammen machen die höhere Tanzkunſt aus, im Gegenſatz der niedern, deren Zweck geſelliges Vergnügen iſt, da hingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchſten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatiſchen Ballets in hiſtoriſche, deren Stoff ein geſchichtliches Factum iſt, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage iſt, und in poetiſche, denen ein Werk der Dichtkunſt zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegoriſchen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommenſten ſeyn müſſen. Gewöhnlich iſt ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Geſten und Attitüden einen beſtimmten Theil der Handlung darſtellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man beſonders zu berückſichtigen, einmal die Wahl des Sujets, das Einheit der Handlung oder Leidenſchaft haben, und einer kunſtgemäßen Darſtellung durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen fähig ſeyn muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müſſen; und endlich die Muſik und Decorationen, durch welche alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anſchaulich machen kann. Das Ballet iſt eine Erfindung der neuern Zeit, wiewohl einen pantomimiſchen Tanz ſchon die Alten kannten. Beſondere Verdienſte erwarb ſich um daſſelbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, ſondern ihr Zweck nur iſt, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Balliſt, ſ. Geſchütz.

Balliſtik iſt die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in

der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und iſt, beſonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenweſens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geſchützes, wichtig. Die Körper werden entweder ſenkrecht, oder horizontal, oder ſchief geworfen. Mit der aus dem Wurfe entſtandenen Bewegung verbindet ſich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Iſt der Würf ſenkrecht, ſo bleibt die Bewegung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geſchieht, durch den Fall beſchleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet iſt, retardirt und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung ſeiner Schwere wieder herabfällt. Bei horizontalen und ſchiefen Würfen aber, wo die Richtungen des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entſtehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Geſetzen fallender Körper, Parabeln ſeyn müſſen, in ſo fern der Widerſtand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den galileiſchen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die parabolische Theorie der Balliſtik, nach welcher ſich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerſtand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu beſtimmen, heißt das balliſtiſche Problem, und iſt nach verſchiedenen fruchtloſen Bemühungen Anderer von Tempelhof in ſeinem Bombardier prussien aufgelöſ't worden. Auch gehören zur Anwendung der Balliſtik noch Unterſuchungen über die Geſchwindigkeit, welche Ladungen von beſtimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs braucht u. ſ. w., wie denn die ganze Geſchützkunde auf ihr beruht.

Ballſpiel, bei den Alten ein gymnaſtiſches Spiel, das vornehmlich in den Thermen geſpielt wurde, und womit ſich ſowohl die Erwachſenen als auch die Jugend beſchäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verſchiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblaſen, mithin unſerm Ballon ähnlich; der zweite war ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unſerm Federballe glich, und den drei Perſonen, die ſich in ein Dreieck ſtellten, einander zuſchlugen; der vierte endlich, ein dicht mit Federn ausgeſtopfter Ball, der beſonders auf dem Lande gebräuchlich war. Im Mittelalter war das Ballſpiel ſehr beliebt, und man hatte eigene Ballhäuſer. Es waren dabei gewiſſe Perſonen angeſtellt, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man Naquets nannte, woraus das Wort Laquais entſtanden ſeyn ſoll.

Balſame ſind ſtark und meiſtens angenehm riechende, etwas dickflüſſige Materien. Man theilt ſie in natürliche und künſtliche. Die natürlichen Balſame ſind eigentlich verdickte ätheriſche Oele, ſo wie die Harze ausgetrocknete Balſame ſind. Zu dieſer Verdichtung der Balſame trägt wahrſcheinlich der größere Antheil von Sauerſtoff bei, welchen ſie aus der Luft annehmen. Sie ſind vegetabiliſchen Urſprungs, und werden erhalten, indem ſie entweder von ſelbſt aus dem Stamme verſchiedener Bäume ausfließen, oder durch gemachte Einſchnitte in die Rinde ſolcher Bäume zu einem häufigern Ausfluſſe veranlaßt werden. Die vorzüglichſten unter ihnen ſind der Balſam von Gilead oder von Mekka, der koſtbarſte unter allen, der, ſo viel man weiß, von einem Baum in Arabien, nicht weit von Mekka kommt. Man gewinnt ihn durch vorſichtiges Aufritzen der Zweige, der beſte aber tröpfelt von ſelbſt aus denſelben, jedoch ſo ſparſam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als

drei bis vier Tropfen gibt. Ein Quentchen koſtet in Mekka ſelbſt gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balſam wird für die vornehmſten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn faſt niemals unverfälſcht. Anfangs ſieht er blaß, trübe, und iſt flüſſig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchſichtig. Der Copaivabalſam wird von einem ſchönen großen Baume in Südamerika geſammelt, iſt weißgelblich, durchſichtig und etwas dickflüſſig. Er wird ſowohl in der Medicin, als auch in der Oelmalerei und zu Firniſſen gebraucht. Der peruvianiſche Balſam iſt theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem ſpaniſchen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balſam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, ſieht rothgelb aus, und iſt zäher als die andern Balſame. Der flüſſige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaum, welcher in ſumpfigen Gegenden von Mexiko wächſt, kommt dem peruvianiſchen Balſam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin, und Lerchenbaum, gehören gleichfalls hierher; ferner der carpathiſche Balſam, aus der Zirbelnußkiefer, der ungariſche Balſam, aus dem Krummholzbaume. — Man nennt auch verſchiedene künſtliche pharmaceutiſche Zubereitungen Balſame, welche theils dickflüſſig, wie Salbe und Oel, theils flüſſig und hell, wie Spiritus ſind. Zu den erſtern wird als Grundlage (corpus pro balsamo) gewöhnlich das ausgepreßte Mußkatennußöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätheriſche Oele, z. B. Citron-, Bergamott-, Nelkenöl, auch Moſchus u. dgl., geſetzt werden. Dergleichen ſind die Schlag-, Wund-, Kopfbalſame u. a. m. Unter den flüſſigen ſind der hoffmanniſche Lebensbalſam, der ſchauerſche Balſam u. ſ. w., die bekannteſten.

H.

Balſamiren, auch einbalſamiren, heißt eine Leiche mit mancherlei balſamiſchen Stoffen anfüllen und umgeben, um ſie vor der Verweſung zu bewahren. Die Erfinder dieſer Kunſt waren die Aegyptier in den älteſten Zeiten dieſer Nation. Andere Völker, z. B. die Aſſyrer, Scythen und Perſer folgten ihnen, erreichten ſie jedoch nicht darin. Von dem Grade, auf welchem dieſe Kunſt bei den Alten ſtand, iſt ſie überhaupt ſehr herabgeſunken, vielleicht auch, weil die Veränderung in den religiöſen Begriffen und Gebräuchen das Balſamiren der Todten ſeltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme und fürſtliche Perſonen zuweilen noch einbalſamirt; allein dieſe Balſamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus den Höhlungen des Körpers werden die Eingeweide, nämlich das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen und die Gedärme, die Leber u. ſ. w. herausgenommen, ſtatt deren eine Miſchung von balſamiſchen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. hineingefüllt; die großen Blut- und andere Gefäße werden mit Balſamen, die in Weingeiſt aufgelöſ't ſind, ausgeſpritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus ſtark eingerieben u. ſ. w. (S. Mumien.) H.

Baltimore, eine Grafſchaft des nordamerikaniſchen Freiſtaates, welche auf 44 Q. M. 40,000 Einwohner enthält. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt am Patapskofluß, der ſich hier ſchon zu einer Bay erweitert und Seeſchiffe trägt, hat verſchiedene Manufacturen und Fabriken in Hüten, Tiſchler- und Sattlerwaaren, Tauen, Schnupftabak, Zucker, Pulver, Eiſenwaaren u. ſ. w., und treibt einen lebhaften Handel. Sie hat 30,000 Einwohner, drei Schauſpielhäuſer, eine Börſe, zwei Bankgebäude, eine Akademie und öffentliche Bibliothek, und mehrere gemeinnützige Geſellſchaften. Die Schiffswerfte ſind bedeutend.

Baltiſches Meer (gewöhnlicher die Oſtſee genannt), ein zwi-

ſchen den Küſten von Dänemark, Deutſchland, Preußen, Curland, Liefland und Schweden befindlicher, mit der Nordſee zuſammenhängender großer Meerbuſen. Es hat keine Ebbe und Fluth, ſein Waſſer iſt weniger ſalzig, und wirft, wenn es unruhig iſt, an den Küſten von Curland und Preußen den bekannten Bernſtein aus. Es treibt zwei große Meerbuſen in das innere Land: den einen gegen Norden, welcher der bothniſche, den andern gegen Oſten, welcher der finniſche Meerbuſen genannt wird.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde zu Angoulême 1564 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geſchäftsträger des Cardinals Lavalette, ließ ſich aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des Cardinals Richelieu auf ſich, der ihm eine Penſion von 2000 Francs mit dem Titel eines Staatsraths ertheilte. Er galt in dieſer Zeit für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünſtler ſeines Jahrhunderts. Doch fanden ſeine zahlreiche Schriften nicht bloß Bewunderer, ſondern auch heftige Tadler. Unter dieſen letztern war beſonders Goulu, General der Feuillanten (eines Kloſterordens unter der Regel des heil. Bernhards), der äußerſt bitter in ſeinen Kritiken war, und ſie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlaſſen. Er endigte in Angoulême ſein Leben am 18ten Februar 1655 in einem Alter von ſechzig Jahren. Eine mißverſtandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulſt, Affectation und Hyperbeln verleitet, die ſich freilich, als der Geſchmack ſich reiner ausbildete, nicht mehr in Anſehen erhalten konnten. Indeß muß man ſeinem harmoniſchen Periodenbau Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und bekennen, daß er zur Bildung der franzöſiſchen Proſa manches Gute beigetragen hat. Er kannte die Alten und hatte ſie ſtudirt, und ſeine lateiniſchen Gedichte, wiewohl ohne ſonderlichen poetiſchen Werth, ſind rein, correct und von den Fehlern ſeiner franzöſiſchen Schreibart frei. Das vollendetſte ſeiner Werke iſt ohne Zweifel ſeine Abhandlung über die lateiniſchen Verſe. Zu hart iſt über ihn das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er unter diejenigen Schriftſteller gehöre, die ſich mehr mit Worten als Gedanken beſchäftig hätten.

Bamberg, ein ehemaliges Hochſtift im fränkiſchen Kreiſe, zwiſchen Culmbach, Anſpach, Würzburg und Coburg, welches 65 Quadratmeilen mit 180 bis 200,000 Einwohnern enthielt. Vor Alters gehörte das Land meiſtens den mächtigen Grafen von Babenberg, nach deren Abgang 998 Kaiſer Heinrich II. die Grafſchaft in ein Biſthum zu verwandeln beſchloß, welches auch 1006 geſchah. Der Kaiſer und ſeine Gemahlin Kunigunde bereicherten das Hochſtift anſehnlich, und der kaiſerliche Kanzler Eberhard wurde 1007 der erſte Biſchof. Ferner verordnete Heinrich II. im J. 1019 den König von Böhmen zum Oberſchenken, den Churfürſten von der Pfalz zum Obertruchſeß, den Churfürſten von Sachſen zum Obermarſchall und den Churfürſten von Brandenburg zum Oberkämmerer des Biſthums, ſo daß ſie dieſe Aemter von jedem Biſchof zu Lehen empfingen. Dieſe Feierlichkeit geſchah jedesmal zu Nürnberg in der St. Egidiencapelle. Jene vier Churfürſten hatten wieder vier anſehnliche Geſchlechter in Franken mit den vier Unterämtern belehnt. Auf dem Reichstage hatte der Biſchof die vierte Stelle unter den geiſtlichen Fürſten. Er wurde von dem Domcapitel, welches aus zwanzig Capitularherren und vierzehn Domicellaren beſtand, aus deſſen Mitte gewählt. Die Einkünfte betrugen 875,000 rhein. Gul-

den. Im J. 1803 kam dieſes beträchtliche Land unter dem Titel eines Fürſtenthums als Entſchädigung an das Churhaus Pfalz-Bayern; der Biſchof ward mit einem Jahrgelde von 50,000 Fl. abgefunden, und das Domcapitel nebſt vielen Klöſtern eingezogen, wodurch die Landeseinkünfte ſich verdoppelten. — Was die Beſchaffenheit des Landes anlangt, ſo ſind die nördlichen und ſüdlichen Theile rauh und waldig; dagegen iſt zwiſchen Forchheim und Bamberg der Boden ſehr fruchtbar an Getraide und Obſt. Dennoch ſcheint das Landvolk in keinem Wohlſtande zu ſeyn. Die Manufacturen und Fabriken ſind im Ganzen von keiner großen Bedeutung. Die Hauptſtadt gleiches Namens liegt zu beiden Seiten der Pegnitz und zählt gegen 20,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört die neue fürſtliche Reſidenz Petersburg, von Biſchof Lothar 1702 erbaut, die Domkirche mit ihrem Kirchenſchatze und den Grabmälern Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Cunigunde, Conrads III. und Papſt Clemens II., die ſchöne Univerſitätskirche u. ſ. w. Die hieſige Univerſität wurde im J. 1585 als ein Gymnaſium academicum errichtet, 1647 von Biſchof Otto in eine Univerſität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Biſchof Friedrich Carl mit der juriſtiſchen und mediciniſchen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollſtändigem philoſophiſchen und theologiſchen Unterricht verwandelt. Auch die mediciniſch-chirurgiſche Lehranſtalt am großen Ludwigshoſpitale wurde beibehalten und neu dotirt. Ferner iſt Bamberg ſeit 1803 der Sitz des Oberappellationsgerichts für alle fränkiſchen Länder, eines Hofgerichts zur Entſcheidung der Prozeſſe in zweiter Inſtanz und der Criminalfälle, und einer Landesdirection zur Beſorgung der ſtaatsrechtlichen und ſtaatswirthſchaftlichen Angelegenheiten, womit auch das geiſtliche Departement verbunden iſt. Berühmt iſt die Stadt endlich auch durch die Zahl und Fleiß ihrer Gärtner, die eine große Zunft bilden.

Bambocciaden heißen in der Malerei ſolche Bilder, die Gegenſtände und Scenen des gemeinen Lebens und niedrigen Verkehrs, und zwar auf eine groteske Weiſe darſtellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeſte, Räuberbanden, Tabaksgeſellſchaften u. dgl. Sie erhielten dieſen Namen nach Peter von Larr, einem geſchickten niederländiſchen Mahler, der ſich in dieſer Gattung auszeichnete, und den die Italiäner wegen ſeiner ſeltſamen Mißgeſtalt Bamboccio (Krüppel, verſchrobener Menſch) nannten.

Band, Bänder (ligamenta), ſind gewiſſe Theile des menſchlichen und thieriſchen Körpers, welche beſtimmt ſind, Zuſammenhang unter die Knochen und andere ſchwebende Theile zu bringen. Die Kenntniß dieſer Bänder gibt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterſcheiden ſich von den Knochen durch ihre Biegſamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Feſtigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Beſtimmung. Dieſe beſteht darin, daß ſie die Theile unter einander verbinden, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einſchränkung der Bewegung dienen.

Bandello (Matteo), ein berühmter italiäniſcher Novelliſt, der, wie es ſcheint, im Jahre 1480 zu Caſtelnuovo di Scrivia im Tortoneſiſchen geboren war. Er ſtudirte zu Rom und Neapel, und legte ſich, ſowohl den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten ſeiner Zeit als dem Studium der Alchymie abgeneigt, faſt ausſchließlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften. Er ſcheint mehrere Jahre in und um Mailand gelebt zu haben,

beſonders von Pirro Ganzaga und Camilla Bentivoglio geſchätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen. Dann lebte er in Mailand, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er irrte einige Zeit von Ort zu Ort, ging anfangs zu Lodvico Gonzaga, dann zu Cäſar Fregoſo, der aus venetianiſchen in franzöſiſche Dienſte getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes zwiſchen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode ſeines Beſchützers lebte er zu Agen bei deſſen Familie, und ward 1550 zum Biſchof dieſer Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung ſeines Sprengels dem Biſchof von Graſſe, und beſchäftigte ſich in einem Alter von ſiebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung ſeiner Novellen, von denen er 1554 die drei erſten Bände herausgab; ein vierter erſchien 1573 nach ſeinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben iſt. Außer den Novellen ſind von Bandello gedruckt Canti XI delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Ganzuolo e del vero amore, col tempio di pudicitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Cäſar Fregoſo, ſämmtlich ohne großen Werth. Andere ſeiner Gedichte ſind handſchriftlich auf der Bibliothek der turiner Akademie, und ſollen den Werken der beſten Dichter an die Seite zu ſetzen ſeyn. In ſeinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht; allein natürliche Einfachheit, ein raſcher Gang der Erzählung und harmoniſche Kürze der Perioden zeichnen ſie vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht ſelten ziemlich unzüchtig iſt. Dieſer Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaz, da er gern bei ſchlüpfrigen Scenen verweilt, und ſeine Farben nicht ſpart, ſie für die Phantaſie auszumalen.

Bandwurm (taenia), gehört (nach Batſch) unter die zweite Abtheilung der vierten Claſſe der Eingeweidenwürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat ſeinen Namen von ſeiner bandförmigen Figur. Er beſteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe an gerechnet, den engern und obern Theil des nächſtfolgenden Gliedes umgibt. Dieſe Glieder werden nach dem Schwanzende zu breiter und größer, und in jedem der größern iſt ein beſonderer Eierſtock. Am vordern Ende haben ſie vier Saugöffnungen. Von dem Kopf entſtehen drei Canäle, die durch den ganzen Körper der Länge nach fortgehen. Die Bandwürmer leben meiſt im Darmkanal, aber nicht bloß im Menſchen, ſondern auch in den Thieren, bei welchen ſie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachſen. Mehrere Thierarten ſcheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hünern, ja ſogar in vielen Fiſchen, z. B. den Hechten, Bandwürmern gefunden. Im Menſchen kommt der häutige und der breite Bandwurm mit roſenförmigen Eierſtöcken, die ſich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierſtöcken am öfterſten vor. Einige haben am Kopfe außer den Saugwarzen auch noch einen Hakenkranz, womit ſie in den Eingeweiden ſich befeſtigen. Unter den Darmbandwürmern des Menſchen ſind vorzüglich zu bemerken der langgliedrichte und kurzgliedrichte oder breite. Jener kommt am öfterſten in Deutſchland vor. Die einzelnen Glieder ſind kleinen Kürbißkernen oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopfende hin werden die Glieder immer kleiner und ſchmäler. An dem dünnen fadenförmigen Halſe

ſitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms iſt. Von den hinterſten Gliedern, als den größten, löſen ſich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für ſich fortleben und zu vollkommenen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung nicht vielmehr ihr Abſterben nach ſich zieht, iſt unentſchieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals iſt ſehr ſchmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über ſechzig Ellen anwachſen. Die Perſonen, welche einen Bandwurm bei ſich haben, müſſen viele Beſchwerden davon leiden, indeſſen ſind die Kennzeichen von der Gegenwart deſſelben ſehr unſicher, weil die Zufälle auch von andern Urſachen, z. B. Hypochondrie, Hyſterie herrühren können. Das ſicherſte Zeichen iſt immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, ſo wächſt er immer wieder nach, wenn gleich durch Wurmmittel noch ſo viel abgetrieben worden iſt. Auf dieſe Weiſe können viele Ellen abgetrieben werden, wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb drei Jahren von einem Mädchen an tauſen Ellen Bandwürmer ſoll erhalten haben. Man hat von jeher viele ſpecifiſche Mittel gegen deu Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber auch nicht allemal geholfen haben, z. B. das ſchottiſche, welches aus gegoſſenem und ſehr zart gekörntem Zinn beſteht, das herrnſchwandiſche und das nufferſche, deren Hauptbeſtandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä beſteht. Die Hauptſache der Cur läßt ſich auf zwei Erforderniſſe zurückführen: den Wurm zu ſchwächen, ſo daß er ſich mit dem Kopfende nicht feſt einhaken kann, und alsdann ſeinen Abgang zu befördern, wobei man aber darauf ſehen muß, daß er nicht abreißt und das Kopfende zurückbleibt, weil ſonſt von dieſem an der Wurm ſo lang und länger wächſt, als er vorher geweſen iſt. H.

Bank, eine Anſtalt, bei welcher Capitaliſten eine beliebige Summe Geld einlegen, und demjenigen, an welchen ſie zu zahlen haben, Anweiſungen darauf geben. Dieſes geſchieht theils Sicherheits, theils Bequemlichkeits wegen, um der Mühe des Auszahlens überhoben zu ſeyn; es werden aber gewöhnlich noch andere Vortheile dabei beabſichtigt. Wenn in einer Bank das Eigenthum des Geldes unter einem beſtimmten Cirkel oder einer Anzahl von Eignern umhergeht, ſo heißt dieſelbe eine *Girobank*; wenn hingegen die Bank ſo eingerichtet iſt, daß ein jeder, der auch keinen Antheil an der Einrichtung der Caſſe hat, und folglich nicht zu den Eignern der Bank gehört, auf einen Bankſchein das Geld, worauf derſelbe lautet, ausgezahlt erhalten kann, ſo heißt ſie eine *Zettelbank*. Von der erſten Art iſt die älteſte und das Muſter die Bank von Venedig; von der zweiten iſt die Bank von Genua die älteſte, welche im Jahre 1407 errichtet worden iſt. Beide Arten von Banken pflegen einen größern Zahlwerth in ihren Banknoten ins Publikum zu bringen, als ſie Geld oder Geldeswerth beſitzen, durch welche Einrichtung ſie große Vortheile zu ziehen im Stande ſind. Es ſind daher gewöhnlich mit beiden Arten von Banken *Leihbanken* verbunden; jedoch ſo, daß die Girobanken bloß auf edle Metalle und unverderbliche Waaren, die Zettelbanken hingegen auf mehrere Arten von Geldeswerth, inſonderheit auf liegende Gründe zu leihen pflegen. Eine vernünftig eingerichtete Zettelbank kann in einem Staate, in welchem das baare Geld rar, die Zinſen hoch ſind und der Wucher freies Spiel hat, von großem Nutzen ſeyn. Unter die Hauptgläubiger der Banken gehört gewöhnlich der Staat. Eine claſſiſche Schrift über die Banken iſt die Schrift von *Büſch*, in ſeinen kleinen Schriften über

die Handlung. **Bankogeld**, ſolches, wie es in der Bank genommen wird, gewöhnlich beſſeres oder ſchwereres, als das umlaufende. Das **hamburgiſche** Bankogeld z. B. beſteht in alten vollwichtigen Speciesthalern, das Stück 1 1/2 Reichsgulden gerechnet; da hingegen die Speciesthaler in hamburger Curantmünze mehr, in Conventionsmünze zwei Gulden gelten. **Banko-Agio**, das Aufgeld, welches auf Curant gegen Banko gegeben werden muß. **Bankobuch**, **Bankoconto** iſt das Buch und die Rechnung über das in eine Bank gelegte oder aus derſelben empfangene Geld. **Bankozettel**, **Banknoten**, gedruckte Zettel, auf die verſchiedene kleinere oder größere Summen lauten und im Lande überall für baar Geld, jedoch oft mit Verluſt, zuweilen mit Gewinn genommen werden; wegen der öſterreichiſchen Bankozettel ſiehe öſterreichiſche Staatspapiere. **Bankordnung** iſt diejenige Vorſchrift, nach welcher ſich ſowohl die Adminiſtration der Bank, als Jeder, der mit derſelben Geſchäfte macht, zu richten hat.

Banks (Sir Joſeph), ein berühmter engliſcher Naturforſcher, geboren 1740, aus einer ſchwediſchen adligen Familie, die ſeit einem Jahrhundert ſich in England niedergelaſſen hatte. Seine Liebe für die Naturgeſchichte veranlaßte ihn, mehrere Reiſen zu unternehmen. Die erſte führte ihn nach Labrador. Darauf ward er Begleiter des Capitains **Cook**. Nach ſeiner Rückkunft machte er die naturhiſtoriſchen Schätze Islands und der Hebriden bekannt. Seine Kenntniſſe, ſeine Klugheit und Thätigkeit waren bei dieſer langen Seereiſe oft von großem Nutzen; ihm verdankt man die Einführung des Brotbaums auf den amerikaniſchen Inſeln. Nachdem er 1777 zum Präſidenten der königlichen Geſellſchaft zu London ernannt war, bekam er viele Gegner, die er jedoch mit Glück bekämpfte. Der König ernannte ihn ſpäter zum Geheimenrath und Ritter des Bathsordens, und die Franzoſen erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinſtituts, weil ſie es ſeiner Verwendung verdankten, daß ſie die Papiere de la Perouſe's, welche auf ſeine Reiſe Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurückerhielten.

Bann oder **Acht**, eine Strafe der catholiſchen Kirche, welche entweder von der Gemeinſchaft der Heiligen, oder doch vom Gebrauche der Sacramente ausſchließt. Im erſten Falle iſt es der große Bann, Anathema, ehemals eine furchtbare Waffe der Hierarchie; im zweiten der kleine Bann, Excommunication. Auch die engliſche, griechiſche Kirche, ſo wie die jüdiſche Religion haben ihren Bann.

Banner, **Bannier**, ſchwediſcher Feldherr im 30jährigen Kriege, ſtammte aus einem alten gräfl. Geſchlechte Schwedens, that ſeine erſten Kriegsdienſte in Polen und Rußland und begleitete ſeinen König, **Guſtav Adolph**, der ihn ſehr ſchätzte, nach Deutſchland. Nach dem Tode deſſelben (1634) erhielt er ein Commando über 16,000 Mann und ward das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittſtock 1636, welche er gegen die kaiſerlichen und ſächſiſchen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmälich wieder emporkam, war das Werk ſeiner Thätigkeit. Er erlebte aber das Ende des Krieges nicht, ſondern ſtarb zu Halberſtadt am 10ten Mai 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift, das ihm beigebracht worden. Mit ihm verlor Schweden ſeinen einſichtsvollſten Feldherrn, wie die kaiſerlichen ihren gefährlichſten Feind. **Banner** ließ ſich in ſeinen Unternehmungen nur durch die Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr hingegen wußte er geſchickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu

ſtark war, zu entgehen. Unter ſeiner Anführung wurden bei verſchiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geſchlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er ſich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geſchäfte ſeines Amtes übrig ließen, und wahrſcheinlich war der unmäßige Genuß derſelben das eigentliche Gift, das ſeinen frühen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutſchen ein Ritter ſo viel Anſehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl erzeugter Leute gegen den Feind führen konnte, ſo erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn.

Bannus, Ban, war der Titel der Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Croatien, welche im Namen des Königs über alle Beamte geſetzt waren, auch zu Kriegszeiten das Obercommando führten. Es kommt dieſe Benennung von dem Worte Ban her, welches im Slawiſchen einen Herrn bedeutet. Eine Landſchaft, über die ein Bannus geſetzt war, hieß Bannat. Jetzt giebt es nur noch einen Ban von Croatien, welcher unter den ungariſchen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banquerott, ſ. Falliment.

Banquette, in der Kriegswiſſenſchaft eine Erdbank oder Erhöhung an der innern Seite des Walles, worauf die Soldaten ſtehen und über die Bruſtwehr ſchießen können; auch der erhöhte Fußweg neben einer Fahrſtraße.

Banti (Brigida Giorgi), eine der vortrefflichſten Sängerinnen Italiens, war im Jahre 1780 Prima donna auf dem Theater zu Wien; im Jahre 1783 war ſie zu Florenz, 1784 in Turin und 1785 in Venedig. Späterhin lebte ſie in London, wo ſie ſich vielleicht noch befindet.

Bär, ſ. Sternbilder.

Baratier (Johann Philipp). Dieſes frühzeitige, leider zu frühzeitige Genie, da es eben ſo ſchnell wieder dahin welkte, war am 19ten Januar 1721 zu Schwabach im Fürſtenthum Anſpach geboren, wo ſein Vater, Franz Baratier, damals franzöſiſcher reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind ſeines Vaters, dieſer ſein einziger Lehrmeiſter. Sein Vater behauptete, man müſſe dem Kinde von der Wiege an etwas lehren; dieſen Grundſatz befolgte er bei ſeinem Sohne, jedoch ſo, daß er, weit entfernt ihm den geringſten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung, ohne Abſicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre ſeines Alters fing ſein Vater mit ihm die franzöſiſche Sprache an, in der er geboren war. Um die Buchſtaben zu erlernen, gab er ihm kein Buch in die Hände (Kinder werden bei der Betrachtung ſo vieler Buchſtaben nur verwirrt); er zeigte ihm einen Buchſtaben nach dem andern. Beſonders gefiel dem jungen Baratier, daß er ihm die Buchſtaben als etwas Lebendiges vorſtellte, das mit ihm rede; er malte ſie beim Trinken mit Waſſer auf den Tiſch u. ſ. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihn zu gleicher Zeit die Geographie; bei Tiſche ſagte er ihm, die Suppe ſey eine Suppe dieſes oder jenes Herrn, der in der und der Stadt wohne. Auf dieſe Art lernte er in ſeinem dritten Jahre fertig leſen, im vierten fertig franzöſiſch und

deutſch, im fünften lateiniſch ſprechen: mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechiſche und hebräiſche Sprache, ſo daß er in ſeinem achten Jahre den Codex überſetzen konnte; worauf er auch noch andere orientaliſche Sprachen lernte. In ſeinem zwölften Jahre ſtudirte er die Weltweisheit, nebſt den mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Kirchengeſchichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Chriſti. Als ſein Vater im Jahre 1735 als franzöſiſcher Prediger nach Stettin berufen wurde, und bei ſeiner Durchreiſe durch Halle mit ſeinem Sohne den Profeſſor Schulz beſuchte, führte dieſer beide zu dem Kanzler von Ludwig, welcher dem jungen Baratier verſprach, daß er ohne Koſten zum Magiſter der Philoſophie promovirt werden ſolle. Der junge Baratier ließ ſich ſofort den folgenden Tag immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philoſophiſchen Facultät examiniren. Hierauf entwarf er ſogleich in der Verſammlung vierzehn Theſes, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitauſend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magiſterwürde ſtandhaft vertheidigt wurden. Sein Vater ſetzte nun mit ihm ſeine Reiſe nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den geheimen Rath, Friedrich Hofmann, dem Könige von Preußen vorgeſtellt wurden, welcher denſelben viele Gnade erzeigte, dem jungen Genie auf vier Jahre jährlich funfzig Thaler ausſetzte, ihm Geld zu mathemathiſchen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu ſtudiren befahl. Auch mußte ein Prediger der franzöſiſchen Gemeinde zu Halle nach Stettin gehen, und der Vater Baratiers an deſſen Stelle in Halle bleiben. Unſer junges Genie ſtudirte jetzt in Halle die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden ſind. — Eine ſo früh aufgeſchoſſene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, bekam er ſchon in ſeinem zehnten Jahre ein bösartiges Geſchwür, an dem er viel litt, und zu welchem ſich eine Auszehrung geſellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, 8 Monaten und 16 Tagen, den 5ten October 1740, ſtarb.

Barbados, eine der Antillen (ſ. d.), unter denen ſie die öſtlichſte iſt, 7 Quadratmeilen groß. Die Engländer, welche ſie 1625 entdeckten, wurden von dem milden Clima und fruchtbaren Boden der damals wüſten Inſel eingeladen, ſich dort niederzulaſſen, und ſchon 1650 ſollen 50,000 Weiße und noch mehr Sclaven ſich dort befunden haben. Um dieſe Zeit hatte man die Kunſt der Zuckerbereitung gelernt, wodurch die Reichthümer der Colonien ſich ſo ſehr vermehrten, daß Carl II. hier dreizehn Baronets machte, von denen einige jährlich 10,000 Pf. einnahmen. Im J. 1675 betrug der Werth der jährlich ausgeführten Producte über 350,000 Pfund. Damals war die Inſel auf dem Gipfel des Flors. Später aber verheerte ſie einer der fürchterlichſten Orkane, wozu noch 1692 eine peſtartige Seuche kam. Seitdem hat ſie ſich nie wieder zu jener Blüthe erhoben, wiewohl ſie noch immer eine der wichtigſten engliſchen Beſitzungen in Weſtindien iſt. Sie liefert beſonders Zucker (in den beſten Jahren etwa 200,000 Centner,) Rum, Ingwer, Aloe, Baumwolle. Die Hauptſtadt heißt Bridge-Town.

Barbarei, ein großer Theil von Nordafrika, deſſen Name ſich von den Berbern herſchreibt, einem Volke, das Einige von den Canaaniten herleiten. Sie beſteht aus zwei Haupttheilen: der eigentlichen

Barbarei und der Wüſte Sara. Die eigentliche Barbarei enthält die ſechs Reiche: Barca, Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marocco (ſ. d.)

Barbaren, ein Name, welchen die Griechen allen denjenigen mit einer gewiſſen Verachtung gaben, die ihre Sprache nicht redeten. Ihnen ahmten die Römer darin nach, indem ſie alle Nichtrömer und Nichtgriechen ſo nannten.

Barbetten, heißen im Feſtungsbau erhabene Plätze, auf welche das Geſchütz geſtellt wird, wenn keine Schießſcharten da ſind.

Barbiton ein muſikaliſches Inſtrument bei den Alten, welches ſeiner vielen Saiten wegen auch Polychordon hieß. Seine eigentliche Beſchaffenheit iſt uns unbekannt. Die Dichter verwechſeln es oft mit der Laute und Cither.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinaufſteigt. Die aus ihren Preſſen hervorgegangenen Werke zeichnen ſich durch Correctheit und Eleganz aus. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließen ſie ſich in Paris nieder. Hier ſetzte Joſeph Gerard Barbou die Sammlung lateiniſcher Claſſiker fort, welche Antoine Couſtelier angefangen hatte, und die ſich durch ihren eleganten Druck empfehlen. Couſtelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Salluſt, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Perſius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäſar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Juſtin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Claſſiker. Der jetzige Beſitzer des Verlags, Auguſte Delalain, hat ganz neuerlich die Sammlung noch mit vier Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barby, eine Grafſchaft in Oberſachſen an der Elbe, zwiſchen Magdeburg und Anhalt, welche nach dem Erlöſchen des gräflichen Hauſes Barby mit dem Grafen Auguſt Ludwig im J. 1659 als ſächſiſches Lehen an das Churhaus Sachſen, und zwar anfangs an die weißenfelſiſche Linie zurückfiel. Die übrigen barbyſchen Beſitzungen fielen theils an Anhalt-Zerbſt, theils an Magdeburg heim. Gegenwärtig gehört Barby als ein Amt zum Kreisamte Wittenberg. Die Hauptſtadt Barby liegt nicht weit von dem Zuſammenfluß der Saale und Elbe, und zählt 3500 Einwohner. Sie iſt wohlgebaut und hat ein altes Schloß. Im J. 1749 verlegte die Herrnhutergemeinde ihr theologiſches Seminarium und akademiſches Collegium hieher. Seit 1789 befindet ſich jedoch nur noch das Pädagogium hier. Die Brüdergemeinde hat auf dem Schloſſe ein Obſervatorium und große naturhiſtoriſche Sammlungen.

Barca, ein nordafrikaniſches Königreich, zwiſchen Tripolis und Aegypten, von dem uns faſt alle Nachrichten fehlen. Es iſt theils der Pforte, theils Tripolis unterworfen. In jenem Theile iſt Barça, in dieſem, der gewöhnlich die Wüſte Barca genannt wird, Derne die Hauptſtadt; im innern Lande liegt die faſt ganz unbekannte Republik Siwah mit der Hauptſtadt gleiches Namens. Die Einwohner ſind meiſt arabiſcher Abkunft und Mahomedaner.

Barcarolles, eine Art Geſänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern ſelbſt componirt, aber von höchſt angenehmer Melodie. Der freie Zutritt, den die Gondelirer überall haben, ſetzt ſie in den Stand, ihren Geſchmack zu bilden. Die meiſten von ihnen haben einen großen Theil von Taſſo's befreitem Jeruſalem, ja manche daſſelbe ganz inne: ſie ſingen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern; und

man kann wohl behaupten, daß vor Taſſo nur Homer und außer dieſen beiden kein anderer epiſcher Dichter ſo in dem Munde ſeiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona iſt eine der größten Städte Spaniens und die Hauptſtadt des Fürſtenthums Catalonien. Sie liegt in Geſtalt eines halben Mondes am Meere. Die Stadt ſelbſt iſt gut befeſtigt, und außerdem liegt noch auf der öſtlichen Seite eine ſtarke Citadelle, welche im Jahre 1715 erbaut wurde, und mit der am Meere liegenden Schanze, San Carlos, eine verborgene Verbindung hat. An der Abendſeite der Stadt liegt der Berg Montjui, auf deſſen Gipfel ſich ein Fort, das den Hafen beſchützt, befindet. Im achtzehnten Jahrhundert wurden noch mehrere Feſtungswerke zur Vertheidigung der Stadt und des Hafens angelegt. Der Hafen iſt zwar geräumig, aber für Kriegsſchiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geſchirmt, an deſſen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich ſind. Barcelona hat ein großes Arſenal, eine ſtarke Kanonengießerei, eine Gewehrfabrik, und iſt überhaupt ein wichtiger Kriegsplatz, der mehrere hartnäckige Belagerungen aushielt, ſich aber auch mehrmal ergeben mußte. Die Stadt hat gegen 10,000 Häuſer, breite Straßen, anſehnliche Marktplätze und über 100,000 Einwohner. Hier iſt ein Biſchof, 82 Kirchen, 27 Manns- und 18 Nonnenklöſter; ferner eine Univerſität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturalienſammlung, eine Freiſchule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieſchule, eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ein Findelhaus, ein großes Hoſpital und andere ſchöne Anſtalten. Das Induſtrieweſen dieſer Stadt iſt ſehr wichtig. Man zählt 150 Baumwollenmanufacturen, viele Seidenwebereien, Wollenmanufacturen, Manufacturen von Spitzen, Franzen und guten Stickereien, Meſſer-, Waffen- und Kupferſchmiede u. dgl. Es wird eine einträgliche Handlung getrieben, und überhaupt iſt Barcelona ein Hauptplatz für den Handel im mittelländiſchen Meere. Seitdem es aber von den Franzoſen beſetzt iſt, leidet der Handel dieſer Stadt ſehr, weil die Engländer den Hafen blokiren und die ſpaniſchen Inſurgenten die Verbindung zu Lande unſicher machen.

Barclay de Tolly, ſ. **Tolly**.

Barden, Dichter und Rhapſoden der Celten oder Galen, welche die Thaten der Helden zur Harfe ſangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demſelben zum Kampfe voranſchritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren ſo heilig geachtet, daß der hitzigſte Kampf ſtille ſtand, wenn **ſie** ſich zwiſchen die Kämpfenden ſtellten. Die Celten (Kelten, Jalen, von den Römern Gallier genannt) welche zu Cäſars Zeiten zwiſchen der Rhone und Garonne wohnten, (Jul. Caes. I, 1.) brachten ſie mit nach England. Allein ſie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inſeln gedrängt. Hier, beſonders in der oberſten Spitze des abgeſonderten Schottlands, erhielt ſich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengeſang am längſten. Jeder Heerführer hatte Barden in ſeinem Gefolge. Ein ſolcher Barde war der berühmte **Oſſian**, unter deſſen Namen viele Geſänge geſammelt und kürzlich von **Ahlwardt** nach dem galiſchen oder gäliſchen (Gaulois) Original überſetzt worden ſind. Man nennt die ſchottiſchen Barden auch kaledoniſche, und den Oſſian vorzugsweiſe **den kaledoniſchen Barden**, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnſitze die Galen einnahmen. Die Barden verſchwanden mit der wachſenden

Herrſchaft des Chriſtenthums allmälich; eben ſo die Druiden oder Prieſter der Galen, zu deren Orden ſie gehört haben ſollen. Ob auch die germaniſchen Völker, welche zu dem gothiſchen Stamme gerechnet werden, Barden gehabt haben, iſt ſehr beſtritten worden; ſo viel iſt aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit dieſem Namen die älteſten Sänger der Vorzeit überhaupt, ohne Rückſicht auf Nation belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutſchen in letzterer Hinſicht (und da ohnehin das Wort Barde von dem celtiſchen und germaniſchen Bar, Geſang, Geſchrei abſtammt) Barden, d. h. ihre älteſten Nationaldichter, und Bardenlieder, obgleich nicht auf dieſelbe Weiſe wie die Galen oder Celten beſaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch Skalden. T.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Dieſer Name iſt auf eine ſehr unbeſtimmte und beſtrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7) gegründet. Selbſt Heyne wagte nicht zu entſcheiden, ob barditus, barritus oder baritus zu leſen ſey, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgeſänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung, in ſeiner älteſten Geſchichte der Deutſchen ꝛc. Lpz. 1806. S. 387, zieht baritus vor, verſteht darunter das Kriegsgeſchrei, den Schlachtruf der Germanen, und läugnet damit zugleich, daß es bei ihnen Barden gegeben habe. Andere, welche barditus leſen, verſtehen darunter den Bardengeſang in der Schlacht, und nehmen daher auch Barden bei den Deutchen an. Indeſſen redet doch Tacitus auch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von alten Geſängen der Germanen, welche den Urſprung und die Thaten ihres Geſchlechts beſangen, mithin hatten dieſelben auch Barden und Bardenlieder, nur in einem allgemeinen Sinne (ſ. d. vorigen Art.), als die Völker celtiſchen Urſprungs, welche in den oſſianiſchen Geſängen Ueberreſte ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich des Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengeſanges fortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener celtiſchen Nationalſänger denken, welche urſprünglich allein Barden geheißen zu haben ſcheinen. Carl der Große ließ eine Sammlung deutſcher Bardenlieder (uralter Nationalgeſänge) veranſtalten, welche aber leider verloren gegangen iſt. Die ſcandinaviſchen Völker beſitzen noch einige Bardenlieder in den Geſängen ihrer Skalden. Auch treffen die Geſänge der älteſten Nationaldichter eines Volks gewöhnlich in einem Gegenſtande zuſammen, d. i. in der Beſingung der Thaten der Helden, welche an die Götter gränzen, und in dem kriegeriſchen Charakter der Geſänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun auch die Deutſchen ſolche Geſänge hatten, ſagt Tacitus in jener Stelle; daß aber der Geſang kaum mehr als ein wildes Geſchrei geweſen, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt auch aus mehrern andern Stellen zu beweiſen. Letzteres nun iſt in dem Begriff des neuern Bardiets, wie es vorzüglich zu Klopſtocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, und man verſteht daher unter Bardiet in der neuern Poeſie ein Lied, in dem vorgeſtellten Charakter eines Barden oder älteſten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, beſonders ein religiöſes und kriegeriſches Lied, oder einen Schlachtgeſang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germaniſchen Völker; wovon das in Ton und Sitten cultivirte Kriegslied unſerer bürgerlichen Zeit ſehr weit verſchieden ſeyn muß. Die Dichter nun, welche zu Klopſtocks Zeit das Bardiet ausbildeten und bis zum Ueberdruſſe erſchallen ließen, ahmten in demſelben jedoch meiſtentheils die ſentimentale Weichheit des Oſſian, der eben durch Mac-

pherſon wieder erweckt worden war, nach, und arteteten im Gegentheil in rohes kunſtloſes Gebrüll aus, über welches ſich ſchon Hölty (ſ. dieſen Art.) und ſeine Freunde durch Parodien luſtig machten. Im Ganzen konnte dieſe Gattung dem Publicum nicht lange zuſagen; weil ſie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines ſehr unbeſtimmten und nebelhaften Urbildes, ſeyn konnte, in dem andern aber dem ſchon ſehr verſtändigen und modernen Publicum zumuthete, ſich einige Stufen zurückzuſtellen und die Miene der deutſchen Rohheit anzunehmen, welches bei dem großen Mangel individueller Züge, oder bei der Einmiſchung einer unausgebildeten Mythologie, die erſt der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu ſeyn ſchien. Doch müſſen wir dieſe Ausartungen der neuern Poeſie nicht mit den, wenn auch nicht durchaus gelungenen, Verſuchen *Klopſtocks* und einiger ſeiner Freunde vermiſchen. Denn *Klopſtock*, welcher das neuere Bardiet erfand, vermiſchte zwar Celtiſches und Germaniſches, daher bei ihm auch von Druiden ꝛc. die Rede iſt, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordiſche Mythologie mit ſeiner Poeſie zu aſſimiliren; aber nie verläugnet ſich doch ganz der Genius, und ſeine Bardiets werden der Welt zeigen, mit welchem Ernſte Klopſtocks ahnender Geiſt die deutſche Kraft aufrufte und bei den Schatten der Vorfahren beſchwor. Uebrigens gab Klopſtock dem Bardiet auch die *dramatiſche Form*, wie in ſeiner Hermannsſchlacht, in welche einige Schlachtgeſänge verwebt ſind. *Denis* und *Gerſtenberg* behandelten dieſe Gattung richtiger in *lyriſcher Form*; *Kretſchmann* in epiſcher. Letzterer bildete ſich auch eine Theorie des Bardiets, in welcher er den Bardengeſang ſchon ſehr idealiſirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenſtände beſtimmt, die deſſen hiſtoriſchen Charakter aufheben müßten; ſiehe K. F. Kretſchmanns ſämmtl. Werke, 1. Bd. Lpz. 1784. T.

Bardili (Chriſtoph Gottfried), Hofrath und Profeſſor der Philoſophie an dem königl. Obergymnaſium zu Stuttgart. Er war zu Blaubeuren im Wirtembergiſchen am 18. May 1761 geboren, ſtudirte zu Tübingen, wurde darauf Vicar zu Kirchheim unter Teck, 1786 Repetent im theol. Stift zu Tübingen, 1790 ordentl. Profeſſor an der hohen Karlsſchule und 1795 an dem obengenannten Gymnaſium, und ſtarb im 47ſten Jahre ſeines Alters (1808), als verdienſtvoller Lehrer und ſcharfſinniger Schriftſteller gleich bedauert. Zuerſt zeigte er ſich durch ſeine Epochen der vorzüglichſten philoſophiſchen Begriffe (Halle 1788) als einen ſcharfſinnigen Denker; dann auch im Gebiete der *practiſchen* Philoſophie durch ſeine Schrift: Ueber den Urſprung des Begriffes von der Willensfreiheit (Stuttgart 1790); Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundament der Weltweisheit (ebendaſ. 1794) und ſeine allgemeine practiſche Philoſophie (ebend. 1795); in der *Pſychologie* durch ſeine Schrift über die Geſetze der Ideenaſſoziation (ebendaſ. 1796). Eine ganz neue Bahn betrat er aber durch ſeinen, die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publicums erregenden *Grundriß der erſten Logik*, gereinigt von den Irthümern der bisherigen Logik, beſonders der kantiſchen (ebendaſ. 1800). In dieſem Buche, wie in der ſpäter erſchienenen *philoſophiſchen Elementarlehre*, 2 Hefte (Landshut 1802 und 6) ſuchte er die Aufgabe der Philoſophie durch eine in leere Spitzfündigkeiten verfallende *Logik* zu löſen. Hier gab er auch dem Geſetze der *Identität* eine neue Deutung. Das Denken beſteht hiernach, wie das Rechnen, in einem unendlichen Wiederholen des Eins in Vielem. Die Materie, deren Charakter die Mannigfaltigkeit iſt, wird hiernach

zum Denken hinpoſtulirt, iſt aber von dem Denken als dem Erſten und Abſoluten abhängig. Durch ihre Verbindung mit dem Denken entſteht das Wirkliche; das Denken aber iſt die reine Möglichkeit deſſelben. Auch Reinhold glaubte auf dieſem Wege eines rationalen Realismus das Ziel der Philoſophie erreicht, und empfahl in dieſer Hinſicht öffentlich Bardili's Arbeiten, (ſ. K. Leonh. Reinholds Beiträge zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie beim Anfange des 19ten Jahrhunderts, Hamb. 1801, 6 Hefte; Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philoſophie in ihren ſämmtlichen Lehrgebäuden, Wien 1805, 8. und Bardili's und Reinholds Briefe über das Weſen der Philoſ. und das Unweſen der Speculation, München 1804, 8.) welche Behauptung er aber in ſeiner letztern Schrift (Grundlegung einer Synonymik) ſelbſt wieder zurückgenommen ha. Zu weit entfernt von dem Bedürfniſſe der Zeit lag dieſe Anſicht, um einen ausgezeichneten Theil des Publikums gewinnen zu können; ſie iſt daher auch bald wieder vergeſſen worden. Dennoch können wir jenem ſcharfſinnigen Werke und den ſpäter (Landshut 1803) erſchienenen Beiträgen zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes der Vernunftlehre das Verdienſt nicht abſprechen, auf manche Mängel der Logik aufmerkſam gemacht und zu ihrer Verbeſſerung beigetragen zu haben. T.

Barère (Bertrand von Vieuzac), geboren zu Tarbes, aus einer angeſehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Touloufe, wo er durch ſeinen eleganten und leichten, doch zu ſehr mit Gegenſätzen überladenen Vortrag Aufmerkſamkeit auf ſich zog. 1789 kam er als Deputirter zu der Generalſtändeverſammlung, wo er ſeine republikaniſchen Grundſätze bereits laut äußerte. Während der Legislatur trat er ins Caſſationsgericht, und nach dem 10ten Auguſt erhielt er einen Platz unter den patriotiſchen Rechtsgelehrten, welche Danton, damaliger Juſtizminiſter, mit ſeinem Reſſort vereinigte. Im September 1792 erwählte ihn das Departement der hohen Pyrenäen zum Deputirten bei dem Nationalconvent, zu deſſen Präſidenten er den 1ſten December ernannt ward. An dieſem Tage wurde Ludwig XVI. unter Barère's Vorſitz zum erſten Mal vor Gericht verhört. Barère ließ ſich den Proceß ſehr angelegen ſeyn, beſtritt die Appellation an das Volk und votirte Ludwigs Tod. Den 26ſten März ward er zum Mitgliede des erſten Wohlfahrtsausſchuſſes ernannt, wo er, beſonders nach der Erneuerung deſſelben vom 10ten Juli, das Organ deſſelben und Urheber des größten Theils jener revolutionären Maßregeln war, die dieſe Epoche auszeichneten und ihr den Namen der Schreckensregierung gaben. Er ſtattete Bericht über die Correſpondenz der Generale ab, und man ſah die Aſſemblee auf ſeine Veranſtaltung nach und nach die ſchrecklichſten Decrete erlaſſen und die empörendſten Ungerechtigkeiten beſtätigen. Den 22ſten Jan. 1794 erhob er ſich gegen die Partei, die für den Frieden ſtimmte, und bei Erwähnung der Bedingungen, unter denen die fremden Mächte die Republik anerkennen wollten, erklärte er: „daß die Republik, um zu beſtehen, dieſer Anerkennung nicht bedürfe, und daß ihre Beſtimmung ihr auch nur erlaube, die andern Regierungen proviſoriſch anzuerkennen." Um alle Meinungen und Arbeiten Barère's kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 31ſten Mai 1794 bis zum 27ſten Juli 1794 (9ten Thermidor) aufführen. Es ſind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Tribune einige Stunden lang behauptet hätte. Auch die Finanzen ſtanden unter ſeiner Auf-

ſicht: Bei Gelegenheit eines Berichts über die Einziehung der den Verurtheilten gehörigen Güter ließ er die Worte hören, die ihm ſpäter zum gerechten Vorwurf gemacht worden ſind: „Auf dem Revolutionsplatze (wo die Hinrichtungen geſchahen) ſchlagen wir Münzen!“ Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm Barère eine Lobrede, als er aber ſah, daß der Convent ſich gegen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und ſchloß ſich an ſeine Feinde an. Durch dieſes Verfahren nahm Barère und Andere Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereigniſſe vom 9ten Thermidor, und erhielt ſich dadurch noch einigen Einfluß. Bald aber fiel er als Mitverſchworner Robespierre's in Verdacht, und ob er gleich die trüben Wolken mehrere Monate lang zu zerſtreuen wußte, ſo endete doch im Merz 1795 ſein Proceß mit der Zuerkennung der Deportation. Er entging ihr durch die Flucht aus dem Gefängniſſe. Nach der Revolution vom 18ten Brum. wandte er ſich an den erſten Conſul, mit der Bitte, ſeine Verbannung aufzuheben, und war ſo glücklich, die Gewährung ſeines Geſuchs zu erhalten. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erſcheinen. Seitdem zeigt er ſich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons, ohne daß er jedoch wieder einen Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte erlangt hätte.

Barfüßermönche, ſ. Orden (Geiſtliche).

Bariton, auch Bordon, Viola di Bordone genannt, ein mit ſieben Saiten bezogenes Inſtrument, an Geſtalt faſt der Viola di Gamba gleich; außerdem ſind unter dem Halſe mehrere Drahtſaiten angebracht, welche mit dem Daumen geriſſen werden, während jene der Bogen ſtreicht. Es wurde um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidel, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl Franz zu Wien verbeſſert. — In der Vocalmuſik heißt Bariton diejenige Stimme, welche zwiſchen Tenor und Baß fällt, ſo daß ſie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des gemeinen Baſſes hat.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfaſſer der Columbiade, des erſten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut von wohlhabenden Aeltern und als der jüngſte von zehn Geſchwiſtern geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters ward er in den Collegien zu Darmouth und Newhaven erzogen und zeigte ſchon hier ſeine dichteriſchen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Sein patriotiſcher Eifer ſtellte ihn im amerikaniſchen Freiheitskriege als Volontär in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erſt nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wiſſenſchaften zurück. Ihn beſchäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politiſchen Verhältniſſen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich ſtudirte er die Geſetzgebung und Rechtsgelahrtheit. Im J. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Geſellſchaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reiſe nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der franzöſiſchen Revolution machte ihn zu einem enthuſiaſtiſchen Freunde derſelben, weßhalb die Conſtitutionsgeſellſchaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünſchungsaddreſſe zu überreichen. In Par's verſchlang die Politik alle ſeine Zeit. Er ſchrieb eine Broſchüre über die Mängel der franzöſiſchen Revolution von 1791, welche ſein Freund, der bekannte Thomas Payne dem Convent übergab. Als bald darauf er ſelbſt vor den Schranken mit ſeiner Sendung erſchien, ward

er mit dem rauſchendſten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ ſogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des franzöſiſchen Bürgerrechts decretiren. Deſto unfreundlicher nahm ihn bei ſeiner Rückkehr Pitt auf, der ihn für einen Agenten der engliſchen Jacobiner anſah, und, wiewohl vergebens, ſtrenge Maßregeln gegen ihn provocirte. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Waſhington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenſchaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte ſo glücklich, daß ihm die Regierung ſeines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach ſeiner Rückkunft in Paris gab er ſeine **Briefe an ſeine Mitbürger** heraus, welche in einer kraftvollen Sprache ſehr geſunde Begriffe über Regierung und Geſetzgebung, aber auch Ideen von politiſcher und bürgerlicher Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten, ohne ihm jedoch weder die Achtung ſeines Vaterlandes, noch die Freundſchaft der Edlern des Auslandes, mit denen er in Berührung ſtand, zu entziehen. Später kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſich in der Nähe der Bundesſtadt Waſhington ein Landgut ankaufte, dem er wegen ſeiner reizenden Umgebungen den Namen Calorama gab. Hier arbeitete er den Plan für eine große Univerſität oder polytechniſche Schule aus, und brachte damit ſeine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung ſeiner Vorſchläge nöthigen Gemeingeiſt, und war entſchloſſen, ſeine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geſchichte der amerikaniſchen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, ſich als Geſandter der nordamerikaniſchen Freiſtaaten nach Paris zu begeben. Er nahm dieſe ehrenvolle Ernennung an, folgte 1812 dem franzöſiſchen Kaiſer nach Rußland, und ſtarb zu Ende deſſelben Jahres in Litthauen, während des Rückzugs der franzöſiſchen Heere. — Seine Columbiade, welche im J. 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erſchienen iſt, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Fehler, lange eine der ſchönſten Blüthen des amerikaniſchen Parnaſſes bleiben. Eigenthümlich iſt die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöien abweichend, iſt der ganze Inhalt als eine Viſion dargeſtellt, welche Columbus in ſeinem einſamen Kerker zu Valladolid hat.

Barmen, ein zwei Stunden langes Thal an der Wipper im Großherzogthum Berg, Departement Rhein, welches in den vier Ortſchaften, **Gemarke**, **Wipperfeld**, **Rittershauſen** und **Hecklinghauſen**, 9000 Einwohner enthält, die Garn, Band, Spitzen, Siamoiſen, Zwirn, ſeidene Tücher ꝛc. verfertigen und damit einen ſehr ausgebreiteten Handel treiben. **Gemarke** iſt der Hauptort dieſes höchſt merkwürdigen Thals, das in Rückſicht ſeiner Induſtrie in Deutſchland nicht ſeines Gleichen hat.

Barmherzige Brüder, ſ. **Orden (Geiſtliche)**

Barnabiten, ſ. **Orden (Geiſtliche)**.

Barnes, (Joſua), geboren zu London im J. 1650, ein bekannter engliſcher Kritiker, der ſich durch ein ungeheures Gedächtniß auszeichnete, aber deſto weniger Urtheilskraft und Geſchmack beſaß. Vielleicht hatte keiner ſeiner Zeitgenoſſen ſo viel griechiſche Wörter im Kopfe und ſchrieb dieſe Sprache mit ſo viel Leichtigkeit wie er, weßhalb Bentley von ihm ſagte, er verſtehe ſo gut griechiſch wie ein Schuhflicker von Athen. Auch war Barnes auf ſeine Gelehrſamkeit nicht wenig ſtolz und zog ſich dadurch eine Menge Feinde zu. Als man ihn einſt auf

einige Fehler in ſeinen Werken aufmerkſam machte, antwortete er: Armſelige Abſchützen! ich habe mehr griechiſch vergeſſen, als ihr je lernen werdet. Er war nicht mehr jung als er eine reiche aber ſehr widerwärtige Dame heirathete. Sie hatte ihm in ihrem Teſtament eine Rente von 100 Pfund ausgeſetzt, aber Barnes wollte dieſes Geſchenk nur unter der Bedingung annehmen, daß ſie ihre Hand hinzufügte. Die Dame hatte ein zu gutes Herz, „um,“ wie ſie ſagte, „Joſua etwas abzuſchlagen, für den die Sonne ſtille geſtanden.“ Er ſtarb als Profeſſor zu Oxford im J. 1712. Man hat zu ſeiner Grabſchrift das bekannte Wortſpiel vorgeſchlagen:

Josua Barnes,
Felicis memoriae, judicium expectans.

Sein Euripides und Homer ſind noch ſehr geſchätzt, weniger ſein Anakreon. Seine übrigen Werke aber, z. B. ſeine Geſchichte Eduards III., ſind ziemlich vergeſſen. Eine Sammlung lateiniſcher und engliſcher Gedichte gab er in einem Alter von 15 Jahren heraus. Seiner Frau zu gefallen verfaßte er ein langes Gedicht, worin er darthun will, daß Salomo der Verfaſſer der dem Homer zugeſchriebenen Werke ſey.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpenſionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiſte die einfachſten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das ſpaniſche Joch abgeworfen hatten. Als General-Anwald der Provinz Holland bewährte er eben ſo ſehr ſeine Einſichten als ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienſte und Arbeiten hatten ſeinen Ruf befeſtigt. Er, der ſein Vaterland vor dem Ehrgeitze Leiceſters geſchützt hatte, betrachtete mit aufmerkſamem Auge die geheimen Plane des Moritz von Naſſau, den ſeine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein ſolches Mißtrauen gegen die Talente und Anſichten dieſes Fürſten, daß er ſelbſt das Haupt der republikaniſchen Partei wurde. Das Verlangen derſelben war, daß die Macht getheilt und der Statthalter der geſetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen, welche ihre Unabhängigkeit gegen Spanien behauptet hatten, waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu ernten. Spanien, erſchöpft und ohne Hoffnung, ſeine Provinzen wieder zu erlangen, eröffnete, unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erſchien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieſer ſchwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Feſtigkeit eines echten Republikaners. Erſt nachdem die Souverainität der Staaten anerkannt worden, unterzeichnete er den Waffenſtillſtand und ging auf Verhandlungen ein. Aber noch blieben ihm die Hinderniſſe zu beſiegen, welche Moritz von Naſſau ihm entgegenſtellte. Dieſer, der den Krieg ſeines perſönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeſchäft entgegen, und ſah in Barneveldt nur einen Feind ſeines Hauſes und ſeiner Perſon. Er reizte einer Seits den Haß des Volks gegen dieſen mächtigen Gegner auf, anderer Seits ſuchte er auf Barneveldt ſelbſt, durch anonyme Briefe zu wirken, in welchen ſein Leben bedroht wurde. Dieſer konnte nur durch die dringendſten Bitten der Staaten bewogen werden, ſeine Geſchäftsführung fortzuſetzen, und ſchloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Barneveldts Anſehen ſtieg durch die glückliche Beendigung dieſer Angelegenheit noch höher, und reizte das Haus Naſſau zu immer

größerer Eiferſucht. Schon waren beide Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologiſche Streitigkeiten dieſe Erbitterung noch vermehrten. Arminius griff einige Lehrſätze Calvins an und ſuchte ſie zu mildern; Gomarre widerſetzte ſich ihm, und bald war ganz Holland in Arminianer und Gomarriſten getheilt. Zu jenen gehörten die ausgezeichnetſten und gelehrteſten Männer, ein Voſſius, Grotius, Ledenberg, Hoogenberts; auch Barneveldt trat ihnen bei. Dies war für Moritz Grund genug, die Gegenpartei zu ergreifen. Die Erbitterung der Gemüther ließ einen Bürgerkrieg befürchten. Dieſem vorzubeugen ſchlug Barneveldt eine Kirchenverordnung vor, welche eine allgemeine Toleranz in Anſehung der ſtreitigen Punkte feſtſetzte. Die Staaten gaben dieſer weiſen Maßregel auch anfangs ihre Zuſtimmung, bis ſpäter die Ränke der naſſauiſchen Partei ſie zu andern Anſichten brachten. Dieſe ſtellte die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähſchriften angegriffen, und in der Verſammlung der Staaten ſelbſt von dem Volke beleidigt, deſſen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reiſſenden Strom aufzuhalten, und vorausſah, welches Schickſal ihm bevorſtehe, dachte er aufs neue daran, ſein Amt niederzulegen, um ſich der Wuth ſeiner Feinde zu entziehen; doch ſeine Pflicht und ſeiner Freunde Bitten ſiegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zuſammenberufung einer Generalſynode, unter dem Vorwande, den dogmatiſchen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten ſich die Staaten gegen dieſe Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob ſogar ohne Moritz Zuſtimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomarriſten ſie zerſtört hatten, wieder herzuſtellen; aber ſelbſt dieſe Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von ſeiner Popularität und von ſeiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derſelben jene berühmte Denkſchrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der naſſauiſchen Partei vor Augen legte, und ſie aufmerkſam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. So überzeugend alle angeführten Thatſachen waren, ſo konnte er doch nicht mehr durchdringen. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dordrecht halten, zu der faſt alle calviniſtiſchen Kirchen Europa's Deputirte ſchickten. Sie verurtheilte die Arminianer mit der ungerechteſten Strenge; für Moritz war dieſe Verurtheilung die Aufforderung zu noch gewaltſamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorſtellungen der Staaten, Barneveldt, nebſt den andern Häuptern der Arminianer, verhaften und von 26 erkauften Commiſſären richten, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem ſein Vaterland die politiſche Exiſtenz dankte, zum Tode verurtheilten. Umſonſt waren die Vorſtellungen der verwitweten Prinzeſſin von Oranien und des franzöſiſchen Geſandten, umſonſt erhoben ſeine Freunde und Verwandten laut ihre Stimmen; Moritz blieb unerſchütterlich. Am 18ten Mai 1617 beſtieg der ehrwürdige 72jährige Greis das Blutgerüſt, und litt den Tod mit derſelben Feſtigkeit, die er unter allen Umſtänden ſeines Lebens bewieſen hatte.

Barometer, dasjenige Inſtrument, womit man den Druck der Luft und ſeine Veränderungen mißt. Gewöhnlich beſteht es aus einer mit Queckſilber angefüllten, oben luftleeren und verſchloſſenen Glasröhre. Bei ſtärkerem Drucke der Luft ſteigt darin das Queckſilber höher, bei geringerem ſinkt es herab. Evangeliſta Toricelli, ein Schü-

ler des berühmten Galilei und deſſen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, iſt der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieſelbe Urſache, welche das Waſſer nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (ſ. Atmoſphäre) — eine Entdeckung ſeines Lehrers Galilei — auch das vierzehn Mal ſchwerere Queckſilber und zwar nur 32/14 Fuß oder 27 1/2 Zoll hoch treiben und halten werde. Er fing an Verſuche zu machen, und ſchmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Oeffnung füllte er ſie mit Queckſilber, kehrte ſie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und ſetzte ſie, indem er den Finger von der Oeffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Queckſilber. Zu ſeiner Freude fand er ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht. Das Queckſilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer 27 1/2 Zoll hohen Säule ſtehen. Nur einiges Nachdenken war erfoderlich, um Torricelli zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Queckſilberſäule von 27 1/2 Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Queckſilberfläche im Gefäße ruhenden und ſich bis an die Gränzen der Atmoſphäre erſtreckenden Luftſäule herrühre. Während ſich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über dieſen Gegenſtand beſchäftigte, übereilte ihn im Jahre 1647 der Tod. Die beſchriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer ſelbſt iſt, führt von ihm den Namen der torricelliſchen Röhre. — Pascal machte ſich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und ſtellte zu ihrer Beſtätigung mehrere Verſuche an. Einem ſeiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Verſuche auf dem Berge Puy de Dome anzuſtellen. Dieſer fand dabei, daß das Queckſilber der torricelliſchen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Toiſen hohen Berges über drei pariſer Zoll niedriger ſtand, als es am Fuße des Berges geſtanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewieſen, daß nicht, „Abſcheu vor dem leeren Raume,“ (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, ſondern der Druck der Luftſäule die Aufrechthaltung der Queckſilberſäule in der Röhre verurſache. Man bemerkte auch deutlich das allmählige Fallen der letztern beim Beſteigen des Berges. — Schon den erſten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß ſich der Stand des Queckſilbers in der torricelliſchen Röhre faſt täglich verändere. Sie ſchloſſen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmoſphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ſeyn müſſe, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Beſtimmung dieſer Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten ſie dieſen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerkſam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schwermeſſer, oder auch Baroſcop, d. i. ein Inſtrument, welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing ſogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Queckſilbers auf Wetterveränderungen zu ſchließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Beſtimmung der Witterung iſt das Barometer ein durchaus unvollkommenes Inſtrument, und kann nur in ſo fern als ſolches angeſehen werden, als gutes Wetter mit trockner, ſchlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu ſeyn pflegt, die Schwere der Luft aber ſich nach ihrer trocknen oder feuchten Beſchaffenheit verändert. Obwohl die einfache torricelliſche Röhre hinreichte, dieſe Veränderungen wahrzunehmen, ſo hat man doch mancherlei Verbeſſerungen damit vorgenommen,

dieſem Inſtrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verſchiedenen Arten von Barometern anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die torricelliſche Röhre unten krümmte, und an dem hinaufgekrümmten Ende derſelben ein kugelrundes oder längliches, oben offenes Gefäß anſchmolz, in welches das Queckſilber gegoſſen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befeſtigte man die ganze Röhre, nebſt dem erwähnten daran angeſchmolzenen und mit ihr in Verbindung ſtehenden Gefäß, auf ein Brett, und verzeichnete auf daſſelbe eine Scale, um das Steigen und Fallen des Queckſilbers deſto genauer zu beobachten. Dieſe Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer, welches jedoch für Höhenmeſſungen nicht hinreicht. De Luc fand, daß in dieſer Hinſicht das Heberbarometer, welches ſeinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die beſten Dienſte leiſte. In dieſem Barometer haben die Queckſilberſäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmeſſer; auch iſt an beiden Schenkeln eine Scale angebracht. Zu einem genauen Barometer wird beſonders erfodert: 1. daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die torricelliſche Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn enthält ſie Luft, ſo bekommt die Queckſilberſäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Queckſilber. Um alle Luft herauszuſchaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Queckſilber in der Röhre ſtark ausgekocht werden; 2. eine genaue Scale, und 3. daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Queckſilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Queckſilbers beim höchſten Punkte ſeiner Convexität meſſe.

Baron (Michael), eigentlich Boyron, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Kaufmanns, der auch Schauſpieler war, und wurde der Zögling und Freund Molières, dem er als Acteur und Schauſpieldichter nachfolgte. So ſehr er ſeinen Lehrer als Schauſpieler übertraf, ſo ſehr ſtand er ihm als Schriftſteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichſten Gaben ausgeſtattet, und bemühte ſich, dieſelben durch Kunſt zu entwickeln und auszubilden. Einer ſeiner Hauptgrundſätze bei der Action war, daß man die Hände bei der gewöhnlichen Bewegung nie über die Augen erheben ſolle: „erhebt ſich aber die Leidenſchaft über den Kopf, dann iſt auch dieſe Bewegung vortrefflich; die Leidenſchaft weiß mehr als die Kunſt." Man nennt ihn einſtimmig den Roscius ſeines Jahrhunderts. Im Jahre 1691 verließ er das Theater mit einer Penſion von 1000 Thalern, betrat aber daſſelbe im Jahre 1720 als ein Greis von 68 Jahren aufs neue, und fand ſeinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine ſehr hohe Idee von ſeinem Stande; er pflegte zu ſagen, die tragiſchen Schauſpieler ſollten an den Brüſten von Königinnen geſäugt werden. Nicht weniger groß als ſein Enthuſiasmus für ſeinen Stand war ſeine Eitelkeit; nach ihm ſieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäſar, aber es werden Jahrtauſende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er ſtarb im Jahre 1729, 77 Jahre alt. Im Jahre 1760 erſchienen drei Bändchen Schauſpiele unter ſeinem Namen.

Baron, ſ. Freiherr. Baronet iſt in England eine von Jacob I. (1612) geſtiftete Adelswürde, mit welcher der Titel Sir verbunden iſt, und welche allen Ritterorden vorgeht, ausgenommen den Hoſenbandorden. König Jacob I. verordnete, daß jeder, der zur Be-

ſchützung Irlands dreißig Mann ſtellen und drei Jahre lang auf eigene Koſten unterhalten würde, Baronet ſeyn ſolle.

Barras (Paul François Jean Niclas Vicomte von), Deputirter bei dem Nationalconvent, nachher Mitglied des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoutx in der Provence den 20ſten Juni 1755, aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. „Ein Adel,“ ſagte man, „gleich dem der Barras, ſo alt wie die Felſen der Provence.“ Er fing ſeine militäriſche Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um dieſe Zeit machte er eine Reiſe nach Isle de France, wo einer ſeiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichéry; und nachdem Pondichéry ſich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Escadre und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitains, überließ er ſich ſeinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch ſeine Vermögensumſtände. Die Revolution trat ein, und er zeigte ſich ſogleich von 1789 an als Gegner des Hofes und figurirte in den Verſammlungen des dritten Standes, während ſein Bruder in denen des Adels ſaß. Den 14ten Juli nahm er Theil an dem Angriffe auf die Baſtille, ſo wie den 10ten Auguſt gegen die Tuilerien. Im Auguſt 1692 ward er zum Geſchwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Deputirten bei dem Nationalconvent, wo er den Tod Ludwigs XVI. votirte. Im October ward er nebſt Freron in die mittägigen Provinzen geſchickt, und zeigte ſich zu Marſeille minder heftig als dieſer. Auf ſeiner Reiſe nach Toulon, das eben ſich den Engländern ergeben hatte, gerieth er in Lebensgefahr; mehrere Kerle fielen ſeinen Wagen an, er mußte ſich mit gewaffneter Hand durchſchlagen, entkam glücklich, ſchiffte ſich zu St. Tropez ein, erreichte in der Nacht Nizza, und ließ den General Brunet in der Mitte ſeiner Armee arretiren, weil er ihn nebſt dem Contreadmiral Trogolff beſchuldigte, heimlicher Urheber der Uebergabe Toulons an die Engländer geweſen zu ſeyn. So feſt er ſich den Ruf eines Patrioten in den mittägigen Provinzen Frankreichs begründet hatte, ſo mißfiel er doch Robespierre, der drei Mal Willens war, ihn nach ſeiner Rückkunft nach Paris arretiren zu laſſen. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten ihn zurück, und er beſchloß, ihn in die große Proſcription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte ſich mit den Ausſchußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe ſahen und einen Machtſtoß verſuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu ſtürzen, und ſpielte auf dieſe Art eine Hauptrolle am 9ten Thermidor (27ſten Juli 1794). Er erhielt das Commando der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück und bemächtigte ſich Robespierre's. Den folgenden Tag legte er das Commando wieder nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretär ernannt. Den 4ten Februar 1795 ward er Präſident. Am 10ten October 1795, als die Wahl des geſetzgebenden Corps neue Unruhen in Paris herbeiführte und die Sectionscolonnen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents und das Bataillon der dem Convent zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieſer Gelegenheit berief er den General Bonaparte an ſeine Seite, und machte von ſeinen Dienſten trefflichen Gebrauch. In ſeinem Berichte ſchrieb er ſogar den ganzen Sieg dieſem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn das Commando der Armee im Innern. Seine wichtigen Dienſte beförderten ihn

ins Directorium. Er ſchien anfangs ſich mehr um Vergnügungen, als um Geſchäfte zu kümmern, wußte jedoch ſeine Collegen durch ſeine Feſtigkeit in einer gewiſſen Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Man hat geſagt, daß Bonaparte ihm das Commando der italiäniſchen Armee zu verdanken gehabt habe; eine Meinung, die Carnot in ſeinen Memoiren verdächtig zu machen ſucht. Wie dem auch ſey, ſo fühlte doch Barras, daß Bonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entſchiedenes Uebergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsminiſters an ſich. Dieſes entzweite beide, und Carnot neigte ſich deshalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in deſſen Mitte ſich eine Partei zur Einſchränkung der Directorialmacht und beſonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Dieſer ward der Gegenſtand von Sarcasmen und Journalangriffen der Clichipartei. Die Spaltung konnte ſich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes ſank bei den Ereigniſſen des 18ten Fructidor (4ten September 1797), davon Barras einer der Haupturheber war. Von dieſem Zeitpunkte an regierte er unumſchränkt bis zum 18ten Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat, der von einem mächtigen Anhange unterſtützt wurde. Barras gelang es deſſen ungeachtet, ſich durch ſeinen feſten Charakter neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douai, Treilhard und Révellière-Lépeaux ſich genöthigt ſahen, ihren Abſchied zu nehmen. Er ſelbſt aber ward ein Opfer des 18ten Brumaire (9ten November 1799). In einem höchſt ungeordneten Briefe, den er nach St. Cloud ſandte, legte er ſeine Stelle nieder, und erhielt auf ſein Verlangen vom erſten Conſul eine Escorte, die ihn noch denſelben Abend auf ſein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieſes und zog ſich nach Brüſſel zurück, wo er mehrere Jahre lang ein anſehnliches Haus machte. 1805 erhielt er die Erlaubniß, ſich in das mittägige Frankreich zu begeben. Ohne ein großer Kopf zu ſeyn, iſt Barras nicht talentlos. Sein Betragen iſt zuvorkommend, ſein Aeußeres einnehmend; er hat mehr Thätigkeit als Kenntniſſe.

Barre iſt ein Wort, das in dem Berg- und Münzweſen vorkommt, wo eine Silber- oder Goldbarre ſo viel als ein langes dickes Stück gegoſſenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterſchiede von dem ſchmalern Zain. — Außerdem hat Barre auch bei der Schiffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderſtock, oder die Stücken Holz, die um den Maſt unter den Maſtkörben ſich befinden, um dieſe zu halten ꝛc. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere; endlich auch gewiſſe gefährliche Wellen längs der Küſte von Guinea in Afrika.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berühmte Favoritin Ludwigs XV., Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuer-Pachtweſen zu Voucouleurs, Namens Gomart von Vaubernier. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten Gourdan, wo man ſie als Mademoiſelle Lange kannte, und ward dann des Grafen du Barri Mätreſſe, der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es ſelbſt dahin ein, daß ſie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaient blasés par la débauche, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, et qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faiblesses. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maîtresses, retrouva des jouissan-

ces et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat ſie an die Stelle der Marquiſin von Pompadour. Es ſchien dem König nöthig ſie zu verheirathen: dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Ihr Schwager unterrichtete ſie, wie ſie ſich in ihrem neuen Poſten zu betragen habe. Bald regierte ſie ganz Frankreich: ſie ſtürzte den Herzog von Choiſeul, deſſen ſtolzer Geiſt ſich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterſtützte denſelben in ſeiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieſer ſo weit ging, daß das Parlament im Sommer 1771 aus Paris verwieſen und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben wurde. Ihren Gegnern blieb zu einiger Rache nur der Spott übrig, den ſie auch in vollem Maße gegen ſie richteten. Dem Herzog von Nivernois ward ein Geſang zugeſchrieben, welcher anfing:

Lisette, ta beauté sedult
et charme tout le monde,
en vain ta bourgeoisie en gémit,
et la Duchesse en gronde,
chacun sait que Venus naquit
de l'écume de l'onde.

Man würde ihrem Geiſte jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was ſie wirkte, eigentlich aber nur zu wirken ſchien, ihrer Selbſtthätigkeit, und nicht vielmehr der Cabale anderer Höflinge zuſchreiben wollte, welche ſich ihrer zu bedienen wußten; ſie ſelbſt war mehr eine Frau von Vergnügen als von Intrigue. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen ſie erlaſſen, und ſie in die Abtei von Pont-aux-Dames bei Meaux verbannt. Später erhielt ſie Erlaubniß, in ihrem ſchönen Pavillon zu Louveciennes unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte ſie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Briſſotiſten ſtürzten ſie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9ten Dec. 1793 guillotinirt. Als ſie zum Tode geführt wurde, hörte ſie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; ſie ſchrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man ſie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat bemerkt: daß von allen vom Revolutionstribunal in dieſer ſchrecklichen Periode zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen ſie die einzige geweſen, die ſo viele Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barrieretractat. Dieſer Tractat, vermöge deſſen die Generalſtaaten in die den franzöſiſchen Gränzen zunächſt liegenden Feſtungen (Barriereſtädte) Namur, Dornick, Meenin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke Beſatzungen von Truppen in ihrem Solde unter Commandanten, die von ihnen ernannt wurden, aber auch dem Kaiſer ſchwören mußten, in Dendermonde aber eine gemeinſchaftliche Beſatzung legten, zu deren Unterhalt der Kaiſer 1,250,000 niederländiſche Gulden aus den ſicherſten Einkünften des Landes hergab, dieſer außerdem an die vereinigten Niederlande Venlo und einige andere Plätze in Geldern abtrat, und endlich beide Theile ſich verpflichteten zur Vertheidigung jener Lande, jeder 25 bis 30,000 Mann bei ruhigen Zeiten zu halten, und bei drohender Gefahr ſie auf 40,000 zu vermehren,

war dem Kaiſer Leopold von den Niederländern bei ihrem Beitritte zum ſpaniſchen Succeſſionskriege zur einzigen Bedingung gemacht worden, und dieſelben hatten, um der Vollziehung gewiß zu ſeyn, ſich die catholiſchen Niederlanden einſtweilen überliefern laſſen. Ungeachtet dieſer gebrauchten Vorſicht war der Kaiſer wenig geneigt, nach geſchloſſenem Frieden mit Frankreich einen ſo nachtheiligen Vertrag zu halten, und nur durch die angeſtrengten Bemühungen Englands gelang es, ihn in Ausübung zu bringen. Er beſtand bis zum Jahre 1781, wo der wiener Hof, ungeachtet der Proteſtationen der Republik Holland, ihn mit der Erklärung aufhob, daß die Feſtungswerke der Barrierepläße geſchleift werden ſollten, und mithin keine Beſatzung darin mehr nöthig ſey; worauf auch die holländiſchen Truppen abgezogen, und die Werke größtentheils abgetragen wurden.

Barros (Joan de), der berühmteſte portugieſiſche Geſchichtſchreiber, war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, und ſtammte aus einer ausgezeichneten alten adligen Familie. Er wurde anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber ſein Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit zeichneten ihn ſo aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Geſellſchafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften, und alle ſeine Muße wendete er auf die Lectüre des Salluſt, Livius und Virgil. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerſtreuungen, im Vorzimmer, wo er alle Augenblicke fürchten mußte unterbrochen zu werden, ſchrieb er ſein erſtes Werk, einen hiſtoriſchen Roman, Kaiſer Clarimond betitelt, der ſich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erſchien 1520, als der Verfaſſer erſt 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm, und ihm den Auftrag ertheilte, die Geſchichte der Portugieſen in Indien zu ſchreiben. Zwar ſtarb der König einige Monate darauf, aber ſein Auftrag wurde dennoch ausgeführt, und 32 Jahre ſpäter erſchien dieſes ſchöne hiſtoriſche Werk. König Johann III. ernannte ihn zum Gouverneur der portugieſiſchen Niederlaſſungen in Guinea, und in der Folge zum Generalagenten dieſer Länder. Er verwaltete dieſe Stelle mit vieler Einſicht und Redlichkeit. Im Jahre 1539 ſchenkte ihm der König die Provinz Marahan in Braſilien, um dort eine Niederlaſſung zu bewerkſtelligen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil ſeines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf andere Weiſe dafür entſchädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er ſich auf ſein Landgut Alitom zurück, wo er drei Jahre nachher, 1571, ſtarb. Sein Werk über die Portugieſen in Indien beſteht aus vierzig Büchern, führt den Titel: l'Azia Portugueza, und wird in dieſem Fache immer ein claſſiſches Werk bleiben. Außerdem hat er einen moraliſchen Dialog, Rhopicancuma, geſchrieben, worin er zeigt, wie verderblich es iſt, ſeine Grundſätze zu verlaſſen, um ſich nach den Umſtänden zu fügen; allein dieſes Werk wurde von der Inquiſition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falſche Scham, und eine portugieſiſche Grammatik, die erſte, die herausgekommen iſt.

Bar ſur Aube, ein Städtchen in Champagne im Departement der Aube, das in unſern Tagen durch das Treffen berühmt geworden iſt, welches am 27. Febr. 1814 in ſeiner Umgebung geliefert wurde. Seit der Mitte dieſes Monats waren die in Frankreich operirenden verbündeten Heere in die Nothwendigkeit gekommen, retrograde Bewegungen einzuſchlagen; nun aber beſchloſſen die Befehlshaber allenthalben die Offenſive wieder zu ergreifen. In Gemäßheit dieſes Plans,

rückten die Corps der Grafen von Wrede und von Wittgenſtein, welche in dieſer Gegend aufgeſtellt waren, gegen die Poſition des Feindes bey Bar ſur Aube an. Es wurde von beyden Seiten mit unbeſchreiblicher Tapferkeit und Anſtrengung gefochten. Beſonders erwieſen die Baiern einen glänzenden militäriſchen Charakter, in ihrem Angriffe auf das Städtchen, das ſie zu verſchiedenen Malen ſtürmten, verloren und wieder nahmen, und erſt nach großem Blutvergießen behaupteten. Der Fürſt von Schwarzenberg, der im Treffen zugegen war, erhielt eine leichte, der Graf von Wittgenſtein eine bedeutendere Wunde. Es fielen den Siegern 800 Gefangene in die Hände; weit größer war, bey der Heftigkeit des Kampfs, die Zahl der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten. Der Feind ward überall geſchlagen und zurückgedrängt. Raſch folgten die Verbündeten ſeinen weichenden Colonnen nach, und nachdem Wrede die Letztern, am 3. März bey la Guillotiere, noch einmal geworfen hatte, rückte er am folgenden Tage wieder in Troyes ein.

Bart, die Haare an Kinn, Wangen und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geſchlechts ſind. Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart ſprießt mit dem Eintritt der Pubertät; früher iſt das Geſicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu ſeyn ſcheint. Den Zuſammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweiſ't unter andern auch der Umſtand, daß er ſich bei den Verſchnittenen gar nicht entwickelt; dagegen hat die Verſchneidung im männlichen Alter den Verluſt des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutſchen ſahen nach Cäſars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verſpätung des Bartes als günſtig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß gibt es auch Individuen, bei denen die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche iſt; dieſe Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig ſind, beſteht der Bart nur aus wenigen einzelnen Haaren, die ſie als überflüſſig ausraufen. Es iſt nicht unwichtig auf die Verſchiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil dieſe Eigenſchaften mit dem Temperament der Individuen, dem Clima, das ſie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzuſtand und ihrer Nahrung in Beziehung ſtehen. Sie ſind ſchwarz, trocken, hart und einzeln bei Männern von jächzornigem Temperament, die im reifen Alter ſtehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Aethiopier, Indier, Italiäner, Spanier. Dagegen haben Perſonen von lymphatiſcher Beſchaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krauſen Bart. Je nachdem dabei die Umſtände zuſammenwirken, erzeugt ſich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Textur der Haare ſehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und ſaftvollen Nahrung iſt der Bart weich und ſanft; er iſt hart und ſpröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich iſt. Die Farbe ſcheint größtentheils von zufälligen Urſachen abzuhängen. — Im Allgemeinen iſt von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angeſehen worden; den Juden verbot Moſes das Scheren deſſelben; bei den alten Deutſchen war die Beraubung des Bartes eine ſtreng verpönte Schmach, bei den Indiern eine ſchwere Strafe. Noch jetzt iſt bei vielen Nationen der Bart ein Zeichen beſonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche

Abſcheeren des Bartes ſchreibt ſich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen ſich die Hofleute und Bürger ſcheeren, um ihren Königen ähnlich zu ſeyn, und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward.

Barthelemy (Jean Jacques), am 20ſten Januar 1716 zu Caſſis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung, und wurde eine Zeit lang nach Marſeille geſchickt, um von den Jeſuiten zum geiſtlichen Stande vorbereitet zu werden. Er gewann aber dieſe Beſtimmung ſo wenig lieb, daß er in der Folge alle Anträge zu geiſtlichen Stellen ablehnte, und den Titel eines Abbé bloß annahm, um anzuzeigen, daß er zu dieſem Stand gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, ſogar der älteſten orientaliſchen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfſinn, womit er alle Gegenſtände der mühſamſten und trockenſten Unterſuchung erforſchte, ſetzte ihn bald in den Stand, den Gelehrten in dieſem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyreniſche Alphabet, das er bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon im Jahre 1747 wurde er Mitglied der pariſer Akademie der Inſchriften, nachdem er bald nach ſeiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufſeher des königlichen Medaillencabinets zum Gehülfen beigeſellt worden war. Um eben dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft des nachher ſo berühmten Miniſters **Choiſeul**, welcher eben im Begriff ſtand, als Geſandter nach Rom abzugehen, und Barthelemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieſer, ſeit 1753 Oberaufſeher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1755 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, ſammelte neue Schätze für Alterthümer, und beſchäftigte ſich nach ſeiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl koſtbarer und ſeltener Medaillen vermehrte. Unter ſeinen Privatarbeiten zeichnete ſich keine durch Gelehrſamkeit und ſchöne Darſtellung ſo ſehr aus, als die **Reiſe des jungen Anacharſis nach Griechenland**, an der er ſchon 1577 zu arbeiten anfing, und auf deren Ausführung er dreißig Jahre wendete. Barthelemy ſelbſt war beſcheiden genug, dieſes Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geiſtreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes daſſelbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glückliche Darſtellungsgabe des Verfaſſers nicht genug bewundern konnten, der die heterogenſten Theile des griechiſchen Alterthums aus verſchiedenen Epochen des Staats in ein ſo ſchönes Ganze verwebt, und mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als Geſchmack verarbeitet hatte. Barthelemy, welcher noch in ſeinem Alter ein vollſtändiges Verzeichniß des königlichen Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die ſchon 1788 ſich erhebenden Stürme daran verhindert wurde, blieb bei ſeinen eigenen Arbeiten ſtehn, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringſten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil ſeines Einkommens; allein er ertrug dieſen Verluſt mit Gelaſſenheit. Am 20ſten Auguſt 1793 wurde er von einem Officianten bei der Nationalbibliothek des Ariſtokratismus beſchuldigt, und am 2ten Sept. verhaftet, jedoch noch an dem nämlichen Tage durch die Bemühungen ſeiner Freunde, und beſonders der verwitweten Gräfin Choiſeul, welche ſtets ſeine Gönnerin geblieben war, wieder in Freiheit geſetzt. Der Vorfall hatte aber auf ſeine ohnedies ſchon ſchwächliche Geſundheit die nachtheiligſten Fol-

gen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31ſten Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an: er lehnte ſie aber ab, um ſeine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er ſtarb am 30ſten April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtſchaffenen Mannes.

Barthelemy, (François), des Vorigen Neffe, hatte ſich der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, und ſchon unter der königlichen Regierung mehrere Geſandtſchaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet, als er zur Abſchließung des Friedens zwiſchen Frankreich und Preußen im Jahre 1795 nach Baſel abgeſchickt wurde; ein Geſchäft, welches er am 5ten April deſſelben Jahres mit Glück beendigte. Er blieb ſeitdem als fränkiſcher Botſchafter bei der Schweiz in Baſel. Allein im Jahre 1797 rufte ihn ein höherer Poſten in ſein Vaterland zurück. Man hatte ihn mit 138 Stimmen im Rathe der Alten an die Stelle Latourneurs zum Mitgliede im vollziehenden Directorium gewählt. Alle Parteien waren mit dieſer Wahl zufrieden, und ſchon wurden Anſtalten gemacht, den künftigen Direktor mit allem Pomp einzuholen. Der beſcheidene Barthelemy vermied aber dieſes Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indeſſen erfuhr er auch hier das Schickſal ſo vieler Anderen: er wurde am 4ten Sept. (97) arretirt, und mit Pichegru und andern Proſcribirten nach Rochefort und von da nach Cayenne deportirt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit ſechs Andern und ſeinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der ihn nicht verlaſſen, und ſelbſt das Exil mit ſeinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und bald darauf, da die Revolution vom 18ten Brumaire eintrat, einer der erſten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er zum Senator ernannt, unter der kaiſerlichen Regierung aber erlangte er den Titel eines Grafen. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair des Reichs und ertheilte ihm das große Kreuz der Ehrenlegion. Auch während der Invaſion von Bonaparte erhielt er ſich das Zutrauen der Bourboniſchen Regierung, wie ihm denn der König am 19. Sept. 1815 eine Stelle in dem von ihm errichteten Geheimen Rathe verlieh.

Barthelemy, eine gebirgige, trockne und an ſich unfruchtbare aber geſunde Inſel, voller Felſen und ſandiger Thäler, ungefähr drei Q. M. groß, unter dem 18ten Grade nördlicher Breite. Im Jahre 1648 ward ſie von den Franzoſen beſetzt, welchen ſie die Engländer ſpäter wegnahmen, aber wieder zurückgaben. Dieſe ſchienen aber keinen beſondern Werth darauf zu ſetzen, und überließen ſie 1784 den Schweden, welche ſchon lange eine Beſitzung in Weſtindien gewünſcht hatten. Sie hatte damals 900 Einwohner.

Bartholomäer ſind eine Verbindung von Weltgeiſtlichen in Bayern. Sie haben ihren Namen von Bartholomäus Holzhauſer, einem Prieſter zu Ingolſtadt, der ſie im Jahre 1640 errichtete. Viele Weltprieſter ſind dieſem noch beſtehenden Inſtitute beigetreten. Sie beſchäftigen ſich mit der Erziehung junger Leute und haben Koſtgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen ſie unentgeldlich, laſſen ſie ſtudiren und promoviren, wofür ihnen dieſe nichts ſchuldig ſind, als die Pflicht: wenn ſie in gute Umſtände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweiſen. Ihre Tracht beſteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Franceſco), einer der größten und berühmteſten Kupferſtecher, geboren zu Florenz 1730, wo er die Zeichenkunſt bei

Hugfort, Feretti und Andern erlernte. In Venedig (wo er beſonders in dem Hauſe des Dichters, Grafen Gozzi, wegen ſeines Talents auf der Guitarre wohl gelitten war), bei ſeinem Lehrer Wagner, in Florenz und Mailand äzte er eine Menge andächtiger Vorſtellungen; ging dann nach London, wo er die anſehnlichſten Unterſtützungen und Aufmunterungen fand, und ſeine Blätter endlich ſo allgemein geſucht wurden, daß eine vollſtändige Sammlung derſelben bis auf 1000 Pfund Sterl. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferſtechers, ſo wie ein Platz in der königlichen Akademie der Künſte zu London zu Theil. Vierzig Jahre blieb er in London, und nur die letzte Zeit ging er, man weiß nicht, aus welchen Gründen, nach Portugal, wo er im Jahre 1807 zu Liſſabon noch von dem Prinz Regenten den Chriſtusorden erhielt. „Bartolozzi — dies Urtheil findet man ſchon in Archenholz brit. Annalen von 1789 — iſt einer der größten und fleißigſten Künſtler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren, und im Zeichnen ſo geübt, daß nicht ſelten die Mängel des incorrecten Gemäldes, nach welchem er arbeitet, unter ſeiner Behandlung im Kupferſtiche verſchwinden, oder wenigſtens gemildert erſcheinen. Wegen der großen Anzahl ſeiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der engliſchen Kupferſtecherſchule genannt zu werden.“ Geſchmack und Genie finden ſich in allen ſeinen Werken, und ſein Grabſtichel verbindet mit Richtigkeit der Zeichnung zugleich die höchſte Zartheit der Ausführung. Eines ſeiner vorzüglichſten Werke iſt der Tod des Lord Chatam, nach Coppel, wovon ſchon vor vielen Jahren ein guter Abdruck mit 150 Thlrn. bezahlt wurde; eines der lieblichſten ſeine Lady and Child.

Baſalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von dunkler Farbe, welche vom Scheidewaſſer zum Theil aufgelöſ't wird, eiſenhaltig iſt und nur ſchwer im Feuer ſchmilzt. Man findet ihn in ganzen Bergen. Dahin gehören die ungeheuern Baſaltpfeiler in der Fingalshöhle, der Rieſendamm in Irland u. ſ. w. Auch findet er ſich in manchen Gegenden Deutſchlands, Frankreichs u. ſ. w. Die Pfeiler ſind bald fünf- bald achteckig. Wegen der großen Aehnlichkeit mit der Lava und anderer Eigenſchaften hält man ihn für ein vulcaniſches Product, das ſich verhärtet, cryſtalliſirt und ſenkrecht geſpalten habe. Andere glauben, er ſey aus einer flüſſigen Maſſe durch Cryſtalliſation entſtanden, noch Andere endlich, die Maſſe des Baſalts ſey anfangs von Waſſer durchgeweicht, aber nicht flüſſig, ſondern breiartig geweſen, habe ſich nach und nach verdichtet, Riſſe bekommen, und jene Pfeilergeſtalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdiſches Feuer mitgewirkt habe.

Baſchkiren oder Baſchkurt ſind ihrer Abkunft nach wahrſcheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter ſich aufgenommen haben; wenigſtens iſt ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen ſie unter eigenen Fürſten im ſüdlichen Sibirien umher; von den ſibiriſchen Chanen beunruhigt ließen ſie ſich in ihren jetzigen Beſitzungen nieder, breiteten ſich an der Wolga und dem Uralfluſſe aus, und unterwarfen ſich der Oberherrſchaft des caſaniſchen Chanats. Als dieſer Staat durch Iwan II. zerſtört wurde, fügten ſie ſich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten ſich jedoch nachmals zu verſchiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlſtand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. Im Jahre 1770 machten ſie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnſitze in den Statthalterſchaften Ufa und Perm haben. Sie ſind Mahomedaner, meiſtens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaff-

net, und leben von der Jagd-, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegorner Pferde- oder Kameelmilch bereiten ſie ein berauſchendes Getränk, Kumüß, das ſie ſehr lieben. (S. Tataren.)

Baſedow (Johann Bernhard), gehört zu den merkwürdigen Männern ſeines Jahrhunderts. In Hamburg, wo ſein Vater Friſeur war, 1723 geboren, beſuchte er das daſige Johanneum, ſtudirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holſteiniſchen ging, 1753 Profeſſor der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnaſium zu Altona wurde. Die Erſcheinung des Emil von Rouſſeau (1762) begeiſterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungsweſens zu werden, und die Theorie Rouſſeau's und des von ihm ſehr geſchätzten Comenius zu realiſiren. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und ſeine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthlr. Beiträge von Fürſten und Privatperſonen deckten die Koſten ſeines Elementarwerks, das nach den pomphafteſten Ankündigungen als eine gemalte Welt mit 100 Kupfertafeln in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache 1774 erſchien. Es ſollte der Jugend eine Maſſe von Vorſtellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgerſinn zu entwickeln, auf den es Baſedow bei ſeiner Erziehungsmethode abgeſehen hatte. Die Muſterſchule dieſer Methode wurde ſein 1774 zu Deſſau, wohin der edle Fürſt Franz ihn ſchon 1771 berufen hatte, eröffnetes Philanthropin. Doch verſprach er mehr, als er leiſtete; ſein unruhiger, immer mit weit ausſehenden Projekten und Idealen beſchäftigter Geiſt und eine ſeinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrſchſucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln beſonders mit ſeinem fleißigern, aber eigenſinnigen Collegen Wolke das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogiſche und philoſophiſche Schriften für ſeine Ideen thätig zu ſeyn, bis er 1790 zu Magdeburg ſtarb. Seine Wirkſamkeit auf das Publicum und ſein Einfluß auf die Denkart ſeiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutſchland hat er ein entſchiedenes Verdienſt, und wenn ihm auch die Humaniſten die voreilige Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meiſten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrſamkeit verleitete, und eine Menge von Uebertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; ſo wird ihm doch niemand ſtreitig machen, daß er für die von vielen vergeſſene heilige Sache der Menſchenerziehung durch ſeine ſiegende Beredſamkeit, Aufmerkſamkeit und Enthuſiasmus zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in ſchnellen Umlauf zu ſetzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verſtand, ob er wohl ſelbſt lieber umwälzen und neu ſchaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Ueber die Grundzüge ſeiner Methode und den Charakter ſeiner Muſterſchule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropinismus. E.

Baſel, ein Canton der Schweiz, welcher gegen Weſten an das Sundgau, gegen Norden an das Breisgau, gegen Oſten an das Frickthal, und gegen Süden an Solothurn gränzt, und auf 8 1/2 Quadratmeilen ungefähr 37,000 Einwohner enthält, welcher Landesbeſtand eine Vermehrung von 3 Quadratſtunden von dem ehemaligen Hochſtift Baſel erhielt, als das letztere durch die Entſcheidungen des Wiener Congreſſes (1815) wieder an die Schweiz zurück gegeben wurde. Nach der neuen Anordnung von 1803 hat der aus den Bewohnern der Stadt und des

Landes gewählte große Rath von 135 Mitgliedern die geſetzgebende Gewalt, und verſammelt ſich halbjährig auf vierzehn Tage in Baſel. Die vollziehende Gewalt hat der von dem großen Rathe aus ſeiner Mitte gewählte kleine Rath von 25 Mitgliedern, in deſſen Direction zwei Bürgermeiſter wechſeln. Jeder erwachſene Einwohner, der 500 Schweizerfranken an liegenden Gründen im Canton beſitzt, hat das Stimmrecht. Da das Land weniger gebirgig iſt, ſo wird in guten Jahren ſo viel Getraide gewonnen, als für das Bedürfniß hinreicht; Hanf aber wird ausgeführt. Wichtig ſind die Seiden-, Seidenband-, Baumwollen- und Papiermanufacturen. Die Hauptſtadt Baſel iſt die größte Stadt in der Schweiz. Sie hat 15,000 Einwohner, und wird durch den Rhein in die mehrere und mindere (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche beide durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden ſind. Sie war ehemals eine Reichsſtadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Hiſtoriſch wichtig iſt Baſel durch das von 1431 bis 1444 hier gehaltene berühmte Concilium, und durch den am 5ten April 1795 hier zwiſchen der franzöſiſchen Republik und Preußen durch Barthelemy und Hardenberg abgeſchloſſenen Frieden geworden (ſ. Friedensſchlüſſe). Zu den Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, der Münſter, die 1459 geſtiftete Univerſität, (welche aber 1613 aufgehoben, und durch eine allgemeine höhere Lehranſtalt erſetzt worden iſt), das Gymnaſium, mehrere Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienſammlungen, die Geſellſchaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, die deutſche Bibelgeſellſchaft (welche Bibeln mit ſtehenden Lettern druckt, und bei jeder Auflage mehrere hundert an die Armen vertheilt); ferner bedeutende Manufakturen in Seidenband, Seidenzeugen, Kattun, Papier, Leinwand, Handſchuhe u. ſ. w. Der Handel iſt beträchtlich. Zu den Eigenheiten Baſels gehört es, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte vorgehen.

Baſilica. In den erſten Jahrhunderten Roms waren die Baſiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Geſtalt, mit Säulen und Statuen ausgeſchmückt und zu verſchiedenen Geſchäften beſtimmt. Die Bürger verſammelten ſich hier zu Berathſchlagungen über Gemeinwohl, Kaufleute ſtellten hier Waaren aus, junge Redner übten ſich hier in der Declamation u. ſ. w. Die Römer führten dieſe Gebäude mit vieler Pracht auf, und zierten ſie mit Säulen von dem ſchönſten Marmor. Es ſcheint, daß ſie dazu beſonders die corinthiſche Säulenordnung wählten. Conſtantin der Große räumte den Chriſten in Rom einige Baſiliken zu ihrem Gottesdienſte ein. Daher kam es, daß die erſten chriſtlichen Kirchen ſelbſt den Namen der Baſiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Baſiliken für ſie beibehielt.

Baſilius, der Heilige, auch zum Unterſchiede von andern Kirchenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geboren 329 und 370 Biſchof zu Cäſarēa in Cappadocien, wo er 379 ſtarb, ragt unter den griechiſchen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlicher Autorität als der vorzüglichſte hervor. Die entſchiedenen Verdienſte, die er ſich um die Regulirung der Kirchenzucht, der Liturgie und der Verhältniſſe des Clerus erworben, die Menge ſeiner erbaulichen und gehaltreichen Homilien, die Energie, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor allen ſeine erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf, und in ſeinem eigenen ſtreng aſcetiſchen Leben ſelbſt befolgte, erklären das große Anſehen dieſes Heiligen. Die griechiſche

Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichſten Schutzheiligen, und feiert ſein Feſt den 1ſten Januar; die Mönche und Nonnen, ſowohl dieſer als auch der übrigen orientaliſchen nicht unirten Kirchen, folgen faſt durchaus ſeiner Regel, und auch in Italien und Spanien gab es ſonſt Klöſter dieſer Gattung. Die vom heil. Baſilius verordneten Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth ſind die Norm aller Religioſen der Chriſtenheit, ob er gleich vorzugsweiſe der Stammvater der orientaliſchen Religioſen iſt, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländiſchen. E.

Baſilisk, eine Art gelber, ſehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Geſtalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenſchwanze haben ſollte. Schon ſein Blick ſollte tödtlich ſeyn, man könne ihn ſelbſt, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel ſeinen giftigen Blick gegen ihn kehre. — Sonſt hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldſchlangen, Baſilisken.

Baſis, ſ. Säule.

Baskerville (John), ein berühmter engliſcher Buchdrucker, geboren 1706 zu Wolverley, in der Grafſchaft Worceſter. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham geweſen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu ſchneiden, die erſt nach mehrjährigen Verſuchen und vielen Koſten zu ſeiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denſelben im Jahre 1756 ſeinen Virgil in Quart, dem, von lateiniſchen Claſſikern, ſpäter der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Juvenal, Salluſt und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere engliſche Claſſiker, z. B. den Milton und einige andere Werke. Seine Verdienſte um die Buchdruckerkunſt ſind allerdings groß und um ſo mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muſter dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Producte ſeiner Preſſen jetzt übertroffen worden ſind. Baskerville ſtarb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach ſeinem Tode kaufte Beaumarchais die Schriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finſterer Mann von ſchönem Aeußern. Als eine bizarre Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entſchiedenſte Abneigung gegen allen religiöſen Cultus hatte, den er unter jeder Form und Geſtalt für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch ſeinen Erben in ſeinem Teſtamente ausdrücklich zur Pflicht, ſeinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, ſondern ohne dieſelben in einer auf ſeinem Grund und Boden zu dieſem Zwecke erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscayer, der jetzige Name der Gaſconier, eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und ſich am Ende des 16ten Jahrhunderts an der mitternächtigen Seite dieſes Gebirges niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen ſie ſich den fränkiſchen Königen. Unter den Carolingern wählten ſie ſich einen eigenen Herzog; als aber die Familie deſſelben erloſchen war, kamen ſie im 11ten Jahrhundert unter die Herrſchaft von Aquitanien. Sie haben ihre eigenthümliche Sprache.

Basrelief. Wir gebrauchen dieſes Wort durchaus gleichbedeutend mit Hautrelief, und verſtehen darunter mehr oder weniger erhabene Figuren auf einem flachen Grunde. Die Alten, und die ihren

Grundſätzen folgenden Künſtler, bedienten ſich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Verſuche mehrerer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo Roſſi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in ſo enge Gränzen beſchränkt iſt, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verſchießung der Lichter und Schatten ſehr wohl eine verhältnißmäßige Täuſchung in Rückſicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künſtler im Relief mehrere Flächen dar, ſo muß er allerdings die Figuren der erſten Fläche weit hervorſpringen laſſen; deſſen ungeachtet aber werden ſie von einem talentvollen Künſtler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Uebereinſtimmung zu bringen ſeyn, ſobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Geſetzen der Compoſition gemäß wird er die Hauptfiguren durch das höchſte Licht und den höchſten Schatten herausheben. Aber dieſer Hauptſchatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, ſondern vielmehr eine große Maſſe bilden, wodurch er gleichſam geſchwächt und mit den übrigen in Accord geſetzt werden wird. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmaſſe gezogen, würden die Harmonie ſtören. Die Bekleidungen der Figuren der erſten Fläche ſeyen alſo im großen Styl, und an den Figuren ſelbſt nichts von Verkürzungen, die, beſonders nach vorwärts, von übler Wirkung ſeyn würden. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derſelben ſeyen weniger hervorſpringend, bilden keine ſo große Maſſen und feſten Tinten, wie die erſten. Die Formen werden je entfernter, deſto ſchwächer und in ihren Umriſſen unbeſtimmter, die Lichter und Schatten vager; wobei der Künſtler die Geſetze der Perſpective auf das genaueſte beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuſchung vernichtet zu ſehen, muß er die Figuren ſo anordnen, daß dieſe Schatten natürlich ſcheinen. — Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunſt, und muß in Stoff, Zuſammenſetzung und Bekleidung mit dem Charakter des Gebäudes übereinſtimmen.

Baß heißt in der Muſik die unterſte oder tiefſte von den vier angenommenen Stimmen. Er iſt die Hauptſtimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher beſonders gut und ſtark beſetzt ſeyn. Als Generalbaß (ſ. d.) wird er zu einer eignen Wiſſenſchaft. Der Umfang des Baſſes iſt vom großen F bis zum eingeſtrichenen d oder e. — Als einzelnes Inſtrument hat der Baß (auch Violono genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf iſt e, a, d, g) bis ins $\overline{d}$ und $\overline{e}$. Der kleinere Baß (Baſſetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung iſt c, g, d, a) und geht bis ins $\overline{f}$ und $\overline{g}$.

Baſſa, ſ. Paſcha. Zu unterſcheiden davon iſt Baſcha oder Baſchi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkiſchen Soldaten zukommt, und den faſt jeder dem andern gibt, da ſie ſich alle als Soldaten betrachten.

Baſſeliſſe, ſ. Hauteliſſe.

Baſſetaille heißt in der Muſik die Tenorſtimme, der Tenoriſt, die Tenorgeige oder Tenorflöte; in der Baukunſt, etwas erhabene

oder halb erhabene Arbeit; auch die Art und Wiſſenſchaft, dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Baſſethorn, das tonreichſte unter den Blasinſtrumenten, wegen ſeiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie man glaubt, in Paſſau erfunden. Später iſt es vorzüglich durch Theodor Lotz in Presburg vervollkommnet worden. Es iſt genau genommen ein größeres Clarinet und gleicht demſelben, ungeachtet der Verſchieſchiedenheit in der Form nicht allein in Anſehung der Beſtandtheile und des Tons, ſondern auch in Anſehung der Intonation, des Anſatzes und der Applicatur, ſo daß jeder Clarinettiſt es ohne ſonderliche Hinderniſſe ſpielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelſt deſſen das Inſtrument intonirt wird, beſteht es aus fünf Stücken, welche zuſammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von den vier mit offenen und vier mit verſchloſſenen Klappen verſehen ſind. Sein Umfang beträgt drei volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigeſtrichenen f.

Baſſompierre (François de), Marſchall von Frankreich, und einer der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Männer, die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Rolle geſpielt haben, war 1579 in Lothringen geboren; er ſtammte von einem Zweige des cleviſchen Hauſes ab. Nachdem er Italien bereiſ't hatte, erſchien er am Hofe Heinrichs IV., wo ſeine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm machte. Baſſompierre glänzte bei den Feſten und Luſtbarkeiten der Hauptſtadt; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte 1602 ſeinen erſten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Auszeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre unter der kaiſerlichen Armee gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn nach dieſer Unternehmung dahin zurück; er erſchien wieder am Hofe, wo ihm ſein Geiſt, ſeine Geſtalt, ſeine Geburt und ſein Verdienſt, die ihn zu den erſten Militärwürden beriefen, erlaubten, ſich um die Tochter des Connetables von Montmorency zu bewerben, deren Reize dem guten Heinrich IV. die heftigſte Leidenſchaft einflößten. Baſſompierre gab den Bitten und Verſprechungen ſeines Königs nach und leiſtete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode zeichnete er ſich aufs neue durch Tapferkeit aus und 1622 ernannte ihn Ludwig XIII. zum Marſchall von Frankreich. Der König gewann ihn ſo lieb, daß Luynes, der erklärte Günſtling, darüber beunruhigt wurde und ihm offen erklärte, daß er auf ſeine Entfernung vom Hofe beſtehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Geſandtſchaft, ein Commando oder eine Gouverneurſtelle übernehmen wolle. Baſſompierre entſchied ſich für einen Geſandtſchaftspoſten, und bekleidete einen ſolchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach ſeiner Rückkunft in Frankreich trat er wieder in die militäriſche Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König und ganz Frankreich ſeinem Despotismus unterwarf, fürchtete Baſſompierre's Kühnheit und vertraute Verbindungen mit dem Hauſe Lothringen, und nahm, da jener ſich in Intriguen gegen ihn einließ, dieſe zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Baſtille ſetzen zu laſſen, aus welcher er erſt 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er ſtarb 1646. — Baſſompierre vereinigte in ſich alle Vorzüge der Geburt, Geſtalt, des Geiſtes und der Tapferkeit. Er hatte in ſeiner Jugend mit vielem Erfolg die Philoſophie, Rechtsgelehrſamkeit, Medicin und Kriegskunſt ſtudirt. Während ſeiner Gefangenſchaft arbeitete er ſeine Denkwürdigkeiten und die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften in

Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereigniſſe jener Zeit viel Licht verbreiten.

Baſtard iſt im Allgemeinen ein von zwei ungleichen Aeltern erzeugtes Geſchöpf. Bei Menſchen kann dieſe Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Aeltern beſtehen. Man pflegt indeß auch mit dem Namen Baſtard ein uneheliches, natürliches Kind zu bezeichnen. — Unter den Thieren nennt man Baſtarde diejenigen, die von zwei Thieren verſchiedner Art gezeugt ſind, wie z. B. das Maulthier, der Mauleſel u. ſ. w. Die Natur hat allen aus einer ſolchen Vermiſchung entſprungenen Baſtardgattungen die Fähigkeit verſagt, ſich weiter fortzupflanzen, wodurch ſonſt die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Ueberhaupt aber iſt zu bemerken, daß nur gewiſſe Gattungen von Thieren ſich mit einander vermiſchen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geſchieden bleiben. Endlich ſpricht man auch im Pflanzenreiche von Baſtarden, und verſteht darunter die unter einem fremden Himmelsſtrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächſe.

Baſtia, die Hauptſtadt auf der Inſel Corſica, welche einen guten Hafen und eine feſte Citadelle oben am Meere hat, deren Einwohnerzahl im J. 1632 anf 11,000 ſich belief, und deren umliegende Gegend viel Oel, beſonders aber viel Wein und Limonien hervorbringt. Gegenwärtig iſt Baſtia der Hauptort eines Arrondiſſements, ſo wie die Hauptſtadt im Departement des Golo.

Baſtille, ehemals ein altes Schloß zu Paris, mit acht Thürmen, die oben mit einer fortlaufenden Terraſſe bedeckt waren, auf welcher dreizehn Kanonen ſtanden. Carl V, ließ es gegen die Engländer errichten. Hugo Aubricot, Stadtmajor und Oberhauptmann der Kaufleute zu Paris, legte 1369 den erſten Grundſtein dazu, und hatte das Schickſal, ſelbſt als Gefangener hineingeſetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängniſſen, vorzüglich für Staatsverbrecher und ſolche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geſchichte derſelben iſt zugleich die Geſchichte der gemißhandelten, unterdrückten Menſchheit. Die Nation hegte längſt den tiefſten Abſcheu gegen die Baſtille, uud die Beſtürmung derſelben war eine der erſten bedeutenden Unternehmungen des pariſer Volks zu Anfang der Revolution. Sie wurde am 14ten Juli 1789 erſtürmt und noch in demſelben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der letzte Gouverneur hieß de Launoy, und bewies bei der Vertheidigung wenig Entſchloſſenheit, dagegen focht der Lieutenant Flue mit ſeinen Schweizern ſehr tapfer.

Baſtion, Baſtei, Bollwerk, heißt das über den Wall hinausgelegte Werk. Eine Baſtion muß ſpitzig zulaufen, weil ſonſt todte Winkel entſtehen, wodurch dem Feinde eine Blöße gegeben wird. Die beiden äußerſten Linien, welche die Bollwerkspunkte oder Spitzen formiren, werden die Facen, Geſichtslinien, genannt. Ihre Größe iſt 24 bis 30 rheinländiſche Ruthen. Denn die Vollkommenheit einer Feſtung erfodert, daß man vornehmlich auf die Vertheidigung der Faſen bedacht ſey, weil der Feind, um einen todten Winkel zu bekommen, die Faſen mit ſeinem Geſchütz zuerſt angreift. Und da ſie über den Wall hinaus angelegt werden, wo man den Feind in der Weite am beſten beſchießen kann, ſo dürfen ſie nicht allzu klein ſeyn. — Der Wall, welcher zwei Baſtionen zuſammenhängt, heißt die Curtine oder der Mittelwall. Die Baſtionen ſind einfach, wenn ſie geradlinichte Flanken haben; liegen die zuſammengehörigen halben Kehlen in einer geraden Linie, ſo wird die Baſtion eine platte genannt. Dergleichen werden

gewöhnlich auf Curtinen angebracht, die zu lang ſind, um von den zunächſt liegenden beiden Bollwerken hinlänglich vertheidigt zu werden. Detaſchirte Baſtionen ſind ſolche, die durch einen Graben von dem Mittelwall abgeſondert werden. Iſt die Baſtion vorn gerade oder hat ſie hier einen einwärts laufenden Winkel, ſo heißt ſie eine abgeſtutzte, abgeſchnittene Baſtion. Zu ihrer Brauchbarkeit gehört, daß der eingehende Winkel gehörig groß und die Seiten deſſelben hinlänglich lang gemacht werden. Componirte Baſtionen entſtehen, wenn die zuſammenſtoßenden Seiten des Polygons und folglich auch die halben Kehlen der Baſtionen ungleich ſind. Bei unregelmäßigen Baſtionen geht der eine halbe Kehlwinkel ein, weil eine Flanke viel kürzer als die andere iſt. Regelmäßige Baſtionen ſind alle diejenigen, welche nach den beſtehenden oder angenommenen Dimenſionen der Vorſchrift gemäß erbaut ſind. Hohle Baſtionen haben nur eine Face und eine Flanke, und werden bei Horn- und Kronwerken angebracht. Doppelte Baſtionen endlich werden diejenigen genannt, die über einander erbaut ſind, wie ſolches auf Hügeln und Anhöhen zu geſchehen pflegt.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die ein Major commandirt. Bataillon Quarré, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannſchaft ins Gevierte geſtellt wird.

Batarde (wiener), ein Fuhrwerk wiener Erfindung, das vortrefflich leicht und bequem zur Reiſe iſt. Sie hat die Form der engliſchen ſogenannten Poſtchaiſe, nur daß vorn außer dem Kaſten noch ein Sitz angebracht iſt, der aber auf der Reiſe abgenommen wird, und von innen Platz für eine Schatulle und für anderes kleines Gepäck gibt, auch noch einen Tiſch mit Reſſorts zum Auf- und Niederlaſſen enthält. Vorn zwiſchen den Rädern wird ein Koffer, und hinten ein Bedientenbock und im Nothfall noch ein Koffer angeſchraubt. Oben auf dem Koffer läßt ſich, wie auf jedem andern Wagen, eine Vache anbringen; und ſo wird das Ganze zum bequemſten zweiſitzigen, auch dreiſitzigen, Reiſewagen, den es geben kann.

Bataver, ein altdeutſches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnſitz war die Inſel, welche derjenige Arm des Rheins, der ſich bei Leiden in das Meer ergießt, nebſt der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erſtreckte ſich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren ſie urſprünglich Catten, die ſich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäſars Zeiten geſchehen ſeyn. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Inſel zum Sammelplatz ſeiner Flotte. Nachdem ſie den Römern unterworfen waren, leiſteten ſie dieſen gute Dienſte und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römiſchen Volks. Man verſchonte ſie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Beſonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmuſik machten ſie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Veſpaſians empörten ſie ſich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen dieſe zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen ſie wieder; zu Ende des dritten Jahrhunderts aber nahmen die ſaliſchen Franken die Bataverinſel in Beſitz.

Batavia, 124 Gr. 53 Min. 46 Sec. O. L., 6 Gr. 10 Min. 53 Sec. S. B. die Hauptſtadt der Inſel Java und vormals der Sitz des General-Gouverneurs und des hohen Raths von Oſtindien, der Mittelpunkt aller Macht und alles Handels der Holländer in Oſtindien.

Sie liegt am Fluſſe Jakkatarg, der ſie in vielen mit Bäumen bepflanzten Canälen durchſchneidet, hat einen Umfang von zwei Meilen, eine ſteinerne Mauer, zwanzig ſchnurgerade Straßen und in der Stadt ſelbſt 1993 und in den meiſt von Chineſen bewohnten Vorſtädten 3277 Gebäude. Die ſchönſten ſind: das Rathhaus, der Palaſt des Oberſtatthalters, das Hoſpital, Spinnhaus, Waiſenhaus, chineſiſche Hoſpital, die chineſiſche Halle, eine große Herberge für Fremde ꝛc. 117,000 Einwohner, worunter 10,000 Europäer (3300 Officianten mit ihren Familien) 68,000 Javaner, 23,000 Chineſen, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, viele Schulen ꝛc. Handel, Hafen und vor demſelben mehrere Inſeln, z. B. Unruſt (Unruh) mit großen Schiffswerften; Kuiper mit Packhäuſern und angelegten Dämmen zur Landung der Schiffe ꝛc. In der umliegenden Gegend wechſeln Zuckerrohr und Reißfelder, Küchen- und Baumgärten mit den prächtigſten Landhäuſern ab. — Seitdem die Holländer im J. 1617 ſich der Niederlaſſungen der Engländer auf der Inſel Java bemächtigt hatten, waren ſie in ungeſtörtem Beſitze derſelben geblieben. Sie verdankten dieſe Sicherheit außer ihren Vertheidigungsmitteln beſonders dem ungeſunden Clima von Batavia, welches Urſach war, daß der einzige ernſtliche Verſuch der Engländer im J. 1799 ſcheiterte. Erſt im J. 1811 wurde die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang ſie. Die Seemacht befehligte dabei der Comodore Broughton, die Landmacht Sir Sam. Achmuty. Gouverneur von Batabia war General Janſens, welchen Napoleon kurz vorher ſtatt des Generals Daendels zu dieſem Poſten ernannt hatte. Dieſer, von den Rüſtungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlaſſen und ſich mit ſeiner disponiblen Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, ſo daß die Engländer am 9ten Auguſt die Stadt ohne Widerſtand in Beſitz nehmen konnten. General Janſens hielt ſich im Fort Cornelis bis zum 26ſten, wo es die Engländer mit Sturm nahmen, leiſtete alsdann noch in verſchiedenen Poſitionen Widerſtand und unterzeichnete endlich am 18ten Sept. eine Capitulation, vermöge welcher er die Colonie übergab.

Bath, eine ſchön gebaute Stadt in Sommerſetſhire in England, am Fluſſe Avon. Sie hat 32,000 Einwohner und berühmte warme Quellen, wodurch ſie der erſte und glänzendſte Badeort Englands wird. Man bedient ſich des Waſſers ſowohl zum Baden als zum Trinken. Berühmt ſind die hieſigen Tuchmanufacturen. Bath und Wehs haben zuſammen einen Biſchof, der unter dem Erzbiſchof von Canterbury ſteht.

Bathos, ein griechiſches Wort, welches *das Tiefe* bedeutet. Wir bezeichnen damit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetiſchen Darſtellung, und zwar nach Swift, welcher in ſeiner *Kunſt, in der Poeſie zu ſinken*, die Tiefe der Höhe, ſo wie die *Oberländer* des Parnaſſes den *Niederländern* entgegenſezt. Die luſtige mit Beiſpielen ausgeſtattete Theorie dieſes Bathos muß man in der genannten ſwiftiſchen Abhandlung ſuchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmteſten Pantomimen des Alterthums, beſonders ausgezeichnet in heiteren und wollüſtigen Darſtellungen. Er war ein Sclave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. — In Anakreons Liedern wird unter dem Namen *Bathyll* ein ſchöner Knabe geprieſen.

Batrachomyomachie, der Froſchmaus-Krieg, ein dem *Homer* zugeſchriebenes Heldengedicht, worin ein Krieg zwiſchen den Fröſchen und Mäuſen mit vielen komiſchen Details beſungen wird. (S. Homer.)

Batterie nennt man in der Kriegskunſt 1. jede Verſchanzung, worin eine Anzahl Kanonen ſteht; 2. jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgeſtellt ſind; 3. alle Linien einer Feſtung, hinter deren Bruſtwehren ſich Kanonen befinden; 4. Geſchützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebſt 1 oder 2 Haubitzen. — In Hinſicht der Stellung gibt es Feldbatterien, Küſtenbatterien, Belagerungsbatterien, ſchwimmende Batterien, je nachdem ſie auf freiem Felde, auf Feſtungswerken, an See- und Meeresküſten, vor einem zu belagernden Platz oder auf Gewäſſern errichtet, erbaut und aufgeſtellt werden. Nach der Geſchützgattung unterſcheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörſer-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche ſenkrecht in die Fronte des Feindes treffen, ſchräge, welche den Feind unter einem Winkel beſchießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beſchießen, Kreuzbatterien, deren zwei den nämlichen Ort dergeſtalt beſchießen, daß die Schüſſe in einem rechten Winkel zuſammentreffen. In Anſehung des zu beſchießenden Gegenſtandes gibt es; Demontir-Batterien, welche die Bruſtwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geſchütz zerſtören ſollen; Scarpierbatterien, welche neben den Brechebatterien unter einem Winkel von 20 bis 30 Grad errichtet werden, um den zur Breſche beſtimmten Ort ſchief zu beſchießen; Breſche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem ſtark ſenkrecht auf daſſelbe wirkenden Feuer angreift, um dieſen Theil der äußern Seite des Walls und der Bruſtwehr ſo niederzuſtürzen, daß man darauf hinaufgehen und das Werk ſtürmen kann; Ricochetbatterien, welche zum Beſtreichen der Linien dienen, ſo daß die abgeſchoßnen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derſelben Sprünge machen, wodurch die ganze Länge der Linie unſicher wird, und alles Entgegenſtehende niederwerfen. Ihre Lage iſt ſenkrecht auf der zu beſtreichenden Linie; endlich Keſſel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeſchütz enthalten. In Anſehung der Lage unterſcheidet man Horizontal-, erhöhte und verſenkte Batterien. Die Einrichtung ſchwimmender Batterien kann ſehr verſchieden ſeyn. Gewöhnlich beſteht eine ſolche aus einem Floß, auf deſſen Mittellinie die Kanonen, und vor den Kanonen eine Bruſtwehr von Wollſäcken ſteht. Das Floß wird durch ein ſtarkes Tau an einem Balken oder Anker befeſtigt, um welchen es ſich, wie um einen Mittelpunkt bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man ſich ſeiner bedienen will, gebracht. Ueber die von Arçon erfundenen ſchwimmenden Batterien, von denen im J. 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde ſ. Elliot. — In der Experimentalphyſik nennt man Batterie eine Verbindung mehrerer Flaſchen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Electricität und des Galvanismus zu verſtärken. S. Electricität, Flaſche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der äſthetiſchen Kunſttheorie, aus welcher ſich die Aeſthetik erhob, Epoche, und hat ſchon darum das Verdienſt, zur weitern Entwickelung dieſer Wiſſenſchaft beigetragen zu haben. Seine Unterſuchungen richteten ſich aber, wie die der meiſten Aeſthetiker, zunächſt auf Poeſie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunſt aufſtieg. Dazu kam auch, daß die für claſſiſch geachteten dramatiſchen Dichterwerke ſeiner Nation eine tiefere Würdigung foderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerkſamkeit derer, welche über die ſchöne Kunſt Unterſuchungen anſtellten, vorzüg-

lich auf ſich zogen. Wie man nun gewohnt war, dieſe Werke den claſſiſchen Dramen der Griechen in hohem Nationalgefühl an die Seite zu ſtellen, — wenn gleich die Franzoſen dieſe erſt zum Muſter nahmen, und oft mit ſclaviſcher Anhänglichkeit, ſelbſt bis auf zufällige Einrichtungen, der griechiſchen Bühne nachahmten, — ſo ſchien es auch, als müßten die theoretiſchen Principien, welche von jenen Muſtern abſtrahirt waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Ariſtoteles geführt und für deſſen Princip der Poeſie, Nachahmung der Natur, ſo eingenommen, daß er es auch auf die Malerei anwendete, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfordern ſchien, als „Nachahmung der ſchönen Natur" für alle Künſte aufſtellte. Denn ihm konnte nicht der Gegenſatz zwiſchen dem Pathos der Dichterwerke ſeines Zeitalters, und der Proſa der Wirklichkeit entgehen, ja er war auch wohl ſelbſt in einer äſthetiſchen Grundmeinung ſeiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunſt für die verzierte Wirklichkeit hält. Denn in das Weſen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunſt erſt ſeine wahre Grundlage erhält, drang er nicht tiefer ein. War daher bei ſeinem Vorgänger Ariſtoteles die Anſicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem ſchon poetiſchen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken ſeiner Kunſt nur copirt zu haben ſchien, eine ſehr verzeihliche Abſtraction der erſten Kunſttheorie, durch welche zuerſt die Außenſeite der Kunſt bezeichnet wurde: ſo mußte ſie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetiſche Anſicht der Natur, vermöge deren der Künſtler nur das Aeußere wie im Spiegel aufzufangen ſcheint, und gleichſam nur das Schöne ſieht, verſchwunden oder wenigſtens nicht mehr die herrſchende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenſtände der Natur die Rede ſeyn, für welche kein Maßſtab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die ſchöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch ſchwankenden Künſtler entweder ſich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem ſogenannten Verſchönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet alſo ein, welchen mittelbaren und unbeſtimmten Sinn dieſes von Batteux aufgeſtellte Princip hatte, welches in der Theorie der Muſik und der ihr verwandten Künſte nicht einmal durchzuführen iſt, ja daß daſſelbe ſogar, als Erklärung des Weſens der ſchönen Kunſt, in einem fehlerhaften Kreiſe geht, indem es das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Weſen der ſchönen Kunſt) in der Erklärung wieder vorausſetzt, und es nur in eine andere Sphäre, nämlich in die von der Kunſt geſchiedene Natur verlegt, in welcher der Künſtler es ſuchen ſoll. Der Künſtler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer ſich ſucht, ja er täuſcht ſich in dem Drange ſeines künſtleriſchen, alles veräußernden Inſtincts, wenn er es äußerlich zu ſchauen und von außen erhalten zu haben glaubt. Dieſe Täuſchung iſt es eigentlich, welche in jenem Principe als pſychologiſches Factum ausgeſagt wird; wer aber als Künſtler daſſelbe mit ſtrenger Conſequenz befolgen wollte, würde nur ein ſclaviſcher Nachahmer, kein freier Künſtler ſeyn. Der Werth des ariſtoteliſchen Princips beruht alſo, richtig verſtanden, bloß auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Weſen — (nicht nach ihren einzelnen Erſcheinungen) — und des lebendig geſtaltenden Künſtlergeiſtes (als einer höhern Natur). In ſo fern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemiſcher Hinſicht, und abgeſehen von dem Ver-

dienſte, welches die Ausführung jeder ſelbſtſtändigen Behauptung für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft gewährt, Batteux „den Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen ſo willkommen iſt, die allein ihren Sinnen trauen, und deſſen, was dahinter iſt, ſich nicht bewußt ſind.“ Wenden wir unſern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Aeſthetikern ſeiner Zeit und Nation gemein iſt, und was ihn von dieſen unterſcheidet, ſo finden wir, daß er eines Theils der Erſte war, der in die aufgehäufte Summe der Kunſtregeln, welche man durch lange Abſtraction gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenes Princip zu bringen ſuchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derſelben und ein weiteres Fortſchreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieſes Princips auf die einzelnen Künſte, die er, wie Ariſtoteles, nach Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel unterſchied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Theorie der Kunſt vor der Aeſthetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus ſtehen, der über das Gebiet des Techniſchen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Principe ſtets begierig macht, ja er ſtellte ſo manches, was aus des Ariſtoteles Abſtraction von den Werken der griechiſchen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeiten auf; worin ihn das moderne Gräciſiren der franzöſiſchen Dichter, und die ſtolze Autorität, welche deren Dramen bei der franzöſiſchen Nation, wie bei den galliſirenden Deutſchen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterſtützte. Die Schriften, in welchen Batteux dieſe Grundſätze mit vieler Leichtigkeit entwickelte, waren; Les beaux arts reduits á un même principe (Paris 1746 und mehrmals, deutſch: Die ſchönen Künſte aus einem Grunde hergeleitet, Gotha 1751, und in einer Ueberſetzung von Adolph Schlegel: Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz, nebſt mehrern Abhandlungen des Ueberſetzers, 2 Bde. Lpz. 1769 und 1770, 3te Auflage; auch endlich in einem Auszuge von Gottſched, Lpz. 1751); dann Cours de belles lettres ou principes de la litterature (Par. 1747 — 50, 5te Aufl. 1774), deutſch in der ſehr bekannten Ueberſetzung von K. W. Rammler, Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften nach Batteux, 4 Bände 8. Leipz. 1756 — 1758. 5te Aufl. 1802. Das letztere Werk, eine Umarbeitung und Erweiterung des Erſtern, erhielt ſich in Deutſchland lange Zeit in großem Anſehen, bis vorzüglich die Bekanntſchaft mit den Engländern, nämlich mit Shakſpeare, und die Regung eines originalen und poetiſchen Geiſtes in der deutſchen Nation ſeit Göthe, Schiller u. A. die Abwerfung dieſer willkürlichen Feſſeln bewirkten, und eine freiere, tiefere Anſicht des bei jeder gebildeten Nation ſich eigenthümlich geſtalteten Schönen herbeiführten, durch welche dieſes Werk faſt gänzlich in Vergeſſenheit gekommen iſt. Zu ſeinen Schriften gehört übrigens noch eine Abhandlung De la construction oratoire (1763. 12.), welche er der dritten Abtheilung des zuvor genannten Werks zum Grunde gelegt hat; eine Ueberſetzung des Horaz (2 Bd. Amſt. 1762. 12.), und Les quatre poëtiques, d'Aristote, d'Horace et de Boileau avec les traductions et des remarques (Par. 1771. 2 Bde. 8.) und mehrere Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. Inscr. Von Batteux's Lebensumſtänden bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Biſthum Rheims, geboren, wurde Canonicus zu Rheims, dann Profeſſor der Rhetorik an dem königl. Collegium zu Paris, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der Akademie der Inſchriften, und ſtarb zu Paris 1780. T.

Battoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, geſt. zu Rom 1787. Dieſer berühmte Mann, den man als den Wiederherſteller der neueren römiſchen Schule betrachten kann, würde der erſte Maler ſeines Jahrhunderts ſeyn, wenn Rafael Mengs ihm den Vorzug nicht ſtreitig machte. Man darf ihn einen gebornen Maler nennen. Den Profeſſoren ſeines Vaterlandes verdankte er nur die Principien der Kunſt; ſeit er ſich aber zu Rom aufhielt, beſuchte er keine Schule, ſondern beſchäftigte ſich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Rafaels, und lernte an ihnen das große Geheimniß, die Natur zu ſehen und mit Einſicht und Wahrheit darzuſtellen. Dadurch erwarb er die große Mannichfaltigkeit, die man in ſeinen Gemälden wahrnimmt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur geſehen hatte; ſein Colorit iſt glänzend, ſanft, und hat ſich in ſeiner ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Boni, der ihn mit Mengs vergleicht, nennt dieſen den Maler der Philoſophie, ihn aber den Maler der Natur. Battoni malte viele Altarblätter und eine große Menge Portraits. Es war übrigens ein religiöſer, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine ſeiner Töchter wurde vor einigen Jahren für die beſte Sängerin in Italien gehalten.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geſchmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieſer Geſchmack wird bei verſchiedenen Nationen ſehr verſchieden angetroffen. Die ägyptiſche Bauart zeigt eine außerordentliche Feſtigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit beſteht. Die griechiſche iſt voll Schönheit und Geſchmack, und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; ſie hat drei Hauptzweige, die doriſche (welche ſich vorzüglich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die joniſche (welche ſich durch ein gefälligeres Anſehen) und die corinthiſche (die ſich durch alle mit der Haupteigenſchaft der griechiſchen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römiſche Bauart, eine Schülerin der griechiſchen, wich von dieſer oft durch zu große Pracht ab. Später herrſchte neben der gothiſchen Bauart die arabiſche, welche nach der griechiſchen, und die mauriſche, welche nach den Ueberreſten römiſcher Gebäude in Spanien gebildet war. Was die leztere betrifft, ſo kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Ueberbleibſel der mauriſchen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabiſche zeichnet ſich vorzüglich durch Galanterie und Pracht aus. Die gothiſche (worunter hier die neugothiſche verſtanden wird, welche nach der Zerſtörung des gothiſchen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde; die altgothiſche Bauart, welche wahrſcheinlich unter dem Theodorich, König der Oſtgothen, entſtand, unter deſſen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömiſche Bauart nachahmten, iſt plump und ſchwerfällig) zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit dem ſorgfältigſten, nur von den Unkundigen kleinlich geſcholtenen Detail verbunden iſt; erſt in neuern Zeiten hat man ihre großen Meiſterwerke, als den Münſter in Strasburg, den Dom zu Cölln u. ſ. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italieniſche Bauart, welche nach den römiſchen Muſtern, vorzüglich nach denen aus den ſpätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß ſie zuweilen etwas Nachläſſigkeit zeigt. Nach der italiäniſchen iſt die engliſche Bauart gebildet worden, welche ſich aber mehr der griechiſchen Genauigkeit nähert. Die franzöſiſche iſt leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der

Deutſchen war anfangs gothiſch, und näherte ſich der altgothiſchen eben ſo ſehr als der neugothiſchen, welche letztere die Deutſchen unſtreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm ſie ſich bald die italiäniſche, bald die franzöſiſche zum Muſter, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieſer Nationen hatten. Die Baumeiſter, denen wir den Geſchmack, der noch jetzt in der Baukunſt herrſcht, verdanken, ſind die Italiäner Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Bruneleſchi, Leon Baptiſta Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die Bahn eröffnet hatten. (S. Geſchichte der Baukunſt.)

Bauchredner ſind Perſonen, die durch ihre Organe und ihren Körperbau unterſtützt, ſich eine Fertigkeit erworben haben, durch Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund Töne und Worte auf eine ſolche Art hervorzubringen, daß die Anweſenden glauben müſſen, der Schall komme nicht von jenen, ſondern von einer andern Gegend her. Wenn ſolche Perſonen dieſe Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, ſo läßt ſich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, **Comte**, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben ſeiner Kunſt ablegte, ſoll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geſchickteſte ſeyn. Von ihm erzählt man manche beluſtigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Poſtkutſche nach Grenoble. Die Reiſegeſellſchafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, ſtille zu halten. Sie erſchrecken, langen Geld hervor, um ſie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang und händigt es anſcheinend den Spitzbuben ein. Im nächſten Wirthshauſe aber ſtellt er jedem ſein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es geweſen ſey, der ſie in Contribution geſetzt habe.

Bauer, der Bewohner des flachen Landes, im Gegenſatze des Bürgers und Edelmanns, deſſen Geſchäft ganz eigentlich der Anbau des Grundes und Bodens iſt. Von der Entſtehung, der ſtufenweiſen Entwickelung, ſo wie von dem gegenwärtigen Zuſtande des Bauernſtandes werden wir ausführlich in dem Art. **Stände** ſprechen.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutſchen Geſchichte mit dieſer Benennung jene Periode innerer Zerrüttung, in welcher die Landleute in Franken und Schwaben, und ſpäter auch in Sachſen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um ſich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine chimäriſche Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, beſonders die catholiſchen Schriftſteller, pflegen dieſe Unruhen, welche ſich bereits gegen Ende des funfzehnten und zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des ſechzehnten Jahrhunderts wütheten, bloß auf Rechnung von **Luthers Reformation** zu ſetzen. Allein der Umſtand, daß ſich die erſten Spuren derſelben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweiſ't das Gegentheil. Die wahren Urſachen dieſer verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern faſt unterlagen, ungeachtet ſich nicht läugnen läßt, daß Luthers **mißverſtandne** Lehren ſpäterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigſtens ſo viele Zinſen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieſelben nach und nach unerſchwinglich wurden; es war daher natürlich, daß ſie ſich nach Befreiung ſehn-

ten. Da jedoch weder der Adel noch die Geiſtlichkeit von ihren Gerechtſamen etwas nachlaſſen wollten, und die Landesherren ſelbſt nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Abentrichtungen geradezu aufzuheben; ſo blieb den Bedrückten nichts übrig, als ſich eigenmächtig Hülfe zu ſchaffen, wozu ſie bald von einigen ſchwärmeriſchen Köpfen hingeriſſen wurden. Die Unruhen brachen zuerſt im Würzburgiſchen aus, wo ein Schwärmer Johann Böhme (nicht mit dem görlitzer Jacob Böhme zu verwechſeln), ein junger Menſch, der ſich durch Liederſingen in den Herbergen ſein Brot verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und, wie er ſagte, auf Eingebung der Mutter Gottes bekannt machte, daß nun bald unter den Menſchen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergeſtellt werden, Papſt, Kaiſer, Fürſten und Obrigkeiten nicht mehr beſtehen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht durch gemeinſchaftlichen Fleiß ſein Brot, einer wie der andere, gewinnen, und Wälder, Weiden und Gewäſſer zu jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführeriſche Vorſpiegelungen, denen man den Namen Predigten gab, machte er ſich weit und breit bekannt, und aus ganz Franken, Schwaben, Bayern und an dem Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in ſo großer Menge herbei, daß einmal auf 40,000 Menſchen um ihn verſammelt geweſen ſeyn ſollen. Er beſchied dieſe auf einen beſtimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erſcheinen, Weiber und Kinder aber zu Hauſe zu laſſen — eine Verfügung, die über ſeine Abſichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Biſchof von Würzburg, Rudolph, der dieſen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein ſeine Zuhörer fanden ſich zur beſtimmten Zeit ein, und als ſie ſeine Gefangenſchaft erfuhren, rückten 46,000 Mann derſelben vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ ſie der Biſchof durch ſeinen Marſchall zur Ruhe verweiſen; dieſer mußte, um nicht geſteinigt zu werden, ſich ſchnell entfernen. Der Biſchof ließ darauf Geſchütz gegen die Rebellen aufführen, und ſie nochmals auffordern, ſich zu entfernen, welches ſie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden ihre Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht bloß in Würzburg, ſondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Biſchof und die Geiſtlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erſt im Jahre 1525 zum völligen Ausbruch. Damals ſchickten die Bauern ihre in zwölf Artikel abgefaßten Beſchwerden ſchriftlich nach Würzburg, und baten um ſchleunige Abſtellung derſelben, indem ſie ſich, in Anſehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, beſonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten ſie 1. ihre Pfarrherren ſelbſt wählen, 2. der Zehend ſollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingeſammelt, 3. Leibeigenſchaft aufgehoben werden, 4. Jagd und Fiſcherei keine ausſchließende Gerechtſamkeit des Fürſten und Adels ſeyn, 5. die Frohndienſte billiger beſtimmt werden und ein Lehnsherr von ſeinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienſte fodern u. ſ. w. — Der Biſchof verſprach, dieſe Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen,

*) Dieſe Benennung ſoll ihren Urſprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln weiter nichts als ein Pflugrad, als das Symbol ihres Gewerbes, führten, und einander zugeſchworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

und ſelbſt die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf die Seite der Bauern. Vergebens ſchrieb der Biſchof einen Landtag aus, um die Unruhen zu ſtillen, vergebens ließ er einen der Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Oſtern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, ſo daß der Biſchof ſich genöthigt ſah, nach Heidelberg zu fliehen. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöſtern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerſtand leiſtete, wurde alles ausgeplündert, zerſchlagen, gemißhandelt und die Orte ſelbſt in Brand geſteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab ſich ihnen; die Feſtung derſelben aber, Marienberg, konnten ſie nicht erobern, ungeachtet ſie ſolche mit ſchwerem Geſchütz beſchoſſen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen ſie ausgeſendeten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derſelben gleich darauf bei Sulzdorf geſchlagen. Beide Schlachten koſteten ihnen 9000 Mann. Weil man ihnen Schuld gab, daß ſie geſchworen hätten, keinem Gefangenen Pardon zu geben, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte ſich wieder an die Sieger ergeben; am 8ten Juni 1525 kehrte der Biſchof dahin zurück, und ſtellte in kurzem die Ruhe wieder her. Der Krieg war nun zwar hier geendigt; allein 189 Schlöſſer und Burgen waren theils zerſtört, theils verbrannt, 26 Klöſter vernichtet und gegen 12,000 Menſchen hatten ihr Leben verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden erſten Ländern wurden ſie ebenfalls in mehrern Treffen geſchlagen, und im Breisgau legten ſie bald ſelbſt die Waffen nieder. So war dieſer Bauernkrieg in Franken und Schwaben geſtillt, nachdem er über 50,000 Bauern das Leben gekoſtet hatte, ohne daß ſie ihren Zweck, Verminderung ihrer Laſten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf dieſe Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachſen und Thüringen, den beſonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d.)

Baukunſt iſt im Allgemeinen (ſubjectiv) die methodiſch erworbene Geſchicklichkeit oder (objectiv) das Syſtem von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Abſicht des Bauherrn und den dazu beſtimmten Koſten, zur Beſchützung, Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe ſtark, bequem und ſchön aufzuführen. Da nun dieſe Abſichten ſehr verſchieden ſeyn können, wird die Baukunſt, je nach den Gegenſtänden, mit denen ſie beſchäftigt iſt, eingetheilt in die bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Waſſer-, Brücken-, Straßen-Baukunſt, und wiefern man alle dieſe Arten unter ihr befaßt denkt, iſt ſie Baukunſt im weiteren Sinne. Im engeren Sinne verſteht man bloß die bürgerliche Baukunſt unter ihr, welche man wieder in die Häuſer-, land- und ſtaatswirthſchaftliche Baukunſt eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieſer Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, ſo hat man ziemlich allgemein die ſchöne Baukunſt in die Sphäre der bürgerlichen eingeſchränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berückſichtigt. — Wie der Menſch von der Höhle des Berges, ſeiner erſten Zuflucht vor wilden Thieren und üblem Wetter, zur Erbauung von Hütten, und von dieſen, als er der unſtäten Lebensart entſagte und das Feld zu bebauen anfing, zu bleibenden Wohnungen, die außer der Sicherheit auch Bequemlichkeit gewährten, den Uebergang fand, können wir hier nicht weitläuftig aus einander ſetzen. Die Culturgeſchichte weiſ't dieſe allmäligen Fortſchritte mit vieler Deutlichkeit nach. Sie lehrt uns, daß der Menſch, nachdem er für ſich ſelbſt Häu-

ſer zu bauen gelernt hatte, auch den Göttern, die bisher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung Tempel errichtete, größer und koſtbarer als die Wohnungen der Menſchen. So entſtand die ſchöne Baukunſt, welche zuerſt an Göttertempeln ſich entwickelnd, ſpäter auf die Wohnungen der Fürſten und öffentlichen Gebäude überging, und endlich bei immer ſteigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlſtande allgemeines Bedürfniß der Geſellſchaft ward. So wurde endlich in der Baukunſt die armſelige Rohr- und Lehmhütte zum ſtolzen Palaſte, der rohe Baumſtamm zur ſchlank emporſtrebenden Marmorſäule, und das natürliche Gewölbe einer Felſenhöhle zum prächtigen Pantheon. Doch nicht bloß in erweitertem Umfange, größerer Höhe, ſtärkerer Maſſe und der Koſtbarkeit des Bauſtoffs beſtand der Vorzug der Gebäude in dieſer ſpätern Periode. Der für Schönheit empfängliche Grieche machte bald noch andere Anſprüche. Nicht zufrieden, den ſenkrecht in der Erde befeſtigten, das Dach tragenden Baumſtamm in eine Säule mit einem das weitere Einſinken verhindernden Säulenfuße, die darüber gelegten Holzblöcke in ein Capitäl mit ſeinen Stäben und Platten, und die Hauptbölzer oder Plattſtücke in den Architrav, aus deſſen Bedeckung der Frieß entſtand, verwandelt, den Karnieß und Giebel hinzugefügt, und das Ganze mit mancherlei Verzierungen geſchmückt zu haben, fühlte er, die Schönheit eines Gebäudes beſtehe nicht allein in der Säule, dem Gebälk, dem Giebel, ſondern in der gehörigen Form eines jeden und in der Zuſammenſtimmung derſelben unter einander, oder, was beides zugleich umfaßt, in der Säulenordnung. Durch ſie erhält das Gebäude Regelmäßigkeit der Form, Richtigkeit der Verhältniſſe und eine hieraus entſpringende Zierlichkeit. Daß die Schönheit der Architektur in den Verhältniſſen beſtehe, ward bei Aufführung des Panionions, dieſes Nationaltempels der verbündeten ioniſchen Städte, in dem damals zuerſt aufgeſtellten Grundſatze ausgeſprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rückſicht auf ein beſtimmtes Verhältniß der Theile zu einander erſcheinen müſſe, welche die Natur in der Bildung des menſchlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptſchritt zur Vollendung der griechiſchen Architektur gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunſtgeſchmack gelangte bald zu Wohlgeſtalt, harmoniſcher Bildung der Theile, und mittelſt der feſten Kenntniß, womit die Verhältniſſe angegeben waren, zu reiner Schärfe und Zierlichkeit der Profile, wozu ſich ſchöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparſamkeit in deren Gebrauch geſellten. — Doch nicht bei dem Profile dürfen wir ſtehen bleiben. Ein Gebäude iſt ein in geometriſcher Form eingeſchloſſener, oft in mehrere gleichfalls geometriſche Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es beſtimmt iſt. Auch dieſer eingeſchloſſene Raum mit ſeinen Abtheilungen iſt in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Bauens ſo unendlich verſchieden ſeyn können und ſind, und dadurch eine ungemeine Verſchiedenheit des Beſondern erzeugt wird, ſo war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem Allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Materialien es errichtet ſey, ſeine Zweckmäßigkeit ſich auf zwei Eigenſchaften zurückführen laſſe: auf Feſtigkeit und Bequemlichkeit. Die Feſtigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fodert, daß der Bau wohl gegründet, aus tüchtigen Materialien wohl zuſammengefügt ſey, damit er allen äußeren Einwirkungen und ſeiner eigenen Laſt möglichſt lange widerſtehe. Zu Errei-

chung dieſes Zwecks hat der Architekt vornehmlich auf eine feſte Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derſelben, und endlich auf das Verhältniß zwiſchen Kraft und Laſt zu ſehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes, daß nämlich Lage, Geſtalt, Größe und Eintheilung deſſelben dieſem Gebrauche möglichſt angemeſſen ſeyen. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erforderniſſen, daß es ſich ſicher, geſund und bequem bewohnen läßt, für die beſondern Zwecke des Beſitzers, für ſein häusliches Leben und für ſein Gewerbe eingerichtet ſeyn, wodurch Lage, Größe, Geſtalt und Eintheilung des Gebäudes beſtimmt werden. Feſtigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen ſich nur auf die Nützlichkeit; erſt wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verſtattet wird, hebt das Gebiet äſthetiſcher Zweckmäßigkeit an. Es fragt ſich aber, wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verſchiedene Räume geometriſch abgetheilten Körper Statt finden? Freilich in dem geometriſch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektoniſchen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an ſich ſchön ſeyn, aber in dem wohlgeordneten Plane iſt eine Grundlage zur Schönheit enthalten, dadurch ihm ſchöne Verhältniſſe möglich werden. Die gefällige Zuſammenſtimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entſtehenden Verhältniſſe der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an ſich bloß regelmäßige Figur eines Gebäudes, ſey ſie quadrat, oblong, cirkelförmig, oder was ſonſt, der Schönheit fähig; denn die bloße Anſchauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck deſſelben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die ſonſtige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie ſchön ſeyn könnte, da die architektoniſche Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und beſtimmt iſt, wie denn überhaupt jedes Kunſturtheil ſich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben iſt geſagt worden, die Schönheit der Baukunſt liege in den richtigen, übereinſtimmenden Verhältniſſen. Dazu berechtigte uns der Grund, daß die Richtigkeit und Uebereinſtimmung der Verhältniſſe gefällt. Allein, was gefällt, iſt darum nicht ſchön. Wir unterſcheiden demnach und ſagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältniſſen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den dieſe Form beſeelenden Geiſt. Forſchen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck äſthetiſcher Ideen in der Baukunſt, wodurch allein ſie in die Reihe der ſchönen Künſte tritt, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſich manches Gegründete gegen ſie ſagen läßt. Zwar hat jede ſchöne Kunſt ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil, aber bei der Malerei, Muſik, Poeſie iſt dieſer jenem untergeordnet, er iſt nur Mittel zum Zweck. Anders iſt es mit der Baukunſt, welche den Nutzen im Auge hat, und das äſthetiſche Wohlgefallen nur in ſo fern damit verbindet, als dieſer mit dem Gebrauche verträglich iſt. Bei ihr iſt der äſthetiſche Theil dem techniſchen bloß zur Zierde beigeordnet. Mithin iſt die Baukunſt an und für ſich keine ſchöne, ſondern eine mechaniſche Kunſt: keine Kunſt des Gefallens, ſondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs iſt ſo weſentlich mit ihren Werken verknüpft, daß ſie ſelbſt da, wo ſie nicht nützen, ſondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung, fehlen, ſie würden willkürlich, leer und zwecklos erſcheinen. Soll aber die Baukunſt als ſchöne Kunſt ſich erweiſen,

in ſo fern ſie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechaniſchen Geſetzen conſtruirten Werke, zugleich mit Rückſicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; ſo hat ſie die Aufgabe zu löſen, in ihren Producten die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der ſubjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Aeſthetiſche Ideen aber, und um ſo mehr das Ideal, müſſen ihr nothwendig mangeln, da ſie kein Vorbild in der Natur hat, deſſen allgemeiner Begriff in ihren Darſtellungen ſichtbar würde, ſondern ihre Werke nur nach der Vorſtellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen dieſe Werke auch ſeyn mögen, ihr Zweck bleibt immer nur techniſch und auf das Nützliche beſchränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geſchmack behalten, beſchränkt ſich nur auf die Verbergung der ſteifen geometriſchen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verſtand den Zwecken gemäß beſtimmt, dürfen ſie ihren Einfluß nicht erſtrecken. Die Urſache, warum die Baukunſt kein Ideal hat und haben kann, iſt die ſtrenge techniſche Zweckmäßigkeit, die in ihren Producten herrſchende geometriſch regelmäßige Form, das Uebergewicht des Mechaniſchen in ihr, das weder eine geiſtige Veredlung ihrer Zwecke, noch einen freien Vortrag derſelben verſtattet. Der Architekt hat bloß mit Form, Verhältniß und Maſſe lebloſer Dinge zu ſchaffen, ſein Geſchmack iſt bloß auf Verzierung eingeſchränkt, und durch dieſe Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, feſtliche Pracht, Ernſt und Erhabenheit ausdrücken; aber in die Regionen des Ideals kann er nicht dringen, und Geiſt, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre ſeiner Kunſt. Haben wir nun zwar der Baukunſt das Ideal abgeſprochen, ſo haben wir doch zugleich eingeräumt, daß ihre Werke einen verſchiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Dieſen Charakter enthält ein Gebäude, wenn ſeine Geſtalt und Verhältniſſe genau den Zweck ausdrücken, wozu es da iſt. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entſteht er von ſelbſt, kann aber auch gefliſſentlich von dem Künſtler, um der äſthetiſchen Wirkung willen, ſtärker ausgedrückt, und durch bedeutende Verzierungen unterſtützt und gehoben werden. Unterſcheiden wir nun einen l o g i ſ c h e n und ä ſt h e t i ſ c h e n Charakter, ſo können wir nicht in Abrede ſeyn, daß die Baukunſt des letztern fähig ſey. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß ſie einen ernſten oder erheiternden, einen ſchauervollen oder lachenden Eindruck hinterlaſſen, je nach ihrem verſchiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunſt, abgeſehen vom Schönen, eine ä ſt h e t i ſ c h e Kunſt ſey, wollen wir verſuchen ihre Theorie aufzuſtellen. Die Baukunſt (bloß als Kunſt betrachtet) iſt die Kunſt, Begriffe von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geſchäftsplätzen, wiefern ſie bloß in der Kunſt ihren Urſprung haben, und ihre Form nicht die Natur, ſondern einen willkürlichen Zweck zum Beſtimmungsgrunde hat, dieſem Zwecke gemäß darzuſtellen. Ein architektoniſches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Syntheſis im Geiſte des Künſtlers, und ſodann der Darſtellung. Dort iſt Entſtehung der Form, hier Behandlung des Stoffs. Der Stoff erfodert Conſtruction nach mechaniſchen Geſetzen, die Form aber iſt bedingt durch den Stoff. Der Stoff des Baumeiſters iſt Körper, deſſen Merkmale Ausdehnung und Begränzung im Raume ſind. Jene

beſtimmt ſeinen Inhalt, dieſe ſeinen Umfang; jene iſt ſein poſitives, dieſe ſein negatives Merkmal. Nehmen wir mehr das poſitive Merkmal der Ausdehnung wahr, ſo ſagen wir, der Körper habe Maſſe; nehmen wir hingegen mehr das negative der Begränzung wahr, ſo ſagen wir, er habe Form. Hieraus laſſen ſich die Sphäre und Eigenthümlichkeit der Baukunſt und die dem Architekten nothwendigen Kenntniſſe abnehmen. Ihre Sphäre geht ſo weit, als die Geſetze der Mechanik Conſtruction aus Maſſe geſtatten; ihre Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß ſie eine Kunſt des Raumes iſt; die Kenntniſſe des Architekten müſſen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Phyſik und Chemie, Zeichenkunſt und dazu gehörige Optik umfaſſen, theils damit er die Maſſe gehörig behandle, theils damit er ſchickliche Form wähle. Mit dieſem allen iſt der Architekt nur Techniker; äſthetiſcher Künſtler wird er, wenn er durch ſeine Werke äſthetiſche Eindrücke, deren Maſſe und Form fähig ſind, zu bewirken verſteht. Dies wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar ſagten wir oben, daß die Baukunſt kein Vorbild in der Natur habe, allein wir modificiren dieſen Satz jetzt dahin, daß ſie zwar nicht, wie andere Künſte, ſchon etwas Fertiges vorfindet, das ſie nur zu copiren braucht, daß aber dennoch die Natur, in ſo fern ſie als ein Bewirktes, Ruhendes erſcheint, ihr Urbild ſey. Das äſthetiſche Gemüth bemerkt an ihr Maſſe und geometriſche Form, die theils an ſich, theils durch gegenſeitige Verhältniſſe, kraft der Analogie des Phyſiſchen zum Geiſtigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke machen und Ideen wecken. Wie dieſe Eindrücke bei dem Landſchaftsmaler und Gartenkünſtler, bei jedem nach ſeiner Weiſe, beſtimmend werden für die Producte ſeiner Kunſt, ſo auch bei dem Architekten für die ſeine; ſein Geiſt ſtrebt, die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefühle durch ſeine Kunſt zu erregen, ſo weit ſie dies vermag. Dazu aber muß ihm, außer der Fähigkeit, äſthetiſche Anſichten von der Natur zu faſſen, jene ſchöpferiſche Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunſt hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, ſondern ſelbſt einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil ſeine Kunſt das einzeln Zerſtreute, wie in einem Brennpunkte geſammelt, durch das Medium ſeines Geiſtes zurückſtrahlen ſoll. Er wird alſo Genie, d. h. original in ſeinen Productionen ſeyn müſſen; denn ſein Werk, für das kein fertiges Vorbild da iſt, wird nur durch eigene Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer äſthetiſchen, welcher gemäß er alles in ſeinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit vor ſich niederwirft, denn ihn leitet bloß äſthetiſche Zweckmäßigkeit, durch welche er ſeine Kunſt zur freien, d. h. nicht heterogenen Zwecken dienſtbaren Kunſt erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Maſſen, Formen, Verhältniſſe des Lichtes und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunſt, als äſthetiſche Kunſt definirt, diejenige bildende Kunſt, welche äſthetiſche Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach bloß ideeller Norm, unter Bewegungsverhältniſſen bloß für das Auge darſtellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da ſcheiden ſich eigentlich äſthetiſche und bürgerliche Baukunſt; in Fällen aber, wo die Gränzen in einander überzugehen ſcheinen, wird man auf das Ueberwiegende ſehen müſſen. Wichtiger iſt es, die Darſtellungsfähigkeit und daraus entſpringende eigenthümliche Wirkſamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übri-

gen ſchönen Künſte, zu erforſchen. Die Darſtellungsfähigkeit einer jeden ſchönen Kunſt iſt durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur iſt durch die ihrigen eine Kunſt des Raumes, dies unterſcheidet ſie von Poeſie und Muſik; ſie iſt eine bildende Kunſt, die aber nicht durch Sinnenſchein wirkt, wodurch ſie von der Malerei, und keine ſchon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch ſie von der Plaſtik unterſchieden iſt. Kann ſie demnach weder mit der Poeſie in univerſaler Darſtellung, noch mit der Muſik in Gefühlsübergängen, noch mit der Malerei in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plaſtik in Beſtimmtheit wetteifern, ſo dürfen wir doch nur auf die Aehnlichkeiten ſehen, die ſie mit jenen Künſten hat, um uns zu überzeugen, daß ſie nicht wirkungslos iſt. Mit den bildenden Künſten, ſo fern dieſe auch räumlich ſind, hat ſie unmittelbare Anſchauung und Beſchränkung auf einen Moment gemein. Was ſie gegen die Malerei an Sinnenſchein verliert, gewinnt ſie an Sinnenwahrheit, die ſie mit der Plaſtik gemein hat; und geht ihr gegen dieſe Beſtimmtheit ab, ſo gewinnt ſie dagegen wieder an Freiheit. Uebrigens kann ſie nach Art der Malerei Farben und Licht mitwirken laſſen, und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältniſſe mit Sinnenwahrheit Sinnenſchein zu deſto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geiſtigen aber, oder die Poeſie der Architektur, iſt nicht im Raume zu ſuchen, ſondern an die Zeit gebunden. Daher die Aehnlichkeit der Architektur mit Poeſie und Muſik, als Künſten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht, was dieſe mit den ihrigen zu wirken vermag. — Was die Theorie der Baukunſt betrifft, ſo ſind für ihren wiſſenſchaftlichen und techniſchen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abſtrahirt und in vielen trefflichen Lehrbüchern zuſammengeſtellt worden. Der äſthetiſche Theil kann ſich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieſer Kunſt gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchſt einſeitig. Die großen Verſchiedenheiten, die man in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern in der Baukunſt wahrnahm, hinderten, nach einem allgemeingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte ſich durch eine beſtimmte Wahl entſcheiden zu müſſen, und entſchied ſich ziemlich allgemein für die griechiſche Architektur, die allerdings als die eigentlich ſchöne zu preiſen iſt. Ihre Schönheit iſt aber nicht das Aeſthetiſche überhaupt, welches als das Allgemeine ſorgfältig davon zu unterſcheiden iſt. Erſt wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunſt allein und ganz beſeſſen habe, daß die griechiſche Baukunſt als ſchöne im engern Sinne, die ägyptiſche in ihrer Düſterheit und Größe, die gothiſche in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die mauriſche in ihrer phantaſtiſchen Leichtigkeit, die franzöſiſche in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. ſ. w. zu ſchätzen ſey, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der äſthetiſchen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Verſuche ſowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird ſich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künſtler ſeinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und beſtimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringſte Verzierung in Bezug auf denſelben als nothwendig erſcheinen.

Baukunſt (Geſchichte der). — Die Entſtehung der Baukunſt

verliert ſich in das Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den erſten Bedürfniſſen des Menſchen gehörte. Dieſe früheſten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfniſſe ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menſchen aus dem erſten Zuſtande der Rohheit herausstraten, ſich geſellſchaftlich vereinigten, und den Boden, den ſie bewohnten, zu bebauen anfingen, dachten ſie auch darauf, ſich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und ſie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz ſorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmaſſen, und fügte ſie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zuſammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entſtand die Säule u. ſ. w. Aber beſondern Fleiß wandte der Menſch im Fortgange ſeiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er ſeinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen für ihn ſelbſt größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeſchmückt. — Die älteſten und bekannten Völker, bei welchen die Baukunſt einige Ausbildung erhielt, ſind die Babylonier, deren berühmteſte Gebäude der Tempel des Belus, der Palaſt und die ſchwebenden Gärten der Semiramis waren; die Aſſyrier, deren Hauptſtadt Ninive reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönicier, deren Städte Sidon, Tyrus, Aradus und Seraphta ſich durch Pracht und Reichthum auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunſt geprieſen wird; die Syrer und Philiſter. Doch von allen dieſen Völkern ſind keine architektoniſchen Denkmäler auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen ſehen wir noch auf der Inſel Elephanta und Salſette unterirdiſche in Felſen gehauene Tempel; von den Perſern die Ruinen von Perſepolis; von den Aegyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläſte, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Ueberbleiſel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühen Baukunſt war unerſchütterliche Feſtigkeit, rieſenhafte Größe, verſchwenderiſche Pracht, welche Erſtaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerſt gingen von dem Rohen und Rieſenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteiferten, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meiſter, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterſtützt. Es erhoben ſich der ſchöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyleen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunſtſinn regte ſich im Peloponnes und in Klein-Aſien. Hohe Einfalt verband ſich mit majeſtätiſcher Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunſt nicht bloß auf Tempel, ſondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnaſien an. Neben der doriſchen Säule entſtand noch die ioniſche und korinthiſche. Mit dem peloponneſiſchen Kriege war die Blüthe der Baukunſt dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Dieſen Charakter trägt die Kunſt zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte, deren achtzehn ſeinen Namen führten. Immer aber herrſchte neben der Zierlichkeit noch ſtrenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das ſtets zunehmende Beſtreben nach Schmuck und Putz die Kunſt ihrem Falle immer näher. In Griechenland ſelbſt wurde ſie wenig mehr ge-

trieben, und in Aſien unter den Seleuciden, in Aegypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geſchmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der Baukunſt nichts den griechiſchen Meiſterwerken ähnliches aufzuweiſen, wiewohl ſie ſchon früh ihren Fleiß an andere Fächer der Baukunſt, an Waſſerleitungen, Cloaken und an den Waſſerbau gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitoliniſchen Jupiter hatten etruſciſche Baumeiſter aufgeführt. Bald nach dem zweiten puniſchen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerſt die griechiſche Baukunſt nach Rom; er, Marius und Cäſar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erſt unter dem Auguſt erhob ſich die Kunſt zu der Vollkommenheit, deren ſie zu dieſer Zeit fähig war. Er gab den griechiſchen Künſtlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauſcht hatten, Aufmunterung, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunſt auf. Agrippa baute Tempel, Waſſerleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuſer, deren die reichen Römer oft mehrere beſaßen. Das Innere wurde mit Kunſtwerken, die in Griechenland erbeutet waren, ausgeſchmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten, oder malte ſie aus und theilte ſie in Felder, in deren Mitte Gegenſtände aus der Mythologie oder Geſchichte vorgeſtellt, und die ringsum mit zierlichen Einfaſſungen verſehen waren. Dieſe Einfaſſungen waren das, was wir Grotteskèn nennen. Auguſts Nachfolger verſchönerten faſt alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigſten Paläſte und Tempel, und ſchmückten auch die eroberten Provinzen mit denſelben, bis endlich Conſtantin der Große die Reſidenz von Rom nach Conſtantinopel verlegte, wo denn für Roms Verſchönerung nichts weiter geſchah. — Als die Römer die Baukunſt von den Griechen empfingen, war ſie bei dieſen ſchon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgeſunken. Zierlichkeit war an die Stelle der großen edeln Schönheit getreten; zwar erhob ſie ſich kurze Zeit in Rom zu ihrer erſten Höhe, artete aber bei der immer ſteigenden Prachtliebe der Kaiſer durch Ueberladung und Spielerei bald wieder aus. Um dieſe Zeit ward die corinthiſche Säule, deren man ſich gemeiniglich bei Tempeln und Prachtgebäuden bediente, ausgebildet, und erhielt ein eigenes Gebälk, das vorher aus dem doriſchen und ioniſchen zuſammengeſetzt war. Schon von Nero an nahm der Luxus überhand; das Aeußere und Innere der Gebäude ward überflüſſig verziert. Hadrian, der die Künſtler möglichſt aufmunterte, konnte den edeln Geſchmack in der Baukunſt nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch ſchöner machen. Dadurch entfernte man ſich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt entſtanden die Verſchröpfungen, die Poſtamente unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenſeiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derſelben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaſter hinter den Säulen, kleine Säulen zwiſchen großen, runde und durchſchnittene Giebel, die ausgebauchten Frieſe. So wurde die Kunſt von den Zeiten Veſpaſians an bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meiſterſtücke angeſehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geſchmack noch tiefer geſunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunſt noch mehr; man bemühte ſich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches beſonders der ſogenannte Bo-

gen der Goldſchmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein ſie verſank unter ſeinen Nachfolgern nur deſto ſchneller, und nahte ſich allmälich ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieſer Zeit ſind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder gränzen an das Rohe, wie die unter Conſtantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaiſern geſchah, wegen der ſteten Unruhen der Araber, Alemannen, Gothen und anderer Völker, wenig für die Verſchönerung der Städte. Juſtinian baute wieder viel. Sein vorzüglichſtes Gebäude war die Sophienkirche zu Conſtantinopel. Die alten ſchönen Werke der Baukunſt ſanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Aſien, und Afrika großen Theils in Trümmer, und was der Zerſtörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Oſtgothen, ein Freund der Künſte, zeigte ſich ſorgſam für die Erhaltung und Herſtellung der alten Gebäude, und ließ ſelbſt viele neue aufführen. Unter ihm entſtand die altgothiſche Baukunſt (ſ. Gothen). Die Longobarden, die in Italien einfielen, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten ſie weder ſchonen noch erhalten. Was ſie bauten, war geſchmacklos und fehlerhaft. Die andern europäiſchen Staaten, die durch die römiſche Cultur verfeinert worden waren, Gallien, Spanien und das ſüdliche Britannien litten zwar auch durch die großen Völkerwanderungen; bald aber nahmen die Ueberwinder die Sitten der Ueberwundenen an, wodurch die Cultur ſich hob. In andern Ländern, wie Deutſchland, wohin die Römer nicht gekommen waren, konnte ſie nur langſame Fortſchritte machen. Die Normannen, die ſich in Sicilien feſtgeſetzt hatten, bauten die Cathedrale von Meſſina, ein großes aber geſchmackloſes Gebäude, auf den Grund eines alten Tempels, an welchem man, nach den damit in verſchiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunſt neben einander ſieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Weſtgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben ſie und zerſtörten das gothiſche Reich. Dieſe waren jetzt faſt allein im Beſitze der Künſte und Wiſſenſchaften. Saraceniſche Baumeiſter traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden ſich nach einiger Zeit viele chriſtliche, beſonders griechiſche Meiſter, und ſie ſtifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunſt und Regeln geheim hielt, und deren Mitglieder ſich an gewiſſen Zeichen erkannten. In dieſer Periode ſind drei verſchiedene Bauarten herrſchend: die arabiſche, eine eigene, nach griechiſchen Muſtern gebildete Bauart; die mauriſche, in Spanien aus den Ueberreſten römiſcher Gebäude entſtanden, und die neugothiſche, welche aus der altgothiſchen entſtand. Die beiden erſten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich aber zeichnet ſich die mauriſche durch ihre Bogen in Hufeiſenform von der arabiſchen aus. Sehr verſchieden aber iſt die gothiſche. Swinburne gibt folgende Unterſcheidungszeichen an: die gothiſchen Bogen ſind ſpitzig, die arabiſchen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothiſchen Kirchen haben ſpitzige und gerade Thürme; die Moſcheen endigen ſich in Kugeln, haben hin und wieder ſchlanke Minareen, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt ſind; die arabiſchen Mauern ſind mit Moſaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten gothiſchen Kirche findet. Die gothiſchen Säulen ſtehen oft in Gruppen beiſammen und ſind in einander gewachſen, worüber entweder ein ſehr niedriges Gebälk angebracht iſt, auf welchem ſich Bogen er-

heben, oder die Bogen ſtehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen auf. Die arabiſchen und mauriſchen Säulen ſtehen einzeln, und wenn ja etliche neben einander angebracht ſind, um einen ſehr ſchweren Theil des Gebäudes zu tragen, ſo berühren ſie ſich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem ſtarken und dicken Unterbogen unterſtützt. Trifft es ſich in einem arabiſchen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt ſind, ſo geſchieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwiſchen den Säulen. Die gothiſchen chriſtlichen Kirchen ſind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenſter, oft mit bunten Scheiben. In den arabiſchen Moſcheen iſt meiſtentheils die Decke niedrig, ihre Fenſter ſind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, ſo daß man das Licht weniger durch ſie, als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothiſchen Kirchen gehen tief hinein, und ſind an den Anſchlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Niſchen und andern Zierrathen geſchmückt; die Thore der Moſcheen aber und anderer arabiſchen, ſo wie auch der mauriſchen Gebäude, ſind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Ueberdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verſchiedenen arabiſchen Capitälen, die er geſehen, keines gefunden, das in Abſicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothiſchen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die mauriſche Baukunſt erſcheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaſte der mahomedaniſchen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt, und eher einem Zauberpalaſt als einem Werke von Menſchenhänden gleicht. Damals war die beſte Schule der Künſte zu Conſtantinopel; von hier gingen die Künſtler nach allen Gegenden aus. Ganze Geſellſchaften derſelben ſollen die Päpſte nach dem Norden geſchickt haben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der arabiſchen Baukunſt war Galanterie und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen ſie dem Auge gefällig. Die neugothiſche Baukunſt, welche dadurch entſtand, daß die griechiſchen Baumeiſter das Plumpe und Schwerfällige der altgothiſchen durch den Anſchein der Leichtigkeit zu verdecken ſuchten, erregt die Phantaſie durch ihre reichgeſchmückten Gewölbe, ihre großen Perſpectiven und ihr heiliges, durch gemalte Fenſter hervorgebrachtes Dunkel, und gefällt dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verſchiedenheit von den Werken alter griechiſcher Kunſt. Sie behielt von der altgothiſchen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die feſten und ſtarken Mauern bei, verkleidete ſie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Niſchen, durchbrochene Thürmchen, ſo daß ſie leicht und ſchwach zu ſeyn ſcheinen. Man ging darin in der Folge weiter, durchbrach die hohen ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu ſchweben ſchienen, gab den Fenſtern eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude ſelbſt mit Statuen und Figuren. Dieſer Styl, in dem alle Kirchen, Klöſter und Abteien erbauet wurden, bildete ſich in Spanien, und verbreitete ſich von da über Frankreich, England und Deutſchland. Alle dieſe Länder beſitzen bewundernswürdige Denkmäler gothiſcher Baukunſt. — Die Deutſchen waren bis auf Carl den Großen mit der Baukunſt unbekannt geblieben. Dieſer beförderte auch in Anſehung ihrer die Cultur ſeines Volks; er baute zu Aachen, Angelheim und andern Orten große Gebäude und ſchöne Schlöſſer, wozu er den in Deutſchland noch unbekannten Marmor aus Italien bringen ließ. Aber trotz der Bemühungen des großen Kaiſers konnte die Baukunſt ſich erſt unter Heinrich I. heben. Unter ihm wurden die Städte größer und reicher; man umgab ſie mit Mauern,

baute Kirchen und andere öffentliche Gebäude von Stein, und ſchmückte die Kirchen mit Kunſtwerken und köſtlichem Geräthe. Die Bauart dieſer Zeit war gothiſch, und näherte ſich der alten gothiſchen Art eben ſo ſehr als der neuen, wie die merkwürdigen Ueberreſte einer Kirche zu Memleben an der Unſtrut beweiſen, die zu Heinrichs Zeiten erbaut wurde, und weder ein ſchwerfälliges noch ein mit vielen Verzierungen beſetztes Gebäude iſt, an dem ſich die ſchönſte Harmonie, die beſte Anordnung und das richtigſte Verhältniß der Theile offenbart. Die neugothiſche Baukunſt erhielten die Deutſchen unſtreitig aus Frankreich. Der Biſchof Werner zu Straſsburg ließ 1015 den Grund zu dem berühmten Münſter daſelbſt legen, der 1275 bis an den Thurm vollendet wurde. Den Thurm begann darauf 1276 Erwin von Steinbach, und 1438 vollendete ihn Johann Hölz (ſ. ſtrasburger Münſter). Außer dieſem Münſter ſind in Deutſchland beſonders nur noch zwei Kirchen aus dieſer Periode merkwürdig: die Stephanskirche zu Wien, 1140 von Heinrich I. begonnen und 1360 von Rudolph IV. vollendet, und die Sebalduskirche zu Nürnberg. Viele alte Kirchen aber wurden um dieſe Zeit theils verſchönert, wie der Dom zu Meißen, theils neu gebaut, wie der Dom zu Magdeburg. Italien hatte die neugothiſche Bauart noch nicht aufgenommen; erſt nach und nach machte man ſich von dem unter Theodorich herrſchenden Geſchmack los. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts ward die Markuskirche zu Venedig von einem Baumeiſter aus Conſtantinopel aufgeführt; die Cathedrale zu Piſa begann 1074 der damals berühmte griechiſche Baumeiſter Busgretto da Dalichio; ähnliche große Werke wurden zu Bononien, Modena, Ferrara, Rom, Bologna, Florenz unternommen. Unter den damaligen Baumeiſtern war Jacob, ein Deutſcher, den die Italiäner Lapo nennen, vorzüglich berühmt. Er baute das Franciscanerkloſter zu Florenz, ſein Sohn oder Schüler Arnolfo aber ebendaſelbſt die Kirche des heiligen Kreuzes und machte den Riß zu der Kirche Santa Maria de' Fiori. — Von den Kirchen und Abteien ging die neugothiſche Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlöſſer, Paläſte, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden ſechszehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläſte, in Padua ſieben Brücken und drei neue Paläſte, in Genua zwei verſchloſſene Häfen und eine prächtige Waſſerleitung, und die Stadt Aſti 1280 faſt von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob ſich die Baukunſt in Italien, beſonders im 14ten Jahrhundert. Galazzo Viſconti endigte die große Brücke zu Pavia, und erbaute einen Palaſt, der ſeines Gleichen noch nicht hatte. Um dieſelbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Eſte bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Pallaſt zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhafteſten zeichnete ſich das funfzehnte Jahrhundert aus. Die Herzoge von Ferrara, Borſo und Hercules von Eſte ermunterten die Baumeiſter zum thätigſten Eifer. Herzog Franz verſchönerte Mailand mit dem herzoglichen Palaſt, dem Caſtel Porta di Giova, dem Hoſpital nnd andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Univerſitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpſte verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beiſpiel folgten mehrere kleinere Fürſten und Herren. Dieſe Aufmunterungen erweckten den guten Geſchmack wieder; man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück, und ſtudirte an ihnen die ſchönen Formen und richtigen Verhältniſſe. Die berühmteſten

Baumeiſter dieſer Zeit waren Filippo Brunelleſchi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palaſt Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Piſa, Peſaro und Mantua errichtete; Baptiſta Alberti, der zugleich über die Baukunſt ſchrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute, und ſpäter nebſt Rafael dem Bau der Peterskirche vorſtand. Dieſen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiſte weiter ſtrebten, ein Palladio, Vincent Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie ſind die Begründer des noch jetzt in der Kunſt herrſchenden Geſchmacks. Daß ſie indeß ihre Kunſt an Werken des Alterthums ſtudirten, die ſich ſchon weit von ihrer erſten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweiſen an ihren Gebäuden die vielen Verſchröpfungen, die runden, ausgeſchweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Poſtamenter und andere Dinge, welche die Kunſt zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunſt begonnen. Italiäniſche Meiſter und nach Italien geſchickte junge Künſtler brachten den *römiſchen* Geſchmack ins Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothiſchen trat. Seitdem erfuhr die Baukunſt in den verſchiedenen Ländern Europa's noch mancherlei Schickſale; ſie ſtieg und fiel in verſchiedenen Perioden; doch äußert ſich in der neueſten Zeit allenthalben ein rühmliches Beſtreben, die Kunſt ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl ſich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. Wir bezeichnen mit dieſer Benennung ſolche Gewächſe, die mit Stamm und Aeſten mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige innerlich holzig ſind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der ſich nur oben in Aeſte und Zweige verbreitet, dagegen der Strauch mehrere Stämme aus Einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Aeſten und Zweigen beſetzt iſt. Durch eine genaue Gränze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geſchieden; ſie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet ſich unter gewiſſen Umſtänden entweder von ſelbſt oder mit Hülfe des Menſchen zum Baum, ſo wie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umſtänden zu einem Strauche wird. Der Baumſtamm, ſo wie die ihm in der Structur ganz ähnlichen Aeſte und Zweige, beſtehen aus verſchiedenen Lagen, wovon die erſte die *Rinde*, die zweite das *Holz* und die dritte das *Mark* genannt wird. So lange dieſe Theile noch nicht beiſammen ſind, oder mit andern Worten, ſo lange der Baumſtamm überhaupt oder ein Baumzweig insbeſondere noch jung und weich iſt, dehnt er ſich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmälich härter, welches von unten nach oben geſchieht, ſo nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab, und hört endlich bei gänzlicher Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt ſich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt ſowohl der Stamm als die Aeſte an Dicke zu. Dies geſchieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, ſondern dadurch, daß ſich neue Holzlagen von auſſen anſetzen. Dieſe Holzlagen bilden ſich aus der Rinde, deren das Holz zunächſt umgebende Theile (Baſt) ſich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den ſogenannten Jahresring bilden. Dieſe Meinung wird auch dadurch unterſtützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, das Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumſtamm mit Stroh dergeſtalt umwinden, daß dieſes

noch einen Raum zwiſchen ſich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, ſo bildet ſich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geſchieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die ſich an den alten anſetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknoſpen Nahrungsſäfte zu, wodurch dieſelben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche ſich ſo lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis ſie ſich allmälich von unten nach oben verhärten. Auf dieſe Weiſe lebt oder vegetirt der Baum fort, bis er allmälich abſtirbt.

Baumannshöhle, eine aus mehrern Abtheilungen beſtehende natürliche Höhle auf dem Harz, als deſſen vorzüglichſte Merkwürdigkeit ſie zu betrachten iſt, im Fürſtenthum Blankenburg, an dem linken Ufer der Bode. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und beſteht aus ſechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfſtein, Dripſtein oder Stalaktit überzogen ſind, deſſen erdige Beſtandtheile das allenthalben durchdringende Waſſer mit ſich führt und als kalkigen Stein anſetzt. Alle ſechs Höhlen halten zuſammen 758 braunſchweigiſche Fuß Länge. Der Eingang iſt 136 Fuß über der Sahle des Bodethals erhaben. Die erſte Höhle von 31 Fuß Höhe iſt die größte und ſchauerlichſte. Ueberall findet man von Tropfſtein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichſten ſind, und worunter eine, die ſogenannte klingende Säule, wenn man daran ſchlägt, einen ſtarken Klang von ſich giebt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann Baumann, welcher ſie in der Abſicht, Erze darin zu finden, im Jahre 1670 zuerſt befuhr, aber den Eingang, als er zurückkehren wollte, lange vergebens ſuchte. Nach zwei Tagen endlich fand er ihn, ſtarb aber, von Hunger und Angſt entkräftet, bald darauf. Sie liegt von Blankenburg zwei und von Elbingerode eine halbe Stunde entfernt.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), geb. 1714 zu Berlin, geſt. 1762, ein durch ſcharfe Analyſe und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler Wolfs, und Stifter der Aeſthetik (ſ. d. Art.). Baumgarten ſah ſchon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunſtwerken und ihrer Wirkung abſtrahirten Kunſtregeln ein; ſo lange man daher, ſagt er ſelbſt, die Regeln des Geſchmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen ſie auch den Namen einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft nicht. (Hierdurch unterſchied ſich Baumgarten ſchon vortheilhaft von den Kunſttheoriſten ſeiner Zeit, vergl. z. B. Batteux, denn er ſuchte die Kunſttheorie ſelbſt wiſſenſchaftlich zu begründen.) Die Reſultate einer ſolchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemeingültig ſeyn, welches ſie nicht ſind, wenn ſie ſich bloß auf Induction oder Auctorität gründen. Man müſſe alſo zu den erſten, allgemeinen, aus der Natur des menſchlichen Geiſtes geſchöpften Grundſätzen aufſteigen, wenn eine wahre Philoſophie des Geſchmacks entſtehen ſolle. In der Schönheit aber beſtehe das Weſen aller Künſte. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit ſelbſt aber erſchien ihm unter dem Begriff der wolfſchen Schule, als ſinnlich erkannte Vollkommenheit, ſinnlich vollkommene Erkenntniß, des ſinnlich Vollkommenen. Durch dieſe Erklärung machte er eines Theils das Schöne bloß zu einem Gegenſtande der ſinnlichen Empfindung, wobei das Ideale deſſelben ganz überſehen wurde,

andern Theils wurde die Wiſſenſchaft deſſelben, als Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß, (dieſe Bedeutung hat bei ihm der für dieſelbe gewählte Ausdruck Aeſthetik), eine von der Logik abgeſonderte, in ihrem Weſen aber ganz logiſche Theorie des ſogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus ſeinem Begriffe des Schönen, „daß die Regeln der Aeſthetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen;" Vollkommenheit iſt ihm aber, wie ſeinem Lehrer Wolf, Uebereinſtimmung des Gegenſtandes mit ſeinem Begriffe. Dadurch unterſcheidet er aber die logiſche von der äſthetiſchen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, dieſe eine dunkle Erkenntniß iſt, wodurch der Begriff einer Wiſſenſchaft des Schönen wiederum ſehr ſchwankend wird. Die Idee einer ſolchen Wiſſenſchaft nun ſtellte er zuerſt in ſeiner akademiſchen Streitſchrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und ſieben Jahre darauf wurde er aufgefodert, dieſe Wiſſenſchaft öffentlich vorzutragen. Aus ſeinen Dictaten entſtand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften, 3 Thle., Halle 1748 ff. Erſt acht Jahre nachher gab Baumgarten ſelbſt ſein größeres Werk über dieſelbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O., 1750 bis 58, 2 Thle., 8. und mehrmals) heraus, deſſen Vollendung aber ſein Tod verhinderte. Das Ganze ſollte aus zwei Theilen beſtehen, einer theoretiſchen und practiſchen Aeſthetik: erſtere theilte er wiederum in die Heuriſtik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darſtellung) ein. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebſt der Heuriſtik iſt vollendet. Uebrigens hatte er faſt überall bei Aufſtellung ſeiner Regeln die ſogenannten redenden Künſte vor Augen. (Eine genauere Würdigung der baumgartiſchen Anſicht findet man in Heydenreichs Syſtem der Aeſthetik S. 65. u. f., und in deſſelben Abhandlung: Entſtehung der Aeſthetik, Kritik der baumgartiſchen ꝛc., im St. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger iſt Baumgarten durch ſeine übrigen philoſophiſchen Schriften (z. B. philosophia generalis, von Chr. Förſter, Halle 1770 herausgegeben; ſeine metaphysica, Halle 1739, 8., von Eberhard, 1783; ethica philosophica, Halle 1740, 8.; annotatt. in logicam 1761; jus naturae 1765, Halle 8.;) berühmt geworden. — Baumgarten ſtudirte zu Halle das wolffſche Syſtem, wurde daſelbſt nachher außerordentlicher Prof. (1738), dann ordentl. Prof. der Philoſophie zu Frankfurt (ſeit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifalle lehrte. Daſelbſt ſtarb er auch. Sein Leben iſt von Meier, ſeinem obenerwähnten Schüler, beſchrieben worden (Halle 1763, 8.); vergl. Abbts Werke, 4 Bd. u. Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Jacob Siegmund), ein ſehr gelehrter Theolog, Hiſtoriker und Literator des 18ten Jahrhunderts, welcher mit großem Fleiße und vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitete (z. B. Hermeneutik 1742, nach Ausg. von Semmler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., ſeinen damals ſehr brauchbaren Auszug der Kirchengeſchichte v. d. Geb. Jeſu an, 3 Thle., 2te Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrerer bedeutenden hiſtoriſchen und literariſchen Werke (die engliſche allgemeine Weltgeſchichte, zu welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferrera's allgem. Hiſtorie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeſchreibungen aus der britanniſchen Biographie, 10 Thle., gr. 8. 1754, ff. u. a.) beſorgte, auch durch ſeine litera-

ſche Sammlungen (Nachrichten von der halliſchen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8, und ſeine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1757) ſich ſehr verdient gemacht hat. Er war 1706 geb. zu Wolmirſtädt, ſeit 1734 Prof. der Theologie zu Halle, und ſtarb daſelbſt 1757. Sein Leben hat Semmler (1758, 4.) genau beſchrieben.

Baumſchlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteriſtiſcher Verſchiedenheit, und in den zeichnenden Künſten die Art der Darſtellung derſelben. Der Künſtler hat dabei den Anfoderungen der Natur, der äſthetiſchen Idealiſirung und der Technik ein Genüge zu leiſten. Naturgemäß wird er ſeine Darſtellung liefern, wenn er ſich durch ein anhaltendes Studium mit der Natur vertraut gemacht hat. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Anſatze, der Stellung der Aeſte und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus dieſem allen ſich bildenden Krone. Einige dieſer Eigenſchaften ſind wieder dem Wechſel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächſte Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Geſtalt eines Baumes und ſeiner einzelnen Theile. Alles dies kann der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darſtellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man ſich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Details verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen ſtören, dieſe Unterſuchung weiſ't auf die Anfoderungen der zweiten Art hin. Dieſe Anfoderungen ſind, daß die dargeſtellte Landſchaft Charakter habe, denn eine Landſchaft ohne Charakter iſt leer und unbedeutend. Dem äſthetiſchen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden ſoll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteriſtiſche kann das Schöne gar nicht zur Erſcheinung kommen. Darum aber iſt an keine bloße Copie zu denken, ſondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinſter Beſtimmtheit ſich ausſprechen ſoll, muß der Künſtler Nebendinge von dem Weſentlichen ſondern. Geſchickte Technik endlich hilft zur Vollkommenheit. Der Baum ſoll rund, der Baumſchlag nicht maſſen- und klumpenartig, ſondern hohl und luftig erſcheinen, d. h. die untere Anſicht von Maſſen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, ſoll man eben ſo deutlich als die hinter derſelben befindlichen Maſſen, rundum, wenigſtens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Colorit, Perſpectiven ſind die Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks, wozu Studium der Natur in ſo fern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigſten Mittel, deren die Gartenkunſt, um äſthetiſche Zwecke zu erreichen, ſich bedient, iſt der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch ſeine Belaubung das Auge, durch die ſüßen Düfte ſeiner Blüthen den Geruch reizt, durch ſein ganzes Weſen den Geiſt mit der dichteriſchen Idee eines Charakters anſpricht, und ſo auf mannichfaltige Weiſe auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünſtler, der ihn zu ſeinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten, zuvörderſt den Unterſchied zwiſchen Baum und Strauch ins Auge faſſen, dann ſehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entſteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher

entſteht Hecke, Gebüſch, Wildniß, Labyrinth, vereint mit Bäumen Waldung. Alles zuſammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die franzöſiſche Künſtelei in der Gartenkunſt verlaſſend, die Natur ſelbſt zum Muſter nahm, ward Beſtandheit in dem charakteriſtiſchen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Malerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beſchattung Hauptaugenmerk des Künſtlers. Daß verſchiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verſchiedenen Charakter ausdrücken, den auch der entlaubende Herbſt ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchſten Vollkommenheit aber erſcheint dieſe äſthetiſche Eindrucksfähigkeit in der wechſelnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um alſo eine Charakteriſtik des Baumwerkes zum Behufe äſthetiſcher Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künſtler ſehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem dieſe bald äſthetiſche Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig ſind, wozu in Hirſchfelds Gartenkunſt treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er ſo durch ein ſorgfältiges Studium ſich eine hinreichende, natürliche Charakteriſtik dieſer Darſtellungsmittel ſeiner äſthetiſchen Ideen entworfen, ſo bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Dieſe geſchieht entweder im Einzelnen, oder, wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zuſammenſtellung mehrerer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die Malerei des Laubwerks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Uebergang und Contraſt.

Baumwolle. Das Gewächs, welches dieſes wichtige Product hervorbringt, iſt entweder Baum, oder Staude, oder auch wohl Kraut, je nachdem die Beſchaffenheit des Bodens und Clima's verſchieden iſt. Die gemeine oder krautartige Baumwollenpflanze iſt ein Sommergewächs, hat eine fasrige Wurzel, einen aufrechtſtehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oder aber mit ſchwärzlichen Punkten gezeichnet iſt. Das Samenbehältniß hat bei dieſer Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und eben ſo viele Klappen. Wann es ſich öffnet, quillt gleichſam ein Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner feſtgebunden ſind. In Arabien und Perſien wächſt dieſe Pflanze wild. Sie wird im Orient, auf Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge angebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapſeln ſich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle geſammelt. Demnächſt iſt die wichtigſte Arbeit das Abſondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelſt einer eigenen, im weſentlichen aus zwei über einander liegenden Cylindern beſtehenden Maſchine geſchieht. Dann wird die Wolle, nachdem ſie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und ſo verſandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meiſtentheils über Smyrna nach Europa, die ſyriſche über Akre und Saide. Die in Macedonien gebaute ſteht der orientaliſchen nach; ſie kommt theils über Salonichi zu Waſſer, theils über Semlin zu Lande. Perſien gewinnt beſonders in Maſenderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte iſt die in Italien und Spanien gewonnene. Die baumartige Baumwollenpflanze hat einen ſtrauchartigen, mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächſt in Oſtindien auf dür-

rem Boden wild. In Aegypten, der Levante, auf Cypern, den weſtindiſchen Inſeln und in Amerika wird ſie angebaut. Ihre Cultur iſt faſt die nämliche wie bei der vorigen; eben ſo die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unſer Clima iſt für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbſt im Sommer muß ſie bei uns im Glashauſe gehalten werden, außerdem bringt ſie nur ſelten reife Früchte. Der Unterſchied unter der Baumwolle iſt ſehr groß. Die beſte und feinſte wird in Siam und Bengalen, und zwar meiſt von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, ſondern wird in China und Oſtindien zu den feinſten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten iſt die syriſche und cypriſche die beſte; ſchlechter iſt die ſmyrniſche und die in Nordafrika gewonnene. Die weſtindiſche ſoll der oſtindiſchen am nächſten kommen.

Baumwollenſpinnmaſchinen, ſ. Spinnmaſchinen.

Bauriſſe ſind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man ſich einen vollſtändigen Begriff von deſſen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wornach die Bauwerker ſich richten müſſen, damit das Gebäude der Abſicht des Erbauers gemäß ausfalle. Man hat ihrer folgende Arten: Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitte, perſpectiviſche und Deckenriſſe.

Bautzen oder Budiſſin, die wohlgebaute Hauptſtadt der Oberlauſitz, auf einer weſtlich, wo unten im Thale die Spree vorüberfließt, von ſteilen Felſen bewehrten Anhöhe, beherrſcht eine weite, meiſt ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begränzte und durchaus von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königliche Schloß Ortenburg iſt der Sitz des Oberamts, als der höchſten Behörde der Oberlauſitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die aus Prälaten, Adel und Sechsſtädten beſtehenden Stände dieſer Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen. Dieſe Verhältniſſe werden ſich aber jetzt, nach den in der Oberlauſitz ſtatt gehabten politiſchen Abänderungen, bei denen die Stadt bei Sachſen verblieb, ſehr modificiren. Unter den 9 bis 10,000 meiſt lutheriſchen Einwohnern gibt es viele Wenden, für welche in einer lutheriſchen und in einer catholiſchen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienſt gehalten wird. Das Domſtift, deſſen Dechant Biſchof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Catholiken in der Oberlauſitz iſt, hat das für die kleine catholiſch deutſche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derſelben dient der lutheriſchen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und die gegenſeitige Toleranz beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von dieſem Verhältniß zu beſorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch ſeine ſich immer gleichbleibende bedeutende Frequenz excellirenden lutheriſchen Gymnaſium nehmen die Catholiſchen Theil. Der ehedem vorzüglich blühende Leinwandhandel der Bautzner Kaufleute iſt durch die Sperrung der Schiffahrt und den Krieg in Spanien ganz unterbrochen; der Handel mit wollenen Strümpfen und Mützen, den die daſigen Fabrikanten im Großen treiben, ſteht und fällt mit dem Frieden des öſtlichen Europa's; die beſten Geſchäfte machten bis jetzt noch die Tuchhändler. Reſte des ehemaligen Flors dieſer Stadt ſind das artige Schauſpielhaus, die durch ihr Enſemble ausgezeichneten Concerte des durch ſeine originellen Compoſitionen vortheilhaft bekannten Organiſten Auguſt Bergt, und die gebildete Geſelligkeit der höheren Stände, welche die Anſtalten zum öffentlichen Vergnügen noch immer mit rühmlicher Libe-

ralität unterſtützt. — Das achttägige Verweilen der großen franzöſiſchen und ruſſiſch-preußiſchen Armeen, und die Schlachten vom 20ſten und 21ſten Mai 1813 (ſ. d. folgenden Art.) haben den nächſten Umgebungen von Bautzen eine durch ſchreckliche Verwüſtungen ins Auge fallende Celebrität verſchafft. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Uebereinkunft blieb die Stadt ſelbſt aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. Größern Schaden hat die Discretion der Commandirenden und das kluge Benehmen des Magiſtrats abgewendet, doch die der ohnehin nicht reichen Commun in dieſem Feldzuge erwachſene Schuldenlaſt wird ein Jahrhundert nicht tilgen können.

Bautzen und Wurſchen (Schlachten bei) im Jahre 1813. — Der Ausgang der Schlacht bei Lützen (oder Groß-Görſchen) vom 2ten Mai 1813 hatte zur Folge, daß die Armeen der verbündeten nordiſchen Souveraine hinter die Elbe ſich zurückzogen. Dies geſchah unter immerwährenden Gefechten zwiſchen ihrer Arriergarde und dem feindlichen Vortrapp. Am 12ten Mai näherten ſie ſich Bautzen; brennende Ortſchaften, unter ihnen das unglückliche Biſchofswerde, bezeichneten den Weg der nachrückenden Franzoſen, die mehr noch wie jene mit dem Hunger kämpften, da der Mangel an Lebensmitteln ſo groß war, daß man dieſſeits Bautzen ſogar die gelegten Kartoffeln wieder aus der Erde grub. — Hier bei Bautzen war es, wo die Verbündeten wieder eine feſte Stellung zu nehmen beſchloſſen; ſie bezogen ein Lager, befeſtigt durch Natur und Kunſt, und erwarteten ſo den Feind. Der Kaiſer Alexander befand ſich in Wurſchen, der König von Preußen in Kaditz; beide Orte liegen zwei Stunden öſtlich von Bautzen auf dem Wege nach Görlitz; ihre Armee, etwa 120,000 Mann ſtark, war (nach franzöſiſchen Berichten, denn preußiſche ſagen hierüber nichts) ſo geordnet, daß am 19ten Abends der linke Flügel an bemeldte ſteile Berge längs der Spree, ungefähr eine Stunde von Bautzen, das durch Verſchanzungen und Redouten gedeckt war, und der rechte an befeſtigte Hügel gegen Nimmſchütz hin anlehnte, die ganze Fronte aber durch die Spree gedeckt war, während etwa 3000 Klaftern (Toiſen) rückwärts eine zweite Reihe von Verſchanzungen angelegt war, bis wohin der linke Flügel ſich noch ausdehnte und das Dorf Hochkirch hinter ſich hatte. Das Centrum hatte drei verſchanzte Dörfer zur Anlehne und vor ſich Sümpfe; die ganze Ausdehnung dieſer Stellung mochte etwa anderthalb Stunden betragen. — Dagegen bildete bei der franzöſiſchen Armee (am 19ten Mai) das Corps des Herzogs von Reggio (Oudinot) den rechten Flügel, der an die Gebirge auf dem linken Spreeufer ſich lehnte und von dem feindlichen linken durch den Thalweg des Fluſſes getrennt war, auf der dresdner Straße, die nach Bautzen führt, ſtand vor dieſer Stadt der Herzog von Tarent (Macdonald); links davon, Nimmſchütz gegenüber, ſtand der Herzog von Raguſa (Marmont) und General Bertrand am linken Flügel des Raguſa, mit der Fronte gegen Zaslitz. An dieſem Tage (19ten Mai) wurde zur Vorbereitung auf die beiden nächſten der General Lauriſton über Hoyerswerde detaſchirt, um den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen oder doch anhaltend zu allarmiren; dieſe Expedition verunglückte; die Franzoſen verloren in dem dadurch veranlaßten Gefechte bei Weiſſig (zwei Stunden unterhalb Bautzen) gegen Barclay de Tolli und York ſechs Kanonen, 1500 Gefangene und das Gelingen ihres Planes; dem franzöſiſchen General Perry wurden öffentlich Vorwürfe über ſchlechte Anordnungen dabei

gemacht. Unterdeſſen waren der Fürſt von der Moskau (Ney) und Regnier nachgerückt; der erſtere war in Markersdorf, der letztere eine Stunde weiter rückwärts, während Lauriſton Weiſig beſetzt hatte, das von den Verbündeten verlaſſen worden war, als die Nacht einbrach.— Am folgenden Tage (20ſten Mai) gab der Kaiſer von Frankreich ſeine Befehle an die Marſchälle Oudinot, Macdonald, Marmont, Soult und Ney; alle ſollten in gewiſſen beſtimmten Momenten über die Spree gehen, den rechten und linken feindlichen Flügel angreifen, auf das Centrum nach dem Dorfe Wurſchen, wo das rußiſch-preußiſche Hauptquartier ſich befand, losgehen und von da weiter nach Weißenburg vorrücken. — Um 12 Uhr Mittags begann Napoleons Angriff zuerſt auf die Höhen von Kreckwitz, wo der preußiſche General Kleiſt ſtand, und verbreitete ſich bald auf der ganzen Linie, außer welcher jedoch Bautzen, nach einer Tags vorher zwiſchen den beiden Kaiſern getroffenen Uebereinkunft, geblieben war. Nur wenige franzöſiſche Kugeln fielen daher in die Stadt, wodurch nur einige Dächer beſchädigt wurden. Bis zwei Uhr war es den Franzoſen gelungen, den Bogen um Bautzen herum zu umgehen; jetzt drangen ſie in die Stadt. Bei dieſem General-Angriffe erlangte der linke franzöſiſche Flügel eine Stellung nordöſtlich von Niederpurig bis Baruth, das Centrum von Kreckwitz bis Auritz und der rechte Flügel von Auritz bis Grubditz. Das Reſultat des, beſonders durch die Artillerie, mörderiſchen taglangen Kampfes war, daß Napoleon Abends ſein Hauptquartier in Bautzen nahm und die Verbündeten rechts überflügelt waren. Eine zahlloſe Menge unglücklicher Schlachtopfer, die Mehrzahl derſelben aber auf Seiten der franzöſiſchen Armee, bedeckte, todt oder verwundet, das Schlachtfeld; die Verbündeten hatten keine Artillerie verloren. — Die Franzoſen nannten die Ereigniſſe dieſes Tages „das Vorſpiel des Kampfes von Wurſchen.“ — Dieſer begann am folgenden Tage (21ſten Mai) mit Sonnenaufgang. Um 5 Uhr früh konnte Napoleon ſich auf die Anhöhen begeben, die drei Viertelſtunden jenſeit Bautzen (nach der ſchleſiſchen Gränze zu) ſich befinden. Der Widerſtand der Verbündeten war furchtbar, der Fürſt von der Moskau ward mehrere Male zurückgeworfen, das Dorf Preilitz, das er beſetzt hatte, ihm wieder genommen; der Herzog von Dalmatien kam auch in Verlegenheit; da manoeuvrirte Napoleon mit ſeiner Garde ſich links ſchwenkend ſo, daß die Verbündeten ihre Stellung verändern mußten; ihr linker Flügel lehnte ſich an das berühmte **Hochkirch**; aber er mußte, nachdem wirklich der rechte Flügel ſich ganz umgangen ſah, nachdem Wurſchen von Ney und Lauriſton beſetzt worden war, von den Corps der Herzoge von Raguſa und Taent heftig gedrückt, auch ſeine Poſition verlaſſen und nun begannen die Alliirten den Rückzug nach Görlitz. Am Abend befand Napoleon ſich in Klein-Raſchütz. — Der größere Verluſt an Mannſchaft war ebenfalls auf Seiten der Franzoſen, die auch (nach preußiſchen Berichten) mehrere Kanonen eingebüßt, während die Verbündeten deren keine verloren. Ueberhaupt wurde von den Alliirten der eigentliche Verluſt der Schlacht nicht zugeſtanden, ſondern angeführt, daß man aus „höhern Rückſichten“ ſolche nicht fortgeſetzt habe. — Das bedrängte Bautzen ward von den Unglücklichen überfüllt und Zeuge mehrerer herzzerreißenden Auftritte; ſo wurde der dortige Gottesacker verwüſtet; die Särge wurden aus den Grüften geriſſen, die Todten hinaus geſchleudert und die morſchen Breter zu Wachfeuern verbraucht. Die Ruinen von 30 niedergebrannten Dörfern werden noch lange von den Schreckniſſen jener Tage zeugen. — Die franzöſiſche Armee ſetzte ſich nun in

Marſch gegen Schleſiens Gränze. — (Man vergl. hiemit noch Hochkirch.) 1.

Bavius und ſein Geiſtesverwandter Mävius, zwei elende Verſemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poeſie berüchtigt. Beide werden von Virgil in der dritten Ecloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verſe leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch ſchlechtern des Mävius ſchön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, ſey, o Mävius, deinem Geſang hold!

In der neuern Poeſie wird beſonders noch Bavius als Repräſentant des Ungeſchmacks, kurzſichtiger Krittelei und ſchlechter Verskunſt verhöhnt.

Barter (William), ein bekannter engliſcher Kritiker, war im Jahre 1650 zu Banlugany, einem kleinen Orte in der Grafſchaft Shrey, geboren. Seine Erziehung war in dem Grade vernachläſſigt worden, daß er in einem Alter von achtzehn Jahren noch nicht leſen konnte, und keine andere Sprache verſtand als die walliſche; ſein ſpäterer Fleiß aber holte das Verſäumte ſchnell nach, und er ward einer der gelehrteſten Alterthumskenner ſeiner Zeit. Im Ganzen verrathen ſeine Arbeiten mehr Gelehrſamkeit als Geſchmack. Im J. 1695 gab er den Anakreon und 1701 den Horaz heraus; beide ſind mehrmals neu gedruckt worden. Er ſtarb 1723, nachdem er einen großen Theil ſeines Lebens dem Unterrichte der Jugend gewidmet hatte.

Bay heißt in der Schiffahrtſprache ein kleiner Meerbuſen, oder Arm der See, der ſich zwiſchen zwei Erdreichen ins Land hinein erſtreckt, und hinten gleichſam einen Sack bildet. Von der Bucht unterſcheidet ſie ſich darin, daß ihre Tiefe ins Land hinein größer, im Eingange ſehr breit, und am Ende nach dem Lande zu enger iſt, dagegen jene eben ſo weit beim Eingange als nach hinten zu ſich zeigt.

Bayard (Pierre-du-Terroil, Herr von), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, deſſen Leben ohne Flecken iſt, und der uneingeſchränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, beſcheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menſchlich und hochherzig, vereinigte ſein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einſtimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftſteller verſucht ſeyn möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine ſolche Vollkommenheit zu erreichen geweſen. Er war im Jahr 1476 auf dem Schloſſe Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der älteſten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen ſeines Oheims George-du-Terroil, Biſchofs von Grenoble, ſog früh in der Schule dieſes würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einſt auszeichnen ſollten. „Mein Sohn," ſagte er zu ihm, „ſey edel wie deine Vorfahren; wie dein Urgroßvater, der zu den Füßen König Johanns getödtet ward in der Schlacht bei Poitiers; wie dein Urgroßvater und dein Großvater, die daſſelbe Schickſal hatten, der eine zu Azincourt, der andere zu Montlhery, und wie dein Vater, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt ward im Kampfe für das Vaterland." — Bayard war kaum dreizehn Jahre alt, als er, den Waffen ſich widmend, in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen ſah, war erſtaunt über die Geſchicklichkeit, mit welcher der Jüngling ſein Roß bändigte, erbat ihn ſich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxen-

burg, Grafen von Ligny. Die Tourniere eröffneten ihm zuerſt ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernſtere Kämpfe. Er begleitete, achtzehn Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Fornova Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit ſolcher Erbitterung bis zu den Mauern von Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Ludwig Sforza ließ ihm ſeine Waffen und ſein Roß zurückgeben, und entſandte ihn großmüthig ohne Löſegeld. Während die Franzoſen in Apulien ſtanden, ſchlug Bayard ein ſpaniſches Corps, und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, ſondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit ſeinen Gegner zum Zweikampf foderte und erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete die franzöſiſche Armee, indem er den Marſch des ſiegreichen Feindes verzögerte. Für dieſe tapfere That erhielt er zur Deviſe einen Igel mit der Umſchrift; Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueſer und Venetianer. Als Julius II. ſich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papſt gefangen zu nehmen, ſcheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er ſich, als ein Verräther ſich erbot, den Papſt zu vergiften. Mit Unwillen verwarf ſein edles Herz ſo ſchändlichen Verrath. Schwer verwundet bei der Beſtürmung von Breſcia, wurde Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war, und ſeine Frau nebſt zwei Töchtern dem Uebermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er ward der Schutz der Wehrloſen, ſchlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, ſobald er geneſen war, in das Lager Gaſtons zurück, der vor Ravenna ſtand. Er ſtimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und verfolgte die Flüchtlinge. Gaſton, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzug von Pavia ward Bayard aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; ſein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod ſchmerzt mich,“ ſagte er, „aber daß ich ſterben ſoll auf dem Bette, wie ein Weib.“ — Kaum waren ſeine Wunden geheilt, als die heftigſte Leidenſchaft für ein reizendes Mädchen ſein Herz entzündete. Sie wird ihm zugeführt; Verwirrung nnd Schmerz erhöhen ihre Schönheit. Kaum wagt ſie die naſſen Blicke zu ihm zu erheben. „Ach!“ ruft ſie aus, indem ſie zu ſeinen Füßen niederſinkt, „ihr ſeyd Herr meines Schickſals; wißt, daß ich aus edlem Blute bin; entehrt nicht ein Opfer des Elends.“ — Dieſe Worte reichten hin, den Helden ſich ſelbſt wiederzugeben. Durchdrungen von heiliger Achtung für die Unſchuld, wird er ihr Beſchützer, beſtimmt ihr eine Mitgift und macht der Mutter Vorwürfe, daß ſie ſich durch die Noth habe können verleiten laſſen, die Tugend ihrer Tochter aufopfern zu wollen. So ward Bayard dem Scipio gleich, der als ein Jüngling einen ähnlichen Sieg über ſich davon trug, und auch auf ihn paſſen die Worte des Livius: Et juvenis, et coelebs, et victor. — Bayard genoß der Huldigungen ſeiner Landsleute, als der von Ferdinand dem catholiſchen begonnene Krieg, ihn nach Navarra rief, wo er dieſelben Talente, denſelben Heldenmuth entfaltete, die ihn jenſeit der Alpen berühmt gemacht hatten; die Unglücksfälle, welche die letzten

Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards perſönlichen Ruhm nur einen noch helleren Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Die franzöſiſche Armee nahm ſchimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, ſie aufzuhalten. Bayard bietet umſonſt mit ſeiner gewohnten Unerſchrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl iſt ſeine Truppe im Begriff die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen engliſchen Offizier, ſprengt auf ihn zu, ſetzt ihm das Schwert auf die Bruſt und ruft ihm zu: Ergib dich, oder ich durchbohre dich. Der Engländer gibt ihm ſeinen Degen; Bayard reicht ihm ſogleich den ſeinigen mit den Worten hin: Ich bin Bayard und euer Gefangener, wir ihr der meinige. — Dies ſinnreiche und kluge Benehmen wurde dem Kaiſer und dem König von England hinterbracht, welche entſchieden, daß Bayard keines Löſegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenſeitig ihres Wortes entbunden ſeyen. Als Franz I. den Thron beſtiegen hatte, ſandte er Bayard in die Dauphiné, um ſeiner Armee den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Proſper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Aber dieſe glänzende That war nur das Vorſpiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entſchied. Nach dieſem ruhmvollen Tage foderte Franz den tapfern Bayard auf, den er für den würdigſten Ritter erklärte, ihn ſelbſt zum Ritter zu ſchlagen. Bayard entſchuldigte ſich beſcheiden. „Thue meinen Willen und Geheiß," ſprach der König, und ließ ſich vor ihm auf die Knie nieder. Jener aber berührte des Königs Nacken mit ſeinem flachen Schwerte und rief: Mög' es ſo kräftig ſeyn, als ob es Roland wäre oder Olivier, Gottfried oder Balduin, ſein Bruder; Sire, ihr ſeyd wahrlich der erſte Fürſt, der Ritter geworden. — Dann küßte er ſein Schwert und ſprach: Gar glücklich biſt du, mein Schwert, dem tugendhafteſten und mächtigſten König den Ritterorden gegeben zu haben; du wirſt als eine Reliquie betrachtet und vor allen andern geehrt werden. — Bald ſollte dieſes Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Nie war das Vaterland in größerer Gefahr; Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz des Reichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft ſich in das ſchwach befeſtigte Mezieres, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heiligen Michael, und übergab ihm eine Compagnie von hundert Mann, um ſie in ſeinem eigenen Namen anzuführen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf ſtand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte ſich plötzlich das Glück, und die bisher triumphirenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard ſchlagen laſſen, und gab, da er auf dem Rückzuge ſelbſt verwundet worden, in Bayards Hände die Armee, der ſie retten ſollte. Dieſer ſah die ihn umringende Gefahr, doch verſprach er die Armee mit Aufopferung ſeines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, die Seſia im Angeſicht eines überlegenen Feindes zu paſſiren. Bayard, ſtets der letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an,

als ein aus einem Doppelhaken geſchoſſener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm den Ruckgrath zerſchmetterte. Mit den Worten: „Jeſus, mein Gott, ich bin des Todes!" ſank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," ſagt er, „alſo, daß mein Geſicht den Feind ſieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz ſeines Schwertes, beichtete ſeinem Stallmeiſter, tröſtete ſeine Diener und Freunde, empfahl ihnen ſein Lebewohl an ſeinen König und ſein Vaterland, und ſtarb von Freunden und Feinden umringt, die ſämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergoſſen. Dies geſchah am 30ſten April 1524. Sein Tod ſetzte ganz Frankreich in Trauer. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denſelben einbalſamirt und den Franzoſen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht, und eine halbe Stunde von dieſer Stadt in der Kirche eines Minoritenkloſters beigeſetzt. Sein Mauſoläum beſteht in einem einfachen Bruſtbilde mit einer lateiniſchen Inſchrift.

Bayern. — Die Geſchichte Bayerns und ſeiner Bewohner verliert ſich in die dunkelſte Vorzeit. Ob die Nation von Celten oder Germanen abſtamme, iſt noch nicht entſchieden; wahrſcheinlich ſind die heutigen Bayern aus einer Vermiſchung der alten Bojer mit den Bojoariern (die nach Mannert keine andern als die Marcomannen waren, welche die Bojer beſiegt hatten) entſprungen; und eine Denkwürdigkeit in der deutſchen Geſchichte iſt es, daß die Nachkommen jener Völkerſchaften noch daſſelbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter ſich einſt niedergelaſſen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachſen ſich erhalten, wiewohl dieſer Name zu Anfang des 12ten Jahrhunderts auf Gegenden und Völkerſchaften übergegangen iſt, die vorher nie denſelben führten. — Unter dem Namen Vindelicien war Bayern der römiſchen Herrſchaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Beſiegung Odoacers ein neues oſtgothiſches Reich ſtiftete, da fiel auch Bayern in die Gränzen deſſelben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angränzenden Bayern (496). Der Sturz des oſtgothiſchen Thrones brachte dieſe unter den fränkiſchen König Theodorich von Auſtraſien; doch retteten ſie ihre Vorrechte, und die Freiheit ihre Regenten und Feldherren ſelbſt zu wählen; man iſt nicht gewiß ob ſie ihre Fürſten Könige oder Herzoge nannten. Die Geſchichte nennt uns das Geſchlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts ſich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir die Namen Garibald, der zu Regensburg reſidirte und deſſen zweite Tochter, Theodelinde, ſich mit dem longobardiſchen Könige Autharis vermählte; Thaſſilo I., (590) deſſen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den ſlaviſchen Stämmen, welche Illyrien, Steyermark, Kärnthen und Krain überſtrömten, und deren Bundesgenoſſen, den Avarern, merkwürdig wurde; Odilo, der Schwiegerſohn Carl Martells, der den königlichen Titel förmlich annahm, mit den Sachſen und Schwaben ſich verbündete, aber von ſeinen Schwägern Carlmann und Pipin beſiegt wurde, als er der fränkiſchen Oberhoheit ſich gänzlich entziehen wollte (743), unter deſſen Regierung der Erzbiſchof Bonifacius die bayerſche Kirche in die vier Biſthümer Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſingen theilte; Thaſſilo II., (748) der mit dem nachmaligen großen Carl an deſſen Vaters (Pipin), ſeines Oheims, Hofe erzogen worden war, und dieſem letztern auf dem Reichstag zu Compiegne den Vaſalleneid ſchwören mußte; kurze Zeit darauf dieſen aber für ungültig erklärte,

mit dem Longobardenkönige Deſiderius (ſeinem Schwiegervater) und dem aquitaniſchen Herzoge ſich verbündete, (777) ſeinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Fall der lombardiſchen Dynaſtie, deren Krone der nunmehrige Carl der Große ſich aufgeſetzt hatte, gegen dieſen mit den Avaren einen Bund ſchloß, von Carl hierauf beſiegt, in der Folge aber von dieſem aufs neue der Felonie beſchuldigt, von dem Reichstage zu Ingolheim (788) zum Tode verurtheilt, von Carl aber mit ſeiner ganzen Familie in Klöſter verbannt wurde, wo ſein Geſchlecht erloſch. — Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Bayern — nun eine fränkiſche Provinz — auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), beſtellte ſeinen Schwager, den ſchwäbiſchen Grafen Gerold, zum Statthalter, führte die fränkiſche Lehnsverfaſſung in Hinſicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbeſitzungen der Agilofinger wurden königliche Domainen, der Zehnten für die Geiſtlichkeit ward eingeführt, der biſchöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Gränzen wurden Markgrafſchaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. Im Jahre 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Bayerns Gränze, das nun, außer dem eigentlichen Bayern, Tyrol, Salzburg, den größten Theil von Oeſterreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichſtädt, Anſpach, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. — Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei ſeinem Leben vornahm, erhielt Pipin auch Bayern, wie Thaſſilo III. es beſeſſen hatte. Nach des Kaiſers Tode gab Ludwig der fromme dies Land ſeinem älteſten Sohne Lothar als Königreich, welches nach deſſen Erhebung zur Mitregentſchaft auf dem Kaiſerthrone (817) an Ludwig (den Deutſchen) fiel. Die weltliche Macht der Biſchöfe hatte bis hierher ſich immer mehr befeſtigt, und die an die Stelle des aufgehobenen Statthalters eingeſetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Anſehen. Nach Ludwigs Tode (876) ward ſein Sohn Carlmann König von Bayern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Iſtrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in dieſem Lande, wovon aber Kärnthen abgeriſſen wurde; durch ſeinen Tod (882) kam Bayern an Carl den Dicken, nach dieſem an Arnulph (887) und dann (899) an deſſen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an machte Bayern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber beſonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingiſche Geſchlecht ausgeſtorben, und Arnulph II., Sohn des bayerſchen Feldherrn Luitpold, ſeit 907 Markgraf und General, nahm mit Zuſtimmung des Volkes die herzogliche Würde und ſouveraine Gewalt an, als „aus Gottes Vorſehung Herzog der Bayern und der umliegenden Länder,“ wie er ſich ſelbſt ſchrieb. Nach ſeinem Streite mit dem deutſchen König Conrad, empfing er von dieſem Bayern feierlich in Lehen. Unter ſeinen Nachfolgern Eberhard (937), Barthold (948 †), Heinrich I., Heinrich II. (955), Otto, Hezilo (983), war Bayern der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von Außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen, Grafen Arnulph von Scheyern, Empörung gegen Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutſche Reich ſelbſt oft meh-

rere Könige neben ſich und wider einander hatte; ſo beſaß auch Bayern mehrere Male zwei Herzoge zugleich. Unter Heinrich III, (995) ward Kärnthen, Krain und die Mark Verona von Bayern getrennt. Heinrich IV. (von Luxemburg) wurde wegen ſeines Streites über das vom Kaiſer Heinrich II. projektirte Bisthum Bamberg von dieſem (1008) entſetzt, jedoch 1017, bis wohin Bayern vom Kaiſer unmittelbar verwaltet wurde, wieder reſtituirt. Nach ſeinem Tode (1026) erhielt der nachmalige Kaiſer Heinrich III. das Herzogthum Bayern, und ſetzte erſt (1042) den Grafen Heinrich von Luxemburg zum Statthalter, und verlieh nach deſſen Tode dem Grafen Conrad von Zütphen (1049) das Herzogthum ſelbſt, entſetzte ihn aber (1055) wieder und gab das Land ſeinem eigenen dreijährigen Sohne, dem nachmaligen Kaiſer Heinrich IV., nach deſſen Beſteigung des deutſchen Kaiſerthrones (1056) es an den Prinzen Conrad und, als dieſer bald ſtarb, an die verwitwete Kaiſerin Agnes kam, die (1061) es an den ſächſiſchen Grafen Otto von Nordheim überließ. Aber dieſer — beſchuldigt des beabſichtigten Meuchelmordes an Kaiſer Heinrich IV. — ward (1070) ſeiner Würde wieder entſetzt, und Graf Wolf ward Herzog von Bayern, zugleich Stammvater des jüngern welfiſchen Hauſes in Bayern und des braunſchweigiſchen. — Dieſer Herzog Wolf verlor aber wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Papſt, der Heinrich IV. ſo erniedrigend behandelte, (1077) ſein Land wieder, das nun 19 Jahre lang durch kaiſerliche Statthalter verwaltet wurde. Doch die Streitigkeiten Wolfs mit ſeiner Schwiegertochter, der Markgräfin Mathilde von Tuscien (Gregors VII. Freundin) wegen ihrer Erbſchaft veranlaßten ihn, öffentlich ſich wider den Kaiſer zu erklären, und dieſer reſtituirte ihn (1096). Der Zug Peters von Amiens durch Bayern in dieſem Jahre veranlaßte einige Zeit darauf (1101) auch den alten Wolf noch das Kreuz zu nehmen; doch er ſah das heilige Grab nicht, denn er ſtarb noch in demſelben Jahre zu Cypern. Unter ſeinem älteſten Sohne Wolf II. verlor Bayern viel durch das vom Kaiſer Heinrich V. für ſeinen Neffen, Conrad von Hohenſtaufen, geſtiftete Herzogthum Franken. Heinrich IX., der ſeinem Bruder, Wolf II. (1120) folgte, reſignirte (1126); ſein Sohn Heinrich X. (der Stolze) ward ſein Nachfolger. Dieſer regierte mit Kraft und Glück; er beſiegte die Hohenſtaufen, die ſeinen Schwiegervater, Lothar II., nicht als Kaiſer anerkennen wollten, und vergrößerte ſeine Beſitzungen durch das Herzogthum Sachſen, womit Lothar ihn belieh, deſſen Familienländer und die vom Papſte endlich erhaltenen Allodialbeſitzungen der verſtorbenen Markgräfin Mathilde; die Nordſee, Oſtſee und das mittelländiſche Meer umſpülten die Gränzen ſeiner Lande. Seine Widerſpenſtigkeit gegen Kaiſer Conrad (von Hohenſtaufen) zog ihm (1138) die Acht und den Verluſt ſeiner geſammten Lehen zu. Leopold von Oeſterreich, Conrads Stiefbruder, ward Herzog von Bayern. Zwar wollte Heinrich mit den ihm treugebliebenen Sachſen den neuen Herzog bekämpfen, doch Gift endete (1139) ſein Leben. Leopold hatte die bayerſchen Großen, Anhänger der Welfen, ſich noch nicht gänzlich unterworfen, als er (1141) ſtarb, worauf Kaiſer Conrad, Leopolds Bruder Heinrich Jaſomirgott, mit Bayern belehnte. Jetzt begann der in der Geſchichte Deutſchlands ſo berühmte Kampf der Guelphen (Welfen) gegen die Waiblinen oder Gibellinen (Hohenſtaufen), während deſſen Friedrich von Schwaben, ein Hohenſtaufe, Kaiſer wurde. Dieſer fand Veranlaſſung, den Heinrich Jaſomirgott des Herzogthums Bayern verluſtig zu erklären und es dem Sohne Heinrichs des Stolzen, dem

jungen Heinrich (der Löwe genannt), zu verleihen. Jaſomirgotts Vorſtellungen brachten es dahin, daß Oeſterreich von Bayern unabhängig erklärt und zu einem Herzögthume mit vielen Vorrechten erhoben wurde; ſo regierte nun Heinrich der Löwe allein in Bayern (1156); doch ſeine Weigerung den Kaiſer bei ſeinem Zuge nach Italien zu unterſtützen, und der Einfluß ſeiner mächtigen Feinde brachten den Kaiſer ſo gegen ihn auf, daß er durch einen förmlichen Reichsſchluß aller Reichslehen verluſtig, in die Reichsacht gethan und mit dem Banne belegt wurde (1179). Der bayerſche Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs von Arnulph (Grafen von Scheyern) erhielt nun das Herzogthum Bayern (1180); wovon jedoch Steyermark, die welfiſchen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (dieſe letztern zu Gunſten der Geiſtlichkeit) abgeriſſen wurden. Er iſt der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauſes: ſein Bruder, Otto VI., ward an ſeiner Statt Pfalzgraf in Bayern. Sein Sohn, Otto VII., war es, der den Kaiſer Philipp von Hohenſtaufen (1208) ermordete. — Herzog Otto, der durch ſeine weiſe Regierung ſich den Beinamen „der Große" erwarb, legte den Grund zur Stadt Landshut und ſtarb 1183. Unter ſeinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Bayerns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert; er ward (1231) wahrſcheinlich auf Anſtiften des deutſchen Königes Heinrich, über deſſen Empörung gegen ſeinen Vater, Kaiſer Friedrich II., der Herzog ſich sehr unzufrieden geäußert hatte, ermordet und hatte ſeinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rheine, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten ſich die Biſchöfe unabhängig, das Gebiet des Staates wurde nicht unbedeutend vermehrt; ſeine Hinneigung zum Kaiſer zog ihm den päpſtlichen Bannſtrahl zu, deſſen Zurücknahme er auch nicht erlebte (1253 †). Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinſchaftlich; ſie theilten (1255) ſich in das Land, ſo daß Ludwig Ober-Bayern, Heinrich aber Nieder-Bayern erhielt; an beide zuſammen fiel die Erbſchaft des unglücklichen Conradin (von Hohenſtaufen). Herzog Heinrich, der ſich Kaiſer Rudolph (von Habsburg) und ſeinem Bruder, Herzog Ludwig (der Strenge genannt), des Kaiſers Schwiegerſohn feindlich entgegenſtellen wollte, ward in die Reichsacht gethan; er ſtarb 1290, und Ludwig, der nach Rudolphs I. Tode die Reichsverwaltung geführt hatte, 1294. In Ober-Bayern regierten nun Ludwigs beide Söhne, Rudolph und Ludwig, in Nieder-Bayern aber Heinrichs Söhne, Otto und Stephan, dann deren Söhne, Heinrich (der Natterberger), Stephan und Heinrich der ältere, über welche während ihrer Minderjährigkeit Herzog Ludwig von Ober-Bayern die Vormundſchaft führte; ſie ſtarben, und auch Heinrichs des ältern Sohn, Johann, alle bis zum Jahre 1340, womit die nieder-bayerſche Linie erloſchen war. Unterdeſſen war Herzog Ludwig zur Kaiſerwürde gelangt (als Ludwig IV., der Bayer genannt) (1314), ſein Bruder Rudolph aber, der die Churwürde erhalten hatte, geſtorben. Da errichtete er mit deſſen Söhnen, Rudolph II. und Ruprecht I., und Ruprecht dem jüngern, dem Enkel des verſtorbenen älteſten Sohnes Adolph, einen Theilungsvertrag, geſchloſſen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- oder Ober-Pfalz überließ, für ſich aber bloß Ober-Bayern behielt, worin auch das Wechſeln der Churſtimme zwiſchen beiden Linien und die Succeſſion derſelben nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der einen oder andern Linie genau beſtimmt wurde, und welcher Vertrag bis auf die

neueſten Zeiten das wichtigſte Hausgeſetz der wittelsbachiſchen Dynaſtie geblieben iſt. Nach dem Erlöſchen der nieder-bayerſchen Linie vereinigte Kaiſer Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Nieder-Bayern mit Ober-Bayern; die Anſprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Oeſterreich wurden dabei nicht beachtet; bloß ein Averſionalquantum erhielten ſie in der Folge (1348). — Kaiſer Ludwig, groß als Kaiſer Deutſchlands und groß als Regent von Bayern, erwarb ſich um ſein Stammland unendliche Verdienſte: indem er ein neues Geſetzbuch für Ober-Bayern, eine Gerichtsordnung in Nieder-Bayern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Verwaltung. Dieſer große Kaiſer, Bayerns ſtrahlender Ruhm, ſtarb den 11ten Oct. 1347, mit Hinterlaſſung ſeiner ſechs Söhne aus zwei Ehen, Ludwig, Stephan, Ludwig (der Römer), Wilhelm, Albert, Otto. — Nach einer zweijährigen gemeinſchaftlichen Regierung kam durch die Theilung von Landsberg (1349) Ober-Bayern an den Churfürſten Ludwig, Ludwig den Römer und Otto; Nieder-Bayern aber an Stephan, Wilhelm und Albert. Gegen die Beſtimmung des Vertrags von Pavia erklärte die goldene Bulle die Churwürde als ein ausſchließliches Vorrecht der pfälziſchen Linie des wittelsbachiſchen Hauſes. Die drei Söhne des Herzogs Stephan, Stephan, Friedrich und Johann fanden nach einer funfzehnjährigen gemeinſchaftlichen Regierung für gut, das ganze Land in drei Linien zu theilen; dies geſchah 1392 zu München. Stephan ſtiftete die ingolſtädtiſche, Friedrich die landshutiſche und Johann die münchner Linie. Die ingolſtädtiſche zählt vier regierende Glieder, Stephan I. und II., Ludwig den Bärtigen und Ludwig den Höckrichten, ſie erloſch 1447; die landshuter, welche jene beerbte, zählte ebenfalls vier Regenten, Friedrich, Heinrich, Ludwig, Georg, und erloſch 1503. Bis zu dieſem Augenblicke hatte die Linie von Bayern-München in ſieben Gliedern, Johann, Ernſt, Wilhelm, Albert III., Johann, Siegismund, Albert IV., geherrſcht. Die landshuter Erbſchaft verurſachte viele harte Kämpfe unter den Agnaten, bis des Kaiſers Machtſpruch die Fehden endete. Den größten Theil der landshuter Lande erhielt Herzog Albert IV. von München, einen Theil die Söhne des verſtorbenen Schwiegerſohns, Herzogs Georg von Landshut (der dieſe Linie beſchloſſen hatte), Pfalzgrafen Ruprecht, und den dritten der Kaiſer ſelbſt für den geleiſteten Beyſtand. Außer dieſen Abtretungen waren die bayerſchen Lande nun wieder vereinigt. Im Jahre 1506 wurden die ober- und nieder-bayerſchen Landſtände zu einer gemeinſchaftlichen Repräſentation verbunden, und Herzog Albert IV. von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung ſeines Bruders Wolfgang, der eine Apanage erhielt, und der Landſtände, eine pragmatiſche Sanction, in welcher das Recht der Erſtgeburt eingeführt und die Apanage der nachgebornen Söhne beſtimmt wurde. Die kaiſerliche Beſtätigung erfolgte jedoch erſt 1578 unter Kaiſer Rudolph II. — Albert ſtarb 1508. — Von ſeinen drei Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernſt) ſollte alſo Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinſchaftlichen Regierung zwiſchen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1545 dauerte, wo Wilhelm ſtarb. und durch den Widerſtand, den beide Fürſten Luthers Reformation leiſteten, ſich auszeichnete. Luthers ergrimmteſter Widerſa-

cher, Johann Eck zu Ingolſtadt, lebte unter ihrem Schutze, den ſie vorzüglich auch den Jeſuiten ertheilten. Ludwig ſtarb 1550; ſein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünſtigte den Jeſuitismus, war aber ein ſehr freigebiger Beförderer aller Wiſſenſchaften und Künſte. Die Landſtände erlangten von ihm große Vorrechte; das Recht der Erſtgeburt ſicherte er durch eine neue Verordnung (den 11ten April 1573), die der Kaiſer (1578) beſtätigte. Er ſtarb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteſte, Wilhelm V. *) genannt der Fromme, der ſchon 1596 ſeinem älteſten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ, und ſich ſelbſt in klöſterliche Einſamkeit zurückzog. Maximilian, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattet, war die Seele der gegen die Union der Proteſtanten ſich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiſer Ferdinand II, (1623) mit der pfälziſchen Churwürde (auch dem Erbtruchſesamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze wilhelmiſche Linie ausgedehnt. Der weſtphäliſche Friede ſicherte Maximilian die Churwürde, den Beſitz der Ober-Pfalz und die Herrſchaft Cham, dem pfälziſchen Hauſe aber die Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöſchen der wilhelmiſchen Linie. Maximilian ſtarb (den 27ſten Sept. 1651) nach einer 55jährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria, noch minderjährig, folgte ihm anfangs unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, und dieſem 1679 ſein älteſter Prinz Maximilian Emanuel, ebenfalls noch minderjährig, und daher bis zur erlangten Volljährigkeit unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, Maximilian Philipp von Leuchtenberg. In dem ſpaniſchen Erbfolgekriege erklärte ſich der Churfürſt für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchſtädt (oder Blendheim) ward Bayern von dem Kaiſer völlig als ein erobertes Land behandelt, der Churfürſt (1706) geächtet, und erſt im Frieden zu Baden (1714) wieder in ſeine geſammten Länder reſtituirt; getreue Stände hatten ihm nach der Schlacht bei Höchſtädt einen koſtbaren Schatz gerettet, den ſie nun ihm wieder übergaben. Nach ſeinem Tode (1726) folgte ihm Carl Albrecht in der Churwürde. Ob dieſer gleich die pragmatiſche Sanction Kaiſer Carls VI. unterzeichnet hatte, ſo nahm er dennoch nach des Kaiſers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfang des erſten ſchleſiſchen Krieges die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch **), unterwarf ſich mit Gewalt der Waffen ganz Ober-Oeſterreich, nahm den Titel

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete ſich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentſchreibers zu München, gegen Begebung der Succeſſionsrechte, ſo lange die wilhelmiſche Linie exiſtire und des herzoglichen Titels, Namens und Wappens; er erhielt dafür jährlich 6000 Fl. und zwei Rittergüter. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiſer zu Grafen von Wartenberg ernannt. —

**) Er gründete ſeine Anſprüche auf den Ehevertrag zwiſchen Herzog Albert V. und deſſen Gemahlin, Anna, Kaiſers Ferdinand I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben ſoll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle öſterreichiſchen Staaten erben ſollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben ausſterben würde.“ (Dieſer Vertrag war auch durch Ferdinands Teſtament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es ſtehe in jenem Vertrage: „ohne eini̇ge Erben.“

eines Erzherzogs von Oeſterreich an (1741), ließ ſich in demſelben Jahre, nach der Einnahme von Prag, als König von Böhmen huldigen und ward ſogar (1742) zu Frankfurt zum deutſchen Kaiſer (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchſte Gipfel ſeines Glücks erreicht. Wie er von Oeſterreich und Böhmen ſich hatte huldigen laſſen, ſo ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Thereſia ſich von Bayerns Ständen und der Ober-Pfalz huldigen. Ungeachtet der zwiſchen ihm, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Friedrich II. geſchloſſenen Union (1744) und der Fortſchritte, welche die preußiſchen Waffen machten, kam Carl beſonders durch des öſterreichiſchen Feldmarſchalls von Seckendorf Talent und Glück abermals in die Verlegenheit, ſein Bayern Preis geben zu müſſen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20ſten Jun. 1745 ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joſeph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Oeſterreich angenommen hatte, verſöhnte ſich mit Oeſterreich wenige Monate darauf im Frieden zu Füſſen (22ſten April 1745), trat der Garantie der pragmatiſchen Sanction bei, ſicherte dem Grosherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu, und erhielt dagegen alle von Oeſterreich eroberten bayerſchen Lande zurück. Maximilian Joſeph widmete ſich nun ganz dem Beſtreben, ſein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Induſtrie, Bergbau, Gerichtspflege, Polizey, Finanzweſen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umſicht und regem Eifer beachtet; die Wiſſenſchaften erhielten einen Stütz- und Centralpunkt durch die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München (1759) und die Künſte fanden an ihm einen großmüthigen Beſchützer. — Alle ſeit dem Vertrage von Pavia (1329) beſtehenden Erbverträge mit dem pfälziſchen Churhauſe beſtätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor ſeinem Tode ſelbſt dem Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz die Mitregentſchaft. — Sowohl nach den Verträgen des wittelsbachiſchen Hauſes, als auch nach der Beſtimmung des weſtphäliſchen Friedens gehörte dem Churfürſten von der Pfalz unbeſtreitbar die Nachfolge in Bayern, da mit dem Abſterben Maximilian Joſephs (30ſten Dec. 1777) die wittelsbachiſche-bayerſche Linie erloſch. Aber plötzlich trat Oeſterreich mit Anſprüchen auf Nieder-Bayern hervor, die es noch vor einer beſtimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchſetzen wollte. Der kinderloſe Carl Theodor ließ ſich bereden, eine Convention zu ratificiren (1778) den 3ten und 14ten Jan.), in welcher er auf die bayerſche Erbſchaft völlig verzichtete. Allein der Herzog von Zweybrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) proteſtirte als nächſter Agnat und präſumtiver Erbe gegen jene Verzichtleiſtung, indem er zugleich die Hülfe Friedrichs II. anrief. Hierdurch wurde der ſogenannte bayerſche Erbfolgekrieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptſächlich nach der ruſſiſchen Erklärung wider Oeſterreich), durch den teſchner Frieden (13ten Mai 1779) wieder beendigt wurde. Dem Churfürſten von Pfalz-Bayern wurde der Beſitz Bayerns, von welchem Oeſterreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q. M.), auf die pfalzbayerſchen Hausverträge zugeſichert und garantirt. Durch dieſe Vereinigung der bayerſchen Lande erloſch zugleich, nach der Vorſchrift des weſtphäliſchen Friedens, die achte Churwürde. — Doch ſechs Jahre darauf (1785) erwachte in Wien der Wunſch nach dem Beſitze des ſchönen Bayerns mehr als je und man ſuchte nun zu ſeiner Verwirklichung ein Tauſchproject hervor, das hundert Jahre früher ſchon

ausgeſprochen worden war. Kaiſer Joſeph II. nämlich ließ dem Churfürſten den Antrag machen; Bayern gegen die öſterreichiſchen Niederlande (mit Ausſchluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von drei Millionen Gulden für ſich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund, zu vertauſchen. Doch die ganzen damals von Rußland begünſtigten Unterhandlungen ſcheiterten an der Feſtigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieſer, Preußens Schutz gewiß, erklärte; „daß er nie ſeine Einwilligung in eine Vertauſchung ſeiner altväterlichen Erblande geben werde.“ — Das lebhafte Intereſſe, mit welchem Friedrich II. für die Sache Bayerns ſich intereſſirte, da er einen ſolchen Tauſch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teſchner Friedens, ſondern hauptſächlich auch als eine Verletzung des reichs=conſtitutionsmäßigen Gleichgewichtes der deutſchen Staaten betrachtete, verurſachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltſamen Tauſch nie gedacht habe und nie denken werde. *) — Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch durch den in Bayern unter ſeinen Augen entſtandenen Orden der Illuminaten und den gegen dieſe Verbindung geführten Prozeß, durch die Streitigkeiten über Cryptocatholicismus und den ſich wieder emporhebenden Jeſuitismus: die Preßfreiheit wurde unter dieſen innern Krämpfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinſterung einzubrechen, als der Anfang der franzöſiſchen Revolution die damit verbundene Revolution der Ideen und Anſichten auch nach Bayern fortpflanzte. Als dieſe franzöſiſche Revolution losgebrochen war, ſtellte der Churfürſt ſein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt ſchon ſehr viel, aber bald (1796) ward Bayern ſelbſt der Schauplatz des Krieges. Der Friede von Campo Formio geſtattete dem Lande die Hoffnung auf baldige Erholung; aber die Unterhandlungen des Congreſſes zu Raſtatt rechtfertigten dieſe Erwartung nicht, und Bayern wurde aufs neue das intereſſante Theater des blutigen Schauſpiels. Aber mitten in dieſer Criſis (16ten Febr. 1799) ſtarb Carl Theodor, und zwar, ungeachtet er erſt vier Jahre zuvor (1795) ſich mit der achtzehnjährigen Leopoldine von Oeſterreich vermählt hatte, ohne Erben, ſo daß mit ihm der ſulzbachiſche Stamm des pfälziſchen Hauſes erloſch und der Herzog Maximilian Joſeph von Zweibrücken (geb. den 27ſten Mai 1756) zum Beſitz der geſammten baierſchen Lande und der Churwürde gelangte. — Der Friede von Lüneville (9ten Febr. 1801) machte endlich dem wieder ausgebrochenen Kriege, in welchem Bayern für engliſche Subſidien ein Corps von 12,000 Mann geſtellt hatte, ein Ende, und ſein hauptſächlichſtes Reſultat „die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich“ wurde für Bayern von den wichtigſten Folgen. Indem es auf der einen Seite ſeine ſämmtlichen ſchönen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer (Theile der rheiniſchen Pfalz, die Herzogthümer Jülich und Zweibrücken, die Fürſtenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Parzellen von der Grafſchaft Sponheim ꝛc.) verlor, dazu aber auch noch ſeine diesſeit des Rheines gelegenen pfälziſchen Lande abtrat, ſo daß ſein Totalverluſt 220 Quadratmeilen mit 692,000 Einwohnern (nach

*) Wie dieſer Vorgang aber zur Errichtung des deutſchen Fürſtenbundes, unter Preußens Aegide, Veranlaſſung gab, das ſehe man in dem Art. „Fürſtenbund“ nach, wo mit mehrerer Ausführlichkeit davon die Rede iſt.

Andern 225 Q. M. mit 800,000 Einwohner und 5000,000 Gulden) betrug, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptſchluß (v. 25ſten Febr. 1803) 329 3/4 Q. M. mit 898,000 Einwohnern (nach Andern 290 Q. M. mit 854,500 Einw. und 6,600,000 Gulden) zur Entſchädigung, ſo daß ſein Totalgewinn hierbei 99 3/4 Q. M. mit 206,000 Einwohnern (nach Andern 65 Q. M. mit 54,500 Einw. und 1,600,000 Gulden) betrug. Ein Tauſchvertrag mit Preußen (geſchloſſen in demſ. Jahre) verbeſſerte noch mehr die Arrondirung des bayerſchen Churſtaates, der mit ſchnellen Schritten einer wohlthätigen Umwandlung entgegenging; doch weniger gelangen ihm ſeine damaligen Verſuche auf die Mediation der in den erworbnen Entſchädigungsländern gelegenen reichsritterſchaftlichen Beſitzungen. Aber bald fand ſich die Gelegenheit zu unerwartetem neuem Ländererwerbe. Oeſterreich und Rußland erhuben ſich im Sommer des Jahrs 1805 um die franzöſiſche Macht, die alle Staaten von Europa zu überſchwemmen drohte, einzudämmen, und den ehrgeizigen Eroberer, der an ihrer Spitze ſtand, zur Achtung für die Verträge zu zwingen, die er mitten im Frieden, mit unerhörtem Trotze, gegen alle ſeine Nachbarn verletzte. Da der baieriſche Staat zwiſchen den feindſelig ſich rüſtenden Koloſſen mitten inne lag, ſo war es unvermeidlich, daß er in ihre Bewegungen hineingezogen wurde. Der Kaiſer Franz ließ an den Churfürſten das Anſinnen machen, daß er ſeine Truppen mit der öſterreichiſchen Armee vereinigen möchte. „Die Neutralität, ward hinzugeſetzt, könnte ihm nicht bewilligt werden, da voraus zu ſehen ſey, daß Frankreich ſie auch nur ſo lange beſtehen laſſen würde, als ſie mit ſeinem Vortheile vereinbar ſey." Indem dieſe Erklärung gegeben wurde, rückten auch ſchon die Oeſterreicher in das Land ein. Der Churfürſt befand ſich in der peinlichſten Verlegenheit. Indeſſen glaubte er die Parthie ergreifen zu müſſen, welche das natürliche Intereſſe von Baiern in Beziehung auf Oeſterreich zu fordern ſchien. Er überließ ſein Land ſeinem Schickſale, reiste von Nymphenburg ab, flüchtete ſeine Koſtbarkeiten, und ſchickte ſeine Truppen nach Franken, wo ſie ſich an das von Bernadotte herbeygeführte franzöſiſche Heer anſchloſſen. Der baieriſche Hof zog ſich durch dieſe Politik viel Tadel zu: aber der Erfolg bewies, daß ſie wenigſtens ſehr richtig berechnet war. Napoleon erſchien in Schwaben, und in wenigen Tagen war das Heer zertrümmert, das ihm entgegen gezogen war. Am 6. October hatten die Feindſeligkeiten begonnen: am 12ten zog der Vortrab von Bernadotte in München ein: und am 26ſten — da die Franzoſen den Inn überſchritten — war kein Mann von den Oeſterreichern mehr in Baiern. Die folgenden Ereigniſſe ſind bekannt. Der Friede von Preßburg gab dem Churfürſten Tyrol, Vorarlberg, den Reſt von Paſſau, den öſtlichen Theil des öſterreichiſchen Schwabens, mit der Stadt Augsburg, wogegen er jedoch Würzburg abtreten mußte, ſo daß ihm ein reiner Gewinn von 500 Quadratmeilen, mit beinahe einer Million Menſchen blieb. Zugleich ward ihm die königliche Würde mit voller Souverainetät. Nun ſetzte ſich Baiern auch, gleich Württemberg und Baden, in den Beſitz der in ſeinen Gränzen enclavirten reichsritterſchaftlichen Beſitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politiſche Band ward durch die Vermählung der Prinzeſſin Auguſta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vicekönig von Italien ernannten Stiefſohn des franzöſiſchen Kaiſers, nur noch feſter geknüpft. Unmittelbare Folgen dieſer innigen Vereinigung waren die Vertauſchung Bergs, das Bayern an Napoleon abtrat, gegen Anſpach, welches Preußen an

Frankreich gegen Hannover überlaſſen hatte, und endlich der wichtigſte Schritt: die Unterzeichnung der rheiniſchen Conföderationsakte (12ten Aug. 1806), wobei Baiern die Verbindlichkeit zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 Mann von jeder Waffengattung, und die Befeſtigung der Städte Augsburg und Lindau übernahm. Zugleich überließ der König einige Parzellen an Württemberg, wofür er Nürnberg, die innerhalb der Markgrafſchaft Burgau gelegenen Commenden des deutſchen Ordens (Rohr und Waldſtette) und die Lehnsherrlichkeit über alle bis dahin noch verbliebenen reichsunmittelbaren Länder der Fürſten von Schwarzenberg, Oettingen, Hohenlohe, Thurn und Taxis, Fugger u. ſ. w. erhielt. Ein beſonderer, mit Württemberg abgeſchloſſener Tractat, (13ten Oct. 1806) gab ihm noch über mehrere Rittergüter die Souverainetät. — In Folge der durch die Bundesacte übernommenen Verpflichtung mußte Baiern im J. 1806 an dem Kriege gegen Preußen Antheil nehmen, der dem Staat großen Aufwand verurſachte, ohne daß ihm der Friede eine Entſchädigung dafür darbot. Beträchtlicher war der Gewinn, den der Krieg von 1809 gewährte, der aber freylich auch den Regenten und das Volk mit größern Gefahren bedroht, und größere Opfer nothwendig gemacht hatte. Der König acquirirte bey dieſer Gelegenheit nicht nur Salzburg, Berchtolsgaden, und eine große Strecke von dem Lande ob der Ens, ſondern auch das Fürſtenthum Baireuth, und ob er wohl dagegen das ſüdliche Tyrol an Italien, und einen ſchönen Theil ſeiner ſchwäbiſchen Lande an Württemberg abtreten mußte, ſo blieb die Erwerbung doch immer, ſowohl in Hinſicht auf ihren innern Werth, als auch in Beziehung auf ihr Verhältniß zu den andern Theilen des Königreichs ſehr ſchätzbar. Als im J. 1812 der Krieg gegen Rußland ausbrach, ſtellte Baiern ſein verfaſſungsmäßiges, 30,000 Mann ſtarkes Contingent zur franzöſiſchen Armee. Auch in dieſem Feldzuge bewährte dieſes brave Corps den bisher behaupteten Ruhm der Tapferkeit: aber es theilte gleiches Schickſal mit dem ganzen, ſo unbeſonnen aufgeopferten Heere; nur einzelne Trümmer davon kamen in das trauernde Vaterland zurück. Dem ungeachtet wurde von dem Beſchützer des Rheinbundes die Hülfe von Baiern abermals in Anſpruch genommen, als er in den letzten Tagen des Aprils 1813 den Feldzug in Sachſen wieder eröffnete. Eine Diviſion baieriſcher Truppen, die ſich, unter dem Befehle des Generals von Raglovich, an der nördlichen Gränze des Königreichs zuſammen gezogen hatte, um als Obſervationscorps zu dienen, folgte den Bewegungen der franzöſiſchen Armee ins nördliche Deutſchland, und hatte hier an allen wichtigen Ereigniſſen Antheil, wodurch ſie aber allmählich ſo geſchwächt wurde, daß ſie nach der Schlacht bei Jüterbock auf eine bloße Brigade zuſammen geſchmolzen war. Indeſſen waren die Augen der baieriſchen Regierung vorzüglich auf Oeſterreich gerichtet. Denn nachdem ſich dieſe Macht dem großen Bunde zur Befreyung von Europa angeſchloſſen hatte, zog ſie bedeutende Truppenmaſſen in dem Lande ob der Ens zuſammen, welche die Beſtimmung hatten, die Fürſten des Rheinbundes erſt in Unthätigkeit zu erhalten, und dann zu überfallen. Dieſen Truppen ſetzte der König von Baiern, mit äußerſter Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, ein anſehnliches Armeecorps, unter den Befehlen des Grafen von Wrede entgegen, zugleich aber eröffnete er, des Druckes müde, den er bisher unter dem franzöſiſchen Joche empfunden hatte, und indem er ſich von dem Protector ganz ſeinem Schickſale überlaſſen ſah, Unterhandlungen, welche am 28. October zu dem Vertrage von Ried führten, worin der König dem rheiniſchen

Bunde entſagte, und ſich verbindlich machte, ſeine Heere mit denen der verbündeten Mächte zu vereinigen, wogegen ihm die volle Souverainetät und die Integrität ſeiner Staaten zugeſichert wurde. Es vereinigte ſich ſogleich die öſterreichiſche und baierſche Armee, und nachdem Wrede das Commando über das Ganze übernommen hatte, rückte daſſelbe vor, lieferte dem Kaiſer Napoleon die Schlacht bey Hanau, und zwang ihn dadurch das rechte Rheinufer zu räumen. Auch in den Operationen, welche nachher jenſeits des Stromes erfolgten, zeichnete ſich das baieriſche Heer auf die rühmlichſte Weiſe aus. Ehe jedoch über die neuen Territorial-Verhältniſſe der Glieder des deutſchen Bundes noch etwas im Allgemeinen entſchieden war, waren Oeſterreich und Baiern über die ihrigen bereits mit einander übereingekommen. Tyrol und Vorarlberg wurden, wie das ungeſtümme Verlangen der Innwohner es forderte, wieder an die alte geliebte Herrſchaft zurück gegeben; dagegen erhielt Baiern Würzburg und Aſchaffenburg, nachdem das letztere durch die Auflöſung des Großherzogthums Frankfurt, das erſtere aber durch die Wiederherſtellung des Großherzogs in ſeinem väterlichen Erblande, ledig geworden war. Damit ſcheinen aber noch nicht alle Anſprüche, weder von Baiern, noch von Oeſterreich erledigt, ſondern vielmehr auf die Unterhandlungen ausgeſetzt, welche hiernächſt in Frankfurt beginnen ſollen; weßwegen wir auch, indem wir Baiern in ſtatiſtiſcher Anſicht darſtellen, es auf dem Standpunkte betrachten, auf dem es ſich ſeit dem Wiener Frieden befand. Auf dieſem Standpunkte angeſehen, hat es einen Flächengehalt von 1736 Quadrat-Meilen, und eine Bevölkerung von 3,800,000 Menſchen, von denen drei Millionen zur catholiſchen Religion ſich bekennen. Dieſer Geſammtbeſtand iſt durch eine Verordnung vom 23ſten September 1810 in neun Kreiſe getheilt, nämlich: 1. den Mainkreis, mit 21 Landgerichten; 2. Rezatkreis, mit 20 Landgerichten; 3. den Regenkreis, mit 20 Landgerichten; 4. den Ober-Donaukreis, mit 23 Landgerichten; 5. den Unter-Donaukreis, mit 18 Landgerichten, 6. den Illerkreis, mit 27 Landgerichten; 7. den Iſarkreis, mit 22 Landgerichten; 8. den Salzachkreis, mit 33 Landgerichten und 9. den Innkreis, mit 30 Landgerichten. Die jährlichen Einkünfte werden zu 18 Millionen Gulden, die Staatsſchulden auf 90 Mill. angegeben. Zu Tilgung der letztern iſt ein bedeutender Fonds angewieſen, ſo daß ſie in 30 Jahren bezahlt ſeyn ſollen; doch bei den großen Opfern, die Bayern, wie jedes andere deutſche Land immer mehr darbringen muß, iſt faſt zu beſorgen, daß auch der ſicherſte Tilgungsfond endlich ſelbſt mit verſchlungen werden wird. Das Militär beſteht nach der neuen Organiſation aus 50,000 Mann; die Ergänzung der Armee geſchieht durch die Conſcription. Außer der activen Armee und dem Bürger-Militär iſt noch neuerlich eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Claſſen beſteht, deren 1ſte die Reſerve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die 2te, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Gränzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die 3te nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet iſt. — Die Staatsverfaſſung gründet ſich auf die vom Könige gegebene Conſtitution, promulgirt am 1ſten Mai 1808 und eingeführt am 1ſten Oct. deſſelben Jahres. Der König iſt im Beſitze der vollen Souverainetät und Staatsgewalt in allen ihren Zweigen; die Geſetzgebung und Beſteuerung iſt jedoch der Abſtimmung der Nationalrepräſentation unterworfen. Die Krone iſt erblich im Mannsſtamme des regierenden Hauſes, nach dem Rechte der Erſtgeburt und der agnatiſch-linealiſchen Erb-

folge; nach gänzlicher Erlöſchung des Mannsſtammes fällt die Erbſchaft auf die Töchter und deren männliche Nachkommenſchaft. Sollte ein ſucceſſionsfähiger Erbe gänzlich fehlen, ſo ſoll der letzte König durch Adoption eines Prinzen aus einem fürſtlichen Hauſe ſich einen Nachfolger beſtimmen. Aus der königl. Schatzkammer werden die Apanagengelder für die nachgebornen Prinzen, das Heirathsgut der Prinzeſſinnen, (nicht über 100,000 Gulden) und das Witthum der Königin (nicht über 200,000 Gulden) gezahlt. Alle Glieder der königl. Familie ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Monarchen. Die Volljährigkeit tritt mit dem 18ten Jahre ein; der Monarch wählt den Reichsverweſer für die Zeit der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers; außerdem gebührt ſie dem nächſten volljährigen Agnaten. — Die Prinzen und Prinzeſſinnen haben den Titel königliche Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg reſidirt, vorher Bayern-Berg, und ſeine Nachkommen aber herzogl. Durchlaucht, er ſelbſt ſchreibt ſich Herzog in Bayern). — Die Gemahlin des jetzigen Königs Maximilian Joſeph heißt Caroline und iſt eine Tochter des verſtorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Der Kronprinz (aus der erſten Ehe des Königs mit einer Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt) heißt Carl Ludwig Auguſt und iſt vermählt mit Thereſe, einer Tochter des regierenden Herzogs von S. Hildburghauſen; außer ihm hat der König aus beiden Ehen noch 11 Kinder gezeugt. — Zum Glanz der Krone gibt es vier Kronämter (Kron-Oberſt-Hofmeiſter, Kron-Oberſt-Kämmerer, Kron-Oberſt-Marſchall, Kron-Oberſt-Poſtmeiſter, und vier Orden (der des heiligen Hubert, des heil. Georg, der bayerſchen Krone (ein Civil-Verdienſtorden), und der Militär-Maximilian-Joſephs-Orden). — Die Conſtitution gewährt die Rechte der Staatsbürger, Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, Gewiſſensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenſchaft iſt aufgehoben; alle drei chriſtliche Confeſſionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. — Das ganze Reich wird durch eine National-Repräſentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabrikanten beſteht, aus den Kreiſen gewählt wird, welche die Reichsverſammlung bilden, die vom König einen Präſidenten erhält und wenigſtens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs ſich verſammelt; ſie theilt ſich dann in Commiſſionen für die Finanzen, die Geſetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsſchuldentilgung. Indeſſen hat ſeit der Promulgation dieſer Staatsverfaſſung noch keine Verſammlung der Nationalrepräſentation Statt gehabt. — In allen Theilen des Königsreichs iſt der Codex juris Bavarici judiciarii ſeit dem 1ſten Jan. 1811 in geſetzliche Kraft getreten. Für die Staatsverwaltung gibt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsminiſtern, Kronbeamten und zwölf bis ſechzehn Mitgliedern beſteht und über die wichtigſten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathſchlagt. Das Miniſterium theilt ſich in die fünf Departements der auswärtigen Verhältniſſe, der Finanzen, des Innern, der Juſtiz und des Kriegsweſens. — An der Spitze jedes der neun Kreiſe ſteht ein General-Kreis-Commiſſär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreiſe; außer ihm beſteht noch in

*) Es gibt gar keine Büchercenſur, indem Schriftſteller und Verleger nicht verbunden ſind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durſicht einer Behörde zu unterwerfen; nur politiſche periodiſche Schriften machen eine Ausnahme.

jedem Kreiſe eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe ſind dem General-Commiſſariate untergeben. — Die Juſtizbehörden ſind: das Oberappellationsgericht, die Apellationsgerichte (für zwei Kreiſe eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfaſſung der Catholiſchen iſt noch nicht definitiv organiſirt. Das Königreich iſt in neun Bisthümer (Augsburg, Bamberg, Brixen, Eichſtädt, Freiſingen, Conſtanz, Paſſau, Regensburg und Salzburg) eingetheilt. Für die Proteſtanten gibt es ein proteſtantiſches General-Conſiſtorium. — Unter der muſterhaften Regierung Maximilian Joſephs hat Bayern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Cultur in jeder Hinſicht, im Vergleich mit dem, was es nur noch vor 20 Jahren war, erlangt. Während Landbau, Manufacturen und Fabriken ſich erhoben haben, die Polizey in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, ſind die Erziehungs- und wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten ſtets ein Gegenſtand der beſondern königlichen Fürſorge geweſen, welche liberal und geiſtvoll für die Menſchenerziehung und höhere Geiſtescultur wirkt. Der öffentliche Unterricht iſt vortrefflich und eigens entworfenen Inſtructionen unterworfen. Univerſitäten ſind zu Landshut und Erlangen (die zu Inſpruck und Salzburg ſind aufgehoben). Zu München befindet ſich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, woneben wir auch des landwirthſchaftlichen Vereins für ganz Bayern gedenken. Die Akademie der Wiſſenſchaften und die der bildenden Künſte zu München beſitzt mehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes, und wenn auch gleich für das ungeſtörte Fortblühen dieſer Inſtitute in jenem Augenblicke Beſorgniſſe rege werden wollten, wo der Name des Freiherrn von Aretin öfter als ſonſt neben denen der nord- und ſüddeutſchen Gelehrten genannt wurde, ſo iſt doch jene Streitſache ohne allen ſichtbaren Einfluß geblieben und es exiſtirt in der That, nach Würden und Verdienſt, kaum noch das Andenken daran. I.

Bayle (Pierre) geboren zu Carlat in der ehemaligen Grafſchaft Foix im J. 1647, empfing den erſten Unterricht von ſeinem Vater, der ein reformirter Geiſtlicher war. Früh gab er Proben eines bewunderns-würdigen Gedächtniſſes und einer beſondern Lebhaftigkeit des Geiſtes. Mit neunzehn Jahren begab er ſich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier ſeine Studien zu vollenden. Die Leidenſchaft, mit der er ſtudirte, koſtete ihm beinahe das Leben; ſeine Geſundheit ward dadurch für immer geſchwächt. Alle Bücher waren ihm gut; ſein Geſchmack an der Dialektik zog ihn beſonders zu den Controversſchriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren ſeine Lieblingswerke. Letzterer ſchmeichelte ohne Zweifel ſeinem Hange zum Skepticismus; beide theilten vielleicht ſeinem Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkiſchen Anſtrich mit, die darin wahrzunehmen ſind. In Toulouſe, wohin er gegangen war, um die Philoſophie zu ſtudiren, beſuchte er die Hörſäle der Jeſuiten. Die Argumentationen ſeines Profeſſors, noch mehr aber die freundſchaftlichen Disputationen mit einem catholiſchen Geiſtlichen, der neben ihm wohnte, beſtärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Orthodoxie des Proteſtantismus bereits in ihm entſtanden waren, in dem Grade, daß er die Religion zu vertauſchen beſchloß. Sein Uebertritt war ein Triumph für die Catholiken, aber ein Donnerſchlag für ſeine Kirche und für ſeine Familie, die alles anwandte, ihn wieder zu gewinnen. Auch kehrte er nach ſiebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um ſich der Strafe des ewigen Banns, womit

die catholiſche Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute. Aber dieſer Aufenthalt und dieſes Geſchäft wurden ihm bald läſtig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ ſich in Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen. Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigſtens die Geſellſchaft gelehrter Männer für die Beſchwerden einer Beſchäftigung ſchadlos hielt, der er ſich zum dritten Mal hatte unterziehen müſſen. Im J. 1675 erhielt er den philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieſer Akademie im J. 1681 lehrte. Er ward hierauf in derſelben Eigenſchaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erſcheinung eines Cometen im J. 1680, der ein faſt allgemeines Schrecken verurſacht hatte, gab er 1682 ſeine Pensées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrſamkeit, in welchem tauſend Gegenſtände aus der Metaphiſik, Moral, Theologie, Geſchichte und Politik abgehandelt werden. Dieſem folgte die Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg. Dieſes Werk, das von Catholiken und Proteſtanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg ſelbſt mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eiferſucht des Theologen Jurieu, deſſen Refutation du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten die Rede ſeyn wird. Er unternahm indeß eine periodiſche Schrift unter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein darin aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Königin Chriſtine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe ſchreiben ließ. Bayle rechtfertigte ſich und ſeine Entſchuldigungen genügten der Königin ſo vollkommen, daß ſie ſeitdem einen literariſchen Briefwechſel mit ihm führte. Ernſtlicher ward ſeine Ruhe durch den Tod ſeines Vaters und ſeiner beiden Brüder geſtört. Dieſe Verluſte, verbunden mit den immer ſteigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains-les d'entrer, der weder in Anſehung des Styls, noch des Tons ſeiner würdig iſt. Auch wollte ſich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Toleranz in dieſem Werke vertheidigt wurde, den Verfaſſer erkannt haben mochte, griff daſſelbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle ſelbſt auszubrechen; dieſen gab ihm der Avis aux réfugiés, ein Werk, worin die Proteſtanten mit wenig Schonung behandelt ſind. Jurieu beſchuldigte Bayle nicht nur, der Verfaſſer dieſer Schrift zu ſeyn, (die gewiß nicht von ihm iſt), ſondern er ſtellte ihn zugleich als die Seele einer dem Intereſſe Frankreichs ergebenen Partei gegen die Proteſtanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle beide Beſchuldigungen; aber die Verleumdung ſiegte und im J. 1693 entſetzte der Magiſtrat von Rotterdam Bayle ſeines Amts, und verbot ihm ſogar Privatunterricht zu geben. Da er ſich auf dieſe Weiſe von allen Geſchäften frei ſah, die Arbeit aber ſeinem raſtlos thätigen Geiſte Bedürfniß war, widmete er jetzt ſeinen ganzen Fleiß der Abfaſſung ſeines Dictionnaire historique et critique, den er zuerſt im Jahr 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieſes Werk war das erſte, das unter ſeinem Namen erſchien. Jurieu, deſſen Wuth noch nicht geſtillt war, trat abermals als Bayle's Gegner auf, und veranlaßte das Conſiſtorium, bei dem er nur in zu großem Anſehen ſtand, dem Verfaſſer verſchiedene heftige Vorwürfe zu machen.

Bayle verſprach zwar alles, was das Conſiſtorium anſtößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß das Publikum andere Anſichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit ſeiner Leſer als ſeiner Richter gelegen war, ſo ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben ſich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide ſeine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind ſeiner Religionspartei und ſeines neuen Vaterlandes. Dieſe Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, aber ſie trübten weniger ſeine Seelenruhe als ſie ſeine Körperleiden vermehrten. Seit lange war ſeine Bruſt in einem gereizten Zuſtand; ſie entzündete ſich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und unheilbar anſah. Er ſtarb, ſo zu ſagen, die Feder in der Hand im J. 1706, in einem Alter von 59 Jahren. — „Bayle,“ ſagt Voltaire, „iſt der erſte Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müſſen zugeben, daß in ſeinen Werken ſich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Läſterung gegen das Chriſtenthum wäre; aber ſeine größten Vertheidiger auch geſtehen, daß in ſeinen Controversartikeln ſich keine Zeile findet, die nicht den Leſer zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe.“ Er ſelbſt vergleicht ſich mit Homers Herrſcher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent,“ ſagt er, „beſteht darin, Zweifel zu erregen, aber es ſind nur Zweifel.“ Die Zuverſichtlichkeit der meiſten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewiſſe Dinge nicht ſo unerſchütterlich und ſonnenklar ſind, wie ſie ſich einbildeten. Er überſprang aber nach und nach das Ziel, und zog ſelbſt die erwieſenſten Thatſachen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, ſo wenig verſtand er von der Phyſik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren ihm bekannt. Sein Styl iſt zwar natürlich und klar, aber oft weitſchweifig, nachläſſig und incorrect. Er ſelbſt nennt ſein Dictionnaire eine unförmliche Sammlung an einander gereihter Sätze. Ohne dieſes zu beſcheidene Urtheil zu unterſchreiben, muß man geſtehen, daß die Artikel ſelbſt wenig werth, und daß ſie nur der Noten wegen da ſind, in denen der Verfaſſer zugleich ſeine Gelehrſamkeit und die Stärke ſeiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle ſanft, gefällig, uneigennützig, höchſt beſcheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wiſſenſchaften. Wir unterlaſſen die Aufzählung der ſämmtlichen Werke Bayle's und begnügen uns anzuführen, daß die geſchätzteſte Ausgabe ſeines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden iſt (einen basler Nachdruck gibt es von demſelben Jahre) und daß im Haag ſeine vermiſchten Werke unter dem Titel Oeuvres diverses de P. Bayle (ebenfalls 4 Foliobände) erſchienen ſind.

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei). Schon war König Don Joſeph Napoleon in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den franzöſiſchen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Quadalquivir, in dem von der Natur ſelbſt befeſtigten Andaluſien, in Cordova, Grenada, Jaen, herrſchte mit voller Gewalt der Geiſt der Inſurrection, von dem die Junta zu Sevilla die Rettung von den Unterdrückern erwartete. Dorthin marſchirte mit drei Diviſionen am Schluſſe des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den ſchrecklichſten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligſte ward gemißhandelt. Da verſprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzoſen geopfert haben würde. Dieſe Anweiſung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald ſah der ſpaniſche Inſurgenten-Feldherr, Don Xaver von Caſtannos, ſein

Heer auf 30,000 Mann angewachſen. Doch weniger dieſe Mannszahl, als die ſtrategiſchen Operationen des ſpaniſchen Heerführers, die Hungersnoth und die zunehmenden Krankheiten in der franzöſiſchen Armee, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazarethbedürfniſſen, da die umherſchwärmenden Inſurgenten die dazu gehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem General Dupont ein Schickſal vor, das allerdings nicht nur für ihn, ſondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von dem entſchiedenſten Nachtheile war. Dreitauſend Spanier hatten ſich in Duponts Rücken, zwiſchen ihn und Madrid, geſtellt, indem ſie die ſchwierige Sierra-Morena beſetzten; um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptſtadt möglichſt wieder herzuſtellen, detaſchirte Dupont die Diviſion Vedel, die Stadt Baylen, und die Diviſion Gobert, Carolina zu beſetzen, während er mit der dritten Diviſion eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfes nahm. Jaen wurde vom General Caſtagne beſetzt. Dieſe Anordnungen geſchahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14ten Julius begann Caſtannos ſeine offenſiven Operationen gegen die Franzoſen; 18,000 Mann, mit ſchwerem Geſchütz verſehen, rückten vor die Fronte der franzöſiſchen Poſition bei Andujar; 3,000 andere Mann kamen durch die ihnen bekannten Defileen der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 Mann ſtellten ſich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt ſich mit Tapferkeit und Beſonnenheit drei Tage lang; doch der 18te Julius entſchied. Die ſpaniſchen Generale Reding und Compigny griffen Baylen an, Pennas und Jones beſchäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieſer mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunſtündigen hartnäckigen Kampfe ſah Dupont ſich genöthigt, auf einen Waffenſtillſtand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „ſich auf Discretion zu ergeben,“ verwilligt werden wollte. Da griff die Diviſion des Generals Vedel, der von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet war, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit zwei Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Uebermacht unterliegen; denn ermattet waren die Franzoſen, geſtärkt an Leib und Seele die Inſurgenten. Am 23ſten Julius capitulirte die ganze eingeſchloſſene franzöſiſche Armee, 17000 Mann ſtark, nachdem 3000 Mann auf dem Platze geblieben waren. Die Artikel der Capitulation waren: „Die Diviſion von Dupont iſt kriegsgefangen; die von Vedel legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo ſie nach Rochefort eingeſchifft wird.“ Doch wurde noch vermittelt, daß auch Duponts Diviſion über Rochefort nach Frankreich zurückkehren ſollte. Dem General Dupont nahm man in Paris dieſen Ausgang ſeiner Expedition ſehr übel und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Tilurius (hieß es in einem officiellen Artikel) wurde er durch einen Geiſt des Schwindels zu ſeinem Untergange hingeriſſen, und ließ ſich durch die Ränke und Verſicherungen eines zweiten Ambiorix täuſchen; allein die römiſchen Soldaten waren glücklicher als die unſrigen, ſie ſtarben alle mit den Waffen in der Hand.“ Uebrigens hatte dies Ereigniß die Folge, daß in den ſchon faſt ganz beruhigten Provinzen der Aufruhr aufs neue mit verſtärkter Gewalt losbrach. (Man vergl. hiermit die Art. Dupont und ſpaniſche Inſurrektion.) I.

Bayonne, eine große, ſchöne, reiche Handelsſtadt im franzöſiſchen Departement der untern Pyrenäen, an dem biscayiſchen Meere, mit ei-

nem guten Hafen an dem Einfluß der Nive in den Adour, und breiten ſchönen Straßen und Plätzen ꝛc. verſehen. Die Stadt, deren Einwohner ſich ſonſt auf 26,000 beliefen, deren jetzt aber kaum noch 14 bis 15,000 ſind, wird durch die oben genannten Flüſſe in drei Theile getheilt, wovon die beiden erſten ein kleines feſtes Schloß haben, der dritte aber eine Citadelle, welche alle drei Theile, ſo wie den Hafen und die umliegende Gegend beſchützt. Die Einwohner unterhalten Wallfiſch- und andern ſtarken Fiſchfang. Im Mai 1808 fand hier die berühmte Zuſammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien Carl IV. und dem Prinzen von Aſturien Statt, in deren Folge am 10ten Mai d. J. von Beiden eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin ſie und ſämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf die ſpaniſchen Reiche in Europa und den Indien dem franzöſiſchen Kaiſer übertrugen. Am 4ten Jun. ernannte Napoleon ſeinen Bruder Joſeph zum König von Spanien, und berief zugleich eine Generaliunta oder Reichsverſammlung zur Abfaſſung einer neuen Conſtitution, welche am 15. Jun. ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6ten Jul. wurde dieſe Conſtitution bekannt gemacht, und am 9ten reiſ'te Joſeph von Bayonne nach Madrid. — Von dieſer Stadt hat auch — entweder, weil es hier erfunden, oder ſonſt am beſten gefertigt worden — das Bayonet ſeinen Namen, eine Art von kurzem Spieß (Flintenſpieß) ohne Gefäß, welcher auf den Lauf einer Flinte geſteckt wird.

Bayreuth. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem hohenzollerſchen Hauſe hatten ſich vom 13ten Jahrhunderte an die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth (vormals Onolzbach und Culmbach) erworben, in ſo fern dieſe Lande auch als Theile des ehemaligen fürſtlichen Burggrafthums Nürnberg betrachtet wurden. Als die ältere Linie der Markgrafen von Onolzbach aus dem zollern-brandenburgiſchen Hauſe erloſchen war, wurden dieſe Lande unter die beiden jüngern Söhne des Churfürſten Johann Georg zu Brandenburg vertheilt; Chriſtian erhielt Bayreuth, Joachim Ernſt Anſpach. Doch am 20ſten Januar 1769 erloſch auch der bayreuther (oder culmbacher) Aſt in männlichen Erben, und Bayreuth fiel an den damaligen Beſitzer von Anſpach, Markgraf Chriſt. Friedr. Carl Alexander, zurück; da dieſer aber 1791 die Regierung niederlegte, wurde Bayreuth, wie Anſpach, vom Könige von Preußen in Beſitz genommen. Der Friede von Tilſit (1807) entriß dieſem Monarchen Bayreuth, nachdem er Anſpach ſchon früher an den Kaiſer von Frankreich überlaſſen hatte, und bei der neuen Ländervertheilung nach dem Frieden von Wien (1809) kam Bayreuth (das bis dahin für franzöſiſche Rechnung adminiſtrirt worden war) an Bayern, welches bereits auch im Beſitze von Anſpach war. — Dieſe ſchöne Provinz hat einen Flächengehalt von 57 1/2 Q. M. mit 223,000 Einwohnern (nach Andern 72 Q. M. mit 180,000 Einw.), 18 Städte und 232 Flecken und Dörfer; ihr nördlicher Theil wird das Oberland, ihr ſüdlicher das Unterland genannt. Das Fichtelgebirge (6 1/2 Meile lang, 4 1/4 Meile breit) zeichnet ſich vorzüglich aus; ſeine höchſte Spitze, der Ochſenkopf, iſt 3621 pariſer Fuß hoch; eine Merkwürdigkeit auf ihm iſt der Fichtelſee. Auf dieſem Gebirge entſpringen die Saale, die Eger, die Nabe und der Main, welcher letztere unterhalb Culmbach aus dem rothen und weißen Main entſteht; das Unterland durchfließt noch die Rednitz und Pegnitz. Marmor, Serpentin, Speckſtein, Pferde und Rindvieh ſind die vorzüglichſten Producte; bei Culmbach und Neuſtadt wächſt auch Wein. Manufacturen und Fabriken gewähren den Einwohnern guten Verdienſt. Die Hauptſtadt Bayreuth, am rothen Main in

ſchönen Umgebungen gelegen, hat 856 Häuſer mit 10,000 Einwohnern. Sie hat ein ſchönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, ein Gymnaſium, mehrere Manufacturen und Fabriken in Schnupf- und Rauchtaback, Tabackspfeifen, Leder und Pergament.

Bazar heißt in den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölber haben.

Beattie, (James) als philoſophiſcher und poetiſcher Schriftſteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafſchaft Kincardine in Schottland geboren, ward Profeſſor der Moralphiloſophie an der Univerſität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1803 ſtarb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit ſeines Landsmanns Hume, gegen deſſen Skepticismus er nebſt Thomas Reid und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die ſich dem gemeinen Menſchenſinne, von welchem er ausging, und an welchen er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten appellirte, ſehr empfahl; daher er auch unter den Popularphiloſophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philoſophiſchen Schriften ſind ein Verſuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum erſten Mal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutſch, Copenhagen 1772 und Leipz. 1777, auch in Beattie's Werken, Leipz. 1779 und 1780 2 Bd. 8.); Elements of moral science 1790 (deutſch von Moritz, Grundlinien der Pſychologie 1790. 1 Thl. 8.) eine Theory of the language 1788 8. (deutſch von Meiners 1799. 2 Bd. 8.); endlich moraliſche und kritiſche Abhandlungen, London 1783 4. (deutſch v. K. Groſſe 1789. 3 Bd. 8.) In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunſt, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter ſeinen poetiſchen Werken, worunter ſich beſonders viele Elegien befinden, iſt vorzüglich der Minſtrel, oder die Fortſchritte des Genies, ſein beſchreibendes Gedicht in zwei Büchern (1776; v. Ausg. 1799 2 Bd. 8.) und ſein allegoriſch didactiſches Gedicht das Urtheil des Paris (1765 4.) bekannt geworden. Beattie iſt zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber ſeine Darſtellung iſt angenehm, ſeine Sprache elegant, und ſeine Tendenz immer edel. Seine Gedichte ſind geſammelt in ſeinen Originals poems 1760. 8., und in den Poems on several subjects, London 1766. 8. T.

Beaucaire, eine wohlgebaute Stadt mit 8000 Einwohnern an der Rhone in Nieder-Languedoc, jetzt im Departement des Gard, mit einem berühmten Jahrmarkte, der am 22ſten Jul. anfängt und 10 Tage währt. Für die fremden Kaufleute, die nicht alle in der Stadt unterkommen können, werden außerhalb derſelben Hütten aufgeſchlagen. Zugleich fanden ſich eine Menge von Dieben und Gaunern ein, (wozu ehemals die Nähe des päpſtlichen Gebiets von Avignon, wohin man ſie nicht verfolgen konnte, vieles beitrug), ſo daß mancher Kaufmann eine Bedeckung von 20 — 50 Soldaten brauchte. Die Geſchäfte ſind indeſſen nicht mehr ſo wichtig wie ſonſt. Noch bis 1744 belief ſich der Vertrieb der Meſſe zu Beaucaire auf mehr als 14 Millionen Livres, in ſpätern Zeiten betrug er kaum 8 Millionen. Durch die Revolution hat vollends dieſer Handel, welcher größtentheils mit Seide, Wein, Oel, Mandeln ꝛc. geführt wurde, einen beträchtlichen Stoß erlitten. Es können ziemlich große Fahrzeuge die Rhone bis zur Stadt hinauffahren, welche durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüberliegenden Tarascon verbunden iſt.

Beauharnois (Alexander Vicomte von) wurde 1760 auf der

Inſel Martinique gebohren. Als er in ſeiner Jugend nach Paris kam, machte er ſich durch ſeine ausgezeichnete Bildung und durch ſeine mannigfaltige Talente, unter denen ſeine Meiſterſchaft im Tanze beſonders glänzte, bald bei den Großen und am Hofe bemerkbar, und ſtieg bis zum Major eines Infanterieregiments, in welcher Eigenſchaft er die Mademoiſelle Joſephine Taſcher de la Pagerie, die nachherige Gemahlin Napoleons heurathete. Nach dem Ausbruche der Revolution erſchien er, als Deputirter von Blois, in der conſtituirenden Verſammlung, zeichnete ſich auch hier durch Einſicht und Beredtſamkeit aus, ſtattete im Namen des Militärcomité mehrere Berichte ab, und ward zweymal zum Präſidenten ernannt. Dieſe letztere Stelle begleitete er gerade auch, als Ludwig XVI. mit ſeiner Familie ſeine unglücklicher Weiſe wieder vereitelte Flucht verſuchte. Nach dem Ausbruche des Kriegs ſtand er zuerſt, als Adjutant-General bei Luckners Armee; noch im Jahre 1792 aber erhielt er das Obercommando über die Rheinarmee. Hier ward ihm, im folgenden Jahre, die große Aufgabe, in Vereinigung mit Houchard, das bedrängte Maynz zu entſetzen. Er rückte zu dieſem Ende am 18. Jul. 1793 aus dem Lager von Weiſſenburg vor, lieferte mehrere wüthende Gefechte, und hatte bereits wichtige Vortheile erfochten, als er die Nachricht erhielt, daß der Platz capitulirt habe. Da damals das Unglück für ein Verbrechen galt, ſo wurde er vom Commando abgerufen, als Verdächtiger verhaftet, und nach einem Spruche des Revolutionstribunals, vom 23. Jul. 1794 guillotinirt. Von ſeiner Gemahlin Joſephine hinterließ er zwey Kinder, den nachherigen Vicekönig von Italien Eugen, und die nachherige Königin von Holland, Hortenſie.

Beauharnois (Franz Marquis von), 1789 zum ergänzenden Deputirten des Adels von Paris extra muros ernannt, und in der Folge zur Nationalverſammlung berufen, zeigte ſich immerwährend der Monarchie zugethan, und unterzeichnete die Proteſtationen vom 12ten und 15ten Sept. 1791. Seine feſte und unveränderliche Handlungsweiſe erwarb ihm den Beinamen: Beauharnois der Unnachgiebige. Er endete einen ſeiner Vorträge mit der Behauptung, daß mit der Ehre ſich die Nachgiebigkeit nicht vertrage. Seine bekannte Anhänglichkeit an die Monarchie nöthigte ihn, 1791 Frankreich zu verlaſſen. Im Febr. 1805 ward er von Napoleon zum Botſchafter bei der Königin Regentin von Etrurien und zu einem der Commandanten der Ehrenlegion, ſpäter zum Geſandten in Spanien, zum Senator und zum Grafen ernannt. Eine Tochter von ihm, Stephanie, hat Napoleon an Kindes-Statt angenommen und 1806 mit dem Erbprinzen von Baden vermählt.

Beaumarchais (Pierre Auguſtin Caron von), war zu Paris den 24ſten Januar 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für ſeine Kunſt beſtimmte, und ſeine erſten Studien verſchafften ihm ausgebreitete Kenntniſſe in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entſchiedenſte Neigung für die Künſte des Geiſtes. Anfangs übte er mit Leidenſchaft die Muſik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Geſellſchaft gelaſſen, und benutzte dieſe mächtige Protection, um mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befeſtigte ſich ſein Credit, und ſchon in ſeiner Jugend gelangte er durch ſeine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen; darauf bemühte er ſich, durch literariſche Erfolge ſeinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie

erſchien 1767, Les deux amis 1770. Das erſte dieſer beiden Schauſpiele verdient unter den zahlreichen Producten dieſer Gattung, welche ſo nachtheilig auf die franzöſiſche Bühne gewirkt hat, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Intereſſe, wovon Diderot in ſeinem Père de famille das Beiſpiel gegeben hatte, erhält es ſich noch auf dem Theater; die deux amis hingegen ſind längſt davon verſchwunden. Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er ſein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geſchah in ſeinem Prozeß gegen die Herren La Blanche und Goëzmann. Die Streitigkeiten des Miniſteriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Intereſſen und Meinungen, oder vielmehr, alles vereinigte ſich gegen jene unbeſonnene und ſclaviſche Behörde, welche man das Parlament Maupeou nannte. Goëzmann war Mitglied deſſelben. Beaumarchais faßte auf den erſten Blick alle Vortheile dieſer Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht beträchtlichen Rechnungsreſtes. Wenn er die Thatſachen mit gehöriger Klarheit auseinandergeſetzt, und für ſeine Rechte mit der ihn charakteriſirenden eindringlichen Logik geſtritten hätte, ſo würde er die Richter überzeugt und ſeinen Prozeß ohne Aufſehen gewonnen haben. Da er mit eben ſo viel Gewandtheit als Muth die Leidenſchaften in Anſpruch nahm, verlor er ihn, aber er beſchäftigte ganz Frankreich mit ſich. Zum erſten Male vielleicht fand die Boßheit in einer juridiſchen Streitſache Comödienſcenen, Romananekdoten, die Galle der bitterſten Satire, die ganze Macht der bündigſten Logik vereinigt. Jene ſonderbaren Memoires begründen noch jetzt die höchſten literariſchen Anſprüche ihres Verfaſſers. Sie verſchafften ihm einen lärmenden Ruf, der ſelbſt den auf jede Art des Ruhms eiferſüchtigen Voltaire beunruhigte, und Beaumarchais in eine gewiſſe öffentliche Gunſt verſetzte, die allen ſeinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der Barbier von Sevilla, der bald auf das erſte Memoire folgte, iſt ein ſehr unterhaltendes Intriguenſtück, in welchem der Verfaſſer auf eine originelle Weiſe die älteſten Theaterperſonagen, ſchelmiſche Bediente und hintergangene Vormünder verjüngte. Es ſind darin hochkomiſche Scenen, deren Luſtigkeit man nicht leicht widerſtehen kann. Die Hochzeit des Figaro zeichnet ſich noch mehr aus. Man hat geſagt, daß mehr Talent dazu gehört, dies Stück aufzuführen als zu ſchreiben; allerdings wird zu beiden viel Talent erfordert. Die Zeit hat den Tadel beſtätigt in Anſehung der Unwahrſcheinlichkeiten des fünften Actes, der Indecenz mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durchgängig von ſatiriſchen Späßen und ausgelaſſenen Wortſpielen entſtellt iſt; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes beſtätigt, der voll dramatiſcher Verwickelungen iſt; und nie hat das Werk aufgehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beſchränkt ſich Beaumarchais Verdienſt in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Prozeß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Bergaſſe einen Gegner, deſſen männliche und ſtrenge Beredſamkeit weit über dem halb ernſt-, halb ſcherzhaften Talent erhaben war, das die Goëzmann, die Marie, die Arnaud u. ſ. w. zu Boden geſchlagen hatte. Statt jener kühnen Schlußfolgen und jener unerſchöpflichen Heiterkeit, die das Glück ſeiner erſten Memoiren gemacht hatten, gab er in dieſen nur ungefällige Scherze und geiſtloſe Beleidigungen zum Beſten. Bergaſſe dagegen trat in der Sache eines einfachen Privatmannes als der Rächer der öffentlichen Sittlichkeit auf; und wiewohl er die Schranken einer geſetzlichen Vertheidigung überſchritt, ſo belohnte doch allgemeiner

Beifall ſeine Rechtſchaffenheit und ſeinen Muth. Beaumarchais verlor um dieſe Zeit einen Theil ſeiner Rechte auf das öffentliche Wohlwollen, und ſeine Oper Tarare (1787) verſchaffte ſie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monſtröſer philoſophiſches Werk jenes Theater in Erſtaunen geſetzt, auf dem allerdings weder Philoſophie noch Regelmäßigkeit zu Hauſe ſind. Im Jahre 1792 brachte er La mère coupable auf die Bühne, das werthloſeſte von allen ſeinen Werken. Seine Abſicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den er in dem kornmanniſchen Prozeß gefunden hatte, unter dem Namen Begearß dem öffentlichen Abſcheu Preis zu geben, und er verſchmähte zu dieſem Zwecke die ſchändlichſten Verleumdungen nicht. Aber das Publicum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den Zügen der ſchändlichſten Heuchelei zu ſchildern gewagt habe, und der Angegriffene fand es nicht werth, von der gehäſſigen Abſicht Notiz zu nehmen. Doch abgeſehen davon iſt die mère coupable zugleich ein Stück ohne Geſchmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch einmal nach der Hochzeit des Figaro ſein wahres Talent wieder, in dem Memoire, welches die Aufſchrift hat: Mes six époques. Er erzählt darin mit eben ſo viel Intereſſe als Nachdruck die Gefahren, denen er ausgeſetzt war und ausgeſetzt ſeyn mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talente, Reichthum hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals beſaß er, in einem Alter von mehr als ſechzig Jahren, noch die ganze Kraft ſeiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn ſehr verändert. Der nordamerikaniſche Krieg hatte ſeine Glücksumſtände erhöht, von denen er ſtets einen edeln und großmüthigen Gebrauch machte; der Revolutionskrieg ſtürzte das Gebäude ſeiner Induſtrie und Arbeitſamkeit um. Er hatte ſchon bei der berühmten Ausgabe der voltaireſchen Werke, deren ſehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuern Koſtenaufwande entſpricht, faſt eine Million verloren. Er vollendete ſeinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu ſchaffen, deren die Armeen bedurften. Dies geſchah zu Ende des Jahres 1792. Er glaubte irriger Weiſe, daß dieſe Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überſtand er auch dieſe verderbliche Periode. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Heimath ſah er noch nichtswürdigere und nicht minder grauſame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und ſeinen Gläubigern über die Trümmer ſeines Vermögens zu ſtreiten, ſtarb er in einem Alter von 69 Jahren, plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. — Im J. 1802 iſt ſeine Lebensbeſchreibung und 1809 eine Ausgabe ſeiner Werke in ſieben Bänden erſchienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieſelben, um zu erfahren, wie er als Menſch nach Geiſt und Charakter darin erſcheint, ſo finden wir eine feurige Einbildungskraft, die ſich immer mit voller Energie ihres Gegenſtandes bemächtigt, dabei aber ſo eindringenden Verſtand, ſo treffende Beurtheilungskraft, ſo viel überſehende Klugheit, daß er ſeiner Einbildungskraft ſtets Herr bleibt. Neben dieſen Eigenſchaften wohnte in ihm ein ſo vollkommner Geſchäftsgeiſt, daß das Verwickeltſte ihn nur wie Spiel beſchäftigte und vermöge ſeiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmſten war, und eine Thätigkeit, die ſich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, ſondern immer alles aufbot, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm ſein durchdringender Verſtand die Mittel an die Hand, ſo ſicherten ihm ſein Muth und ſeine Kraft den Erfolg, zumal da ſeiner Ueberredungskunſt nicht leicht jemand widerſtand, ſeine Gleichheit der Laune ihn vor

Verzagtheit bewahrte, beſtändige Gegenwart des Geiſtes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Feſtigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindſam ohne weichliche Schwäche, fröhlich ohne Unbeſonnenheit, nie das Spiel ſeiner Leidenſchaften, kalt in Gefahr, ſtark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichſten Lage weder Gleichmuth, noch Geiſtesgegenwart und konnte ſeine Lage ſtets überſehen und beherrſchen. Zu dieſem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menſchenkenntniß, Witz, Liſt, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch geſtanden hätte, würde ſich überall ausgezeichnet haben, die Art, wie er es that, offenbart zunächſt die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung ſetzten. Lebhafter Geiſt der Intrigue, von dem er beſeelt war, ſollte ihn zum Ziele führen. Dieſer war es, der ihn zu den gewagteſten Unternehmungen trieb, in den verwickeltſten am meiſten ſich gefallen, und weil er ſelbſt zweideutig iſt, ihn auch zweideutig erſcheinen ließ, indem die Gränzen, wo hier Witz und Boßheit, Liſt und Tücke in einander laufen, ſehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich ſind. Daß er als Dichter recht eigentlich und allein im Intriguenſtück glänzte, iſt aus dem Angeführten leicht erklärlich. Mit Recht gibt ihm Bouterweck das Zeugniß, daß er die raffinirteſte Feinheit mit der ſchlauſten Kunſt zur Verſtärkung des komiſchen Effects benutze, und jeder geſteht ihm Meiſterſchaft in der Intrigue zu. (Vergl. Clavijo.)

Beaumont (Francis) und John Fletcher, zwei ausgezeichnete engliſche Schauſpieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge ſtudirte und ſchon 1615 ſtarb, dieſer aber 1576 zu London geboren war, und ebendaſelbſt 1625 an der Peſt ſtarb. Von früher Neigung zur Dichtkunſt beſeelt, widmeten beide ſich ihr gemeinſchaftlich, und da ihre Schauſpiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne Abſonderung unter ihren beiden Namen erſchienen ſind, ſo iſt es jetzt unmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern herrührt. Wir wiſſen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von dieſem allein iſt. Nach dem Zeugniſſe einiger Zeitgenoſſen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende und geſtaltende Verſtand; allein es iſt wahrſcheinlich, daß nicht dieſe gleichſam ſupplirenden Eigenſchaften, ſondern vielmehr Gleichheit der Geſinnung ſie vereinigt habe. Shakſpeare, deſſen Zeitgenoſſen ſie waren, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muſter; ſie laſſen, wie er, pathetiſche und niedrig-komiſche Scenen mit einander abwechſeln, aber die oft nicht zu verkennende Abſicht, ihr Vorbild darin zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetſten Talenten nur an der künſtleriſchen Mäßigung und Beſonnenheit gefehlt zu haben ſcheint, um das Höchſte und Vollkommenſte in ihrer Gattung zu leiſten. Der Wunſch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausſchweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte ſie von der reinen künſtleriſchen Anſicht ab; aber die genaue Kenntniß dieſes Publicums, und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt ſie mit Feſtigkeit und Zuverſicht auf dem gewagteſten Wege gehen, und dadurch erſetzen ſie zum Theil, was an innerer Harmonie und Uebereinſtimmung ihnen abgeht. Am beſten gelingen ihnen komiſche und burleske Scenen, minder die tragiſchen, die nicht genug die Tiefen der menſchlichen Natur anſpre-

chen. Ihre Zeitgenoſſen nahmen ihre Arbeiten mit dem lauteſten Beifall auf, und zogen ſie ſelbſt dem Shakſpeare vor, mit der Behauptung, daß durch ſie erſt die engliſche Bühne den höchſten Gipfel erreicht habe. Die unparteiiſche, nicht mehr vom Rauſche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieſes Urtheil verworfen, und Shakſpeare die Palme zuerkannt. — Von ihnen wird erzählt, daß ſie Schenken und Wirthshäuſer gern beſuchten und dort die menſchlichen Charaktere ſtudirten, und daß ſie einſtmals, als ſie an einem ſolchen Ort über den Schluß eines Stückes geſtritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs, der andere auf dem Gegentheile beſtand, beide arretirt worden ſeyen, weil man ſie für Leute angeſehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unſere Bühne mit Beifall gebrachte Luſtſpiel: Stille Waſſer ſind tief, iſt eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife and have a wife. L. Kannegießer hat angefangen, eine Auswahl ihrer Schauſpiele in einer deutſchen Ueberſetzung zu liefern.

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711 und geſtorben zu Anneci in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumſtänden, aber in derjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die ihrigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte hiſtoriſche Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches darin zu weit ausgeſponnen iſt, auch die theologiſchen Anſichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geſchrieben, theils Romane, theils Kinderſchriften. Erſtere ſind: Mémoires de Villette; Civan, roi de Bungo; Lettres de Madame du Moutier; Lettres d'Emérance à Lucie; Mémoires de Batteville; La nouvelle Clarice; Contes moraux; Nouveaux contes moraux. Letztere ſind: Magasin des enfans; Magasin des adolescentes; Magasin des artisans et gens de la campagne; Lettres diverses et critiques; Bibliothèque instructive; Education complète; Anecdotes du quatorzième siècle; Lettres curieuses et amusantes; Instructions pour les jeunes dames, qui entrent dans le monde et qui se marient; Les Américains; Le Mentor moderne: Manuel de la jeunesse; Oeuvres mêlées; Magasin des dévotes.

Beaune, eine ziemlich befeſtigte Stadt in Bourgogne, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement der Cote d'or, mit einem Schloſſe und fünf Vorſtädten, an dem kleinen Fluſſe Bourgeoiſe. Sie hat über 8000 Einwohner, ein von dem Kanzler Rollin geſtiftetes ſchönes Hoſpital, und iſt wegen ihres Vertriebs der burgunder Weine wichtig. Die Gegend um Beaune, welche le Beaunois heißt, iſt ſehr ergiebig an trefflichem Weine.

Beaurepaire, franzöſiſcher Commandant in Verdun, als 1792 die Preußen, unter dem Herzog von Braunſchweig, dieſe Stadt auffoderten. Nachdem in einem gehaltenen Kriegsrathe die Uebergabe der Stadt beſchloſſen wurde, und er dieſelbe nicht hintertreiben konnte, erſchoß er ſich in der Verſammlung. Dieſe heroiſche That erweckte allgemeine Begeiſterung, und verdient in dem Andenken der Nachwelt aufbehalten zu werden.

Beccaria, (Ceſare Marcheſe de) geb. zu Mailand 1735, wurde durch die Lectüre der Lettres Persannes von Montesquieu zur Entwikkelung ſeines philoſophiſchen Talents in ſeinem 21ſten Jahre angeregt, und nachher durch ſeine, von edeln Feuer für die Menſchheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8.

und mehrmals (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, beſonders deutſchen Ueberſetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798. 8.) als philoſophiſcher Schriftſteller der Italiäner ruhmvoll bekannt. Mit der Beredſamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft beſtreitet er in demſelben die Todesſtrafe und Tortur. Aber für die Sache war durch dieſes Werk nur ſo viel gewonnen, daß man dadurch deſto eifriger auf eine feſtere und wiſſenſchaftliche Begründung des Criminalrechts, als das trügliche Gefühl ſeyn kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abſcheu gegen eine unmenſchliche Strenge der Criminaljuſtiz dadurch allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte die Schwäche ſeiner Gründe gegen die Todesſtrafe (ſ. dieſ. Art.), aber er thut B. Unrecht, den die edelſten Bewegungsgründe „Liebe für die Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menſchen, als Sclaven ſo vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Menſch verdiente Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menſchenfreund. Uebrigens iſt er auch noch durch eine philoſophiſche Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche interno alla natura dello stilo, (Milano 1770. 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den redneriſchen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit ſeinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgegeb. ital. Zeitſchrift Il Caffè, das Kaffehaus) in ſeinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 ſein gemeinnütziges Leben. — Ueber ihn ſ. Bergk in der Vorrede zur angeführten Ueberſetzung, und Fuhrmanns denkw. Perſonen der alten und neuen Zeit 1. B. S. 301. T.

Beccaria (Giovanni Baptiſta), geb. den 3ten October 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er ſtudirte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er ſeinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philoſophie zu Palermo, und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerkſamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1748 als Profeſſor der Phyſik an die Univerſität von Turin. Zu eben der Zeit war die Electricität durch Franklins, Dalibords und Delors Verſuche ein Gegenſtand des allgemeinen Intereſſe geworden. Dies gab ihm Veranlaſſung, ein Buch über die natürliche und künſtliche Electricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale ed artifiziale. Turin. 4. In demſelben ſetzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Verſuche, die dieſes Werk über die atmoſphäriſche Electricität enthält, ſind ſo zahlreich und mannichfaltig, daß Prieſtley in ſeiner Geſchichte der Electricität davon behauptet, daß Beccaria's Arbeit alle andere, die vor und nach ihm über dieſen Gegenſtand unternommen worden wären, weit überträfe. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitglied auf. Er ſchrieb noch eine Menge von Werken über dieſen Gegenſtand, die alle einen großen Werth haben. Das wichtigſte derſelben erſchien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Electricität wußte. Franklin, der Beccaria's Arbeiten ſehr ſchätzte, veranſtaltete davon eine engliſche Ueberſetzung. Im J. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu meſſen. Er begann die Meſſung 1760, gemeinſchaftlich mit dem Abt Canonica, und machte das Reſultat derſelben

1774 bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Caſſini's gegen die Genauigkeit ſeiner Meſſung, ſchrieb er ſeine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müſſe. Da ſein Geiſt ſich unabläſſig mit ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigte, ließ er ſich oft kleine Vernachläſſigungen des Wohlſtandes zu Schulden kommen, wodurch aber keineswegs die allgemeine Achtung vermindert wurde, in der er ſtand. Er ſtarb den 27ſten Mai 1781.

Becher (Johann Joachim), berühmt als Verfaſſer der erſten Theorie der Chemie, wurde zu Speyer 1628 geboren. Nach dem frühzeitigen Verluſte ſeines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht ſich und ſeine Familie zu erhalten. Doch überwanden ſein Eifer und ſeine großen Anlagen alle Hinderniſſe. Er erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe in der Medicin, Phyſik, Chemie und ſelbſt in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Profeſſor in Mainz, kaiſerlicher Hofrath in Wien und erſter Leibarzt des Churfürſten von Bayern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und das Project zu einer indiſchen Compagnie entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab ſich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 ſein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beſchuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Charlatanerie; doch iſt ſein Verdienſt um die Chemie bleibend. Er war der erſte, der ſie der Phyſik näher brachte und in beiden Wiſſenſchaften die Urſachen aller unorganiſchen Erſcheinungen in der Welt ſuchte. Dies iſt der Zweck ſeines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an eine Theorie der Chemie zu gründen; er ſuchte eine Grundſäure, von der alle andern nur Modificationen wären. Auch den wichtigen Prozeß des Verbrennens unterſuchte er. Er lehrte jedes Metall beſtehe aus einem gemeinſchaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identiſchen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Subſtanz. Erhitze man ein Metall, ſo daß es ſeine Geſtalt verändert, ſo entbinde man die mercurielle Subſtanz und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erſte Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoiſier galt. Bechers zählreiche Schriften ſind noch jetzt nicht ohne Intereſſe.

Beck (Chriſtian Daniel) als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Hiſtoriker in der gelehrten Welt bekannt. Er wurde geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend auf die philologiſchen Wiſſenſchaften mit großem Eifer trieb, dann ſeit 1779 durch ſeine vielſeitigen und kenntnißreichen Vorleſungen im Fache der Theologie, Philologie und Geſchichte der Univerſität daſelbſt, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutſchland überhaupt mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieſer Zeit empfing er mehrere akademiſche Würden und Aemter (ſeit 1785 die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſeit 1809 das Directorium eines königl. philologiſchen Seminars u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und ſtets zum Vortheile der Univerſität verwaltet hat. Auch wurde er 1808 zum königl. ſächſ. Hofrath erhoben. Alle ſeine Zeit, welche ihm von dieſen akademiſchen Beſchäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet, und iſt durch eine ſehr bedeutende Anzahl geſchätzter philologiſcher, archäologiſcher und hiſtoriſcher Werke, von denen mehrere noch unvollendet ſind, als einer der fleißigſten und gelehrteſten Schriftſteller unſerer Zeit bekannt. Vorzüglich

ſind anzuführen ſeine Ausgaben der alten Claſſiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Ariſtophanes, Calpurnius; ſeine trefflichen und lehrreichen Programme über hiſtoriſche und archäologiſche Gegenſtände, ſein reichhaltiges geſchichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte (1787 — 1806 4 Bde. bis zur Entdeckung von Amerika) ſeine Ueberſetzungen von Goldſmiths Geſchichte der Griechen, Fergusons Geſchichte der römiſchen Republik, und ſein für Theologen wichtiges Werk: Comentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Lpz. 8., welche alle eben ſowohl von ungemeiner Beleſenheit, als von ſeltener Schärfe und Feinheit des kritiſchen Urtheils zeugen.

Becken iſt eine am untern Theile des Unterleibes bei Menſchen und Thieren befindliche, aus ſieben Knochen zuſammengeſetzte, oben völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meiſt unveränderliche Höhle. Auswendig iſt dieſelbe rundlich, oben breiter, unten ſchmaler. Im Stehen ruht es auf dem dickſten Theile des Hülftbeins, im Sitzen auf dem Spitzknorren. — Das ganze Becken iſt ſowohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher ſteigt das Hüftbein z. B. beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man ſich vorzüglich auf den Schenkel ſtützt; es ſinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgeſetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle ſind abgeebnet, glatt und hin und wieder mit Fleiſch bedeckt. Eine faſt in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt daſſelbe in zwei Theile, wovon das eine das obere oder große, das untere aber das kleine genannt wird. In wohlgebauten Perſonen von mittlerer Größe beträgt der Durchmeſſer des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geſchlechte neun, beim weiblichen eilf Zoll. Daß das Becken bei den Menſchen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müſſe, als bei Thieren, läßt ſich von ſelbſt ſchließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Maſtdarm, die Urinblaſe, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüſen.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geboren 1753 in Calemberg im Schönburgiſchen, geſtorben den 3ten Juni 1813 zu Dresden als königl. ſächſ. Hofrath und Antiken-Inſpector, hat ſich als anmuthiger Dichter und Erzähler und als geübter Kunſtkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. Als er in den Jahren 1773 bis 1776 in Leipzig ſtudirte, wo ſich ein Kreis eifriger Muſenfreunde gebildet hatte, zog auch ihn innere Neigung in dieſen Bund. Der um Leipzig ſo hochverdiente Bürgermeiſter Müller nahm ſich des Jünglings in mancherlei Verhältniſſen thätig an. Durch ihn ward er mit Oeſer, und durch Oeſer mit der Kunſt bekannt, die ſeine Gefährtin durchs Leben bleiben ſollte. Einige ſeiner poetiſchen Erſtlinge ſind damals als Briefe an Eliſen und als Epiſteln an Gärtner gern geleſen worden. Früchte ſeiner Kunſtſtudien waren das auf eine Idee von Hagedorns Betrachtungen über die Malerei gegründete Büchlein vom Coſtum an Denkmälern, einige Hefte eines Kunſtjournals und die Ueberſetzung von Bardons Schrift über das Coſtum. Im Jahre 1776 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Deſſau, verließ dieſen Poſten aber ſchon im nächſten Jahre, da ſich ihm eine einladendere Ausſicht in Baſel eröffnete. Dort in von Mechels und anderer Kunſtfreunde Umgang bil-

dete ſich ſein Geſchmack an Kupferſtichen und ſeine Kenntniß alter Meiſter. Dort verband er ſich mit Iſelin, deſſen Ephemeriden er nach Jenes Tode noch ein Jahr lang allein fortſetzte. Er bereiſ'te die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieſer Reiſe gemachte perſönliche Bekanntſchaft des Marquis von Girardin veranlaßte ihn, deſſen Schrift über die Verſchönerung ländlicher Wohnungen zu überſetzen. Auch bekam er von dieſem das Fragment aus Rouſſeau's noch geheim gehaltenen Bekenntniſſen über den Banddiebſtahl, durch deſſen Mittheilung er Wieland ſo heftig erzürnte, daß er ſich in einem eigenen Schreiben deßhalb rechtfertigen mußte. Des großen Meiſters Hans Holbein Malereien und ſatiriſche Einfälle hatten Becker in Baſel vielfach beſchäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit mit den holbeiniſchen Federzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer geſtochen, ſowohl im Original als in einer Ueberſetzung. Außerdem überſetzte er mehrere damals Aufſehen erregende franzöſiſche Producte, und hatte ſich überhaupt mit der franzöſiſchen Literatur ſo vertraut gemacht, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig 1780 ein durch zwei Jahrgänge fortgeſetztes Magazin der neuen franzöſiſchen Literatur faſt allein herausgab. Beckers Plan war, in Leipzig als akademiſcher Lehrer aufzutreten. Allein eben war die Stelle eines Profeſſors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden eröffnet. Auf den Rath ſeiner Freunde bewarb er ſich darum. Er erhielt dieſe Stelle, welcher er von 1782 bis 1795 vorſtand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufſicht über die churfürſtliche Antikengallerie und das damit verbundene Münzcabinet unter dem Titel eines Inſpectors erhielt, die er auch bis zu ſeinem Tode verwaltete, damit aber ſeit 1805 die Aufſicht über das grüne Gewölbe als geheimer Kämmerer mit dem Charakter eines Hofraths verband. Die mäßigen Amtsgeſchäfte, welche Becker in dieſen Lagen hatte, erlaubten ihm, ſich mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen zu widmen. Dieſe wurden nur einmal, im Jahre 1784, durch eine Reiſe nach Italien unterbrochen, die ſeinen Kunſtblick ſchärfte, und ihm einen Beruf mehr zum beurtheilenden und darſtellenden Schriftſteller im Kunſtfache gab, wobei er jedoch immer mehr durch gefällige Einkleidung und anmuthige Deutlichkeit, als durch erſchöpfende Tiefe und Neuheit der Anſicht ſich einen zahlreichen Kreis von Leſern gewann. Bei der Würdigung ſeiner literariſchen Verdienſte muß man den darſtellenden und beurtheilenden Schriftſteller, den Dichter und Künſtler unterſcheiden. In der ſchönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte, die er aber ſelbſt nie in einer eigenen Sammlung vereinigte und viele Erzählungen, die ſich zwar weder durch Erfindung, noch Form vorzüglich auszeichnen, aber zur angenehmen Unterhaltung zu empfehlen ſind. Er wollte ſie in vier Bänden zuſammenſtellen, von denen die beiden erſten kurz vor ſeinem Tode erſchienen. Größer noch war ſein Verdienſt um die Leſewelt durch die Herausgabe ſeines Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, welches ſeit 1794 in ununterbrochener Folge erſchien; ſeiner Erholungen, die von 1796 bis 1806 vierteljährlich herauskamen, und ſeiner Guirlanden, welche an die Stelle der Erholungen traten. Becker wußte für dieſe Unternehmungen viele treffliche Mitarbeiter zu vereinigen; er ſelbſt aber hatte größtentheils nur das Verdienſt der Auswahl und Zuſammenſtellung. Gleiche Verdienſte erwarb er ſich durch ſeine beurtheilenden und künſtleriſchen Schriften. Dahin gehört ſein Taſchenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, ſeine Garten- und Landſchafts-

gebäude in drei Lieferungen, das ſeifersdorfer Thal und der plauiſche Grund bei Dresden, mit Hinſicht auf Naturgeſchichte und ſchöne Gartenkunſt. Letztere Schrift gab dem Verfaſſer noch zu einem andern ſchönen Werke Veranlaſſung, worin er zeigte, wie dieſes von der Natur ſo reich ausgeſtattete Thal durch Hinzutritt der Kunſt in einen großen Naturgarten umgeſchaffen werden könne. Verdienen dieſe verſchiedene Werke eine rühmliche Erwähnung, ſo verdient ſie noch mehr das Auguſteum, welches von 1804 in zwölf Heften erſchien, und Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfertafeln, nebſt einem erläuternden Texte, enthält, wiewohl der Kenner ſich die Schwächen des Letztern nicht verbergen kann. Um ſo beifallswürdiger aber ſind die mit größtem Fleiße gearbeiteten Abbildungen, die unter Beckers Leitung von mehreren ausgezeichneten Künſtlern ausgeführt wurden. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eigenen Werke dem Publicum bekannt zu machen, und hatte Vieles dazu vorbereitet. Um den Kennern zu zeigen, was ſie von ihm zu erwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Aufſchrift führt: Zweihundert ſeltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und hiſtoriſchen Erläuterungen, und in Anſehung der Genauigkeit der Münzabbildungen alles übertrifft, was bis dahin in dieſer Art erſchienen iſt. Dieſes ſchöne Werk war Beckers Schwanengeſang. Sein, wiewohl nicht unerwarteter, Tod wird von zahlreichen Freunden, die außer dem Gelehrten zugleich den redlichen, gefühlvollen und liebenswürdigen Menſchen in ihm ſchätzten, herzlich betrauert.

Becker (Rudolph Zacharias) lebt ſeit dem Jahre 1783 mit dem Charakter eines Schwarzb. Rudolſtädtiſchen Hofraths, in Gotha, wo er eine Buchhandlung beſitzt. Er bildete ſich frühzeitig, durch eigene practiſche Lebensanſichten und durch ein raſtloſes Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit, zu einem weltbürgerlichen Volksſchriftſteller im eigentlichen Sinne des Worts, und ſteht in dieſer Hinſicht, ſowohl durch ſeine vielfältigen dahinſchlagenden ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, ſondern auch unter den höhern Claſſen geſtiftet haben dürfte, vielleicht vor allen andern deutſchen Schriftſtellern als der Einzige da. Schon ſeit einem Zeitraume von mehr als dreißig Jahren hat er ſich bemüht, in den mannigfaltigſten ſchriftſtelleriſchen Gewändern diejenigen practiſchen Grundſätze, welche er ſich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichſam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch eine verdammliche Gewohnheit, theils auch durch eine noch verdammlichere Abſicht, in einem Zuſtande von phyſiſcher und ſittlicher Rohheit gehalten worden ſind, welcher auch dem gleichgültigſten Beobachter nicht entgangen ſeyn kann: wir meinen die niedern Volksclaſſen. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, durch welche er die beſagten Zwecke zu verwirklichen ſich bemühte, ſteht ſowohl ihrer Nützlichkeit, als auch ihrer größern Verbreitung wegen, ſein Noth- und Hülfsbüchlein in Vereinigung mit dem mildheimiſchen Liederbuche oben an, von welchem erſtern, nach Beckers eigner Angabe, ſeit der fünf und zwanzigjährigen Erſcheinung deſſelben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden ſind. Dieſer beiſpielloſe Abſatz bürgt uns für die Zweckmäßigkeit des Werks, alſo für die richtige und practiſche Anſicht ſeines thätigen, um das allgemeine Wohl raſtlos bemühten Verfaſſers. Eine nicht

minder nützliche, obgleich nicht ſo ſehr verbreitete, aber deſſen ungeachtet ſehr verdienſtliche Unternehmung iſt ſein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der im J. 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutſchlands den Titel allgemeiner Anzeiger der Deutſchen erhielt und jetzt noch als allgemeiner Anzeiger fortgeſetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutſchen, welche der im J. 1782 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1796 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Abſicht und den raſtloſen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln ſtrebt. Aber nicht minder wie die genannten Schriften zwecken auch alle ſeine übrigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, deren vollſtändige Erwähnung uns hier die Beſchränktheit des Raums verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab und erreichen dieſe Abſicht, wie die bereits genannten, auf eine ausgezeichnete Weiſe. Einige den Verdacht des Marſchalls Davouſt erregende Aufſätze in den genannten Journalen waren Urſache, daß er im J. 1811 von den Franzoſen in ſeinem Hauſe verhaftet, nach Magdeburg geführt, daſelbſt einer läſtigen Unterſuchung unterworfen, und in einer engen Gefangenſchaft gehalten wurde, welche letztere jedoch die franzöſiſchen Behörden ſpäter milderten. In dieſem Verhafte verweilte er bis in den Frühling 1813, da ſeine Gattin ſeine Freyheit bey dem durch Gotha reiſenden Napoleon erbat. Die Muße ſeiner Gefangenſchaft wandte er zu einer verbeſſernden Bearbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimiſchen Liederbuches an.

Becker (Balthaſar), ein aufgeklärter Theolog des ſiebzehnten Jahrhunderts, wurde 1634 zu Metſelavier in Friesland geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudirte in Gröningen und Franecker und wurde dann Prediger in Oſterlittens. Hier ſchrieb er einige kleine Schriften, und zog ſich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Dogmen Verfolgungen zu. Man beſchuldigte ihn, ungeachtet ſeiner Vertheidigung, des Socinianismus und Cartheſianismus. Er verließ daher ſeinen bisherigen Wohnort und wurde Pfarrer in Lonen und Weſop und dann Feldprediger. Im J. 1679 ließ er ſich in Amſterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß ſeiner Amtsbrüder, denn er ſchrieb eine Unterſuchung über die Cometen, in der er bewies, daß ſie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: De betoverde waereld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubiſchen Meinungen über die Macht böſer Geiſter, ihren Einfluß auf die Menſchen, über Hexen u. a. m. angreift. Dieſe Schrift ſetzte alle Federn in Bewegung. Er trug ſelbſt darauf an, daß man ſie vor der Synode unterſuchen möchte, und ſchrieb eine Apologie derſelben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieſes Werks und entſetzte ihn ſeines Predigeramts. Becker ſtarb den 11ten Juni 1698, ohne daß er wieder eine Anſtellung erhalten hatte.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung ſpielte, war zu London im J. 1119 geboren. Nachdem er zu Oxford, Paris und Bologna ſeine Studien vollendet hatte, ernannte ihn auf die Empfehlung Theobalds, Erzbiſchofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und Lehrer ſeines Sohnes. Becket machte auf dieſem Poſten ungeheuren Aufwand und war eben ſo ſehr bemüht, ſich beim Volke durch ſeine Freigebigkeit, als durch unbegränzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, ſo daß der Letz-

tere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen ſeinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieſer hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er ſich von einer neuen, dem Könige höchſt unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchſten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernſt und der Strenge des andächtigſten Geiſtlichen über, trug ein härnes Gewand, geißelte ſich und genoß nur Waſſer und Brot, wobei er unbezweifelt die Abſicht hatte, ſich auf Volk und Geiſtlichkeit Einfluß zu verſchaffen, ſondern er trat zugleich als eifrigſter Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieſer berief zu Beſchränkung derſelben eine allgemeine Verſammlung des Adels und der Geiſtlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Beſtimmungen gemacht wurden, denen ſich Becket auch, aus Unvermögen ſich zu widerſetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papſt ihnen ſeine Genehmigung verſagte, trat auch Becket, ungeachtet ſeines geleiſteten Eides, laut dagegen auf. Heinrich, um ſich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, ſeine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beſchlag belegen und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu ſuchen. Deſſen ungeachtet blieb Becket unbeugſam, und der ſtolze und gereizte Heinrich, dem daran lag, ſich mit ihm auszuſöhnen, ließ ſich nicht nur zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ihm auf der Gränze der Normandie herab, ſondern demüthigte ſich ſo ſehr, dem ſtolzen Prälaten beim Auf- und Abſteigen den Zügel des Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte ſich aber eben ſo unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einſt vor ſeinem Hofe darüber fallen ließ, beſtimmte vier Edelleute ſich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie waren bereits abgereiſ't, als der davon unterrichtete König zu ihnen ſchickte, um ihnen jede Unternehmung gegen die Perſon des Erzbiſchofs zu verbieten, kamen auf verſchiedenen Wegen nach Canterbury, begaben ſich zu Becket und hatten mit ihm eine heftige Unterredung, nach welcher ſie ſich, da ſie unbewaffnet gekommen waren, in den Hof des Palaſts begaben, die ihnen von ihren Trabanten nachgebrachten Waffen nahmen, und mit denſelben zurückkehrten. Nur auf die Zurede der gegenwärtigen Mönche war Becket zu bewegen, ſich in die Kirche zu begeben, wo man die Abendmeſſe begann. Langſam und furchtlos ging er dahin, die Mörder drangen ihm nach, und da er die Kirche zu verlaſſen ſich weigerte, erſchlugen ſie ihn, der ſich ruhig und gefaßt ihren Streichen darbot, am Fuße des Altars. Dies geſchah im J. 1170. Nur mit großer Anſtrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige den furchtbaren Bannſtrahl, der für dieſen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf als ein Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen vom erſten Range verſetzt. Im J. 1221 ließ Heinrich III. ſeine Gebeine in eine eigne Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Feſt und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach ſeiner Trennung von der römiſchen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Biſchofe ſolche Ehren erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte ſich des reichen in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor ſeinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Calender geſtrichen, die Feier ſei-

nes Feſtes unterſagt, und ſeine Gebeine verbrannt und in die Winde geſtreut.

Beckmann (Johann), der faſt 45 Jahre Profeſſor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geboren. Sein Vater war Steuereinnehmer und Poſtmeiſter in dieſem Städtchen, und beſchäftigte ſich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundſtücks. Dies ſcheint ſeinem Sohne Liebe für die Feldwirthſchaft eingeflößt zu haben. Er verlor ſeinen Vater in einem Alter von ſieben Jahren, und verdankte ſeine Erziehung ſeiner Mutter, die ihn in ſeinem funfzehnten Jahre auf die Schule in Stade ſchickte und der beſondern Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger beſtimmt, und begab ſich zur Vollendung ſeines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Käſtner und Tobias Meyer veranlaßt, ſeinen vorgefaßten Entſchluß, und wendete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Naturwiſſenſchaft und deren nützliche Anwendung für die bürgerliche und Staats-Oekonomie. Er verlor im Jahre 1762 ſeine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzuſtudiren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büſching an, die Stelle eines Profeſſors der Phyſik und Naturgeſchichte am lutheriſchen Gymnaſium in Petersburg anzutreten. Als aber Büſching Petersburg verließ, legte auch Beckmann ſeine Stelle nieder, und machte eine Reiſe nach Schweden, um ſich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verſchaffen. In Upſal machte er die Bekanntſchaft mit Linné, hielt ſich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieſes großen Naturforſchers. Auf Büſchings Empfehlung wurde er 1766 zum Profeſſor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwiſſenſchaft und Landwirthſchaft heraus, und brachte letztere zuerſt in eine wiſſenſchaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studirende nach Göttingen und beförderte das Anſehen dieſer berühmten Univerſität. Er ſtarb am 3ten Februar 1811, nachdem er Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften Deutſchlands und der nordiſchen Reiche geworden war. Er war nicht nur ein großer Gelehrter, ſondern auch ein in jeder Rückſicht liebenswürdiger Mann. Seine Frau war die Tochter ſeines Lehrers und Freundes Hollmann, die ihn nur wenige Wochen überlebte, und ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die Zwillinge waren, geboren hatte.

Bedeckter Weg heißt der äußerſte Wallgang hinter dem Glacis einer Feſtung disſeits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwiſchen der äußern Grabenböſchung (Contreſcarpe) und dem freien Felde um die ganze Feſtung. Seine Bruſtwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmählich nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen iſt mannichfach. Er verſchafft eine ſichere Gemeinſchaft um die ganze Feſtung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, ſeine Belagerungsarbeiten in einer ſehr großen Entfernung anzufangen; erſchwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breſchbatterien und deckt durch ſeine Bruſtwehr die hinter ihm liegenden Werke.

Bedeutung iſt die Beziehung eines Zeichens auf einen Gegenſtand. Dem zufolge iſt dreierlei dabei zu berückſichtigen: das, was ſich auf einen Gegenſtand bezieht, oder das Zeichen deſſelben; das, was durch das Zeichen dargeſtellt werden, oder auf deſſen Vorſtellung das Zeichen führen ſoll, oder der Gegenſtand ſelbſt, endlich ein ſolches Verhältniß des Zeichens zum Gegenſtande; daß die Vorſtellung deſſelben dadurch in dem der Vorſtellung fähigen Weſen möglich ge-

macht wird, oder die Beziehung. Der Gegenſtand iſt immer etwas in der Wirklichkeit, in der Erfahrung Gegebenes, das Zeichen iſt ein nothwendiges oder willkührliches Product des Subjects, die Beziehung ein Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit. Auf der Wechſelwirkung dieſer drei Momente beruht die ganze Theorie der Bedeutung. — Der Gegenſtand iſt gegeben entweder in der äußern oder in der innern Erfahrung und die Vorſtellung deſſelben erlangt entweder durch Anſchauung des Sinnes, oder der Einbildungskraft oder durch eine Operation des Verſtandes, und alle Vorſtellungen laſſen ſich unterſcheiden nach ihrem Inhalt, ihrer Beſchaffenheit und ihrem Umfang. Gegenſtand der äußern Erfahrung iſt alles durch den äußern, der innere durch den innern Sinn Wahrnehmbare, Gedanken, Meinungen, Affecte u. ſ. w.; Vorſtellungen, durch Anſchauung des Sinnes und der Einbildungskraft erlangt, ſind anſchaulich, individuell, durch Operation des Verſtandes abſtract, allgemein. Nach ihrem Inhalt ſind die Vorſtellungen alſo ſinnlich oder nicht ſinnlich, nach ihrer Beſchaffenheit anſchaulich oder abſtract, bloß denkbar, und nach ihrem Umfang individuell, oder gemeinſam, oder allgemein. — Schon ein flüchtiger Blick auf dieſe Unterſcheidungen muß lehren, daß durch ſie eine Verſchiedenheit in der Art der Bezeichnung nothwendig wird. Das Zeichen iſt der Subſtitut oder Repräſentant des Gegenſtandes ſelbſt, und wie ſchon angeführt worden, ein nothwendiges oder willkührliches Product des Subjects, von demſelben erzeugt aus dem Bedürfniß der Mittheilung. Wo das Zeichen nothwendiges Product des Subjects iſt, da erſcheint es als unmittelbare Folge und Reaction irgend eines einwirkenden Reizes; ſo in den Empfindungstönen, in dem pathognomiſch = mimiſchen Geſichtsausdruck, der Geſticulation; wo das Zeichen willkürliches Product des Subjects iſt, da kann es nur Folge überlegter Wahl einer Denkkraft ſeyn, welche ſich dabei auf Natur oder Uebereinkunft ſtützen, aber auch im letztern Fall der Natur ſo nahe wie möglich zu kommen ſuchen wird. Viel kommt hiebei auf das Mittel an, wodurch das Zeichen dargeſtellt wird: Ton, Geberde, Bild, Wort. — Ton und Geberde ſind Zeichen eines innern Empfindungszuſtandes, Bild und Wort dienen zugleich als Zeichen äußerer Gegenſtände. Am natürlichſten wird die Aufmerkſamkeit eines Andern dadurch auf einen Gegenſtand geleitet, daß ich auf ihn hinweiſe. Dies iſt aber nur möglich, wenn derſelbe gegenwärtig iſt; iſt er abweſend, ſo muß ich das von ihm in der Einbildungskraft vorhandene Bild zu veräußern ſuchen. Dies geſchieht durch bildliche Nachahmung des Gegenſtandes, woraus die Bilderſchrift entſteht, oder durch einen articulirten Laut; Wort, mittelſt deſſen ich Begriff und Bild des Gegenſtandes in der Einbildungskraft des Andern hervorrufe, woraus die Sprache entſteht. Beide ſind reich genug, um eine große Menge Vorſtellungen durch ihre Hülfe zu erwecken; für beide aber gibt es auch Fälle, wo ſie um Zeichen wenigſtens eine Zeit lang verlegen ſeyn können. In Fällen nämlich, wo Gegenſtände von nichtſinnlicher oder überſinnlicher, bloß denkbarer Natur, oder abſtracte, allgemeine Begriffe von natürlichen Gegenſtänden, dergleichen bloß durch eine Operation des Verſtandes entſtehen, darzuſtellen ſind, iſt man bald mit der Sprache, bald mit dem Bilde in Verlegenheit, welche nur durch Vermittlung der Einbildungskraft geendigt wird, die, um eine ſolche Vorſtellung anſchaulich zu machen, die Sphären verwechſelt, das Innere veräußernd und das Aeußere verinnernd, und ſo aus Elementen wirklicher

Anſchauungen ein neues entſprechendes Bild erſchafft. Alles dies muß man ins Auge faſſen, um über die *Beziehung* beider auf einander, des Zeichens auf den Gegenſtand oder die Vorſtellung davon ſich zu verſtändigen. Wir haben ſie einen Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit genannt. Sie iſt nämlich frei, in ſo fern das, was mitgetheilt werden ſoll, nur von dem mittheilenden Subiect abhängt; in ſo fern aber *Mittheilung* geſchehen ſoll, muß das Geſetz der Verſtändlichkeit beobachtet werden, jedesmal ſolche Zeichen zu wählen, wodurch die Vorſtellung des Bezeichneten auch wirklich geweckt wird. Daß dies mit genaueſter Angemeſſenheit geſchehe, iſt beſonders in ſolchen Fällen nöthig, wo es dem mittheilenden Subiect *wichtig* iſt, in Andern eben die beſtimmten Vorſtellungen und Gefühle zu erregen, die es ſelbſt hat, wo es denn auch nicht bloß um Verſtändlichkeit überhaupt, ſondern neben dieſer um eine beſondere Erregung der Aufmerkſamkeit und Richtung derſelben auf einen gewiſſen Punkt hin zu thun iſt.

Bedienung des Geſchützes begreift die zum Gebrauch des ſchweren Geſchützes nöthige Mannſchaft. Die neueſten Zeiten haben gelehrt, daß die vormals dazu beſtimmte Anzahl zu groß war, und daß eine dreipfündige Kanone mit 8 Mann, ein Sechspfünder mit 10, ein Zwölf- oder Achtzehnpfünder mit 12 Mann u. ſ. w. vollkommen ausgerüſtet iſt.

Bedingung iſt im Allgemeinen jede Vorausſetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieſelbe für den Verſtand einen Grund, warum er einem Subiecte ein gewiſſes Prädicat beilegt, ſo iſt es eine *logiſche*; enthält ſie etwas Zufälliges oder Ungewiſſes von deſſen Wirklichwerdung etwas anderes abhängt, ſo iſt es eine *juridiſche*; enthält ſie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erfoderniß, das man vorausſetzen muß, um etwas anderes zu verſtehen oder zu begreifen, ſo iſt es eine *metaphyſiſche* Bedingung. Aus der erſtern entſpringen die logiſch bedingten Sätze und Schlüſſe; aus der zweiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in *mögliche* und *unmögliche*, im phyſiſchen ſowohl als moraliſchen Sinne. Jene ſtehen entweder in unſerer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner ſind ſie entweder *verneinend* oder *bejahend*, und in Hinſicht ihres Effects entweder *aufſchiebend* oder *aufhebend*. In metaphyſiſcher Hinſicht ſetzt z. B. die Abwechslung der Eigenſchaften oder der Beſtimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechſelt; eine Begebenheit eine Urſach, woraus ſie entſteht, und das Zugleichſeyn der Dinge ihre Wechſelwirkung. Hier iſt das *Beharrliche* der Grund, welcher vorausgeſetzt werden muß, wenn etwas wechſelt; Urſach der Grund, woraus das Entſtehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritiſche Philoſophie nennt ſie daher *Bedingungen*, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, iſt das *Unbedingte*. Die kritiſche Philoſophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ein berühmtes Hoſpital für Wahnſinnige in London. Es enthält über 200 Zimmer für die Unglücklichen, unter denen die Armen unentgeldlich verpflegt werden. Seinen Namen hat es von einem vormaligen Kloſter, das der heiligen Maria von Bethlehem gewidmet war.

Beduinen oder **Bedewi**, die Bewohner der Wüſte, ſind

Araber, welche in Aegypten, Syrien u. ſ. w. zerſtreut leben und ſich ſehr von einander unterſcheiden. Sie leben in Familien unter Schachs oder in ganzen Stämmen unter Emirn beiſammen. Die Wohnungen der meiſten beſtehen in Zelten und Hütten; andere leben in Höhlen, Grotten, Ruinen und an abgelegenen Orten, wo ſie Waſſer und Weiden in der Nähe haben. Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in Viehzucht. Sie vertauſchen oder verkaufen ihr überflüſſiges Vieh gegen andere Bedürfniſſe. Alle ſind gute Reiter; einige lieben die Jagd. Als Feinde betrachten ſie alle diejenigen, die nicht ihre Brüder, Bundesverwandte und Schutzgenoſſen ſind. Manche Stämme kommen auf ihren Zügen aus weit entfernten Gegenden des innern Afrika und Arabiens bis an den Nil, wohin die reichlichen Weiden an dieſem Fluſſe ſie locken; andere bleiben das ganze Jahr in Aegypten, und ſuchen Weiden für ihr Vieh auf. Ihre Anfälle und Räubereien ſind immer gegen ſolche Gegenden und Caravanen gerichtet, wo ſie die ſtärkere Partei ſind, damit ſie leicht die Oberhand behalten; der Ueberzahl weichen ſie jedesmal durch eine ſchleunige Flucht aus. Manchmal verbinden ſich auch mehrere Beduinenſtämme und bemächtigen ſich großer Diſtricte auf lange Zeit. Im Allgemeinen ſind die Beduinen arm, unwiſſend, roh, wild und ſtolz; ihre Lebensart aber iſt einfach und patriarchaliſch.

Beelzebub, auf hebräiſch der Fliegengott, ein Abgott der Moabiter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberſte Teufel verſtanden wird.

Beerdigung, das Vergraben eines menſchlichen Leichnams in die Erde. **Zu früh** iſt die **Beerdigung**, wenn ſie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Menſch wirklich, und nicht bloß ſcheinbar, todt iſt, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem ſchrecklichen Zuſtande wieder erwachen könnte. Daß der Menſch äußerlich todt ſcheinen, und doch noch Leben in ihm ſeyn kann, lehrt uns die Erſcheinung der Ohnmacht, der Aſphyxie, der Winterſchlaf mancher Thiere, in welchem ſie ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung zu brauchen, ohne Ausleerung u. ſ. w. liegen. Der Tod ſelbſt erfolgt nur in ſeltenen Fällen plötzlich, meiſtens allmälich. Eine Function des Organismus hört nach der andern auf, thätig zu ſeyn. Sie können aber alle ruhen, und doch kann man den Organen des Körpers die Fähigkeit, daß wieder Bewegung und Leben in ſie zurückkehren könne, nicht abſprechen, ſo lange ſie nicht phyſiſch ſo zerſtört ſind, daß jenes nicht möglich iſt. Die gewöhnlichen Zeichen des Todes, z. B. Aufhören des Puls- und Herzſchlages, des Athmens, des Gefühls, der Bewegung, Kälte, Steifheit, oder auch Schlaffheit des Körpers, Herabſinken der untern Kinnlade, kein Ausfluß des Blutes aus geöffneten Adern, gebrochene Augen u. ſ. w., ſind alle trüglich und können vorhanden ſeyn, ohne daß alles Leben aus dem Körper entwichen iſt. Man kann nicht eher überzeugt ſeyn, daß der Verſtorbene wirklich todt iſt, bis die Organe zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit ganz unfähig ſind: alſo bis man die Zeichen der anfangenden Fäulniß bemerkt. Dieſe ſind der eigene Todtengeruch, das leichte Abſchälen des Oberhäutchens, grünliche Flecken des Unterleibes. Jeder Menſch, welcher ohne dieſe Zeichen begraben wird, iſt in der ſchrecklichen Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es gibt aber beſonders verſchiedene Zufälle und Krankheiten, welche vor andern einen Scheintod darſtellen können. Hierunter gehören mancherlei Nervenkrankheiten, Kopfverletzungen, Schlafſucht, Schlagfluß, Erſtickung, alle Arten der Aſphyxie, Ohnmachten, beſonders die oft lang dauernden Ohnmachten

hyſteriſcher Frauenzimmer, Entkräftung, Blutflüſſe u. a. m. Ob wirkliches Zurückkehren im Grabe möglich iſt, daran iſt wohl kein Zweifel, da mehrere Erfahrungen es beweiſen, obſchon viel darüber geſtritten worden iſt. Daß Scheintodte, die von allen, die ſie geſehen hatten, für wirklich todt gehalten wurden, doch wieder lebendig geworden ſind, lehren viele wirkliche Erfahrungen. Warum ſollte dies nicht auch im Sarge geſchehen können? Gerade die Stille und Ruhe, der Mangel an ſtarken Reizen, welche den ſchwachen Lebensfunken vielleicht eher ausgelöſcht hätten, die Ausdünſtungen der Erde, die gleichförmige Temperatur, können eher bewirken, daß der ſchwache Lebensfunke ſich ſammelt und wieder zur Lebensflamme auflodert. Die wenige Luft im Sarge kann wohl Urſach ſeyn, daß das wieder erwachende Leben nicht lange dauern kann, aber nicht, daß es gar nicht erwache. Und iſt es nicht ein ſchrecklicher Gedanke, wenn ein Wiedererwachter nur Minuten lang in einem ſo qualvollen Zuſtande ſeyn müßte? Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei ſeyn. Schon die ältern Völker beſtrebten ſich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Aegyptier ließen ſich einbalſamiren, die Römer ſchnitten den Todten einen Finger ab, ehe ſie ſie verbrannten; andere Völker ließen ſie vielmals waſchen und ſalben. Wie die Behandlung der Todten bei uns iſt, kann es öfters geſchehen, daß noch Leben in ihnen ſchlummert, wenn ſie begraben werden. Nie ſollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen geſtorben ſind, Statt finden dürfen, bis ſich die gewiſſeſten Merkmale der Fäulniß eingeſtellt haben. Selbſt bei den an andern Krankheiten Verſtorbenen ſollte man im Winter wenigſtens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am ſicherſten aber iſt es, eine Todtenſchau einzuführen, vermöge welcher ein vom Phyſikus darin unterrichteter Mann, oder in deſſen Ermangelung die gewöhnliche, hierzu aber beſonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dahin verpflichtet würde, jeden Todten zu verſchiedenen Malen genau zu unterſuchen, ſo daß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Atteſtat des Leichenbeſchauers den wirklichen Tod des Verſtorbenen beſtätigte. In manchen Fällen iſt das längere Aufbewahren des Todten im Hauſe freilich läſtig, auch wohl gefährlich, z. B. bei anſteckenden Krankheiten, bei ſchnell eintretender Fäulniß, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hauſe. Daher wäre es ſehr zweckmäßig, wenn überall Todtenhäuſer dazu beſtimmt und eingerichtet würden, dahin jedermann ſeine Todten gleich nach den erſten Stunden bringen könnte, wo nun, im Fall, wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten, der Tod noch zweifelhaft wäre, alle möglichen Mittel zu deſſen Wiederbelebung angewendet werden könnten, und wo die Verſtorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe ſo lange liegen blieben, bis die unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes eingetreten wären. H.

Beethoven (Louis von), einer der genialſten Tonkünſtler unſerer Zeit, geb. zu Bonn 1772, ein Sohn des ehemaligen Tenoriſten an der churfürſtlichen Capelle daſelbſt; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Schon in ſeinem elften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierſpielen ſo weit gebracht, daß er Sebaſtian Bachs wohltemperirtes Clavier ſpielte, und im dreizehnten componirte er ſchon eigne Sonaten für ſich. Dieſe ausgezeichneten und vielverſprechenden Eigenſchaften bewogen den damaligen Churfürſten von Cöln, ihn 1792 auf ſeine

Koſten nach Wien zu Haydn reiſen zu laſſen, damit er ſich durch den Unterricht deſſelben in der Kunſt des Satzes vervollkommnen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entſchloß er ſich, ganz in Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt ſich aufhält. Nach Mozart haben ſich vielleicht die Deutſchen, was Inſtrumentalmuſik betrifft, keines ihm ſo nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in Beethoven. Dieſe Fülle, dieſe Neuheit, dieſer Reichthum an Ideen, dieſe Kunſt, mit welcher er alle ſeine Compoſitionen durchführt, ſind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede ſeyn kann, daß er ſich vom Fluge ſeiner Phantaſie bisweilen verleiten läßt, ſeine Zuhörer in unverſtändliche Regionen zu führen. Am meiſten beurkundet ſich ſein großes Genie in den vielſtimmigen Arbeiten, beſonders in den Sinfonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter denen vorzüglich eine große charakteriſtiſche Sinfonie (sinfonia eroica) ſich auszeichnet, und in ſeinen Clavierconcerts. Auch für die Singmuſik hat er geſchrieben; doch ſcheint dieſe, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entſprochen zu haben, die man davon hatte.

Befehlen heißt, durch geſetzliche Vorſchriften über die Handlungen eines andern beſtimmen. Befehle und Rathſchläge ſind dadurch von einander verſchieden, daß die Befolgung dieſer von der Willkür des andern abhängt, jene dagegen befolgt werden müſſen. Mithin muß dem einen das Recht zu befehlen zukommen und der andere die Verbindlichkeit zu gehorchen haben. Es fragt ſich, ob dieſes Recht ein angebornes oder ein durch Einwilligung des andern erworbenes iſt. Der große Unterſchied in Anſehung der Geiſtesgaben iſt allerdings Urſach, daß Menſchen von großen Eigenſchaften durch ihre Befehle über andere herrſchen. In dieſem Sinne ſagt Abbt: Große Geiſter ſcheinen tauglicher zum Rathſchlagen, ſtarke Seelen zum Vollführen. Jene ſind über das Volk erhaben, ohne allemal das Eingeſtändniß dazu zu haben; dieſen unterwirft es ſich ohne Widerſtreben. Die letztern haben allein das angeborne Recht zu herrſchen; ſie beſitzen die Feeneigenſchaft, alle ſchwächeren Gemüther zu bezaubern. Jede Verſammlung, jedes Getöſe, jedes wilde Schreien des Volks verliert ſich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen iſt heilig wie ein Geſetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrſchaft ausſprechen? Sagen ſie zu den gewöhnlichen Seelen: Kommt her oder geht hin: ſo kommen oder gehen ſie ohne Widerrede. Selbſt die Thoren widerſtreben ihnen nicht mehr. Ihnen iſt das Reich über das Meer der menſchlichen Leidenſchaften zu Theil worden. Die Wogen legen ſich, ſobald die ſtarke Seele erſcheint, und die Winde werden ſtill auf ihr Wort. — Allein ſo wahr dies auch iſt, ſo iſt es doch nur in dem Sinne zu verſtehen, daß durch die Ueberlegenheit gewiſſer Talente, des Muths, des äußern Anſtands, der Beredſamkeit, andere untergeordnete Geiſter geneigt gemacht werden zu gehorchen. Ein Recht aber, Andere mit Gewalt zu unterwerfen, iſt darin nicht enthalten. Die natürliche Gleichheit der Menſchenrechte im Naturſtande iſt der Grund, warum das Recht zu befehlen kein angebornes, ſondern nur ein erworbenes ſeyn kann. Sie haben alle gleiches Menſchenweſen, einer wie der andere; jeder iſt Selbſtzweck als ein Vernunftweſen. Folglich müſſen auch die Rechte, welche aus der Gleichheit ihres Menſchenweſens fließen, der Quantität und Qualität nach vollkommen gleich ſeyn. Dies nennt man aber angeborne Rechte. Dieſe Gleichheit der Rechte nun unterſagt einem jeden, daß er einen andern nicht als ein bloßes Mittel zu ſeinen willkürlichen Abſichten gebrauche, weil er ihn ſonſt nicht als eine Perſon, nicht als

einen Selbſtzweck behandeln würde. Er würde ſich eines Rechts über ihn anmaßen, welches ihm doch von der Natur nicht verwilligt worden. Soll alſo das Recht zu befehlen Statt finden, ſo ſetzt daſſelbe Einwilligung von Seiten des Andern voraus, welche nicht erzwungen werden darf, unter übrigens gleichen Umſtänden. Das heißt aber, alles Recht zu befehlen iſt ein erworbenes Recht. — Regenten und Staatsoberhäupter haben daſſelbe kraft ihrer ausübenden Gewalt, nach welcher ſie unmittelbare Handlungen zum Zweck des Staats vornehmen können. Mithin müſſen ſie zu dem nämlichen Zweck auch über die Handlungen ihrer Unterthanen auf geſetzliche Weiſe zu disponiren berechtigt ſeyn.

Befeſtigungskunſt iſt die Kunſt, einen Ort ſo einzurichten, daß ſich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat ſchon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befeſtigungen ſind Orte, die auf unerſteiglichen Felſen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Moräſten umgeben ſind, über welche kein Geſchütz reicht u. ſ. w. Die künſtlichen Befeſtigungen ſind entweder beſtändige, oder Feldbefeſtigungen. Jene ſind die eigentlichen Feſtungen oder befeſtigten Städte (ſ. Feſtung); dieſe die Verſchanzungen, welche blos für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (ſ. Schanze).

Befruchtung. Jeder organiſirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung ſeines Geſchlechts erhielt jeder organiſche Körper eigene Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungs-Werkzeuge nennt. Sie ſind eben ſo verſchieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geſchäft, durch welches die organiſirten Weſen dieſe Befruchtung bewirken, heißt Begattung. Es liegt ein großes Geheimniß in dieſem für die Erhaltung der organiſchen Schöpfung ſo wichtigen Geſchäfte. Bei den Menſchen und Säugthieren geſchieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß ſich ein oder mehrere Bläschen, die den erſten Keim des jungen Geſchöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierſtocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung der befruchtenden Subſtanz mit dem Keime vor ſich geht. Wie aber aus dem befruchteten Keime durch allmäliche Ausbildung die Frucht entſtehe, iſt eine der ſchwerſten Fragen, die wohl Niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions- oder Entwicklungs-Hypotheſe, nach welcher angenommen wird, daß alle neuentſtehenden organiſchen Weſen ſchon von der erſten Schöpfung an völlig bereitet geweſen und ſo in den Aeltern gelegen, ſcheint im erſten Augenblicke die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden ſich große Schwierigkeiten. Nach jener Theorie liegen die Keime, wie eben geſagt, in der Mutter vorräthig, bis ſie ſich durch die befruchtende Subſtanz entwickeln. Wäre dies, woher bei Menſchen und Thieren die Aehnlichkeit zwiſchen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum zeugen Neger und Weiße einen Mittelſchlag? Woher die Baſtarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die ſowohl Aehnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Demnach bleibt überhaupt genommen die Vorſtellung, daß die neuentſtehenden organiſirten Körper durch allmäliche Ausbildungen hervorgebracht werden, unſerm Erkenntnißvermögen und ſelbſt den Regeln aller philoſophiſchen Nachforſchung weit angemeſſener, als die Lehre

von der Entwickelung. Zufolge dieſer Hypotheſe, denn ſo dürfen wir ſie wohl immer noch nennen, nimmt man an, daß der Zeugungsſtoff der Aeltern, der an ſich ungeformt iſt, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umſtänden an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, für eine in demſelben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerſt empfänglich wird, kraft deſſen bei der Empfängniß die allmäliche Ausbildung erfolgt. Durch die beſtimmte zweckmäßige Wirkſamkeit des Bildungstriebes in den beſtimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die eben ſo beſtimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen von organiſirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächſe, folglich ihre Erzeugung, geſchieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächſe haben ebenfalls männliche und weibliche Geſchlechtsglieder, die ſich mit bloßen Augen ſehen und unterſcheiden laſſen, doch ſind bei ihnen dieſe Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, ſondern faſt immer in einem und demſelben Körper verbunden. Der Samenſtaub wird in eignen hierzu beſtimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinſter Theil dringt durch die in dem weiblichen Geſchlechtstheile, der Narbe, befindliche Oeffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierſtock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf ein Mal.

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß etwas zu thun oder zu laſſen, beſonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moraliſche Möglichkeit ſie zu verrichten, ja auch die Handlung ſelbſt, deren Möglichkeit auf dieſe Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß ſelbſt kann entweder daraus entſpringen, daß durch ein Geſetz eine gewiſſe Claſſe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt ſind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugeſtanden wird, (wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag.) Iſt jenes Geſetz ein Geſetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menſchen gegen einander, oder zur ganzen Geſellſchaft innerlich oder auch äußerlich feſtſetzt, ein Geſetz für die vernünftige Gemeinſchaft unter den Menſchen in Beziehung auf ihr gegenſeitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgeſetz, oder iſt die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem ſolchen gemäß: ſo hat der Handelnde einen Anſpruch oder Foderung an andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit iſt, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlaſſung einer Handlung nicht zu ſtören; eine Foderung, die, wenn ſie Wirkung haben ſoll, auch gegen den Willen des andern, d. i. mit Zwang muß geltend gemacht werden können. Dieſes nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, ein Recht, welches mithin ſeinem Weſen nach ein Rechtsverhältniß vorausſetzt, das erſt im Staate vollkommen vorhanden iſt. Nicht jede Befugniß iſt daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgeſetze oder einer rechtlichen Thatſache beruht. Der Freund iſt z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenſeitiges Verhältniß, eine Unterſtützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine ſolche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang gefodert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechſelt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergeſtellt; beſonders wenn von einer Handlungsweiſe geredet wird, welche durch ein Geſetz im Staate ſanctionirt iſt. T.

Beg, Fürſt oder Herr, der Titel gewiſſer türkiſchen Beamten, deren mehrere unter einem Beglerbeg ſtehen, welches wörtlich ein Fürſt der Fürſten oder Herr der Herren heißt. Dieſer iſt ein türkiſcher Hofbeamter, welcher als Statthalter und Paſcha von drei Roßſchweifen über eine große Landſchaft geſetzt iſt, und verſchiedene Sangiacs, Begs, Aga's, und mehrere geringere Beamten unter ſich hat.

Begehrungsvermögen iſt in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter ſich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es iſt das Vermögen eines Weſens, durch ſeine Vorſtellungen Urſache von der Wirklichkeit der Gegenſtände dieſer Vorſtellung zu ſeyn.“ Dieß iſt aber kein weſentlicher Theil des Begriffs von dieſem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen, noch verwirklichen können. Es gibt ein vernünftiges, und ein ſinnliches Begehrungsvermögen. Dieſes, Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes, Achtung, das Gefühl der Vernunft aus dem Bedürfniſſe der Sittlichkeit entſpringend. Beide zuſammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erſcheint gepaart entweder mit Geiſt oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in ſolcher Vereinigung vermag es ein Weſen zu intereſſiren, das über die Thierheit erhaben iſt. Was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und bloß ein ſinnliches Intereſſe erregt, iſt gemein, zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Geſinnung, ſo iſt es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit Geiſt genoſſen oder geſucht wird, weit mehr noch, wo es in ſittlicher Verſchönerung erſcheint, das Intereſſe des am reinſten gebildeten Menſchen erregen.

Begeiſterung (ſiehe Enthuſiasmus) oder der Zuſtand ungewöhnlicher Regſamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichſam ein höherer Geiſt über den Menſchen kommt, und in ihm wirkt, unterſcheidet ſich von der zügelloſen und verworrenen Schwärmerei nur durch die feſtere Richtung des Gemüthes auf einen beſtimmten Gegenſtand, welcher die Seele ſo erfüllt, daß der Geiſt deſſelben oder etwas Ideales an demſelben mit lebendiger Einbildungskraft aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl ſich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieſes eine ſtillere, ſprachloſe, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde ſich ankündigende Begeiſterung iſt. Dieſer Zuſtand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenſtand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt ſeyn. Auch iſt die Begeiſterung verſchieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als productiven Geiſte, das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung ſeiner Regungen treibt, oder das der ſelbſtthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth, zu einem in ſeiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das iſt zur Hervorbringung einer den idealen Gegenſtand ſelbſt darſtellenden, oder ſeiner Wirkung nach ausſprechenden vollkommenen Form angeregt wird. Letztere iſt die Begeiſterung des Künſtlers, die man auch vorzugsweiſe Begeiſterung nennt; und ſein Werk, in dieſer Begeiſterung empfangen, zugleich Symbol dieſes innern vollendeten Zuſtandes, iſt das Kunſtwerk. Aus dieſem läßt ſich auch abziehen, wie die Begeiſterung des Künſtlers, oder, weil das Vollendete in der Kunſt nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beſchaffen ſeyn müſſe, und ſich äußere. Das Kunſtwerk iſt ein abgeſchloſſenes, ſelbſtſtändiges, har-

moniſches Werk, welches in ſeiner anſchaulichen vollendeten Form, eine Idee auf eigenthümliche Weiſe offenbart. Dieſe Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtſeyn der Regeln, nach welchen die Kunſt wirkt, hervorgebracht, ſondern ſetzt eine natürliche, durch Uebung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen beſtimmten Stoff zu Folge einer leitenden Idee, welche man demſelben einprägt, zu organiſiren; welche Fähigkeit, in Hinſicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit ſpielender Leichtigkeit, und, wie ein höherer Inſtinct, den Kunſttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Dieſe Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenſtand befördert, vermöge deſſen der hervorbringende Künſtler ſeine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in ſeinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieſes Zuſtandes iſt daher das in dem Weſen des Genius begründete natürliche, und nur momentan aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtloſen Kraft, welche gleichſam inſtinctmäßig bildet und geſtaltet, und des Bewußtſeyns, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt ſich an dem Kunſtwerke durch ſeine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf die ihm zum Grunde liegende Idee, ſo wie im Gegenſatze der Verworrenheit und Zügelloſigkeit, welche im Traume und im ſchlechten Werke herrſcht; erſtere in der Unendlichkeit harmoniſcher Beziehungen, welche das Kunſtwerk in ſich trägt, ohne einen beſtimmten äußeren Zweck und Abſichtlichkeit in ſeiner Zuſammenſtellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeiſterung unterſcheiden, obwohl niemals als in der Zeit geſchieden beſtimmen. Denn erſtlich faßt der Künſtler irgend einen Gegenſtand in idealiſchem Lichte auf, und dieſer ſetzt ſeine Kräfte in außerordentliche Regſamkeit; dann bildet ihn die Phantaſie in ſeine Theile vollkommen aus, und das innerlich angeſchaute Bild wird endlich in einem anſchaulichen Darſtellungsmittel (Sprache, Ton, Geſtalt), lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anſchauung treibt zur Mittheilung. Jene Regſamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkür unterworfen zu ſeyn, das in ſich Vollendete ſo ſicher und leicht hervorbringt, daß ihre Producte den Künſtler ſelbſt überraſchen müſſen, der ſich von dieſem Zuſtande keine Rechenſchaft zu geben weiß, hat man ſchon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeſchrieben, vermöge welcher der Künſtler gleichſam als Organ der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künſtler werde geboren. Wie nun das wahre Kunſtwerk ſelbſt eine lebendige Regel für ſich iſt, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu laſſen, ſo iſt des wahren Künſtlers Begeiſterung keine, das ſchöne Gleichgewicht des Geiſtes aufhebende Aufwallung, die ſich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Convulſionen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrauſches ankündigt, ſondern die tiefe, mit Ruhe wohl beſtehende Bewegung, und der Drang eines harmoniſchen Gemüthes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form ſeines Wirkens geworden iſt, bei Bildung und Darſtellung eines harmoniſchen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmoniſches Werk hervorbringen ſoll, einen Reichthum von Ideen und Anſchauungen überhaupt ſchon in ſich tragen müſſe, welche in der Begeiſterung nur leichter und freier zuſtrömen und ſich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erſt in dieſem Zuſtande ohne Zuthun des Künſtlers entſpringen; weßhalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, ſich durch künſtliche Mittel in Begeiſterung zu verſetzen ſtreben. Iſt aber die

Begeiſterung des Künſtlers nicht nothwendig eine ſtürmiſche Aufwallung, ſondern tiefe energiſche Regung der productiven Kräfte des Gemüthes; ſo kann ſie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrſchende Stimmung des Künſtlers ſeyn. Uebrigens iſt die Begeiſterung des Künſtlers auch nach der weſentlichen Verſchiedenheit der Künſte und Kunſtgattungen verſchieden, indem z. B. die bildende Kunſt, eine hohe Regſamkeit der durch Naturanſchauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunſt eine ungemeine Elaſticität des Gefühles, welche in harmoniſchen Tönen ihren Ausdruck findet, vorausſetzt. Ueberall aber iſt kein wahres Kunſtwerk ohne Begeiſterung möglich, und in ſo fern iſt ſie Quelle des Kunſtwerkes, und Princip der Kunſt. Ueber die Künſtlerbegeiſterung hat der Abt Bettinelli ein beſonderes Werk (dell' entusiasmo nelle belle arti, (zuerſt 1769 Milano); und in ſeinen Opere; deutſch von Werthes, Bern 1778, 8.), und Fernow (in ſein. röm. Studien) eine beſondere Abhandlung hinterlaſſen. T.

Beglaubigungsſchreiben, ſ. Creditiv.

Begleitung in der Muſik (franz. accompagnement, ital. accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige muſikaliſche Vortrag, welcher zur Unterſtützung einer Hauptmelodie zu dienen beſtimmt iſt. Dieſe Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menſchlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen muſikaliſchen Inſtrumente geführt, und von allen andern Inſtrumenten, nach der Willkür des Tonſetzers (Componiſten) begleitet werden. So können alle, oder doch wenigſtens die gebräuchlichſten Inſtrumente (Orcheſter), oder auch nur einzelne Inſtrumente, die Hauptſtimme unterſtützen. Man hat alſo Compoſitionen (muſikaliſche Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Inſtrumente. Die Verzeichnung alles deſſen, was nun ſowohl die jedesmalige Hauptſtimme, als auch die dazu gehörige Begleitung, beſonders wenn dieſe von mehrern Inſtrumenten geführt wird, vorzutragen hat, iſt in demjenigen vorhanden, was man Partitur nennt (ſ. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptſtimme nur von einem einzigen, oder höchſtens von zwei Inſtrumenten begleitet wird, pflegt man die Verzeichnung deſſen, was die begleitenden Inſtrumente, nebſt der Hauptſtimme, zu ſpielen oder zu ſingen haben, nicht Partitur zu nennen. In künſtleriſcher Hinſicht kann die muſikaliſche Begleitung in doppelter Hinſicht betrachtet werden; einmal als Erzeugniß des Tonſetzers und zweitens, als darzuſtellendes Product des Inſtrumentaliſten (desjenigen, der die in Noten geſetzte Begleitung auf ſeinem Inſtrumente zum Gegenſtande des Gehörs macht). Beide, der Componiſt ſowohl, wie der Inſtrumentaliſt, haben, jener bei dem Satze der Begleitung, und dieſer bei dem Vortrage derſelben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um ſo mehr, weil beide, bei der Wirkung, die ſie hervorzubringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorſchrift, ſondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müſſen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als muſikaliſcher Satz genommen, zu machen im Stande iſt, beruht auf ſo unbewußten und von dem Verſtande noch ſo wenig logiſch aufgefaßten Grundſätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht ſchwieriger iſt, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptſtimme) ſelbſt. Bald bringt irgend ein muſikaliſcher Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald eine ſchlechte Wirkung hervor, ohne daß jedoch ſehr häufig der Verſtand vermag, den Grund von dieſer Verſchiedenheit klar und deutlich aufzufinden. Bis

jetzt ſind noch immer vorzugsweiſe die Italiäner im Beſitze des Verdienſtes einer klaren, ſich auf wenige Noten beſchränkenden und dennoch höchſt wirkſamen Begleitung geweſen, und in dieſer Hinſicht unterſcheiden ſich die italiäniſchen Compoſitionen auf eine ſehr auffallende Weiſe von denen der Deutſchen und Franzoſen. Ueberhaupt ſcheint noch die Kunſt, mit wenigen Noten einen großen Effect hervorzubringen, als der ſchwierigſte Theil des muſikaliſchen Satzes zu betrachten ſeyn, der gerade das größte Genie und die höchſte Ausbildung durch practiſche Erfahrung erfodert, worin, wie geſagt, die Italiäner bisher das meiſte geleiſtet, denen die Deutſchen aber, beſonders in der neueſten Zeit, rühmlichſt nachgeeifert haben. Die Franzoſen ſind auch in dieſem Theile der Compoſition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derſelben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung, als Product des ausübenden Inſtrumentaliſten, anbetrifft; ſo erfodert dieſe ebenfalls das erdenklichſte Studium und die ſinnigſte, feinſte Ausbildung des ausübenden Künſtlers. Beſonders iſt die Begleitung der einzelnen Soloinſtrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. ſ. w., von der höchſten Schwierigkeit und ſetzt, wenn ſie zweckmäßig ſeyn ſoll, große Einſicht und Gewandtheit voraus. So machen die italiäniſchen Componiſten aus der Begleitung des Flügels zu dem ganzen Orcheſter, beſonders aber zu dem Recitative (ſ. d.), eine eigentliche Kunſtaufgabe, die ſie mit dem angeſtrengteſten Fleiße zu löſen ſuchen. Denn da der Zweck jeglicher muſikaliſchen Begleitung kein anderer ſeyn kann und ſeyn ſoll, als die Wirkung der Hauptſtimme zu erhöhen; ſo geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters beſonders in der Kunſt beſtehe, ſich jener anzuſchmiegen, ſie zu unterſtützen, keinesweges aber ſie beherrſchen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieſer doppelten Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich ſeyn muß, ergibt ſich nun ſchon von ſelbſt, wie ſchwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen iſt, und daß, wenn wir dieſe mit dem Soloſpiele vergleichen, letzteres unſtreitig ſchwieriger iſt, als die Begleitung ſelbſt. So auffallend auch dieſe Behauptung dem erſten Anſcheine nach ſeyn möchte, ſo wird ſie nichts deſto weniger jeder wahre Kenner der Muſik gegründet finden. Pq.

Beglerbeg iſt der Titel eines türkiſchen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann Beglerbeglic heißt, geſetzt iſt. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich dieſe Benennung. S. Beg.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Geſetzgebung enthaltenes Majeſtätsrecht, vermöge deſſen dem Staatsoberhaupte zuſteht, Strafen, die durch die Geſetze beſtimmt ſind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon iſt, weil der Geſetzgeber am beſten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgeſetzes, deſſen authentiſcher Ausleger er iſt, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; er iſt mithin nicht ſubjectiv (aus der Perſon des Geſetzgebers hergenommen) ſondern objectiv (auf die Perſon des zu Strafenden ſich beziehend).

Begräbnißplätze, diejenigen Oerter, welche zur Beerdigung der Verſtorbenen beſtimmt ſind. Bei jedem Volke iſt es wohl im Anfang willkürlich geweſen, wo ſie ihre Todten hinbegraben wollten. In der Folge, da zunehmende Cultur die Völker in engere und zahlreichere geſellſchaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinſchaftlicher

Ort ausgewählt, an welchem ſie alle ihre Todten begruben. Dieſen Gebrauch findet man bei allen, auch den älteſten Nationen. Die Römer hatten ihn in den früheſten Zeiten: ſpäterhin aber, da die Republik am blühendſten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Aſche, in Töpfen (urnae) geſammelt, begraben. Die alten Deutſchen begruben ihre Verſtorbenen in die von ihren Prieſtern geheiligten Haine. Mit Einführung der chriſtlichen Religion unter ihnen wurden gemeinſchaftliche geweihte Oerter dazu beſtimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbniſſes dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Dieſe Begräbnißplätze bekommen in verſchiedenen Gegenden und Gemeinden auch verſchiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbniſſe wenigſtens mit einem Steine zu verſehen, auf welchem der Name des Verſtorbenen, und der Wunſch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde ſey ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt ſich auch bei den Chriſten und pflanzte ſich zu den Deutſchen fort. Auch die **Begräbniſſe in den Kirchen** rühren aus den Zeiten der älteſten Nationen, oder vielmehr von einem dem Menſchen aller Zeiten und Nationen gemeinſchaftlichen Hange her, ſeine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch beſondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden ſchon bei den älteſten Völkern, Aegyptiern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder ſonſt merkwürdiger Perſonen Gebäude, Pyramiden, Mauſoleen oder Tempel geſetzt, ſo wie in den chriſtlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums begrub man die Märtyrer in Felſenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdiſchen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere ſchätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deßwegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen der Chriſten nachließen, und ſie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten ſie ſich Kirchen, und ſpäterhin, als die chriſtliche Religion die herrſchende wurde, wandelte man ſogar die Tempel in chriſtliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Aſche derſelben vorzüglich geheiligt werde, ſo ſuchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidniſchen Tempel in chriſtliche Tempel, die Ueberbleibſel (Reliquien) der Märtyrer ſorgfältig auf, und begrub ſolche unter dem Altar der neuen Kirche, um dieſe dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück ſey, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt ſich und wurde immer allgemeiner unter den Chriſten. Kaiſer Conſtantin, der im J. 337 ſtarb, war der erſte, von dem man weiß, daß er ſein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel beſtellte, wozu er, als der Erbauer derſelben, wahrſcheinlich ein Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Biſchöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beſchenkten, zu gleicher Ehre. Theodoſius und Juſtinian unterſagten zwar die Begräbniſſe in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weiſe erlaubte ſie jedermann wieder. Man erhielt indeſſen in neuern Zeiten viele Beweiſe, daß es äußerſt nachtheilig für die Geſundheit der Lebendigen ſey, wenn ſie in der Geſellſchaft der Todten längere Zeit zubringen ſollen, vollends wenn die Leichen in

bloßen Särgen ſtehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meiſtens in den Grabgewölben in Kirchen iſt, wo die giftigen Dünſte um ſo eher aufſteigen und ſich in der Luft verbreiten können. Es trug ſich zu, daß, wenn ſolche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche ſie öffneten und welche zunächſt dabei ſtanden, todt niederfielen, ſondern daß es ſogar lange Zeit niemand wagen durfte, in dieſe Kirche zu gehen, ohne ſich gefährlichen Zufällen auszuſetzen. Auch wenn ſie nicht geöffnet werden, ſteigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunſt in die Luft und gibt Veranlaſſung zu Krankheiten. Auch durch Einſtürzen ſolcher Grabgewölbe kann Unglück geſchehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienſtes geſchah, wo mehrere Menſchen mit hinunterſtürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in die Kirchen abgeſchafft oder doch ſehr beſchränkt. Selbſt in Neapel und in Rom wurden im J. 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbniſſe in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig iſt hierin die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Gottesacker einen Garten bilden, und ſonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, ſondern vielmehr bei dem Genuß einer heitern Natur und dem erquickenden Duft der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigern Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiederſehen und an das unvergängliche Leben des Unſterblichen in uns, zur ſanften und heilſamen Rührung mildern, und in erhebende, troſtvolle Hoffnung umſtimmen. H.

Begreifen, im moraliſchen Sinne genommen, heißt, von der innern Verbindung und dem vorhandenen Zuſammenhang einer Sache in ihrer Wirkung nach außen hin deutlich überzeugt ſeyn. Da wir nun, um zu einer ſolchen Ueberzeugung zu gelangen, den gegebenen Gegenſtand bis in die unterſte Tiefe zu ergründen ſuchen müſſen; ſo iſt dazu erfoderlich, daß wir uns bemühen, ſtets den letzten Grund von der gegebenen Sache aufzufinden und zu durchſchauen; denn nur in dieſem Falle können wir ſagen, daß wir die Sache begriffen haben.

Begriff, Vorſtellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob ſie gleich, ſtreng geprüft, von einander zu unterſcheiden ſeyn möchten. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir dieſe wahrgenommen haben und uns deſſen mit Bewußtſeyn zu erinnern im Stande ſind, das heißt, wenn wir die Merkmale einer Sache (dasjenige, welches eine Sache dergeſtalt von der andern unterſcheidet, daß der Verſtand dieſe nicht mit einander verwechſeln kann) aufgefunden und uns gehörig verſinnlicht haben. Es erhellt aus ſich ſelbſt, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtſeyns bedürfen, weil ohne ein ſolches durchaus kein Begriff möglich iſt. In Anſehung ihres Urſprungs ſind die Begriffe entweder urſprüngliche oder abgeleitete. Ein urſprünglicher Begriff iſt die bloße Ankündigung von dem veränderten Zuſtande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geiſtes; ein abgeleiteter Begriff iſt ein ſolcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geiſtes, durch Reflexion und Abſtraction, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die analogen Begriffe, die wir weder durch innere, noch durch äußere Anſchauung bekommen, ſondern nach gewiſſen Aehnlichkeiten be-

den, die ſie mit andern Vorſtellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe ſind in demjenigen Reſultate begründet, welches durch die Wirkung der Objecte auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache ſelbſt, oder auf die Empfindung ſieht, in ſinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Abſolute Begriffe ſind diejenigen, in welchen ein abſolutes Ding vorgeſtellt wird, das für ſich ſelbſt, und ohne Beziehung auf ein anderes, gedenkbar iſt. Unter relativen Begriffen verſtehen wir ſolche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, in ſo fern ſie ſich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Dinge zum Geſchäft machen. Empiriſche Begriffe ſind ſolche, die Merkmale in ſich faſſen, welche ſich ſinnlich empfinden laſſen; ſie werden hingegen zu reinen Begriffen, ſobald nichts dergleichen ſinnliches in ihnen vorhanden iſt und ſie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe ſind wiederum reinſinnliche Begriffe, wenn ſie in der reinen Anſchauung ihren Gegenſtand a priori darſtellen, wie zum Beiſpiele Triangel; oder reine Verſtandesbegriffe, wie z. B. Urſache. Letztere ſind entweder reine Verſtandesbegriffe an ſich (Categorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verſtandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztern durch die Verknüpfung mehrerer Categorien unter ſich und durch Beziehung derſelben auf reine Anſchauung, oder auf Empfindung überhaupt entſtehen. Erheben ſich aber die reinen Verſtandesbegriffe bis zur höchſten Einheit, bis zum Abſoluten: ſo heißen ſie Ideen; enthalten ſie hingegen logiſche Vergleichungen der Vorſtellungen von Raum und Zeit unter ſich; ſo werden ſie zu Reflexions= (Vergleichungs=) Begriffen. Haben die reinen Verſtandesbegriffe ihre Anſchauung und die Gegenſtände derſelben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieſelben die Materie zur Anſchauung und dadurch alſo wirkliche Objecte derſelben in der Natur, welche ſich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anſchaulich machen laſſen können; ſo heißen ſie Natur= oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transcendentale Begriffe, wenn die Formen derſelben ſo beſchaffen ſind, daß ihnen keine Materie in der Anſchauung und Erfahrung angemeſſen ſeyn kann, daß ſie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung überſteigen und für ſie in der Sinnenwelt kein ihnen entſprechender Gegenſtand vorhanden iſt, wie z. B. Weſen aller Weſen. Problematiſch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit, noch die Unmöglichkeit ſeines Gegenſtandes erkannt wird; unmöglich, wenn er ſich ſelbſt, oder dem Gegenſtande widerſpricht; uſurpirt, wenn ſein Gebrauch ſich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinſicht auf die Form unterſcheidet man 1. der Quantität nach, die Extenſion der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in ſich zuſammenfaßt, welche unter einem allgemeinen Begriffe ſtehen und den Umfang und die Sphäre deſſelben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intenſion (Comprehenſion) der Begriffe. Dieſe iſt der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriffe überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeſchloſſener Raum. Hierbei iſt die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intenſion zunimmt, ſo nimmt die Extenſion ab, und wie die Intenſion abnimmt, ſo nimmt die Extenſion zu. Wenn wir z. B. die menſchlichen Triebe erklären wollen

und den Begriff aller derſelben in einer engern Bedeutung nehmen, wo alſo dieſer Begriff alle diejenigen Merkmale oder Beſtimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen ſind; ſo werden natürlich dieſer Triebe weniger, oder es laſſen ſich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In dieſem Falle hat alſo die Extenſion zugenommen, die Intenſion hingegen abgenommen. Und ſo auch umgekehrt. 2. Die Qualität der Begriffe, welche ſich auf die Güte und Vollkommenheit derſelben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollſtändige oder unvollſtändige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytiſche Begriffe ſind diejenigen, durch welche dasjenige beſtimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demſelben enthalten iſt. Durch die ſynthetiſchen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebſt ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten ſind. Durch die analytiſchen Begriffe ſoll man die Frage beantworten: was iſt die Sache? Durch die ſynthetiſchen Begriffe: wie vielerlei iſt dieſelbe?

Beguinen oder Begutten hießen die weiblichen Religioſen, die ſich, ohne die Kloſtergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Uebungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Geſellſchaften bildeten, welche in eigenen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäuſern oder Beguinereien zuſammenlebten, und ſich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Geſellſchaften waren ſeit Ende des elften Jahrhunderts in Deutſchland und den Niederlanden entſtanden, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ſehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die ſich, auf ähnliche Weiſe verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen ſo viel als Beter und Bettler bedeutet, mußten von der Eiferſucht der geiſtlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden wegen ihres leiſen Singens (Lollen) ſpottweiſe Lollharden genannt. Sie waren die Pietiſten des Mittelalters. Am längſten erhielten ſich die Beguinen in Deutſchland, wo ſie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil ſie ſich der Seelſorge ihres Geſchlechts annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen geſehen hat. Unter dieſelbe Claſſe ohne päpſtliche Autorität und Regel zuſammengetretener Geſellſchaften, gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Deutſchland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meiſt Reſte der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, geſtorben den 29ſten Juli 1506 in Liſſabon, war einer der gelehrteſten Mathematiker und Aſtronomen ſeines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, trieb aber nebenbei mathematiſche und nautiſche Wiſſenſchaften, reiſ'te nach Antwerpen, und ging von da 1480 nach Liſſabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, wurde dieſer geſchickte Erdbeſchreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreiſe, und unterſuchte die Inſeln an der Küſte von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieſer Reiſe wurde er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1492 einen

Erdgloben verfertigte, der alle Spuren der damaligen Unbekanntſchaft mit dem wahren Umfange der Erde an ſich trägt. Seinen Ruhm verdankt er nicht ſowohl ſeinen wahren Verdienſten als vermeintlichen Entdeckungen, die man ihm zuſchrieb, an die er aber nie gedacht hat; denn man verſicherte, er habe die Inſeln von Amerika und die magellaniſche Meerenge gekannt, und dem Columbus eigentlich die Idee von einem neuen Erdtheile gegeben.

Behandlung iſt, in Beziehung auf das Aeſthetiſche, die Art und Weiſe, einem Stoffe, gemäß einer äſthetiſchen Idee und demnach entſprechend dem Zwecke ſchöner Kunſt, eine Form zu ertheilen. Iſt der Gegenſtand glücklich gefunden, ſagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geiſtige, ſinnliche und mechaniſche eintheilen möchten. Die geiſtige arbeitet den Gegenſtand in ſeinem innern Zuſammenhange aus, ſie findet die untergeordneten Motive: und wenn ſich bei der Wahl des Gegenſtandes überhaupt die Tiefe des künſtleriſchen Genies beurtheilen läßt, ſo kann man an der Entdeckung der Motive ſeine Breite, ſeinen Reichthum, ſeine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechaniſche zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſeyn, ihre Wirklichkeit verſchafft. — Regeln für die geiſtige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeiſterung iſt, laſſen ſich nur finden durch Erforſchung derſelben an den vollkommenen Werken ſolcher Künſtler, die mit Genie und Begeiſterung darſtellten. Im Allgemeinen ergibt ſich die Foderung, ein in ſich beſchloſſenes Ganzes äſthetiſcher Ideen in organiſchem Zuſammenhange harmoniſch und mit lebendigſter Anſchaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Daſeyn äſthetiſcher Ideen in des Künſtlers Seele wird vorausgeſetzt; die Geſetze für die geiſtige Behandlung ſind demnach lediglich auf die Organiſation derſelben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Imagination reflectirende Verſtand vorſchreibt. Sucht nun der Künſtler die innere Schöpfung ſeiner Einbildungskraft außer ſich darzuſtellen, ſo tritt die mechaniſche Behandlung ein, welche verſchieden ſeyn muß nach den verſchiedenen Mitteln und Stoffen, deren ſich die verſchiedenen Künſte bedienen. Der Tonſetzer ſetzt ſeine Ideen in Noten, der Dichter ſetzt ſie in gemeſſene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut ſie in Stein oder andere Maſſen, der Maler trägt ſie mit Farben auf einen Grund. Für die mechaniſche Behandlung gibt die Technik Geſetze. Die geiſtige Behandlung macht eine Darſtellung zum ſchönen Werke, die mechaniſche zum Kunſtwerke; beide machen ein ſchönes Kunſtwerk. Die eine gibt demſelben ſeine formale, die andere ſeine materiale Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit beſteht. Die formale Zweckmäßigkeit gibt Zuſammenſtimmung der Wirkungen, die materiale gibt Zuſammenſtimmung der Theilverhältniſſe zum Ganzen. Damit dieſe bewirkt werde, muß Vollſtändigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunſtwerke ſeyn, welches demnach die Punkte ſind, worauf es bey der mechaniſchen Behandlung ankommt. Die ſinnliche Behandlung endlich bezieht ſich zum Theil auf das Geiſtige, zum Theil auf das Mechaniſche im Kunſtwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; dieſe Eigenſchaft als durchgängige Angemeſſenheit eines Kunſtwerks im Aeußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Geſetze

der Schönheit gedacht. Die Eigenſchaften, welche ein Kunſtwerk dadurch erhält, ſind Reinlichkeit im Innern und Aeußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch die erſte wird es lieblich, nur durch die letztere wird es faßlich. Nun erſt ſpricht es als wahrhaft ſchön das Gemüth an, nun erſt iſt der Geiſt deſſelben im Aeußern anzuſchauen. Frei von Plumpheit und Trockenheit, wie von Ueberladung und Ueppigkeit, ohne Hartes und Rauhes ſteht das Werk da in einer Lieblichkeit, die das Gemüth immer neu anzieht, in einem Reize, der es immer neu feſſelt, und in einer Leichtigkeit, als ſey es ohne Mühe und gleichſam von ſelbſt geworden. — Man könnte jene drei Behandlungsarten äſthetiſcher Stoffe zu ſchönen Kunſtwerken auch die Behandlung des Genies, des Verſtandes und des Geſchmacks nennen, welche drei Geiſtesvermögen nur in vereintem Zuſammenwirken ein Werk ſchöner Kunſt hervorbringen können. Das erſte erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt ſo hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte iſt der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Chriſt zu gewiſſen Zeiten, namentlich vor dem Genuſſe des heiligen Abendmals, ein Bekenntniß ſeiner Sünden vor dem Geiſtlichen ablegt. Die catholiſche Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß ſeiner einzelnen Vergehungen; die evangeliſche Kirche verlangt bloß ein allgemeines Bekenntniß. Doch ſtellt es auch dieſe Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das ſchuldbewußte Herz durch ein ſolches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die proteſtantiſchen Geiſtlichen, eben ſo wie die catholiſchen, verpflichtet ſind, das ihnen im Beichtſtuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu bewahren. In der evangeliſchen Kirche iſt die Beichte an einigen Orten eine beſondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß ſeiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem dieſe von mehreren, welche ſich zu dieſem Zwecke verſammelt haben, zugleich geſchieht. Es iſt viel darüber geſtritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geiſtliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, ſcheint die beſondere Beichte zweckmäßiger zu ſeyn, weil ſie es dem Geiſtlichen möglich macht, bei ſeinen Ermahnungen und Tröſtungen individuelle Verhältniſſe zu berückſichtigen und darum eindringlicher zu ſprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geiſtlichen darbietet, Anleitung zur Selbſtprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu tröſten, wird ſie ein ſehr heilſamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieſer Handlung geſprochen werden, pflegen ſtärker als die Predigt zu wirken, weil ſie individueller ſeyn können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerkſamer gehört und näher auf ſeinen Zuſtand bezogen werden. Auch gründet ſich die Beichte auf eine ſehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menſchlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des ſchuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß ſeiner Schuld ſich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten ſie dieſen Gebrauch bei, ob ſie gleich ſehr wohl wußten, daß er nicht von Chriſto vorgeſchrieben, ſondern aus den disciplinariſchen Anſtalten der alten Kirche entſtanden ſey, weßhalb ſie auch keine abſolute Nothwendigkeit dieſes Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der catholiſchen Kirche beſonders, mancher Mißbrauch getrieben worden iſt, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es iſt das Loos aller,

auch der ehrwürdigſten und heilſamſten Anſtalten, daß ſie von dem Wahne und der Leidenſchaft entſtellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Joh. Dav.), wurde 1754 zu Chemnitz in Sachſen geboren. Wiewohl er das einzige Kind ſeiner Aeltern war, ſo konnte doch ſein Vater, ein Tuchmacher, bei beſchränktem Erwerb wenig auf ſeine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn am Körper und Geiſt vortheilhaft ausgeſtattet und ihm einen glücklichen Leichtſinn gegeben, womit er das Aenſtliche ſeiner Lage nach ſeinen gemachten Planen leicht weglächelte. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunſt, wozu Klopſtocks Meſſiade die Haupturſache war. Begebenheiten, welche in ſeiner Vaterſtadt vorfielen, beſang er mit komiſcher Laune, ohne hämiſche Galle. Die Erfüllung ſeines Wunſches, die Univerſität Leipzig zu beſuchen, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsſtande, der ihn von jeher geliebt hatte. Seine weſentlichſte Unterſtützung genoß er von dem Hauſe Frege daſelbſt, wodurch ſein Plan, die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudiren, befeſtigt wurde. Die Vorliebe zu Platners Vortrage ſetzte indeß bald ſeinen Plan in Hinſicht des Studiums der Rechte zurück. Die Zwiſchenzeit widmete er der Dichtkunſt. Ein unſeliger Zufall führte ihn einſt in die Geſellſchaft reicher Landsleute. Man ermuntert ihn zum Spiele. Er ſpielt und gewinnt ſo viel, daß er nun neue und vortheilhafte Entwürfe für den Fleiß der Zukunft und die Einholung des Verſäumten macht. Das Glück ſoll ſich verdoppeln, deßhalb ſpielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch ſeine bisherige gute Laune zu Grabe. Er beſucht oft nach aufgehobener Bank mit ſeinen Spielcollegen das Schauſpiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterſchilderung beſchäftigt ihn, ſeine frohe Laune wacht wieder auf. — Die ſeylerſche Geſellſchaft gab damals Vorſtellungen in Leipzig, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte. Er ſuchte Engagement; Seyler ſchlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Geſellſchaft und wurde angenommen. Er ſpielte alt und jung, Bediente, Greiſe, Fürſten, Jünglinge, Bauern, Geiſter und Helden. Dieſe Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl von Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Auf einen vortheilhaften Bericht verſchiedener vom Herzoge dahin abgeſchickter Schauſpieler wurde er Mitglied am gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er ſpielte komiſche Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Burſche. Nach ihm erſchien auch Beck und Iffland, und ſo beſaß die gothaiſche Bühne drei Jünglinge, welche aus Liebe zur Kunſt im engſten Verein nur ſich und ihrem Fache lebten. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil, nebſt den meiſten Mitgliedern, engagirten ſich bei dem neuzuerrichtenden churfürſtl. Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr von Dalberg unterzog ſich mit dem reinſten Kunſtgefühle der Sache. Schröder erſchien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichſam eine neue Periode für die deutſche Schauſpielkunſt. Gegen das Ende ſeiner Lebensbahn ergriff Beil abermals die Spielſucht, die er aber bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholiſcher Mißmuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, welcher auch endlich ſeine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er ſtarb im Jahre 1794 in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Beil iſt als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir beſitzen von ihm ver-

ſchiedene Schau- und Luſtſpiele. Iffland ward ſein Biograph; ſein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemſelben auf das Jahr 1808.

Beilbrief iſt der ſchriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffes; desgleichen die Beſchreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Bairam, das Oſterfeſt der Mahomedaner, welches unmittelbar auf den Ramaſan oder Faſtenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramaſan, ſeinen Anfang, ſobald von gewiſſen dazu verordneten Perſonen der Neumond verkündigt wird. Es iſt gebräuchlich, daß an dieſem Feſte die Geringern den Vornehmern Geſchenke verehren, welche Sitte ſich ſonſt auch auf die Europäer erſtreckte, die den Großen der Pforte, den Baſſen und Cadi's Geſchenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Chriſtoph), Profeſſor der Chemie und Medicin auf der Univerſität Helmſtädt, hat durch ſeine Sonderbarkeiten in Deutſchland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsſtadt Mühlhauſen 1730 geboren, wo ſein Vater eine Magiſtratsperſon war, und ſich mit Pharmacie beſchäftigte. Beireis beſaß manche gute Eigenſchaften, hatte vielen natürlichen Verſtand, einen großen Reichthum an Kenntniſſen; war ein geſchickter, uneigennütziger und ſorgfältiger Arzt; ſeine Geſpräche waren intereſſant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reiſenden beſucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller ſeiner Handlungen, und um dieſe zu befriedigen, ſcheute er kein Mittel. Er lebte faſt ohne allen Umgang, blieb ſtets unverheirathet und war bemüht, ſich ein geheimnißvolles Anſehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenſtänden angefüllt, die theils wirklich ſelten und koſtbar waren, theils mit beſonderer Geſchicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte ſiebzehn verſchiedene Sammlungen von Gegenſtänden ſchöner Kunſt, der Wiſſenſchaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte ſein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, ſie zuſammenzubringen. Seine Gemäldeſammlung enthielt manches koſtbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und ſogar behauptete, von jedem großen Meiſter die vorzüglichſten Stücke zu beſitzen, ſo daß ſeine Sammlung unter allen die reichſte ſey. Außerdem beſaß er drei bekannte Automate, unter denen eine Ente war, die alle Verrichtungen einer lebenden that, und die er für die vaucanſoniſche ausgab, ob man gleich weiß, daß ſich dieſe in den kaiſerlichen Sammlungen in Petersburg befindet. Sein Münzcabinet enthielt ſelbſt viele alte Goldmünzen und war von einem anſehnlichen Werthe. Selten und mit vieler Vorſicht zeigte er auch eine durchſichtige Maſſe, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß ſie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht ſey, den alle Fürſten der ganzen Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiſer von China dieſes koſtbare Juweel bei ihm verſetzt habe, und wußte dieſe Fabel mit allen Details auszuführen. Merkwürdig iſt es, daß man nach ſeinem Tode dieſe vorgebliche Koſtbarkeit nicht gefunden hat; Kunſtverſtändige behaupten, daß es ein madagaskariſcher Kieſel geweſen ſey. So übertrieben auch der Werth ſeyn mochte, den Beireis ſelbſt dieſen allerdings ſchätzbaren Sammlungen beilegte, ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie ein außerordentliches Vermögen erfordert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieſes Räthſel zu lö-

ſen, gab Beireis ſelbſt vor, daß er die Kunſt, Gold zu machen, verſtehe, und zeigte auch Beweiſe derſelben vor. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die beſſere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß Holländern mittheilte, welche ſich dafür ſehr dankbar bewieſen; ferner die Kunſt, aus bisher unbekannten Mitteln Eſſig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Er ſprach häufig von ſeinen großen Reiſen, und ſtreute ſich in dieſen Erzählungen durch eingemiſchte Anekdoten reichlichen Weihrauch; obgleich Perſonen, die ihn näher kannten, behaupteten, daß er Helmſtädt nie verlaſſen habe. Was er geſchrieben hat, beſteht in einigen unbedeutenden phyſiologiſchen und numismatiſchen Abhandlungen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künſte alle jene mit dargeſtellten Gegenſtände, welche, ſtreng genommen, zur Darſtellung des Hauptgegenſtandes nicht weſentlich erfodert werden, dem Künſtler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakteriſirung der dabei obwaltenden Nebenumſtände, theils zur Ausfüllung ſeiner Darſtellung dienen, damit dieſe als kunſtmäßige Compoſition eben ſo wenig lückenhaft erſcheine, als die dargeſtellte Idee ein in ſich vollendetes Ganzes bilden ſoll. Bisweilen endlich erſcheint das Beiwerk als Anſpielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künſtler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, ſo ſparſam wie möglich damit ſeyn, es weder in Menge noch Ausführung auf Koſten des Hauptgegenſtandes hervortreten laſſen, und es ſo ſchicklich anbringen und einweben, daß es faſt nothwendig ſcheine.

Beiwort (lat. nomen adjectivum) iſt, nebſt dem Hauptworte (nomen substantivum), einer von den acht Redetheilen (ſ. d.), in welche die alten Grammatiker die ſämmtlichen Wörter der lateiniſchen und griechiſchen Sprache eingetheilt haben, und welche für die neuern Sprachen ebenfalls beibehalten worden ſind. Das Beiwort zeigt ſtets die Beſchaffenheit oder Eigenſchaft des Hauptworts (ſ. d.) an, und kann auch durch die Vorſetzung des Artikels (ſ. d.) zum Hauptworte werden; z. B. gut iſt ein Beiwort; ſetzt man dieſem nun einen Artikel vor, ſo wird es zum Hauptworte, wie z. B. das Gute, in welchem letztern Falle dies Beiwort, nachdem es nämlich durch den vorgeſetzten Artikel zum Hauptworte geworden iſt, ſtets mit einem großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben werden muß, da hingegen das Beiwort ſtets einen kleinen Buchſtaben erhält. In der Poeſie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugeſetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt iſt, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verſchönern. Dem Sinne nach kann das äſthetiſche Beiwort (epitheton) doppelter Art ſeyn: nämlich einmal logiſch, wenn z. B. geſagt wird, der ſtarke Geiſt, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verſtandes anheim fällt; zweitens hat daſſelbe auch einen poetiſchen Sinn, und gehört ſomit in das Gebiet der Phantaſie, wo man es alsdann das verſchönernde Beiwort (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein ſolches iſt, wenn geſagt wird, das roſige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poeſie mit Aufmerkſamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müſſen, ergibt ſich von ſelbſt; denn ſo ſehr ſie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verſchönerung und zur Verſtärkung des Sinnes beizutragen im Stande ſind, eben ſo ſehr können ſie auch, zur Unzeit und zu

häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verurſachen.

Beizen heißt bei gewiſſen Künſtlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemiſche Mittel bewirkt wird. Es iſt eine Behandlung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zuſammenhange der Theile gewiſſer feſter Körper eine beſtimmte Veränderung hervorbringt, indem man ſie der Einwirkung einer eigenen, meiſtentheils salzartigen Feuchtigkeit auf gewiſſe Zeit ausſetzt, ohne daß dadurch der Zuſammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper, welcher in daſſelbe gelegt oder damit beſtrichen wird, mehr oder weniger tief ein, und machen entweder die Conſiſtenz derſelben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpöckeln des Fleiſches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Eſſig; ſie machen ſeine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Ueberzugs geſchickter, wie beim verzinnten Eiſen; oder ſie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewaſſer. Je feiner oder gröber die Beſchaffenheit des zu beizenden Körpers iſt, deſto gelinder oder ſchärfer müſſen auch die Beſtandtheile der Beizmittel ſeyn, um den Zweck zu erreichen. — In der Forſtſprache heißt beizen, Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln jagen.

Belagerung, wenn der Feind eine Feſtung umringt, einſchließt, beſchießt, Verſchanzungen gegen dieſelbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieſelbe heranrückt, ſie beſtürmt, ſo belagert er die Feſtung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungscorps, deſſen Stärke, ſo wie die Zeit der Belagerung, ſich nach dem Umfange der Feſtung, der Stärke der Beſatzung und der etwa zum Entſatz anrückenden Armee richtet (ſ. Feſtung). Zu dem Belagerungsgeſchütze gehören die 12-, 18-, und 24pfündigen metallenen Kanonen, die 10pfündigen Haubitzen, 10-, 30-, 60- und 100pfündigen metallenen Bombenpöller, dann die 6-, 12- und 18pfündigen eiſernen Kanonen und 60pfündigen eiſernen Steinpöller. Belagerungspark iſt der Verein der zu einer Belagerung erfoderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfniſſe. Eine Stadt in den Belagerungsſtand erklären, heißt: die Wirkſamkeit aller Civilbehörden ſuspendiren, oder dieſelben dem Militärgouvernement unterordnen.

Belehnung iſt die mit gewiſſen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutſchen Reichsverfaſſung war ein Unterſchied zwiſchen Thronlehen und andern. Ueber letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Churfürſten- und Fürſtenthümer waren, vom Kaiſer in Perſon. Das übliche Ceremoniel war folgendes. Zwei bevollmächtigte Geſandten des Fürſten, der die Lehn empfing, erſchienen im feierlichſten Aufzuge, in einem dazu beſtimmten Saale der kaiſerlichen Burg, wo der Kaiſer mit bedecktem Haupte auf ſeinem Throne ſaß. Auf einer Seite neben ihm ſtand der Reichsvicekanzler, auf der andern die Oberſthofbeamten, und vor ihm ein Halbkreis von Kammerherren, von der Leibwache umgeben. Bei dem Eintritt in den Saal fielen die Geſandten auf die Knie, und näherten ſich mit zwei Mal wiederholter Kniebeugung dem Throne durch den eröffneten Kreis. Hier hielt der erſte Geſandte knieend eine Rede, worin er um Ablegung des Lehnseides bat. Der Reichsvicekanzler trat zum Kaiſer hinauf, vernahm ſeine Erklärung und machte ſie den Geſandten in einer kurzen Gegenrede bekannt. Darauf nahm der Kaiſer

den Hut ab, gab ihn dem Oberſthofkämmerer und bekam dagegen ein Evangelienbuch, um es auf ſeinen Schooß zu legen. Die Geſandten rückten einige Stufen des Thrones hinauf, legten die Finger auf das Evangelienbuch und ſchwuren knieend die Worte des Eides nach, die ihnen der Reichsvicekanzler vorſagte. Der Inhalt des Eides war: daß der Fürſt dem Kaiſer und Reiche treu, hold, gehorſam und gewärtig ſeyn und beider Nutzen befördern wolle. Hernach ſetzte der Kaiſer den Hut wieder auf, nahm ſtatt des Evangelienbuchs ein bloßes Schwert in die Hand, und ließ beide Geſandte den Knopf deſſelben küſſen, worauf dieſe wieder an ihren vorigen Platz herunter rückten. Der zweite Geſandte hielt eine Dankſagungsrede, worauf ſie ſich rückwärts wieder mit dreimaliger Kniebeugung aus dem Saale entfernten, und der Kaiſer den Thron verließ. Während der ganzen Handlung mußten die Geſandten auf den Knieen bleiben. — Im J. 1788 erſt hatte Kaiſer Joſeph dieſes Kniebeugen abgeſchafft, und dadurch einen Anſtand gehoben, der mehrere größere Reichsſtände in den letzteren Zeiten abgehalten, ſich der Verfaſſung gemäß über ihre Staaten belehnen zu laſſen.

Belemniten, Pfeilſteine, gewiſſe Steinmaſſen, die aus der höhern Atmoſphäre auf die Erde fallen. S. Meteorſteine.

Beleuchtung wird in der Malerei die Art und Weiſe genannt, wie ſich das natürliche oder künſtliche Licht über ein Gemälde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. ſ. w., und zum Theil eine Folge der maleriſchen Anordnung oder der Diſpoſition iſt. Anders iſt die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verſchloſſenen Raum; und die Gegenſtände werden, je nachdem man die eine oder die andere Beleuchtung wählt, ein verſchiedenes Anſehen gewinnen, und einen verſchiedenen Eindruck machen. Sie iſt demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur, ſowohl in Rückſicht der beſondern Wirkungen der Localfarben, als auch in Rückſicht der Modificirung derſelben, durch die größeren oder kleineren dazwiſchen liegenden Luftmaſſen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung iſt einem Gemälde eben ſo nothwendig, als die Einheit der Zeit; ſie wird den Künſtler, im Einverſtändniſſe mit den Geſetzen des Accordes und der Harmonie, beſonders in hiſtoriſchen Stücken, oft zu einer relativen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verſtärkung der Localfarben nöthigen; indem er nach dem beſondern Orte der Gegenſtände ihnen oft eine hellere oder dunklere eigenthümliche Farbe geben muß, als ſie in der Natur haben. (Vergl. Farbengebung.)

Belgier. Sie beſtanden aus einem Gemiſch von deutſchen und celtiſchen Nationen, und wohnten am weſtlichen Ocean bis an den Rhein und von der Marne und Seine bis an die ſüdliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt iſt. Anfangs wohnten in dieſen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäſar von Zeit zu Zeit deutſche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils ſich mit ihnen vereinigten, ſo entſtand daraus ein gemiſchtes Volk, das ſich in Sprache und Sitten mehr den Deutſchen als den Celten näherte. Cäſar nennt ſie tapferer als die übrigen Gallier, beſonders diejenigen, welche nördlich an den Gränzen Deutſchlands wohnten, und mit den Deutſchen noch in genauer Verbindung ſtanden. Durch Cäſars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutſchen, ſo wie die Einwanderung der letztern, verhindert. Belgier wohnten auch in Brittannien. — In

neueren Zeiten bezeichnete man mit dem Namen Belgien die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande.

Belgrad, oder Griechiſch-Weißenburg, eine Stadt und Feſtung in Servien an dem Zuſammenfluß der Donau und der Sau. Sie beſteht aus dem Oberſchloß, aus der Stadt, aus der Waſſerſtadt und aus der Raitzenſtadt, liegt auf der Gränze von Ungarn und der Türkei, und gehört zur letztern. Belgrad, das zwiſchen 25 bis 30,000 Einwohner und 14 Moſcheen hat, iſt vielen wichtigen Belagerungen und Eroberungen ausgeſetzt geweſen; im Jahre 1522 wurde es von Solimann II., 1688 von den Kaiſerlichen und 1690 wieder von den Türken erobert. 1717 nahm Prinz Eugen den Ort, und im Paſſarowitzer Frieden 1718 verblieb er dem Kaiſer, bis im Jahre 1739 die ſehr ſtark befeſtigte Stadt von den Türken belagert, und dieſen ohne Eroberung abgetreten wurde. Laudon belagerte ſie 1789 wieder und nahm ſie auf Kapitulation, ſie wurde aber 1791 beim Frieden zurückgegeben. Bei dem Aufſtand der Servier gegen die Pforte bemächtigten ſich dieſe der Stadt und Feſtung Belgrad, und behielten ſie in ihrem Beſitz, bis nach dem Frieden, der im J. 1812 zwiſchen der Pforte und Rußland geſchloſſen wurde, da der Großvezier mit ſeiner Armee in Servien einrückte, die Macht der Inſurgenten vernichtete, und Belgrad wieder für die Pforte in Beſitz nahm.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürſt.

Beliſar, einer der größten Helden ſeiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaiſers Juſtinian, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieſes tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes ſeiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer unbekannten Familie entſproſſen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaiſers, empfing bald ein Commando über eine Armee von 25,000 Mann an der perſiſchen Gränze, und trug durch ſeine Klugheit im Jahre 530 über eine perſiſche Armee von 40,000 Mann einen vollſtändigen Sieg davon. Nicht ſo glücklich war er im nächſten Jahre in Syrien, wohin die Perſer gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider ſeinen Willen die Ungeduld ſeiner Soldaten gezwungen hatte; und dieſe von ihm vorhergeſehene Niederlage, die einzige, die er auf ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn erlitt, bewirkte ſeine Zurückberufung. Auch jetzt war Beliſar die Stütze ſeines Fürſten. Die Unruhen von zwei Parteien, die ſich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Conſtantinopel anrichteten, ſetzten 532 das Leben und die Herrſchaft Juſtinians in die größte Gefahr, und ſchon hatten ſie den Hypatius zum Kaiſer gewählt, als Beliſar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herſtellt. Der Kaiſer gab ihm aus Dankbarkeit den Befehl über eine große Armee, die nach Afrika ſegelte, um dem Könige der Vandalen, Gelimer, ſein Reich zu entreißen; er landete 533 fünf Tagreiſen weit von Carthago, begleitet von ſeiner Gemahlin, Antonia, die durch ihre Intriguen und Ausſchweifungen bekannt iſt, und über ihren Gemahl eine ſo unbegränzte Gewalt beſaß, daß ſie den hochgeſinnten Helden nicht ſelten zu unedlen Handlungen zu verleiten vermochte. Um die Herzen der Afrikaner zu gewinnen, führte er unter ſeinen Truppen eine ſtrenge Disciplin ein. Er drang mit Schnelligkeit vor, ſchlug den Gelimer mehrere Male, und bemächtigte ſich aller ſeiner Reichthümer und ſelbſt ſeiner Perſon. Aber während er dieſe glänzende Thaten verrichtete, gelang es den Neidern ſeines Ruhms, ihn bei Juſtinian verdächtig zu

machen, als ob er damit umginge, ſich unabhängig zu machen. Doch ſeine Erſcheinung am Hofe in Conſtantinopel ſiegte über ſeine Feinde. Der Kaiſer bewilligte ihm einen Triumph, den erſten, der in Conſtantinopel gehalten wurde, und ließ ihm zu Ehren Münzen mit der Aufſchrift: Belisarius gloria Romanorum (Beliſar der Ruhm der Römer), ſchlagen, die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Die Spaltungen der Gothen in Italien bereiteten dem Helden neue Trophäen, und eröffneten Juſtinians Ehrgeize ein weites Feld. Theodorichs Tochter, Amalaſonte, Königin der Weſtgothen, war durch die Treuloſigkeit Theodats, ihres Verwandten, mit dem ſie ſich vermählt hatte, unter den Streichen ihrer Feinde umgekommen. Juſtinian ergriff dieſe Gelegenheit, einen Krieg in Italien zu beginnen. Beliſar landete in Sicilien; ſein Ruf erſetzte, was der Menge ſeiner Truppen abging. Palermo allein widerſtand ihm einige Zeit. Indeß verzögerte ein Aufſtand in Afrika ſeine Fortſchritte in Italien. Beliſar eilte Carthago zu retten, kehrte ſchnell nach Sicilien zurück, ſetzte von da nach Reggio über, und bemächtigte ſich mit Sturm Neapels, in welches er durch eine ehemalige Waſſerleitung eindrang. Der Verluſt dieſer Stadt ſetzte die Gothen in Wuth; ſie ermordeten Theodat und machten Vitiges zu ihrem Könige. Beliſar rückte indeß ſiegreich vor Rom, das ihm gegen Ende des Jahres 537 die Thore öffnete. Im Frühjahre darauf erſchien Vitiges an der Spitze von 100,000 Mann, ſchloß Rom ein und fing an es zu belagern, mußte jedoch, nachdem er ein ganzes Jahr lang vergebliche Anſtrengungen gemacht hatte, die Belagerung aufheben, als Narſes mit Hülfsvölkern für Beliſar ſich näherte. Aber dieſer Narſes war ein Nebenbuhler Beliſars und hinderte denſelben, die Früchte ſeiner tapfern Vertheidigung zu ernten. Vitiges gewann Zeit, ſeinen Verluſt zu erſetzen und machte Juſtinian Friedensvorſchläge, die dieſer annahm. Beliſar weigerte ſich den Frieden anzuerkennen, nahm Ravenna weg, und machte den Vitiges ſelbſt zum Gefangenen. Juſtinian, ſtets zweifelhaft über die Treue ſeines Feldherrn, rief ihn zurück, ſandte ihn 541 und 543 gegen die Perſer, dann aufs neue gegen die Gothen, die unter Totila ſich Italiens wieder bemächtigt hatten, und endlich gegen die Bulgaren. Allenthalben war ihm der Sieg getreu. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde und nahm den Vitiges, ſeine Schätze und andere Perſonen von Bedeutung mit ſich. Nachdem er aber nach Conſtantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verſchwörung beſchuldigt, und mußte ſich dagegen rechtfertigen. Juſtinian ſoll ſeine Unſchuld erkannt und ihm ſeine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch dieſe Demüthigung verkürzte ſeine Tage, und er ſtarb im Jahre 565. Die Dichter, und beſonders der in ſeiner Art treffliche, philoſophiſch-politiſche Roman von Marmontel haben die Geſchichte Beliſars ſehr entſtellt; nach dieſem ließ der Kaiſer ihm die Augen ausſtechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Conſtantinopel ſein Brot erbetteln. Nach Andern ließ ihn Juſtinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm des Beliſar nennt. Hier ſoll er einen Beutel, an einen Strick befeſtigt, herunter gelaſſen und die Vorübergehenden angeſprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Beliſar einen Obolus, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat). Kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber aber weiß etwas davon, und dieſe Fabel verdankt ihren Urſprung einem wenig geſchätzten Schriftſteller des 12ten Jahrhunderts, Tzetzes, dem man ſie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverläſſig iſt es, daß die

Schwäche gegen ſeine Gattin Antonina, ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtiſche Gefälligkeit gegen die abſcheuliche Theodora, die Gemahlin des Juſtinian, bewies.

Belle Alliance (la) ein einzelnes auf einer Höhe liegendes Wirthshaus, mit 2 1/2 dazu gehörigen Hectaren Landes, an der Straße von Brüſſel nach Namur, 3 1/2 Stunden von der erſtern Stadt, und 1 1/2 von Genappe entlegen. Man findet es auf keiner Landkarte; aber ſein Name iſt in unſern Tagen durch ganz Europa berühmt geworden durch die blutige und entſcheidende Schlacht, welche die verbündeten Heere am 18ten Jun. 1815 in ſeiner Umgebung, Napoleon geliefert haben. Es lag im Mittelpunkte der franzöſiſchen Stellung; in ihm befand ſich Napoleon während des Kampfes; wie ein Fanal rings umher ſichtbar, war der Marſch aller preuſſiſchen Colonnen darauf gerichtet; hier entſchied ſich die Niederlage des Feindes, und hier trafen in der Dunkelheit, durch eine erfreuliche Gunſt des Zufalls, Blücher und Wellington zuſammen, und begrüßten ſich als Sieger. Deßhalb, und um zugleich das Andenken an den brüderlichen Bund der Preuſſen und der Engländer, durch den hier eine ſo herrliche That geſchehen war, zu verewigen, befahl Blücher, daß dieſe Schlacht die Schlacht bei la Belle Alliance genannt werden ſollte. Die Geſchichte derſelben iſt folgende: Als Napoleon die Heere der europäiſchen Mächte gegen die Oſtgränze von Frankreich heran rücken ſah, um ihn von dem abermals uſurpirten Thron zu ſtoßen, zog er ſeine beſten Truppen, ein Heer von 120,000 Mann, zwiſchen der Maas und der Sambre zuſammen, um hier erſt die Macht der Engländer und der Preuſſen zu brechen, dann auf die herbeiziehenden Ruſſen und Oeſterreicher zu ſtürzen, und ſo durch einige ſchnell ausgeführte Hauptſtreiche alles Land jenſeits des Rheins wieder zu erobern. In der Nacht vom 11ten — 12ten Jun. war er von Paris abgereiſt, um die Operationen in den Niederlanden zu eröffnen. Am 14ten Jun. zog er ſein Heer, das aus fünf Armeecorps und den Garden beſtand, zwiſchen Maubeuge und Beaumont zuſammen. Die vier preußiſchen Armeekorps, welche der Feldmarſchall Fürſt Blücher befehligte, hatten ihre Vereinigungspuncte zu Fleurus, Namur, Cinay und Hanut; der Herzog von Wellington aber ſtand an der Spitze der engliſchen, hannoveraniſchen, braunſchweigiſchen und niederländiſchen Truppen bei Ath und Nivelles. An dem beſagten Tage ging Napoleon bei Thuin über die Sambre, warf den General Ziethen, der das erſte preußiſche Corps commandirte, zurück, nahm Charleroi, und trieb ſeine Avantgarde gegen Fleurus vor, wo ſich Ziethen behauptete. Blücher, entſchloſſen dem Feinde unverzüglich eine Schlacht zu liefern, ordnete die deßhalb nöthigen Bewegungen an. Er ſtand am Morgen des folgenden Tags (16ten Jun.) mit drei Armeecorps auf den Höhen zwiſchen Brie und Sambreff, das vierte Corps, das bei Hanut geſtanden hatte, zog gegen ſeine Stellung heran; eine ſtarke Abtheilung des Heeres von Wellington hatte ſich zu ſeiner Unterſtützung in Marſch geſetzt. Seine Stärke belief ſich auf 80,000 Mann. Indeſſen verfloß der größre Theil des Tags unter den Zubereitungen, und ehe dieſelben noch vollendet waren, entwickelte der Feind den auch von ihm entworfenen Angriffsplan. Es war Nachmittags um 3 Uhr, als das Corps des Generals Vandamme auf das auf der Fronte der preußiſchen Poſition liegende Dorf Amand losſtürzte. Das Dorf ward, unter einem heftigen Gefechte, zu verſchiedenen Malen genommen und wieder verlohren; zuletzt blieben beide Theile, jeder halb, in dem Beſitz deſſelben. Noch blutiger ward der Kampf bei Ligny, auf das der General Girard, mit

dem vierten Armeecorps, Abends um 5 Uhr ſeine Angriffe richtete. Fünf Stunden lange ward hier mit einer Erbitterung und mit einer Hartnäckigkeit geſtritten, wovon man in der Kriegsgeſchichte wenige Beiſpiele hat. Fürchterlich donnerte das Geſchütz von den gegenſeitigen Anhöhen. Unaufhörlich rückten friſche Truppen herbei. Nur in kleinen Räumen bewegte ſich das Gefecht vor= und rückwärts. Die Schlacht ward ſtehend. Die Uebermacht der Franzoſen drängte die Preuſſen. Mit banger Sehnſucht blickten dieſe nach ihrem vierten Armeecorps, das immer noch nicht herbei gekommen war. Auch blieb die Hülfe der Engländer aus, welche, da ſie von dem Marſchall Ney bei Quatre=Bras angegriffen worden waren, aller ihrer Kräfte bedurften, um ihre Stellung zu behaupten. Schon begann der Tag zu dämmern. Die Erſchöpfung der Preuſſen hatte den höchſten Grad erreicht. Da führte Napoleon ſeine Garden gegen das Dorf, und große Maſſen von Infanterie und Cavallerie ſtürmten in den Rücken deſſelben heran. Dieſe Bewegung entſchied das Schickſal des Tages. Die Preuſſen zogen ſich überall zurück; jedoch in feſter Haltung und immer tapfer fechtend. Die Schlacht war für ſie verloren; Tauſende ihrer Streiter waren gefallen und verwundet; 15 Kanonen wurden dem Feinde zur Beute; doch war der Ruhm der Tapferkeit und der Treue ihnen geblieben. Eine Viertelmeile vom Schlachtfelde ſtellte ſich die Armee wieder auf. Das erſte und zweite Corps gingen hinter das Defilee von Mont St. Guibert, das dritte nach Gemblaux zurück, wo der General Bülow mit dem vierten in der Nacht angekommen war. Eine große Gefahr hatte der Feldmarſchall Blücher an dieſem Tage erſtanden. Von einem Schuſſe getroffen ſtürzte ſein todtes Pferd nieder, und bedeckte den Helden, vom Sturze betäubt mit ſeinem Leibe. In wilder Eile jagten die Feinde an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Seine Rettung verdankte er ſeinem Adjutanten, dem Major von Noſtitz. Dagegen hatte man den Tod des tapfern Herzogs von Braunſchweig zu bedauern, welcher an der Spitze ſeines Corps, von einer Musketenkugel getroffen, für die gute Sache fiel. Den folgenden Tag brachten beide Theile mit Rüſtungen und Bewegungen hin, die Verbündeten, um die erlittene Niederlage wieder gut zu machen, Napoleon um den errungenen Sieg zu verfolgen. Die Preuſſen zogen ſich bei Wavre enge zuſammen; die Engländer aber ſtellten ihren Mittelpunkt bei Mont St. Jean, den rechten Flügel gegen Branie=la=Leud, und den linken gegen la Haye auf. Zugleich verabredeten ſich die beiden Feldherrn der Verbündeten, in dieſer Poſition entweder den Feind zu erwarten, oder ihn aus ihr anzugreifen. Napoleon nahm ſein Hauptquartier in der Maierei Caillou bei Planchennoit. Mit dem Anbruche des Tages ſetzte ſich die preußiſche Armee, um ihren offenſiven Zweck zu verfolgen, in Bewegung. Das 4te und 2te Corps ſtellte ſich in dem Walde vor Frichemont auf, um in dem Rücken des Feindes zu operiren; das erſte erhielt ſeine Richtung über Opain, in die rechte feindliche Flanke; das dritte ſollte als Reſerve langſam nachfolgen. Das brittiſche Heer behielt ſeine Stellung auf den Höhen von Mont St. Jean, Napoleon dehnte das ſeine auf den Höhen vorwärts Planchennoit aus. Seine Macht belief ſich auf 130,000 Mann; die der Verbündeten war 30,000 Mann ſtärker. Es war um den Mittag, als die franzöſiſche Armee anfing ſich in Bewegung zu ſetzen. Erſt begann ſie mit einer heftigen Canonade; bald aber rückten auf ihrer ganzen Linie zahlreiche Cavalleriecolonnen hervor, welche mit Ungeſtümm auf Wellingtons Heer losſtürzten. Dieſe erſten Angriffe wurden ſtandhaft zurückgewieſen. Napoleon richtete dann ſeine Operationen gegen den rechten

und linken Flügel des Herzogs. Der Kampf wurde über die Maßen heftig und mörderiſch. Die ganze engliſche Armee gab die herrlichſten Beweiſe von Tapferkeit und Todesverachtung. Aber die Uebermacht der Franzoſen und das Ungeſtümm, mit dem ihre Colonnen immer wieder andrangen, gab ihnen entſchiedene Vortheile. Die Engländer, entkräftet und auf vielen Punkten vom Feinde getrennt und überragt, wichen zurück. Der Tag ſchien verderblich für ſie zu enden. Es ertönte das Siegesgeſchrey der Franzoſen. Sie zweifelten nicht mehr, daß die Zuſage Napoleons in Erfüllung gehen werde, daß ſie heute in Brüſſel zu Abend ſpeiſen ſollten. Aber in den Augenblicken der höchſten Noth erſchien die Hülfe für die Bedrängten. Es war 5 Uhr, als der Fürſt Blücher mit drei Armeecorps heranzog, und ſich mit Wellington vereinigte. Sogleich brach der General Bülow, mit zwei Brigaden und einem Corps Cavallerie in den Rücken des feindlichen rechten Flügels hervor. Es entſtand ein heftiger Kampf. Auch gegen die Engländer wurde das Gefecht fortgeſetzt. Die Schlacht breitete ſich auf allen Punkten bei der Armee aus. Immer mehr verſtärkten ſich die Preußen, und immer zuverſichtlicher rückten ſie vor. Ihre Erſcheinung hatte alle Plane Napoleons zerrüttet. Derſelbe hatte nämlich dem Marſchall Grouchy Befehl gegeben, die preußiſche Armee zu beſchäftigen, während er ſelbſt ſeine Macht dazu anwandte, Wellingtons Heer aufzureiben. Blücher aber, indem er ſich mit dem größten Theile ſeiner Truppen auf die Seite der Engländer wandte, ließ das dritte Armeecorps, unter dem General Thielemann, bei Wavre zurück, mit dem Auftrage Grouchy zu beobachten, und in dem Falle eines Angriffs ſich vor ihm zurückzuziehen. So gingen alle Kräfte, in deren Beſitz dieſer Marſchall war, für den Zweck des Tages verlohren, und die Verbündeten gewannen den Vortheil der Ueberlegenheit an Menſchen und Hülfsmitteln. Mit ängſtlicher Sehnſucht blickte Napoleon dem Corps entgegen, von dem er in dieſen kritiſchen Augenblicken alles Heil erwartete. Es lief auch Abends um 7 Uhr das Geſchrey durch die Reihen des Heers, daß Grouchy bereits heranziehe, und ſchon den Kampf mit dem linken Flügel der Feinde begonnen habe. Durch die eitle Hoffnung ermuthigt, verdoppelten die Franzoſen ihre Anſtrengungen. Das Blutbad wurde immer gräßlicher. Man ſtritt mit einer Wuth, die den älteſten Kriegern als beiſpiellos erſchien. In dieſer Hitze des Kampfs rückte das Armeecorps, das der General Ziethen befehligte, herbei, ſchnell warfen ſich ſeine erſten Colonnen, bei dem Dorfe Smonhen, auf den rechten Flügel des Feindes, und mit Kraft und Zuverſicht ward von ihnen der Angriff eröffnet. Von dreyen Seiten ſahen ſich nun die Franzoſen auf dieſem Punkte beſtürmt; Schrecken und Verzweiflung ergriff ihre Reihen; ſie wichen zurück, indem die Preußen im Sturmſchritte und unter Trommelſchlag auf ſie eindrangen. Zu gleicher Zeit hatten die Engländer einen wüthenden Angriff, der von den auserleſenſten Truppen Napoleons auf ſie gemacht worden war, ſiegreich zurückgeſchlagen, und alles vor ſich her niedergeworfen und zertrümmert. Von dieſem Augenblicke an entfiel alle Hoffnung und aller Muth dem Feinde; ſeine Colonnen wankten; eine allgemeine Verwirrung verbreitete ſich durch das Heer; „man ſtürzte ſich — wie der franzöſiſche Bericht ſelbſt ſagt, — in größter Unordnung auf „die Communicationslinie; Soldaten, Canoniere, Wagen, alles drängte „ſich dahin; die alte Garde, die in Reſerve ſtand, wurde angerannt, „und ſelbſt mit fortgeriſſen. In einem Augenblicke war die Armee nichts „mehr, als eine confuſe Maſſe, alle Waffengattungen durch einander „gemengt; es war unmöglich ein Corps wieder zu bilden. Sogar die

„dienſthabenden Escadrons, um Napoleons Perſon gereiht, wurden ge„worfen und aufgelößt durch dieſe ſtürmiſchen Wogen, und es blieb „nichts mehr zu thun, als dem reiſſenden Strome zu folgen.“ — Es war halb zehn Uhr Abends, als ſich die Schlacht für die Verbündeten ſo glorreich entſchied. Da befahl Blücher, „daß der letzte Hauch von Menſch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden ſollte.“ — „Die Spitze der Armee, ſagt der preußiſche Bericht, beſchleunigte ihre Schritte. Raſtlos verfolgt, gerieth das franzöſiſche Heer bald in eine gänzliche Auflöſung. Die Chauſſee ſah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geſchützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art, wie beſäet. Aus mehr als neun Bivouacs wurden diejenigen, die ſich einige Ruhe hatten gönnen wollen, und keine ſo ſchnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben. In einigen Dörfern verſuchten ſie zu widerſtehen. Doch, ſo wie ſie die Trommeln und Flügelhörner hörten, flohen ſie, oder warfen ſich in die Häuſer, wo ſie niedergemacht und gefangen wurden. Der Mond ſchien hell, und begünſtigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marſch war ein ſtetes Aufſtöbern des Feindes in den Dörfern und Getraidefeldern. So ging es bis zum Anbruche des Tages raſtlos fort. Im wildeſten Durcheinander haben kaum 40,000 Mann, als Reſt der ganzen Armee, zum Theil ohne Gewehre, ſich durch Charleroi gerettet, mit nur 27 Kanonen, den Ueberbleibſeln einer zahlreichen Artillerie.“ Der Triumph dieſer Verfolgung blieb ausſchließend der preußiſchen Armee, da die engliſche, die den ganzen Nachmittag im Feuer geſtanden hatte, der Ruhe bedurfte. Man hat wenige Beiſpiele, daß ein Heer eine ſo gänzliche und entſcheidende Niederlage erlitten hat, wie hier das franzöſiſche. Wenigſtens zwei Drittheile ſeiner geſamten Maſſe wurden aufgerieben und vernichtet; der Reſt aber, der ſich hinter die Feſtungen flüchtete, war dergeſtalt zertrümmert und entmuthigt, daß er nicht mehr zu neuem Widerſtande vereinigt werden konnte. Die Zahl der Getödteten und Verwundeten an den beyden Schlachttagen erſtieg auf feindlicher Seite eine ſchauerliche Höhe, da die erbitterten Soldaten niemand Pardon gaben, und viele Angriffe im heftigſten Feuer ausgeführt wurden; erſt nach erfochtenem Siege fing man an Gefangene zu machen, und auch ihre Zahl mehrte ſich während der Verfolgung ſehr; dazu gingen viele franzöſiſche Officiere und Soldaten freiwillig zu ihren Ueberwindern über, als ſie Napoleons Glücksſtern untergehen ſahen. 300 Kanonen und über 500 Pulverwagen fielen den Siegern in die Hände. Aber auch der Verluſt der letztern war ſehr bedeutend. Sie zählten gegen 30,000 Todte und Verwundete, unter welchen ſich viele Officiere von ausgezeichnetem Range befanden. Napoleon hatte während der Schlacht die meiſten Angriffe ſelbſt geführt, und ſich großen Gefahren ausgeſetzt. Aber als er alles verloren ſah, überließ er ſich dem hinreiſſenden Strome der Flucht. In einem Wagen dahin jagend, wurde er in der Nacht von den leichten Truppen der Preußen überraſcht. Er ſprang heraus, warf ſich, ohne Degen, zu Pferde, wobei ihm der Hut entfiel, und ſo entkam er begünſtigt durch die Dunkelheit. Der Major von Keller erbeutete ſeinen Wagen. Sein Hut, ſein Degen, ſein Staatsmantel, ſein Perſpectiv und ſeine Equipagen wurden Blüchern als Trophäen dargebracht. Alle ſeine Juwelen und Koſtbarkeiten wurden den Truppen zur Beute. Manchem Soldaten ward ein Gewinn von 5 — 6000 Thalern. — So glänzend der Sieg der Verbündeten auch war, ſo übertrafen ſeine Reſultate doch alle Erwartung. Es war dieſer einzige Schlag, der den Aufſtand des Uſurpators gänzlich vereitelte, dem Krieg ein Ende mach-

te, und dem aufgeſchreckten Europa die Ruhe und die durch den Pariſer Frieden hergeſtellte Ordnung der politiſchen Verhältniſſe wieder gab. Schon vier Tage nach der Schlacht legte Napoleon die Regierung nieder. Am 6. Jul. zogen die Sieger in Paris ein.

Belleisle (Carl Ludwig Auguſt Fouquet Graf von), Marſchall von Frankreich, geboren den 22ſten September 1684 zu Vilfranche, war einer der berühmteſten Staatsmänner und glücklichſten Feldherren in Frankreich. Noch Jüngling, empfing er von Ludwig XIV. ein Dragonerregiment, und that ſich hervor. Bei der Belagerung von Lille erhielt er eine Wunde, und wurde Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem ſpaniſchen Succeſſionskriege ging er mit dem Marſchall Villars nach Raſtadt, wo er ſich auch als Staatsmann zeigte. Im Feldzuge 1734 diente er unter dem Marſchall Berwick, commandirte ein eigenes Corps an der Moſel, und wohnte der Belagerung von Philippsburg bei. Der Friede von 1736 ſicherte Lothringen der Krone Frankreich zu, und dieſe Abtretung war beſonders das Werk des Grafen Belleisle, dem der Cardinal Fleury ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Der König übergab ihm das Gouvernement von Metz und der drei Bisthümer, das er ſein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er wurde Marſchall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reiſ'te er an die erſten Höfe Deutſchlands, um ſie nach Carls des VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Churfürſten von Bayern zum römiſchen Kaiſer zu gewinnen, und verfuhr dabei mit ſo viel Würde, Geſchicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er an die Spitze der franzöſiſchen Armee, um die Heere Maria Thereſia's zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte ſich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen Separatfrieden geſchloſſen hatte, und machte dieſen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Sein Bruder, Ludwig Carl Armand Fouquet von Belleisle, war Ritter, und begleitete ihn in dieſem Kriege. Im Jahre 1748 belohnte der König ſeine Verdienſte dadurch, daß er ihn zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er wurde ins Miniſterium aufgenommen, wo er das Kriegsdepartement erhielt, ſchaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verſchönerte die Militärſchule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienſtordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Dieſer Mann, der als General, Miniſter und Familienvater ſich Ruhm und Achtung erworben hatte, ſtarb den 26ſten Januar 1761, nachdem er alle ſeine Kinder überlebt hatte.

Bellĕrophon (urſprünglich Hippŏnoos), ein Sohn des Glaucus, Königes von Corinth, tödtete ohne Vorſatz ſeinen Bruder und flüchtete zu Prŏtus, König von Ardos, der den Verwandten gaſtfreundlich aufnahm und ſühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, eine lykiſche Fürſtentochter, faßte bald eine ſträfliche Liebe für den Jüngling, und, als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gaſtrecht ihre ſtrafbare Neigung nicht erwiederte, rächte ſie ſich durch Verleumdung und Anklage des Unſchuldigen bei ihrem Gemahl. Aber Prötus wollte die Rache nicht ſelbſt an dem Gaſtfreunde vollziehen, ſondern ſchickte ihn zu ſeinem Schwiegervater Jŏbates, mit einer zuſammengelegten Tafel, worauf dem Ueberbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich vollendete er, im Geleit obwaltender Götter, ſeine Reiſe. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gaſtfreundlichem Heldengebrauch neun Tage, ehe er ihn um ſeine Aufträge befragte, und, als er am zehnten die Zeichen erkannt, und die Abſicht der ganzen Sendung verſtanden

hatte, da ſcheute auch er ſich Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein halsbrechendes Abenteuer zu beſtehen und die feuerſpeiende, dreigeſtaltete Chimäre (ſ. d. Art.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der kühnſte Wagehals aus dieſem Kampfe nicht mit dem Leben davon kommen könne. Bellerophon bekämpfte ſie auf dem Pegaſus aus den Lüften und ſeine tapfere Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Urſprung (Bellerophon war des Siſyphus Enkel), vermählte ihm ſeine Tochter, und theilte ſein Reich mit ihm. Mit ſeiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Iſandros, Hippolochos und Hippodamīa, erhielt ſich aber in ſeinem Glück nicht bis ans Ende, denn wahnſinniger Uebermuth brachte ihm Verderben. Er wollte ſich auf dem Flügelroſſe zum Olymph emporſchwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf ſich. Nach Einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegaſus, von einer Bremſe geſtochen, ab, und er durchirrte einſam und menſchenſcheu die Ebene von Aleia.

Bellona, die Schweſter, nach Einigen die Gemahlin des Mars, den ſie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmälern, auf welchen ſie erſcheint, iſt ſie ſchwer von der Minerva zu unterſcheiden. Bellona, (welche von Einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, deſſen Roſſe ſie mit blutiger Geißel antreibt), iſt eigentlich eine von der Minerva ganz verſchiedene Göttin, denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordluſt, Grauſamkeit und alles Zerſtörende und Scheußliche des Krieges; daher wird ſie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung ſelbſt im Getümmel der Waffen noch ſichtbar iſt.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), ein nicht unberühmter franzöſiſcher Dramatiker, wurde den 17. Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris gebracht. Hier verlor er ſeinen Vater nach einem Jahre; ſeine einzige Stütze war ein Oheim, der ein Parlamentsadvocat war, und ihm denſelben Beruf anwies. Er trieb dieſes Geſchäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für dramatiſche Kunſt. Sein Oheim kämpfte dieſem Geſchmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, ſich heimlich zu entfernen. Er erſchien nun an mehrern nordiſchen Höfen als Schauſpieler unter dem Namen **Dormont de Belloy**. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe in Petersburg, wo die Kaiſerin **Eliſabeth** ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, und er ging 1758 dahin zurück, um ſeine Tragödie **Titus** aufführen zu laſſen. Sein Oheim, nun ſein unverſöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl aus, der vollzogen werden ſollte, ſobald ſein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg ſeines Titus ſeine Familie zu verſöhnen; aber dieſe Hoffnung ſchlug fehl und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf ſtarb ſein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald ſeine Tragödie **Zelmire** mit dem entſchiedenſten Beifall gab. Hierauf folgte Le Siège de Calais, das außerordentliches Aufſehen machte, und noch immer zu den ſchönſten Trauerſpielen der franzöſiſchen Bühne gerechnet wird. Er erhielt die Medaille, die der König denjenigen Dichtern zugeſagt hatte, deren Stücke drei Mal auf dem Theater mit Glück

gegeben werden würden, und die nur dieſes Mal ausgetheilt worden iſt. Die Stadt Calais überſchickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapſel, mit der Aufſchrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er ſchrieb noch mehrere Theaterſtücke; in vielen ahmte er den Metaſtaſio nach, aber nirgends kann man eine gewiſſe Genialität verkennen. Belloy beſaß ein überaus glückliches Gedächtniß, und hatte ſich mit Hülfe deſſelben eine große Kenntniß der franzöſiſchen Geſchichte und der dramatiſchen Literatur erworben. Er ſtarb am 5ten März 1775, wozu der Fall eines ſeiner Stücke viel beitrug, in einem Alter von 48 Jahren.

Belohnung. Es gibt dreierlei Arten von Belohnung: eine bürgerliche (Entſchädigung für Dienſtleiſtungen und für den damit verbundenen Zeit- und Mühaufwand) eine moraliſche (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer ſelbſt wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn gethan zu haben), und eine natürliche (das Wohlſeyn, zum Beiſpiele, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit iſt). Es iſt bisher noch immer ein Streit unter den Moralphiloſophen geweſen, der auch ſo bald nicht entſchieden werden möchte, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach dieſem Leben der Zweck moraliſch guter Handlungen ſeyn müſſe oder nicht. So ſagt Loſſius in ſeinem philoſophiſchen Lexicon, S. 535: „es iſt eine ſehr gegründete Wahrheit, daß in einem moraliſchen Reiche Belohnungen Statt finden müſſen, weil hier moraliſche Vergeltung zur ſittlichen Ordnung gehört, d. h. das tugendhafte Betragen eines redlichen moraliſchen Weſens begründet die ſichere Erwartung einer ſeiner Tugend angemeſſenen Belohnung; ob es gleich nicht um dieſer Belohnung willen allein, ſondern aus edleren und reineren Antrieben ſeines Willens die Tugenden ausübte, auch nicht jure perfecto dieſelbe fodern kann, weil ſeine Pflicht, nach dem höchſten Ideale der Sittlichkeit zu ſtreben, eine unbedingte Pflicht iſt.“ Wir ſehen aus dieſer Stelle, daß der Verfaſſer ſelbſt noch nicht hinlänglich zu wiſſen ſcheint, wie er über das eigentliche Moralprincip denken ſoll, ob nämlich daſſelbe als rein unbedingt anzunehmen ſey, d. h. ob man eine gute Handlung bloß ihrer ſelbſt wegen thun müſſe, oder ob daſſelbe als bedingt aufzuſtellen ſey, d. h. ob man eine gute Handlung der einſtigen Belohnung wegen zu thun habe. Wenigſtens geht aus der angezogenen Stelle und aus den ſchwankenden Begriffen, die in derſelben aufgeſtellt ſind, deutlich hervor, daß der Verfaſſer gleich ſehr für ein unbedingtes Moralprincip als dagegen geſtimmt ſeyn möchte. Wozu uns in der Moral ſowohl, wie überhaupt im ganzen Gebiete der Wiſſenſchaft, jene Forderungen, daß man etwas thun, aber auch zu gleicher Zeit etwas nicht thun müſſe, gebracht, und auf welchen Punkt uns dieſe beliebte Manier etwas zu wollen und etwas auch nicht zu wollen, die ſo ziemlich die Sache jedermanns iſt, geführt habe, das wird niemanden, der eines aufmerkſamen Blicks fähig iſt, entgangen ſeyn. Wir unſerer Seits wenigſtens glauben, daß allenthalben, in der Wiſſenſchaft ſowohl wie in der Moral, nur die ſtrengſte Beſtimmtheit der Grundſätze, nur die unwandelbarſte Anwendung derſelben von erſprießlichem Nutzen ſeyn könne. Daher fühlen wir uns geneigt, in der Moral, als dem hier gegebenen Falle, auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die weder in dieſem, noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, dringen zu müſſen, und dies um ſo mehr, da beſonders die jetzige Zeit dem Egoismus und dem Streben nach Gewinn, abgeſehen von jeglichem reinen Enthuſiasmus für die Sache ſelbſt, nur allein zu fröhnen ſcheint. Es kann überhaupt im ſtrengſten Verſtande als eine moraliſche Täuſchung angeſehen werden, wenn man uns zwar verbietet,

hier im Leben auf Belohnung für Tugend und ſittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichſam zur Pflicht macht, dieſer Belohnung in jenem Leben entgegenzuſehen. Denn was wird durch ein ſo ſchwankendes Princip für die reine Moral eigentlich gewonnen? Man wende uns nicht etwa ein, daß, wenn Belohnung für Rechtſchaffenheit nur nicht in dieſem Leben gehofft und nur nicht für dieſe allein gehandelt wird, wir ſchon bedeutende Fortſchritte in der Ausübung der Tugend gemacht haben. Denn, was kann ein Moralprincip, wenn es nicht in ſeiner ganzen Reinheit aufgeſtellt iſt, für wahren Nutzen für das eigentliche Glück der Welt ſtiften, welches zum Theil gebietet, gute Handlungen ihrer ſelbſt wegen zu thun, zum Theil aber auch erlaubt, der Ausübung dieſer Handlungen ſich nur in Hinſicht auf eine einſtige Belohnung für dieſelben zu unterziehen? Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbeſondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich ſey, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr dieſe bisher bei der Pädagogik übliche Verfahrungsmethode als verderblich anzuſehen, und ſie als ſolche auch abzuſchaffen habe? Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie zu ſeyn ſcheint, ihre Grundſätze ſo ſtreng und ſo unwandelbar als möglich aufzuſtellen, weil die Ausübung derſelben ohnehin durch die der menſchlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit ſchon genug gefährdet zu werden pflegt; ſo müſſen wir auch in der Erziehungswiſſenſchaft jede Belohnung für erfüllte Pflichtleiſtungen als verderblich aufzuſtellen, und ſtreng vor derſelben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengeſetzten Mittel, zu warnen ſuchen. Ueberhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus ſchlechten Grundſätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Beſtrafungen zur Stütze ihres pädagogiſchen Strebens machen wollten. Denn wir ſind davon wie von der unumſtößlichſten Wahrheit überzeugt, daß da, wo nicht ſchon durch reinſittliche Beiſpiele das moraliſche Gefühl und die practiſche Handlungsweiſe in den Kindern gebildet, und gleichſam zur Gewohnheit und andern Natur geworden iſt (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Beſtrafung, weder Lob noch Tadel vonnöthen ſind), von einer eigentlichen Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend durchaus nicht die Rede ſeyn könne. Tq.

Belt iſt der eigenthümliche Name des Meeres zwiſchen Scandinavien, Dänemark und Deutſchland (auch unter dem Namen Oſtſee bekannt). Es gibt zwei Belte: der große Belt iſt eigentlich dasjenige Waſſer, welches die Inſeln Seeland und Laland von den Inſeln Fühnen und Langeland trennt; ſeine Breite iſt von drei bis fünf Meilen; der kleine Belt hat zwiſchen Fühnen und Schleswig eine Breite von zwei bis fünf Meilen, welche ſich aber zwiſchen den Inſeln Fühnen und Jütland bis auf eine Viertelmeile verengt.

Belvedere (franz. Bellevue), nennt man in Italien ſolche Gebäude, die zum Genuſſe einer ſchönen Ausſicht beſtimmt ſind. Auch benennt man mit demſelben Namen kleine, ſich über die Häuſer erhebende Thürmchen, die man beſteigt, theils um friſche Luft zu ſchöpfen, theils ſich des Anblicks der ſchönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meiſten Häuſer; eigentliche ſogenannte Belvedere's aber findet man nur in den Paläſten und Häuſern der Reichen. Unter allen dieſen iſt in jeder Hinſicht der Vaticano in Rom das merkwürdigſte, welches nicht bloß von allen Seiten die Anſicht reicher Gefilde der Apenninenkette und der Stadt ſelbſt gewährt, ſondern auch

ehemals verſchiedene Antiken vom erſten Range auf dem Muſeo Pio Clementino in ſich faßte, unter denen ſich beſonders die bewunderte Statue Apollo's, die deßhalb der Apollo von Belvedere genannt wurde, auszeichnete. Dieſe Antiken kamen zur Zeit der franzöſiſchen Unterjochung meiſtens in das Pariſer Muſeum; nach den Ereigniſſen von 1815 aber wurden ſie reclamirt und wieder nach Rom zurückgebracht. In Frankreich gibt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und ſich vor der Gluth der Sonnenſtrahlen ſchützt. In Deutſchland hat man mehreren fürſtl. Luſtſchlöſſern dieſen Namen beigelegt. So gibt es z. B. bei Wien, am Rennwege (einer Vorſtadt), einen kaiſerlichen Sommerpalaſt und Garten mit einer koſtbaren Bildergallerie, welcher Belvedere heißt, und ehemals dem Prinzen Eugen von Savoyen gehörte; ein gleiches Luſtſchloß mit demſelben Namen, nebſt einem Garten und ſchöner Orangerie, findet man eine halbe Stunde von Weimar, woſelbſt ſich kurze Zeit eine Erziehungsanſtalt für junge Engländer befand. In Caſſel heißt die eine von den vier Gaſſen, aus welchen die franzöſiſche Neuſtadt beſteht, Bellevue, weil ſie, über die Aue hinweg, eine der ſchönſten Ausſichten gewährt, die es in Norddeutſchland geben kann. Belvedere heißt auch ein ſchlechter Ort auf der Weſtſeite von Morea (dem ehemaligen Peloponneſus), der bei den Griechen Calloscopium (ſchöne Ausſicht) genannt wird, und wo ehemals Elis ſtand. Sie liegt in der Landſchaft Belvedere, welche eine von den vier Provinzen ausmacht, in welche Morea jetzt getheilt wird, und welche heißen: Belvedere, Clarenza, Saccania und Zacconia. Auch gibt es eine Stadt Belvedere in Sicilien nicht weit von Syracus, und ein Luſtſchloß und Flecken Belvedere im diesſeitigen Calabrien, welches dem Hauſe Caraffa unter dem Titel eines Fürſtenthums gehört.

Bembo (Pietro), einer der berühmteſten Gelehrten und Schriftſteller Italiens, welche das 16te Jahrhundert verherrlicht haben, war zu Venedig im Jahre 1470 geboren. Er war acht Jahre alt, als ſein Vater, der als Geſandter nach Florenz ging, ihn dahin mitnahm. Hier begann er bereits das Studium der lateiniſchen Sprache, das er nach ſeiner Rückkunft in Venedig vollendete. Die Begierde, auch die griechiſche Sprache zu erlernen, führte ihn 1492 nach Meſſina, wo damals der berühmte Conſtantin Laſcaris ſich aufhielt. Zwei Jahre lang beſuchte er mit Eifer die Lehrſtunden dieſes geſchickten Meiſters, und kehrte alsdann in ſein Vaterland zurück, wo er, um die vielen an ihn gerichteten Fragen über den Aetna auf einmal zu beantworten, eine Schrift über dieſen Vulkan abfaßte. Er ging darauf nach Padua, um ſeinen philoſophiſchen Curſus zu machen, und wollte dann, nach dem Willen ſeines Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geſchäfte treten; aber bald fand er Mißbehagen daran, und widmete ſich ganz der Cultur der Wiſſenſchaften. Er trat in den geiſtlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er ſeine philoſophiſchen Sudien vollendete, verband er ſich genau mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und beſonders mit Sadolet, der für immer einer ſeiner liebſten Freunde blieb. Er gewann auch die Gunſt des jungen Fürſten Alphons von Eſte, und als dieſer Fürſt ſich 1502 mit der berühmten Lucretia Borgia, der Tochter Papſt Alexanders VI., vermählt hatte, erwarb Bembo in gleichem Maaße und auf noch andere Weiſe auch das Wohlwollen dieſer Fürſtin. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo ſich in dem Hauſe des Aldus Manutius eine gelehrte Akade-

mie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichſten Mitglieder derſelben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die ſchönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieſer berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Beſuche in Rom, wo ſein Glück noch nicht gereift war, begab er ſich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wiſſenſchaften am meiſten in Anſehen ſtanden. Er verlebte hier ungefähr ſechs Jahre, und erwarb ſich mächtige Freunde. Er war im Jahre 1512 Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papſtes Leo X.) nach Rom gefolgt, als man Julius II. aus Dacien ein altes Buch überſchickte, das niemand erklären konnte. Bembo dechiffrirte es, wofür der Papſt ihm die reiche Commende von Bologna vom Orden des heiligen Johannes von Jeruſalem verlieh. Julius ſtarb bald darauf, und Leo X., ſein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu ſeinem Secretär, mit einem Gehalte von 3000 Thalern, und gab ihm ſeinen Freund Sadolet zum Amtsgenoſſen. Bald erhöhte der Papſt dieſen Gehalt noch um 3000 Goldfloren. Um dieſe Zeit machte Bembo die Bekanntſchaft mit einer jungen und hübſchen Dame, Namens Moroſina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichſten Einverſtändniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Schon früher hatte er verſchiedene Geliebten gehabt. Seine vielen Amtsgeſchäfte, ſeine literariſchen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten ſeine Geſundheit ſo geſchwächt, daß er zu ihrer Wiederherſtellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leo's X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgeſtattet war, beſchloß er, ſich ganz von den Geſchäften zurückzuziehen, und den Reſt ſeiner Tage in Padua, deſſen Luft ihm wunderbar zuſagte, in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und dem Umgange mit ſeinen Freunden zu verleben. Sein Haus ward ein Tempel der Muſen. Die Gelehrten dieſer berühmten Univerſität beſuchten es eifrigſt und die Fremden ſtrömten dahin. Bembo brachte eine anſehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zuſammen, die damals für eine der reichſten in Italien galt, und legte einen ſchönen botaniſchen Garten an. Den Frühling und Herbſt brachte er auf einer Villa, Bozza genannt, zu, welche von Alters her ſeiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er beſonders für ſeine Arbeiten in Proſa und Verſen an. Im Jahre 1529 wurde ihm von der Republik Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Hiſtoriographen angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerſtreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papſt Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beſchloſſenen Cardinalpromotion die Augen auf die berühmteſten Männer ſeiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu auserſehen, und würde ihn ſchon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde deſſelben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Urſach, daß Bembo erſt 1539 den Cardinalshut empfing, als er ſich eben in Venedig befand. Er begab ſich ſogleich nach Rom, und empfing am Weinachtstage die Weihe. Von jetzt an entſagte er der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu ſeinem Hauptſtudium. Von ſeinen frühern Arbeiten ſetzte er allein die Geſchichte von Venedig fort. Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald

darauf, um ihn in den Stand zu ſetzen, ſeiner Würde gemäß in Rom zu leben, da Bembo ſein Vermögen durch die Ausſtattung ſeiner Tochter erſchöpft hatte, der Papſt aber ihn um ſich zu haben wünſchte, das reiche Biſthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren überhäuft, und ſtarb 1547 in einem Alter von 77 Jahren an den Folgen einer ſtarken Verwundung, die er erhielt, als er auf dem Lande durch eine Thür reiten wollte welche zu eng war. Er ward in der Kirche Santa Maria della Minerva zwiſchen den Päpſten Leo X. und Clemens VII. beerdigt. Sein Sohn und Erbe Torquato ließ folgende Inſchrift auf ſein Grabmal ſetzen:

Petro Bembo Patricio Veneto
ob cujus singulares virtutes
a Paulo III. Pontif. Max.
in Sacrum Collegium Cooptato
Torquatus Bembus P.

Der Schmerz ſeiner zahlreichen Freunde war tief, und drückte ſich in einer Menge von Gedichten aus. Bembo vereinigte in ſeiner Perſon, ſeinem Charakter, in der Anmuth ſeiner Unterhaltung und ſeines Geiſtes alles, was liebenswürdig iſt. Sein literariſches Verdienſt war ſchon bei ſeinen Lebzeiten allgemein anerkannt. Er war der Wiederherſteller des guten Styls ſowohl in der lateiniſchen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäſar zu ſteten Muſtern wählte, als auch in der italiäniſchen, wo er beſonders Petrarca nachahmte. In Anſehung der Reinheit des Styls war er ſo ſcrupulös, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verſchiedene Fächer hatte, welche ſeine Schriften nach und nach, ſo wie er ſie mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erſt, wenn ſie alle vierzig Prüfungen beſtanden hatten, machte er ſie bekannt. Seine ſämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, ſind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erſchienen. Die wichtigſten derſelben ſind die Geſchichte Venedigs von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er ſowohl lateiniſch als italiäniſch abfaßte; Le prose, Dialogen, in welchen die Regeln der toscaniſchen Sprache aufgeſtellt werden; Gli Asolani, Dialogen über die Natur der Liebe; Le rime, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; Seine Briefe, ſowohl die italiäniſch als die lateiniſch geſchriebenen; De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber; Carmina, eben ſo geiſtreich als elegant, aber zum Theil von einem freiern Geiſte, als der Stand des Verfaſſers erwarten ließ, und einige andere.

Benares, eine große Landſchaft in Hindoſtan, in welcher ungefähr zwei Millionen Menſchen wohnen. Die Hauptſtadt, gleiches Namens, am Ganges gelegen, war bisher als der Sitz der echten indiſchen Gelehrſamkeit berühmt, wo die Braminen in der heiligen Sprache Sanskrit und andern Wiſſenſchaften unterwieſen wurden. Sie wird auch wegen einer alten Pagode nächſt der Pagode von Jaggrenat in Orixa für beſonders heilig gehalten, und fleißig von indiſchen Pilgrimmen beſucht. Uebrigens ſind die Einwohner meiſtens Kaufleute und Wechsler, denn hier iſt der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelſteine, die aus Bundelkund gebracht werden; auch ſind die Fabriken von Gold- und Silberſtoffen ſehr wichtig. Bis 1781 hatte die Provinz Benares einen eigenen Rajah, wiewohl derſelbe ſchon ſeit 1775 den Engländern zinsbar war; aber im Jahre 1787 vertrieben ſie ihn, unter dem Gouverneur Haſtings, aus ſeinem Fürſtenthume, weil er ſich, außer dem gewöhnlichen Tribut, nicht zu außerordentlichen Subſidien

verſtehen wollte. Jetzt gehört dieſes anſehnliche Land den Engländern; der Rajah, den ſie ſelbſt eingeſetzt haben, beſitzt nur den leeren Titel, und iſt ſeiner Würde nur ſo lange ſicher, als kein anderer dem engliſchen Präſidenten von Bengalen einen höhern Tribut anbietet. Der jetzige Rajah zahlt jährlich über zwei Millionen Thaler.

Bench, Kingsbench (Königsbank) iſt ein hohes Gericht in England, welches zu London in dem Palaſt von Weſtminſter gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es beſteht aus einem Präſidenten und drei Beiſitzern. Außerdem aber heißt auch Kingsbench das in London in der Vorſtadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen beſtehende Gefängniß, das für die geringere Vergehen, beſonders aber Schulden halber Verhafteten beſtimmt iſt, welche im Umfange des Gefängniſſes der vollkommenſten perſönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geſchäfte fortſetzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen ſind. Sehr intereſſante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Hans Georg), der Vater der berühmten Künſtlerfamilie gleiches Namens, war ein Leinweber zu Altbenatky in Böhmen und, nach der Weiſe ſeines Landes, auf verſchiedenen Inſtrumenten ſelbſt ein wenig muſikaliſch. König Friedrich II. von Preußen nahm ihn mit ſeiner ganzen Familie im erſten ſchleſiſchen Kriege mit ſich nach Berlin, wo er die Kinder deſſelben, welche ſämmtlich Anlage zur Muſik zeigten, in dieſer Kunſt unterrichten ließ.

Benda (Franz), älteſter Sohn des vorigen, der Stifter einer eigenen Violinſchule in Deutſchland, war königl. preußiſcher Concertmeiſter und 1709 zu Altbenatky in Böhmen geboren. Er hatte ſich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm ſo ſehr an allen Hülfsmitteln, daß er ſich zu einer Truppe herumziehender Muſikanten begeben mußte, um ſeinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter dieſen befand ſich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der in ſeiner Art ein Muſiker von ganz beſonderm Talente war. Er brachte nämlich in ſeinen Tanzmelodien ſo ſchwere, gewagte und die äußerſte Höhe des Griffbretes erreichende Paſſagen auf eine ſo geniale Weiſe hervor, daß jedermann, der es hörte, darüber in Erſtaunen gerieth. Dieſer Löbel kann demnach als das erſte Vorbild betrachtet werden, nach welchem Franz Benda ſich auf der Geige bildete. Müde dieſes unſteten Lebens, kehrte unſer Franz in ſeinem achtzehnten Jahre nach Prag zurück, wo er ſchon vorher Sopranſänger an der St. Nicolaikirche geweſen war. Nachdem er daſelbſt einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genoſſen hatte, unternahm er eine Reiſe nach Wien und fand daſelbſt Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeiſter in die Dienſte des Staroſten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung in ſeine Dienſte nahm. Im Jahre 1772 wurde er an Grauns Stelle zum königl. Concertmeiſter ernannt, und ſtarb als ſolcher am 7ten März 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt ſich über ihn alſo aus: „Seine Manier war nicht Tartini's, noch Somi's, noch Veracini's, noch irgend eines andern bekannten Oberhaupts einer Muſikſchule. Es war ſeine eigene, die er ſich nach den Muſtern der großen Meiſter gebildet hatte.“ Hiller, im erſten Bande ſeiner Biographie, ſagt: „Er brachte auf ſeinem Inſtrumente die ſchönſten, reinſten, lieb-

lichſten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präciſion des Spiels und in der Schärfe des Bogenſtrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel ſeines Inſtrumentes vollkommen, und verſtand die letztern zu benutzen. Der erhabene Geſang hatte für ihn den meiſten Reiz.“ Von ſeinen vielen Compoſitionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter ſeine Zöglinge im Geſange zählt man ſeine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeiſter Reichard und Wolff.

Benda (Johann), zweiter Sohn von Hans Georg, Violiniſt, ſtarb in preußiſchen Dienſten.

Benda (Georg), dritter Sohn von Hans Georg, gothaiſcher Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerſt von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angeſtellt, trat aber 1748 als Capellmeiſter in die Dienſte des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, ſein Talent für Compoſition, beſonders für den Kirchenſtyl, immer mehr auszubilden, worin ihn der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der ſelbſt ein großer Freund und Beſchützer der Tonkunſt war, nicht allein auf das liberalſte unterſtützte, ſondern ihn auch im Jahre 1765 eine Reiſe nach Italien machen ließ, und ihn hierauf mit erhöhtem Range zum Capelldirector ernannte. In Venedig traf Georg Benda den damals ſo ſehr berühmten Haſſe an, deſſen freundſchaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weiſe genoß. Als dieſer die ihm daſelbſt aufgetragene Oper, wegen ſchneller Abreiſe, nicht componiren konnte, erhielt Benda den Auftrag, dieſe Compoſition zu übernehmen, lehnte aber denſelben, ſo ſchmeichelhaft das in ihn geſetzte Zutrauen auch für ihn ſeyn mußte, dennoch ab, weil ſein Urlaub ſo eben zu Ende laufen wollte. Auch mit ſeinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeiſter Schweizer, traf Benda in Venedig zuſammen. Dieſe Reiſe gab ſeinem Geſchmacke und ſeiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielſeitigkeit, welche ohne dieſelbe Benda vielleicht nie erreicht haben würde. Hiervon kann folgende Anekdote zum Beweiſe dienen. Als er in Italien die erſte Oper von Galuppi hörte, ward er, der an die fleißig gearbeitete berliniſche Muſik gewöhnt war, ſo unwillig über das leere Tongeklingel, wie er es nannte, daß er nach dem erſten Acte hinauslief. Sein Freund, der Muſikdirector Ruſt aus Deſſau, der ſich mit ihm zugleich in Venedig befand, hatte indeſſen die Oper nicht nur mit Vergnügen bis zu Ende gehört, ſondern er ging auch die folgenden Abende wieder hinein. Benda hatte zu Hauſe einen langweiligen Abend gehabt, und begleitete ihn alſo am dritten Tage, doch mit dem Vorſatze, bald wieder hinauszugehen. Aber er blieb nicht nur bis an das Ende, ſondern er ging auch zur vierten und zu allen Vorſtellungen wieder hin, und geſtand am Ende ſeinem Freunde, ihm ſey über den Effect wahrer Theatermuſik in der klaren, durchſichtigen Manier des Italiäners ein neues Licht aufgegangen. Aus dieſer Anekdote ſieht man, daß Georg Benda dem Studium der italiäniſchen Muſik ſeine eigentliche Bildung und den Erfolg, den ſeine Werke in Deutſchland gehabt haben, zu verdanken hat. So ſprach er auch noch in den letzten Jahren ſeines Lebens mit dankbarem Enthuſiasmus von ſeiner Reiſe nach Italien. Benda's Talente hatten ſeit einer geraumen Zeit gleichſam geſchlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., welcher 1772 erfolgt war, hörte die Kirchenmuſik in der Hofkirche auf, für welche Benda ſeine vorzüglichſten Werke geſchrieben hatte. Jetzt aber begann in Benda's Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der im Jahre 1774 das Schloß zu Weimar zer-

ſtörte, ward nämlich die ehemals ſehr berühmte ſeilerſche Schauſpieler-geſellſchaft gezwungen, von dort auszuwandern und ſich nach Gotha zu begeben. Mit ihr kam auch Schweizer, der Nachfolger Benda's, der damals durch die Compoſition der wielandiſchen Oper Alceſte vorzüglich bekannt geworden war, nach jener Stadt. Da Schweizer außer dieſer Oper auch noch mehrere ſeiner Arbeiten in Gotha aufführte; ſo regte ſich dadurch das große Talent, welches Benda'n früher ſchon die die beiden Opern Ciro riconosciuto und il buon marito hatte componiren heißen, von neuem in ihm auf, und er ſetzte dies Talent nun ausſchließlich für das Theater in Thätigkeit. Die erſte, ſehr bekannt gewordene Frucht davon war ſeine Ariadne, mit deren Entſtehung es folgende Bewandniß hatte. Die Schauſpielerin Brandes, die Mutter der nachmals ſo berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Geſang, aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenſpiels. Er ſann daher darauf, wie er ihre Kunſt als Schauſpielerin zugleich mit der Kraft der Muſik verbinden könnte. Auf dieſe Weiſe faßte er die Idee zu einem Melodrama, die nun auch nach Gotters und Engels Angaben, welcher letzterer eben in Gotha war, von dem Schauſpieler Brandes ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und ſomit entſtand das Melodrama Ariadne, welches nachher faſt in ganz Europa bekannt geworden iſt. Als eine Sonderbarkeit verdient es angeführt zu werden, daß J. J. Rouſſeau ſchon einige Jahre früher dieſelbe Idee gehabt, und ſie auch in ſeinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch iſt es erwieſen, daß Benda, als er den Plan zu ſeiner Ariadne faßte, von Rouſſeau's Unternehmung auch nicht die allergeringſte Kenntniß gehabt hat. Ariadne wurde nun bald in ganz Deutſchland und nachher auch in dem übrigen Europa mit dem enthuſiaſtiſchen Beifalle aufgenommen, welchen dieſe Compoſition in der That wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung verdient. Dies Urtheil kann uns jedoch nicht die Pflicht auferlegen, die äußere Form dieſes Werks, die in der That in ihrer ſteten Unterbrechung gegen die künſtleriſche Einheit auf das allerunangenehmſte verſtößt, als vollkommen gelungen anzuerkennen. Im Gegentheile müſſen wir geſtehen, daß jenes Werk, ſo wahrhaft originell es auch in ſeiner Form und Ausführung daſteht, ſtets einen peinlichen, dem wahrhaften Kunſteffecte gerade entgegenſtrebenden Eindruck auf uns gemacht hat. Daß überhaupt die Form deſſelben als rein verfehlt zu betrachten iſt, geht auch ſchon daraus hervor, daß dieſes Werk, ſo allgemeine Senſation es auch eine lange Zeit gemacht hat, dennoch durchaus keine Nachahmungen veranlaßt hat. Dieſer Umſtand allein entſcheidet ſchon auf eine wahrhaft ſprechende Weiſe gegen die äußere Form der Ariadne. Dieſem Werke ließ Benda übrigens die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch, gleichſam als fühle er ſchon damals das Unſtatthafte ſeiner Form, mehrere Stellen arienmäßig behandelte, alſo jener Zerſtückelung wenigſtens theilweiſe wiederum entſagte, und ſich der einmal beſtehenden Gattung näherte. Nachher ſetzte er noch folgende Stücke: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, Pygmalion, welches letztere Stück er in Wien arbeitete, und das tatariſche Geſetz, das in Mannheim zuerſt aufgeführt wurde. Alle dieſe Stücke haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Benda ſuchte übrigens gegen das Jahr 1778 um ſeinen Abſchied in Gotha nach, weil er ſich ſeinem Nebenbuhler Schweizer nachgeſetzt zu ſeyn glaubte, und beharrte, trotz der

Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und ſeiner ſämmtlichen Freunde, auf ſeinem Entſchluſſe, worauf er eine Reiſe durch Deutſchland machte, bald aber, ſeines unſteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn. nicht hatte leben können, jetzt um eine Penſion von 400 Thlrn nachſuchte und ſie auch erhielt. In dieſe Zeit fällt auch ſeine Reiſe nach Paris, wohin er 1781 gerufen wurde, um dort ſeine Ariadne, der man einen franzöſiſchen Text untergelegt hatte, in Perſon aufzuführen. Ob nun gleich der Beifall, den dieſe Arbeit in Paris fand, getheilt war; ſo kehrte Benda dennoch hinlänglich für ſeine Reiſe entſchädigt nach Gotha zurück, von wo er ſich in ſeinen ländlichen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. Im Jahre 1785 zog er aber nach Ronneburg und von dort nach dem nahe gelegenen Köſtritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Muſik gänzlichen Abſchied nahm. Hier ſtarb er 1795 in einem Alter von 73 Jahren. Die wahrhaft intereſſanten Anekdoten, zu welchen ſeine Zerſtreutheit, ſo wie ſeine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müſſen wir aus Mangel an Raum, hier mit Stillſchweigen übergehen. Sein Sohn Friedrich Benda, der als Tonkünſtler nicht unberühmt war, und in mecklenburg-ſchweriniſchen Dienſten ſtand, ſtarb noch vor dem Vater. Pq.

Benda (Joſeph), vierter Sohn von Hans Georg, war preußiſcher Kammermuſikus.

Benda (Anna Franciska), Tochter von Hans Georg, verheirathet an den Kammermuſikus Hattaſch in Gotha, galt für eine der größten Sängerinnen Deutſchlands ihrer Zeit und ſtarb 1780.

Bender, eine ſtarke Feſtung an der Moldau, am Dnieſterfluß, an deſſen Ufer ſie mondförmig erbaut iſt. Im Jahre 1771 ward Bender von den Ruſſen unter dem General Panin mit Sturm genommen. Die Beſatzung, ſo wie die Einwohner, deren Anzahl zuſammen ſich auf 30,000 Seelen belief, wurden dabei größtentheils niedergehauen; die Stadt brannte ab, wurde aber im nachfolgenden Frieden den Türken zurückgegeben. Früher ward Bender durch Carl XII. berühmt, der ſich nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Pultawa 1709 dahin flüchtete, und bis 1713 daſelbſt blieb. (S. Carl XII.)

Benedict XIV., einer der ausgezeichnetſten Päpſte, folgte Clemens XII. und ward am 17ten Auguſt 1740 gewählt. Er hieß Proſper Lambertini und ſtammte aus einer anſehnlichen Familie zu Bologna, wo er 1675 geboren war. Schon in ſeiner Jugend zeichnete er ſich durch ſchnelle Fortſchritte in allen Wiſſenſchaften aus. Die ernſteſten Studien genügten kaum ſeinem Eifer für die Arbeit, und verminderten um nichts die ungemeine Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes. Mit beſonderer Vorliebe ſtudirte er den heiligen Thomas. Er legte ſich mit gleichem Erfolg auf das canoniſche und bürgerliche Recht, und ward Conſiſtorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, ſich mit den bei der Beatification üblichen Gebräuchen bekannt zu machen, und ſpäter ein ſchätzbares Werk darüber zu ſchreiben. Leidenſchaftlich für die Wiſſenſchaften, für hiſtoriſche Forſchungen, für die Denkmäler der Kunſt eingenommen, verband Lambertini ſich mit allen berühmten Männern ſeiner Zeit. Er hegte die höchſte Achtung für den Pater Monfaucon, denn er in Rom kennen lernte, und der von ihm ſagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für die Wiſſenſchaften und eine für die Geſellſchaft.“ Seine ernſten

Studien hinderten ihn nicht, ſich auch mit den trefflichſten Dichterwerken bekannt zu machen, durch die er ſeinen Geiſt erhob und ſeinen Ausdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geiſtliche Aemte und Würden ertheilt. Benedict XIII. verlieh ihm 1727 das Bisthu von Ancona, wozu 1732 noch das Erzbisthum von Bologna kam Lambertini zeigte allenthalben große Talente und Tugenden, und e füllte ſeine Pflichten mit dem gewiſſenhafteſten Eifer. Er widerſtan dem Fanatismus ſelbſt mit Gefahr ſeiner eigenen Sicherheit, nahm ſi der Unterdrückten an, und äußerte ſich ſelbſt gegen Clemens XII. mi ſeltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen deſſelben zu verlieren. Die höchſte Beſtimmung harrte ſeiner nach dem Tode dieſe Papſtes. Der Cardinalshut, den er von Benedict XIII. im Jahr 1728 empfangen hatte, verſchaffte ihm Zutritt in das Conclave im Jahre 1740, wo vornehmlich die Intriguen des Cardinals Tencin die Wahl über den gewöhnlichen Zeitpunkt hinaus verzögerten. Die Cardinäle, die in ungefähr gleiche Parteien getheilt waren, konnten ſich über die Wahl nicht vereinigen, als Lambertini zu ihnen mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit ſagte: „Wenn ihr einen Heiligen wollt, ſo nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich.“ — Dieſe gleichſam von ungefähr hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. Tencins Plane wurden vereitelt, und Lambertini beſtieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpſtlichen Stuhl. Die Wahl der Miniſter und Freunde, mit welchen er ſich umgab, gereichte ſeiner Urtheilskraft zur höchſten Ehre. Er ernannte zu ſeinem erſten Miniſter den Cardinal Valenti, deſſen Verluſt ihm in der Folge den lebhafteſten Schmerz verurſachte. Dieſer war ein Mann von den größten Verdienſten, ſo wie auch die Cardinäle Paſſionei und Quirini, welche Benedict gleichfalls in ſein Vertrauen zog. Auch weiß man, daß er den Verfaſſer des Anti-Lucrez ſehr ſchätzte. Der Zuſtand der Kirche und die Lage des römiſchen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürſten nicht mehr vor dem Bannſtrahle des Vatican. Die Päpſte hatten ihren Anſprüchen auf die zeitliche Oberherrſchaft entſagt, und Lambertini ſah wohl ein, daß das Anſehen des päpſtlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weiſe Mäßigung erhalten werden könne. In dieſem Geiſte handelte er unabweichlich, und ſo gelang es ihm ſelbſt unter verwickelten und widerſtreitenden Verhältniſſen nicht nur die catholiſchen, ſondern durch Willfähigkeit und Duldung auch die proteſtantiſchen Fürſten zufrieden zu ſtellen. Die Wiſſenſchaften, die er mit Leidenſchaft liebte, waren ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Sorgfalt. Er ſtiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians meſſen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem ſelbſt entworfenen Plane erbauen, die ſchönen Gemälde in St. Peter in Moſaik ausführen, die beſten engliſchen und franzöſiſchen Werke ins italiäniſche überſetzen, und auf ſeinen Befehl fing man an, eine Notiz der Manuſcripte der vaticaniſchen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beſchützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht ſeiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher, begünſtigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Feſttage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Er bemühte ſich, die Dogmen und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er ſelbſt das löblichſte Beiſpiel gab. Er lieh den Je-

ſuiten in Portugal eine Reform u. ſ. w. Nach einer ſchmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit ſeiner Seele, noch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes verlor, ſtarb er am 3ten Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel ſchreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen ſeine Werke ſechzehn Foliobände, in denen ſie zu Venedig erſchienen ſind. Das wichtigſte derſelben iſt ſeine Schrift von den Synoden, worin man den großen Canoniſten erkennt.

Benedictiner, ſ. Orden (Geiſtliche).

Bengalen, ein großes Land in Oſtindien dies- und jenſeit des Gangesfluſſes, das vormals zu dem Reiche des großen Moguls gehörte, aber nach den bengaliſchen Kriegen von 1756 bis 1765, durch das Glück und die Tapferkeit des Lords Clive, an die oſtindiſche Compagnie in England kam. Bengalen wurde von einem Nabob regiert: als aber der Großmogul daſſelbe nebſt dem reichen Bahar und Orixa den Engländern abtrat (in der Folge überließ er ihnen auch die Provinz Benares), blieb dem Nabob nichts als der leere Titel und ein geringer Theil ſeiner Einkünfte übrig. — Der Tod des alten Nabobs Mir Jafsir ſetzte die Engländer 1770 in den vollen Beſitz des Landes und aller Rechte, und der jetzt lebende Nabob (die Engländer haben die Nabobswürde aus Politik beibehalten) bekommt von ihnen eine Penſion von noch nicht einer Million Thaler. Bengalen, zu dem jetzt die beiden benachbarten Provinzen Bahar und Orixa und ſeit 1781 auch Benares gehören, hat in dieſer Vergrößerung einen Umfang, der, nach Rennels Schätzung, gewiß 6000 deutſche Quadratmeilen beträgt. Es iſt ein herrliches fruchtbares Land; die Mongolen nennen es das Paradies der Welt. Die vornehmſten Handelsartikel, welche aus Bengalen gezogen werden, ſind ſeidene und baumwollene Waaren, Tapeten, Opium, Spezereien und Salpeter (welcher aus dem Erdboden hervorwächſt, und weil er zuſammengekehrt wird, im Handel den Namen Kehrſalpeter führt). Bis 1770, wo eine fürchterliche Hungersnoth den dritten Theil der Einwohner in den inländiſchen Provinzen aufrieb, und faſt vier Millionen Menſchen das Leben koſtete, war Bengalen ſehr bevölkert, und zählte damals auf funfzehn Millionen Einwohner; allein auch ohne dieſe und ähnliche Ereigniſſe, nimmt die Anzahl der bengaliſchen Einwohner täglich ab. Die neuen Oberherren ſaugen das Land durch beinahe unglaublich ſcheinende Staatseinrichtungen aus, und die Habſucht der Engländer richtet alle Induſtrie und den Landbau zu Grunde. Jetzt iſt Calcutta die Hauptſtadt von Bengalen, der engliſche Generalgouverneur von ganz Oſtindien hat hier ſeinen Sitz aufgeſchlagen.

Bengel (Johann Albrecht), ein berühmter lutheriſcher Geiſtlicher, geboren im J. 1687 zu Winnenden im Würtembergiſchen. Er ſtudirte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann Prediger und Profeſſor zu Denkendorf. Die griechiſche Sprache war ein Hauptgegenſtand ſeines Unterrichts. Beſonders beſchäftigte er ſich mit den Kirchenvätern und dem neuen Teſtament. Seine Kenntniſſe und Arbeiten ließen ihn nach und nach zu verſchiedenen geiſtlichen Würden ſteigen. Er ſtarb im J. 1752. Bengel iſt der erſte lutheriſche Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Teſtaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfſinn, der Geduld, und Reife des Urtheils behandelt hat, die eine ſolche Arbeit erfodert. Beſonders hat er ſich um die Berichtigung des Textes große Verdienſte erworben. Weniger Werth haben ſeine Bemerkungen, in welchen der Verfaſſer ſich zuweilen durch ſeine Neigung zum Myſticismus hat irreleiten laſſen. Seine Auslegung

der Apokalypſe hat ihn bei einigen in den Ruf eines begeiſterten Propheten, bei den meiſten aber eines Schwärmers gebracht. Er hatte eigne Ideen über das Ende der Welt, die er gern entwickelte. Seine Sitten und ſein Charakter wurden allgemein geſchätzt.

Benjowsky (Moritz Auguſt Graf von), ein Mann von raſtloſer Thätigkeit und von ſo mannichfaltigen und außerordentlichen Schickſalen, daß man ſeine Geſchichte auf den erſten Blick für einen Roman hält, wiewohl die Echtheit derſelben keinem Zweifel unterworfen iſt. Er war 1741 zu Werbowa in Ungarn geboren, wo ſein Vater General in kaiſerlichen Dienſten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im ſiebenjährigen Kriege bis 1756, wo ihn ein Oheim, deſſen Güter er einſt erbte, nach Litthauen rief. Seine Schwäger entriſſen ihm indeß ſein Vermögen in Ungarn, wohin er zurückkehrte, um ſie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowsky war genöthigt nach Polen zu flüchten, wo er nach verſchiedenen Reiſen deu polniſchen Conföderationen gegen die Ruſſen beitrat. Er ward nach und nach Oberſter, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeiſter. Bei Kumenka ſchlug er ein ruſſiſches Detachement; bald nachher aber verlor er ein Treffen und ward von den Ruſſen gefangen. Er entfloh dieſer höchſt grauſamen Gefangenſchaft, ward wiedererlangt, und gegen das Verſprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtſchatka verwieſen. Auf der Reiſe dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieſer Umſtand verſchaffte ihm bei dem Gouverneur Nilow eine gute Aufnahme, in deſſen Hauſe er in der Folge Eingang fand, und deſſen Kinder er in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache unterrichtete. Hier verliebte ſich Aphanaſia, des Gouverneurs jüngſte Tochter, in ihn; und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu ſetzen und ihn mit derſelben zu verloben. Während deſſen hatte er ſchon den Plan entworfen, mit mehreren Mitverſchwornen aus Kamtſchatka zu entfliehen. Er war nahe daran verrathen zu werden: ſogar Aphanaſia erfuhr ſein Vorhaben; aber ſie verließ ihn nicht, ſondern beſchloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. In Begleitung Aphanaſiens, die ihm unveränlich treu blieb, obgleich ſie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet ſey, verließ er Kamtſchatka im Mai 1771. Seine Abſicht war, nach China zu ſegeln; ſtatt deſſen aber kam er nach vielen Mühſeligkeiten, die er ſowohl von der Natur als von ſeinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japaniſchen Inſel Uſmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte ſich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben, und den Inſulanern das Verſprechen zurücklaſſen, wiederzukommen und eine Colonie zu errichten; ein Verſprechen, daß er auch nach ſeiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er ſegelte nach Formoſa, wo er ſich ſelbſt durch die glänzendſten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von ſeiner Reiſe abzuſtehen. Endlich kam er nach Macao; hier wurden ihm von den Franzoſen, Holländern und Engländern Vorſchläge gethan. Da er die erſten annahm, ſo erkauften die Engländer einen Theil der Beſatzung ſeines Schiffes; und Stepanov, ein Ruſſe, der ſchon früher mehrmals Meutereien zu erregen geſucht hatte, zettelte eine Verſchwörung wider ihn an. Allein ſie mißlang; Stepanov wurde mit 4000 Piaſtern abgefunden und ging in holländiſche Dienſte. Viele von Benjowsky's Begleitern ſtarben zu Macao am Fieber, unter denen auch Aphanaſia war, die ihrem Geliebten ſtets treu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde hier beſtimmt, auf der Inſel

Madagascar ein Etabliſſement anzulegen; ein Unternehmen, deſſen Schwierigkeit er ſelbſt vorherſah, beſonders da der glückliche Erfolg deſſelben ganz von dem gutem Willen der Beamten der Inſel Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils ſeiner Ausrüſtung und Unterſtützung verwieſen war. Dennoch begab er ſich auf die Reiſe, kam im Jun. 1774 in Madagascar an, und betrug ſich, trotz der Widerwärtigkeiten des Clima's und der Vernachläſſigung, die er vom franzöſiſchen Miniſterio erfuhr, überaus ſtandhaft und klug. Er gewann verſchiedene Nationen und Chefs. Mehrere derſelben ſchickten feierliche Geſandtſchaften an ihn, und gaben ihm den Wunſch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampanſacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm dieſe Anerbietung an, behielt ſich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er ſeine Entlaſſung von demſelben erhalten habe. Dieſer Fall trat bald ein, als franzöſiſche Commiſſarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, denen er jedoch auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänzlich niedergelegt hatte, wurde er im Jahr 1776 feierlich zum Ampanſacabe erklärt; die Weiber ſchworen ſeiner Gemahlin (die er ſchon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen laſſen) den Unterwerfungseid. In der Folge erklärte er ſeinen Vorſatz, ſelbſt nach Europa zu reiſen, um der Nation einen mächtigen Alliirten und Handelsausſichten zu verſchaffen. Vergebens ſtellten ihm ſeine Unterthanen vor, daß er ſeinen Tod ſuchen wolle. Es ſcheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu ſuchen, ſeinen Gegnern die Gerechtigkeit ſeiner Sache unter die Augen zu ſtellen. Bei ſeiner Zurückkunft in Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des franzöſiſchen Miniſteriums genöthigt, in kaiſerliche Dienſte zu treten, in welchen er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiſer zu ſeinem Plane nicht behülflich ſeyn konnte. Von da wandte er ſich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei Londner Particuliers, und vorzüglich bei einem Handelshauſe zu Baltimore in Amerika, wohin er ſegelte, Unterſtützung. Im October 1784 reiſ'te er ab, ließ aber ſeine Gemahlin in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er aber hier Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen anfing, ſchickte die Regierung von Belle Isle 60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Bruſt getroffen, und ſtarb wenig Minuten nachher. Dies geſchah im Mai 1786. Benjowsky hat ſeine Begebenheiten ſelbſt franzöſiſch beſchrieben. William Nicholſon hat dieſelbe aus der Handſchrift engliſch überſetzt herausgegeben; wir beſitzen mehrere deutſche Ueberſetzungen davon. Kotzebue hat dieſen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigſen (Levin Auguſt Freiherr von), ruſſiſcher General, ward 1743 im Hannöveriſchen geboren. Er zeichnete ſich in den Kriegen gegen die Polen bei mehrern Gelegenheiten aus, erhielt den St. Georgen-, dann den Alexanderorden, und wurde endlich Generalgouverneur in Litthauen. Er hatte, wie man verſichert, Theil an den Ereigniſſen, welche die Tage Pauls des Erſten endigten. Im Jahr 1805 commandirte er ein Corps Ruſſen gegen die Franzoſen, kam aber zu der Schlacht von Auſterlitz zu ſpät, und kehrte wieder nach Rußland zurück. In dem Feldzuge der Ruſſen gegen die Franzoſen im Jahr 1806 commandirte er anfangs ein Corps unter dem General Kamenskoi, erhielt aber nachher den Oberbefehl über die ganze ruſſiſche Armee. In dieſer wichtigen Stelle zeigten ſich ſeine Feldherrntalente in einem

vortheilhaften Lichte. Er lieferte gegen den Kaiſer Napoleon die zwei berühmten Schlachten bei Preußiſch-Eylau und Friedland. Nach dem tilſiter Frieden zog er ſich auf ſeine Güter zurück. In dem 1812 mit Frankreich begonnenen Kriege hatte Bennigſen bis zum Rückzug der Franzoſen aus Moskau kein Commando, ſondern befand ſich, laut frühern Zeitungsnachrichten, um die Perſon des Kaiſers; im folgenden Jahre aber erſchien er an der Spitze einer bedeutenden Reſervearmee, oder der ſogenannten Armee von Polen, mit der er ſich nach dem Norden von Deutſchland wandte, Hamburg einſchloß, und dann am 31 Mai 1814 nach dem Abmarſche der letzten Franzoſen ſeinen Einzug in die Stadt hielt, von wo er am 28ten Jan. 1815, nachdem er ſich viele Verdienſte um die Stadt erworben hatte, nach Hannover abreiſte. Hier erhielt er im Jul. 1815 die Beſtimmung, das Commando der Rußiſchen Südarmee in Frankreich zu übernehmen. Bennigſen trat auch als militäriſcher Schriftſteller auf und ſchrieb über die Cavallerie.

Benſerade (Iſaak von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons-la-Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er ſchrieb mehrere Theaterſtücke, und verfertigte eine große Menge ſinnreicher Verſe für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Perſonen. In der erſten Hälfte der Regierung dieſes Königs begünſtigte noch der Hof, und wer ſich nach dem Hofe bildete, *die galanten Lieder*, *Rondeaus*, *Triolets*, *Madrigale* und *Sonette*, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, beſonders aber Galanterien waren, die man im preciöſen Hofſtyle den Damen ſagte. Niemand hatte es in dieſer Kunſt ſo weit gebracht, als Benſerade, der deswegen auch vorzugsweiſe le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Penſionen, ſo daß ſich ſeine Einkünfte jährlich auf 12,000 Livres beliefen, und er im Stande war, einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er beſaß viel Leichtigkeit im Reimen und reichen Witz. In ſeinem Alter litt er an Steinſchmerzen, und entſchloß ſich, ihn ſchneiden zu laſſen; aber der Chirurg traf eine Pulsader und entfloh, anſtatt das Blut zu ſtillen. Benſerade ſtarb wenige Stunden darauf den 19ten October 1691.

Bentley (Richard), einer der gelehrteſten und genialſten Kritiker. Er war 1661 in Oulton bei Wakefield in der Grafſchaft York geboren, und zeigte ſehr früh außerordentliche Talente mit einem ſeltenen Fleiß verbunden. Er beſuchte zuerſt die Schule von Wakefield, ging von da nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von St. Paul, und hierauf Capellan des Biſchofs von Worceſter zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen ſtudirte, beweiſ't der Umſtand, daß er vor ſeinem 24ſten Jahre ſich ein alphabetiſches Verzeichniß aller hebräiſchen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäiſchen, ſyriſchen, lateiniſchen u. a. Bedeutungen zuſammengeſetzt hatte. Da *Robert Boyle*, einer von den Söhnen des Grafen *Cork*, in ſeinem Teſtamente ein Legat für eine beſtimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden ſollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieſer Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenſtand die Ungereimtheit des Atheismus iſt, und wobei er ſich auf die philoſophiſchen Ideen Newtons ſtützt und ſelbſt einige von Locke angenommen hat. Dieſe Schrift hat im Engliſchen mehrere Ausgaben erhalten, und iſt in verſchiedene Sprachen überſetzt worden. Im Jahre 1697, als Grävius den Callimachus herausgegeben hatte, ſchickte ihm Bentley ei-

ne große Sammlung von Fragmenten dieſes Dichters nebſt ſeinen Bemerkungen, und in demſelben Jahre ſchrieb er, in der Folge der wottonſchen Schrift über die Gelehrſamkeit der Alten und Neuen, eine Diſſertation über die Briefe des Themiſtokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Aeſop. Sie wurde eigentlich durch ſeinen ungefälligen und ſtreitſüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte zwei Jahre zuvor die Briefe des Phalaris herausgegeben, und ſich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm ein Manuſcript von der St. James=Bibliothek nur auf ſo kurze Zeit vergönnt hatte, daß er es nicht gehörig benutzen können. Bentley, um ſich für dieſen Angriff zu rächen, bewies die Unächtheit der Briefe. Im Jahre 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er reſignirte auf das Canonicat von Worceſter, und wurde das Jahr darauf zum Archidiaconus von Ely ernannt. Während er ſich hier in die verdrießlichſten Streitigkeiten verwickelte, ſetzte er ſeine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 ſeine kritiſchen Bemerkungen über zwei Luſtſpiele des Ariſtophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis ſeine Verbeſſerungen der Fragmente des Menander und Philemon, im Jahre 1711 ſeinen trefflichen Horaz (dritte Ausgabe, Amſterdam 1728) und im Jahre 1726 ſeinen Terenz und Phädrus heraus. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beſte gelten darf, iſt als ſein vorzüglichſtes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über ſeine Ausgabe des verlornen Paradieſes von Milton, worin er ohne Rückſicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwiſchte. Er ſtarb 1742 in einem Alter von 81 Jahren.

Benzel=Sternau (Graf Carl Chriſtian von), ſeit 1808 Geheimer Rath und Miniſterialdirector für das Departement des Innern im Großherzogthum Baden; früher churfürſtl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg; als einer der ausgezeichnetſten humoriſtiſchen Schriftſteller unſerer Zeit, und Geiſtesverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literariſchen Ruhm begründete das goldene Kalb, (eine Biographie, 1802 bis 1804, 4 Bände 8., in der erſten Ausgabe), welches geiſtvolle Werk ein ſehr großes Publicum unter den Deutſchen fand; ihm folgten die Lebensgeiſter, Gotha 1804, 8.; Geſpräche im Labyrinth, 3 Bände, 1806, 8.; der ſteinerne Gaſt; die Zeitſchrift Jaſon u. a. — Mannichfaltigkeit und ſchwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit der Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die ſich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung feiner Bemerkungen und kräftiger Sittenſprüche zeigt, dunkle Miſchung von Scherz und Ernſt ſind ſeinen Werken eben ſo eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine deſultoriſche, oft nach Witz jagende, räthſelhaft dunkle und ſpitzfündig tiefe Behandlung ſeiner Gegenſtände, welche nebſt dem Seltſamen, Frappanten und Ueberladenen der Compoſition den reinen Genuß nicht ſelten ſtört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt die Lectüre derſelben höchſt intereſſant, und wenn ſie nicht lange Zeit ununterbrochen fortgeſetzt wird, ſehr genußreich.

Beobachtung iſt der Zuſtand des Geiſtes, in welchem man die Gegenſtände auf ſich einwirken läßt, um mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterſcheidende derſelben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Abſicht verbunden, und auf Erfahrung oder ge-

wiſſe Kenntniß der Erſcheinungen gerichtet iſt, welche man durch dieſelbe zu gewinnen ſucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne alle Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet ein, daß zur Beobachtung, wenn ſie dieſes Reſultat hervorbringen ſoll, nicht nur ein Gegenſtand, welcher in dem Kreiſe der Erfahrung liegt, ſondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn (des Aeußern oder Innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden ſoll), d. i. ein natürlich unverfälſchtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit geſunden Organen, im Zuſtande des ruhigen, leidenſchaftloſen Bewußtſeyns, und eine gewandte Reflexion, welche das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterſcheiden und ihm ſeinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweiſen fähig iſt, erfodert werde. Wo dieſe Erfoderniſſe in einem hohen Grade vorhanden, und durch Uebung und Ausbildung zu einem beſondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, ſicher, vollkommen und genau aufzufaſſen, entwickelt und verbunden ſind, da redet man von dem Beobachtungsgeiſte. Unentbehrlich iſt er dem ausgezeichneten Geſchäftsmanne, und demjenigen, welcher die Erfahrungswiſſenſchaften bearbeitet. Doch unterſcheidet ſich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wiſſenſchaftlichen dadurch, daß letztere methodiſch, d. h. nach beſtimmten Grundſätzen und leitenden Principien, welche aus dem Weſen der Wiſſenſchaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, angeſtellt werden muß, und auf das Ausfinden allgemeiner Geſetze, ſo wie auf die Unterſcheidung des Weſentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch iſt ſie verſchieden nach den verſchiedenen Gegenſtänden und Gebieten der Erfahrung. So iſt z. B. die Beobachtung äſthetiſcher Gegenſtände hauptſächlich von einer ruhigen aber lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künſtler, einer andern der Tonkünſtler, Dichter, der Staatsmann u. ſ. w., um in ſeinem Kreiſe etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunſt insbeſondere ſetzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künſtler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, ſondern nur mittelbar. Die Beobachtung entſpringt in ihm aus einem regen Intereſſe für die beobachteten Gegenſtände der Kunſt und Natur, oder irgend einen bedeutſamen Geſichtspunkt derſelben, iſt ohne Aengſtlichkeit und Zwang, und trägt dem Künſtler früher oder ſpäter bei der Bildung ſeiner Ideale herrliche Frucht, indem die gewonnene Wahrnehmung in den ſelbſtgeſchaffenen Kreis ſeiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darſtellung verwebt, oder in eine höhere Anſchauung verwandelt wird, und dem ſinnigen Beſchauer aus dem Werke des Künſtlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunſt aber gehört Freiheit, Geſchmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunſtwerke verſchiedene Vortheile. Der äſthetiſche Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunſtwerke, nebſt den leitenden Ideen der Kunſttheorie und Aeſthetik, auch der vielſeitigen Beobachtung, um denſelben an ſich und im Verhältniß zu andern Werken ſeiner Gattung, den gebührenden Platz anzuweiſen. Eine beſondere Art der Beobachtungen wird durch Verſuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenſtande vornimmt, um ihn in verſchiedenen Lagen und von verſchiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Weſentliche von dem Zu-

fälligen genauer abzuſondern. Daher ſtellt man auch oft Verſuche den Beobachtungen entgegen, und ſetzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenſtand in ruhigem, von dem Beobachter nicht verändertem Zuſtande betrachtet werde. Beobachten heißt ſonach die Natur und das Verhalten eines Gegenſtandes mit Aufmerkſamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepunkten (in der Muſik), mit Punkten verſehen. Der muſikaliſche Punkt iſt zweierlei Art: 1. Ein Punkt über der Note bedeutet, daß dieſelbe abgeſtoßen werden ſoll; dies pflegt man auch durch den italiäniſchen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abſtoßen ſteht übrigens dem Schleifen (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, gerade entgegen. Man zieht nämlich in dieſem Falle ſo viele Noten zuſammen, wie der darüber geſetzte Strich andeutet. Auf den Bogeninſtrumenten, auf welchen das Schleifen leichter hervorgebracht werden kann, als auf den Blaſeinſtrumenten und auf den Clavieren, wird daſſelbe dadurch bewerkſtelligt, daß man den Bogen auf den Seiten liegen läßt und ihn nur da aufhebt, wo der cirkelförmige Strich über den Noten aufhört. Zuweilen trifft es ſich aber auch, daß unter dieſem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten ſelbſt ſich noch Abſtoſſungspunkte obenein befinden. In dieſem Falle iſt der Vortrag der Paſſage halb ſchleifend, halb abſtoßend, d. h. bei den Bogeninſtrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derſelben Richtung fort. Geht z. B. der Strich des Bogens aufwärts; ſo bleibt dieſer, ungeachtet er bei jeder Note aufgehoben wird, in derſelben aufwärts gehenden Richtung, und umgekehrt. 2. Der Punkt neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derſelben in der Quantität ihrer Dauer. Steht z. B. der Punkt hinter einer Viertelnote; ſo wird dieſelbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtel-Note; ſteht er hinter einem Achtel, ſo wird daraus eine Anderthalbachtel- oder Dreiſechzehntheil-Note u. ſ. w. Stehen zwei Punkte hinter einer Note; ſo gilt der zweite wiederum die Hälfte von dem erſten, ſo daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter geſetzten Punkten den Werth von ſieben Sechszehntheilchen erhält. — Die Indianer bepunktiren (tattowiren) ihre Leiber, einmal, um ſich dadurch eine größere Bedeutendheit, eine höhere Würde beizulegen, zweitens auch in dem Glauben ſich dadurch ſchöner zu machen, in welchem letztern Falle das Tattowiren alſo ein Gegenſtand der Mode iſt. Aus der Art und Weiſe, wie der Leib tattowirt iſt, und aus der Mehrheit der Glieder, welche dieſen Schmuck aufzuweiſen haben, geht das Anſehen und der Stand der Perſon hervor. So z. B. tattowirt der geringe Indianer nur ein oder ein Paar Glieder ſeines Körpers, wie etwa den Oberarm und das Bein; der vornehme Indianer hingegen läßt ſich mehr oder weniger den ganzen Leib tattowiren. Aus der Wichtigkeit, mit welcher beſonders die Indianer der Südſeeinſeln das Tattowiren betreiben, geht ſchon von ſelbſt hervor, daß daſſelbe unter ihnen zu einer Art von Kunſt ausgebildet ſeyn müſſe. Und dies iſt denn auch wirklich der Fall. Es wird nämlich von beſonders dazu angeſetzten Künſtlern betrieben, die ihre Kunſt handwerksmäßig erlernen müſſen, und dieſe hernach für beſtimmten Lohn öffentlich ausüben. Das Tattowiren geſchieht übrigens auf folgende Weiſe. Der Künſtler macht zuvörderſt, nach beſonders dazu entworfenen Zeichnungen, Punkte und Einſchnitte in die Haut, welche er nachher mit gewiſſen unauslöſchbaren Farben ausfüllt. Nachdem nun jene Punkte und Einſchnitte in der Haut vernarbt

ſind, werden die in dieſelben eingeriebenen Farben unverwiſchbar. — Bepunktet heißt in der Pflanzenkunde, wenn auf den Pflanzen kleine feine Punkte bloß durch das Geſicht und nicht durch das Gefühl zu bemerken ſind, oder wenn ein Blatt, ſtatt der Rippen oder Adern, Punkte hat. Pq.

Berchtold (Graf Leopold von), Ritter des militäriſchen St. Stephansordens, zuletzt wohnhaft auf ſeiner Herrſchaft Buchlau in Mähren, ſtarb im Jahre 1809 zu Smradiatka, einem mähriſchen Badeorte im hradiſchen Kreiſe. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzuſuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demſelben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreiſ'te er Europa, und vier Jahre Aſien und Afrika, um Menſchenglück und Menſchenelend kennen zu lernen, und überall das erſtere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen dieſen Reiſen gemachten Erfahrungen, die die erprobteſten Vorſchriften und ſicherſten Vorſichtigkeitsmaßregeln für Reiſende herbeigeführt hatten, legte er zuerſt in einem Werke nieder, welches er unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers, in London 1789 in zwei Theilen herausgab, welches Werk ſein Freund, der um die Veredlung der Schafzucht verdiente Laſteyrie, 1797 ins Franzöſiſche überſetzte. Außer dieſem Werke verfaßte er noch mehrere, meiſtens kleinere Schriften, welche ſämmtlich den Zweck haben, durch Verbeſſerung der polizeilichen Verfaſſung größeres Wohlſeyn des Volks zu befördern, und welche er meiſtens, und zwar in mehreren europäiſchen Ländern, auf ſeine Koſten drucken und unentgeldlich unter das Volk austheilen ließ. Zu dieſem Zwecke ſetzte er auch aus ſeinem großen, der Menſchheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch ſeine großen Verbindungen in allen Ländern Europa's, die mancherlei Flug- und Preisſchriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. Er war der Stifter der Humanitätsgeſellſchaft in Mähren und der Rettungsanſtalten in Prag und Brünn. Im Jahre 1801 errichtete er auf ſeinem Schloſſe Buchlowitz in Mähren eine überaus wohlthätige Schule für die Jugend. Als bei der großen Theurung im Jahre 1805 vorzüglich die Bewohner des Rieſengebirges mit Mangel und Elend kämpften, eröffnete er zum Beſten derſelben eine Subſcription, wozu er ſelbſt vieles beitrug, und für welche er mehrere Hauptſtädte der öſterreichiſchen Monarchie durchreiſ'te. Durch dieſe Bemühungen brachte er eine bedeutende Summe zur Unterſtützung jener Unglücklichen zuſammen. Zu gleichem Zwecke gab er im Jahre 1807 Tabellen heraus, worin er die Landleute und Handwerker auf die Gefahren, welche mit ihrem Berufe verknüpft ſind, und auf die Mittel, denſelben entgegenzuwirken, aufmerkſam machte. In den Jahren 1795 bis 1797 bereiſ'te er die aſiatiſche und europäiſche Türkei hauptſächlich in der Abſicht, um ſich den Verheerungen der Peſt zu widerſetzen, und, wo möglich, um Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. In Folge der deßfallſigen Bemühungen ſetzte er, theils um die Peſt zu heilen, theils auch um ſich gegen dieſelbe zu ſchützen, die Oeleinreibung als ſpecifiſches Mittel außer allen Zweifel. In den letzten Jahren beſchäftigte ihn auch die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Er impfte ſelbſt, und förderte dieſe wohlthätige Erfindung aus allen Kräften. Noch iſt uns im friſchen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Gulden für das beſte Lehrbuch der Humanitätsanſtalten ausſetzte, und in der furchtbaren

Hungersnoth, welche von 1805 bis 1806 in dem Rieſengebirge herrſchte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeiſchaffte. Zuletzt hatte er auf ſeinem Gute Buchlau in Mähren das ſchöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten öſterreichiſchen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menſchenfreund eine anſteckende Seuche des Nervenfiebers hinweg.

Beredſamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, ſich ſo auszudrücken, wie es erforderlich iſt, um den mit der zu haltenden Rede beabſichtigten Zweck erreichen zu können. Dieſer Zweck iſt doppelter Art: man kann nämlich einmal belehren und zweitens überreden wollen, woraus alſo für uns neuere Völker Kanzel- und gerichtliche Beredſamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens kann, da hier nur von einer künſtlichen Beredſamkeit die Rede iſt, auf welche die bloß mittheilende keinen Anſpruch machen darf, hier nicht berückſichtigt werden. Die künſtliche Beredſamkeit hat es, wie jede Kunſtproduction überhaupt von ſich ſelbſt ausgehend, mit zwei Gegenſtänden zu thun, nämlich mit dem Inhalte und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künſtlichen Beredſamkeit an ſich ſelbſt kein rein künſtleriſcher, ſondern im Gegentheile geradezu ein bürgerlicher iſt, d. h. da die künſtliche Beredſamkeit, welche einen bedingten, in das bürgerliche Leben eingreifenden Endzweck hat, in ſo fern durchaus keinen Anſpruch darauf machen kann, das Gemüth rein äſthetiſch, d. h. unbedingt, erfreuen zu wollen; ſo geht hieraus ſchon von ſelbſt zur Genüge hervor, daß bei der künſtlichen Beredſamkeit weniger von der äußern Form, als beſonders von dem innern Gehalte die Rede ſeyn müſſe, daß es alſo bei derſelben mehr auf ſcharfſinnige Zerſchneidung und Aneinanderreihung der Begriffe, als auf die Kunſt ankomme, dieſe auch poetiſch ſchön auszudrücken. Wenn man daher bis jetzt von dem künſtlichen Redner im Allgemeinen verlangt hat, daß er bei ſeinen Reden auf das Begehrungs-, Gefühls- und Geſchmacksvermögen hinarbeiten müſſe, um ſeinen vollen Endzweck als Redner zu erreichen; ſo möchten wir, unſerer Ueberzeugung nach, allerdings geneigt ſeyn, zu verlangen, daß nur die Einwirkung auf das Begehrungs- und Gefühlsvermögen, der Geſchmack des Hörers aber durchaus nicht uneigentlich und unmittelbar zu berückſichtigen ſey. Und zwar wagen wir dieſe Vorſchrift dem unumſtößlichen Grundſatze der Einheit zu Folge: denn es iſt phyſiſch und moraliſch bewieſen, daß der menſchliche Geiſt ſich nicht auf einmal mit zwei Dingen zugleich beſchäftigen könne. Bei der künſtlichen Beredſamkeit kommt es alſo, wie geſagt, durchaus weniger auf die äußere künſtleriſche Form, als vielmehr beſonders auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geiſtes an, mit welcher dieſer im Stande iſt, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Phantaſie, ſondern einzig und allein mit dem reflectirenden Scharfſinne verarbeiten zu können. Es iſt dabei demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu ſehen, welche ſo beſchaffen ſeyn muß, daß dadurch theils das Ganze, theils auch ſeine einzelnen Theile dem Erkenntnißvermögen der Zuhörer auf die möglichſt klarſte Weiſe vorgeſtellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich, als auf Mittel, die zu dieſem Endzwecke führen, auf die Kunſt ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in ſo ſcharfen Umriſſen von einander zu trennen, daß es dem Zuhörer leicht werde, jene mit der möglichſten Leichtigkeit aufzufaſſen. Nächſt dieſem Erforderniſſe dürfte beſonders zu beobachten

ſeyn, daß der Redner ſich einer ſolchen äußern Einkleidung befleißige, durch welche die ſchnellſte und deutlichſte Einſicht der vorzutragenden Ideen, überhaupt eine möglichſt vollkommene Verſinnlichung derſelben bewirkt werde; wobei die eigentliche äſthetiſche Form, wie ſchon oben geſagt worden iſt, durchaus nicht abſolut nothwendig ſeyn möchte: ja der eigentliche Styl einer Rede kann vernachläſſigt, und die Rede ſelbſt dennoch ein Meiſterſtück ſeyn. Der Redner überhaupt ſoll eher zur Proſa des gemeinen Lebens hinabſinken, mit welcher er immer noch ſeinen beabſichtigten Endzweck zu erreichen im Stande ſeyn dürfte, als ſich dem höhern Schwunge der Dichtkunſt überlaſſen: denn letztere würde, da der Stoff ſelbſt dieſem durchaus widerſpricht, nur zur abſoluten Störung des beabſichtigten Endzwecks dienen. Die wirkliche Beredſamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieſer glänzten beſonders die alten Griechen und Römer, deren ſämmtliche Staatsverhältniſſe und gerichtliche Gegenſtände öffentlich verhandelt wurden, wobei es demnach natürlich das erſte und einzige Erfoderniß der Redner ſeyn mußte, durch den künſtlichen Vortrag und durch die ſcharfſinnige Darſtellung der Rede das Volk gleichſam zum Verſtehen und zur Annahme ihrer Ideen zu zwingen, wodurch bei ihnen die eigentliche Kunſt der Beredſamkeit gebildet wurde, da hingegen wir weder politiſch, noch gerichtlich ein öffentliches Leben führen, und alſo auch keinen Zweck haben können, in dieſer Hinſicht auf das ganze Volk zu wirken. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebſt den Parlamentsverhandlungen in letzterm Lande anbetrifft; ſo ſind dieſe, die nicht des ganzen unbefangenen Volks, ſondern nur einiger intereſſirten Perſonen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredſamkeit, wie ſie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunſt auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredſamkeit geleiſtet haben dürften, möchte beſonders im erſten Lande in Vergleichung mit den großen Muſtern der vormaligen Griechen und Römer nur Stückwerk zu nennen ſeyn. Pq.

Berenger von Tours, Lehrer der philoſophiſchen Schule daſelbſt und 1040 Archidiaconus zu Angers, iſt eben ſowohl durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn unter den Scholaſtikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er ſich ſeit 1050 gegen die Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahle erklärte und ſeine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehrere Mal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen und dennoch immer wieder zu der Anſicht, das Brot im Abendmahl ſey ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Chriſti, worin er mit dem Schotten Joh. Erigena übereinſtimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die ſchlimmſten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs ſchützte und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholaſtiker von der Partei des großen Anſelm Lanfrank von Canterbury zu ſehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und ſeine Anſicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog ſich daher 1080 auf die Inſel St. Cosmas bei Tours zurück, wo er, von den Unparteiiſchen geachtet, ſein Leben unter frommen Uebungen in hohem Alter beſchloß (1088). Ueber die von den Benedictinern ſehr entſtellte Geſchichte ſeines Streites hat Leſſing in ſeinem Berengar (1770) neues Licht verbreitet. Dieſer Berengar darf übrigens nicht mit Peter Berengar von Poitiers verwechſelt werden, der durch eine geiſtreiche Apologie ſeines Lehrers Abälard bekannt iſt. E.

Berenhorſt (Franz Leopold von), ein berühmter engliſcher ſind

ſtrategiſcher Schriftſteller, der in ſeinen Betrachtungen über die Kriegskunſt, ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit zuerſt die neuern Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft ſyſtematiſch aufzuſtellen verſuchte, und als der Vorläufer Bülows anzuſehen iſt. Seine Verdienſte um die Kriegswiſſenſchaften werden wir unter den Art. Tactik und Strategie würdigen. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir, daß er 1733 zu Sandersleben geboren worden und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in königl. preußiſche Dienſte trat. Im Jahr 1757 ward er Brigademajor im Generalſtab des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem ſiebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürſten von Anhalt-Deſſau, ging mit dieſem und ſpäterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reiſen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkunft mehrere anſehnliche Aemter am fürſtliche Hofe zu Deſſau, erhielt den Charakter als Oberhofmeiſter und lebt ſeit 1790, von Geſchäften frei, ſich und den Muſen.

Berenice (ein griechiſcher Name, welcher wörtlich eine Bringerin des Sieges bedeutet). Unter den großen Anzahl Frauen, welche dieſen Namen in der alten Geſchichte geführt haben, bemerken wir 1. die Gemahlin des pontiſchen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ ſie, als er ſich vom Römer Lucullus geſchlagen ſah, umbringen (gegen das 71ſte Jahr vor Chr. G.), damit ſie nicht in die Hände ſeiner Feinde fallen möchte. Eben ſo verfuhr er gegen ſeine andere Gemahlin Monime und ſeine beiden Schweſtern Roxane und Statira. 2. Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, welcher auf Agrippa's Vorbitte vom Kaiſer Caudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald ſtarb. Trotz ihrer Ausſchweifung wußte ſie ſich dem Kaiſer Veſpaſian und ſeinem Sohn Titus ſo gefällig zu machen, daß ſie der letztere faſt zu ſeiner Gemahlin gewählt hätte. 3. Die Gemahlin des Ptolemäus Euergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieſer nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geſah, und Berenice ſchnitt ohne Bedenken die Locken ab, um ſie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Canon aus Samos breitete aus, die Götter hätten daſſelbe hinweggenommen und als Sternbild an den Himmel verſetzt. Daher heißen die ſieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Haupthaar der Berenice.

Berennen. Die Berennung einer Feſtung geht der Belagerung voraus und beſteht darin, daß man Truppen abſchickt, welche alle Zugänge beſetzen und die Zwiſchenräume beſtändig durchſuchen müſſen, damit nichts zur Feſtung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man ſich des Mittels, daß man eine andere Feſtung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu ſchwächen, auf welche die Abſicht eigentlich gerichtet iſt.

Berezina. Der Uebergang der franzöſiſchen Armee, unter dem Oberbefehle des Kaiſers Napoleon am 26ſten und 27ſten November 1812, über die Berezina, einen Fluß im ruſſiſchen Gouvernement Minsk, iſt eine der intereſſanteſten Partien in dem ſchon an ſich ewig denkwürdigen Rückzuge der ſogenannten großen franzöſiſchen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen ſtimmten darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu ſchildern, welche dort ſich begab; um ſo mehr muß unſere Feder auf eine einfache Darſtellung der Haupt-

ſache ſich beſchränken, während nähere Details darüber einem andern Orte vorbehalten bleiben. — Der für die franzöſiſche Armee ſo gefährliche Umſtand, daß der Admiral Tſchitſchakow mit der Moldauarmee von unten heraufdrängte, um mit der Hauptarmee ſich zu vereinigen, daß dieſer, nach der Wiedereinnahme von Boriſſow, auch dem wittgenſteinſchen Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf dieſe Weiſe Napoleon von der Weichſel ganz abgeſchnitten werden konnte, nöthigte dieſen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Terrain, Witterung und der ſchon ſo bedenkliche Zuſtand ſeiner Armee ihm entgegenſtellten, Minsk, oder wenigſtens die Berezina, eher zu erreichen und zu paſſiren zu ſuchen, als die Ruſſen. Jedoch nur mit Vernichtung eines großen Theils der Bagage und ſelbſt der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25ſten November die Armee an dem linken Ufer der Berezina ankommen, und an dieſem Tage die beiden Ufer recognoscirt werden konnten. Nachdem die Avantgarde der Moldauarmee von Oudinot nach Boriſſow zurückgeworfen worden, die daſelbſt befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26ſten November früh, etwa funfzehn Werſte oberhalb Boriſſow, bei Sembin zwei Brücken geſchlagen, deren Herſtellung um ſo ſchwieriger war, als an beiden Ufern des Fluſſes breite Moräſte gränzen, die, wie der Fluß, nur mit ſchwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die ſchicklichſten Uebergangspunkte aber ſchon von den lauernden Ruſſen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu den nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen ſo viele Tauſende in dieſen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Uebergang gewagt werden, und er ward es, auf dieſe Verläugnung hin. Im Sturmſchritt ſtürzte die halb verzweifelnde Armee über die Rettungsbrücken, die jeder Einzelne zuerſt betreten wollte. Schon ſeit längerer Zeit war die Disciplin aus dem Heere verſchwunden; Napoleons ſonſt ſo mächtiges Commandowort verhallte ungehört, und er ſelbſt mochte auch wohl mit ſeiner eigenen Perſon zu ſehr beſchäftigt ſeyn, als daß er an alle Uebrigen hätte ſollen denken können. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung überhand. Wer auf den Brücken, dieſen ſchmalen Pfaden, ſich nicht retten zu können glaubte, ſuchte ſein Heil auf dem Treibeiſe der fluthenden Berezina; doch die mehreſten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Kameraden in den Fluß hinabgeſtoßen, oder im Sturze von den Rädern der Kanonen und Wagen zermalmt, oder von den ruſſiſchen Kartätſchen zerſchmettert wurden. Bei dieſem ſchrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) die Avantgarde, an deren Spitze die Polen unter Dombrowski marſchirten; die Arrieregarde bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Mehrere Male wurde der Vortrab von Tſchitſchakof zurückgedrängt, doch der franzöſiſche Oberfeldherr kannte zu gut die Wichtigkeit des Augenblickes, wußte zu gewiß, daß er keine Stunde verlieren durfte, wenn nicht ſeine Rettung mit dem ermatteten Heere ohne Cavallerie, durch die Vereinigung der ſüdlichen ruſſiſchen Armee mit der nördlichen, faſt rein unmöglich werden ſollte. Endlich, den 27ſten November Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und ſchlug nach einigem Bedenken die Straße über Willna nach Warſchau ein, indem man die über Minsk verließ, da man in Willna ſich erholen und in Allem wieder completiren zu können hoffen durfte. Wie ſehr aber man ſich auch in den mäßigſten Erwartungen täuſchte, hat das Ende dieſes Rückzuges gelehrt. — Außer den zahlloſen Opfern, die jenſeits der Berezina in den Tagen des Ueberganges zurückgebliebe[n]

waren, war auch der letzte Nachtrab der Arriergarde, die Diviſion Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Beſtimmung war, die Brücken hinter ſich abzubrennen: allein ſie fiel (nach franzöſiſchen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach ruſſiſchen ganz, mit 7500 Mann und fünf Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit dieſem Uebergange (ſagt der ruſſiſche Major von Pfuel in ſeiner Darſtellung des „Rückzugs der Franzoſen bis zum Niemen") endigte ſich die zweite Periode dieſes Rückzuges; die Reſultate derſelben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute." — Unter ſolchen Umſtänden mußte freilich der frühere Plan für die franzöſiſche Armee, den das Journal de l'Empire mit den Worten ausdrückte: „eine ſiegreiche Armee bewegt ſich frei im Mittelpunkte des feindlichen cultivirten Gebietes, und verläßt die unnützen Trümmer von Moskau nur, um das zu bedrohen, was in Rußland von eroberns werthen Städten noch übrig iſt," aufgegeben werden. I.

Berg, ein Großherzogthum während der Zeit des rheiniſchen Bundes auf der rechten Seite des Nieder-Rheins, nun aber ein preußiſches Herzogthum in der Provinz Cleve und Berg. Dieſes Land und mehrere angränzende Gebiete hatten ſich nach und nach, nachdem ſie vorher einzeln beherrſcht und mannichfaltig vererbt worden waren, zu einem einzigen, in ſich zuſammenhängenden Staate gebildet, welcher dadurch zu einer der vorzüglichſten Provinzen des nördlichen Deutſchlands geworden, und endlich im Jahre 1609 aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Grafſchaften Mark und Ravensberg, und der Herrſchaft Ravenſtein zuſammengeſetzt war, welchen Staat im angezeigten Jahre der Herzog Johann Wilhelm (Wilhelm III.) unter ſeiner alleinigen Oberherrſchaft vereinigte. Der Tod dieſes Fürſten, welcher am 25ſten März jenes Jahres erfolgte, gab Veranlaſſung zu dem berühmten jülichſchen Erbfolge- (Succeſſions-) Streite. Da nämlich jener Fürſt keine männliche Erben hinterlaſſen hatte; ſo traten die beiden ſächſiſchen Häuſer der albertiniſchen und erneſtiniſchen Linie auf und machten die Anſprüche geltend, zu denen ſie inſofern berechtigt zu ſeyn glaubten, als ſie bereits im funfzehnten Jahrhunderte unter der Bedingung eine kaiſerliche Anwartſchaft auf Jülich erhalten hatten, als der Mannesſtamm deſſelben Hauſes ausſterben würde. Hierbei begründete die erneſtiniſche Linie noch außerdem ihre Anſprüche auf den Umſtand, daß der Churfürſt Johann Friedrich mit der cleviſchen Prinzeſſin Sybilla, der Vatersſchweſter Herzogs Wilhelm III., vermählt geweſen war. Außer jenen beiden ſächſiſchen Häuſern machten noch der Churfürſt Johann Sigismund von Brandenburg, deſſen Gemahlin Anne die Tochter der bereits verſtorbenen älteſten Schweſter des erwähnten Herzogs Wilhelm III. war, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Gemahl der zweiten Schweſter deſſelben Herzogs, auf die Erbfolge in den beſagten Ländern Anſpruch, indem ſie ſich auf das privilegium habilitationis (Anwartſchaftsrecht) beriefen, welches Carl V. im Jahre 1546 der Prinzeſſin Maria von Oeſterreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg, dem vorletzten Regenten, auf den Fall ertheilt hatte, daß der jülichſche Mannesſtamm erlöſchen ſollte, nach welchem Anwartſchaftsrechte alsdann die Töchter des erwähnten Herzogs Wilhelm II., welche derſelbe mit Maria von Oeſterreich erzeugen würde, ſo wie deren nachgelaſſene männliche Erben, folgen ſollten. Dieſes den Häuſern Brandenburg und Pfalzneuburg ſpäter er-

theilte kaiſerliche Privilegium, welches der frühern ſächſiſchen Anwartſchaft entgegenſtand, ſuchten jene beiden Häuſer nach Wilhelms III. Tode geltend zu machen, indem ſie ſogleich von den erledigten Ländern Beſitz nahmen, und deßhalb am 10ten Juni 1609 zu Dortmund einen Proviſionalvergleich abſchloſſen, nach welchem ſie mit Einwilligung der Landſtände die ſtreitigen Länder bis zur Entſcheidung der ganzen Angelegenheit gemeinſchaftlich beſitzen wollten, und ſich gegenſeitig dabei zu ſchützen und zu vertheidigen verſprachen. Jetzt berief der Kaiſer die geſammten Prätendenten binnen vier Monaten an ſeinen Hof, um dort die Sache zu entſcheiden, und übertrug interimiſtiſch dem Erzherzoge Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, die Sequeſtration des Landes. Dieſer bemächtigte ſich auch in der That der Feſtung Jülich. Als es aber den Häuſern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiſer die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehen an ſein eigenes Haus zu bringen ſuchen wollte; ſo eroberten ſie, unterſtützt von Frankreich und den Niederlanden, im Jahre 1610 Jülich wieder, hoben die kaiſerliche Sequeſtration auf und behaupteten ſich auch, aller Widerſprüche Sachſens ungeachtet, die ſelbſt durch den weſtphäliſchen Frieden nicht aufgehoben wurden, in dem Beſitze, worauf ſie endlich im Jahre 1666 die Länder dergeſtalt unter ſich vertheilten, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälziſche, das Herzogthum Cleve und die Grafſchaften Mark und Ravensberg an das brandenburgiſche Haus kamen, worauf dieſe beiden Häuſer auch im Jahre 1678 unter gewiſſen Modificationen die kaiſerliche Belehnung erhielten. Dieſer brandenburgiſch-pfälziſche Beſitzſtand dauerte in den ſämmtlichen jülich-cleviſchen Ländern fort bis zu den Reſultaten des baſeler Friedens, welchen Preußen 1795, und des lüneviller Friedens, welchen das deutſche Reich 1801 mit Frankreich abſchloß. Nach dem fünften Artikel des baſeler Friedens trat Brandenburg (Preußen) ſein jenſeit des Rheins gelegenes Cleve bis zur allgemeinen Friedensunterhandlung zwiſchen Frankreich und Deutſchland an die franzöſiſche Republik ab, und erhielt dafür in geheimen Artikeln die Zuſage, daß daſſelbe demnächſt durch Säculariſation (Einziehung geiſtlicher Staaten unter weltliche Herrſchaft) entſchädigt werden ſollte. So ging ebenfalls bei Abtretung des linken Rheinufers im lüneviller Frieden für Pfalzbayern das Herzogthum Jülich verloren. Im Allgemeinen erhielten Preußen und Bayern für dieſe Abtretungen durch den Reichs-Deputations-Hauptbeſchluß ſehr bedeutende Entſchädigungen auf dem rechten Rheinufer, ſo wie auch bis zum Jahre 1806 Bayern in dem Beſitze des dieſſeit des Rheins gelegenen Herzogthums Berg (70 Q. M., 294,700 Einw.), und Preußen in dem Beſitze ſeines eben daſelbſt gelegenen Theils des Herzogthums Cleve (24 Q. M., 77,300 E.) blieb. Dieſe Lage der Dinge ward aber verändert, als der preußiſche Miniſter, Graf von Haugwitz, kurz nach der Schlacht bei Auſterlitz, am 15ten Dec. 1805, einen Tractat zwiſchen Frankreich und Preußen ſchloß, in welchem Frankreich das Churfürſtenthum Hannover an Preußen abtrat, und Preußen dagegen die Fürſtenthümer Anſpach, Neufchatel und Cleve dieſſeits des Rheins der Dispoſition des Kaiſers Napoleon überließ. Nach einem zweiten Tractate vom 25ſten Febr. 1806, welcher zu Paris zwiſchen Haugwitz und Duroc abgeſchloſſen ward, nahmen die Franzoſen von dieſen Ländern Beſitz, wogegen Hannover dem Könige von Preußen übergeben wurde. Das von Preußen abgetretene Fürſtenthum Neufchatel und Valengin gab der Kaiſer Napoleon dem Marſchall Berthier und das Fürſtenthum Anſpach dem König von Bayern, wo-

gegen dieſer das am Rheine gelegene Herzogthum Berg dem Kaiſer Napoleon überließ. Aus dieſem von Bayern abgetretenen Herzogthume Berg, und dem dieſſeit des Rheins gelegenen preußiſchen Herzogthume Cleve, bildete Napoleon einen neuen deutſchen Staat, das Herzogthum Berg, zu deſſen Herzog und Regenten er am 15ten März 1806 ſeinen Schwager, den Prinzen und Reichsmarſchall Joachim Murat, ernannte. Dieſer neugeſchaffene Staat umfaßte bey ſeinem Entſtehen 94 Q. M. und 372,000 Einwohner. Als wenige Monate nachher die Stiftung des Rheinbundes die ganze politiſche Form des weſtlichen und ſüdlichen Deutſchlands veränderte; ſo wurde der Herzog Joachim von Berg und Cleve eins der erſten Mitglieder dieſes Bundes und nahm in Folge deſſen den großherzoglichen Titel an, ſo wie denn auch der neue Staat von Cleve und Berg ſeit dieſer Zeit das Großherzogthum Berg hieß. Der Rang des Großherzogs wurde zwiſchen Baden und Heſſen beſtimmt, ſo wie mit demſelben auch alle Rechte, Ehrenbezeigungen und Vorzüge, welche der königlichen Würde zukommen, verbunden worden ſind. In Folge der Bundesacte cedirte der Herzog von Naſſau dem Großherzoge von Berg Stadt und Gebiet von Deutz (Duyz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Villich. Unter die Souverainetät des Großherzogs von Berg kamen, außer der innerhalb ſeines neuen Gebietes enclavirten ritterſchaftlichen Beſitzungen, zum Theil der Fürſt von Naſſau-Oranien; zum Theil der Fürſt von Wied-Runkel; der Graf von Bentheim-Steinfurt (28 Q. M., 44,000 E.); die Grafen Gimborn und Neuſtadt; die Beſitzungen des Grafen Walmoden-Gimborn (2 1/2 Q. M., 6,500 E.); die Grafſchaft Horſtmár, welche dem Rheingrafen von Salmo gehört (31 Q. M., 47,000 E.), zum Theil der Herzog von Looz; die Herrſchaft Styrum, dem Grafen von Limburg-Styrum zugehörig; die Herrſchaft Hardenberg, dem Freiherrn von Wendt zugehörig; die Herrſchaft Wildenberg, dem Grafen von Hatzberg zugehörig; die Herrſchaft Bruch, der Witwe des Prinzen Georgs von Darmſtadt, einer gebornen Gräfin von Leiningen zugehörig, von der ſie an die Kinder dieſes Prinzen ſelbſt fallen werden; die Grafſchaft Homburg, am linken Mainufer, dem Grafen von Sayn-Witgenſtein-Berleburg gehörig; und die Herrſchaften Weſterburg und Schadeck, den zwei Linien der Grafen von Leiningen-Weſterburg zugehörig. Kaum war aber in dem darauf entſtandenen Kriege zwiſchen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 der Hauptſchlag in Thüringen gegen die Preußen geſchehen, als der Kaiſer Napoleon durch ein Decret vom 23ſten Oct. deſſelben Jahres nicht nur alle preußiſchen Länder dieſſeit der Elbe in Beſitz nahm, ſondern auch erklärte, daß nebſt andern Fürſten auch der Fürſt von Fulda aufgehört habe zu regieren. Von den im darauf folgenden tilſiter Frieden (am 9ten Juli 1807) von Preußen abgetretenen weſtphäliſchen Provinzen verband der Kaiſer Napoleon hernach durch ein Decret vom 1ſten März 1808 mit dem Großherzogthum Berg den preußiſchen Antheil von Münſter (27 Q. M., 130,000 Einw.); die Grafſchaft Mark (46 Q. M., 138,000 E.); die Grafſchaften Tecklenburg und Lingen (15 Q. M., 45,000 E.); und die Abteien Elten, Eſſen und Werden (8 Q. M., 23,300 E.). Nachdem der Kaiſer Napoleon ſeinen Bruder Joſeph, der ſeit dem 30ſten März 1806 König von Neapel geweſen war, auf den ſpaniſchen Thron erhoben hatte, erklärte er den bisherigen Großherzog von Berg, Joachim Napoleon, zum Könige von Neapel. Dieſer trat ſeine Regierung am 1ſten Aug. 1808 an, und das erledigte Großherzog-

thum Berg ward bis zum 3ten März 1809 für den Kaiſer Napoleon adminiſtrirt. An dieſem Tage ernannte er ſeinen Neffen, den damaligen Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig (geb. am 11ten Oct. 1804) zum Großherzoge von Berg, behielt ſich aber die Regierung und Adminiſtration des Landes bis zur Volljährigkeit des Prinzen Napoleon Ludwig vor, und übernahm zugleich die Erziehung des Prinzen. Seit dieſer Zeit wurde die Regierung von dreien Miniſtern, unter der Leitung eines kaiſerlichen Commiſſairs geführt. Beſtandtheile des Landes, einen Flächenraum von 315 Quadratmeilen umſchreibend, waren die Herzogthümer Berg, Cleve und Münſter, die Grafſchaften Mark, Lingen, Tecklenburg und Dortmund, und mehrere ſtandesherrliche Bezirke. Das Ganze war, nach franzöſiſcher Manier, in vier Departements, mit den Hauptſtädten Düſſeldorf, Dillenburg, Dortmund und Münſter eingetheilt. Als aber Napoleon am 10. Dec. 1810 die Vereinigung der Schelde- Maas- Rhein- Weſer- und Elbemündungen mit ſeinem ungeheuern Reiche verfügte, wurde eine Landesfläche von 60 Quadratmeilen von dem Großherzogthum abgeſchnitten, wofür es in der Grafſchaft Reklinghauſen einen dürftigen Erſatz von 12 Quadratmeilen erhielt. Die franzöſiſche Herrſchaft nahm auch hier durch den ſiegreichen Feldzug von 1813 ein Ende, das Großherzogthum wurde durch die Wiener Unterhandlungen dem Könige von Preußen zugeſchieden, und ein königliches Patent vom 5ten April 1815 kündigte den Innwohnern die Beſitznahme des neuen Souverains an. Bei der Organiſation der weſtlichen Provinzen der Monarchie ward Berg zu einem Beſtandtheile der Provinz Cleve und Berg gemacht, und der Regierung zu Düſſeldorf untergeordnet, deren Wirkungskreis das jetzige Herzogthum Berg umſchreibt. Daſſelbe enthält auf dem rechten Rheinufer das alte Herzogthum Berg, mit Broich und Styrum, Eſſen und Werden, die von Naſſau und Oranien erworbenen Länder, die Neuwiediſchen und Runkelſchen Beſitzungen zum Theil, die Solmſiſchen, welche unter Naſſauiſcher Hoheit ſtanden, die Herrſchaften Homburg, Gimborn und Neuſtadt, auch Windenburg; auf dem linken Rheinufer die Kantone Uerdingen, Neerſen, Vierſen, Odenkirchen, Elſen, Neuß und Dormagen. Zur Beförderung der Induſtrie hat die lange Regierung des Churfürſten Carl Philipp Theodor von 1743 bis 1799 am meiſten mitgewirkt. Er, durch die Landesconſtitution zum Theil dazu gezwungen, ließ dem Gewerbe und dem Handel volle Freiheit, und beſtrebte ſich ernſtlich, alle Hinderniſſe derſelben aus dem Wege zu räumen. Nach dem ſiebenjährigen Kriege beſonders nahm die allgemeine Induſtrie einen kräftigen Schwung, der immer im Steigen war, bis die franzöſiſchen Geſetze den Fabriken des Großherzogthums die Einfuhr in Frankreich und Italien verſperrten, und der Seekrieg die Ausfuhren aus Holland lähmte. Um den Handelsflor des ehemaligen Bergiſchen zu bezeichnen, hat man es ſehr oft ein England im Kleinen genannt. Man findet darin ein Mancheſter (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remſcheid und Solingen), ſo wie denn auch viele neuere Fabrik- und Manufacturanlagen mit ähnlichen Namen, unter andern die großen Maſchinenſpinnereien bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyſhire belegenen Orte, wo Arkwright (ſ. d. Art.) zuerſt ſeine Baumwollenſpinnereien errichtet hatte, belegt worden ſind. In Elberfeld befinden ſich große Banquiers und Wechſelhäuſer, die durch ihren Credit auf allen Handelsplätzen Europens zur Belebung des Ganzen ſehr thätig mitwirken. Der jährliche Umſatz des

Wechſelhandels im Bergiſchen wird auf zwölf, und der des Waarenhandels auf zehn Millionen Thaler angegeben.

Bergamo, Stadt im mailändiſchen Gouvernement des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs, ehemals die Hauptſtadt im Departement des Serio, im vormaligen Königreiche Italien. Sie iſt etwas befeſtigt, liegt an einem Hügel zwiſchen den Flüſſen Brembo und Serio und hat eine Citadelle, die im Mittelpunkte der Stadt liegt und mit einer außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Feſtung La Capella durch unterirdiſche Gänge Gemeinſchaft hat. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 25,000. Zwiſchen den Vorſtädten St. Leonardo und St. Antonio iſt ein mit vielen Buden beſetzter Platz, auf dem die in dortigen Gegenden berühmte Bartholomäus-Meſſe gehalten wird, die vierzehn Tage dauert. Der Handel der Stadt mit Seide, Wolle, Eiſenwaaren und Wein iſt beträchtlich. Der Biſchof ſteht unter dem Erzbiſchof von Mailand und führt den gräflichen Titel.

Bergbau. Das Wort begreift alle zur bergmänniſchen Gewinnung nutzbarer Foſſilien erfoderlichen Verrichtungen und Arbeiten in ſich. Da nun dieſe Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Foſſilien (ſ. d. A.), theils nach den Lagerſtätten (ſ. d. A. Gang), worauf dieſelben gewonnen werden, ſehr verſchieden ſind, ſo iſt daher auch der Bergbau verſchieden. In Beziehung auf die Foſſilien gibt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eiſenbergbau, Kobaldbergbau ꝛc., und in Hinſicht der Lagerſtätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wiſſenſchaft alſo, welche ſich über die mechaniſchen Beſchäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die Bergbaukunſt, in welcher die Bergtechnik ganz, von der Bergwerkskunde aber nur diejenigen Theile enthalten ſind, welche unmittelbaren Bezug auf den practiſchen Bergbau haben. Die Bergwerkskunde oder die Bergwerkswiſſenſchaft enthält theils die Vorbereitungswiſſenſchaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften. Hingegen die Bergbaukunſt iſt gleichſam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntniſſe, welche uns die nutzbaren Foſſilien aufſuchen, vortheilhaft gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, ſo wie auch die dabei vorkommenden phyſiſchen Hinderniſſe geſchickt und zweckmäßig überwinden lehren. Herr Bergrath Werner nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunſt an; nämlich einen mechaniſchen und einen techniſchen. Der mechaniſche Haupttheil enthält in ſieben Abſchnitten einige geognoſtiſche Vorkenntniſſe; eine Ueberſicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematiſchen, beſonders markſcheideriſchen Kenntniſſe; einen kurzen Unterricht in der bergmänniſchen Unterſuchung der Gebirge, mit Hinſicht auf die darin vorkommenden Lagerſtätten der Foſſilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmänniſchen Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Geſtein und den dazu gehörigen Geräthſchaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranſtaltungen und Betriebe, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der techniſche Haupttheil der Bergbaukunſt aber behandelt in ſechs Abſchnitten die Wetterlehre, die Bergmaſchinenlehre, die Waſſerwirthſchaftslehre, die Waſſerhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von practiſcher Aufſuchung der Erz-

lagerſtätte durch Schürfen, Ueberröſchen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnerkunſt und die Grubenbauveranſtaltungskunſt; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Deſtillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unſerer Erde, ſo wie auch anderer Planeten; die **Hügel** unterſcheiden ſich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zuſammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen **Gebirge**. Berge, die in Meilen langen Reihen fortlaufen, führen den Namen **Bergketten** oder **Bergrücken**. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meiſtens finden ſich mehrere derſelben beiſammen. Die Vertiefungen, welche zwiſchen den Bergen laufen, werden **Thäler** genannt. Die Oberfläche der Erde iſt ſehr ungleich und ſelbſt in ebnen Gegenden gibt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß ſie weniger auffallend als in Gebirgsländern ſind. Die Seeküſten ſind insgemein die niedrigſten Stellen des feſten Landes, das von ihnen her ſich allmälich erhebt, ſo daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchſte und mit anſehnlichen Gebirgen bedeckt iſt. Die nähere Kenntniß unſeres Erdbodens lehrt, daß die vornehmſten Gebirge mittelſt großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zuſammenhängen. Das Uralgebirge, das Aſien und Europa ſcheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembia ſendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zuſammen, der die Gränze zwiſchen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erſtreckt ſich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaſchemir, woſelbſt es die höchſte Gegend von Mittel-Aſien bildet, nach Weſten durch Perſien und nach Oſten durch China hinläuft. Von der höchſten Landhöhe Nordaſiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnſitze der Kalmücken von denen der Mongolen ſcheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Muſſart ſüdlich nach Tibet, eine andere zieht ſich weſtlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zuſammen: eine dritte läuft oſtwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet ſich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inſeln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaiſche Gebirge, welches Sibirien vom Irtiſch bis zum Amur begränzt. Die kleinen Ketten und Nebenzweige dieſer hohen aſiatiſchen Gebirge ſind unzählbar. Zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzen Meere liegt der Caucaſus, eins der höchſten Gebirge Aſiens. Sein etwaniger Zuſammenhang mit einer der vorhergehenden Bergreihen iſt noch nicht ausgemittelt; allein er ſendet Zweige durch Klein-Aſien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das ſchwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo ſie verſchiedene Namen führen. Vom ſchwarzen Meere erſtreckt ſich zwiſchen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengebirge, welches durch Polen und Schleſien reicht und mit Deutſchlands Gebirgsländern zuſammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Oeſterreich zwiſchen Böhmen und Schleſien hin und ſendet nord- und weſtwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet ſich in mehrern Zweigen durch die Mitte von Deutſchland. Europa's höchſte Länder ſind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (ſ. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutſchlands, Italiens und Frank-

reichs zuſammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchſchneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrſcheinlich, unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's; die rhätiſchen Alpen gehen zwiſchen Graubünden und Mailand, die tridentiniſchen zwiſchen Tyrol und dem Venetianiſchen, die moriſchen zwiſchen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenſchen zwiſchen Kärnthen, Krain, Friaul und Iſtrien. Weſtwärts erſtreckt ſich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und ſchneidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika iſt der Atlas das berühmteſte Gebirge. Man unterſcheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zuſammenhängt, läuft weſtwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid ſcheidet; dieſer reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Aegypten, Nubien und Habeſch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo ſie mit den Mondbergen zuſammenhängen. Von da mögen ſich Bergketten in das ſüdliche Afrika erſtrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden ſind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchſten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimboraſſo, der höchſte Berg der Erde, gehört, ziehen ſich nach der Weſtküſte von Chili und Peru. Mit dieſem Hauptgebirge ſtehen andere Bergketten in Verbindung, die ſich durch das übrige Südamerika erſtrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo ſie längs der Weſtküſte gegen Mitternacht läuft und verſchiedene Zweige landeinwärts oder nach Oſten ſendet, die im höchſten Norden wahrſcheinlich mit den Bergreihen des nördlichſten Aſiens zuſammenhängen. Die Höhen der berühmteſten Berge unſerer Erde ſind zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Männern gemeſſen worden. Wir ſetzen ein Verzeichniß von den vornehmſten dieſer Meſſungen hieher, wobei zu bemerken iſt, daß die angeführte Zahl allemal die ſenkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach iſt der Cimboraſſo 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antiſana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiguille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Aetna 1672, die Furka 973, der Brocken 546, das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Genf 188 Toiſen über der Meeresfläche erhaben. — So coloſſaliſch auch viele Berge an und für ſich erſcheinen, ſo unbedeutend ſind ſie doch im Vergleich mit der großen Maſſe der Erde, deren Kugelgeſtalt durch ſie nicht weſentlich verändert wird; denn der höchſte Berg, der Cimboraſſo, verhält ſich zum Erddurchmeſſer noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgeſtalt, d. h. ſie ſteigen vom Fuße allmälich in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger ſpitzigen Gipfel. Dieſe allgemeine Form aber leidet, beſonders bei hohen Gebirgen, verſchiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen ſind, beſtehen aus einer ungeheuern Sammlung der verſchiedenſten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet ſind. Von dieſen Bergketten befindet ſich die höchſte in der Mitte der ganzen Gebirgsmaſſe; die ſich anſchließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwiſchen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchſte Kette iſt mit ſteilen Felſen beſetzt, welche allenthalben, die ſteilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt ſind. Zwi-

ſchen den Felſenmaſſen, die in Geſtalt von Pyramiden u. dgl. die höchſte Bergkette krönen, befinden ſich Thäler, in welchen, weil ſie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeſchmolzenen Schnee gebildete Eis ſelbſt im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit ſchönem Grün bedeckt ſind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß iſt, Getraide und Obſtbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach dieſen begrünten Thälern erſtrecken ſich von den oberſten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eiſe ausgefüllt ſind und Gletſcher heißen (ſ. d.). Diejenigen Bergketten, welche ſich zunächſt an die Hauptkette anſchließen, von der ſie durch tiefe begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieſelben Erſcheinungen, nur nach einem kleinern Maßſtabe, dar. Ihre Gipfel beſtehen nämlich auch aus Felſenſpitzen mit Schluchten, die ſelbſt im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter ſich die Ketten von der Hauptkette entfernen, deſto niedriger werden ſie. Schnee und Eis verſchwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erſcheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit ſchönem Grün bedeckt, und verlieren ſich allmälich in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verſchiedenen Höhen die Erſcheinungen verſchiedener Climaten innerhalb eines ſehr beſchränkten Raumes dar. Man ſteigt allmälich aus den blühendſten entzückendſten Thälern, welche mit Getraide, Obſtbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatiſchen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, ſieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis ſie endlich, ſo wie alles organiſche Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterdringen verhindert. Die Gränze, wo die Vegetation aufhört und die Eis- und Schneeregion beginnt, iſt nach der Lage des Landes ſehr verſchieden; ſie liegt um ſo höher, je heißer, und um ſo tiefer, je kälter das Land iſt. Daß die Luft auf Bergen kälter ſeyn müſſe als in Ebenen, erhellt aus dem Geſagten und wird allenthalben wahrgenommen. Die Urſachen davon ſcheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenſtrahlen in niedrigen Ebnen ſtärker wirken und heftiger zurückprallen, ſondern es kommt unſtreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die ſtärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner ſey als die gewöhnliche, iſt allerdings wahr, daß ſie aber auch geſünder ſey, gilt nur für eine gewiſſe mäßige Höhe. In beträchtlichen Höhen fühlt man ſich im Gegentheil ungemein beſchwert und ein faſt unnennbares Uebelbefinden, verbunden mit großer Kraftloſigkeit, bemächtigt ſich des ganzen Körpers, welches Sauſſure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erſchlafften Elaſticität herleitet. — Das Innere der Gebirge iſt nur wenig bekannt; nur das wiſſen wir davon, was ſich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man iſt indeß ſo weit gekommen, daß man ſich berechtigt glaubt, vier Hauptverſchiedenheiten der Berge, in Rückſicht ihrer innern Structur, und daher eben ſo viel Claſſen feſtzuſetzen. Zur erſten Claſſe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, ſich tief ins Innere der Erde erſtrecken und gleichſam als das Knochengerüſte des großen Erdkörpers zu betrachten ſind. Die allermeiſten Urgebirge beſtehen faſt ganz aus einer gleichartigen Maſſe und zwar vornehmlich aus Granit (ſ. d.), zuweilen auch aus Serpentinſtein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende u. ſ. w. Man findet in dieſen Gebirgen keine Verſteinerun-

gen von See- und Landthieren, woraus man mit Recht ſchließt, daß ſie ihren Urſprung vor der Entſtehung der organiſchen Körper genommen haben müſſen. Die Maſſen der Urgebirge ſind in Lagern aufgeſchichtet, zwiſchen welchen ſich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden. Dieſe ſind oft mit einer andern Maſſe als die Steinart des Lagers ausgefüllt, z. B. mit Schwerſpath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldſpath; oft enthalten ſie auch Erze, welche Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle liefern. Zur zweiten Claſſe gehören diejenigen Gebirge, die eine ſpätere Entſtehung verrathen. Man ſieht an mehrern Merkmalen, z. B. aus den vielen Verſteinerungen, beſonders von Seethieren, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden ſind, daß ſie unter dem Waſſer gebildet worden. Sie beſtehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern, deren jedes zwar aus einer gleichartigen Maſſe beſteht, die aber unter ſich ſehr verſchieden ſind. Von dieſen Lagern oder Flötzen heißen ſie Flötzgebirge. Die dritte Claſſe endlich ſind die angeſchwemmten Gebirge, welche meiſtens aus einem Sande, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden iſt, oder auch aus Mergelſchichten beſtehen, und ſelten Seeproducte, wohl aber Stücke von verſteinertem Holz, ganze Baumſtämme, Abdrücke von Fiſchen, Farnkräutern und andern Pflanzen, desgleichen Knochen, ja ganze Skelette von Landthieren, wovon auch manche nicht mehr vorhanden ſind, enthalten. Merkwürdig hierbei iſt, daß unter dieſen Thiergerippen ſich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Aſien und Amerika. Auch ſie ſind unwiderſprechlich durch das Waſſer gebildet. Man unterſcheidet bei ihnen zwei Arten, plattes Land und Seifengebirge. Das erſtere hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen, und verdient daher mehr flaches Land als Gebirge genannt zu werden. Die oberſte Decke dieſes platten Landes beſteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, welche zum Gedeihen der Gewächſe ſehr bequem iſt. Die Seifengebirge finden ſich vorzüglich in den Schluchten und Thälern der uranfänglichen Gebirge und enthalten meiſtens Geſchiebe von Quarz, Granit, Glimmer, Thon, Lehm u. ſ. w. Die Vulkane oder feuerſpeienden Berge machen endlich die vierte Gebirgsclaſſe aus. Wir werden von ihnen unter einem eignen Artikel ſprechen.

Bergen, die Hauptſtadt im Königreich Norwegen, 27 Gr. 7 Min. 23 Sec. L., 60 Gr. 23 Min. 40 Sec. B. an einem Meerbuſen der Nordſee, Waag genannt, iſt die anſehnlichſte Stadt Norwegens, und hat 18,080 Einwohner, eine lateiniſche Schule, harmoniſche Akademie, nützliche Geſellſchaft, Naturaliencabinet, Realſchule (Seminarium Fridericianum), Zucker- und Fayence-Fabrik, und wichtigen Handel mit Bretern, Maſten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, gedörrten Fiſchen, Häuten ꝛc. — Sie liegt am Ende eines Meerbuſens, der tief ins Land hineingeht, und iſt übrigens auf allen Seiten mit hohen, kahlen und ſteilen Felſen eingeſchloſſen. Durch dieſe Lage hat ſie den Vortheil eines guten Hafens und einer ſtarken Schifffahrt, aber zu Lande kann man ſie nur mit großer Beſchwerde erreichen. — Holländer, Engländer und Schweden kommen häufig hierher, führen die Bedürfniſſe des Landes herbei, und nehmen dagegen die oben erwähnten Producte wieder mit. Der Urſprung des hieſigen Handels rührt von der Hanſa her, die ſeit 1445 hier Comptoire anlegte und Packhäuſer baute.

Berghem (Nikolaus), einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter

van Härlem, ein ſehr mittelmäßiger Künſtler, gab ihm den erſten Unterricht in der Malerei, worauf er in der Folge unter den geſchickteſten Meiſtern, beſonders unter van Goyen und Weninx ſeine Studien fortſetzte. Man erzählt, daß er einſt von ſeinem Vater verfolgt, in die Werkſtätte des van Goyen geflohen ſey, der ſich bemüht habe, ihn zu ſchützen, und gerufen: Berghem (verbergt ihn), und dieſes ſey die Veranlaſſung ſeines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten ſich ſchnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für ſeine Kunſt, und die Nachfrage nach ſeinen Gemälden waren Urſach, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz ſeiner Frau, die ihn in dem Grade beherrſchte, daß ſie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und ſich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte, wie man erzählt, über ſeiner Werkſtätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, ſobald ſie ihn nicht ſingen und arbeiten hörte. Sein einziger Troſt war ihm die Kunſt, der er ſich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, ſeine Liebe für Kupferſtiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können. Dieſe löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von ſeinen Schülern zu borgen, das er ihnen nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er ſeine Frau über den Ertrag ſeiner Gemälde täuſchte. Auf dieſe Weiſe gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach ſeinem Tode ſehr theuer verkauft wurde. Berghems Werke ſind eben ſo zahlreich als geſchätzt, und eine Zierde der ſchönſten Gallerien. Ihr Reiz beſteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich ſeine Werkſtatt faſt nie verließ, ſo hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schloſſe Benthem die Natur genau beobachtet und kennen gelernt. Die ſtrengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunſt und eine größere Einfalt in Nachahmungen der Natur und einen fleißigern und correctern Umriß der Thiergeſtalten verlangen; aber dieſe geringern Fehler Berghems werden durch ſo viele Vorzüge verdeckt, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landſchaftsmaler ſtellt. Er ſtarb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren ſeine Zöglinge. Das Muſeum Napoleon hatte neun Gemälde von ihm. In der Auction der Gemäldeſammlung des Banquier P. de Smith in Amſterdam, die 1810 Statt hatte, befanden ſich vier Gemälde von Berghem, die zu 800, 1000, 1625 und 2500 holländiſchen Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer ſchwediſcher Naturforſcher und Chemiker, war 1735 den 20ſten März in Catharinberg, in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, geboren, wo ſein Vater Einnehmer der Einkünfte von königlichen Gütern war. Dieſer beſtimmte ſeinen Sohn zu ſeinem einſtmaligen Nachfolger in dieſem Amte: allein die Liebe deſſelben zu den Wiſſenſchaften vertrug ſich mit dieſer Abſicht nicht, und nach vielen Schwierigkeiten erhielt er endlich von ſeiner Familie die Erlaubniß, ſich ganz denſelben zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerkſamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden ſtrömten Schüler zu ihm. Zu dieſen geſellte ſich auch Bergmann, und er erregte durch mancherlei Kenntniſſe, Thätigkeit, Scharfſinn und Entdeckungen, die durch ſeine Kenntniſſe in der Geometrie und Phyſik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieſes berühmten Mannes Aufmerkſamkeit. Im Jahre 1761 wurde er zum Profeſſor der Naturphi-

loſophie und Mathematik zu Upſal ernannt, und ſtand dieſem Amte fünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Profeſſor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, ſeine Entlaſſung foderte und erhielt, meldete Bergmann ſich zu dieſer Stelle. Seine Mitwerber beſchuldigten ihn, daß er von dieſem Gegenſtande nichts verſtehe, weil er nie etwas darüber geſchrieben hatte. Sie zu widerlegen, verſchloß er ſich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er wurde nun wirklich Profeſſor der Chemie, trieb dieſe Wiſſenſchaft mit aller ſeiner Kraft, leiſtete darin außerordentlich viel, und machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künſtlicher Mineralwaſſer, und entdeckte in dem mineraliſchen Waſſer das geſchwefelte Waſſerſtoffgas. Man verdankt ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch ſich der Nickel von andern Metallen unterſcheidet. Eine große Menge von Mineralien analyſirte er chemiſch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Beſtimmtheit, und ſein Verfahren wurde ſeitdem Muſter. Durch ihn lernte man einſehen, daß eine chemiſche Zuſammenſetzung die Grundlage der Mineralogie ſey. Er gab eine Claſſification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemiſchen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verſchiedenheit ihrer äußern Formen gemacht ſind. Hierzu erhielt er beſonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometriſchen Verhältniſſe, die unter den verſchiedenen Cryſtalliſationen derſelben Subſtanz Statt finden, und die ſich von einer Grundform herleiten laſſen, und durch Anſetzen ähnlicher Theilchen, nach beſtimmten und leicht zu berechnenden Geſetzen geſchehen. Bergmann genoß die Achtung ſeines Vaterlandes und ganz Europa's, erhielt den Waſaorden, und ſchlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er hatte ſich 1771 mit einer Frau verheirathet, die ihm das ſchönſte häusliche Glück gewährte. Er ſtarb, erſchöpft durch ſeinen unabläſſigen Fleiß, im 49ſten Lebensjahre 1784 an Entkräftung.

Bergſtraße iſt ein ſchmaler, aber ſchöner und fruchtbarer Strich Landes diesſeit des Rheins, und macht einen herrlichen, mit Nuß- und Kaſtanienbäumen und mit Weinreben beſetzten Weg am Odenwalde, von ungefähr ſechs Meilen aus, der ſich von Darmſtadt bis ans Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg erſtreckt.

Berill, auch Thalaſius, Marinus, noch bekannter unter dem Namen Aquamarin, iſt ein durchſichtiger Edelſtein, der wegen ſeiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er iſt quarzartig, und unter den Edelſteinen der weichſte und leichteſte. Die Farbe, welche theils meergrün, theils ſeladonfarben, theils blaugrün iſt und deren Schönheit den ganzen Werth dieſes Steins beſtimmt, verliert er im Feuer und ſchmilzt zu einem Fluß. Es gibt orientaliſche, welche in Oſtindien, auf der Inſel Ceylon, Pegu, Cambaja ꝛc. gefunden werden, und occidentaliſche, welche in Böhmen, Sachſen, Schleſien ꝛc. ihr Vaterland haben, und die ſächſiſchen ſind oft noch ſchöner als die indiſchen.

Bering oder Beering, geboren zu Horſens in Jütland, fing an für ſein Vaterland zu ſchiffen, und erwarb ſich den Ruhm eines geſchickten Seemannes, ſo daß er von Peter dem Großen zu der Zeit geſucht wurde, als die Marine in Cronſtadt in ihrem Beginnen war. In ruſſiſchen Dienſten zeichnete er ſich als Lieutenant und Capitain in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und ſeine Unerſchrocken-

heit und ſeine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreiſe ins Meer von Kamtſchatka gewählt zu werden. Seit der Reiſe vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küſten dieſer großen Halbinſel, und wußte, daß Aſien nicht mit Amerika zuſammenhing, aber, ob die Kamtſchatka gegenüber liegenden Küſten auch wirklich Küſten des feſten Landes oder nur dazwiſchen liegender Inſeln wären, dieſes Räthſel ſollte Bering durch ſeine Reiſe löſen. Am 4ten Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordweſtlichen Küſte von Amerika zwiſchen dem 55ſten und 60ſten Grad nördlicher Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, und er wurde weit ab auf eine wüſte Inſel geworfen, die jetzt ſeinen Namen führt. Schnee und Eis bedeckten damals das unwirthbare Land. Bering wurde gefährlich krank, und ſtarb hier am 8ten December 1741. Man hat ſein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika den Namen Beringsſtraße (auch Anian genannt) gegeben hat. Cook hat ſie in der Folge noch genauer unterſucht. Man findet treffliche Auszüge aus ſeinen Reiſen in den Nachrichten von Seereiſen, die in den drei Bänden der hiſtoriſch-geographiſchen Sammlung von Müller eingeſtreut worden ſind.

Berkeley (Berkley, Georg), ein Irländer, 1684 zu Kilerin geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreyeinigkeits-Collegiums an der Univerſität zu Dublin, und trat ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftſteller in der gelehrten Welt auf. Seine verſchiedenen philoſophiſchen und mathematiſchen Schriften, unter welchen insbeſondere ſeine Theorie der Erſcheinungen von dem Scharfſinne ihres Verfaſſers die glänzendſten Beweiſe ablegte, erwarben ihm einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt Hume die Werke deſſelben als ſehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß ſie, mehr ſelbſt als Bayle's Schriften, zum Skepticismus führten, indem nämlich, wie dieſer Kritiker ſich ausdrückt, Berkley's Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch aber von der andern Seite eben ſo wenig eine vollkommene Ueberzeugung verſchafften. Auf ſeinen Reiſen, die er theils als Geſandſchaftsſecretär, theils als Hofmeiſter eines jungen Engländers nach Frankreich und Italien machte, kam er auch nach Paris, wo er den Pater Mallebranche beſuchte, welchen er in ſeiner Zelle damit beſchäftigt fand, ſich einen Trank gegen ein Bruſtfieber zu verfertigen. Als ſich die Unterhaltung dieſer beiden gelehrten Männer auf Berkley's philoſophiſches Syſtem gewandt hatte, von welchem Mallebranche, vermöge einer Ueberſetzung, welche ſo eben in Frankreich erſchienen war, einige Kenntniſſe bekommen hatte, erhitzte Mallebranche ſich bei dem hierüber entſtandenen Streite dergeſtalt, daß ſein Fieber ſich verſchlimmerte und er nach einigen Tagen verſchied. Berkley's Vermögensumſtände erhielten im Jahre 1722 durch einen ſehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während ſeines erſten Aufenthalts in London, im Jahre 1713, verſchaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntſchaft der Miſtriß Vanhomrigh, der berühmten Vaneſſa, welche durch ihre Liebe zu Swift ſo bekannt geworden iſt. Da dieſe Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Miſtriß Johnſon, welche unter dem Namen Stella bekannt iſt, verheirathet ſey, änderte ſie ihr Teſtament, in welchem ſie dieſen zum Erben eingeſetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkley, welchen letztern ſie ſeit ſeiner Rückreiſe nach Irland nie wiedergeſehen hatte. Un-

gefähr um dieſelbe Zeit entſchloß ſich Berkley, ein Vorhaben auszuführen, welches ihn ſchon lange beſchäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckſchrift unter dem Titel: Vorſchläge zur Bekehrung der amerikaniſchen Wilden zum Chriſtenthume durch die Gründung einer Lehranſtalt auf den bermudiſchen Inſeln, dem Publicum Nachricht ertheilte. Dieſe Schrift erregte einen ſolchen Enthuſiasmus für Berkley's Unternehmen, daß die angeſehenſten Perſonen eine Subſcription veranſtalteten, die in kurzer Zeit ſo beträchtlich wurde, daß Berkley nach Niederlegung ſeiner Stelle, in Geſellſchaft von mehrern Perſonen, bei welchen er Intereſſe für ſeinen Plan erregt hatte, ſich nach Rhodeisland einſchiffte, um daſelbſt zur Unterhaltung ſeines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterſtützung, welche ihm das Parlament für ſeine Unternehmung verſprochen hatte, Verzicht leiſten mußte, ſo ſah er ſich genöthigt, Amerika zu verlaſſen und nach England zurückzukehren, nachdem er ſieben Jahre ſeines Lebens und einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens auf dieſe Unternehmung verwandt, ja ſogar für dieſelbe ein Erzbisthum, welches ihm die Königinn angeboten, verweigert hatte. Nachdem er hierauf noch eine Menge Schriften philoſophiſchen, religiöſen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Inhalts, welche ihm das Wohlwollen der Regierung verſchafften, herausgegeben hatte, fand ſich Lord Cheſterfield, welcher ſo eben in das Miniſterium getreten war, bewogen, Berkley einen Tauſch ſeines Erzbisthums mit dem von Glogher vorzuſchlagen, deſſen Einkünfte doppelt ſo groß waren, und welches ſich ſo eben erledigt fand. Aber Berkley, der den Gedanken verabſcheute, daß das Publicum von ihm glauben könnte, er habe nur darum zu Gunſten des Gouvernements geſchrieben, um von ihm eine Belohnung dafür zu erhalten, ſchlug jenes vortheilhafte Anerbieten aus, und blieb nach wie vor in ſeinem Bisthume. Gegen ſein ſechzigſtes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er ſich durch den Gebrauch des Theerwaſſers zu heilen ſuchte, auch deßhalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieſes Waſſers herausgab. Dies waren ſeine letzten ſchriftſtelleriſchen Productionen, worauf er im Jahre 1753 ſehr plötzlich, und zwar, wie man glaubt, an einem Herzpolypen ſtarb. Berkley wird als ein ſehr gelehrter, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens bewanderter Mann geſchildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für ſeinen moraliſchen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, ſein beſtändiger Freund, von ihm ſagte, er beſäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären (every virtue under heaven).

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eiſernen Hand, geboren zu Jaxthauſen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog ſein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zur Armee des Churfürſten Friedrich von Brandenburg, diente dem Herzoge von Bayern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demſelben ſeine Hand verloren hatte, ließ er ſich eine eiſerne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog ſich nun auf ſein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit ſeinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er ſich durch ſeine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben ſo ſehr erwarb er ſich durch ſeine Biederkeit Achtung. Da er dem Herzoge Ulrich von Württemberg gegen den ſchwäbiſchen Bund beiſtand, wurde er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus ſeinem Lande vertrieben worden war, mußte er ſich ſelbſt durch ein Löſegeld von zweitauſend Florin frei machen. Als der Bauern-

Krieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, ſie anzuführen; aber nach vier Wochen wurde er von neuem gefangen genommen, und konnte ſeine Freiheit nur unter dem Verſprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er ſtarb den 23ſten Juli 1562. Man hat von ihm ſelbſt eine Beſchreibung ſeines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten Male gedruckt worden iſt. Dieſes Buch enthält ein vortreffliches Gemälde des geſelligen Lebens und der Sitten des ſechszehnten Jahrhunderts, und hat Göthen den Stoff zu ſeinem trefflichen Schauſpiele dieſes Namens geliefert, welches die Thaten und Geſinnungen des Helden, ſo wie den Zuſtand und die Sitten jener Zeit, in meiſterhaften Zügen darſtellt.

Berlin, Reſidenz und Hauptſtadt der ganzen preußiſchen Monarchie, in der Mittelmark Brandenburg, an der Spree gelegen, iſt eine der größten und ſchönſten Städte in Europa. Der Umfang ihrer Mauern beträgt 2 1/3 deutſche Meilen. Sie beſteht eigentlich aus fünf Städten, welche ſeit 1714 die königlichen Reſidenzſtädte heißen, ihre eigenen vier Vorſtädte haben, und unter einem einzigen Magiſtrate ſtehen. Die ſchönen und langen Straßen, die großen Plätze, die prächtigen und anſehnlichen Paläſte, Kirchen und andern Gebäude haben kaum ihres Gleichen. Man zählt funfzehn Thore, 33 Kirchen (welche theils den Lutheranern, theils den Reformirten, theils beiden proteſtantiſchen Parteien gemeinſchaftlich, theils den Catholiken gehören); 6725 Häuſer (nach einer im Jahre 1790 in allen Städten und Vorſtädten vorgenommenen Zählung), welche (ohne die königlichen und öffentlichen Gebäude) in dem Feuercataſtrum mit 20,440,650 Thaler verſichert waren; 153,128 Einwohner (eine Zahl, welche im Jahre 1803, mit Ausſchluß des Militärs, gefunden wurde); 268 Straßen und Plätze und 36 Brücken. Berlin beſitzt ſeit dem 15ten October 1810 eine Univerſität, die in dem verfloſſenen kurzen Zeitraume ihrer Exiſtenz ſchon zu bedeutendem Ruhme gelangt iſt; mehrere Künſtlerakademien, vortreffliche Bibliotheken, und in allen Theilen der Wiſſenſchaften eine Menge ſehr geſchickter Männer, ſo daß es mit vollem Rechte ein Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften genannt zu werden verdient. Die fünf Städte, woraus dieſe Hauptſtadt zuſammengeſetzt iſt, ſind: 1. das eigentliche Berlin, welches im Jahre 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bären erbaut wurde. Die Stadt hat 39 Straßen, und die Vorſtädte derſelben heiſſen: das Königsviertel, das ſpandauer Viertel (Sophienſtadt) und das ſtralauer Viertel. 2. Cöln an der Spree, welches gleichfalls Markgraf Albrecht erbaut hat, war ehedem eine beſondre Stadt, deren Mauern aber nach und nach abgebrochen worden ſind. Sie wird von der Spree durch zwei Arme eingeſchloſſen, und dadurch zu einer Inſel gebildet. Dieſe Stadt hat 25 Straßen. Wenn man aus dem eigentlichen Berlin über die lange Brücke in die Stadt Cöln tritt, trifft man auf das königliche Schloß, welches 430 Schuhe in der Länge und 276 in der Tiefe hat. In demſelben befinden ſich, außer vielen Kunſtwerken und Sehenswürdigkeiten, die Antiquitäten-, Münz- und Medaillencabinette, die Naturalien- und Kunſtkammer. Cöln wird in Alt- und Neu-Cöln eingetheilt, welches letztere vier Straßen hat. Hier iſt die cölnſche oder cöpenicker Vorſtadt, welche 1736 in die äußere Mauer gezogen wurde. 3. Der Friedrichswerder iſt von dem Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden. Er hat 19 Straßen. 4. Die Dorotheen- oder Neuſtadt (jetzt, nach der letzten verſtorbenen Königin, Louiſenſtadt genannt), hat Churfürſt Friedrich Wilhelm angelegt, und ſie nach ſei-

ner Gemahlin benannt. Sie iſt nicht groß, hat nur 6 Straßen, aber ſchöne und zum Theil prächtige Häuſer. Hier iſt die berühmte Linden-allee, welche 4000 Fuß lang und 160 breit iſt, und an beiden Seiten die prächtigſten Gebäude zeigt. Als Spaziergang wird ſie in Berlin mit dem Namen unter den Linden benannt; ferner befindet ſich hier der Thiergarten, in welchem ſich die mannigfaltigſten Spaziergänge, Alleen und Labyrinthe befinden. 5. Die Friedrichſtadt hat Churfürſt Friedrich III. 1688 angelegt. Sie übertrifft die übrigen vier Reſidenzſtädte an Größe, hat 23 breite und wohlgebaute Straßen, worunter die leipziger Straße prächtig und die Friedrichſtraße über eine Viertelmeile lang iſt. Zu Berlins Merkwürdigkeiten gehören das königliche Schloß; die lange Brücke, mit der Bildſäule des Churfürſten Friedrich Wilhelm; das Zeughaus, eines der ſchönſten Gebäude in Europa, in deſſen Hofe anſtatt der Schlußſteine, die 21 ſchlüterſchen Larven, welche eben ſo viel Geſichter Sterbender vorſtellen, befindlich; das königliche Gießhaus; die königliche Ritterakademie; das Cadettenhaus; die Parochialkirche; die Garniſonkirche, welche 1722 eingeweiht worden, und hernach mit einer Menge eroberter Fahnen und mit den Bildniſſen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld und des Majors von Kleiſt, des Dichters, wozu noch in der Folge das Portrait des Generals Ziethen kam, ausgeſchmückt worden iſt; das Invalidenhaus, ein prächtiges Gebäude, welches Friedrich II. hat erbauen und 1748 einweihen laſſen. Es unterhält an Offiziers, Soldaten, Weibern und Kindern 1000 Seelen; das prächtige Opernhaus; die neue Bibliothek, deren Baukoſten 180,000 Thaler betrugen; die Porzellan-Fabrik; der Wilhelmsplatz mit fünf marmornen Bildſäulen der berühmten preußiſchen Feldherren Schwerin, Keith, Seidlitz, Winterfeld und Ziethen; das Nationaltheater; die franzöſiſche Kirche mit ihren von Friedrich II. erbauten ſchönen Thürmen (in Friedrichsſtadt); ferner die königliche Akademie der Wiſſenſchaften; das königliche mediciniſch-chirurgiſche Collegium, und die Gymnaſien. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind merkwürdig: die königliche und die mit derſelben verbundene ſpanheimiſche Bibliothek. Unter den Sammlungen zeichnen ſich aus: die königliche Kunſt- und Naturalien-Kammer; die königliche Gemähldeſammlung auf dem Schloſſe; das königliche Münzkabinet; D. Blochs Fiſchſammlung; das waltherſche anatomiſche Cabinet. Unter den Spaziergängen ſind merkwürdig: der königliche Thiergarten, in welchem der Churfürſtenplatz oder der Cirkel der Hauptverſammlungsort iſt, und der Spaziergang unter den Linden. Berlin iſt eine der ſchönſten Städte Deutſchlands, wenn gleich in der ſchlechteſten Gegend gelegen. Die Urſache dieſer ſchlechten Lage iſt folgende: als im zwölften Jahrhundert die Dämme Hollands fürchterlich von dem Weltmeere durchbrochen wurden, verließen Tauſende ihr Vaterland, um in den Staaten Albrechts des Bären ſich niederzulaſſen. An Meergegenden gewöhnt, fanden ſie ihre verlaſſenen Sümpfe in denen der Spree wieder, trockneten ſie aus und baueten ihre Hütten auf Pfählen; ſo entſtand Cöln oder Pfahlſtadt, der älteſte Theil Berlins. Daraus kann man ſich erklären, warum dieſe Gegend gewählt wurde, deren Sümpfe vielmehr geeignet ſcheinen, Anſiedler abzuſchrecken. Noch im ſechzehnten Jahrhundert gingen die Hofleute hier auf Stelzen nach der churfürſtlichen Burg. Nur raſtloſe Thätigkeit der Menſchen hat es zu dem gemacht, was es nachher wurde. Freilich hat die Stadt in dem vorletzten franzöſiſch-preußiſchen Kriege ſeit dem October 1806 ebenfalls ſehr gelitten. Vieles iſt hinweggeführt worden; z. B. die königliche Bibliothek wurde aller

in derſelben befindlichen Feſtungsriſſe, Plane und Platten zu Landkarten beraubt, und dieſe Gegenſtände, nebſt der Luftpumpe von Guericke, nach Paris geführt; das brandenburger Thor, eines der ſchönſten, die es gibt, verlor ſeine Victoria mit dem Viergeſpann u. ſ. f. Alle dieſe und andere entfremdete Schätze der Kunſt und der Literatur wurden aber nach der zweyten Eroberung von Paris 1815 reclamirt und wieder zurückgebracht. Unter den neueſten hier errichteten Inſtituten verdient wohl auch das werkmeiſterſche Muſeum rühmlicher Erwähnung.

Berlin (Decret von), ſ. Continentalſyſtem.

Berline, eine Art Kutſchen, deren Benennung ſich von der Stadt Berlin herſchreibt; ſie wurden von Philipp de Chieſe, aus Orange gebürtig, einem Hofcavalier, Generalquartiermeiſter und erſtem Architekten bei dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, der von 1640 bis 1687 regierte, erfunden. Der Churfürſt beorderte ihn, einen Zug Pferde aus den preußiſchen Stutereien zum Geſchenke nach Frankreich zu bringen; Chieſe ließ ſich zu dieſer Reiſe in Berlin einen bequemen Reiſewagen nach ſeiner eigenen Erfindung machen, welcher den Pariſern, die unſern Chieſe gemeiniglich Monſieur Chaiſe nannten, ſo wohl gefiel, daß ſie dergleichen Wagen nachmachen ließen und eine Berline nannten.

Berliner Blau. Es gibt deſſen zweierlei: ein natürliches, welches am Ufer der Stecknitz im Hannöverſchen gefunden wird und eine Blaueiſenerde iſt, die, ſo lange ſie unter der Erde liegt, weiß ausſieht, ſobald man ſie aber der freien Luft ausſetzt, eine blaue Farbe in verſchiedenen Graden annimmt; und ein bereitetes, welches ein Eiſenniederſchlag iſt, der zu viel Brennbares beſitzt, wodurch er ſeine blaue Farbe bekommt. Die Erfindung des durch Kunſt bereiteten berliner Blaues verdankt man dem Zufalle. Sie wurde zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts durch einen Farbekünſtler, Namens Diesbach, gemacht, welcher florentiner Lack bereiten wollte. Hierzu machte er einen Abſud von Cochenille, den er mit Alaun und etwas Eiſenvitriol vermiſchte, und dann mit feuerbeſtändigem Alkali niederſchlug. In Ermangelung des Alkali nahm er einſt Weinſteinſalz, worüber thieriſches Oel abgezogen war, und ſein Lack erhielt nun ſtatt der rothen eine blaue Farbe. Sie gefiel, und man verfertigte ſie ſeitdem abſichtlich. Ihren Namen hat ſie von Berlin, wo ſie entdeckt wurde. — Die Bereitungsart blieb indeß ein Geheimniß, worüber ſich verſchiedene Chemiker in Verſuche zur Entdeckung einließen, und im Jahre 1724 wurde ſie wirklich entdeckt. In Berlin, Amſterdam und Breslau ſind Fabriken von dem ebenbenannten berliner Blau angelegt, wo man es von verſchiedener Feinheit und Güte verfertigt. Es wird von Kupfer- und Kattundruckern, ingleichen von Färbern und Malern häufig gebraucht, bei letztern ſowohl in Oel- als Waſſerfarben. Auch die Chemiker bedienen ſich ſeiner mit Vortheil, und man hat es ſelbſt zu Arzneimitteln vorgeſchlagen.

Bern, der größte und fruchtbarſte unter den Cantonen der Schweiz mit der Hauptſtadt gleiches Namens. Schon im zwölften Jahrhunderte umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feſte Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Geſetze, worauf dieſelbe im dreizehnten Jahrhunderte immer mehr bevölkert wurde. Beſonders ſuchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu auch noch

Landleute, und beſonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich kamen. Kaiſer Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsſtadt, und beſtätigte die Privilegien derſelben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiſerliche Handfeſte genannt wird. Im Jahre 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, gegen ihren eigenen feindlich geſinnten Adel, welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern wurde nun eine Freiſtätte für alle diejenigen, welche von Oeſterreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt ſelbſt zu einer Bedeutendheit und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide ſchloſſen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18,000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, welches 700 Herren mit gekrönten Helmen, und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in der Mitternacht, am 21ſten Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, und ſchlugen den dreimal ſtärkern Feind bei Laupen gänzlich aufs Haupt. Nach dieſem Siege wurde Bern immer mächtiger und die Stadt ſelbſt ſehr erweitert, worauf ſie im Jahre 1353 in den ewigen Bund der Eidgenoſſen trat, in welchem ſie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieſes Jahrhunderts vergrößerte Bern ſein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergeſtalt, daß die mehrſten um die Stadt herumliegenden Ortſchaften zu ſeinem Gebiete gehörten. Nachdem im Jahre 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Oeſterreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenoſſen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. Im Jahre 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbeſſerung an, indem ſie ſich von der Herrſchaft des Papſtes losſagten. In dem Kriege, den ſie hierauf mit dem Herzoge von Savoyen führten, eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud), welche eroberten Länder ſie durch Landvögte, die auf den Feſten wohnten, regieren ließen. Von nun an bis zum 5ten März 1798 war der Wohlſtand und Reichthum Berns in ſtetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, die den Reichthum und die Macht Berns auf das deutlichſte zu erkennen gaben. Der ſämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quadratmeilen, mit 380,000 Einwohnern. Endlich rückten, an jenem Tage, 30,000 Mann Franzoſen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenoſſen dieſen entgegen; aber die Tage von Morgarten (im Jahre 1315, gegen den Herzog Leopold von Oeſterreich), von Morgarten (1339), von Murten (1476) waren vorüber, die Eidgenoſſen ermordeten ſogar auf dem Rückzuge ihre eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum erſten Male dem Feinde ſeine Thore, und verlor, in Folge dieſer Begebenheit, mehr als zwei Drittheile ſeiner bisherigen Beſitzungen. — Der Canton Bern war ehemals in der größten Ausdehnung ſechzig Stunden lang und dreißig breit, und wurde in den deutſchen und franzöſiſchen (wälſchen) Theil (le pays de Vaud, le pays de Roman) eingetheilt. Die höchſte geſetzgebende Gewalt hatte der große Rath zu Bern, dem ein regierender Amtſchultheiß vorſtand. Der kleine (tägliche) Rath, der die meiſten Zweige der Regierungsverwaltung in ſeinen Händen hatte, beſtand aus 27 Perſonen, und machte, wenn alle

Stellen beſetzt waren, mit dem großen zuſammengenommten, einen Verein von 299 Gliedern aus. Um dieſen Rath zu beſetzen, waren nur 243 Patricierfamilien wählbar. Nach der neuern Eintheilung im Jahre 1803 wurde der Canton Bern in fünf Diſtricte, in Stadt Bern, Oberland, das Landgericht, das Emmenthal und das Seeland, und jeder Diſtrict in dreizehn Zünfte eingetheilt. Die geſetzgebende Gewalt iſt in den Händen des großen Raths von 195 Mitgliedern, welche von den Zünften gewählt werden und ſich alle Jahre während drei Wochen verſammeln. Dieſer große Rath wählt aus ſeiner Mitte einen Ausſchuß von 27 Perſonen, welcher den kleinen Rath bildet, und unter dem Vorſitze von zwei Schultheißen die vollziehende Gewalt hat. Gegenwärtig enthält der ganze Canton 176 Quadratmeilen mit 215,811 Seelen. Der Canton baut zwar Getraide, aber zum Bedürfniß deſſelben nicht genug. Im bergigen Oberlande iſt Viehzucht, auch Pferdezucht, bei weitem die Hauptſache, und die Ausfuhr des Viehes, des vortrefflichen Käſes und der Manufacturen ſehr bedeutend. — Bern, die Hauptſtadt des Cantons, liegt an der Aar, und hat 1062 Häuſer und 12,000 Einwohner. Sie hat drei lange und breite Hauptſtraßen, die auf beiden Seiten mit Schwibbogen verſehen ſind. In dem Münſter ſind einige vierzig Fahnen aufgehangen, welche die Schweizer dem Herzoge Carl dem Kühnen von Burgund in der Schlacht bei Murten, am 22ſten Julius 1476, abnahmen. Sie hat ferner ein akademiſches Gymnaſium, eine anſehnliche Stadtbibliothek, ein Antiquitäten- oder Münzcabinet, eine gelehrte ökonomiſche Geſellſchaft und ein ehemals wohlverſehenes Zeughaus. Es gibt allerlei Fabriken in Bern, als von Krep, feinen Tüchern, Zeugen, ſeidenen Florwaaren, Leder, Uhren, Leinwand u. a. m.

Bernadotte, ſ. Carl Johann.

Bernard (Pierre Joſeph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, geſtorben zu Paris 1775. Den Grund ſeiner Studien legte er bei den Jeſuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier wurde er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte dieſem 1734 in den italiäniſchen Feldzug, wurde dem Marſchall von Coigny vorgeſtellt, von dieſem als Secretär in Dienſte genommen und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeiſter der Dragoner und zu ſeinem Bibliothekar in Choiſy ernannte. Im Jahre 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in dieſem Zuſtande bis an ſeinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenuſſes verdient Bernard ſtets mit Achtung genannt zu werden. Im Jahre 1737 brachte er die Oper Caſtor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meiſterſtück lyriſcher Dramatik geprieſen wird. Rameau's Muſik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erſt 1722 herausgegeben, iſt ſein Gedicht: Phroſine und Melidor, in vier Geſängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach ſeinem Tode, allein ſeinen Freunden ſchon früher mitgetheilt, erſchien: L'art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne ſich ſclaviſch an ihn zu binden. Einige meinen, dies Gedicht lehre mehr die Kunſt zu verführen als zu lieben; richtiger iſt der Ausdruck: eine Kunſt zu genießen, denn der Verfaſſer geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anſpruch nimmt.

Enfant d'Epicure
il ignore mon Bernard,

qu'aimer bien, n'eſt point un art,
mais un don de la nature.
Ce n'eſt que l'art de jouir,
l'art de tromper, qu'il explique;
Ingenieur du plaiſir,
il en donne la tactique.

Voltaire hatte unſerm Dichter das Epithet **le gentil Bernard** gegeben, das ihm immer blieb.

Bernburg (Anhalt-), eins von den dreien noch beſtehenden anhaltiſchen Fürſtenthümern, welches bei der letzten Theilung der anhaltiſchen Länder im J. 1603 an Joachim Ernſts fünften Sohn, Ludwig, deſſen Nachkommen es bis jetzt beſitzen, kam, nach dem Ausſterben der zerbſter Linie im J. 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter ſich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürſtenthums beträgt gegenwärtig 16 Q. M. mit 35,200 Einwohnern. Die Einkünfte ſchätzt man auf 400,000 Gulden. Das Contingent zum rheiniſchen Bunde betrug 240 Mann. Der jetzt regierende Fürſt, welcher ſeit ſeinem Beitritt zum Rheinbunde am 30ſten April 1807 den Herzogstitel annahm, iſt **Alexius Friedrich Chriſtian**, geb. den 12ten Jun. 1767, ſucced. den 9ten April 1796; vermählt den 29ſten Nov. 1794 mit Marie Friederike, Prinzeſſin von Heſſen, geb. den 14ten Sept. 1768. Der Erbprinz iſt **Alexander Carl**, geb. den 2ten März 1805. Eine Nebenlinie der Bernburger bilden die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohns des F. Victor Amadeus. Sie hat von dem bernburger Antheile das Amt Hoym nebſt Froſe; ingleichen die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem von dieſer Linie durch Heirath die Grafſchaft Holzapfel nebſt den Herrſchaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben.

Bernhard (der heilige) geboren 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erſter Abt des ciſterzienſer Kloſters **Clairvaux** bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpſten. Mehr geiſtreich als gelehrt, ſchnell im Ueberblick, unerſchütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredſamkeit, und durch die ſtrenge Heiligkeit ſeines Lebens wie durch eine Menge ihm zugeſchriebener Wunder über den Clerus ſeiner Zeit erhaben, ſchien er vor Andern zum Herrſcher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wiſſend, daß man den Titel der Macht verſchmähen muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höheren kirchlichen Würden ab, und immer nur als Abt ſeines geliebten Jeruſalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war er in aller Demuth der freimüthigſte Cenſor des Clerus, der Rathgeber der Päpſte, unter denen ihm Innocenz II. ſeine Anerkennung und die Erhaltung des Inveſtiturrechts in Deutſchland, und Eugen III. ſeine Bildung verdankte, der Schiedsrichter der Fürſten und Biſchöfe, und ſeine Stimme galt auf den Concilien wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik, mit der die ſcholaſtiſchen Philoſophen jener Zeit die Glaubenslehren eben ſo oft mißhandelten und auflöſ'ten als begründeten und ordneten, hielt ſeine ſtrenge Orthodoxie und wohl bisweilen ſchwärmende, doch immer auf practiſches Chriſtenthum dringende Myſtik ein heilſames Gegengewicht, und unſtreitig hat er dem kirchlichen Syſtem durch ſeinen ſiegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienſte geleiſtet, wenn auch ſeine Härte und Intoleranz gegen Abälard und Gilbert von

Porter keineswegs gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet ſtarb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. canoniſirt. Die römiſche Kirche ſetzt ihn unter die Heiligen vom erſten Range, ſeine ſalbungsvollen Homilien und Sermonen werden auch von den Proteſtanten geſchätzt, und Luther ſagt von ihm: iſt jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch geweſen, ſo war's St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar ſeines Gleichen auch ſonſt niemals weder geleſen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt; man hat aus ſeinen Mönchen eine Menge Biſchöfe und Aebte gewählt, alles wollte dieſem Sitze apoſtoliſcher Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugall gab ſein Reich 1143 dieſem Kloſter in Lehen, worauf die Mönche deſſelben, nach dem Tode des Königs Sebaſtian 1578, Anſprüche auf die portugieſiſche Krone gründeten. Im dreizehnten Jahrhundert hatte es ſchon 800 Filialklöſter in allen Ländern der Chriſtenheit, und obgleich die Religioſen dieſer Klöſter und der davon ausgegangenen Congregationen Ciſterzienſer blieben, ſo nannten ſie ſich doch ihrem zweiten Vater und Stifter zu Ehren, Bernhardiner und Bernhardinerinnen, dergleichen noch jetzt exiſtiren. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren im dreißigjährigen Kriege, war am 6ten Auguſt 1604 geb. und nahm ſehr zeitig Kriegsdienſte. Anfangs ohne Gelegenheit, ſich beſonders auszuzeichnen, trat er nach und nach in pfälziſche, badenſche, holländiſche und däniſche Dienſte, verließ ſie aber wieder und lebte einige Zeit in Weimar, bis er endlich 1631 als Generalmajor in ſchwediſche Dienſte trat. Er eroberte zuerſt Würzburg und noch am 29ſten Dec. deſſelben Jahres Mannheim durch eine beſondere Kriegsliſt, ſo daß er dabei keinen Mann verlor. Im folgenden Jahre drang er in Schwaben vor, war am 24ſten Aug. bei dem Sturme auf Wallenſteins Lager bei Nürnberg, hatte auch, da dieſer Angriff nicht durchgeſetzt werden konnte, mehrere Gefechte mit Wallenſteins Armee. Am meiſten zeichnete er ſich in der Schlacht bei Lützen (6ten Okt. 1632) aus, welche, da Guſtav Adolph gleich zu Anfange der Schlacht blieb, bloß durch ſeine Tapferkeit für die Schweden gewonnen wurde. Von jetzt an ſetzte er ſeine Eroberungen in Franken und Bayern mit vielem Glücke fort. Allein ſeine zu große Hitze brachte im Jahre 1634 die ſchwediſche Armee in große Gefahr. Erzherzog Ferdinand, Kaiſer Ferdinands II. Sohn, hatte eben an des ermordeten Wallenſteins Stelle das Hauptcommando der kaiſerlichen Armee übernommen, anſehnliche Verſtärkung erhalten, und belagerte die Stadt Nördlingen. Die Schweden rückten zum Entſatz derſelben herbei; einige Generale riethen, bei der Ueberlegenheit der feindlichen Armee noch die Ankunft eines Corps abzuwarten, das zu den Schweden ſtoßen ſollte; allein mehrere Generale und Bernhard ſelbſt hielten dies für unnöthig. Man griff daher am 26ſten Auguſt 1634 die Kaiſerlichen bei Nördlingen an, und die Schweden gewannen auch an dieſem Tage den Sieg. Allein, da die Schlacht am folgenden Tage erneuert wurde, litten ſie eine große Niederlage, und der Herzog, der ſogar in Gefahr war, gefangen zu werden, verlor ſeine ganze Bagage. Nur der große ſchwediſche Kanzler Oxenſtierna wußte den unglücklichen Folgen dieſer Schlacht durch eine engere Verbindung mit Frankreich entgegenzukommen. Bernhard ſetzte nun, mit franzöſiſchen Truppen verſtärkt, ſeine Eroberungen in Deutſchland einige Zeit aufs neue fort; doch da ſeine Armee aus Mangel an Sold und

Lebensmitteln anfing, mißvergnügt zu werden, auch durch Krankheiten geſchwächt wurde, zog er ſich in den Elſaß zurück. Um dieſe Zeit, zu Ende des Jahres 1635, fing er an, mit dem König von Frankreich in Unterhandlung zu treten, machte auch ſelbſt, um dieſelben fortzuſetzen, im folgenden Jahre eine Reiſe nach Paris. Er ſoll ſich um die Statthalterſchaft vom Elſaß bemüht, auch von Richelieu Hoffnung dazu erhalten haben; indeß erzeugte ſein Aufenthalt in Paris, wo man ihn zwar mit vieler Achtung behandelte, dennoch ein gegenſeitiges Mißtrauen. Gewiß ſcheint es zu ſeyn, daß der Herzog den Plan gehabt habe, ſich, allenfalls auch wider Frankreichs Willen, den Beſitz jenes Fürſtenthums zu verſchaffen. Er rückte jetzt mit ſeiner Armee, die ſich indeß erholt hatte, wieder vor, eroberte die Feſtung Zabern im Elſaß, breitete ſich in Lothringen und Burgund aus, und ſchlug die Kaiſerlichen in einigen Gefechten zurück. Zu Anfange des folgenden Jahres ging er über den Rhein, nahm einige Oerter weg, und rückte vor die Feſtung Rheinfelden, deren Belagerung er eröffnete. Der Kaiſer, dem an Erhaltung der Feſtung viel gelegen war, ſchickte ſogleich eine Armee zum Entſatz. Es kam zuerſt am 18ten Febr. 1638 zu einem Treffen, das ziemlich unentſchieden blieb. Allein am 21ſten griff der Herzog die feindliche Armee von neuem an, ſchlug ſie völlig, nahm den General en Chef und mehrere Generale gefangen, und die Feſtung mußte ſich wenige Wochen darauf (13ten März) ergeben. Um ſich im Elſaß behaupten zu können, war vorzüglich der Beſitz der Feſtung Breiſach am Rheine nöthig. Man ſuchte von Seiten des Kaiſers alles zu thun, um ſie zu erhalten. Allein der Herzog ſchlug am 30ſten Juli die zum Entſatz beſtimmte Armee bei Wittenweyer, und die Feſtung mußte ſich am 3ten December nach einer tapfern Vertheidigung ergeben, nachdem er vorher eine neue öſterreichiſch-bayerſche Armee, die ebenfalls zur Rettung der Feſtung beſtimmt war, am 4ten und 14ten Oct. zurückgeſchlagen hatte. Jetzt war dem Herzoge der Beſitz des Elſaſſes geſichert, und er zeigte durch mehrere Maßregeln, daß er dieſen, ſo wie Breiſach ſelbſt, gegen Frankreich zu behaupten gedenke. Denn er beſetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutſchen Truppen, und ließ ſogar eine Münze mit dem ſächſiſchen und breiſachiſchen Wappen ſchlagen. Vergebens ſuchte man von Seiten Frankreichs Breiſach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm anfangs antrug, nebſt ſeinen Truppen eine gleiche und ſtärkere Anzahl franzöſiſcher Truppen in dieſe Feſtung zu legen; der Herzog ſchlug ſowohl dieſes Anerbieten, als auch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu aus, und erklärte, daß ihn an jener ſeine Geſchäfte und Krankheit hinderten, die angetragene Vermählung aber für ihn nicht ſtandesmäßig ſey. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch ſeine wachſende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn plötzlich verfiel derſelbe in eine Krankheit, die ſo geſchwind zunahm, daß er am 8ten Juli 1639 ſein Heldenleben endigte. Die meiſten gleichzeitigen Schriftſteller vermuthen, daß ihn Richelieu durch einen genueſiſchen Arzt vergiften laſſen; der Herzog ſelbſt zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Mit ihm fiel zwar eine der mächtigſten Stützen der Proteſtanten; allein da eines Theils ſeine Nachfolger, Banner und Torſtenſohn (ſ. d. Art.), ſeine Siegesbahn rühmlich verfolgten, andern Theils Frankreich ſelbſt, zum Vortheil der Proteſtanten, ernſtlichern Antheil an dem Kriege nahm, ſo war Bernhards Tod für dieſe jetzt weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher geweſen

ſeyn würde. Denn ſchwerlich würden ſich die Schweden, einem Wallenſtein gegenüber, in Deutſchland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei Lützen Guſtav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was war von dieſem Helden, der im 33ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb, nicht noch zu erwarten? Er verband mit Anmuth im Betragen Verſtand und Tapferkeit, eine Seelenſtärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erſchüttert werden konnte, und ſein einziger Fehler war ſeine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugſam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardiner, ſ. Orden (geiſtliche).

Bernhardsberg (der große St.), erhebt ſich zwiſchen Valais und dem Thal Aoſta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pariſer Fuß. Auf ſeiner höchſten Spitze iſt die Gränze zwiſchen Wallis und Piemont. Ueber ihn geht die Straße vom Genferſee durch das walliſer Land in das Thal von Aoſta und das Piemonteſiſche. Den Namen hat er von einem ſavoyiſchen Edelmann, Bernard von Menthon, der von 923 bis 1008 lebte und ſich in den Jahrbüchern der Religion durch ſeinen apoſtoliſchen Eifer, in den Jahrbüchern der Menſchheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen ſeit neun Jahrhunderten die Reiſenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, denen ſie bei dem Uebergange über die Alpen im Winter ausgeſetzt ſind. Gerührt von den Uebeln, welche die franzöſiſchen und deutſchen Pilgrimme zu erdulden hatten, wenn ſie nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apoſtel wallfahrteten, kam er auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hoſpitien zu ihrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Joux, wo ein Tempel des Jupiter ſtand, das andre auf dem über die griechiſchen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen ſteinernen Säule, welche der Gegenſtand einer abgöttiſchen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beſeelte Bernard brachte die Einwohner dieſer wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, ſtürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hoſpitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt wurden. Er vertraute die Sorge für dieſe beiden Anlagen ordentlichen Mönchen des Auguſtinerordens, welche im Geiſte des frommen Gründers und mit faſt beiſpielloſer Selbſtaufopferung die edelmüthigſte Gaſtfreiheit gegen die Reiſenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieſer König gerieth über die Ernennung des Probſtes mit den Schweizer-Cantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hoſpitien Weltgeiſtlichen, die mit gleicher Menſchenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grauſenhaft iſt der Aufenthalt auf dieſer wüſten Höhe, die für den höchſten bewohnten Punkt in Europa gehalten wird. Es herrſcht faſt ein ewiger Winter hier; man ſucht umſonſt einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaftig heldenmüthig iſt daher der Eifer und die Aufopferung dieſer Geiſtlichen, welche ſich hier vereinigen, um denjenigen beizuſtehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Gerade an den Tagen, wo die ſchrecklichſten Wetter und die fürchterlichſten Schneegeſtöber wüthen, machen ſie ſich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuſpüren, zu deren Rettung ſie alle Mittel verſuchen. Iſt keine Rettung möglich, ſo wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er in ein leinen Tuch gehüllt, ſo lange auf einem Tiſche liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird

er abgenommen, und an die Wände zu den andern Todten geſtellt, deren Verweſung wegen des ſteten Froſtes ſo langſam vor ſich geht, daß oft Todte noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt worden ſind. Neben dem Todtenhauſe iſt eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn ſie ſich zu ſehr im Gewölbe anhäufen, und wo ſie dann vollends aufgelöſ't werden. Rings um das Hoſpitium ſind nichts wie nackte Felſen ohne eine Decke von Erde. Das Begraben der Todten iſt alſo unmöglich. In der Kirche befindet ſich das Denkmal Deſſaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und todt nach dem Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit der Armee gekommen war. Der erſte Conſul hatte befohlen, ihn zu balſamiren und ihm eine Ruheſtätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweiſen. Das Marmordenkmal ſtellt in halb erhabner Arbeit dar, wie Deſſaix verwundet vom Pferde ſinkt, ſeinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Kloſtertreppe ſteht ſeine marmorne Bildſäule. Gegenüber iſt eine ſchwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis mit einer goldenen Inſchrift den Uebergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Franceſco), den einige Schriftſteller auch Berna und Bernia nennen, iſt einer der berühmteſten italiäniſchen Dichter des 16ten Jahrhunderts. Er war gegen das Ende des 15ten Jahrh. zu Lampo-recchio in dem Theil von Toscana, welcher Val-di-Nievole heißt, in einer edeln aber armen florentiniſchen Familie geboren. Sehr jung kam er nach Florenz; als er neunzehn Jahr alt war, begab er ſich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, ſeinem Verwandten, der ihm, wie er ſelbſt ſagte, weder Gutes noch Böſes erwies. Er war endlich genöthigt als Secretär ſich zu dem Biſchof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpſtlicher Kanzleipräſident war. Er trat in den geiſtlichen Stand, um fähig zu ſeyn, von dem Wohlwollen des Biſchofs, wenn es ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Ueberdruß, den ihm die untergeordneten Geſchäfte ſeines Amts, wofür er überdies ſchlecht bezahlt war, einflößten, veranlaßten ihn, Zerſtreuungen zu ſuchen, welche dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu luſtig, um ſich für ſein Glück zu intereſſiren. Es hatte ſich zu Rom eine Geſellſchaft oder Akademie junger Geiſtlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung und ſcherzhafte Dichter, welche ſich, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorgloſigkeit zu bezeichnen, ſich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mouro, Caſa, Firenzuola, Capilupi und Andere. Sie belachten alles in ihren Verſammlungen, und ſpotteten und beſangen die ernſteſten und ſelbſt die traurigſten Dinge. Die Verſe Berni's waren die beſten, die anziehendſten, und hatten eine ſo eigenthümliche Wendung, daß ſein Name der Gattung, in welcher er ſie abfaßte, verblieben iſt. Er war 1527 zu Rom, als dieſe Stadt von der Armee des Connetabels von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei ſeine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reiſen mit ſeinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, und begnügt mit einem Canonicat der Domkirche von Florenz, das er ſeit mehreren Jahren beſaß, zog er ſich dahin zurück, um dort in einer unabhängigen und anſtändigen Mittelmäßigkeit zu leben. Aber die Gunſt der Großen, die er zu ſuchen ſchwach genug oder zu vermeiden nicht ſtark genug war, verſetzte ihn in eine ſchwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben koſtete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindſchaft mit dem jungen Cardi-

nal Hippolyt von Medicis. Berni war beider Freund und mit beiden ſo vertraut, daß es zweifelhaft iſt, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu vergiften. Factiſch iſt es, daß der Cardinal 1535 an Gift ſtarb. Am 26ſten Juli 1536 ſtarb Berni; und endigte er, wie man verſichert, durch Gift ſein Leben, ſo fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. — Berni iſt ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beſte Muſter gilt. Er wird oft ſehr bitter; in ſeinen Satiren verbindet er nicht ſelten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchſte Ausgelaſſenheit aber iſt an allen ſeinen Werken zu tadeln und nur damit zu entſchuldigen, daß er ſeine Verſe nur für ſeine Freunde ſchrieb, und daß ſie erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig iſt es, daß die bewundernswürdige Leichtigkeit, die ſeine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anſtrengung war, und daß er faſt alle ſeine Verſe mehrmals änderte und wegſtrich und wieder umarbeitete. Man ſagt dasſelbe von Arioſt, und doch ſind dies die beiden italiäniſchen Dichter, deren Verſe die fließendſten und leichteſten ſind. Berni ſchrieb auch die lateiniſche Sprache ſehr rein, und verſtand recht gut griechiſch. Seine vorzüglichſten Werke ſind ſeine Rime burlesche und ſein Orlando inamorato, composto giâ dal Sig. Bojardo conte di Scandiano ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. — Nicht zu verwechſeln mit dieſem Dichter iſt der Graf Franceſco Berni, geb. 1610 und geſt. 1693, welcher elf Dramen, auch verſchiedne lyriſche Gedichte verfaßt hat.

Bernier, (Stephan Alexander Johann Baptiſt Marie, Abt), am 31ſten Dec. 1764 zu Daou in Anjon von geringen Aeltern geboren, zeichnete ſich zuerſt in dem Gymnaſium von Angers durch ſeinen Fleiß aus und wurde, nachdem er ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, noch ziemlich jung zum Pfarrer von St. Laud zu Angers ernannt, wo er anfing ein großes Anſehen zu erlangen. Ob er ſich gleich beim Ausbruche der Revolution ſtandhaft weigerte, den Eid zu leiſten, welchen man, vermöge der Conſtitution, von der Geiſtlichkeit verlangte; ſo gelang es ihm dennoch, ſo wie vielen andern Pfarrern der weſtlichen Provinzen, ſich der Deportation, welche man am Ende des Jahrs 1792 an allen ungeſchwornen Prieſtern vollzog, zu entziehen. Sobald der Vendeekrieg im März 1793 ausgebrochen war, begab er ſich zu der Armee von Anjou, wohin ihm der Ruf eines eifrigen und fähigen Anhängers der alten Verfaſſung vorausgegangen war. Als ſich nach den erſten glücklichen Erfolgen, welche die Waffen der Vendeer erfochten, in dem empörten Lande ein Obergericht gebildet hatte, um in demſelben wenigſtens einen Schein von Ordnung und Geſetzmäßigkeit wieder herzuſtellen, erhielt Bernier eine Stelle in dieſem Gerichte, und wurde in Folge derſelben der eigentliche Aufruhrprediger der Vendee, ſo daß bald bei den dortigen Angelegenheiten einzig und allein von ihm die Rede war. Dieſes außerordentliche Uebergewicht wußte er ſich durch ſeine kräftigen, hinreißend einwirkenden Predigten, in welchen er wie inſpirirt zu ſeyn ſchien, über die Gemüther aller, die ihn hörten, beſonders der Armee, zu verſchaffen, wobei er durch ſeine körperlichen Anlagen auf eine wunderbare Art unterſtützt wurde. Nachdem er auf dieſe Weiſe eine der wichtigſten Perſonen der Armee geworden war, begann man auf einmal, ihn aus einem andern Geſichtspunkte zu beurtheilen. Man glaubte in ſeinem Benehmen eine Ehrfurcht zu finden, die auf nichts geringeres abzuzwecken ſchien, als darauf, wie er ſich die ausſchließliche Herrſchaft über den Gang der Dinge zu verſchaffen im Stande wäre. Man entdeckte ferner, daß er den Samen der Zwietracht ausſtreute, und,

um deſto ſicherer zu herrſchen, der einen Partei auf Koſten der andern ſchmeichelte. Auf dieſe Weiſe ſchwand das Anſehen, welches ſich Bernier zu verſchaffen gewußt hatte, nach und nach immer mehr, ob man gleich von ſeinem Verſtande und von ſeinen Talenten noch fortdauernd eine große Idee hatte. Als bald hernach die Unglücksfälle der Vendeearmee dieſe ſelbſt nöthigten, ſich jenſeit der Loire zurückzuziehen, zeigte Bernier immer noch viele Standhaftigkeit in ſeinen Unternehmungen. Unaufhörlich bemüht, den Muth der Soldaten von neuem zu beleben, wurde er jedoch nach der Niederlage bei Granville nebſt Talmont beſchuldigt, als hätten beide die Armee verlaſſen und nach England gehen wollen. Nachdem die Niederlage bei Savenay die flüchtigen Vendeer gänzlich zerſtreut hatte, hielt ſich der Abbe Bernier in Bretagne verborgen, wo er durch ſeine Predigten die Landleute zu immer größerm Aufſtande zu reizen ſuchte. Als ihm dies aber nicht nach Wunſche gelingen wollte, ging er auf eine ſehr gefahrvolle Weiſe wieder über die Loire zurück, kam nach Poitou und langte bei der Armee von Anjou an, welche Stofflet commandirte. Von dieſem Augenblicke an ward Bernier das eigentliche Haupt dieſer Armee: denn Stofflet, ein ganz roher und unwiſſender Mann, wurde bei allen ſeinen Unternehmungen nur von ihm geleitet; Bernier entwarf die Proclamationen, ſo wie auch er allein mit den Emigranten und den auswärtigen Fürſten in Briefwechſel ſtand, ſo daß er endlich nicht einmal mehr nöthig hatte, eine beſondre Geſchicklichkeit anzuwenden, um zu herrſchen; denn Stofflet, der gegen jeden andern übermüthig war, betrug ſich gegen Bernier mit Unterwürfigkeit. Als die Anführer der Vendeearmee es endlich zweckmäßig fanden, mit den Republikanern einen Frieden zu ſchließen, der aber weder aufrichtig, noch von Dauer ſeyn konnte, war es ebenfalls Bernier wieder, der die Unterhandlungen einleitete und die Friedensbedingungen entwarf, ſo daß von nun an Bernier als die Triebfeder alles deſſen betrachtet wurde, was in der Vendee vorging. Als Charette dieſen Frieden brach, nahm Bernier ſeiner Seits die Miene an, demſelben treu bleiben zu wollen, wodurch der General Hoche veranlaßt wurde, eine Zuſammenkunft mit ihm zu halten, in welcher ſich Bernier die Gewogenheit deſſelben in einem ſo hohen Grade zu verſchaffen wußte, daß dieſer der republikaniſchen Regierung den Vorſchlag that, Bernier dazu zu gebrauchen, die Revolution in der Vendee beizulegen. Als er ſich aber nach Verlauf von einigen Monaten von den Prinzen des Hauſes Bourbon, von England und von den Emigranten getäuſcht wähnte, beſtimmte ihn dies, den Krieg in Anjou wieder anzufachen. Die republikaniſchen Armeen hatten jedoch ihre Maßregeln ſo trefflich genommen, daß Stofflet nebſt Bernier nicht einmal im Stande waren, ihre Armeen zu vereinigen und beide flüchtig werden mußten. Am 25ſten Febr. 1796 ließ Bernier Stofflet ſagen, er möge ihn auf einer Meierei, wohin er ſich geflüchtet hatte, beſuchen. Während der Bote dieſen Auftrag ausrichtet, erfährt Bernier, daß ſein Aufenthalt nicht ſicher iſt und verläßt ihn. Stofflet kommt an und bringt, da Bernier nur auf ſeine eigne Sicherheit bedacht geweſen war, und jenem keine weitere Nachricht von der bevorſtehenden Gefahr gegeben hatte, die Nacht daſelbſt zu. Das Haus wird von den Republikanern angegriffen, und Stofflet, den man für Bernier hält, gefangen genommen, und einige Tage darauf hingerichtet. Bernier erhielt nach Stofflet's Tode einen noch größern Einfluß bei den Armeen der Vendee, konnte jedoch, ungeachtet der angeſtrengteſten Bemühungen, nicht verhindern, daß dieſer Einfluß bei dem erneuerten Feldzuge im Jahre 1799 nicht bedeutend

vermindert wurde, ſo daß er am Ende weder Zutrauen mehr beſaß, noch überhaupt irgend eine Rolle ſpielte. Als endlich der Kaiſer Napoleon die Regierung Frankreichs übernommen hatte, und ſich damit beſchäftigte, die Vendee zu erobern und die Ruhe daſelbſt wieder herzuſtellen, gelang es Bernier noch einmal, auf eine kurze Zeit ſich ein wichtiges Anſehen zu verſchaffen. Während nämlich die übrigen Anführer der Vendeearmeen noch mit ſich anſtanden, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten, trat Bernier bei der neuen Conſularregierung als Repräſentant der Vendeer auf, und es gelang ihm, dieſer einen ſehr hohen Begriff von ſeiner Wichtigkeit und ſeinem Einfluſſe in die Angelegenheiten der weſtlichen Departements beizubringen, ſo daß man ſeine Rathſchläge hörte und ſich ſeine Nachweiſungen erbat. Ob er nun gleich zu Paris in ſeiner neuen Lage kein Aufſehen erregte, welches ſeinem Rufe als Anführer der Vendeearmeen entſprochen hätte; ſo ſetzte man dennoch ein ſolches Vertrauen in ihn, daß er zu einem der Bevollmächtigten ernannt wurde, welche beauftragt waren, mit dem päpſtlichen Geſandten über das Concordat zu unterhandeln. Ohne, wie er ſich geſchmeichelt hatte, bei der Wiederherſtellung der Religion in Frankreich zum höchſten Range der Kirche erhoben zu werden, wurde er jedoch zum Biſchof von Orleans erwählt, wo er, gegen alle Erwartung, einen frommen, einfachen Sittenwandel führte, und von allen ſeinen Untergebenen geliebt und verehrt wurde. Als im Jahre 1804 der Papſt nach Paris kam, hatte es den Anſchein, als ob Bernier eine unmittelbare Verbindung mit demſelben anknüpfen wollte, wodurch er ſich natürlich bei der franzöſiſchen Regierung nicht beliebt machte. Endlich ward er, als er im Jahre 1806 bei einer Reiſe nach Paris in dieſer Stadt angekommen war, krank und ſtarb daſelbſt den 1ſten Oct. an einem hitzigen Gallenfieber. Bernier iſt nicht allein der Verfaſſer und Componiſt des Erwachens der Vendeer (reveil des Vendéens), ſondern er ſoll auch, wie man ſagt, eine Geſchichte der Vendee geſchrieben, dieſe aber noch vor ſeinem Tode verbrannt haben.

Bernini (Giovanni Lorenzo) genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künſtler, der das 17te Jahrhundert mit ſeinem Ruf und Rom mit ſeinen Werken erfüllte, und von ſeinen Zeitgenoſſen als der Michel Angelo der neuern Zeit geprieſen wurde, weil er ſich als Maler, Bildhauer und Architekt in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Beſonders in letzter Eigenſchaft verdiente er ſeinen Ruhm. Eben ſo reich an Gaben der Natur als begünſtigt durch die Umſtände, erhob er ſich über die Regeln der Kunſt und ſchuf ſich eine gewiſſe leichte Manier, deren Fehler er durch einen ſo glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß ſein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künſtlern und der Kritik noch die Rückſichten zur Pflicht macht, welche ſie großen Talenten ſchuldig iſt. Pietro Bernini, ſein Vater, war frühzeitig von Toscana nach Rom gegangen, woſelbſt er die Maler- und Bildhauerkunſt ſtudirt hatte, und lebte ſpäter in Neapel, wo er ſeine Kunſt mit Auszeichnung übte und ſich verheirathete. Im Jahr 1598 ward ihm ein Sohn geboren, den er Giovanni Lorenzo nannte, und der den Namen des Vaters noch mehr verherrlichen ſollte. Von frühſter Kindheit auf zeigte der Knabe eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studium der zeichnenden Künſte, und in einem Alter von acht Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um ſo glückliche Anlagen möglichſt auszubilden, brachte ihn ſein Vater nach Rom, und flößte ihm für die

großen Meiſter eine Hochachtung ein, welche er nie verleugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Der Papſt, der von des Jünglings außerordentlichen Talenten gehört und ſich ſelbſt davon überzeugt hatte, empfahl dem kunſtliebenden Cardinal Maffeo Barberini, die Studien deſſelben zu leiten. Eins der erſten Werke Bernini's war die Marmorbüſte des Prälaten Montajo, welcher die Büſten des Papſtes, einiger Cardinäle und mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete; ein Meiſterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er dieſe Gruppe gegen das Ende ſeines Lebens wiederſah, geſtand er, daß er ſeitdem wenig Fortſchritte gemacht habe. Wirklich war ſein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Bernini erwarb ſich in der Bildhauerei immer größern Beifall; den Gipfel ſeines Glücks und Anſehens aber erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papſt erwählt wurde. „Wenn," ſagte dieſer, „Bernini ſich glücklich ſchätzt, in mir ſeinen Fürſten zu ſehen, ſo bin ich noch ſtolzer darauf, daß er unter meinem Pontificat lebt." Er trug ihm ſofort auf, Vorſchläge für die Verſchönerung der Baſilika von St. Peter zu machen, und ſicherte ihm eine monatliche Penſion von 300 Thalern zu. Ohne die Bildhauerei zu verlaſſen, wandte ſich Bernini's Genie auf die Baukunſt und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heiligen Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden ſollte. Der Papſt ließ dem Künſtler zehntauſend Thaler dafür auszahlen, und vermehrte ſeine Penſion. Wir übergehen die Fontaine der Barcaccia, deren bizarre Idee das ihr ertheilte Lob nicht verdient; die Fontaine auf dem Platz Barberini iſt vorzüglicher. Da es unmöglich iſt, die zahlreichen Werke, welche Bernini in dieſem Zeitraume ausführte, einzeln anzugeben, begnügen wir uns, nur den Palaſt Barberini, den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmal ſeines Wohlthäters, Urbans VIII.. anzuführen. Alle dieſe Werke trugen dazu bei, Bernini's Ruf immer mehr zu verbreiten. Carl I. von England wünſchte ſeine Statue von der Hand dieſes italiäniſchen Meiſters zu haben, und überſchickte ihm dazu drei Gemälde, in welchen van Dyck ihn in verſchiedenen Stellungen abgebildet hatte. Durch dieſes ſinnreiche Mittel wurde Bernini in den Stand geſetzt, die Aehnlichkeit des Geſichts zu erreichen, und der König war davon ſo entzückt, daß er, als er die Statue empfing, einen koſtbaren Ring vom Finger zog, und mit den Worten dem Abgeordneten Bernini's übergab: „Schmücken Sie damit die Hand, die ſo ſchöne Werke ausführt." — Im Jahr 1644 verſuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieſer Einladung nicht. Kaum hatte ſein Beſchützer Urban VIII. die Augen geſchloſſen und Innocenz X. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, als der Neid, den der begünſtigte Künſtler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward; und da der Glockenthurm, den er neben der Façade der Peterskirche auf einem ſchlechten Grunde erbaut hatte, den Einſturz drohte, ermangelte man nicht, auszuſprengen, daß die Laſt dieſes Gebäudes, wenn es zuſammenſtürzte, zugleich den ganzen Porticus und vielleicht die Kuppel ſelbſt zertrümmern würde. Wiewohl dieſe Furcht übertrieben war, ſo bewirkte ſie doch die Abtragung des Glockenthurms, und die Feinde Bernini's triumphirten. Der Papſt, der dadurch gegen ihn eingenommen ward, entzog ihm einen Theil ſeiner Arbeiten, und ließ es bei den

andern fehlen. Bernini indeß, der auf Privatarbeiten beſchränkt war, fertigte für die Kirche della St. Maria della Vittorio jene berühmte Gruppe der heiligen Thereſia mit dem Engel. Innocenz X. wollte eine ſchöne Fontaine auf der Piazza Navona erbauen laſſen und zog dabei alle Künſtler zu Rathe, mit Ausnahme Bernini's, den er ſich ſtellte vergeſſen zu haben. Dieſer lieferte dennoch ein Modell, womit der Fürſt Ludoviſi den Papſt überraſchte, der von ſeinem Unrecht gegen dieſen allen ſeinen Mitbewerbern überlegenen Mann zurückkam, die Fontaine nach ſeinem Plan anlegen ließ, und mit der Ausführung ſo wohl zufrieden war, daß er dem Künſtler ſagte, „er habe ihm eine Freude gemacht, die ſein Leben um zehn Jahre verlängere.“ Bernini führte um dieſelbe Zeit den Palaſt von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben ſo viel Geſchmack für die Künſte als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorſchlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Bernini's Angabe wurde jene herrliche Colonade erbaut, die in ſo ſchöner Uebereinſtimmung mit der Baſilika iſt, daß ſie Einen Urheber mit ihr zu haben ſcheint. Ferner führen wir an den Palaſt Odeſcalchi, die Rotunde della Riccia, das Novitiat der Jeſuiten auf dem Monte Cavallo u. ſ. w. Ludwig XIV. wollte das Verdienſt Bernini's ehren, indem er ihn über die Reſtauration des Louvre zu Rathe zog. Colbert überſchickte ihm die Riſſe des Palaſtes und erſuchte ihn einige von den bewundernswürdigen Ideen zu Papiere zu bringen, mit denen er ſo vertraut wäre. Bernini entwarf eine Skizze, die Ludwig XIV. ſo wohl gefiel, daß dieſer ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken nach Paris einlud. Bernini konnte ſo dringenden Bitten nicht widerſtehen und reiſ'te, 68 Jahre alt, im Jahr 1665 mit einem ſeiner Söhne, zweien ſeiner Zöglinge und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiſ'te ein Künſtler mit ſo viel Pomp und Annehmlichkeit. Alle Fürſten, durch deren Staaten er ging, überhäuften ihn mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen. In Frankreich ward er an dem Thore jeder Stadt von dem Magiſtrat bewillkommnet, und als er ſich Paris näherte, kam ihm der königliche Haushofmeiſter entgegen, empfing ihn, und begleitete ihn in das Palais, das man für ihn eingerichtet hatte. Colbert machte ihm ſogleich einen Beſuch im Namen des Königs, welcher ihn in St. Germain erwartete. Er ward auch hier auf das ehrenvollſte empfangen und unterhielt ſich lange mit dem König, der ihm ſeine Wünſche eröffnete. Bernini beſchäftigte ſich zunächſt mit den Entwürfen zur Wiederherſtellung des Louvre. Während der fünf Monate, die er in Paris zubrachte, legte man nach ſeinen Zeichnungen den Grund zu der Colonade des Louvre, den er mit den Tuilerien verbinden wollte; allein da ſein Plan auf nichts Geringeres hinausging, als alles ſchon Vorhandene zu zerſtören, ſo vertauſchte man ihn in der Folge mit dem Plane Perraults. So große Achtung indeß auch Bernini allgemein einerntete, ſo erfuhr er doch auch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunſch erregten, nach Rom zurückzukehren. Unter dem Vorwand, daß der Papſt ihn zurückberufe, nahm er Abſchied vom Könige, der ihm 10,000 Thaler ſchenkte, und ihm eine Penſion von 2000 Thalern, ſeinem Sohne aber von 400 Thalern, ausſetzte. Zugleich ließ er ihm zu Ehren eine Medaille ſchlagen, mit der Inſchrift: Singularis in singulis, in omnibus unicus. Schon zu Paris hatte Bernini des Königs Büſte gemacht und verſprochen, die coloſſale Statue deſſelben zu Pferde in Marmor zu arbeiten. Er vollendete dies Werk in vier Jahren; man hat indeß, vielleicht weil man den Kopf nicht ähnlich fand, in der Folge einen Curtius daraus gemacht,

den man noch zu Verſailles ſieht. Bei ſeiner Rückkehr zu Rom wurde Bernini vom Papſt mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen. Als der Cardinal Rospiglioſi Pabſt geworden war, zog dieſer den Bernini in ſeinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verſchiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verſchönerung der Engelsbrücke. In einem Alter von ſiebzig Jahren vollendete dieſer unermüdliche Künſtler noch eins ſeiner ſchönſten Werke, das Grabmal Alexanders VII.; widmete ſich noch verſchiedenen architektoniſchen und Bildhauerarbeiten mit einer Anhaltſamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greiſes erſchöpfte. Er ſtarb den 28ſten Nov. 1680, und ward mit großer Pracht in der Kirche St. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von faſt einer Million Thalern. Bernini's Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war; Si non esce talvolta della regola, non la passa mai. Daraus ergibt ſich, daß er glaubte, um in den Künſten ſich hervorzuthun, müſſe man ſich über die Regeln erheben und ſich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem ſeltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Lanzi ſagt von ihm: „Der Chevalier Bernini, ein großer Architekt, aber ein minder geſchickter Bildhauer, war unter Urban VIII. und Innocenz X. der Schiedsrichter und Anordner aller Arbeiten zu Rom. Sein Styl ging nothwendig auf alle gleichzeitigen Künſtler über; er war reizend, aber manierirt, beſonders in den Draperien. Er öffnete dem Eigenſinn den Weg; die rechten Grundſätze arteten aus, und man erſetzte ſie bald durch falſche. In wenigen Jahren nahm das Studium der Malerei eine fehlerhafte Richtung, beſonders unter den Nachahmern des Pietro von Cortona; einige gingen ſo weit, ſelbſt die Werke Raphaels zu tadeln, andere, die Nachahmung der Natur als unnütz zu verſchreien.“ Wenn dieſes traurige Gemälde von dem Einfluſſe Bernini's auf ein ganzes Zeitalter ihm einen Theil ſeines Ruhms entziehen muß, ſo wird nichts deſto weniger ſein Name in den großen Werken fortleben, an die er ihn geknüpft hat; fehlt er in den Reinheit des Geſchmacks, ſo wird er ſtets Empfehlung verdienen durch Erhabenheit der Ideen, und man wird finden, daß er nur darinn ſich verirrte, daß er die Gränze der Kunſt überſchritt. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichſten derſelben waren Pietro Bernini, ſein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker; Mathia Roſſi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer, und Barronimi.

B e r n i s (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche im Jahre 1715. Er ſtammte aus einem edeln und ſehr alten, aber vom Glücke wenig begünſtigten Geſchlechte, weshalb ſeine Aeltern ihn dem geiſtlichen Stande widmeten. Er trat zuerſt in das adlige Capitel von Brioude, von wo er bald in das noch anſehnlichere von Lyon überging. Noch unbeſtimmte und unausgebildete Plane, die jedoch vermöge Bernis Klugheit nur von ſehr mäßigen Hoffnungen begleitet waren, führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Geſichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und das Talent, leichte und angenehme Verſe zu machen, ihn empfahlen. Die achtungswertheſten Männer gewannen ihn zugleich ſeiner Redlichkeit und Zuverläſſigkeit wegen lieb, und man war berechtigt zu glauben, daß ſo viele günſtige Umſtände den Abbé Bernis ſchnell zu einem glänzenden Glück erheben würden. Allein es geſchah gerade das Gegentheil. Dem Cardinal Fleury, der als Premierminiſter alle Gnadenbezeugungen vertheil-

te, mißfiel dieſes etwas weltliche Leben; er ließ den jungen Abbé, deſſen Vater er genau kannte, und dem er anfänglich ſeinen Schutz verſprochen hatte, zu ſich kommen, und nachdem er ihm ſeine Zerſtreuung vorgeworfen, ſagte er zu ihm: „Sie haben nichts zu hoffen, ſo lange ich lebe.“ — „Gnädiger Herr, ich werde warten,“ antwortete Bernis, und trat mit einer tiefen Verbeugung ab. Ueberhaupt war Bernis wenig darauf bedacht, ſeine äußere, kaum mittelmäßige Lage zu verbeſſern, und genoß der Freuden, die ihm der geſellſchaftliche Umgang gewährte, ohne darum nach Reichthum und Würden begierig zu werden. Die Pompadour, bei der er Zutritt fand zu der Zeit, als ſie unter dem Namen Madam d'Etioles ſchon wegen ihrer Reize berühmt war, ſtellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geſchmack an ihm fand; aber das Intereſſe des Königs und der Favorite verſchaffte ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien, welche die Pompadour ausmöblirte, und eine Penſion von 1500 Livres, welche Ludwig XV. auf ſeine Chatulle anwies. Alle ſeine Wünſche gingen damals darauf hinaus, ſeine Einkünfte bis auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit dieſem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beſchloß er, nach einem größern zu ſtreben, zu welchem er ſich ſchnell und glücklich emporſchwang. Er begab ſich als Geſandter nach Venedig, und ſetzte ſich auf dieſem ſchwierigen Poſten in eine Achtung, welche noch lange nach ſeiner Abreiſe fortdauerte. Als daher Benedict XIV. mit dieſer Republik in einen ſehr lebhaften Streit gerieth, wählte er den Abt Bernis zum Vermittler, der augenblicklich von der Republik angenommen ward, und dergeſtalt das Intereſſe beider Theile berückſichtigte, daß er ſich den Dank und die Zufriedenheit beider erwarb. Nach ſeiner Zurückkunft von der venetianiſchen Geſandtſchaft genoß er der größten Gunſt am Hofe. Ehe er noch in das Conſeil trat, hatte er ſchon den größten Einfluß auf daſſelbe, und bald darauf trat er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ein. Dieſer Zeitpunkt ſeines Anſehens und ſeiner Größe war zugleich der Zeitpunkt großer Widerſprüche, die er erfuhr, und großer Vorwürfe, die ſeinem Andenken zu Theil geworden. Damals wechſelte das politiſche Syſtem von Europa. Frankreich und Oeſterreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden ſich durch ein Defenſiv- und Offenſivbündniß. Dieſem Tractat folgte der für Frankreich ſo unglücklich und ſchimpflich geführte ſiebenjährige Krieg, deſſen Nachtheile zunächſt denjenigen zugeſchrieben wurden, die man als die Unterhändler jenes Bündniſſes betrachtete. Mehrere Schriftſteller haben Bernis als den Hauptagenten dieſer Allianz genannt, deren Folgen für Frankreich ſo verderblich waren; allein Duclos, der ihn davon frei ſpricht, verſichert, Bernis habe das alte Syſtem aufrecht erhalten wollen, das ſeit Heinrich IV. und beſonders ſeit Richelieu Frankreich zum Beſchützer der deutſchen Staaten und zum Nebenbuhler Oeſterreichs machte; und wir ſind geneigt, ihm Glauben beizumeſſen. Wie dem aber auch ſey, ſo war damals ganz Frankreich für dieſen Vertrag, von dem es die Nachricht mit Enthuſiasmus empfing. Erſt nach der Schlacht bei Roßbach ward er von allen Seiten und ſelbſt von denjenigen angegriffen, die ihn bisher am meiſten gebilligt hatten. Der Tractat konnte an ſich ſehr gut ſeyn; die Mittel der Ausführung machten ihn ſchlecht, und dieſe hingen nicht von Bernis, ſondern von den Generalen ab, die ohne Talent und ohne Patriotismus waren und die er nicht zu wählen hatte. Einige Schriftſteller, die es wahrſcheinlich anziehend fanden, große Wirkungen geringen Urſachen zuzuſchreiben, haben behauptet, daß Bernis darauf beſtanden habe, Preußen den Krieg zu erklären, um ſich für den Vers Friedrichs zu rächen:

Evitez de Bernis la stérile abondance.
Allein dieſe Anführung bedarf keiner Widerlegung. Niedergebeugt von den Unfällen ſeines Vaterlandes, die, wie er ſich nicht verbergen konnte, ihm wenigſtens zum Theil zugeſchrieben wurden, gab Bernis, der inzwiſchen den Cardinalshut erhalten hatte, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er exilirt, und ſeine Ungnade war vollſtändig. Er trug ſie mit Würde; ſie dauerte ungefähr ſechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbiſchof von Alby, und ſandte ihn fünf Jahre nachher als ſeinen Geſandten nach Rom, wo er bis zum Ende ſeines Lebens blieb. Zwei Gelegenheiten ſetzten ihn in den Stand, ſeine Geſchicklichkeit in Negociationen zu entwickeln: die Conclaven von 1769 und 1774. Er betrieb auch im Namen ſeines Hofs und gegen ſeine eigene Meinung die Aufhebung der Jeſuiten. In Rom zeichnete ſich der Cardinal Bernis durch die Artigkeit und Feinheit ſeiner Sitten, durch die Anmuth ſeines Geiſtes und die Pracht ſeines Hauſes aus, in welchem alle Fremde die günſtigſte Aufnahme fanden. Im Jahre 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als ſie Frankreich verlaſſen hatten, ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm die ganze Zeit ihres Aufenthalts in Rom über. Die Revolution unterbrach ſein Glück und den edeln Gebrauch, den er davon machte. Er verlor, da er den gefoderten Eid zu leiſten ſich weigerte, 400,000 Livres jährlicher Einkunfte, und ſank in eine Art von Hülfloſigkeit, aus welcher ihn, auf des Ritters Azara Vorſtellungen, der ſpaniſche Hof durch eine anſehnliche Penſion zog. Er überlebte dieſe Gunſt nur drei Jahre, und ſtarb zu Rom den 2ten November 1794 in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. In ſeiner Jugend hatte Bernis ſich mit leichten Poeſien beſchäftigt, und damit ſeinen erſten Ruf begründet. Sie verſchafften ihm einen Platz in der franzöſiſchen Akademie, und wurden von niemanden ſtrenger beurtheilt, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Man hat ihnen Affectation, Nachläſſigkeiten und eine zu große Fülle von mythologiſchen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntermaßen **Babet la Bouquetière**, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhauſe feilhielt. Indeß wenn auch Voltaire ſeine Poeſien nicht beſonders ſchätzte, ſo hatte er deſto mehr Achtung für ſeinen Geiſt, ſein Urtheil, ſeine Kritik und Perſon, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen beiden hervorgeht, welche Bernis in jeder Rückſicht zur beſondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechſel zwiſchen Bernis und Pâris du Verney iſt 1790 in Druck erſchienen. Nach ſeinem Tode iſt von Azara ſein Gedicht; La Réligion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar ſchöne Verſe und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt, ſo daß es dem Gedichte L. Racine's nachſteht. Bernis ſämmtliche Werke ſind 1797 bei Didot erſchienen.

Bernoulli. Dieſer in den Geſchichtsbüchern der Gelehrſamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die ſich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche ſämmtlich mit beſonderer Vorliebe die mathematiſchen Wiſſenſchaften zum Gegenſtande ihrer eifrigſten Studien wählten. Die Familie Bernoulli ſtammte urſprünglich aus Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging in der Folge nach Baſel, wo ſie zu den erſten Aemtern der Republik emporſtieg. Folgende Notizen mögen von jedem einzelnen genügen. 1. **Jacob**

Bernoulli, geb. zu Baſel 1654, wurde daſelbſt 1687 Profeſſor der Mathematik und ſtarb 1705. Die von Leibnitz erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die ſchwerſten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die logodromiſche und die Kettenlinie, die logarithmiſche Spirale und die Evolute verſchiedner krummen Linien. 2. Johann Bernoulli, geboren zu Baſel im Jahr 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, und durfte ſich einem Newton und Leibnitz an die Seite ſtellen. Er ſollte die Kaufmannſchaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſtudirte ſeit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magiſter. Er löſ'te die leibnitziſche Differenzialrechnung in Betreff der Beweiſe mit ſeinem Bruder Jacob glücklich auf, dachte auch ſelbſt auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzien ſind, und dieſe Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690—1692 reiſ'te und ſich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bey dieſer Gelegenheit erfand er den calculum deponentialem eher als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte ſolchen 1697 bekannt. Im J. 1694 ward er zu Baſel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Profeſſor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldne Medaille, und wurde Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariſer u. a. Akademien. Nach ſeines Bruders Tode 1705 übernahm er die Profeſſur der Mathematik in Baſel, und verwaltete dieſelbe bis an ſeinen Tod, den 1ſten Jan. 1748. Unter ſeinem an der Spitze ſeiner Werke befindlichen Bildniſſe lieſ't man folgende Verſe von Voltaire;

Son esprit vit la vérité,
Et son coeur connut la justice;
Il a fait l'honneur de la Suisse
Et celui de l'humanité.

3. Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geboren zu Baſel im J. 1687, ſtudirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Johann Bernoulli, kehrte aber mit demſelben zu Ende des Jahrs nach Baſel zurück und ward Profeſſor der Mathematik daſelbſt. Er bereiſ'te die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und wurde 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Profeſſor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in ſeine Vaterſtadt als Profeſſor der Logik zurück. Im Jahr 1731 ward er daſelbſt Profeſſor des Codicis und Lehnrechts, und ſtarb 1759. Der oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4. Nicolaus Bernoulli, geb. zu Baſel im J. 1695, wurde daſelbſt 1723 Prof. der Rechte, und ſtarb 1726 in Petersburg. 5. Daniel Bernoulli, geboren zu Gröningen den 9ten Febr. 1700. Er ſtudirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beſchäftigte ihn die Mathematik, die ihn ſein Vater gelehrt hatte. Er beſuchte Baſel, Heidelberg, Straßburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 Jahren ward ihm die Präſidentenſtelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus ſtarb daſelbſt. In Geſellſchaft ſeines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Baſel, wurde daſelbſt Profeſſor der Anatomie und Botanik, 1750 Profeſſor der

der Phyſik, trat 1777 die Stelle Alters halber ſeines Bruders Sohne, dem jüngern Dan. Bernoulli ab, und ſtarb den 17ten März 1782. Er war einer der größten Phyſiker und Mathematiker ſeiner Zeit. Zehn Mal erhielt er den Preis der pariſer Akademie. 1734 theilte er mit ſeinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie über die Urſachen der verſchiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnen-Aequator. Die meiſten ſeiner Schriften befinden ſich in den Acten der petersburger, pariſer, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6. Johann Bernoulli, geb. zu Baſel im Jahr 1710, ging 1732 nach Petersburg, wurde 1743 zu Baſel Profeſſor der Beredſamkeit und 1748 der Mathematik. Er ſtarb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königl. Aſtronom in Berlin, war zu Baſel 1744 geboren, und ſtarb zu Berlin 1807, wohin er in ſeinem neunzehnten Jahre berufen worden. Er bereiſ'te faſt alle Länder Europa's, und lebte ſeit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematiſchen Claſſe der Akademie ward. Er iſt der Verfaſſer zahlreicher Schriften. 8. Jacob Bernoulli, war 1759 zu Baſel geboren, ging nach St. Petersburg, wo er Profeſſor der Mathematik ward, ſich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber ſchon in ſeinem 30ſten Jahre am 3ten Juli 1789 am Schlagfluſſe ſtarb, als er ſich in der Newa badete. M.

Bernſtein, ein Erdharz von meiſtentheils röthlich gelber Farbe, und mehr oder weniger durchſichtig. Es wird am reichlichſten aus der Oſtſee bei ſtarkem Nordwind ausgefiſcht, und in eben dieſer Gegend auch aus der Erde gegraben. Man findet es hie und da auch in andern Gegenden der Erde, jedoch ſelten. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthſchaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernſteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Deſtillation ein Bernſteinöl und Bernſteinſalz davon, welche beide ziemlich theuer ſind. Er wird auch Agtſtein genannt, franz. ambre jaune.

Bernſtorf (Grafen von). Schwerlich wird es unter den deutſchen adeligen Geſchlechtern viele geben, die ſich rühmen könnten, in einer Folge ſo viele verdiente Staatsmänner wie dies Geſchlecht hervorgebracht zu haben. Unter ihnen zeichnet ſich beſonders aus; Johann Hartwig Ernſt Graf von Bernſtorf, königlich däniſcher Staatsminiſter, geheimer Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöveriſchen am 13ten Mai 1712 geboren. Durch ſeinen Vetter, den hannöveriſchen erſten Staatsminiſter, Andreas Gottlieb von Bernſtorf (ſtarb 1726) einer ſehr guten Erziehung theilhaftig, kam er, ungefähr 20 Jahre alt, in däniſche Dienſte, wo er zuerſt in Geſandtſchaften gebraucht, und beſonders ſeit 1741 zu Regensburg und Paris in dieſer Eigenſchaft angeſtellt wurde. Nach einiger Zeit Kammerherr, dann (1746) Ritter des Danebrogordens, (1750) Staatsſecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre in den geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte ſich ſeine Thätigkeit zum Beſten Dänemarks, ſo wie ſein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erſte in Dänemark, der ſeinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienſte aufhob, Hebammenſchulen errichtete und vorzüglich ſeine Vorſorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil ſeiner Einkünfte vertheilte, und auch nach ſeinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im ſiebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs

von Holſtein-Plön, 1761 deſſen Lande mit ſeiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holſtein und nachmalige ruſſiſche Kaiſer Peter III. ſowohl deßhalb, als wegen Schleswig ſeine Foderungen geltend machen wollte, ſorgte Bernſtorf für die möglichſten Zurüſtungen zum Kriege. Allein er ſollte ſo glücklich ſeyn, ſeinem Staate Vergrößerung zu ſchaffen, ohne Blut zu vergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. ſetzte dieſe Streitigkeit auf gütliche Ausgleichung aus, die auch durch die nachherige Vertauſchung Oldenburgs und Delmenhorſts gegen Holſtein erfolgte. Bernſtorf war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrſamkeit und ſelbſt Kenner. Es war daher nicht Glück, ſondern Belohnung ſeiner Verdienſte, daß er zu immer höhern Ehrenſtellen gelangte. Auch als Friedrich V., deſſen Regierung er ſo trefflich geleitet hätte, 1766 ſtarb, genoß er die Gnade des neuen Königs Chriſtian VII., der ihn 1767 in den Grafenſtand erhob. Allein deſſen neuer Liebling, Struenſee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernſtorf am 15ten Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er nur von einer Reiſe aus Schleswig und Holſtein zurückgekommen war) in Gnaden ſeine Entlaſſung, mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struenſee's Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, ſeine Verdienſte auf die ausgezeichnetſte Art anerkannt zu ſehen, und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, dieſen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (am 19ten Febr. 1772) daran gehindert. Die Nachricht von demſelben erregte in Dänemark allgemeine Betrübniß, da ſeine Menſchenliebe, ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit, ſeine Verſorge für Arme, Witwen und Waiſen ihm Aller Liebe erworben hatten. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach ſeinem Tode genoß, war es, daß noch im Jahr 1783 am 28ſten Aug. die Bauern ſeines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenſchaft und bewirkten landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen, auf den Feldern deſſelben, ungefähr eine Meile von Kopenhagen, ihm eine Ehrenſäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Monument der Dankbarkeit merkwürdig iſt. Sehr ſchön ſagt Spittler von dieſem großen Manne: „In der Reihe der trefflichen Miniſter, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernſtorf als ein Mann der erſten Größe. Was irgend ein Miniſter in ſeiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmungen ausführte, ſondern alles dem allmälichen Beſſerwerden überließ, das ſich von ſelbſt ergibt, ſobald die wichtigſten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edlen Männern beſetzt werden: ſo folgte er einem Reformationsplan, der hier ſeinen Einſichten eben ſo viel Ehre machte, als ſeinem Herzen." — Eben ſo große, und in mancher Hinſicht noch größere Verdienſte um den däniſchen Staat erwarb ſich der Vetter des vorigen, Andreas Peter Graf von Bernſtorf, königlich däniſcher Staatsminiſter, geboren in Hannover am 29ſten Aug. 1735, wo ſein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter beſaß. Nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien und Reiſen kam er 1755 als Kammerjunker in däniſche Dienſte, bildete ſich unter ſeinem Onkel zum Staatsmann, und ſuchte ſeit 1667 als Mitglied der Oberſteuerdirection, oder des oberſten Finanzcollegiums, in Verbindung mit ſeinem Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauernſtandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit ſeinem Vetter zugleich in den däniſchen Grafenſtand erhoben und

1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struenſee's Eintritt ins Miniſterium, ſeine Entlaſſung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, ſtieg er bald zum Miniſter. Er brachte die Austauſchung des gottorpiſchen Antheils von Holſtein gegen Oldenburg und Delmenhorſt, ſo wie die Erneuerung der freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen England und Dänemark zu Stande, und that im Oct. 1778 dem ſchwediſchen Hofe den erſten Vorſchlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Urſachen, die noch nicht hinlänglich bekannt ſind, beſonders aber wohl, um ſich den Cabalen ſeiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 ſeine Entlaſſung, wurde aber 1784 von neuem zurückberufen, und erhielt alle ſeine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterſtützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Schleswig und Holſtein vor, die nach ſeinem Tode wirklich erfolgte. Eben ſo war er ein ſtandhafter Beſchützer der bürgerlichen Freiheit, und erklärte ſich ſtets gegen Cenſuredicte und Einſchränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der franzöſiſchen Revolution war, und ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; ſo erklärte er doch, daß Dänemark ſich nur dann in ein Bündniß einlaſſen wolle, wenn die Verbündeten zur erſten Grundlage ihres Bündniſſes ſich gegenſeitig das heilige Verſprechen gäben, bloß zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherſtellung der Ruhe Europa's, nicht aber zu Erreichung geheimer und eigennütziger Abſichten ſich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlſtand Dänemarks und eben ſowohl für das Militär, als für den Handel, Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und ohne den Handel ausſchließlich zu begünſtigen, in gleichem Maße für den Ackerbau ſorgte; ſo ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung ſein Lohn. Allgemeine Beſtürzung herrſchte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Reſidenz und beſonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigſten und lauteſten Wünſche für ſein längeres Leben, und letzterer war täglich an ſeinem Krankenbette. Bernſtorf, der noch wenige Tage vor ſeiner Krankheit den Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18ten April 1797) erfuhr, ſtarb nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeſchlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlaſſen, am 21ſten Jun. 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigſtens im Kleinen, was Waſhingtons im Großen war. Denn uneingeladen folgten ſeinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz ſelbſt, der ſeinen Platz unter Bernſtorfs Söhnen nahm. Sein Sohn, Erbe ſeines Einfluſſes am däniſchen Hofe, begab ſich 1805 nach Berlin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er ſtand nachher an der Spitze der auswärtigen Geſchäfte in Dänemark, zog ſich aber von dieſen 1810 zurück, und nahm den Geſandtſchaftspoſten in Wien an.

Berquin (Arnaud), geboren zu Bordeaux gegen das Jahr 1749, trat 1774 zuerſt als anmuthiger und gefühlvoller Idyllendichter auf, verſificirte Rouſſeau's Pygmalion, und gab im nächſten Jahre Romanzen heraus, die zum Theil ausgezeichneten Beifall fanden. Hierauf ſchrieb er nach und nach eine Menge trefflicher Jugendſchriften, welche ſich in ſeinen ſämmtlichen Werken geſammelt finden, und von denen wir uns ſeinen berühmten Kinderfreund anzuführen begnügen, welcher im Jahre 1784 den von der Akademie dem nützlichſten Buche dieſes Jahres beſtimmten Preis erhielt. Er iſt eine Nachahmung des weiße=

ſchen Kinderfreundes. Berquin war ſpäter einige Zeit Redacteur des Moniteurs, arbeitete mit Ginguené und Grouvelle an der Feuille villageoise, ward 1791 zum Erzieher des Kronprinzen vorgeſchlagen, und ſtarb in demſelben Jahre den 21ſten December.

Berthier (Alexander), Fürſt von Neufchatel und Valengin, Marſchall, Viceconnetable von Frankreich ꝛc., geboren zu Paris den 30ſten Dec. 1753. Er war Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig im Generalſtabe der Armee angeſtellt, diente er in Amerika, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Oberſten. In den erſten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Verſailles ernannt, und zeigte dabei eine ſich ſtets gleich bleibende Mäßigung. Den 28ſten Dec. 1791 begab er ſich nach Metz mit dem Charakter eines Generaladjutanten, den Generalen Luckner und Rochambeau den Marſchallſtab zu überbringen. Er blieb bei Luckners Armee als Chef des Generalſtabs in Dienſten, ging von da 1793 gegen die Vendé, unterſtützte mit Nachdruck die Arbeiten Ronſins in Aufnahme des Plans der aufrühreriſchen Provinz, und verlor bei der Einnahme von Saumur drei Pferde unter dem Leibe. 1796 ſchickte man ihn, mit dem Grade eines Diviſionsgenerals, zur italiäniſchen Armee, wo er den wichtigen Poſten eines Chefs des Generalſtabs bekleidete, und viel zu den Erfolgen dieſes Feldzugs beitrug. Die Schlachten von Lodi, Rivoli, Arcole, die Einnahme von Ceva und Mondovi, und der Uebergang über den Po ſind eben ſo viele Denkmäler ſeines Ruhms. Im Monat Oct. 1797 ſchickte ihn der General Bonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag vom Campo Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römiſchen Stuhl zu marſchiren. In den erſten Tagen des Februars zog er in Rom ein, ſchaffte die päpſtliche Regierung ab und errichtete ein Conſulat. Doch blieb er nicht lange auf dieſem Poſten; ſeine Anhänglichkeit an den General Bonaparte führte ihn bald nach Aegypten, ſtets als Chef des Generalſtabs. Nach ſeiner Rückkunft aus Aegypten ernannte ihn Bonaparte nach dem 18ten Brümaire zum Kriegsminiſter. Berthier ward darauf Obergeneral der Reſervearmee, begleitete abermals Bonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Uebergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenſtillſtand zwiſchen der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Armee, organiſirte während des Sommers 1800 das proviſoriſche Gouvernement von Piemont, beſuchte einige Plätze in Belgien, und ging von da in Geſchäften einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei ſeiner Rückkunft übernahm er das Portefeuille des Kriegs wieder, welches unterdeſſen Carnot anvertraut worden war. Nach der Thronbeſteigung Napoleons ward Berthier zum Reichsmarſchall, Großjägermeiſter von Frankreich und Chef der erſten Cohorte der Ehrenlegion ernannt, 1805 erhielt er die preußiſchen Adler- und den bayerſchen Hubertusorden. Er begleitete im Juni den Kaiſer nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalſtabs des großen Armee in Deutſchland ernannt, wo er von neuem durch ſeine Talente und ſeine Thätigkeit zu den glänzenden Vortheilen, mit denen ſich der Feldzug eröffnete, beitrug. Den 19ten Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm. Eben ſo unterzeichnete er am 6ten Dec. den Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Nach dem preßburger Frieden erhob ihn zu Anfange des Jahres 1806 der Kaiſer Na-

poleon zum Fürſten und Herzog von Neufchatel, welches Preußen an Frankreich abgetreten hatte. Er begleitete hierauf den Kaiſer ebenfalls in den franzöſiſch-preußiſchen Feldzug, und unterzeichnete im Jun. 1807 den Waffenſtillſtand von Tilſit. Bei Gelegenheit des Berichts von der Schlacht bei Friedland wird ausdrücklich erwähnt, daß er in derſelben beſonders Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner Talente gegeben, ſich mehrere Mal im ſtärkſten Gefecht befunden und ſehr wichtige Verfügungen getroffen habe. Seitdem legte er die Kriegsminiſterſtelle nieder, ward zum Viceconnetable erhoben, vermählte ſich den 9ten März 1803 mit Maria Eliſabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld, geboren den 5ten May 1784, und blieb der beſtändige Begleiter Napoleons auf allen ſeinen Reiſen. In dem Feldzug gegen Oeſterreich im Jahre 1809 zeichnete er ſich vorzüglich bei der Schlacht von Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Herzogs von Wagram. Im Jahre 1810 empfing er vom Kaiſer Napoleon den ehrenvollen Auftrag, die Brautwerbung und Uebernahme der Erzherzogin Maria Louiſe, Tochter Kaiſers Franz I. von Oeſterreich, zu beſorgen, und hielt deswegen am 5ten März deſſelben Jahres ſeinen feierlichen Einzug in Wien. Hierauf wurde er zum Majorgeneral der ſpaniſchen Armee ernannt, ging aber nicht ſelbſt dahin ab. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generaloberſten der Schweizer Truppen. Im Jahre 1812 befand er ſich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalſtabs, und bekleidete dieſen Poſten auch im Jahre 1813. Nach der Wiederherſtellung der Bourbons auf dem franzöſiſchen Throne gab er die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge, und genoß die Achtung und das Zutrauen des Königs, wie er denn auch, nach Napoleons Wiederkehr 1815 zum Chef des Generalſtabs des Grafen von Artois ernannt wurde. Als die Sache des Uſurpators ſiegte, verließ er Paris, und begleitete den König auf ſeiner Flucht in die Niederlande. Nach erhaltenem Urlaube von dem Monarchen verließ er dieſen zu Oſtende, um ſich zu ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zu begeben, welche ſich bei ſeinem Schwiegervater in Bamberg befanden, wo er am 30 März ankam. Aber in ſeinem Gemüthe von tiefer Schwermuth gequält, endete er, des Daſeyns müde, ſein Leben, indem er ſich am 1. Jun. Nachmittags um 1 Uhr, aus einem Fenſter der dritten Etage der herzoglichen Reſidenz ſtürzte. Man hatte ſeit 3 Tagen eine Veränderung an ihm bemerkt. Der General Sacken, der am 31 Mai bei dem Herzoge von Baiern mit ihm ſpeiſte, ſagte ihm, daß er erfreut ſey, ihn unter den wenigen Perſonen zu ſehen, die ihren König nicht treulos verlaſſen haben. Dieſe Worte brachten ihn ſo ſehr auſſer Faſſung, daß er nichts zu erwiedern wußte. An ſeinem Todestage brachte er den Vormittag am Fenſter zu, indem er mit einem Fernrohre die ankommenden ruſſiſchen Truppen betrachtete. Dann begab er ſich in das Zimmer ſeiner Kinder, ſchickte den Bedienten hinweg und ſtürzte ſich hinaus. Sein kleiner Knabe, der ihn bei dem Fuße faßte, um ihn zu halten, wäre beinahe mit ihm hinaus geſtürzt. Er blieb auf der Stelle todt; ſein Kopf war zerſchmettert. — Der Einfluß Berthiers auf die Umgeſtaltung des militäriſchen Syſtems in Frankreich, ſo wie in ganz Europa, wird von allen denjenigen anerkannt, die von militäriſcher Mathematik einen Begriff haben.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechaniſcher Künſtler und Verfertiger der beſten Seeuhren, war am 19ten März 1727 zu Plancemont in der Grafſchaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte ihn

zum geiſtlichen Stande beſtimmt; aber der junge Berthoud, der in ſeinem ſechzehnten Jahre den Mechanismus einer Uhr geſehen hatte, faßte eine leidenſchaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ ſich derſelben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geſchickten Arbeiter an ſich, der ihn in den Elementen der Uhrmacherkunſt unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, ſich nach Paris zu begeben, um dort ſeine Kenntniſſe weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er ſich nieder, und verfertigte ſeit 1745 ſeine erſten Seeuhren, die von den franzöſiſchen Seefahrern vielfach benutzt worden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, dieſe Kunſt betreffend, hinterlaſſen, in denen er die wahren Grundſätze, auf denen ſie beruht, darſtellt. Berthoud ſtarb am 20ſten Juni 1807 an der Bruſtwaſſerſucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe ſeiner Talente und ſein Zögling, hat die Gränzen ſeiner Kunſt noch erweitert. Die Seeuhren deſſelben befinden ſich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und ſind noch bequemer, als die von Ferdinand Berthoud. Sie ſind ſo genau gearbeitet, daß ſie in allen Jahreszeiten dieſelbe Regelmäßigkeit der Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico), ein italiäniſcher Literator und Antiquar im achtzehnten Jahrhunderte, war Patriarch von Aquileja, dem eigentlichen Vaterlande der Alterthümer, um die ſich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete ſich dem Studium derſelben mit ſolchem Enthuſiasmus, daß ihm die größte Ausbeute dafür zu Theile wurde, er aber auch zugleich den bitterſten Schmerz darüber empfand, daß dieſe Alterthümer bis dahin ſo wenig geſchont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit zu dem Baue ihrer Häuſer keine andern Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja an die Hand lieferten. Um dieſen Zerſtörungen vorzubeugen, trat er mit mehreren Gelehrten zuſammen und kaufte, in Vereinigung mit ihnen, alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zuſammengebracht hatte, ließ er von denſelben einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und ſelbſt der Einwohner von Aquileja auf ſich zog. Zugleich copirte er mit der unermüdetſten Sorgfalt die Ruinen, welche theils in der Stadt ſelbſt, theils in der ganzen Provinz vorhanden waren, theils ließ er ſie copiren, zu welchem Ende er auch mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Briefwechſel ſtand und ihnen von ſeinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch ſeine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apoſtolo Zeno, mehrere Abhandlungen über alterthümliche Gegenſtände heraus, welcher Arbeit er alle diejenige Muße widmete, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte übrig ließen. Er ſtarb gegen das J. 1750. Sein vorzüglichſtes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquileja's (Le antichita di Aquileja profane e sacre), Venedig 1739, in Fol. Der zweite und dritte Theil dieſes Werks, welchen Bertoli ſchon für den Druck beſtimmt hatte, ſind nie erſchienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenſtände geſchrieben hat, ſtehen in der vortrefflichen Sammlung des P. Calogera; andere befinden ſich in den Mémoires d'érudition der società colombaria von Florenz.

Berton (Pierre Montan), im Jahre 1727 zu Paris geboren, und daſelbſt am 14ten Mai 1780 geſtorben, war zuletzt Director der dortigen großen Oper, und trug als ſolcher das meiſte zu dem großen Rufe

bei, welchen das Orcheſter derſelben in ganz Europa erlangt hat. Ein vielleicht noch höheres Verdienſt hat er ſich durch den Umſtand erworben, daß unter ſeiner Direction Gluck und Piccini nach Paris berufen wurden, und dieſe dort die Veranlaſſung zu jener ſo heilſamen Revolution in der franzöſiſchen Muſik gaben, ſo wie denn auch Berton um die Ausführung der Werke jener beiden großen Männer ſich ein hohes Verdienſt erworben hat. Vieles, was er ſelbſt theils für die Kirche, theils auch für die Oper und das Ballet geſetzt hat, ward zu ſeiner Zeit mit großem Beifalle aufgenommen.

Berton (Henri Montan), deſſen Namen die Franzoſen ausſprechen als wenn er Breton geſchrieben würde, der Sohn des vorigen, ward am 17ten September 1767 zu Paris geboren. Schon von ſeinem ſechsten Jahre an erlernte er die Muſik, und bildete ſich als Componiſt nach den großen Muſtern Gluck, Piccini und Sacchini, die er vor Augen hatte. Auch ſtudirte er Paëſiello, beſonders deſſen Mädchen von Frascati. Ungeachtet ihm von einem ſeiner Lehrer vorausgeſagt worden war, daß er ſich nie als Componiſt auszeichnen würde, ſo fühlte er dennoch eine ſo große Liebe zur Muſik in ſich, daß er eine Oper componirte und ſie Sacchini zur Durchſicht überreichen ließ, der über den Componiſten derſelben ein günſtiges Urtheil fällte und dieſem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen und unter ſeinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerſt im neunzehnten Jahre als Componiſt im Concert spirituel mit verſchiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollſten Beifall erhielten. Im Jahre 1787 führte er auf dem italiäniſchen Theater théâtre italien, (dem jetzigen Theater der komiſchen Oper) ſein erſtes Werk auf, welches die Heirathsverſprechungen (les promesses de mariage) waren, welche Oper den entſchiedenſten Beifall erhielt. Seit dieſer Zeit iſt der Ruhm, den ſeine Werke ſowohl in Frankreich als im Auslande erhalten haben, noch ſtets vermehrt worden. Als das Muſik-Conſervatorium (conservatoire de musique) errichtet wurde, ſtellte man ihn als Lehrer der Compoſition bei demſelben an; eine Stelle, die Berton auch ſo lange bekleidete, bis er im Jahre 1807 zum Director der eigentlichen italiäniſchen Oper (des bouffons) ernannt wurde. Während ſeiner Direction dieſes Theaters wurden auf demſelben Mozarts und anderer berühmten Componiſten Werke aufgeführt, ſo wie denn auch unter ihm das Orcheſter deſſelben den höchſten Grad von Vollkommenheit erreichte. Er verließ dieſe Stelle, um bei der kaiſerlichen großen Oper (académie impériale de musique) als Director des Geſanges (chef du chant) angeſtellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre bekleidete, und darauf (nicht vor 1810) in ruſſiſch-kaiſerliche Dienſte trat. Er verließ auch dieſe bald wieder, worauf er nach Paris zurückkehrte, wo er ſich, wie wir glauben, noch jetzt befindet. Seine berühmteſten Opern fürs Theater ſind (außer ſeinen Oratorien für das Concert spirituel) folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine de Golconde; les maris garçons. Von ſeinen in Petersburg geſetzten Opern ſind, unſers Wiſſens, außer dort, keine ins große Publicum gekommen.

Bertuch (Friedrich Juſtin.), geboren zu Weimar 1747, hat ſich, ſelbſtthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr bedeutende Verdienſte erworben. Während er in Jena (1765 — 1769) ſtudirte, fand er in dem Studium alter und neuer Poeſie ſeine Erholung, wovon ſeine Arbeiten: Copien für meine Freunde ꝛc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar

mit Wieland, Muſäus, von Seckendorf dem ält., Bode, ſpäterhin mit Göthe, von Einſiedel und Andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poeſie und ſchönen Literatur in ihm zu unterhalten. So erſchien der Prolog zu ſeinem Mährchen von Balboquet, in welchem echte Laune nicht zu verkennen iſt. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Redaction des deutſchen Merkurs mit der ſchönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutſchen Bühne wurde damals durch das weimariſche Hoftheater, wobei ſich ein Seiler, Eckhof, Böckh, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Ueberſetzung von St. Albine's Schauſpieler. Eine zweite Ueberſetzung von ihm war: Ueber die dramatiſche Kunſt, von Herrn M. Für die Oper ſchrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyriſches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerſpiel in drei Akten, wobei er von Diderots Grundſätzen ausgegangen war, wurde in ganz Deutſchland mit dem lebhafteſten und verdienteſten Beifall aufgenommen. Aus dem Engliſchen überſetzte er die Geſchichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls allgemeines Lob ward. In den Jahren 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeiſterſtelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons Bachoff von Echt. Dieſer vielſeitig gebildete Mann, der eine Zeit lang als däniſcher Geſandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur bei, welche damals nur von Einzelnen in Deutſchland gekannt, durch ihn aber bekannter und beliebter wurde. Bertuchs Verdeutſchung von Cervantes Meiſterwerk: Leben und Thaten des weiſen Junkers Donquixote von la Mancha, mit der Fortſetzung von Avelleneda, war für die damalige Zeit eine außerordentliche Erſcheinung. Was Meinhard für die italiäniſche Poeſie geleiſtet hatte, verſuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die ſpaniſche und portugieſiſche Sprache zu leiſten, daher das Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur. Im Jahre 1788 überſetzte er: Don Thomas de Yriarte literariſche Fabeln. Seit 1775 war er als Rath und geheimer Cabinets-Secretär in herzoglich ſachſen-weimariſche Dienſte getreten, die ihn jedoch, wie wir geſehen haben, ſeiner literariſchen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotiſches, und für die deutſche Dichtkunſt ſo erſprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der ſämmtlichen Werke unſers ſo oft verkannten Meiſterſängers, Hans Sachs, fand leider im Publicum die gehoffte und gewünſchte Unterſtützung nicht. Was er dabei geleiſtet haben würde, hat er in ſeinen herausgegebenen Proben aus des alten deutſchen Meiſterſängers Hans Sachs Werken gezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum herzogl. Legationsrath ernannt ward, ſchien ſeine literariſche Thätigkeit zu ſchlummern; allein ſie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, die erſt in Jena erſchien und jetzt in Halle herauskommt. Im In- und Ausland iſt man dieſem Inſtitute für die Stiftung ſo manches Guten ſteten Dank ſchuldig. Seit 1786 erſchien von ihm, in Verbindung mit ſeinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demſelben Jahre begann ſein Bilderbuch für Kinder, welches ebenfalls hier genannt zu werden ver-

dient. Im Jahre 1791 ward er der Stifter des weimariſchen Landes-Induſtrie-Comptoirs, welchem man viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunſt verdankt. Mit dieſem hing die weit frühere Stiftung der weimariſchen fürſtl. freien Zeichen-Akademie unter Göthe's Direction zuſammen, an deren Spitze ſonſt Kraus ſtand, und jetzt Meyer ſteht. Auch um dieſes Inſtitut hat Bertuch große Verdienſte. Daß er die Liebe zur Poeſie und Kunſt nicht verloren habe, beweiſ't, daß er den Plan zur blauen Bibliothek aller Nationen, einer ſchätzbaren Sammlung von Feenmärchen, in guten, zum Theil vortrefflichen Ueberſetzungen, mit kurzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteriſtiken, entwarf, und die Einleitung zum erſten Bande ſchrieb. Außer dem Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar gründete er ſpäterhin dort auch ein großes Etabliſſement für Landkartenſtecherei unter dem Namen: Geographiſches Inſtitut, welches in Verbindung mit dem zuerſt von ihm und Herrn von Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen geographiſchen Ephemeriden, auf mannigfaltige Weiſe mit der verſtändigſten Thätigkeit zur Beförderung und Verbreitung des geographiſchen Studiums gewirkt hat und noch wirkt.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art ſeyn: ein innerer und ein äußerer Beruf. Wir verſtehen unter Beruf diejenige Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns ſelbſt, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle deſſelben erſprießliche und daſſelbe fördernde Thätigkeit zu verſetzen, überhaupt, in das große Rad der menſchlichen Betriebſamkeit und des moraliſchen Wirkens einzugreifen. Der innere Beruf iſt in jemanden vorhanden, wenn er ſich durch Anlagen des Geiſtes, oder durch ein gewiſſes Streben der Triebe im Allgemeinen zu dieſem oder jenem geiſtigen oder körperlichen Geſchäfte hingezogen fühlt; den äußern Beruf hat er, wenn er durch die bürgerlichen Verhältniſſe vorzugsweiſe zu einem gewiſſen Geſchäfte mehr wie zu einem andern angetrieben und zu demſelben aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe gibt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entſteht, wenn wir weder von innen, noch von außen durch uns ſelbſt einen Beruf erwählen, ſondern durch den Staat zu einem ſolchen beſtimmt werden. Von letzterem, in ſo fern er durchaus nur mittelbar mit der eigentlichen, menſchlichen Perſönlichkeit des Individuums zuſammenhängt, kann hier, wo es auf moraliſche Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede ſeyn. Es iſt häufig darüber verhandelt worden, ob, im ſtrengſten Verſtande genommen, der Menſch verpflichtet ſey, irgend einen Beruf zu wählen, und ſich irgend einem bürgerlichen oder moraliſchen Geſchäfte zu unterziehen. Man hat ſich geradezu für eine ſolche Behauptung erklärt, und als Grundſatz dafür aufgeſtellt, daß jegliches Individuum, in ſo fern es in die menſchliche Geſellſchaft getreten und ein Mitglied derſelben geworden ſey, eben deshalb die Verpflichtung auf ſich habe, zu dem Zwecke dieſer Geſellſchaft nach Maßgabe ſeiner Kräfte auf das thätigſte und kräftigſte mitzuwirken. Gegen dieſe Behauptung läßt ſich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Menſch nicht freiwillig, ſondern gezwungen in die menſchliche Geſellſchaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen ſeyn kann, die ihm der Eintritt in jene Geſellſchaft aufzuerlegen die Miene annehmen möchte. Uns ſcheint demnach, daß die Verbindlichkeit, welche jegliches Individuum bei dieſem Eintritt in die menſchliche Geſellſchaft zur Mitwir-

kung zum allgemeinen Zwecke übernimmt, nicht füglich unmittelbar aus demſelben Eintritt an ſich ſelbſt hergeleitet werden könne, ſondern in einem andern wichtigern und tiefer liegenden Principe ſeine Begründung habe. Betrachten wir nämlich jedes einzelne Mitglied eines cultivirten Staats, ſo finden wir, vom Monarchen bis zum Geringſten im Volke herab, daß kein einziges Individuum für ſich ſelbſt und ohne Zuthun eines andern im Stande iſt, ſich diejenigen phyſiſchen Bedürfniſſe, welche die cultivirte Natur ihm auferlegt hat, und an welche ſeine Exiſtenz nun einmal gekettet iſt, in dem Maße, wie er ſie braucht, verſchaffen zu können. Da er nun aus dieſem Grunde gezwungen iſt, ſich zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe der Hülfe Anderer zu bedienen, ſo folgt daraus unläugbar, daß es auch ſeine Pflicht ſey, denjenigen, die ihm zur Erreichung dieſer Bedürfniſſe verhelfen, wiederum zur Erreichung der ihrigen beförderlich zu ſeyn. Aus der Nothwendigkeit einer ſolchen Wechſelwirkung, welche durchaus zur Aufrechthaltung eines Staats erfoderlich iſt, geht nun zur Genüge hervor, daß ein jegliches Individuum verpflichtet iſt, ſich irgend einem Berufe zu widmen und die Ausübung deſſelben ſich zum Zwecke zu machen. Auch aus der phyſiſchen Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers ſcheint die Verbindlichkeit für jedes Individuum hervorzugehen, ſich irgend einen Beruf zu erwählen. Man betrachte nur die Hände des Menſchen: ſie ſind keine Stützen oder Säulen, wie bei den Thieren die Füße, die dazu beſtimmt ſind, daß der Körper auf ihnen ruhe, ſondern Arme und Hände ſcheinen offenbar dazu geſchaffen zu ſeyn, um zu Werkzeugen zu dienen. Ebenfalls deuten ſeine Bildung und ganze übrige Stellung auf die Geſchicklichkeit hin, die ſämmtlichen Gliedmaßen ſeines Körpers zu gewiſſen mechaniſchen Beſchäftigungen gebrauchen zu können. Alſo geht, wie geſagt, die Nothwendigkeit, ſich einen Beruf wählen zu müſſen, einmal aus der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur im cultivirten Zuſtande hervor, vermöge welcher der Menſch nicht im Stande iſt, ſich allein und ohne Zuthun Anderer ſeine ſämmtlichen ihm unumgänglich nothwendigen Bedürfniſſe verſchaffen zu können, und zweitens aus der Einrichtung des menſchlichen Körpers, welche offenbar auf einen Zweck nach außen hin hinzudeuten ſcheint. Es darf demnach der unumſtößliche Grundſatz aufgeſtellt werden, daß jedes Individuum bei ſeinem Eintritte in die menſchliche Geſellſchaft verpflichtet ſey, ſich irgend einem Berufe zu widmen und der Erfüllung deſſelben ſich mit Bereitwilligkeit und Ausdauer hinzugeben. Aber auch ſich ſelbſt und ſeiner eigenen Ruhe iſt er es ſchuldig, ein nützliches Glied in der menſchlichen Geſellſchaft zu werden; denn kein Tadel erſcheint ſtrenger und für die bürgerliche Ruhe des Individuums verderblicher, als wenn die öffentliche Stimme das Urtheil fällt, dies oder jenes Individuum ſey zu keinem Geſchäft tauglich, alſo ein unnützes Glied in der Reihe der menſchlichen Weſen. Das Herabwürdigende eines ſolchen Urtheils hat man auch ſchon durch ein altes Sprichwort auszudrücken geſucht, welches von jenen unnützen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft ſagt, ſie ſeyen dazu geboren, die Früchte des Landes zu verzehren (fruges consumere nati). Was nun den Beruf des Menſchen im Allgemeinen betrifft, ſo iſt die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meiſten menſchlichen Anordnungen geherrſcht hat, unſtreitig in dem Umſtande begründet, daß die wenigſten Menſchen im Stande ſind, ſich aus freiem Willen einen ihnen zuſagenden Beruf zu wählen, ſondern daß ſie vielmehr erſt durch die äußern Umſtände zu einer Wahl deſſelben beſtimmt werden. Hierbei iſt dann ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen im

Allgemeinen zu Folge, nun einmal eine abſolute Unmöglichkeit zu ſeyn ſcheint, nicht allein nicht die Menſchen nach demjenigen Berufe, den ſie in ſich fühlen, anſtellen oder gebrauchen zu können, ſondern auch (und hierin liegt gerade der mehrſte Nachtheil für die menſchliche Geſellſchaft) noch weit weniger im Stande zu ſeyn, die Anlagen eines Menſchen, die ihn vorzugsweiſe zu dieſem oder jenem Berufe eignen würden, in voraus zu beſtimmen. Hieraus entſpringen nun, wie geſagt, die meiſten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menſchlichen Geſellſchaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das Urtheil des Volks häufig zu erkennen gibt, indem es von dieſem oder jenem Individuum zu ſagen pflegt, daſſelbe ſtehe nicht auf ſeiner rechten Stelle. Der höhere, geiſtige Beruf alſo wird bei den meiſten Individuen gewöhnlich verfehlt. Anders verhält es ſich mit demjenigen Berufe des Menſchen, der zu den mechaniſchen Beſchäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meiſtens das Geſchäft ſeines Vaters erwählt, pflegt jedes Individuum ſchon mehr oder weniger an ſeiner rechten Stelle zu ſtehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beſchäftigungen der Aeltern aufwachſen und erzogen werden, nehmen ſie die äußern Eindrücke derſelben ſo tief in ſich auf, daß ihnen dadurch gleichſam von ſelbſt und von außen her ein Beruf für das Geſchäft ihres Vaters beigebracht wird, auf welchem Wege ſich natürlich auch die Fähigkeit in ihnen erzeugen muß, dieſe vom Vater gleichſam auf ſie vererbte Beſchäftigung mit größerem Geſchick und eifriger Befliſſenheit zu treiben. Aus dieſem Grund hatten die Aegyptier und die Lacedämonier das Geſetz aufgeſtellt, daß die Kinder die väterliche Kunſt erlernen und die Aeltern ſie darin unterrichten mußten. Pq.

Berwick (Jacob Fitz-James, Herzog von), führte die Armeen der drei erſten Monarchen in Europa an, der Könige von England, Frankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankreich und als Grand von Spanien die erſten Würden dieſer Königreiche, und jeder dieſer Könige verlieh ihm ſeine Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Schweſter des Herzogs von Marlborough, wurde den 21ſten Auguſt 1670 geboren, und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und ſeine erſten Kriegsdienſte that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, welcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die engliſche Revolution aus; Berwick folgte ſeinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, und wurde in einem Kampfe 1689 verwundet, welches, wie er in ſeinen Memoiren bemerkt hat, das einzige Mal in ſeinem Leben war. Seinen Vater verfolgte ein immerwährendes Unglück. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den Jahren 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marſchall Villeroi, und ließ ſich in Frankreich nationaliſiren. Im Jahre 1706 ward er Marſchall von Frankreich und nach Spanien geſandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den Jahren 1718 und 1719 war er ſelbſt genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem er vorher ſo rühmlich beiſtand, und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marſchalls in Spanien angeſtellt hatte. Als er das ſpaniſche Gebiet betrat, ſchrieb er an ſeinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt iſt, und ermahnte ihn in dieſem Briefe, ſeine Pflicht zu thun und nach allen ſeinen Kräften für ſeinen Souverain zu käm-

pfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte am 12ten Jun. 1734 eine Kanonenkugel ſein Leben.

Beſatzung wird im vollen Sinne die in einer Feſtung, Stadt, Ort, Verſchanzung u. ſ. f. zur Beſetzung derſelben befindliche Mannſchaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Beſatzung einer Feſtung beſtimmt wird, ſind verſchieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban beſtimmt, wenn die Feſtung mit halben Monden und einem bedeckten Wege verſehen iſt, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr; für jede abgeſonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgeſonderte Fort nach ſeiner Größe 6 bis 800 Mann. Die Cavallerie beſtimmt er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander Fürſt von), Miniſter unter der Regierung Catharina's II. und Paul I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarſchall Romanzoff, den er auf ſeinen erſten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann wurde er bei der Kanzellei angeſtellt, und bewies hier eine ſolche Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, daß ihn Catharina II. zu ihrem Cabinetsſecretär wählte. Sein vorzüglichſtes Talent war eine genaue Kenntniß der ruſſiſchen Sprache, die er ſehr rein ſchrieb, und eine große Geſchicklichkeit, ſchnell etwas ſchriftlich abzufaſſen. Einſt erhielt er den Befehl, eine Ukaſe zu entwerfen; er vergaß den Auftrag, und erſchien, ohne ſie geſchrieben zu haben. Die Kaiſerin foderte ſie, und Besborodko, ohne ſich lange zu beſinnen, zog aus ſeiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukaſe ab, als wenn er ſie vor Augen hätte. Die Kaiſerin, damit ſehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterſchrift, und war ſehr erſtaunt, das Blatt leer zu finden, machte ihm aber über ſeine Liſt und Nachläſſigkeit keinen Vorwurf, ſondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und im Jahre 1780 zum Miniſter des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen Catharina's, wurde ſehr mächtig und reich, und verband ſich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. Im Jahre 1791 ſandte ihn die Kaiſerin zum Friedenscongreß nach Jaſſy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzuſetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko ſchloß den Frieden, und unterzeichnete ihn zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiſerin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſein Anſehen vergrößerte ſich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günſtling, Plato Suboff, und er verlor ſeinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieſer in den Fürſtenſtand, und wählte ihn 1797, um einen Tractat zwiſchen Rußland und England gegen Frankreich zu ſchließen. Besborodko ſtarb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beſchneidung iſt die bei mehreren Völkern, welche in heißen Ländern leben, herrſchende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuſchneiden. Das älteſte Volk, wo dieſe Sitte herrſchte, ſind die Aegyptier, und noch wird dieſer Gebrauch bei den Urbewohnern Aegyptens, ſelbſt bei den chriſtlichen Copten, auch bei den Abyſſiniern (die ſich bekanntlich zu dem Chriſtenthume bekennen) und bei andern afrikaniſchen Völkern, welche ihn eben ſo wie die Abyſſinier von den Aegyptiern empfangen zu haben ſcheinen, gefunden. Am merkwürdigſten iſt die Beſchneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, durch welche ſich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterſcheiden ſollen, bei dieſem Volke herrſcht. Sie wird von den Juden als ein von Gott

ſelbſt angeordneter Gebrauch betrachtet, und an jedem gebornen Juden acht Tage nach der Geburt vollzogen. Sie iſt die Handlung, durch welche der Beſchnittene gleichſam nationaliſirt, zu einem Mitgliede des Volkes Gottes geweiht wird. Moſes führte ſie nicht ein, ſondern fand ſie ſchon bei ſeinem Volke und beſtätigte ſie nur durch ſein Anſehen. Die mahomedaniſche Beſchneidung iſt wahrſcheinlich keine Nachahmung der jüdiſchen, ſondern ein uralter ismaelitiſcher Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliten von ihrem gemeinſchaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mahomed hat im Koran kein Gebot der Beſchneidung gegeben, ſie war ſchon Sitte ſeines Volks, und ward von demſelben mit dem Mahomedanismus zugleich in allen den Ländern, wo dieſer Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrſcheinliche Grund dieſer Sitte liegt darin, daß ſie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß ſie aber die Fruchtbarkeit vermehre, iſt eine irrige Meinung. Noch iſt zu bemerken, daß es auch eine Art der Beſchneidung gibt, welche an dem weiblichen Geſchlechte vollzogen wird. In Aegypten beſchneidet man häufig mahomedaniſche Mädchen, und in Abyſſinien werden beide Geſchlechter beſchnitten. N.

Beſenval (Pierre Victor, Baron von), war von einer Patricier-Familie, welche aus Savoyen ſtammte zu Solothurn geboren, und der Sohn eines Generallieutenants und Oberſten der Schweizergarden. Der junge Beſenval trat im neunten Jahre in dieſes Corps, machte im dreizehnten (1735) ſeinen erſten Feldzug und (1748) den zweiten als Adjutant des Marſchalls Broglio in Böhmen. Er gelangte ſchnell zu den erſten Militärwürden, zu welchen ihm mehr ſein Name, ſeine Tapferkeit, ſeine ſchöne Geſtalt und ſein Verſtand verhalfen, als ſeine hervorragenden Talente, von denen er niemals Beweiſe gegeben hat. Er wurde im Jahr 1757 zum Feldmarſchall ernannt und befand ſich bei den Gefechten von Haſtenbeck, Kloſterbergen und Villingshauſen. Bei dem Frieden im Jahr 1762 ging er wieder nach Paris an den Hof, wo er mit beſonderem Erfolge die Rolle eines glücklichen und geſchickten Hofmannes zu ſpielen wußte. Bei dem Einfluſſe, welchen ihm ſeine perſönlichen Talente beſonders bei der Königin verſchafften, iſt es zu bedauern, daß er in der nun folgenden bedenklichen Zeit ſeinen Einfluß nicht dazu anwandte, dem Hofe beſſere und heilſamere Rathſchläge zu geben, als diejenigen waren, welche derſelbe zu ſeinem Verderben befolgte. Als er endlich im Jahre 1789 mit dem Commando der Stadt Paris bekleidet war, und den Auftrag erhielt, ſeine eigenen Rathſchläge in Ausübung zu bringen, war er zu nichts anderm tauglich, als furchtſame Maßregeln zu ergreifen und eben ſo ſchwankende Befehle zu ertheilen. Endlich entfloh er ſogar mit Päſſen, die er ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Er ward eingeholt und ins Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder in Freiheit geſetzt. Nun verſchwand Beſenval von der politiſchen Bühne und ſtarb am 27ſten Juni 1794 im 72ſten Jahre ſeines Lebens. Seine nicht unberühmten Memoiren, welche jedoch die Familie deſſelben für untergeſchoben erklärt hat, ſind bei dem Intereſſe, welches ſie erregen, nichts deſto weniger mit großer Oberflächlichkeit und ohne jegliche hiſtoriſche Würde geſchrieben.

Beſeſſene nannte man in alten und neuen finſtern Zeiten die epileptiſchen, hyſteriſchen und wahnſinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in ſolchen Unglücklichen ihr Weſen trieben. Verſtellung im Bunde mit mönchiſcher Argliſt brachte damit Mirakel, und Dummheit und Bosheit Auto da Fé's zu Stande. Das Licht der

neuen Zeit hat dieſe Werke der Finſterniß enthüllt; aber ob der exorciſirte Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus ſich einſchleicht, mag die Zeit lehren.

Beſitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Perſon zu einer Sache, vermöge deſſen es ihr nicht nur phyſiſch möglich iſt, fortdauernd über dieſelbe, und zwar in eigener oder fremder Perſon, nach Willkür zu verfügen (phyſiſcher oder eigentlicher Beſitz, Innhabung, detentio), ſondern auch die Abſicht, dieſelbe ausſchließend zu behandeln (animus detinendi), mit dem Bewußtſeyn jener phyſiſchen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden iſt (Mentalbeſitz, intellectueller Beſitz). Auch wird oft der Gegenſtand, welcher beſeſſen wird, Beſitz genannt. Der Beſitz iſt aber an ſich noch kein Recht zu beſitzen, ſondern nur ein Factum, und als ſolches überhaupt ausſchließende Verfügung über eine äußere Sache, welche mit der Bemächtigung entſteht. Dadurch unterſcheidet ſich der Beſitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum ſetzt ein beſtehendes Rechtsverhältniß unter Menſchen voraus, welches erſt im Staate vollkommen Statt findet, in welchem jedem ein Beſitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Vorausſetzung des Eigenthums iſt der Beſitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeſchadet ſeines Eigenthumsrechts, auf Andere übertragen kann, und welches mehrere einzelne Befugniſſe (ſich mit Gewalt im Beſitze zu behaupten — retentio — die beſeſſene Sache von jedem dritten Beſitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber ſo der Beſitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums iſt, ſo gewährt er auch im Staate, er mag erworben ſeyn wie er wolle, im ſtreitigen und zweifelhaften Falle dem Beſitzer einen Vorzug gegen jeden, der ſeinen Anſpruch oder ſein Eigenthum an der Sache nicht beweiſen kann, und jener wird, bis zum Erweiſe des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch gibt überhaupt die Dauer eines Zuſtandes, die Gewöhnung an denſelben, und die durch Länge der Zeit feſter gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenſtande — kurz die allen Anſpruch lähmende Gewohnheit, ſelbſt da, wo der Beſitz mit Rechtsgründen beſtritten werden könnte oder ungern zugeſtanden wird, demſelben einen ſolchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter ſagen kann: „wer im Beſitz iſt, iſt im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren.“ T.

Beſſières, Herzog von Iſtrien, Reichsmarſchall von Frankreich, Chef der dritten Cohorte und Großoffizier der Ehrenlegion, Generaloberſt der kaiſerlichen Garde, Ritter des Chriſtusordens von Portugal ꝛc. Er ſchwang ſich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann und ging 1796 zur italiäniſchen Armee, wo er zum Commandanten der Guiden des Generals Bonaparte ernannt wurde. Den 4ten September dieſes Jahres nahm er mit ſechs Cavalleriſten zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei. Hierauf wurde er nach Paris geſandt, dem Directorium die dem Feinde genommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberſt zur Armee zurück. Er begleitete den General Bonaparte nach Aegypten und kam mit ihm wieder nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18ten Brümaire ward er zum Brigadegeneral, und kurz darauf zum Diviſionsgeneral erhoben. Er commandirte ſodann die Guiden zu Pferde von der Conſulargarde, und ward nach Napoleons Thronbeſteigung Reichsmarſchall. Im Mai 1805 erhielt er vom Prinzregenten von Portugal den Chriſtusorden, und begab ſich gegen Ende des Jahres zur Armee in

Deutſchland, wo er an den glänzenden Operationen Theil hatte, womit ſich der Feldzug eröffnete. In der Schlacht von Auſterlitz zeichnete er ſich vorzüglich durch ſeine kühne Anführung der franzöſiſchen Garden aus. In dem preußiſch-franzöſiſchen Feldzuge 1806 lieferte er am 23ſten December dem preußiſchen General l'Eſtocq einige Gefechte bei Biezun. In der Schlacht von Eylau unterſtützte er vorzüglich die kühnen Cavalleriemanoeuvres des Großherzogs von Berg. Bei der Schlacht von Friedland kam die Garde gar nicht zum Gefecht. Er genoß der Auszeichnung, den Kaiſer Napoleon bei der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander auf dem Fluſſe Niemen zu begleiten. Später commandirte er einen Theil der Armee in Spanien. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809 führte er das Commando der Cavallerie bei der franzöſiſchen Armee, und wurde in der Schlacht von Wagram verwundet. Später übernahm er das Commando der Nordarmee an Bernadotte's Stelle, verließ es aber bald wieder. Im Jahre 1812 befand er ſich mit der franzöſiſchen Armee in Rußland, und im Jahre 1813 in Deutſchland, wo ihn vor der Schlacht bei Lützen eine Kanonenkugel tödtete.

Beſtimmung des Menſchen. Wozu bin ich da und was ſoll aus mir werden? Dieſe Fragen ſind unſtreitig die wichtigſten, welche der Menſch ſich ſelbſt vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm ſeinen Beruf oder ſeine Beſtimmung an, welche überhaupt nichts anders iſt, als der vernünftige Gebrauch, den er von ſeinen Kräften machen ſoll, oder ſchlechthin der Zweck ſeines Daſeyns. Dieſer Zweck beſteht in einem, ſeiner ſittlichen Veredlung angemeſſenen Grade der Glückſeligkeit. Sittliche Veredlung iſt Erhöhung der Menſchenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit, in der engſten Bedeutung, iſt die Uebereinſtimmung der freien Handlungen mit den moraliſchen Geſetzen. Der Menſch hat Tendenzen und Kräfte in ſeiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieſes Ziel ſeines Beſtrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Beſitz deſſelben ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Auf dieſe Weiſe begehrt er Geſundheit, Reichthum, Schönheit, Anſehen u. ſ. w. Dieſe Güter aber ſind hinfällig, veränderlich, dem Verluſt unterworfen, und ob ſie gleich ſeinen Zuſtand eine Zeit lang verbeſſern oder zu verbeſſern ſcheinen, ſo kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon iſt, weil ſie nicht vollkommen in der Macht des Menſchen ſtehen, und alles Bemühen, ihnen eine ſtete Fortdauer zu geben, vergeblich iſt. Die Stoiker bezeichneten ſie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Beſtimmung des Menſchen aus, in wie fern derſelbe ein Glied der Sinnenwelt iſt. Bei dieſer äußern Beſtimmung bleibt Epikur ſtehen, welche nach ſeinem Syſtem darin beſtand, ſich das Menſchenleben möglichſt angenehm zu machen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Menſch weiter nichts als ein Sinnenweſen wäre. Allein als ein moraliſches Vernunftweſen bemerkt er in ſeinem Innern höhere Tendenzen einer moraliſchen Natur. Dem gemäß muß ſich alles übrige auf ihn, als abſoluten Zweck, beziehen. Seine moraliſche Natur beſtimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens allein; ſondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Beſtimmungsgründen der practiſchen Vernunft, in welchen eben das Vermögen beſteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe, zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens kann das moraliſche Vernunftweſen unmöglich befrie-

digen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Menſch nicht Herr iſt. Die Vernunft hingegen, wenn ſie ſein oberes Begehrungsvermögen lenken ſoll, ſtellt in ihm das Geſetz der Sittlichkeit als das höchſte, abſolute und unbedingte Geſetz auf, worauf ſich alles beziehen muß, das ſelbſt aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet ſo: Du ſollſt alle deine Pflichten aus uneigennützigen Abſichten nach allen deinen Kräften erfüllen, du ſollſt Tugend allenthalben, ſo weit deine Kräfte reichen, zu realiſiren ſtreben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenweſen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einſchränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht beſtehen könne. Da nun für den Menſchen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung: ſo muß denn auch hierin ſein höchſter und letzter Zweck, d. h. ſeine Beſtimmung beſtehen. Der Menſch aber iſt ein endliches, eingeſchränktes Weſen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengeſetz und deſſen ſtrenge uneigennützige Foderung unabläſſig vor; allein wegen ſeiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben iſt, bleibt die durchgängige Reinigkeit ſeines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunſch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn, iſt die Annäherung zu dieſem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält ſeine moraliſche Thätigkeit ein unbegränztes Feld, auf welchem dieſelbe unaufhörlich fortſchreiten kann. Dieſes Fortſchreiten heißt ſittliche Veredlung. Der Menſch iſt zwar nicht moraliſch gut geboren, ſein Beſtreben aber muß ſeyn, ſeinen Willen nach und nach der ſittlichen Güte ſo nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch ſeine Freiheit hervorbringen. Der Beſitz dieſes ſeines ihm möglichen ſittlichen Kraftgebrauchs iſt moraliſche Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich ſittlich zu veredeln. Der Menſch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein ſinnliches beſitzt, deſſen Gegenſtand das größtmöglichſte Wohlſeyn, welches man Glückſeligkeit nennt, iſt, darf zwar nach dieſer Glückſeligkeit ſtreben, aber nur in ſo fern, als ſie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar iſt. Demnach beſteht die Beſtimmung des Menſchen in einem ſeiner ſittlichen Veredlung angemeſſenen Grade von Glückſeligkeit; und wiewohl ein Menſch, welcher dieſen Grad von ſittlicher Güte ſeines Wollens erreicht hat, nicht frei iſt von den Verdrießlichkeiten und Beſchwerden des Lebens, die außer ſeiner Macht liegen, ſo muß ihn doch der Gedanke ſtets tröſten, ſeine Pflicht möglichſt erfüllt zu haben.

Beſtreichen (flankiren) heißt von der Seite beſchießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müſſen zwei Linien, welche einander beſtreichen ſollen, ſenkrecht auf einander ſtehen. In dieſem Falle iſt die Vertheidigung graſend; machen aber die beiden Linien einen ſpitzigen Winkel mit einander, ſo iſt ſie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben und hindert alſo den Uebergang über denſelben; dieſe beſchießt die Breſche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geſchieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, ſo dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang ſeyn.

Beſtuchef (Riumin Alexei.). Dieſer in der neuern Geſchichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeitlang das ruſſiſche Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die ruſſiſche Geſandtſchaft zu dem utrechter Frieden, ward Miniſter am engliſchen Hofe, hierauf ruſſiſch-kaiſerlicher Oberkammerjunker und Geſandter am däniſchen Hofe. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum ge-

heimen Rath und Cabinetsminiſter. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentſchaft ausgewirkt, und dieſer wieder entſetzt worden, in Verhaft. Die Kaiſerin Eliſabeth aber ſetzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenſtand und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies ſich auf dieſem Poſten als einen Freund des Hauſes Oeſterreich, und brachte, vermöge ſeiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußiſche Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiſerin ließ ihn ihren Tod befürchten; er ſuchte ihre Succeſſionsverordnung umzuſtoßen, den Grosfürſten, Peter Fedrowitſch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der ruſſiſchen Thronfolge auszuſchließen, und dieſelbe auf den Prinzen Paul Petrowitſch zu bringen. In dieſer Abſicht ſchrieb er an den General Apraxin, der die ruſſiſchen Truppen im ſiebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that ſolches gerade nach der für die Ruſſen ſo glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägersdorf. Die Kaiſerin erholte ſich indeſſen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; Beſtuchef wurde, als des Hochverraths ſchuldig, aller ſeiner Würden entſetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwieſen. Seine Verbannung währte nicht nur bis an den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, ſondern auch unter der Regierung Peters des Dritten fort, von 1758 bis 1764; die Kaiſerin Catharina II. aber ſetzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in ſeine vorigen Würden ein. Während ſeiner Verbannung ſchrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutſche überſetzt, und unter dem Titel: Auserleſene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Troſt eines jeden unſchuldig leidenden Chriſten zuſammengetragen, herausgekommen iſt.

Betel bezeichnet urſprünglich in Oſtindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeſchlecht gehört. Merkwürdig iſt dieſe Pflanze deßwegen, weil ſie einer Miſchung von Subſtanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern ſehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbeſtandtheile beſonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) beſtehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöſchtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Subſtanz ausmacht, und mit der Arecanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallſäure enthalten ſoll, zuſammengeſetzt. Dieſe Miſchung dient, wie ſchon geſagt, den Einwohnern der Equinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieſelbe, wo ſie gehen und ſtehen, in einer beſondern Büchſe bei ſich, und bedienen ſich derſelben unaufhörlich, wie man ſich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen ſich die Oſtindier die Betelbüchſe, wie die Europäer die Tabaksdoſe, einander zum Zeichen der Freundſchaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewiſſen Fällen unterlaſſen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Uebrigens ſtärkt der Gebrauch des Betels auf eine beſondere Weiſe die Speicheldrüſen und die Verdauungswerkzeuge, ſo wie er überhaupt die Hautausdünſtung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entſtehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, ſondern auch die Excremente backſteinroth und zerfrißt, bei zu häufigem Gebrauche, die Zähne, ſo daß diejenigen Perſonen, die ſich deſ-

ſen für gewöhnlich bedienen, ſchon im dreißigſten Jahre der Zähne beraubt zu ſeyn pflegen.

Bethleem, Flecken und ehemaliges Priorat regulirter Chorherren des heiligen Auguſtin, liegt nahe bei Löwen, in Brabant.

Bethlehem (im jüdiſchen oder gelobten Lande, Paläſtina, jetzt zu dem Paſchalik Damask in Syrien gehörig) ehemals eine Stadt, jetzt ein Dorf, etwa eine Meile im Süden von Jeruſalem, in einer ſchönen Gegend, auf dem Gipfel eines kleinen Gebirgs, auf welchem man einer reizenden Ausſicht genießt. Es hat nach einigen bloß ein Kloſter und ein altes Gebäude, nach andern aber 300 Häuſer und 2400 Einwohner. Die dort wohnenden Chriſten und Armenier verfertigen Crucifixe und Roſenkränze für die Pilgrimme. Auch wird daſelbſt ein guter weißer Wein gebaut. Das dort befindliche Kloſter, in welchem ſich Franken, Griechen und Armenier befinden, iſt von bedeutendem Umfange. Neben demſelben liegt eine Grotte, in welcher Jeſus geboren ſeyn ſoll.

Bethlehem (in der Grafſchaft Nordhampton im nordamerikaniſchen Freiſtaate Penſylvanien) mit 72 Häuſern und 600 Einwohnern, Hauptort der mähriſchen (evangeliſchen) Brüdergemeine, oder der Herrnhuter, in Nordamerika, elf Meilen nordweſtlich von Philadelphia, liefert ſehr gute Manufakturarbeiten, Töpfergeſchirr und treibt Bierbrauerei. Dieſe Gemeinde wurde im Jahre 1741 geſtiftet.

Betrug. Die vorſätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorſtellung bei einem Menſchen, um ihn zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine ſolche vorſätzliche Erweckung unrichtiger Vorſtellungen der andere geradezu gegen ſeine Beſtimmung behandelt und dadurch ſeiner Perſönlichkeit gänzlich entſetzt und zu einer bloßen Sache herabgewürdigt wird; ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit iſt, ſich irgend eines Betruges zu Schulden kommen zu laſſen. Wenn ein ſolcher Betrug unter Perſonen, die einen Vertrag mit einander ſchließen, begangen wird; ſo verſteht es ſich übrigens von ſelbſt, daß dadurch, dem Naturrechte nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich die poſitiven Geſetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verſtößt, nicht immer zu ſteuren im Stande ſind. Darf man aber zum voraus ſetzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wiſſen können, und deſſen ungeachtet den Vertrag eingegangen iſt; ſo muß, den poſitiven Geſetzen zu Folge, der Betrogene dieſen Vertrag zu ſeinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Geſetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen ſprechen dürften. Je weniger nun alſo, wie hieraus erhellt, die bürgerlichen Geſetze, ihrer innern, nothwendigen Gebrechlichkeit wegen, im Stande ſind, dem Betruge, der ſich unter unendlichen Formen zu zeigen pflegt, Einhalt zu thun, deſto mehr ſoll der rein moraliſche Sinn des Menſchen einen Abſcheu vor allem demjenigen haben, was dazu beitragen könnte, ſeine Nebenmenſchen zu täuſchen, wie denn derjenige die höchſte Stufe der Moralität erſtiegen hat, der im Stande iſt, ſelbſt da großmüthig von ſeinem Rechte abzuſtehen und ſich deſſelben zu begeben, wo er, und zwar, ohne mit Vorſatz getäuſcht zu haben, den poſitiven Geſetzen zu Folge aus dem Irrthum eines Dritten Vortheil ziehen könnte. Aber der Betrug iſt nicht allein aus höhern Moralprincipien als gänzlich unerlaubt darzuſtellen, ſondern er verbietet ſich auch höchſt bedingt durch ſich ſelbſt wegen der ſchädlichen Beziehungen, welche er auf den Betrüger ſelbſt zurückwirken läßt. Wenn daher auch

der Menſch im Stande wäre, von den Vortheilen eines momentanen Nutzens geblendet, dem Betruge zu fröhnen; ſo iſt dieſer Nutzen doch wirklich nur abſolut ſcheinbar und es kann dabei nicht fehlen, daß der Betrüger ſpät oder früh alle Früchte ſeiner boßhaften Bemühungen einbüßen und das Opfer der Folgen werde, die ein jeglicher Betrug unausbleiblich nach ſich ziehen muß. Auch darf man ſich durch das bekannte Sprichwort nicht täuſchen laſſen, daß der Zweck das Mittel heilige. Denn wenn wir einmal eine Theorie aufſtellen wollen; ſo muß auch das Gebiet derſelben ſo unbegränzt als möglich angegeben und in demſelben durchaus keine Ausnahme geſtattet werden. Dem zu Folge müſſen wir jeglichen Betrug, ſelbſt wenn dadurch ein Staat vom Untergange gerettet werden könnte, in der Theorie der Moral als unerlaubt betrachten, und ihn geradezu als ein Verbrechen an der ewig heiligen Wahrheit bezeichnen. So z. B. können wir uns hier nicht enthalten, ein Factum aus der Geſchichte anzuführen, welches mehr als jedes andere Beiſpiel zeigen kann, daß die Hiſtoriker aller Zeiten bei Beurtheilung der Weltgeſchichte nicht eben der ſtrengſten Moral ſich befliſſen haben. Wem iſt der Sieg Herrmanns über den Varus unbekannt, und wer weiß nicht, daß Herrmann dieſen Sieg nicht der Tapferkeit, nicht der Ausdauer, nicht der überlegenen Kriegswiſſenſchaft der Deutſchen, ſondern einzig und allein einem eigentlichen Betruge zu verdanken hatte? Vom Varus als Freund aufgenommen, von ihm mit der innigen Hingebung eines Bruders in alle ſeine Geheimniſſe eingeweiht, mißbrauchte Herrmann deſſen Gutmüthigkeit, die uns um ſo mehr für letztern einnimmt, als ſie gänzlich von jeglichem, in dem gegebenen Falle ſo verzeihlichen Argwohne entfernt war, dergeſtalt, daß er den Varus, der ihm, wie ein Bruder dem andern vertraute, in einen Hinterhalt lockte, wo ſein und ſeiner ganzen Armee Verderben auf ihn wartete. Möge immerhin die Weltgeſchichte wegen dieſer Verrätherei dem Herrman die Siegeskrone zuerkennen; wir können unſerm Gefühle nicht widerſtreben, und müſſen dem zu Folge geſtehen, Herrmann habe an ſeinem Freunde, der ihn mit Edelmuth und Offenheit aufgenommen und als Freund an ſeinen Buſen geſchloſſen, als ein Verräther gehandelt. Pq.

Betrug der Sinne. Wenn wir ſagen, die Sinne trügen uns, ſo kann das keine andere Bedeutung haben, als, ſie veranlaſſen uns zu einem Irrthume oder zu einem falſchen Urtheile über die Beſchaffenheiten der Dinge. Allein wir ſind es ſelbſt, die uns durch das übereilte Urtheil täuſchen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß ſie uns die Eindrücke überliefern, welche ſie empfangen, und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie ſie ſie empfangen. Wir aber ſetzen entweder zu dieſen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden iſt, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es alſo an uns, wenn unſer Urtheil nicht mit dem Gegenſtande äußerlich übereinſtimmt. Man ſieht z. B. in der Dämmerung einen Baum für einen Menſchen an, und ſcheut ſich alsdann nicht, das Auge eines Betrugs zu beſchuldigen. Allein wenn wir nicht mehr in unſer Urtheil aufgenommen hätten, als was uns wirklich durch die Sinne überliefert worden wäre, ſo würden wir bloß haben ſagen müſſen, daß der Gegenſtand, den wir geſehen, uns ein Baum geſchienen hätte. Daher ſagt Kant ſehr beſtimmt: „man ſagt zwar richtig, daß die Sinne nicht irren; aber ſie irren ſich nicht darum nicht, weil ſie jederzeit richtig urtheilen, ſondern darum, weil ſie gar

nicht urtheilen. Daher ſind Wahrheit ſowohl als Irrthum, mithin auch der Schein, als die Verleitung zum letztern, nur im Urtheile, d. h. nur in dem Verhältniſſe des Gegenſtandes zu unſerm Verſtande anzutreffen.“ An einem andern Orte drückt ſich dieſer Schriftſteller alſo aus: „die Wahrnehmungen der Sinne (empiriſche Vorſtellungen mit Bewußtſeyn) können auch innere Erſcheinungen heißen. Der Verſtand, der hinzukommt, und ſie unter eine Regel des Denkens verbindet (Ordnung in das Mannichfaltige hineinbringt), macht allererſt daraus empiriſche Erkenntniſſe, d. h. Erfahrung.“ Es liegt alſo an dem, ſeine Obliegenheiten vernachläſſigenden Verſtande, wenn er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorſtellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheiten derſelben klagt, die der ſinnlichen Natur des Menſchen zu Schulden kommen müſſen. Dieſer Vorwurf trifft ſowohl die ungegründete Klage über die Verwirrungen der äußern als der innern Vorſtellungen durch die Sinnlichkeit.

Bettelmönche, ſ. Orden (geiſtliche).

Bettinelli (Xavier), einer der berühmteſten italiäniſchen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1718. Nachdem er unter den Jeſuiten in ſeinem Vaterlande und zu Bologna ſtudirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieſes Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencurſus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die ſchönen Wiſſenſchaften zu Breſcia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Durante und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, ſich hier durch einige für die ſcholaſtiſchen Uebungen abgefaßten Poeſien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu ſtudiren, gegangen war, fuhr er fort, ſein dichteriſches Talent auszubilden, und ſchrieb für das Theater des Collegiums ſeine Tragödie Jonathan. Hier fand er ungleich mehr Gelehrte und Literatoren als in Breſcia. Das von dem Grafen Marſigli geſtiftete Inſtitut, die clementiniſche Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Aſtronomen berühmten Manfredi, der ſteigende Ruf ſeiner kenntnißreichen und geiſtvollen Schüler, eines Zanotti, Algarotti u. A., zogen damals die Augen der gelehrten Welt auf Bologna. Mitten in dieſem Verein, in welchen er Eingang fand, vollendete Bettinelli ſeine Bildung, und erreichte ſein dreißigſtes Jahr. Im Jahre 1748 ging er nach Venedig, wo er die Rhetorik lehrte. Man ſieht aus einigen ſeiner verſificirten Epiſteln, daß er hier mit allem, was die Republik damals Ausgezeichnetes beſaß, durch Freundſchaft verbunden war. Seine Vorgeſetzten beſtimmten ihn für die Beredſamkeit; aber die Schwäche ſeiner Bruſt zwang ihn, darauf Verzicht zu leiſten. Die Direction des adligen Collegiums zu Parma wurde ihm im Jahre 1757 anvertraut; er leitete hier beſonders die hiſtoriſchen und poetiſchen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daſelbſt, während welcher er, theils in Geſchäften ſeines Ordens, theils zu ſeinem Vergnügen, mehrere Städte Italiens beſuchte. Im Jahre 1755 machte er eine längere Reiſe; er beſuchte Deutſchland und einen Theil von Frankreich in Begleitung zweier jungen Prinzen von Hohenlohe, deren Erziehung ihm anvertraut war. Im folgenden Jahre machte er mit dem ältern derſelben eine Reiſe nach Paris, während welcher er ſeine berühmten Lettres de Virgile ſchrieb, die er nachher mit ſeinen, Frugoni's und Algarotti's reimloſen Verſen in Venedig drucken ließ. Die geiſtreich durchgeführten litterariſchen Meinungen in dieſen Briefen gegen die beiden großen Lichter der italiäniſchen Dichtkunſt, und beſonders gegen Dante, machten ihm viele Feinde, und

was das unangenehmſte für ihn war, veruneinigten ihn mit Algarotti. Da er von Frankreich mehr als Paris kennen lernen wollte, machte er einige Reiſen in die Normandie und andere Provinzen; beſonders ging er nach Lothringen an den Hof des Königs Stanislaus, von wo er ſich nach Lyon und weiter nach Délices bei Genf begab, wo er Voltaire beſuchte, der ihm eine Ausgabe ſeiner Werke ſchenkte, und dieſes Geſchenk mit folgenden Verſen begleitete:

Compatriote de Virgile,
Et son secrétaire aujourd'hui
C'est à vous d'écrire sous lui:
Vous avez son ame et son style.

Von Genf, wo er Tronchin zu Rathe zog, begab er ſich nach Marſeille, von da nach Nimes, und kehrte über Genua nach Parma zurück, woſelbſt er 1759 ankam. In demſelben Jahre machte er eine Reiſe nach Venedig und von da nach Verona, in der Abſicht, ſich hier niederzulaſſen. Er verblieb daſelbſt bis 1767, beſchäftigte ſich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in ſeinen Poesie campestri ſagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in ſeinem Hauſe zum guten Geſchmack. Er befand ſich ſeit einigen Jahren zu Modena, und war daſelbſt zum Profeſſor der Beredſamkeit ernannt worden, als 1773 der Jeſuiterorden in Italien aufgehoben wurde. Jetzt kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſeine literariſchen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter denen verſchiedene waren, durch die er auch die Gunſt der Frauen ſich zu erwerben ſuchte, namentlich ſein Briefwechſel zwiſchen zwei Frauen, ſeine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich ſeine vier- und zwanzig Geſpräche über die Liebe. Er hatte ſie 1796 eben herausgegeben, als der Krieg allenthalben in Italien ausbrach, und die Belagerung Mantua's durch die Franzoſen ihn nöthigte, die Stadt zu verlaſſen. Er ging nach Verona, und trat hier in die vertrauteſte Freundſchaft mit dem Cavalier Hippolito Pindemonte, trotz der Verſchiedenheit ihres Alters. Als ſich 1797 Mantua ergeben hatte, kehrte er dahin zurück, und widmete ſich, obwohl er bereits ein Achtziger war, ſeinen gewohnten Arbeiten. Im Jahre 1799 begann er eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, welche 1801 zu Venedig beendigt ward, und aus 24 Duodezbänden beſteht. Noch als ein Greis von neunzig Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit ſeines Geiſtes, und ſtarb endlich den 13ten September 1808 nach einer vierzehntägigen Krankheit mit der Faſſung eines Philoſophen und den Empfindungen eines religiöſen Mannes. Wir ſchließen mit einer Aufzählung ſeiner Werke in der Ordnung, die er ſelbſt ihnen angewieſen hat. I. Ragionamenti filosofici, con annotazioni (2 Bände); ein unbeendigtes Werk, in welchem der Verfaſſer den Menſchen unter allen Beziehungen darſtellen wollte. II. Del entusiasmo delle belle lettere (2 Bände), von geringem Werthe. III. Acht Dialoghe d'amore (2 Bände); die dem letzten angehängte Lobrede auf Petrarca gehört zu den ſchönſten Stücken des Verfaſſers. IV. Risorgimento negli studi, nelle arti e ne' costumi dopo il mille (3 Bände); ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Anſichten fehlt. V. Delle lettere e delle arti Mantovane, lettere ed arti Modenesi etc. (1 Band); litterariſchen Inhalts. VI. Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi (1 Band); dasjenige von Bettinelli's Werken, welche das meiſte Aufſehen machte. Ihnen folgen in dieſem Bande Lettere d'un Inglese ad un Veneziano, die ſich ziemlich unbeſtimmt über mancherlei

literariſche Gegenſtände verbreiten. VII. Lettere italiane d'una dama alla sua amica sulle belle arti, und Lettere d'una amica etc. (3 Bände). VIII. Poesie (3 Bände), enthaltend ſieben poemetti, ſechzehn Briefe in Verſen, Sonette, Canzonen u. ſ. w. Ohne ſich darin als großen Dichter zu zeigen, erſcheint der Verfaſſer immer als ein eleganter und geiſtreicher Dichter. Voran geht eine ſehr gute Abhandlung über die italiäniſche Poeſie. IX. Tragedie, fünf an der Zahl in 2 Bänden, nebſt einer Abhandlung über die italiäniſche Tragödie, einigen Briefen u. ſ. w. X. Lettere a Lesbia Cidonia sopra gli epigrammi (2 Bände); endlich XI. ein Verſuch über die Beredſamkeit, nebſt einigen Briefen, Geſprächen u. ſ. w. (2 Bände).

Beurtheilung überhaupt iſt die Beſtimmung der Wahrheit nach Gründen. Dieſe Gründe rühren nun entweder her von der Wahrheit des Gegebenen, aus welchem man ſchließen will, oder es ſind Folgen, welche bei Vorausſetzung des Gegebenen gezogen werden. Das Gegebene ſelbſt, in ſo fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden, liefert die Beurtheilungsgründe. Dieſe ſind zweierlei: Beweisgründe der einen oder der andern Meinung (rationes dubitandi), oder Entſcheidungsgründe (rationes decidendi). Die Beweisgründe der ſtreitenden Meinungen (rationes dubitandi) ſind entweder einſeitig (unilaterales), wenn ſie nur auf die eine Meinung paſſen, oder zweiſeitig (bilaterales), wenn ſie für die eine Meinung ſowohl, als für die andere angeführt werden können. Entſcheidungsgründe heißen diejenigen, welche beweiſen, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen werden müſſen. Dieſe Entſcheidung kann nur auf zweierlei Weiſe geſchehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angibt, woraus erhellt, welcher von zwei einſeitigen Beweisgründen dem andern vorzuziehen ſey, oder, zweitens, wenn man unter zwei ſtreitenden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch alſo der Vorzug des einen vor dem andern erwieſen wird. Die erſtern können höhere oder poſitive Entſcheidungsgründe, die andern aber widerlegende Entſcheidungsgründe genannt werden. Es wird aber die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes widerlegt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein ſolcher gegebener zweiſeitiger Beweisgrund nur einſeitig ſey, und alſo für die eine Meinung allerdings beweiſe, aber auf die andere überhaupt, oder wegen beſonderer ſubjectiven Umſtände gar nicht paſſe. Kann man aber den Beweisgrund ſelbſt ſeinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man beweiſen, daß dasjenige, was darin als geſchehen oder ſonſt als Wahrheit angenommen wird, nicht wahr ſey, ſo braucht es weiter keiner Entſcheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortſchließen wollen. Weil aber doch eine zweifelhafte Frage auch dadurch ausgemacht werden kann, ſo ſieht man, daß ſolche Widerlegungsgründe zu beiden Claſſen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entſcheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majeſtätsrechte. Da iſt es nämlich das Recht, einen einzelnen Fall unter das Geſetz zu ſubſumiren und zu beſtimmen, ob er in demſelben beſtimmt ſey oder nicht. Dieſes Recht, ſagen ſie, iſt nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn dieſe hat nur das Recht, einen beſtimmten Fall zu beurtheilen, und dies iſt nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel iſt bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern, oder 250 Laubthalern, und wird darum ſo genannt, weil alles Volk

und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Unſere Erde enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon Zweidrittheile mit Waſſer bedeckt ſind. Es bleiben demnach über drei Millionen feſtes Land. Rechnet man nun, daß jede Quadratmeile 3000 Menſchen ernähren kann; ſo könnten 9000 Millionen Menſchen auf der Erde leben. Wenn wir nun aber hiervon Wüſten, Steppen, Moräſte, Waldungen und Eisländer abrechnen; ſo müſſen wir dennoch annehmen, daß, ſelbſt nach dieſem Abzuge, wenigſtens 3000 Millionen darauf wohnen könnten. Gleichwohl zählt man nur gegen 1200 Millionen, nämlich in Aſien 650, in Afrika 150, in Amerika 150 und in Europa 160 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde könnte alſo beinahe um das dreifache größer ſeyn. Welch ein Unterſchied unter der Bevölkerung der einzelnen Länder unter ſich ſelbſt herrſcht, davon zeugt Rußland und Frankreich. Jenes hat auf einem Flächenraum von 337,746 Q. M. nicht mehr als 36,400,000 Einwohner (die neuern Acquiſitionen ungerechnet); Frankreich hingegen hatte vor dem Pariſer Frieden auf einem Flächenraume von 17,122 Q. M. 40,202000 Einwohner. Die Bevölkerung ſteht demnach in Rußland mit dem Umfange des Gebiets im offenbarſten Mißverhältniſſe, welches durch alle Coloniſten nicht hat können aufgehoben werden. Zum Theil mag das Clima und der Boden des Landes allerdings die Schuld davon tragen, zum Theil liegt aber auch jener Mangel an Einwohnern in der Politik.

Bevölkerungspolitik. Die Vergrößerung der Volksmenge in einem Lande hängt lediglich ab von den Geſetzen der Sicherheit, der Freiheit und des Unterhalts in demſelben. Die Hülfe der Regierung wird nicht erfodert, um zunächſt die Fortpflanzung zu befördern, ſondern bloß um Ueberfluß an Nahrungsmitteln, Sicherheit und Freiheit zu verſchaffen. Hinlänglichkeit der Nahrungsmittel wird durch Begünſtigung und Unterſtützung des Ackerbaues und der productiven Menſchenclaſſe bewirkt. Die Weisheit der Geſetze muß für Sicherheit des erworbenen Eigenthums ſorgen und den Menſchen die Freiheit ſichern, den größtmöglichſten Vortheil von ihren erworbenen Gütern zu ziehen. Dies kann, dem Anſcheine nach, nicht beſſer erreicht werden, als indem man die erdenklichſte Handelsfreiheit geſtattet, und dieſer auch nicht den allergeringſten Zwang auferlegt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß eine ſolche allgemeine, uneingeſchränkte Handelsfreiheit nur in dem Maße anwendbar ſeyn dürfte, als ſämtliche mit dem Erdtheil Europa verbundene Staaten eben denſelben Grundſatz annehmen und zur Ausführung bringen würden. Es ſteht demnach zu erwarten, daß die europäiſchen Regierungen endlich den Vortheil einſehen lernen werden, der ihnen aus einer allgemeinen, von jeder Einſchränkung entbundenen Handelsfreiheit erwachſen dürfte. Uebrigens aber iſt es ausgemacht, daß keines von den obenangeführten Geſetzen allein, ſondern alle zuſammengenommen, die erwünſchte Wirkung in Abſicht auf die Bevölkerung, hervorbringen werden. So iſt es z. B. möglich, daß ein Land einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hat, aber die Bevölkerung deſſelben kann durch andere Umſtände deſſen ungeachtet gehindert werden. Im Allgemeinen dürfte es zur Aufnahme der Bevölkerung als unumſtößlicher Grundſatz anzunehmen ſeyn, daß Wohlhabenheit und Erwerbung eines Eigenthums das erſte und ſicherſte Mittel zur Bevölkerung ſey. Um nun auch in die Einzelnheiten einzugehen, die der Bevölkerung förderlich ſeyn könnten, müſſen wir vornehmlich folgende Punkte namhaft machen; 1. Beförderung und Erleichterung der Ehen.

Die Anzahl derſelben in einem jeglichen Lande verhält ſich zu der Zahl der Einwohner in der Regel wie 175 zu 1000. Ueberhandnehmender Luxus, unverhältnißmäßig große Heere und Sclaverei erſchweren die Ehe. Die Ehelosigkeit (Cölibat) der katholiſchen Geiſtlichen iſt hier ebenfalls in Betrachtung zu ziehen. 2. Gute Anſtalten für Gebärende (Hebammeninſtitute). 3. Polizeiliche Aufſicht über Kinderkrankheiten, wohin insbeſondere die Schutzpockenimpfung, als der wichtigſte Gegenſtand für die Bevölkerung, ferner Ammenanſtalten, Findelhäuſer und Hoſpitäler zu rechnen ſeyn dürften. 4. Belebung des Ackerbaues, der Viehzucht und der Induſtrie durch möglichſte Begünſtigung der Ausfuhr und Verminderung der öffentlichen Laſten. 5. Die zweckmäßigſte Vertheilung dieſer Laſten, auf welchen Gegenſtand die erdenklichſte Sorgfalt zu verwenden, und nicht allein von dem Grundſatze, daß bloß der Reiche die ſämmtlichen Laſten zu tragen habe, auszugehen ſeyn dürfte. 6. Gewiſſensfreiheit. 7. Naturaliſation der Ausländer, die ſich in einem Lande niederlaſſen wollen. 8. Verhinderung allzugroßen Anwachſes der Städte. Man nimmt an, daß auf dem Lande der vierzigſte, in kleinen und mittlern Städten der 32ſte, in großen Städten der 28ſte, und in den größten Städten der 24ſte Mann ſterbe. 9. Gehörige mediciniſche Polizei zur Verminderung der Mortalität, welche durch Vorſorge für geſunde und unverfälſchte Nahrungsmittel, durch Hemmung des zu ſtarken Gebrauchs des Branntweins, durch Vorbeugung bei epidemiſchen Krankheiten, durch Verbot der Begräbniſſe in den Kirchen und ſolcher Gewerbe in den Städten, wodurch die Luft vergiftet wird, durch Sorge für reines, geſundes Waſſer, Unterdrückung ärztlicher Pfuſcher u. ſ. w. bewirkt werden dürfte. 10. Zweckmäßige Sicherheitspolizei. Dieſe ſteht durch Aufhebung von Bettlern und Vagabunden, Verbot der Hazardſpiele, des Lotto's, der Leibrenten und Tontinen zu bewirken. Um übrigens hundert erwachſenen Perſonen das Nothdürftige zu verſchaffen, rechnet man die Arbeit von 25 Perſonen, welches alſo ein Verhältniß von eins zu vier gibt. Auf eine Million Einwohner rechnet man übrigens 24,000 Mann Soldaten.

Bewahrungsanſtalten ſind Erziehungsinſtitute für Kinder vom zweiten bis ſechsten Lebensjahre, in denen, nächſt der beſſern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenſtände der Anſchauung und gefliſſentliche Abwehrung aller Anläſſe zu üblen Eindrücken, für eine freie Entwickelung der kindlichen Anlagen zum Guten geſorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden ſoll. Wenn man die Menge von Waiſen, Findlingen und Kindern armer oder unverſtändiger Aeltern bedenkt, welche in den erſten Lebensjahren verwahrloſt werden und an Leib und Seele verkrüppeln, ſo muß man ſolche Anſtalten für ein dringendes Bedürfniß des Staates und der Menſchheit erklären, dem die Findelhäuſer, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. Wolke hat die Idee der Verwahrungsanſtalten in ſeiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derſelben iſt uns nur das von der menſchenfreundlichen Fürſtin Pauline zu Detmold errichtete Bewahrinſtitut, in dem die gebildetſten Damen ſichs zur Freude machen, abwechſelnd die Aufſicht zu führen, und der Verſuch des M. Heinze in Leipzig bekannt. Als ein Seminar für dergleichen Inſtitute und für die Verbeſſerung der häuslichen Erziehung überhaupt iſt die von dem Paſtor M. Wiebig zu Freiberg 1806 angefangene und mit ſeltener

Uneigennützigkeit und Menſchenliebe fortgeſetzte Unterrichtsanſtalt für angehende Kinderwärterinnen zu betrachten. E.

Bewegliche Feſte heißen diejenigen chriſtlichen Feſte, die nicht immer auf einen und denſelben Monatstag fallen, nämlich Oſtern und alle, deren Beſtimmung von Oſtern abhängt, wie Faſtnacht, der Charfreitag, grüne Donnerstag, der Himmelfahrtstag, Pfingſten. Dagegen ſind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feſte, denn ſie fallen jedesmal auf denſelben Monatstag.

Bewegung eines Körpers iſt die Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe im Raume. Alle Veränderungen in der ganzen Natur oder doch in der ganzen Körperwelt beruhen auf der Bewegung, ohne welche alles todt und unwirkſam wäre. Bewegung iſts, die in den organiſchen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganiſchen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar ſind uns die Natur und der Urſprung der Bewegung unbekannt, wohl aber laſſen ſich die Geſetze erkennen, nach denen ſie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns bloß die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper ſeine äußeren Verhältniſſe in demſelben ändert, ſo ſchließen wir, daß er ſich bewege; ſein Beharren in denſelben Verhältniſſen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältniſſe der Körper pflegt man ſich oft zu täuſchen, und Ruhe und Bewegung zu verwechſeln. So ſcheinen von einem ſchnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenſtände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu ſeyn. So leicht es in dieſem Falle iſt, den Irrthum gewahr zu werden, ſo ſchwer iſt es in andern geweſen, ſo daß Jahrtauſende dazu gehört haben, die Täuſchung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung ſind ſieben verſchiedene Umſtände zu betrachten, nämlich die Urſache derſelben, der bewegte Körper ſelbſt, die Richtung ſeiner Bewegung, ſein durch dieſelbe zurückgelegter Weg, wenn die Bewegung wirklich den Ort veränderte, die Zeit, worin dies geſchah, die Geſchwindigkeit, und endlich die Größe der Bewegung. Was die Urſache der Bewegung betrifft, ſo iſt dieſelbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir ſchließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden ſeyn müſſe, deren Wirkung die Bewegung iſt; wir ſehen dieſe Kraft ſelbſt in den Muskeln der Thiere und Menſchen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung geſetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung ſetzen kann, daß die Planeten ſich bewegen, daß ein Stein aus der Luft ſich zur Erde niederbewegt u. ſ. w. Allein was dieſe Kraft ſey, ihr Weſen und ihre Beſchaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft iſt alſo bloß die Bezeichnung einer Urſache, von der wir nichts weiter wiſſen, als daß ſie vorhanden iſt. Der bewegte Körper ſelbſt, oder vielmehr die Maſſe kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Maſſe die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt ſo viel Maſſe zu bewegen, erfodert doppelt ſo viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers iſt die Linie nach der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punkt entweder ſeinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle deſſelben fortgeht. Wenn ſich alle Punkte eines Körpers durchaus auf gleiche Weiſe bewegen, ſo braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punktes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieſes Punktes beſchriebene Linie iſt der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Iſt dieſe Bahn geradlinicht, ſo gibt ſie ſelbſt die Richtung der Bewegung an; iſt ſie krummlinicht, ſo wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tan-

gente der krummen Linie an dieſer Stelle beſtimmt. Dieſe Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punkt an dieſer Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einem Male aufhörte, ſeine Richtung zu ändern. — Bewegen ſich nicht alle Punkte eines Körpers auf gleiche Weiſe, ſo muß die Bewegung eines jeden Punktes für ſich ſelbſt betrachtet werden, und aus dieſem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punktes betrachten. Unter Raum der Bewegung verſteht man die Länge ſeines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Punkten betrachtet wird, ſo iſt dieſer Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometriſch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinſten Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergibt ſich die Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung. Ein Körper bewegt ſich geſchwinder als ein anderer, wenn er in derſelben Zeit einen größern Raum, oder denſelben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geſchwindigkeit noch die Menge der bewegten Maſſe in Betracht. Zwei Pfund bewegen iſt doppelt ſo viel, als ein Pfund mit derſelben Geſchwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geſchwindigkeit 2 bewegen, iſt auch doppelt ſo viel, als eben denſelben mit der Geſchwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt denn, daß z. B. zwei Pfund mit der Geſchwindigkeit 3 bewegen, ſechs Mal ſo viel ſey, als ein Pfund mit der Geſchwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung iſt in mehr als einer Hinſicht verſchieden. In Rückſicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man ſie erkennt, iſt ſie entweder abſolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, ſo heißt dies ſeine abſolute Bewegung; relativ hingegen iſt ſie, wenn dadurch die Lage eines Körpers gegen einen oder mehrere andere verändert wird, wobei man die letztere gleichſam als ruhend betrachtet. In Rückſicht auf die Veränderung der Länge iſt die Bewegung ferner entweder gemeinſchaftlich oder eigen, endlich entweder ſcheinbar oder wirklich. — In Rückſicht auf die Kräfte oder Urſachen, welche die Bewegungen hervorbringen, iſt dieſelbe theils einfach, theils zuſammengeſetzt; erſteres, wenn ſie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zuſammenkommen, deren verſchiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinſicht auf die Richtung iſt die Bewegung entweder gerad- oder krummlinicht; endlich in Hinſicht auf die Geſchwindigkeit entweder gleichförmig oder verändert. Die veränderte Bewegung iſt entweder beſchleunigt oder vermindert, und die beſchleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beſchleunigt.

Beweis, im pſychologiſchen Verſtande, iſt die Anwendung des Verſtandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Ueberzeugung bei uns und Andern. Das Mittel dazu ſind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logiſchen Verſtande iſt ein Beweis die Herleitung eines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung; denn der Verſtand iſt unbeſtechlich, und theilt ſeinen Beifall nur nach Beſchaffenheit ſeiner Einſicht in die Evidenz einer Wahrheit aus, und dieſe kann nur durch wahre Gründe des Beweiſes bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Geſetzen des Denkens gemäß iſt und jede Prüfung der Vernunft aushalten kann. Das Gegentheil hiervon iſt ein falſcher Grund. Ein wahrer Grund muß ſeiner Natur nach in jedem denkenden Weſen bloß dadurch, daß

er gedacht wird, den Beifall hervorbringen. Das Fürwahrhalten aus wahren Gründen heißt Ueberzeugung. Diejenigen Nebenſätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptſatzes eingeſehen wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, worauf bei dem ganzen Beweiſe alles ankommt, heißt der Hauptgrund (nervus probandi). Alle Beweiſe werden durch Schlüſſe geführt, oder können doch in ſolche aufgelöſ't werden; denn vermittelſt der Schlüſſe wird die Wahrheit eines Satzes aus andern Gründen erkannt. Die Richtigkeit eines Beweiſes beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vorderſätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logiſchen Regeln. Man fängt hierbei entweder von dem Schlußſatze oder dem Satze, den man beweiſen will, an, löſ't denſelben in zwei Vorderſätze auf, und jeden von dieſen wiederum in ſeine Vorderſätze, ſo lange bis die Vorderſätze keiner fernern Auflöſung bedürfen: oder man fängt bei den Vorderſätzen an, und läßt den Schlußſatz zuletzt folgen. Das erſtere iſt die analytiſche Art zu beweiſen, das andere die ſynthetiſche. Man hat lange Zeit geglaubt, die analytiſche Art zu beweiſen ſey die einzige, und hat ſie daher auch faſt nur allein in der Vernunftlehre angewandt. Ungleich natürlicher aber iſt es, wenn man von den Vorderſätzen nach der ſynthetiſchen Beweisart ausgeht, weil man verſichert ſeyn kann, daß ſich ein Schlußſatz werde ziehen laſſen, ſo oft man zwei Vorderſätze hat, die ſich zu einer Schlußrede ſchicken. Die Mathematiker fangen daher gewöhnlich bei dem Unterſatze an, welcher in der erſten Figur allemal bejahend iſt. Sie ſuchen auf, was ſie von dem Prädicate deſſelben wiſſen, und bejahen oder verneinen es ſogleich auch von dem Subjecte. Dieſe Schlußſätze ſtellen ſie aufs neue als Unterſätze auf, und finden auf gleiche Art wiederum Oberſätze dazu, um neue Schlußſätze ziehen zu können. Die Beweiſe a priori entſtehen, wenn die Ueberzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Product aus der Einſicht in den Zuſammenhang allgemeiner Begriffe und Grundſätze betrachtet werden muß; Beweiſe a posteriori (empiriſche Beweiſe) können ſolche genannt werden, welche in der Ueberzeugung des Gefühls begründet ſind. Bei den Beweiſen a priori erkenne ich nicht nur, daß die Sache wahr iſt, ſondern auch, warum ſie wahr iſt; die Beweiſe a posteriori hingegen geben mir nur zu erkennen, daß die Sache wahr iſt, nicht aber, warum ſie wahr iſt. Bei den Beweiſen a posteriori kann es freilich ſehr oft geſchehen, daß man auch an ihnen den äußerlichen Erkenntnißgrund nach ſeiner Möglichkeit oder Nothwendigkeit einſehen kann, welches macht, daß ein ſolcher Beweis, der, obſchon aus Gründen a posteriori geführt, dennoch theilweis auch a priori gefolgert wird, ein gemiſchter Beweis heißt, welcher aber dennoch immer wegen des Haupterkenntnißgrundes zu den Beweiſen a posteriori gehört. Die Beweiſe a priori folgern das Daſeyn oder Nichtdaſeyn einer Sache aus dem Geſetze oder der Wirkung, welche aus der Urſache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußſätze gebracht werden. Die Beweiſe a posteriori ſchließen die Wahrheit oder Falſchheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, ſo iſt er ein dogmatiſcher (diſcurſiver, acromatiſcher) Beweis. Sie heißen acromatiſche oder diſcurſive Beweiſe, weil ſie ſich nur durch lauter Worte (d. h. den Gegenſtand in Gedanken) führen laſſen, und niemals zu eigentlicher Anſchauung gebracht werden können. Z. B. wenn man den Satz, ein einfacher Körper kann nicht verweſen, dogmatiſch beweiſen will, ſo bedient man ſich folgender Schlußfolge: was einfach iſt,

hat keine Theile; was keine Theile hat, kann nicht in Theile aufgelöſ't werden; was nicht in Theile aufgelöſ't werden kann, kann nicht verweſen. Hier hat man bloß den Begriff des Prädicats aus dem Subjecte hergeleitet, wie es bei analogen Sätzen auch mit Recht geſchieht. Allein, man ſieht dabei auch nicht das geringſte mehr ein, als dies, daß die zwei Begriffe, einfach und unverweslich, mit einander verträgliche Begriffe ſind. Mithin kann ein ſolcher Beweis keine anſchauende Erkenntniß oder Evidenz geben, wie es ſonſt wohl in mathematiſchen Beweiſen geſchieht. Zu den Beweiſen a priori rechnet man auch die transcendentalen Deductionen. Soll nämlich unſere Erkenntniß a priori kein bloßes Spiel mit Begriffen ſeyn, ſo muß ihr eine objective Realität verſchafft werden können. Dies geſchieht dadurch, daß man die Möglichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transcendentale Deduction derſelben. Daß eine ſolche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweiſen a priori die eigentlich ſogenannten Demonſtrationen, welches apodiktiſche Beweiſe ſind, in ſo fern ſie intuitiv (anſchaulich) ſind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweiſen hat, weil dieſe ihre Erkenntniß nicht aus Begriffen allein, ſondern auch aus ihrer Conſtruction ableitet. Dadurch, daß ſie z. B. den Begriff von einer beſtimmten Figur auf der Tafel vorzeichnet, bringt ſie ihn zur Anſchauung, und zwar zu einer ſolchen Anſchauung, die dieſer Figur, ihrem Begriffe entſprechend, a priori gegeben werden kann. Dies iſt der höchſte Grad von Evidenz, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einem Male abſchneidet, und den Verſtand zum Beifallgeben nothwendiger Weiſe zwingt. Die Beweiſe a priori geben Ueberzeugung des Verſtandes, die Beweiſe a posteriori (die empiriſchen Beweiſe) hingegen geben nur Ueberzeugung des Gefühls. Die Beweiſe ſind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundſätzen im Zuſammenhange und ohne Hinſicht auf das Gegentheil derſelben darthut, ſo iſt dies ein directer (oſtenſiver) Beweis; wenn aber aus der Falſchheit des Gegenſatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, ſo iſt es ein indirecter (apogogiſcher) Beweis. Dieſer letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Anſehung ihres Zuſammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher iſt dieſer Beweis, ſo zu ſagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber beſteht darin, daß der Widerſpruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der beſten Verknüpfung eines oſtenſiven Beweiſes. Die apogogiſche Beweisart kann aber nur in denienigen Wiſſenſchaften erlaubt ſeyn, wo es unmöglich iſt, das Subiective unſerer Vorſtellungen dem Objectiven, nämlich der Erkenntniß desienigen, was am Gegenſtande iſt, unterzuſchieben, wie z. B. in der Mathematik, weßwegen denn auch die Mathematiker ſich derſelben ſo häufig und mit Nutzen bedienen. Außerdem aber trägt es ſich oft zu, daß man Theſin und Antitheſin apogogiſch beweiſ't, die beide falſch ſeyn können, ohne daß von der Falſchheit des einen auf die Wahrheit des andern geſchloſſen werden kann. In Anſehung des Zweckes, den man ſich bei Beweiſen vorſetzt, werden dieſe in Beweiſe ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund ſelbſt als wahr an, in dieſen zeigt man nur, daß jemand wegen ſeiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müſſe, wie z. B. wenn man gegen einen Skeptiker aus demienigen, wozu er ſich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweiſ't. Dergleichen Beweiſe aber verwandeln ſich auch ſehr

häufig in Beweiſe ad veritatem, ſobald man nämlich noch einige erweisliche Verbindlichkeiten hinzufügen kann. — Beweis in der Rechtswiſſenſchaft iſt zweierlei: einmal verſteht man darunter, das Geſetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimmt; zweitens auch formgerechte Darſtellung der juriſtiſchen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatſache. Die letztere Art des Beweiſes wird im Civilprozeſſe nach vorgeſchriebenen Förmlichkeiten von den Parteien ſelbſt geführt, ſo wie er in Criminalſachen Zweck der richterlichen Unterſuchung iſt. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung iſt eines der wichtigſten Capitel der Prozeßordnungen, und an der Behandlung der Beweismaterialien iſt der geſchickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisreſultate der weiſe Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelaſſen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Geſetze binden die Beweisführung an gewiſſe peremtoriſche Friſten, und ſchreiben dem Gebrauche der Beweismittel beſtimmte Formen vor. Beweismittel ſind: Zeugen, Urkunden, Beaugenſcheinung, Gutachten der Sachverſtändigen und Eideszuſchiebung. Der Gegenſtand des Beweiſes ſind zweifelhafte Thatſachen, und deſſen Zweck die Eruirung (Auffindung) der Wahrheit. Man nimmt nach den Reſultaten der Beweisführung einen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach der Beſchaffenheit und Zuſammenſtellung der Beweismittel einen künſtlichen und natürlichen, einfachen und zuſammengeſetzten, nach der mehr oder minder umſtändlichen Form einen ſolennen und ſummariſchen Beweis an. Nach geführten Beweiſen wird über deren Form und nach der Vollendung der Beweiſe über deren Reſultate endlich erkannt. Man iſt nicht im Stande, einem Nicht-Juriſten die Theorie des Beweiſes zu verdeutlichen, ohne ihn das ganze künſtliche Lehrgebäude der Rechtswiſſenſchaft durchwandern zu laſſen, welches in den meiſten Fällen nicht thunlich, und beinahe in allen höchſt zwecklos ſeyn würde.

Bewußtſeyn. Wenn wir eine Sache von der Vorſtellung, die wir von ihr in uns haben, und die Vorſtellung und ihr Objekt von uns ſelbſt unterſcheiden, ſo nennen wir dies Bewußtſeyn. Das Bewußtſeyn iſt demnach derjenige Zuſtand, in welchem wir die Vorſtellungen der Dinge als Veränderungen in uns nebſt ihren Gegenſtänden, ſowohl unter ſich, als von uns ſelbſt unterſcheiden. Derjenige Zuſtand, welcher dieſem geradezu entgegengeſetzt iſt, iſt derjenige der Ohnmacht, wo jedes Bewußtſeyn aufhört. Erklären läßt ſich das Bewußtſeyn weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff iſt, der ſich durch keinen verwandten Begriff anſchaulich machen läßt, ſondern vielmehr bei jedem andern vorausgeſetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns bloß, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt ſind, oder doch bewußt ſeyn können. Dieſe Veränderungen bewirken dasjenige, was wir im Allgemeinen unſern Zuſtand im moraliſchen Sinne nennen. Dies macht unſer empiriſches Bewußtſeyn aus. Nach demſelben ſind wir uns der abwechſelnden Zuſtände in uns, unſerer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterſcheiden dieſe von den vorhergehenden Zuſtänden, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entſteht. Da nun aber dieſe Zuſtände immer fort wechſeln, ſo muß mit ihnen auch dieſes Bewußtſeyn abwechſeln: es iſt alſo das empiriſche Bewußtſeyn wandelbar. Alle Vorſtellungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empiriſches Bewußtſeyn; denn ſonſt wäre es ganz unmöglich, ſich ihrer bewußt zu werden, und ſo würden ſie für

uns gar nicht exiſtiren. Alles empiriſche Bewußtſeyn aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein transcendentales Bewußtſeyn, d. h. ein ſolches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies iſt das Bewußtſeyn meiner ſelbſt, oder die urſprüngliche Apperception. Nach derſelben muß in unſerer Erkenntniß alles Bewußtſeyn zu einem Bewußtſeyn meiner ſelbſt gehören. Dieſes iſt nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorſtellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unſerer ſelbſt in Anſehung aller Vorſtellungen, die zu unſerer Erkenntniß jemals gehören können, bewußt ſind. Es iſt die bloße Vorſtellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zuſammenhangs aller Vorſtellungen. Hierin eben beſteht das transcendentale Bewußtſeyn. Daher iſt der Satz, daß alles verſchiedene empiriſche Bewußtſeyn in einem eigenen Selbſtbewußtſeyn verbunden ſeyn müſſe, der ſchlechthin erſte und ſynthetiſche Grundſatz unſers Denkens überhaupt.

Beylegen oder Beidrehen, heißt in der Schifferſprache die Segel des Schiffes ſo gegen einander richten, daß ſich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch es zum Stillſtehen gebracht wird; man ſieht dies Manoeuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend verharren ſoll, wo man nicht ankern kann oder nicht ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich bedeutend gemäßigt, deſto abhängiger aber wird das Schiff von dem Strome, und deſto gefährlicher die nahe Küſte, zumal wenn ſie unter dem Winde liegt.

Beys ſind eigentlich türkiſche Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Baſſen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezifferung. Wenn der harmoniſche Inhalt eines Tonſtücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöſ't worden iſt, zum Behufe des Generalbaßſpielers oder desjenigen, der eine vollſtimmige Muſik auf einem Clavierinſtrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß-) Stimme dargeſtellt wird, ſo pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundſtimme ganz verſchiedene Folgen von Accorden Statt finden können, ſo kommt der Generalbaßſpieler, auch bei der größten Aufmerkſamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Baſſes ſehr oft in den Fall, daß er zu dieſem oder jenem Grundtone einen ganz andern Accord anſchlägt, als denjenigen, deſſen ſich der Tonſetzer bedient hat. Hieraus ſieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundſtimmen bei ſolchen Tonſtücken iſt, wobei man, wie z. B. bei den Kirchen-Cantaten, gewohnt iſt, den Generalbaß zu ſpielen. Die Bezifferung einer Grundſtimme beſteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, deſſen ſich der Tonſetzer bei dieſer oder jener Note des Baſſes bedient hat, vermittelſt ihrer Zahlen anſchaulich macht. Dies geſchieht auf folgende Weiſe. Wenn z. B. der Grundton des Baſſes c heißt, ſo muß unterſucht werden, zu welchem Accorde dieſer Ton der Grundton iſt, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. ſ. w. Iſt nun der Accord c dur, d. h. iſt er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave beſteht, ſo iſt man dahin übereingekommen, daß dieſer Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, alſo e, genommen werden ſolle, wobei ſich dann die Quinte und Octave von ſelbſt ergeben. Soll aber dieſer

Grundton c den Mollaccord andeuten, ſo ſetzt man über dieſes c ein b, und dies b zeigt in dieſem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden ſoll, wo ſich alsdann die Quinte und Octave abermals von ſelbſt ergeben. Auf gleiche Weiſe wird nun auch der Sextenaccord bloß mit 6, und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieſer aber außer der Septime noch die Terz und Quinte enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart- Sextenaccord, durch 6/4 u. ſ. w. Sind die Accorde aber Molltöne, ſo wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b geſetzt, wo alsdann ſtatt h, b, ſtatt a, as u. ſ. w. geſpielt oder geſungen wird.

Pq.

Bianchini (Franceſco) ein berühmter italiäniſcher Gelehrter, geboren zu Venedig 1662. Nach Vollendung ſeiner erſten Studien in ſeinem Vaterlande begab er ſich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jeſuiten ſeinen rhetoriſchen und philoſophiſchen Curſus machte. Mathematik uud Zeichenkunſt beſchäftigten ihn in der Folge; er zeigte einen beſondern Geſchmack für letztere und that ſich darin hervor. Er ging 1680 nach Padua, um ſeine Studien fortzuſetzen, mit denen er noch das Studium der Theologie verband, in welcher er die Doctorwürde erhielt. Sein Lehrer in der Mathematik und Phyſik war hier der gelehrte Montanari, der ihn beſonders lieb gewann, und ihm alle ſeine mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente vermachte. Zu Padua erlernte er auch die Anatomie und mit mehr Vorliebe die Botanik. Für die geiſtliche Laufbahn beſtimmt, begab er ſich nach Rom, wo der Cardinal Ottoboni ihn zu ſeinem Bibliothekar machte. Um ſich der Sitte zu fügen, ſtudirte er jetzt die Jurisprudenz, jedoch ohne ſeine Arbeiten über die Experimentalphyſik, die Mathematik und Aſtronomie aufzugeben. Nachdem er gegen das J. 1686 in ſein Vaterland zurückgekehrt war, trug er thätig zur Wiederherſtellung der Akademia degli Aletofili bei; er veranlaßte ſie beſonders, die Phyſik durch die Geometrie aufzuklären, und ſchenkte ihr, um ihre Arbeiten zu erleichtern, die ihm von Montonari vermachten Inſtrumente. Aber dieſe Akademie bedurfte ſeiner Gegenwart, und ſie ging ein, als er zwei Jahr ſpäter nach Rom zurückgekehrt war. In Rom verband er ſich mit den ausgezeichnetſten Gelehrten, und vermehrte ſeine Kenntniſſe durch das Griechiſche, Hebräiſche und Franzöſiſche. Auch wurden die Antiquitäten ein Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, befand ſich bei allen Nachgrabungen, beſuchte alle Muſeen und zeichnete mit eben ſo viel Geſchmack als Geſchicklichkeit alle Denkmäler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, verlieh dieſer dem Bianchini ein reiches Canonicat, ernannte ihn zum Aufſeher und Bibliothekar ſeines Neffen, des Cardinal Pietro Ottoboni, und würde ihn noch weiter befördert haben, wenn er länger gelebt, und Bianchini ſich hätte wollen zum Prieſter weihen laſſen. Papſt Clemens XI. ſetzte dieſe Gunſtbezeigungen fort und ernannte ihn unter andern 1702 unter dem Titel eines Hiſtoriographen zum Begleiter des Cardinals Barberini, Legaten a latere zu Neapel, als Philipp V. von Spanien Beſitz von dieſem Königreiche nahm. Bianchini benutzte dieſe Gelegenheit, den Veſuv zu beſteigen. Nach ſeiner Rückkunft 1705 ward er und ſeine ganze Familie geadelt, und der Papſt erwählte ihn zum Secretär der mit der Calenderreform beauftragten

Commiſſion, deren Präſident der Cardinal Noris war. Bianchini bekam den Auftrag, in der Kirche St. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte dieſe ſchwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Sein vom Papſte angenommener Vorſchlag zu einem Muſeum eccleſiaſticum mußte wegen Mangels an Geld aufgegeben werden. Dagegen beauftragte ihn dieſer im Jahr 1712 ſich nach Paris zu begeben, um Armand de Rohan-Soubiſe den Cardinalshut zu überbringen. Zu Paris ward Bianchini ſehr ſchmeichelhaft aufgenommen. Er legte der Akademie jene ſinnreiche, von ihm wo nicht erfundene, doch ſehr verbeſſerte Maſchine vor, welche dazu dient, an den geſchliffenen Gläſern von der größten Brennweite die Unvollkommenheiten der Sehröhre zu verbeſſern, und welche Reaumur in den Memoiren der Akademie beſchrieben hat. Ehe er nach Rom zurückkehrte, bereiſ'te er Lothringen, Holland, Flandern und England; worauf er zu Rom ſeine gewohnten aſtronomiſchen und antiquariſchen Arbeiten wieder vornahm. Er faßte die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muſter derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Caſſini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beſchäftigte ſich acht Jahre auf ſeine Koſten damit; allein andere Arbeiten zerſtreuten ihn, und dies Werk blieb unvollendet. Im Jahr 1726 traf ihn bei ſeinen antiquariſchen Nachforſchungen ein Unglück, welches ihn faſt das Leben gekoſtet hätte. Er war beſchäftigt, ein eben neu entdecktes Gebäude zu unterſuchen und zu zeichnen, als ein Gewölbe unter ihm einſtürzte und er einen ſo heftigen Fall auf die rechte Seite that, daß er für immer gelähmt blieb, und ſeine Geſundheit nie vollkommen wieder erlangte. Er unterbrach indeß ſeine Arbeiten nicht und reiſ'te nach Florenz, Parma, Colorno, wo er im herzoglichen Palaſt eine Mittagslinie zog, die nicht mehr exiſtirt; endlich nach Bologna, von wo er nach Rom zurückging. Hier theilte er ſich aufs neue zwiſchen der Aſtronomie und den Antiquitäten; beſonders wichtige Beobachtungen machte er über die Venus, zugleich ſetzte er ſeine Arbeit über das Grabmal Auguſts fort. Auch erſchienen in den zwei folgenden Jahren, 1727 und 28, zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über jenes Grabmal, mit welchen er ſeine Laufbahn beſchloß. Er ſtarb 1729; ſein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften ſind eben ſo viel Zeugen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, mit welcher er die liebenswürdigſte Beſcheidenheit und die gefälligſten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichſten Städte Joniens, gegen das Jahr 570 vor Chr. Geb. geboren. Er widmete ſich dem Studium der Philoſophie, welche noch nicht in leeren Spekulationen beſtand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weiſen belegte, ſich vornemlich mit der Moral und Politik beſchäftigten. Bias that ein gleiches und pflegte zu ſagen, daß unſere Kenntniſſe von der Gottheit ſich darauf beſchränken, daß wir wiſſen, ſie exiſtire, und daß man ſich jeder Unterſuchung über ihr Weſen enthalten müſſe. Er ſtudirte vornehmlich die Geſetze ſeines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntniſſe zum Nutzen ſeiner Freunde an, indem er für ſie vor Gericht ſprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter ſchlichtete. Von den ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Cröſus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier ſehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers beſorgten, rieth er ihnen, ſich mit ihrem Ei-

genthum einzuſchiffen, und ſich auf Sardinien, einer der fruchtbarſten Inſeln des mittelländiſchen Meeres, niederzulaſſen; aber ſeine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerſtande wurden die Jonier von den Feldherrn des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene ſelbſt, welches Mazares belagerte, beſchloſſen, mit ihren Koſtbarkeiten die Stadt zu verlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit antwortete er einem ſeiner Mitbürger, der ſich wunderte, daß er keine Anſtalt zu ſeiner Abreiſe machte: „Ich habe alles bei mir.“ Seine Sorgloſigkeit entſprang vielleicht aus der Kenntniß, die er von des Cyrus Grundſätzen hatte, welcher zu unterwerfen, aber nicht zu zerſtören ſuchte; denn nachdem er die Jonier unterworfen hatte, begnügte er ſich mit einem leichten Tribut und ließ ſie übrigens ſich ſelbſt nach Willkür regieren. Bias blieb in ſeinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter ſtarb, nachdem er eben noch für einen ſeiner Freunde vor Gericht geſprochen. Seine Landsleute beſtatteten ſeinen Leichnam prachtvoll und ehrten ſein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Jonien glücklich und blühend zu machen; dagegen führt man eine Menge von ſeinen Sittenſprüchen und Lehrſätzen an. Bias ward zu den ſieben Weiſen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Maler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo dieſer geboren worden. Obgleich der Vater ein Schüler Albani's war, ſo zeichnete er ſich doch als Maler nicht ſonderlich aus; der Sohn hingegen, welcher 1657 zu Bologna geboren war, beſaß die glücklichſten Anlagen für die Kunſt, welche ſich ſchon von ſeiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geſchickter Zögling der albaniſchen Schule, gewann ihn daher bald beſonders lieb, und flößte ihm, indem er ihn für das Practiſche der Kunſt bildete, Neigung ein, ſich mit Kenntniſſen zu bereichern. Nachdem Fernando zuerſt die Geometrie ſtudirt hatte, betrachtete er mit Richtigkeit die Formen, die er copiren wollte. Alsdann beſchäftigte er ſich mit architektoniſchen Zeichnungen, als dem der hiſtoriſchen Gattung, wofür Cignani ihn beſtimmte, unentbehrlichen Studium, aber jener fühlte eine angeborne Neigung für dieſe ſchöne Kunſt und ward Architekt. Die erſten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farneſe, ihm die Erbauung eines Luſthauſes zu Colorno und die Verſchönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf ſtieg ſchnell, und ward Urſach, daß er nach Barcelona berufen wurde, um die Luſtbarkeiten zu leiten, die man bei der Vermählung Carls III. anſtellte. Seine geiſtreichen Angaben bei dieſer Gelegenheit fanden großen Beifall und er kehrte aus Spanien, mit Lobſprüchen und Geſchenken überhäuft, zurück. Darauf beauftragte ihn der Herzog von Parma mit ſeinen Schauſpielhäuſern und bewilligte ihm eine Penſion mit dem Titel ſeines erſten Malers und ſeines Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl III., welcher Kaiſer geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieſelben Aemter wie in Parma mit einer noch bedeutendern Penſion bekleidete. Sein erſtes Geſchäft war, die glänzenden Feſte zu leiten, die bei Gelegenheit der Geburt des Erzherzogs Statt fanden. Mehrere ſchöne Gebäude wurden in Oeſterreich nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferſtichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeiſter Italiens und Frankreichs ſeit dem 15ten Jahrhundert findet. In ſeinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und

verworrenen Styl des Borromini und Anderer noch weiter getrieben, dennoch ſind ſeine Enſembles groß und wohl fähig, Erſtaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugſam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geſchickten Behandlung der Perſpective und aus dem außer dem Rahmen des Bildes gelegenen Geſichtspunkte zu ziehen wußte. Er rühmt ſich mit Recht in der Vorrede zu ſeinen Abhandlungen über die Baukunſt der Perſpective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieſer Methode in ſeinen theatraliſchen Decorationen kennen gelehrt zu haben. Seine Schriften beweiſen ſeine gründlichen Kenntniſſe. Seine Compoſitionen waren genau und geiſtreich, die Ausführung feſt, ſein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandont u. A. Als in ſeinem Alter ſein ſchwaches Geſicht ihn am Malen verhinderte, beſchäftigte er ſich mit einer Durchſicht ſeiner Schriften, die er zu Bologna 1725 u. 1731 unter veränderten Titeln neu in zwei Bänden herausgab, den erſten unter dem Titel: Direzioni à giovani studenti, nei disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perſpective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und ſtarb 1743. Seine drei Söhne haben die Kunſt ihres Vaters durch ganz Italien und Deutſchland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt ſeines Vaters bei Kaiſer Carl VI., Giuſeppe ſtarb zu Berlin und Aleſſandro im Dienſte des Churfürſten von der Pfalz. Zu Augsburg iſt eine Sammlung ſeiner Decorationen herausgekommen.

Bibel, hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, auf welche die Alten vor Erfindung beſſerer Schreibmaterialien ſchrieben. Daher nannte man ſpäterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweiſe aber wurde ſo die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Chriſten als die Quelle ihrer Religion verehren; weßhalb man auch im Deutſchen dieſes Buch der Bücher ſchlechtweg die heilige Schrift nennt, ob es gleich aus vielen Büchern oder Schriften zuſammengeſetzt iſt. Einige dieſer Schriften, welche ſchon die Juden als die Urkunden ihrer Religion verehrten und noch verehren, befaßt man unter dem Titel des Alten Teſtaments oder der Schriften des alten Bundes, weil man die jüdiſche Religionsverfaſſung unter dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwiſchen Gott und dem jüdiſchen Volke vorſtellt, das griechiſche Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtniſſes oder Teſtaments bekommen hat. Daſſelbe Bild trug man auch auf die ſpätere, durch Chriſtum geſtiftete Religionsverfaſſung über, indem man dieſelbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwiſchen Gott und dem ganzen Menſchengeſchlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Chriſten als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Teſtaments oder der Schriften des neuen Bundes. Zwiſchen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (ſ. Apokryphiſche Bücher). Kein Buch in der Welt iſt ſo häufig abgeſchrieben, gedruckt, überſetzt und erläutert worden, als die Bibel, ſo daß eine Sammlung aller Ausgaben, Ueberſetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Die Canſteiniſche Bibelanſtalt in Halle hat ſich vornehmlich um Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der Bi-

bel in deutſcher Sprache verdient gemacht. Um die Verdeutſchung der Bibel ſelbſt aber hat ſich Luther unſtreitig das größte Verdienſt erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der bibliſchen Schriften tiefer eingedrungen iſt, als es zu Luthers Zeiten möglich war; ſo iſt doch die lutheriſche Bibelüberſetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch dieſe Ueberſetzung kam auch zuerſt die Bibel in die Hände der Laien, denen das Leſen der Bibel ſchon dadurch verboten war, daß dieſelbe nur in todten, für die Gelehrten allein verſtändlichen Sprachen geleſen werden konnte. Seit der Reformation aber iſt wohl kein chriſtliches Volk auf der Erde, das nicht die Bibel in ſeiner Mutterſprache leſen könnte. D.

Bibliſche Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die Wiſſenſchaft, welche die Verfaſſung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdiſchen Volkes, theils der früheſten chriſtlichen Kirche beſchreibt. Die bürgerlichen Verhältniſſe, die gottesdienſtlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthſchaften und andere Dinge des äuſſern Lebens machen den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft aus. Die bibliſchen Alterthümer ſind theils jüdiſche, theils chriſtliche. Die Quellen der erſtern ſind das alte Teſtament, die Schriften des Joſephus und des Jthilo und der Talmud nebſt den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit groſſer Vorſicht brauchen, wenn man nicht die Sitten der ſpätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der letztern ſind das neue Teſtament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apoſtel lebten und ſchrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen ſeiner Schriftſteller, in denen darauf angeſpielt wird, unverſtändlich, und es iſt daher dem Schriftausleger die Kenntniß der bibliſchen Antiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftſtellern, welche über die jüdiſchen Alterthümer geſchrieben haben, ſind beſonders Voland, Joh. Simonis, Ern. Aug. Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Joh. Jahn zu bemerken. Ueber die chriſtlichen Alterthümer findet man theils in den Commentaren über das N. T., theils bei den Kirchenhiſtorikern den nöthigen Unterricht. N.

Bibliſche Erdkunde iſt die Wiſſenſchaft, welche die natürliche Beſchaffenheit und die Verfaſſung der Länder kennen lehrt, welche den Schauplatz der heiligen Geſchichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdiſchen Volkes, theils der erſten Pflanzung des Chriſtenthums geweſen ſind. Sie beſchreibt daher vorzüglich Paläſtina, gibt aber zugleich von den an Paläſtina gränzenden aſiatiſchen Ländern und von den Provinzen des römiſchen Reichs Nachricht, in denen das Chriſtenthum während des apoſtoliſchen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieſer Wiſſenſchaft ſind die heiligen Bücher ſelbſt, die Schriften des Joſephus, die geographiſchen Schriftſteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Biſchof von Cäſarea Euſebius im vierten Jahrhunderte in griechiſcher Sprache ſchrieb und Hieronymus ins Lateiniſche überſetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche dieſe für den Schriftausleger höchſt wichtige Wiſſenſchaft bearbeitet haben, werden beſonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geſchätzt. N.

Bielefeld (Jac. Friedr., Baron von), geboren zu Hamburg den

31ſten März 1717. Bei einer Reiſe, die er nach Braunſchweig machte, lernte ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, kennen und gewann ihn lieb. Nach ſeiner Thronbeſteigung nahm Friedrich Bielefeld in ſeine Dienſte, und ſchickte ihn als Legationsſekretär mit dem Grafen von Truchſes nach London. Später ernannte er ihn zum Gouverneur ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt Ferdinand, dann zum Curator der preußiſchen Univerſitäten, zum Baron und geheimen Rathe. In den letzten Jahren ſeines Lebens zog ſich Bielefeld vom Hofe zurück und ſtarb den 5ten April 1770 zu Treben im Altenburgiſchen. Seine Schriften haben eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Die vorzüglichſten derſelben ſind: Institutions politiques. 1762. 4 Vol. Lettres familiè-res. 2 Vol. 1763. Er hat auch eine deutſche Monatsſchrift herausgegeben unter dem Titel: der Einſiedler.

Bienenrecht iſt der Inbegriff der zum Beſten der Bienenzucht erlaſſenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Geſetze, und das darin gegründete Recht. Die Bienenzucht iſt ſehr alt, und war ſchon zu Moſes und Hiobs Zeiten ſehr ausgebreitet, indem Honig und Wachs d[ie] älteſten Handelsartikel mit ſind. Die Bienen werden nach dem römiſchen Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachſenrechte zu den Gewürmen, und nach verſchiedenen Provinzialgeſetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereihet. Auf ſeinem Eigenthume iſt jeder, Bienen zu halten, befugt, in ſo fern den Nachbarn dadurch kein weſentlicher Schaden zugefügt wird, oder von Andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boden iſt aber zur Anlage eines Bienenſtandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derſelben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Imker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenſtellen haben, widerſprechen; wenn die Letztern kein beſonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweiſen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenſtandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerſpruch ſtatt, weil es dem Beſitzer einer Bienenſtelle freiſtehen muß, ſein Eigenthum ſelbſt, oder durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten ꝛc., welche von den Bienen entrichtet werden müſſen, beruhen auf Obſervanzen und Particulargeſetzen, nach welchen man auch ſowohl die Strafe des Bienendiebſtahls überhaupt, als der verſchiedenen künſtlichen Arten deſſelben zu beurtheilen hat. Wer ſogenannte Heer- oder Raubbienen mit Gift oder auf andere Weiſe tödtet, muß zwar den Eigenthümer derſelben entſchädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenerſatz nicht klagen; weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verſtändiger Bienenkenner der Letztere gewöhnlich ſelbſt Schuld an der Beraubung ſeiner Bienen iſt. Allein auf die zahmen jungen Bienenſchwärmer hat der Eigenthümer des Mutterſtocks ein ausſchließendes Recht, und er kann ſie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Erſatz der dadurch verurſachten Beſchädigungen, verfolgen und daſelbſt einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterſtocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müſſen, weil er gänzlich aus den Augen verſchwunden iſt, ſo kann der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf welchem der Schwarm ſich geſetzt hat, denſelben einfangen oder deſſen unentgeldliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter ohne des Eigenthümers Vorwiſſen, oder wider deſſen Willen, eingefangen hat.

Wer hingegen ſeines Nachbars Bienen verbrennt, weil ſie um ſeinen Stock ſchwärmen, iſt zum Schadenerſatz verpflichtet. Der **Waldbienenſtand** endlich gehört zu den Waldnutzungen und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anſpruch machen. X.

Bier. Ohne uns hier über die Zubereitung der verſchiedenen Bierarten zu verbreiten, wollen wir nur die Aufzählung der letztern zu dem Gegenſtande dieſes Artikels machen, nachdem wir über die Entſtehung des Biers einige hiſtoriſche Data vorausgeſchickt haben werden. Die Erfindung des Biers iſt keineswegs der neuern Zeit vorbehalten geweſen: ſchon ſeit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch deſſelben. Der griechiſche Dichter und Satirenſchreiber Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechiſchen Tragödienſchreiber Aeſchylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Chriſti Geburt lebten, nennen es vinum hordeaceum (Gerſtenwein). Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäſar, alſo gerade vor Chriſti Geburt lebte, gedenkt im zwanzigſten Capitel des erſten Buchs ſeiner Geſchichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, welcher ungefähr in der Mitte des erſten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, an mehrern Orten ſeiner Naturgeſchichte von dieſem Getränke. Er ſagt, daß daſſelbe auf verſchiedene Weiſe zubereitet würde, ja, daß es eine Art deſſelben gäbe, welche noch geſchickter als der Wein ſelbſt wäre, die Menſchen betrunken zu machen. Er nennt es deßhalb eine abſcheuliche Art von Getränk, und beklagt ſich über deſſen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menſchen das Getraide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben hätte. Er gibt uns ferner die Nachricht, daß dieſes Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in andern Provinzen des römiſchen Reichs aber cerevisia genannt worden, beſonders bei den alten Deutſchen in Gebrauch geweſen, und bei dieſen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getraides, und von vis, die Macht) geheißen worden ſey. Uebrigens haben, ſagt man, die Aegyptier, als die erſten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerſt erfunden und dergleichen in der ſpätern Zeit zu Peluſium verfertigt, welches den Namen dieſer Stadt geführt haben und ſehr berühmt geweſen ſeyn ſoll. Jetzt hingegen iſt das Bier gänzlich unbekannt in Aegypten. Dieſe und andere Zeugniſſe mehr beweiſen es deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der älteſten Erfindungen iſt, wobei freilich gänzlich unerörtert bleibt, ob und in wie fern das Bier der Alten mit dem unſrigen, beſonders mit dem ſtarken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutſche Wort **Bier** kann am natürlichſten von bibere (trinken) abgeleitet werden. Was nun die Zubereitung des Biers im Allgemeinen anbetrifft, ſo müſſen wir hier anmerken, daß es vielleicht auf der ganzen Erde, in ſo fern Bier darauf gebraut wird, nicht zwei Orte gibt, wo der Geſchmack dieſes Getränks ſich vollkommen gleich wäre. Ja, es gibt Fälle, wo ſelbſt in einer und eben derſelben Stadt die verfertigten Biere von gänzlich verſchiedener Art ſind. — Unter den ſehr verſchiedenen Urſachen, welche dieſer Erſcheinung zum Grunde gelegt worden, wollen wir nur derjenigen erwähnen, die uns die wirkſamſte und wichtigſte ſcheint. Dies iſt die Verſchiedenheit des Waſſers, welche ſelbſt in einer und eben derſelben Stadt vorhanden iſt, wie wir dies aus ſehr vielen Beiſpielen augenſcheinlich erſehen können. Es wird zum Beiſpiel in der kleinen Stadt Königslutter aus dem einen Arme des dortigen Fluſſes ein Bier, mit Namen Duckſtein gebraut, welches das Waſſer des zweiten Armes jenes Fluſſes in der nemlichen Qualität nicht hervorzubrin-

gen im Stande iſt. Gleichfalls ſoll eine halbe Stunde von Breslau aus einem ſtehenden Sumpfe ein vortreffliches Bier gebraut werden, welches man in der Stadt ſelbſt durchaus nicht in derſelben Art verfertigen kann. Auf ähnliche Weiſe kann das Croßner-Bier, welches einzig und allein auf dem dortigen Schloſſe gebraut wird, durchaus nicht von gleicher Güte in der nahe gelegenen Stadt verfertigt werden. Außer dem Waſſer, als dem Hauptbeſtandtheile des Biers, liegen die Urſachen der verſchiedenen Qualitäten deſſelben noch in manchen Nebenumſtänden, namentlich in dem Unterſchiede des Clima's, der Lage der Städte, ja der Brauhäuſer ſelbſt, dann der Materialien und der verſchiedenen Behandlungsarten, nach welchen die Biere verfertigt werden. — Was die Geſundheit des Bieres und die Zuträglichkeit ſeines Genuſſes betrifft; ſo muß man die leichten und die ſtarken Bierarten von einander unterſcheiden. Die leichten ſchäumenden Biere ſind nur im Frühjahre und bald, nachdem ſie gebraut worden, gut, und ſowohl Geſunden als Kranken heilſam. Mit Ausnahme weniger Individuen, die überhaupt kein Bier vertragen können, ſind dieſelben, gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht ſchäumend, für jedermann ein überaus geſundes, dem Magen zuträgliches, Durſt ſtillendes Getränk. Nicht minder empfehlenswerth ſind ſie in Nierenkrankheiten; auch ſcheinen eine Menge von Beobachtungen darzuthun, daß ſie der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieſes Uebel iſt in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen ſind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindſucht Anlage haben, und beſonders die von einem trocknen und gallichten, oder ſanguiniſchen und reizbaren Temperament ſind; ſie ſtillen den entzündlichen Zuſtand, wenn die Krankheit einen gewiſſen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entſtehen vor. Die Wirkungen, welche ſie in dieſen Fällen thun, ſind oft bewundernswürdig. Zu den ſtarken oder ſchweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und dieſen ähnliche Weißbiere, zu welchen die Ingredienzien in ſtarken Quantitäten genommen werden; dann aber die geiſtigen Biere, die eine vollſtändigere Gährung und Kochung durchgegangen ſind und ſich länger halten. Die erſte Abtheilung enthält die ſchädlichſten Weiß- und Braunbierſorten, welche trübe, aus ſchlecht bereitetem Malze verfertigt, ſchlecht gebraut ſind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verurſachen, zumal jung, Coliken, Blähungen, Harnzwang u. dgl. Doch verlieren ſie dieſe ſchädlichen Eigenſchaften, wenn ſie einige Zeit auf dem Faſſe gelegen und die Hefen abgeſtoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieſer Biere, den ſie ſelbſt für diejenigen haben, die ſie gut verdauen, beſteht darin, daß ſie die Organe des Unterleibes erſchlaffen, die Eingeweide verſchleimen oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die ſtarken geiſtigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden ſind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und ſind eben ſo berauſchend und noch nahrhafter als der Wein, den ſie ſehr gut erſetzen. Dahin gehört vorzüglich der engliſche Porter, der auch in mehreren Krankheiten von nützlicher Wirkung iſt. — Bei uns ſind die bekannteſten Biere; das altdorfer, altonaer, anſpacher, antwerper, das arnſtädtiſche, bamberger, bayriſche, böhmiſche, boitzenburger, boxtehuder, brabantiſche, brandenburgiſche Bier, die braunſchweiger Mumme, das bremer, breslauer, carthäuſer, cölniſche, colberger, correyer, cottbuſſer, croßner, danziger, delfter, delitſcher, dortmunder Bier, der Duck-

ſtein, das eckernförder, einbeckiſche, elbinger, emder, engliſche (Ale und Porter), erfurter, erlanger, farnbacher, flandriſche, frankfurter, freyburger, fürſtenwalder, geithanner, giebichenſteiner, glückſtädter, goslariſche (Goſe), gothaiſche, gubener, halberſtädter (Breihahn), halliſche, hamburger, helmſtädter, herforder, jenaiſche, kieler, königslutter, copenhagner, köſtritzer, leipziger, liefländiſche, lübecker, magdeburger, mannheimer, marburger, merſeburger, mühlhauſer, münſteriſche, naumburger, nürnberger, osnabrücker, oſteroder, paderborniſche, quedlinburger, ratzeburger, regensburger, roſtocker, rotterdammer, ruppiner, ſalzwedler, ſteinauer, ſchwabacher, ſchwediſche, ſchweidnitzer, ſpandauer, ſtader, ſtolpiſche, ſtralſunder, torgauer, vacher, wernigeroder, wiener, windsheimer, wismariſche, wittenberger, wolgaſter, wurzner, zerbſter und zütphenſche Bier.

Bierey (Gottlob Benedict), Muſikdirektor am National-Theater zu Breslau, geboren zu Dresden 1772, genoß den erſten wiſſenſchaftlichen und muſikaliſchen Unterricht im väterlichen Hauſe, und ſtudirte ſpäterhin Generalbaß und Compoſition bei Weinlig in Dresden. Nebenbei ließ ihn ſein Vater Violine und Oboe erlernen, bei welcher Gelegenheit er auch die Natur der Blaſe- und Saiteninſtrumente in ſo weit kennen lernte, als er es zur Compoſition nöthig hatte. Bis in ſein ſiebzehntes Jahr lebte er in Dresden. Entſchloſſen, ſich ganz der Muſik zu widmen, ließ er ſich bei einer kleinen Geſellſchaft als Muſikdirektor anſtellen. Als er bald darauf bei der C. döbbelinſchen Geſellſchaft ein Engagement erhielt, und im Jahr 1794 endlich zur Joſeph ſekondaiſchen Geſellſchaft kam, erhielt er dadurch die beſte Gelegenheit, ſich practiſch auszubilden. Nach der Auflöſung der letztern im Jahr 1806 reiſ'te er im folgenden Jahre nach Wien, wo er die Oper Wladimir ſchrieb, und von wo er 1808 nach Breslau ging. Bierey begann ſchon 1797 durch ſeine Compoſition der bretznerſchen Oper, der Schlaftrunk oder die Aſſemblee im Mehlkaſten, das muſikaliſche Publicum auf ſich aufmerkſam zu machen. Dieſe Muſik beurkundete, wiewohl ſie weder eigentlich genial noch correct iſt, ein glückliches Talent, dem diejenigen Mittel, welche Wirkung machen können, bekannt ſind und zu Gebote ſtehen. Eine noch erfreulichere Erſcheinung war ſeine Compoſition einer andern bretznerſchen Oper, Roſette oder das Schweizermädchen. Wir ſind geneigt, dieſe Oper, ſowohl ihres wirklichen innern claſſiſchen Werths, als auch der überraſchenden theatraliſchen Wirkung wegen, für eine der würdigſten Arbeiten, welche die deutſche Theatermuſik aufzuweiſen hat, zu erklären. Um ſo mehr war es zu beklagen, daß dieſer Componiſt, durch ein mißverſtandenes Wohlgefallen an den cherubiniſchen Werken verleitet, dieſe zu ſeinen Muſtern wählte, und fremde Formen ſich anzueignen und wiederzugeben ſuchte, deren innerer Gehalt ihm unerreichbar bleiben mußte. Daraus konnte nur ein gezwungenes, mechaniſches, todtes Werk entſtehen, dergleichen nach dem Urtheil aller Kenner ſein Wladimir iſt, weßwegen ihm auch nur ein succès d'estime zu Theil geworden. Außer den genannten iſt uns noch ſeine Muſik zu den Gemſenjägern bekannt, die ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient, aber wegen des gänzlich werthloſen Textes nie von beſonderer Wirkung ſeyn wird. Ueberhaupt ſcheint dieſer Componiſt in der Wahl ſeiner Texte mit wenigem Urtheil zu Werke zu gehn. Statt ſeine Kunſt an das erſte beſte Machwerk zu wenden, möchten wir ihm rathen, mit Dichtern in Verbindung zu treten, die ihm würdigere Arbeiten zu liefern im Stande ſind. Alsdann würde es ihm gewiß gelingen, für ſeine Compoſitionen allenthal-

ben denjenigen Beifall und Antheil zu erlangen, welchen ſie verdienen. Dem Namen nach führen wir noch folgende Operetten Bierey's an: die Liebe im Lager; Phädon und Naide; der Apfeldieb; L'asilo d'amore; der Mädchenmarkt; Liebesabenteuer; Jery und Bätely; die böſe Frau; die Eheſtandscandidaten; der Zauberhain; das Donauweibchen, dritter Theil; das Blumenmädchen; Clara, Herzogin von Bretagne; der betrogene Betrüger; der Ueberfall; die Pantoffeln; und die offene Fehde. Außerdem hat er noch mehreres andere, auch ein theoretiſches Werk über den Generalbaß, geſchrieben.

Bieſter (Johann Erich), erſter Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in ſeinem nächſten Wirkungskreiſe durch die uneigennützigſte Bereitwilligkeit in Mittheilung der ſeiner Aufſicht anvertrauten literariſchen Schätze vielfach genutzt, ſondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Verbreitung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwähnung. Wir entlehnen aus ſeiner von ihm ſelbſt entworfenen Biographie folgende Umſtände ſeines Lebens. Geboren im J. 1749 zu Lübeck, woſelbſt ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er bei einer ſorgfältigen Erziehung früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unter des würdigen Overbeck Leitung einen guten Grund im Griechiſchen und Lateiniſchen gelegt und die alten Dichter kennen gelernt, außerdem auch hinreichende Kenntniß des Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäniſchen ſich erworben hatte, um auch in dieſen Sprachen die Meiſterwerke der Dichtkunſt zu leſen, bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. Allein ſeine Lieblingsfächer blieben Literarhiſtorie, Sprachen, Kritik, Geſchichte. Er konnte mit angeſtrengtem Fleiße arbeiten, allein er faßte keinen beſtimmten Lebensplan, weder zum Brot- noch zum Ruhmerwerb. Eine innige Freundſchaft ſchloß er zu Göttingen mit Bürger, Mathias Sprengel, dem Baron Kielmannsegg und einigen andern gleichgeſinnten Jünglingen. Shakſpeare's erhabenem Genius ward in dieſem Kreiſe mit gerechter Bewunderung gehuldigt. Auf Sprengels Dringen verſuchte jedoch Bieſter gemeinſchaftlich mit jenem auch eine Ueberſetzung aus ſpaniſchen Dichtern. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt begann er die juriſtiſche Praxis und arbeitete nebenbei an der roſtockiſchen gelehrten Zeitung, und nachher an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Nach anderthalb Jahren kam ihm der Antrag zu einer Lehrerſtelle an dem Pädagogium in Bützow, wohin er Oſtern 1773 ging. Es fanden ſich damals vorzügliche Männer dort, mit denen er in Berührung kam: Tetens, Toze, Karſten, Witte, Trendelenburg, Quiſtorp und Andere. Bieſter lehrte Sprachen, Geſchichte und ſogenannte ſchöne Wiſſenſchaften, und ward 1774 Doctor der Rechte, um auch vor Studenten Collegia leſen zu können, über Univerſalhiſtorie, Rechtsgeſchichte und griechiſche Autoren. Im J. 1775 legte er ſein Amt nieder, machte eine Reiſe nach Berlin, hielt ſich dann noch in Mecklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatſecretärs bei dem die Künſte und Wiſſenſchaften eifrig liebenden und befördernden Miniſter von Zedlitz an. Bieſter befand ſich hier glücklich in einem angemeſſenen Wirkungskreis als der Haus- und Tiſchgenoſſe eines edeln Mäcen. Er kam mit den trefflichſten und ausgezeichnetſten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigſten verband er ſich mit Gedike, deſſen Eifer auch ihn bald zu öffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1783 gemeinſchaftlich die berliniſche Monatsſchrift, welche vornehmlich

durch Bieſters Thätigkeit und Verbindungen zu einem der gehaltvollſten Journale wurde, die damals erſchienen. Mit edler Freimüthigkeit bemühte ſich Bieſter, Vorurtheil und Aberglauben von ihrer gefährlichen, Betrug und Täuſchung von ihrer ſchädlichen, und die Machinationen der Jeſuiten und Aller, welche dieſen gleichen, von ihrer abſcheulichen Seite treu darzuſtellen, dagegen der Vernunft und Aufklärung das Wort zu reden. Wir müſſen indeß unpartheiiſch hinzuſetzen, daß er wohl oft in der Aufſpürung des nicht ſelten nur vermeintlichen Jeſuitismus zu weit ging, und dadurch, daß er unaufhörlich auf ein Thema zurückkam, das Mancher für ein Hirngeſpinſt hielt, nicht ganz ungegründeten Anlaß zum Spott und Tadel gab, und ſeinen wahren Verdienſten ſchadete. Im J. 1783 ward eine Stelle bei der Bibliothek erledigt. Dies war ein Amt, das ſeinen Wünſchen ganz entſprach. Friedrich II. ließ im Januar 1784 Bieſtern zu ſich kommen, unterhielt ſich mit ihm und ernannte ihn ſofort zum Bibliothekar. Bedeutende Verdienſte erwarb ſich Bieſter in dieſem Amte. Er ordnete die Bibliothek, öffnete ſie dem allgemeinen Gebrauche und hat die Freude, ſie auf ſeine Vorſchläge vielfach bereichert zu ſehen. Der jetzige König, der ſie mit der Akademie verband, ernannte Bieſtern zum Mitgliede dieſes Inſtituts. Außer der berliniſchen Monatsſchrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbrechungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortſetzte, verdanken wir ihm eine Ueberſetzung von Anacharſis Reiſen, die er mit Anmerkungen und Zuſätzen bereichert hat, welche von ſeiner genauen Kenntniß des Alterthums zeugen.

Bievre (Marſchall, Marquis von), geboren 1747, diente unter dem Corps der Mousquetiere, einer damaligen adlichen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb ſich einen gewiſſen Namen durch ſeine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald in die Mode kamen. Nachdem er verſchiedene Broſchüren und Unterhaltungsſchriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Seducteur, ein verſificirtes Luſtſpiel, auf die Bühne, welches gedruckt worden und ſich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück ſchlecht von Plan und Ausführung iſt. Ein anderes Luſtſpiel von ihm, Les Reputations, iſt nach der erſten Aufführung verſchwunden. Als einen Beweis ſeiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als er Ludwig XV. vorgeſtellt wurde, dieſer den Wunſch äußerte, einen Calembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire, ſagte Bievre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un sujet, war die geiſtreiche Antwort Bievre's. Im J. 1789 war er nach Spa zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gegangen und ſtarb hier. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette ſeiner Neigung für die Calembourgs treu. Mes amis, ſagte er ſterbend, je m'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von ihm, unter andern auch einen Almanach des Calembourgs. Deville hat unter dem Titel Bieveriana ſeine Calembourgs geſammelt herausgegeben.

Bigamie iſt die in den Geſetzen verbotene Ehe mit zwei Perſonen. Vormals wurde ſie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs beſtraft.

Bilanz oder Bilance, bei den Kaufleuten die monatliche oder jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn und Verluſt, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten, und die Hauptſummen einander gleich zu machen, indem man das, was der einen Hauptſumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo, d. h. zum Abſchluß, hinzurechnet. Man kann es mit einem Worte durch Schluß-

rechnung oder Abſchluß ausdrücken. Das Buch, worin dieſe Rechnung geführt wird, heißt Bilanzbuch.

Bild iſt, nach Kant, die empiriſche mittelbare Darſtellung eines Gegenſtandes, in ſo fern derſelbe ein Mannichfaltiges in gewiſſen Verhältniſſen, mithin eine Geſtalt in ſich enthält. Wir werden dieſen Gegenſtand aus vier verſchiedenen Geſichtspunkten zu betrachten haben, nämlich phyſiologiſch, pſychologiſch, äſthetiſch und artiſtiſch. Phyſiogiſch betrachtet iſt Bild verkleinerte Darſtellung der dem Auge vorſchwebenden Geſtalten, Farben, Bewegungen und anderer ſichtbaren Eigenſchaften und Verhältniſſe der Körper, mittelſt des Lichts und ſeiner Strahlen auf dem hintern Grunde der Netzhaut, welche letztere nichts anders als der verbreitete Sehnerve iſt. Dies iſt die gewöhnliche phyſiologiſche Erklärung von dem, was wir Sehen nennen; pſychologiſch liegt es nun dem Anthropologen, Pſychologen und Philoſophen ob, auszumachen, wo die letzte Urſach des Sehens und des Bewußtſeyns deſſelben vorhanden ſeyn möge. Wie man ſich nun auch hierüber mit einander verſtändigen möge, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß es die Einbildungskraft iſt, welche jenes Bild durch die Sinne überkommt und den materiellen Stoff in einen geiſtigen verwandelt. Aeſthetiſch und artiſtiſch genommen, iſt Bild die ſichtbare Darſtellung, oder Vorſtellung eines körperlichen oder verkörperten Gegenſtandes, welches ſeinem Urbilde in allen ſeinen Theilen nach ſeinen ſichtbaren Aeußerungen mit treuſter Angemeſſenheit nachgeahmt iſt. Dieſe Darſtellung iſt auf verſchiedene Weiſe möglich, je nachdem ſie durch verſchiedene räumliche, an Stoffen angewandte, Mittel bewerkſtelligt wird, entweder für das Geſicht allein, oder für das Geſicht und phyſiſche Gefühl zugleich (ſ. Bildnerei). Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferſtich, ein Gemälde, eine Statue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein ein Bild nennen, obſchon man häufig vorzugsweiſe die Gemälde ſo nennt. Nun nimmt aber der Künſtler das Urbild ſeiner Darſtellung entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in jedem dieſer beiden Fälle iſt ſein Verfahren, wie ſeine Wirkung verſchieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor ſich hat, da wird nur eine mittelbar hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thätigkeit geſetzt; ein ſolches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen hat. Wo hingegen nur das Urbild vor der Seele des darſtellenden Künſtlers ſchwebt, da iſt die eigentliche productive (unmittelbar hervorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier ſtellt ſich alſo das Aeſthetiſche von ſelbſt ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denſelben erſt gänzlich bilden, ihn dann um- und ausbilden und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des Menſchlichen ausprägen muß, Bedeutſamkeit erhält und dann, weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu ſcheinen, vielmehr als eine vollendete menſchliche Natur, als ein rein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes ſich darſtellt. Dieſem nach ſcheint es, als ob man vorzugsweiſe nur die ſichtbare Darſtellung eines körperlichen Gegenſtandes ein Bild nennen könne, in ſo fern ſich nämlich in dieſer Darſtellung die productive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, ſondern nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weiſe mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung iſt ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenſchaften in ſich faſſen, nämlich eine artiſtiſche und eine äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen Eigenſchaften müſſen die Wirk-

lichkeits-Foderungen, durch die äſthetiſchen hingegen der Schönheitsſinn befriedigt werden. Jenes geſchieht durch genaue Beachtung des phyſiſchen und phyſiologiſchen Bildes; dieſes hängt von den Geſetzen der Einbildungskraft ſelbſt ab. Der reproductive Künſtler hat alles gethan, was ihm oblag, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein objectiv, alſo dem in der Natur phyſiſch vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt. Der productive Künſtler hingegen hat zwar alle dieſe Pflichten ebenfalls auf ſich, weil ohne dies ſeine Darſtellung ein Unding ſeyn würde; allein er ſoll uns noch über dieſes alles eine Totalanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze erſcheinen kann, welches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt und das Gemüth durch Bedeutſamkeit ergötzt. Außer den oben angegebenen vier verſchiedenen Rückſichten, unter welchen wir den Begriff Bild betrachtet haben, müſſen wir hier noch einer fünften erwähnen, nämlich der poetiſchen. Es gibt nämlich auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. In ſo fern nun Worte das Organ der Poeſie ſind; ſo kann man ein ſolches Bild ein poetiſches nennen. Zum Weſen der Poeſie gehört es, Bilder und in Bildern darzuſtellen. Was man nun aber in der Poeſie Bild nennt, hat nur uneigentlich dieſen Namen, weil dies Bild, gleich der Vorſtellung durch ein Bild, Glauben an eine äußere Realität und dadurch Empfindung bewirkt. Man denkt alſo hierbei mehr an die Beſchaffenheit der Vorſtellung durch ein Bild, als an das Bild ſelbſt. Bild wird demnach hier bloß metaphoriſch gebraucht, als bloße Vorſtellung, welche mittelſt der Einbildungskraft auf eine Anſchauung bezogen wird, ſo, daß dieſe den Schein des Seyns erhält, welcher dem Bilde, ſo wie das Seyn ſelbſt der Anſchauung zukommt. Uebrigens iſt die Sphäre des Bildes von vielen noch mehr erweitert, und nicht bloß in der Poeſie, ſondern auch in allen Künſten, geſtattet worden. Denn außer der Mimik, welche einige der Plaſtik beigeſellen, zeigt ſich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunſt (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunſt (Tonbilder), ſo wie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen dieſen Künſten pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (ſ. d. Art.) zu nennen. Was hier noch von dem muſikaliſchen Bilde zu ſagen ſeyn möchte, ſoll in dem Artikel, muſikaliſche Malerei, beſonders abgehandelt werden.

Bildende Künſte, ſ. Bildnerei.

Bilderlehre (Ikonologie) iſt die Kunſt, ſittliche Wahrheiten unter Sinnbildern vorzutragen und dieſe Sinnbilder zu erklären, oder die Kenntniß der Bilder zu verſchaffen, durch welche ſittliche Wahrheiten ſinnlich dargeſtellt werden können.

Bilderſtürmer (Ikonoklaſten), nannte man diejenigen Anhänger der chriſtlichen Religion, welche in den Kirchen weder Bilder, noch viel weniger aber die Verehrung derſelben dulden wollten. Der Streit über den Bilderdienſt fing zuerſt in Griechenland an, und verbreitete ſich von da durch Europa, war aber beſonders im achten und neunten Jahrhunderte ſehr heftig. In den erſten drei Jahrhunderten nach Chriſti Geburt wußte man bei den Chriſten von keinen Gemälden und Bildniſſen in den Kirchen, ja man machte ihnen ſogar einen Vorwurf daraus. Die erſte Veranlaſſung zum chriſtlichen Bilderdienſte gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaiſern Ehrenſäulen mit ihren Bildniſſen errichtete, theils auch der Umſtand, daß man das Andenken der Biſchöfe und der Märtyrer durch ihre Bildniſſe zu erhalten

ſuchte. Man ſtellte dieſe im vierten, beſonders aber im fünften Jahrhunderte nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweiſen. Allein ſeit dem ſechsten Jahrhunderte fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küſſen, Lampen vor ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuſchreiben. Manche Biſchöfe ſuchten die Chriſten von dieſer Verehrung der Bilder abzuziehen; andere duldeten ſie bloß als eine anſtändige Verzierung der Kirche, da hingegen noch andere ſich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientaliſche Kaiſer, Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder ſehr abgeneigt war, befahl im Jahre 726 alle Bilder der Heiligen, Chriſtus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und ſich der Verehrung derſelben ganz zu enthalten. Ueber dieſen Befehl entſtand zuerſt auf den Inſeln des Archipelagus ein Bürgerkrieg. Da jedoch die Päpſte Gregor II. und III. ſich des Bilderdienſtes annahmen, der Kaiſer Leo hingegen nicht, wie ſie verlangten, ſeinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für keinen wahren Chriſten erklärten, ſo fingen auch in Italien Leo's Unterthanen an, ſich zu empören. Von nun an bildeten ſich zwei Parteien in der chriſtlichen Kirche, nämlich die **Bilderverehrer** und **Bilderſtürmer**, die einander wechſelſeitig verfolgten und mordeten. Leo's Sohn, **Conſtantin**, der ihm 741 in der Regierung und auch ſeinem Beiſpiele in Anſehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel, auf welcher ſowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Conſtantins Sohn, Leo IV., welcher 775 zur Regierung kam, folgte denſelben Beiſpielen; allein ſeine Gemahlin Irene ließ ihn im Jahre 780 vergiften, und eine Kirchenverſammlung zu Nicäa in Bithynien in Klein-Aſien beſtätigte 786 die Verehrung der Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Allein, wenn ſchon die Griechen und Italiäner dem Bilderdienſte gänzlich ergeben waren, ſo folgten doch die meiſten Chriſten im Occidente (Britten, Deutſche, Franzoſen), ihrem Beiſpiele nicht, ſondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufſtellen könne, daß ſie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürfen. Auch **Carl der Große** ſchrieb (wahrſcheinlich mit Beihülfe Alcuins) gegen den Bilderdienſt, und eine Kirchenverſammlung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, ſprach für ihn und ſeine Schrift, trotz der Gegenſchrift des Papſtes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderſtreit, nach Irenens Verweiſung (802), von neuem an, und dauerte faſt die Hälfte dieſes Jahrhunderts hindurch. Ihr Nachfolger **Nicephorus** entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich ſtellte die Kaiſerin **Theodora**, nach einer 842 zu Conſtantinopel gehaltenen Kirchenverſammlung, bei den Griechen den Bilderdienſt wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 879 daſelbſt gehaltene Kirchenverſammlung beſtätigt wurde. Im occidentaliſchen Reiche behielt man anfänglich noch immer die Bilder bei, jedoch bloß, um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dahingegen die eigentliche Verehrung derſelben verboten war. Dieſes verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen 824 zu Paris gehaltene Kirchenverſammlung. Allein nach und nach entfernte man ſich von dieſer Meinung, und das Urtheil des Papſtes, deſſen Anſehen immer mehr wuchs und welches

für den Bilderdienſt ſprach, fand endlich auch in der occidentaliſchen Kirche Eingang.

Bildhauerei iſt diejenige bildende Kunſt, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenſtänden mit der möglichſten Wahrheit nach allen drei Raumerfüllungen, der Länge, Breite und Tiefe, mittelſt des Meißels in harte Maſſen darſtellt. Dieſe Werke werden in runde und halbrunde eingetheilt. Unter runden Figuren verſteht man ſolche, welche von allen Seiten betrachtet werden können. Sie ſind verſchiedener Art, entweder ganze Körper, Hermen, Bruſtſtücke, Büſten, Köpfe, Antlitze (Maſchera, Geſicht ohne Hinterhaupt); außerdem Poſtamente, Vaſen und andere Geräthſchaften. Unter halbrunden Figuren verſteht man Figuren, die bloß einem Theile der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Dieſe erhabene Arbeit nennt man gewöhnlich Reliefs und theilt ſie, je nachdem ſie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausſtehen, in haut-, demi- und bas-reliefs ein. In Hinſicht des mechaniſchen und techniſchen Theils kommen zuerſt Material und Werkzeug in Betracht. Das Material iſt bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten iſt der Marmor die für den Künſtler ſchicklichſte Maſſe. Das vornehmſte und faſt einzige Werkzeug der Bildhauerkunſt iſt der Meißel, von welchem es aber verſchiedene Arten gibt, wie z. B. das Spitzeiſen, das Zahneiſen, der Pickhammer, das Breiteiſen, das Rundeiſen, das Zwergeiſen. Zur Arbeit von Marmor ſind ſie alle von Stahl und werden mit eiſernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandſteine hingegen hat man ſie nur verſtählt und treibt ſie mit hölzernen Schlägeln. Die fernern Inſtrumente der Bildhauerei ſind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raſpel; Nebenwerkzeuge die Menſur, das Richtſcheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taſter). Bevor aber der Künſtler an dieſe Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Maſſe geformt haben, deren Weichheit ihm wenigere Schwierigkeiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende, härtere Maſſe. Ein ſolches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künſtler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künſtlern vertritt die Skizze nicht ſelten die Stelle des Modells ſelbſt; andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man ſich zu beiden des naſſen Thons oder Wachſes. Der Thon wäre die geſchickteſte Materie, Figuren zu bilden, wenn er ſeine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa an allen Theilen gleich ſehr zuſammen (in welchem Falle daſſelbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), ſondern die kleinen Theile trocknen weit geſchwinder zuſammen, wie die größern, und der Leib der Figur, als der ſtärkſte Theil, am ſpäteſten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher ſein Modell von Thon, oder von Gips und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieſer Arbeit auf dem Pouſſirſtuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe deſſelben, welche ſich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, ſondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelſt der Pouſſirhölzer bildet er hier die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Pouſſirhölzern und dem naſſen Schwamme weiter und ebnet ihn mit dem naſſen Pinſel. Nachdem nun der Künſtler auf dieſe Weiſe der weichen Maſſe Form gegeben hat, ſo trägt er dieſe auf die harte Maſſe über, in welcher das Werk eigentlich ausgeſtellt werden ſoll. Der Block, welcher dazu beſtimmt iſt, zu

demſelben verarbeitet zu werden, ſteht vollkommen ſenkrecht auf einem Geſtelle, oder dem ſogenannten Pouſſirſtuhle, auf welchem er, mittelſt eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes ſteht, ebenfalls auf einem Pouſſirſtuhle das Modell. Nachdem nun dieſe Vorkehrungen ſämmtlich getroffen ſind, begibt ſich der Künſtler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es nun eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Maſſen zu bearbeiten, die practiſche und die academiſche. Nach der erſten Art überzieht der Künſtler Modell und Block mit einander durchſchneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältniſſen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells ſeine Flächenmaſſe gleichergeſtalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewiſſermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, ſo wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells beſtimmt werden kann, ſo wird der Künſtler ſeiner künftigen Figur allerdings ein gewiſſes Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung ſeines Auges überlaſſen und muß deßhalb beſtändig zweifelhaft ſeyn, ob er, in Hinſicht auf ſein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Maſſe weggenommen. Er iſt ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche anzeigt, durch ſolche Linien zu beſtimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringſte Abweichung eben dieſelben Umriſſe auf ſeinen Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Gränzen der Tiefen geſetzt werden können: ſo kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen iſt, nicht wieder erſetzt werden. Und endlich iſt es ein Hauptmangel dieſer Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben ſo oft, nicht ohne Beſorgniß der Abweichung, von neuem müſſen gezogen und ergänzt werden. Dieſe Ungewißheit nöthigte die Künſtler, einen ſicherern Weg zu ſuchen und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franzöſiſchen Akademie in Rom zum Copieren der Antiken zuerſt erfunden war. Nach dieſer befeſtigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die ſogenannte Menſur, welches ein viereckiger Rahmen iſt, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifaden herunterfallen läßt. Durch dieſe Faden werden die äußerſten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der erſten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerſte iſt, geſchehen konnte; ſie geben auch dem Künſtler ein ſinnlicheres Maß von einigen der ſtärkſten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche ſie decken, wodurch er in den Stand geſetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei ſeiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu beſtimmen iſt; ſo werden ebenfalls die Umriſſe der Figur durch dieſen Weg ſehr zweifelhaft für den Künſtler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird ſich derſelbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe ſehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß in dieſer Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren ſchwer zu finden iſt. Um dieſem Uebelſtande auszuweichen, bemüht man ſich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifaden durch Horizontallinien durchſchneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen,

vor ihm noch unbekannten und ſehr ſinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu beſtimmen ſuchte. Eine Nachricht davon findet man in Vaſari's Leben der Maler ꝛc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geſchehen kann, weßwegen wir dahin verweiſen. Hat nun der Künſtler nach einer dieſer Methoden jeden Theil ſeines Modells nach ſeiner Lage und ſeinem Verhältniß an dem Blocke beſtimmt, ſo arbeitet er denſelben mit dem Eiſen und, nach Erforderniß der Umſtände, mit dem Bohrer aus, vermittelſt welcher Inſtrumente er die überflüſſigen Theile von der Maſſe wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußerſten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet ſo alle Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. ſ. w. von allen Seiten. Iſt ein Punkt gefunden und, wo es möglich iſt, mit dem Bohrer vorgearbeitet, ſo ſchlägt der Künſtler den überflüſſigen Stoff mit dem Spitzeiſen aus, läßt jedoch noch etwas ſtehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich ſchlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eiſen darf, damit nicht zu viel Stein abſpringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen ſoll, erhalten; ſo wird er auspouſſirt (mit dem Zahneiſen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinſten und zarteſten Theilen gemacht. Die Maſſen unter den ſchwebenden oder ſchwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwiſchen den Fingern und Füßen, den Falten u. ſ. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeiſen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspouſſiren vermittelſt des Bohrers und der Raſpel weggenommen, welches eine ſehr mühſame Arbeit iſt. Auf dieſelbe Art entſtehen auch die Vertiefungen des krauſen Haupthaars, der Naſenlöcher u. ſ. w. Hierauf ſchreitet der Künſtler zu dem Zahnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneiſen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er ſich des Taſtercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modelle zu beſtimmen. Nun ſteht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und ſauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteiſen, dem Rundeiſen und dem Zwergeiſen geſchieht. Das erſte ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen ſchwebenden Theile. Da aber das Eiſen den harten Stein nicht völlig ebnet, ſo muß ihm die Raſpel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinſten Theile, z. B. die Augenlieder, Nägel u. ſ. w. ausbildet. Nach dem Unterſchiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raſpeln erfodert. Das Rauhe, welches ſie zurücklaſſen, wird mit feinem Sandſteine abgeſchliffen. Beſteht die Materie des Werks aus Marmor, ſo erhält dieſer zuletzt noch Politur, entweder mit gepulvertem Bimſtein und einem feuchten Tuche, oder mit Zinnaſche, oder, und zwar am häufigſten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel. — Was endlich den äſthetiſchen Theil der Bildhauerei anbetrifft, als welcher nicht ſowohl bei dem Bildhauer ſelbſt, als vielmehr bei dem Verfertiger des Modells in Anregung kommt, ſo wollen wir, da die Bildhauerei überhaupt mit der Bildnerei in eine Gattung zuſammenfließt, oder vielmehr in dieſer ſelbſt begriffen iſt, von dem Aeſthetiſchen der Bildhauerei in dem Artikel, Bildnerei, reden, auf welchen wir hiermit verweiſen.

Bildhauer der Griechen. Dädalus aus Athen lebte etwa vierzehn Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung. Er war beſonders

in Creta, in Sicilien und einem großen Theile von Italien berühmt. So roh auch ſeine Werke waren, ſo ſagt doch Pauſanias von ihnen, daß man etwas Göttliches an ihnen bemerkte. Smilis, ein Zeitgenoſſe des vorigen, aber nicht ſo berühmt. Nach dieſen Künſtlern verging eine lange Zeit, zwar nicht ohne Werke, aber doch ohne die Künſtler derſelben dem Namen nach zu kennen. Der erſte, der wieder genannt wird, iſt Epeus, der den Griechen nach Troja folgte, als ſie dieſe Stadt belagerten, und daſelbſt das berühmte trojaniſche Pferd verfertigte. Nach ihm verfloſſen 500 Jahre, in welchen man keinen Künſtler namentlich aufgezeichnet findet. Der erſte, deſſen Namen ſich ſeit der Belagerung von Troja erhielt, ſcheint Rhökus aus Samos zu ſeyn, welcher wahrſcheinlich weit vor dem ſiebenten Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung lebte. Er ſoll die Kunſt zu modelliren und zuerſt Statüen in Erz zu gießen erfunden haben. Theodorus und Telekles, Söhne des vorigen, reiſ'ten der Kunſt wegen nach Aegypten. Der erſtere machte in Epheſus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythiſchen Apoll zu Samos, und der letzte die andere Hälfte zu Samos; eine Sitte, welche nur bei dem Zuſtande der ägyptiſchen Kunſt, nach welcher ſich dieſe beiden Künſtler gebildet hatten, möglich war. Theodor, der auch Architekt war, ſoll das Labyrinth zu Samos gebaut, ſo wie auch den berühmten Sardonyx verfertigt haben, welchen Polykrates in das Meer warf und in einem Fiſche wiederfand. Dibutades, deſſen Zeitalter man nicht genau weiß, ſoll die Kunſt, Portraits in gebrannter Erde zu machen, erfunden haben. Seine Tochter Kalirrhoe zeichnete den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle an der Wand ab. Dieſe Erfindung der Tochter brachte den Vater auf die ſeinige. Euchir von Corinth begleitete 663 Jahre vor unſerer Zeitrechnung den Demaratus, den Vetter des ältern Tarquin, nach Hetrurien. Er ſoll die Modellirkunſt nach Italien gebracht haben. Malas von Chios iſt wie ſein Sohn Micciades bloß dem Namen nach bekannt. Anthermus, des Malas Enkel, hinterließ auf Delos und Samos Statuen. Dädalus aus Sicyon lebte ungefähr 600 Jahre vor unſerer Zeitrechnung und iſt berühmt wegen ſeiner Söhne oder Schüler Dipönus und Scytus, welche zu Sicyon die Statuen des Apoll, der Diana, des Herkules und der Minerva machten. Dieſe berühmten Künſtler wurden die Meiſter einer großen Schule. Tektäus und Angelion, Schüler der vorigen, verfertigten die Statuen des Apoll und der Diana, für den berühmten Tempel zu Delos. Learchus von Rhegium, gleichfalls ein Schüler des vorigen, hatte die älteſte Statue von Erz gemacht, welche man zu den Zeiten des Pauſanias kannte. Sie ſtellte den Jupiter vor und war aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt. Doryklidas und Medom, Spartaner, gleichfalls Schüler der beiden erwähnten Brüder. Dontas, aus Sparta, ein Mitſchüler eben dieſer Brüder. Theokles, Mitbürger und Mitſchüler jener. Bupalus und Athenis von Chios, Söhne des Anthermus und Enkel des Malas, lebten etwa 600 Jahre vor unſerer Zeitrechnung und waren wahrſcheinlich auch Mahler. Der Dichter Hipponax, ihr Zeitgenoſſe, der ſehr häßlich war, wurde von ihnen übertrieben häßlich gebildet, und verbreitete deßhalb ſo beißende Gedichte gegen ſie, daß man glaubt, ſie hätten ſich aus Verzweiflung darüber erhenkt. Beider Werke waren übrigens ſehr geſchätzt und verbreitet. Perillus (Perilaus) arbeitete für Phalaris, welcher ungefähr 564 Jahre vor unſerer Zeitrechnung der Oberherrſchaft von Sicilien ſich bemächtigte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunſtwerk, in welchem aber, wie be-

kannt, der Künſtler ſelbſt verbrannt wurde. Bathykles lebte ungefähr 530 Jahre vor Chriſti Geburt und machte ſich beſonders durch Basreliefs berühmt. Kallimachus, beſonders wegen Erfindung des Capitals der corinthiſchen Säule berühmt, war ſtets mit ſeinen Hervorbringungen unzufrieden. Er ſoll auch Maler und Baukünſtler geweſen ſeyn. Laphaes, aus Phliunt, von dem man ſehr wenig weiß. Katlon, von Aegina, Schüler des Tektäus und Angelion, lebte ungefähr 540 Jahre vor Chriſti Geburt. Kanachus, ein Zeitgenoſſe des vorigen, war berühmter als ſein Bruder Ariſtokles. Menächmus und Soidas von Naupactus, lebten mit Kanachus und Kalton zugleich. Sie bildeten eine Diana Laphria von Elfenbein und Gold gemeinſchaftlich in dem Tempel dieſer Göttin zu Kalydon. Kalamos lebte zwiſchen Kanachus und Myron. Sowohl die Venus hinter der ehernen Löwin, welche man der Leäna zu Athen errichtete, als die Pferde am Wagen des Königs Gelo von Syrakus waren von ihm. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon von Krotona, der durch ſeine außerordentliche Stärke ſo berühmt war, und etwa 532 Jahre vor unſerer Zeitrechnung lebte. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verſchwörung des Harmodius und Ariſtogiton gegen Hipparchus (514 J. v. Chr. G.) wußte und dennoch auf der Tortur, auf welcher ſie ſtarb, nichts davon verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieſes Mädchens auszudrücken, gab der Künſtler der Löwin keine Zunge. Ageladas war der erſte, welcher Nerven und Adern ausdrückte und die Haare beſſer ausarbeitete. Myron, ein Schüler des vorigen, ſoll Haare und Bart mit ſo weniger Kunſt, wie das rohe Alterthum, aber die Köpfe gut gebildet haben. Von ihm iſt, unter andern ſehr gefeierten Arbeiten, die berühmte Kuh deſſelben. Polykletus von Sicyon, ein Mitſchüler des vorigen und Schüler des Ageladas, wird ſehr häufig mit andern gleiches Namens verwechſelt. Onatas von Aegina war, nach dem Zeugniſſe des Pauſanias, einer der beſten Bildner des Alterthums. Die ſogenannte ſchwarze Ceres, welche zu Phigalea geſtanden hatte, und verbrannt war, wurde dieſem Künſtler um jeden Preis wieder zu bilden aufgetragen. Hegias von Athen war ein Zeitgenoſſe des Onatas und Ageladas. Man lobte ſeine Statue der Minerva und des Pyrrhus. Kalliteles, ein Sohn oder Schüler des Onatas, arbeitete mit ſeinem Meiſter an dem Merkur zu Elis, der einen Widder trug. Simon von Aegina und Dionyſius von Argos zur Zeit des Hiero. Das Pferd des Letztern an dem berühmten Wagen mußte außerordentlich natürlich gebildet ſeyn, da es durch ganz ſonderbare Vorfälle bekannt wurde. Glaukus von Argos lebte ungefähr 498 Jahre vor Chriſti Geburt. Nikodamus von Mänalus, vielleicht ein Zeitgenoſſe des Vorigen. Anaxagoras von Aegina, bildete die Statue Jupiters, welche die Griechen nach der Schlacht bei Platäa (479 Jahre vor Chriſtus) zu Olympia aufrichteten. Er hat auch über die Perſpective geſchrieben. Socrates und Ariſtomenes von Theben im Jahre 435 vor Chriſtus. Eladas von Argos wurde durch Phidias von Athen, ſeinen Schüler bekannt. Dieſer große Künſtler lebte in der glücklichen Periode Griechenlands, als Xerxes aus demſelben vertrieben war, und ſich die Griechen Ehre und Reichthümer erworben hatten. Er wurde vom Perikles zum Director aller ſeiner großen Baue gemacht. Seine Werke zeichneten ſich vorzüglich durch einen Charakter der Größe aus. Er arbeitete in Erz, Marmor und Elfenbein. Seine berühmteſten Werke ſind der Jupiter zu Olympia und die Pallas zu

Athen, beide von Elfenbein, deren Beiwerke, als Gewand, Thron, Schild u. ſ. w. von Gold mit köſtlichen Steinen geſchmückt waren. Außerdem verfertigte er noch eine Pallas aus Erz für die Athenienſer, eine Venus Urania im Tempel des Vulkan, eine Nemeſis in ihrem Tempel bei Marathon, welche er aus demſelben Stücke pariſchen Marmors verfertigte, welches die Perſer zu einem Denkmale ihres Sieges über die Griechen beſtimmt hatten; ſeine Amazone, welche man die ſchöngeſtaltete, oder die ſchönſte nannte. Er arbeitete bloß einen einzigen Knaben nach dem Leben. Theokosmus von Megara arbeitete mit Phidias zugleich an der Statue des olympiſchen Jupiters zu Megara. Sie war von Gold und Elfenbein, wurde aber nicht beendigt. Apelles bildete die Statue der Cyniska, der Tochter des ſpartaniſchen Königs Archidamus, welcher 430 Jahre vor unſerer Zeitrechnung ſtarb. Cyniska war das erſte Weib, welches im Wagenrennen zu Olympia den Preis erhielt. Stipax von Cypern war zu den Zeiten des Plinius noch einer einzigen Statue wegen berühmt, welche einen jungen Menſchen vorſtellte, der ein Feuer anblies. Myrmecides von Milet bildete einen Wagen mit vier Pferden, der ſo klein war, daß ihn eine Fliege mit ihrem Flügel und ein Schiff, welches eine Biene mit dem ihrigen bedecken konnte. Dieſe beiden Werke waren von Marmor. Kallikrates von Lacedämon bildete einen ähnlichen Wagen. Alkamenes aus Attika, der berühmteſte Schüler des Phidias, arbeitete in Erz und Marmor. Sein Sieger in fünf Wettſtreiten, ſein Vulkan, deſſen hinkendes Bein mehr verhüllt als verborgen war, ſeine ſogenannte Venus in den Gärten, die ſich ſogar unter den ſchönſten Statuen in Athen auf das allervortheilhafteſte auszeichnete, und ſein Amor in der Stadt Theſpia waren ſeine berühmteſten Werke. An ſeine Venus ſoll Phidias ſelbſt die letzte Hand gelegt haben. Merkwürdig iſt ſeine Hekate zu Corinth, weil ſie die erſte war, welche aus drei zuſammengeſetzten Figuren beſtand, und doch nur eine einzige ausmachte. Agorakritus von Paros, der geliebteſte Schüler des Phidias, welcher ſogar oft ſeine eigenen Werke für Werke ſeines Schülers ausgegeben haben ſoll, wetteiferte bei Verfertigung einer Venus mit dem Alkamenes, nnd wurde von den Athenienſern dieſem bloß aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgeſetzt. Agorakritus machte ſeine wirklich ſchöne Venus zu einer Nemeſis und verkaufte ſie nach Rhamnus, einem Flecken in Attika, wo man dieſe Göttin der Helena wegen vorzüglich verehrte. Pauſanias ſchreibt dieſe Statue dem Phidias ſelbſt zu, und Varro hielt ſie für die ſchönſte, welche je geſchaffen worden ſey. Kolotes von Paros half dem Phidias an der Statue des olympiſchen Jupiter. Polykletus von Argos. Außer dem Polyklet von Sicyon waren noch zwei Bildner dieſes Namens von Argos berühmt, deren erſterer 432 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, der letztere aber ſpäter lebte, und ein Schüler des Naucydes war. So berühmt dieſe Namensgenoſſen ſind, ſo ſchwer wird es, ihre Werke, die ſelbſt von alten Schriftſtellern unaufhörlich verwechſelt werden, von einander gehörig zu unterſcheiden. Sokrates der Philoſoph ſoll, der gewöhnlichen Meinung nach, den Merkur und die bekleideten Grazien in den Propyläen zu Athen gebildet haben. Plinius nennt bei Erwähnung derſelben einen Sokrates, ſetzt aber hinzu, man wiſſe nicht, ob es der Philoſoph, der Maler oder irgend ein dritter geweſen ſey; Pauſanias hingegen gibt den Sohn des Sophroniskus beſtimmt als den Verfertiger derſelben an. Meneſtratus wird von Plinius erwähnt, welcher von ihm ſagt, die Werke des Sokrates würden nicht weniger bewundert, als die des Me-

neſtratus. Pythagoras von Rhegium muß früher als 432 Jahre vor unſerer Zeitrechnung gelebt haben, denn er ſoll ein Schüler des Klearchus, wie dieſer des Euchir geweſen ſeyn. Es werden wahrſcheinlich mehrere Künſtler dieſes Namens mit einander verwechſelt. Thraſymedes von der Inſel Paros verfertigte die Statue des Aeſculap zu Epidaurus von Elfenbein und Gold, halb ſo groß als der olympiſche Jupiter zu Athen. Ariſtonous von Aegina bildete eine Statue des Jupiter zu Olympia. Sein Lehrer und ſein Zeitalter ſind unbekannt. Athenodorus aus Klitor in Arkadien bildete die Statuen des Jupiter und Apoll, welche die Lacedämonier nach Delphi ſchickten, als ſie unter der Anführung des Lyſander, 406 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, bei Aegos Potamos die Athenienſer überwunden hatten. Mit ihm zugleich lebten folgende ſieben Künſtler: Theokosmus von Megara, welcher die Statue des Steuermannes Hermon verfertigte; Antiphanes von Argos, welcher den Caſtor und Pollux arbeitete; Piſon von Kalaurea; Damias von Klitor; Patokles von Krotona ſoll auf einmal 31 Statuen von berühmten Ringern geliefert haben; Tiſander bildete deren elf, und Alypus von Sicyon, welcher ſechs ſolcher Statuen verfertigte. Kteſilas (Kteſilaus) ſoll mit dem erſtern Polyklet von Argos und mit Phidias zugleich wegen der Amazonen, welche für den Tempel der Diana zu Epheſus beſtimmt waren, den Preis erhalten haben. Er hatte einen großen Ruhm. Naucydes, der Lehrer des zweiten Polyklet von Argos, 400 Jahre vor Chriſti Geburt. Dinomenes iſt nur wegen zweier Statuen bekannt. Praxiteles, einer der berühmteſten und fruchtbarſten Künſtler der Griechen, 364 Jahre vor Chriſti Geburt. Er arbeitete in Erz und Marmor, übertraf ſich aber in dem letztern ſelbſt. Die von ihm erwähnten Werke ſind faſt unzählbar, von denen die gnidiſche Venus von Marmor nicht allein unter ſeinen eigenen Werken, ſondern überhaupt in der ganzen Welt für die erſte gehalten, und wegen welcher Gnidos ſehr häufig von Fremden beſucht wurde. Seine lächelnde Buhlerin von Erz muß ein bewunderungswürdiges Werk geweſen ſeyn, da man, nach dem Ausdrucke des Plinius, die Liebe des Künſtlers zur Phryne, welche das Original dieſer Statue geweſen ſeyn, darin erkannt haben ſoll. Cephiſſodorus, der Sohn und Erbe der Kunſt des Praxiteles, hatte noch einen Bruder, deſſen Namen man aber nicht kennt. Außer dieſem gibt es noch ein paar andere Künſtler, welche Cephiſodorus hießen, und oft mit einander verwechſelt werden. Pamphylus, ein Schüler des Praxiteles. Euphranor, vorzüglich als Maler berühmt, lebte zu den Zeiten des Praxiteles, und erwarb ſich als Bildhauer durch eine Statue des Paris ein ganz beſonderes Lob des Plinius, welcher von ihm ſagt, daß in dieſer Statue der Richter der Göttinnen, der Liebhaber der Helena und der Mörder des Achilles zu erkennen ſeyen. Scopas von Paros, deſſen Venus in dem Tempel des Brutus ſogar über die geprieſene Venus des Praxiteles geſetzt wurde, verfertigte eine Menge berühmter Werke, die durch ganz Griechenland und Italien zerſtreut waren, und allenthalben des größten Ruhms genoſſen. Er arbeitete überdies die Statuen, welche am Grabmale des Mauſolus (353 Jahre vor Chriſti Geburt geſtorben), gegen Morgen ſtanden; die gegen Mitternacht bildete Bryaxis, die gegen Mittag Timotheus, und die gegen Abend Leochares. Alle dieſe Künſtler waren alſo Zeitgenoſſen des Praxiteles. Pythis muß, trotz ſeines unberühmten Namens, ein großer Künſtler geweſen ſeyn, weil er mit den vier vorerwähnten Künſtlern an dem Grabmale des Mauſolus arbeitete und den vierſpännigen

Wagen bildete, welcher auf dem höchſten Gipfel der Pyramide ſtand, welche 44 Stufen enthielt und das Ende des Mauſoleums bildete. Sämmtliche Künſtler vollendeten dieſes Grabmal, welches ganz von Marmor war, aus edler Ruhmbegierde, nachdem Artemiſia, die Schweſter und Gemahlin des Mauſolus, ſchon längſt verſtorben war. Polykles und Dionyſius aus Attika, wahrſcheinlich Söhne des Bildners Timarchides, waren Zeitgenoſſen der letztgenannten Künſtler. Telephanes aus Phocis war wenig bekannt, ob man gleich einige Werke deſſelben mit Lobe nennt. Lyſippus von Sicyon, ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen (336), war erſt ein ganz gewöhnlicher Arbeiter in Erz, modellirte aber hernach ſo vortrefflich nach der Natur, daß er alle ſeine Vorgänger übertraf, und im Allgemeinen einen ganz neuen Weg in ſeiner Kunſt einſchlug. Er war überdem der einzige Bildner, welcher die Erlaubniß hatte, die Statue Alexanders in Erz darzuſtellen, wie nur Apelles ihn malen durfte. Lyſippus bildete nicht nur die Statuen deſſelben zu mehreren Malen, ſondern ſtellte ihn auch vom Knaben bis zum Manne dar, ſo wie er auch die Statuen ſämmtlicher Freunde deſſelben bildete. Außer dieſen hat er noch viele geſchätzte Werke geliefert, die durch Griechenland und Italien berühmt waren. Nach Plinius ſoll Lyſipp allein 1500 Statuen verfertigt haben, von denen eine einzige hinreichend geweſen wäre, ihn berühmt zu machen, welche Zahl von einigen auf 610 zurückgebracht wird. Lyſiſtratus, Bruder des Lyſipp, formte zuerſt die Geſichter derjenigen, deren Portraits er bilden wollte, in Gyps ab, goß Wachs in dieſe Forme und verbeſſerte nun dieſen Abguß, von welchem wiederum einer in Erz gemacht wurde. Sthenis von Olynth, Zeitgenoſſe des Lyſipp. Apollodorus und Silanion von Athen, ebenfalls Zeitgenoſſen des Lyſipp. Der erſtere wurde durch den Namen eines Unſinnigen berühmt, den man ihm deßwegen gab, weil er alle ſeine mit dem höchſten Fleiße gearbeiteten Modelle zerbrach, da ſie ſeiner Idee von Vollkommenheit nicht entſprachen. Euthykates, Sohn des Lyſipp, und einer ſeiner beſten Schüler. Dahippus und Bedas, zwei andere Söhne des Lyſipp. Eutychides von Sicyon, Schüler des Lyſipp. Chares von Lindus, Schüler des Lyſipp, goß den berühmten Koloß des Sol zu Rhodus, der ſiebenzig Cubitus oder ungefähr 105 pariſer Schuhe hoch war. Man ſagt, die Verfertigung deſſelben habe dem Künſtler zwölf Jahre und den Rhodiern dreihundert Talente gekoſtet. Dieſer Koloß wurde nach 36 Jahren durch ein Erdbeben zerſtört; die Trümmer deſſelben lagen gegen 870 Jahre, und wurden im Jahre 651 nach Chriſti Geburt verkauft und auf 900 Kameelen fortgeſchafft. Tiſikrates, Schüler des Euthykrates, brachte es ſo weit in ſeiner Kunſt, daß man mehrere ſeiner Werke von den Werken des Lyſipp kaum unterſcheiden konnte. Piſton, ſein Schüler. Xenokrates, Schüler des Tiſikrates, verfertigte viele Statuen, die aber nicht von Bedeutung geweſen ſeyn mögen, da Plinius keine einzige derſelben erwähnt. Er ſchrieb auch über ſeine Kunſt. Kantharus von Sicyon, Schüler des Eutychides. Ageſander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit ſeinen Söhnen, und lebten, wie man vermuthet, in dem ſchönen Jahrhundert Alexanders, obſchon nichts vorhanden iſt, dieſe Vermuthung zu beweiſen, und Mengs ſogar zweifelhaft iſt, ob es dieſelbe ſey, von welcher Plinius ſpricht. Sie ſtand ehedem in dem Palaſte des Kaiſers Titus, und wurde unter dem Papſte Julius II. in einem Saale gefunden, welcher einen Theil der Bäder des Titus ausmachte. Der rechte Arm

des Laokoon iſt von Baccio Bandinelli, einem Zeitgenoſſen Michel Angelo's, nach Winkelmann aber von Bernini aus gebrannter Erde angeſetzt, nachdem Michel Angelo ſchon verſucht hatte, einen von Marmor anzuſetzen, deſſen Bewegung dem Ganzen nicht angemeſſen war. Glykon von Athen wird für den Meiſter des berühmten farneſiſchen Herkules gehalten, und des Charakters der Statue wegen, wie die drei letzterwähnten Künſtler, in das vierte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung geſetzt. Xenophilus und Straton ſind weder ihrem Vaterlande, noch dem Zeitalter nach, in welchem ſie gelebt haben, bekannt. Apollonius und Tauriskus, Brüder, aus Tralles in Cilicien, bildeten die große Gruppe aus einem Marmorblocke, welche jetzt unter dem Namen des farneſiſchen Stiers bekannt iſt. Was an dieſer Gruppe, deren Verſtümmlungen von Battiſta Bianchi wieder hergeſtellt ſind, noch alt iſt, beweiſ't, daß die Meiſter derſelben in dem ſchönen Zeitraume der Kunſt lebten, und rechtfertigt die rühmliche Erwähnung dieſer Künſtler beim Plinius. Damophon von Meſſene muß eine ziemliche Zeit nach Phidias gelebt haben; denn zu ſeiner Zeit war eine ſehr ſtarke Ausbeſſerung des olympiſchen Jupiter nothwendig. Das angeleimte Elfenbein hatte ſich durch die Feuchtigkeit, welcher dieſe Statue ausgeſetzt war, abgelöſ't, und Damophon ſtellte dieſe berühmte Statue auf das genaueſte wieder her, wodurch er ſich unter den Eleern ſehr berühmt machte. Er hat ſehr viele Werke verfertigt, von denen aber mehrere, ob ſie gleich unter ſeinem Namen bekannt ſind, nicht von ihm herzurühren ſcheinen. Heliodorus wird nur vom Plinius unter den Künſtlern, welche in Marmor arbeiteten, genannt, und lebte vermuthlich auch in dem ſchönen Jahrhundert der griechiſchen Kunſt. Griechenland ward nun nach dem Siege des Paulus Aemilius über den macedoniſchen König Perſeus, 164 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, eine römiſche Provinz, wurde aller ſeiner vorzüglichen Kunſtwerke beraubt, und den Griechen fiel der Muth, wieder neue Denkmale der Kunſt zu errichten. Daher wandten ſich viele griechiſche Künſtler nach Rom, wo ſehr viele und prächtige Denkmale errichtet wurden. Plinius nennt eine zahlloſe Menge griechiſcher Künſtler, von denen vielleicht viele um dieſe Zeit und unter den Kaiſern lebten. Da aber nichts vorhanden iſt, die Chronologie derſelben zu beſtimmen, ſo müſſen wir ſie mit Stillſchweigen übergehen, und wollen nur noch die wenigen griechiſchen Bildner nennen, deren Zeitalter und Werke anzugeben ſind. Arceſilaus, ein Freund des Lucius Lucullus, war ein vortrefflicher Künſtler, deſſen Modelle in Thon die Künſtler ſelbſt theurer bezahlten, als die ausgeführten Werke anderer Künſtler. Paſiteles aus Großgriechenland, der größte Modellirer ſeiner Zeit, lebte ungefähr mit Pompejus zu gleicher Zeit, ſchrieb fünf Bücher über die berühmteſten Werke der Welt, und beſchäftigte ſich viel mit dem Studium der Thiere. Zenodorus, ein berühmter Bildner, hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde von Nero nach Rom berufen, das Bildniß deſſelben in einem 110 Fuß hohen Coloß darzuſtellen, welcher hernach dem Sol gewidmet wurde. Der Guß gelang aber nicht, woraus Plinius ſchließt, daß die Kunſt in Erz zu gießen, damals ſchon verloren gegangen ſey.

Bildhauer der Römer. Die Römer hatten nie einen eigenen Styl in der Kunſt, und nie vorzügliche Künſtler. Die Errichtung ihres Staats war zu ſehr auf kriegeriſche Unternehmungen gegründet, als daß ihnen die zu den Künſten nöthige Muße übrig geblieben wäre. Numa, ihr zweiter König, verbot, den Göttern Statuen in ihren Tempeln aufzuſtellen, wodurch jedoch Statuen der Götter überhaupt nicht

ausgeſchloſſen wurden, welches der eherne Janus mit zwei Geſichtern beweiſ't, die Numa ſelbſt geweiht haben ſoll. Zwar hatten ſchon alle ihre Könige Statuen gehabt und ſich dieſelben ſelbſt errichtet; aber Winkelmann vermuthet nicht ohne Grund, daß ſie von hetruriſchen Künſtlern gebildet wurden, wie die Römer überhaupt, ſowohl in Anſehung der Sitten als der Religion, viel von den Hetruriern annahmen. Da ſich nun dieſe Werke weder durch ihren innern Werth, noch überhaupt durch die Bedeutſamkeit, welche ſie erhalten haben, auszeichnen, ſo können wir ſie füglich mit Stillſchweigen übergehen.

Bildhauer der Neuern. Die chriſtliche Religion, welche in Griechenland eingeführt wurde, verbot die Verfertigung von Statuen, welche man Idole (Götzenbilder) nannte. Daher vergaßen die Griechen auch ſogar das Mechaniſche der Bildnerei. Die Kunſt zu malen, mehr begünſtigt von der Religion, erhielt ſich unter ihnen, nur war ſie faſt ausſchließlich religiöſen Darſtellungen gewidmet. In der römiſchen Kirche hatte man immerfort ausgehauene Bilder, die zwar ohne Genialität waren, aber die Beſchäftigung damit diente doch dazu, das Mechaniſche der Bildnerei nicht zu vergeſſen. Da die griechiſchen Maler, welche nach Italien berufen waren, daſelbſt die Zeichnung wieder emporbrachten, ſo erhob ſich von nun an auch die Bildnerei wieder. Donato (Donatello), geboren zu Florenz 1383, ſtudirte außer der Zeichnung und Bildnerei die Baukunſt und Perſpective. Unter mehrern berühmten Werken iſt beſonders die eherne Statue des heiligen Marcus an der Kirche deſſelben zu Florenz durch die Frage des Michel Angelo: Marco, perchè non mi parli? (Marcus, warum ſprichſt du nicht mit mir?) berühmt. Er ſtarb 1466. Simon, des Vorigen Bruder, machte eine von den metallenen Thüren der Peterskirche zu Rom. Andrea Piſano (Piſanello) war ſowohl als Bildner wie als Stempelſchneider berühmt. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Pietro Perugino und des Leonardo da Vinci in der Malerei, gab aus Neid über ſeinen letztgenannten Schüler dieſe Kunſt auf, und beſchäftigte ſich einzig mit der Bildnerei. Er goß die Ritterſtatue des venetianiſchen Generals Bartolomeo Colleone in Erz, bei deren Guß er ſich erhitzte und an den Folgen davon ſtarb. Er erfand unter den Neuern die Kunſt, Verſtorbene abzuformen. Ruſtici, ungefähr 1470 zu Florenz geboren, Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci, von welchem Letztern er die Kunſt zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perſpective lernte. Michael Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, geſt. 1564, lieferte ſchon in ſeiner frühen Jugend Werke, worüber man erſtaunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine ſchöne Antike gehalten, bis der Künſtler einen zurückbehaltenen Arm deſſelben vorzeigte. Unter den vielen Meiſterſtücken dieſes Künſtlers merken wir nur ſeinen berühmten Moſes an, welcher am Grabmale Julius II. ſteht. Tatti (von ſeinem Geburtsorte Sanſovino genannt), 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der berühmten Gruppe Laokoon, welches, nach Rafaels Urtheile, vor zwei andern den Preis erhielt und in Erz gegoſſen wurde. Er ward von der Republik Venedig zum Architekten angenommen, und verfertigte viele daſige Werke, unter welchen die marmorne Jungfrau in der St. Marcuskirche und der marmorne Johannes der Täufer in der Kirche Caſa Grande. Er ſtarb 1570. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wagte es, als ein guter Zeichner in der Ma-

lerei mit Michel Angelo um den Lorbeer zu ringen. Da es ihm aber mißlang, ſo beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Bildnerei. Franz I. trug ihm auf, den Laokoon in Marmor zn copiren; aber Clemens VII. behielt dieſe vortreffliche Copie zurück, welche aber hernach im Jahre 1762 durch die Feuersbrunſt zu Florenz vernichtet wurde. Sein Herkules iſt ein würdiges Gegenſtück zu Michel Angelo's David. Die Kritik hat den Ausſpruch über ihn zu thun, daß er, obgleich ein Nachahmer Angelo's, dennoch die Größe des Charakters jenes Meiſters nicht erreicht habe. Er ſtarb 1559. Properzia Roſſi von Bologna, geſtorben 1530 in der Blüthe des Alters, ſtellte unter andern die Leidensgeſchichte in Relief auf einem Kirſchkorn dar, und wurde hernach durch mehrere Werke, beſonders aber durch die Darſtellung der Geſchichte Joſephs mit der Frau des Potiphar in Relief berühmt, welche das Erzeugniß einer unglücklichen Leidenſchaft für einen Andern, als ihren Gatten, geweſen ſeyn ſoll. Sie malte auch und ſtach in Kupfer. J. Goujon, geboren zu Paris, iſt der erſte franzöſiſche Künſtler, der ſeinem Vaterlande Ehre machte, und war auch Baukünſtler und Stempelſchneider. Seine für Frankreich verfertigten Werke werden ſehr gerühmt. Er kam 1572 bei dem Blutbade der Bartholomäusnacht um. W. della Porta von Mailand ſtellte im Jahre 1573 in Rom mehrere Antiken her, und ſetzte dem berühmten Herkules neue Beine an, welche Michel Angelo ſo ſchön fand, daß er die 27 Jahre nachher entdeckten Beine dieſer Statue anzuſetzen nicht für nöthig hielt. Er hat viele ſehr geſchätzte Werke geliefert. Germain Pelon von Paris iſt der Correggio in der Bildnerei, voll Grazie, aber oft ſehr incorrect. Er wird, in Anſehung des Charakters der Zeuche, für den erſten Bildner gehalten. Alle Werke, welche man von ihm kennt, befinden ſich in mehrern Kirchen von Paris. Er ſtarb 1605. Johann von Bologna, 1524 zu Douai geboren, kam früh nach Rom, wo er die Meiſterſtücke der Alten und Neuern modellirte und Unterricht von Michel Angelo genoß. Seiner Armuth wegen ſtand er ſchon auf dem Punkte, in ſein Vaterland zurückzukehren; aber ein Freund der Künſte gab ihm zu Florenz ein Stück Marmor, woraus er eine Venus bildete, durch welche er, ſo wie durch ſeine andern Werke, in kurzem außerordentlich berühmt wurde. Seine vorzüglichſten Werke ſind: die Gruppe Simſon und ein Philiſter zu Florenz; ſein coloſſaler Neptun und ſein Raub der Sabinerinnen ebendaſelbſt; ſein fliegender Merkur in Erz, durch Gipsabgüſſe bekannt und berühmt; ſein Jupiter Pluvius iſt unſtreitig der größte Coloß unter den Neuern u. ſ. w. Er iſt überhaupt einer der erſten Bildhauer unter den Neuern, obgleich ein wenig manierirt. Er zeigt gern, wie Michel Angelo, deſſen erſter Nachahmer er iſt, tiefe Kenntniß der Anatomie, erreicht aber, obgleich er zuweilen graziöſer iſt, ſein Urbild nicht. Er ſtarb 1608. Peter Tacca, Schüler des Vorigen und Vollender einiger von demſelben angefangener Werke, ſtarb 1640. Simon Guillain, 1587 zu Paris geboren, ward durch eine Statue Ludwigs XIV., welche er in deſſen zehntem Jahre, zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſtehend, mit einer Fama, die ihn bekränzte, in Erz darſtellte, ſehr berühmt. Er ward einer der zwölf Aelteſten der pariſer Akademie, welche zu ſeiner Zeit geſtiftet wurde, und ſtarb 1658. Jacob Sarraſin, 1590 zu Noyon geboren, bildete ſich zu Rom, und ſtudirte den Michel Angelo mit großem Fleiße. Er verband großes Genie mit Eleganz und Grazie, und wurde in Frankreich, wohin er nach achtzehn Jahren zurückkehrte, der Meiſter einer an berühmten Künſtlern fruchtbaren Schule. Er ſtarb 1660. Franz du Ques-

noi, von den Italiänern il Flammingo (der Flamänder) genannt, wurde 1594 zu Brüſſel geboren, und ſchloß eine innige Freundſchaft mit Pouſſin. Beide lebten ihrer Kunſt mit einem Enthuſiasmus, dem keine Anſtrengung zu groß war. Du Quesnoi's 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom iſt eine der ſchönſten Statuen des neuern Rom ſo wie ſeine Suſanne zu Loretto wegen des Adels der Stellung, der Schönheit des Kopfes, des ſanften Ausdrucks von Schamhaftigkeit und Frömmigkeit, und wegen der vortrefflichen Bekleidung bewundert wird. G. Lorenzo Bernini (ſ. d. Art.). Alexander Algardi, 1602 zu Bologna geboren, war als Maler ein Schüler Ludwig Carracci's, und ließ, als er ſich in der Folge der Bildnerei widmete, noch oft den Maler durch ſeine Werke hervorblicken. Zu Rom verſchaffte ihm Domenichino, deſſen Freund er wurde, zwei große Arbeiten, Statuen des heiligen Johannes und der Magdalena, von übernatürlicher Größe in Stuck. Durch letztere fing er an berühmt zu werden. Nun trug man ihm Ausbeſſerungen verſtümmelter antiker Statuen auf, unter denen die Stücke, welche er dem Herkules des Palaſtes Veroſpi anſetzte, die merkwürdigſten und ſo ſchön waren, daß man die Originalſtücke, als dieſe hernach aufgefunden wurden, der genannten Statue bloß beilegte. Sein berühmteſtes Werk iſt das Basrelief des Attila in der Peterskirche, ſo wie ſeine eherne Statue des Papſtes Innocenz X. die ſchönſte Statue der Päpſte in Rom iſt. Gleichfalls berühmt iſt ſein Crucifix und durch unzählige Copien bekannt. Er ſtarb 1654. Franz Anguier, 1604 zu Eu in der Normandie geboren, arbeitete viel in England, ward in Rom Pouſſins Freund und von der königlichen Akademie zu Paris unter der Claſſe der Lehrer angeſtellt. Dieſe Stadt erhielt viele Werke von ihm; aber ſein ſchönſtes war das Mauſoleum des Herzogs von Montmorency in der St. Marienkirche zu Moulins. Er ſtarb 1699. J. Theodon, ein Franzoſe von Geburt und in Rom Bernini's Nebenbuhler. Die ſchöne Statue des heiligen Johannes im Lateran erwarb ihm Bewunderung. Als die Jeſuiten einen hohen Preis auf die Modelle zweier Gruppen ſetzten, welche jede fünf Figuren enthalten und den Altar des heiligen Ignatius in der Kirche Jeſu ſchmücken ſollten, ſo erſchienen die berühmteſten italiäniſchen und zwei franzöſiſche Künſtler im Wettſtreite, und dieſe beiden Franzoſen, Le Gros und Theodon, erhielten die Preiſe. Theodon ſtarb zu Paris 1680. L. Lérambert, 1614 zu Paris geboren, war auch Maler und verfertigte viele Werke für Verſailles, das Palais Royal u. ſ. w. Seine Werke zeugten von viel Geſchmack und Wahrheit. Er ſtarb zu Paris 1670. P. P. Puget, 1622 zu Marſeille geboren, war Maler, Baukünſtler und Bildhauer. Er ſtudirte ſich ſo ſehr in die Manier des Peter von Cortona zu Rom ein, daß man viele ſeiner Werke für Werke jenes Meiſters hielt. Hätten ihm ſeine Vermögensumſtände erlaubt, die Antiken zu ſtudiren; ſo würde ſich kein neuerer Bildner mit Puget haben meſſen können: trotz dem erwarb er ſich einen unſterblichen Ruhm. Seine erſten Verſuche waren die zwei vortrefflichen coloſſaliſchen Termen am Rathhauſe zu Toulon. Von allen ſeinen Werken, die von jedermann als bleibende Meiſterſtücke geprieſen werden, erwähnen wir hier nur den berühmten Milon, den ſterbenden Fechter, in dem Park zu Verſailles, welches eins der allerſchönſten Werke der neuern Kunſt iſt und ſelbſt dem Laokoon nicht nachſtehen würde, wenn die Formen eben ſo rein wären. Durch Le Brun, der ihn doch ehemals dem Miniſter Colbert empfohlen hatte, verfolgt, verließ er ſeinen Poſten und ſtarb 1684. Caſp. und Balth. Marſy, 1624

und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten gemeinſchaftlich die ehernen Statuen Bacchus und Latona zu Verſailles, wodurch ſie berühmt wurden; aber ſie übertrafen ſich ſelbſt in der zweiten Pferdegruppe der Bäder des Apoll. Der ältere ſtarb 1681 und der jüngere 1684. Franz Girardon, 1630 zu Troies in Champagne geboren, der berühmteſte unter allen Bildnern, welche unter und für Ludwig XIV. arbeiteten. Nach ſeiner Zurückkunft aus Italien erwarb er ſich Le Bruns Freundſchaft und arbeitete nach ſeinen Zeichnungen. Vier Statuen an den Bädern des Apollo erwarben ihm den Preis von 300 Louisd'or. Seine Ritterſtatue Ludwigs XIV. auf dem Platze Vendome, 21 Fuß hoch, war das erſte Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guſſe gegoſſen wurde. Die meiſten ſeiner Meiſterwerke zieren den Park von Verſailles; ſie ſind ſämmtlich, die Pyramidenfontaine ausgenommen, nach Le Bruns Zeichnung entworfen. Er ſtarb 1715. J. Bapt. Tubi, 1630 zum Rom geboren. Seine ſchöne marmorne Copie der Gruppe Laokoon befindet ſich in den Gärten von Trianon. Andere ſeiner Werke befinden ſich zu Verſailles. Er mußte, wie alle Bildner ſeiner Zeit, nach Le Bruns Zeichnungen arbeiten. Martin van den Bogärt, bekannt unter dem Namen Desjardin, wurde 1640 zu Breda in Holland geboren, und 1671 in die pariſer Akademie aufgenommen. Das erſte ſeiner größten Werke war die Ritterſtatue Ludwigs XIV. auf dem Bellecour zu Lyon. Unter mehrern ſeiner Arbeiten erwähnen wir das Denkmal auf dem Platze des Victoires. Dieſe Gruppe, von 13 Fuß Höhe, war der erſte Coloß aus einem einzigen Guß vollendet. Er ſtarb 1694. Anton Coyſevox, 1640 zu Lyon geboren, machte ſich ſchon vor ſeinem ſiebenzehnten Jahre durch eine Statue der Marie in dieſer Stadt bekannt und ward früh ſehr berühmt. Die Statue Ludwigs XIV. im Hofe des Rathhauſes zu Paris war ſein erſtes öffentliches Werk; zu dem Pferde der Statue deſſelben Königs, welche die Stände von Bretagne errichten ließen, wählte er ſechzehn der ſchönſten Pferde, und von dieſen wiederum die ſchönſten Theile aus; dahingegen begnügte ſich Bernini bloß mit einem flüchtigen Studium. Seine Werke ſind in verſchiedenen Städten Frankreichs zerſtreut. Er ſtarb zu Paris 1720. Seb. Stoß, 1655 zu Antwerpen geboren, war Girardon's Schüler. Unter mehrern Werken iſt von ihm die Gruppe Proteus und Ariſtäus und zu Marly die Statue des Vertumnus zu merken. Er ſtarb 1726. Peter le Gros, 1656 zu Paris geboren, erhielt den erſten Preis und reiſ'te in ſeinem zwanzigſten Jahre mit einer Penſion nach Rom. Als die Jeſuiten auf zwei der ſchönſten Gruppen zur Verzierung des St. Ignatius-Altars in der Kirche Jeſu einen hohen Preis geſetzt hatten, ſo überſandte Le Gros, auf Anrathen der Jeſuiten ſelbſt, ſeine Modelle, und zwar ſo, als kämen ſie von Genua. Künſtler und Liebhaber bewunderten ſie einſtimmig und ſprachen ihnen den Preis zu. Hierdurch erwarb er ſich einen großen Ruhm. Unter ſeine vorzüglichſten Werke gehört: ſein berühmtes Basrelief des heiligen Ludwig von Gonzaga; die Figur des heiligen Stanislaus; der heilige Dominicus in der Peterskirche zu Rom, welcher übrigens unter die Meiſterſtücke dieſer Stadt gerechnet wird; die römiſche Dame in den Tuillerien, welche für ein herrliches Denkmal der Wiſſenſchaft und des Geſchmacks des Künſtlers gehalten wird. Er ſtarb 1719, wie man vermuthet, aus Gram über die Gleichgültigkeit, welche ihm die Akademiker zu Paris bewieſen hatten. Nicolas Couſtou, 1658 zu Lyon geboren, erhielt ſchon im 21ſten Jahre von der Akademie zu Paris den erſten Preis und reiſ'te mit Penſion nach Rom, wo er vorzüglich Mi-

chel Angelo und Algardi ſtudirte und das Rauhe des einen durch das Angenehme des andern zu mäßigen ſuchte. Als er nach drei Jahren nach Paris zurückkehrte, wurde er ſehr geſucht, und verfertigte darauf viele Meiſterwerke für die Tuillerien, für Verſailles und für die Kirche Notre-Dame zu Paris. Sein leztes und geſchäzteſtes, obgleich unvollendetes Werk iſt das Basrelief Le passage du Rhin zu Verſailles. Man tadelt an ihm einen zu entſchieden franzöſiſchen Geſchmack. Er ſtarb 1733. Camill Rusconi, 1658 zu Mailand geboren. Von mehrern ſehr geſchäzten Werken wird ſein Grabmal Gregors XIII. in der Peterskirche zu Rom am meiſten gelobt. Er ſtarb 1728. Pierre le Pautre, 1660 zu Paris geboren, verfertigte die Gruppe Aeneas, Anchiſes und Aescanius, in den Tuillerien, welche unter die ſchönſten Werke franzöſiſcher Bildner gerechnet wird. Auch ſeine heilige Marcelline iſt ein ſchäzbares Werk. Er ſtarb 1744. Robert le Lorrain, 1666 zu Paris geboren, ein Schüler Gerardons, verfertigte geſchäzte Arbeiten, hatte aber wenig Glück. Er ſtarb 1743. Angelo Roſſi, 1671 zu Genua geboren, ging in ſeinem achtzehnten Jahre nach Rom und machte ſich durch drei Basreliefs in der Capelle des heiligen Ignatius in der Peterskirche rühmlich bekannt. Sein Basrelief am Grabmale Alexanders VIII. wurde auf Befehl Ludwigs XIV. abgeformt und in der franzöſiſchen Akademie zu Rom als Muſter aufgeſtellt. Eben dieſe Kunſt in Relief iſt es, welche ihm einen unſterblichen Ruhm machte, und in welcher er es mit weit einfachern Mitteln, mit geringerer Hervorſpringung der Figuren des Vordergrundes weiter brachte, als ſein großer Vorgänger Algardi. Unter ſeinen wenigen Statuen zeichnet man die coloſſale Statue des heiligen Jacob aus. Er ſtarb 1715. W. Couſtou, 1678 zu Lyon geboren, der Bruder des Nicolas, übertraf noch denſelben. Er arbeitete mit Le Gros am Basrelief des heiligen Ludwig von Gonzaga, vollendete das von ſeinem Bruder angefangene Basrelief Le passage du Rhin, und machte mehrere vortreffliche Darſtellungen in derſelben Gattung. Unter vielen in den Gärten zu Marly ſich von ihm befindenden Werken werden beſonders zwei Gruppen, deren jede ein Pferd und einen Menſchen vorſtellt, und ſeine eherne, zehn Fuß hohe Figur der Rhone, welche ehemals neben der Statue Ludwigs XIV. zu Lyon ſtand, als Meiſterſtücke genannt. Er ſtarb 1746. Franz Dumont, 1688 zu Paris geboren, erhielt noch ſehr jung den erſten Preis, wurde aber von der Reiſe nach Italien abgehalten, und in ſeinem 23ſten Jahre Mitglied der Akademie. Sein erſtes größeres Werk war ein vom Bliz getödteter Titan, in einem ſchönen Style und fein gearbeitet. Seine Hauptwerke ſind Johannes und Joſeph in der Kirche der heiligen Sulpicia, und Petrus und Paulus eben daſelbſt. Als er in Lille die lezte Hand an das Grabmal des Herzogs von Melun legen wollte, brach das Gerüſt unter ihm, und er wurde beſchädigt. Er ſtarb 1716. Edmund Bouchardon, 1698 zu Chaumont in Champagne geboren, ſtudirte anfangs die Malerei leidenſchaftlich, widmete ſich aber hernach in Rom der Bildnerei, wo er von einem antiken ſchlafenden Faun eine ſchöne Copie machte. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris verfertigte er für die Kirche der heiligen Sulpicia acht Apoſtel, Chriſtus und Maria. Die beiden metallnen Engel eben daſelbſt, welche das Pult halten, trugen viel zu ſeinem Ruhme bei. Beſonders aber zeigte er in der Fontaine, in der Straße Gronelle, dem vorzüglichſten ſeiner Werke, alle ſeine Talente als Bildhauer und Architekt. Am berühmteſten iſt jedoch ſein Amor zu Choiſy, der ſich aus der Keule des Hercules einen Bogen macht. Sein leztes ſeiner ganz würdiges Werk war die Ritter-

ſtatue Ludwigs XV.; vielleicht das ſchönſte Werk dieſer Gattung, welches je hervorgebracht wurde. Er ſtarb 1762. Lambert Sigisbert Adam, 1700 zu Nancy geboren, ſtudirte und copirte zu Rom zehn Jahre die Antike und reſtaurirte die zwölf marmornen Statuen, welche die Geſchichte des Achilles darſtellen, wie er vom Ulyſſes erkannt wird. Die alten Theile dieſer Statuen ſollen von den neu angeſetzten nicht zu unterſcheiden ſeyn. Sein erſtes bedeutendes Originalwerk war das in der Capelle des heiligen Johannes, welches die Maria darſtellt, wie ſie dem heiligen Andreas Corcini erſcheint. Die Römer loben es ſehr. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich zierte er die Cascade zu St. Cloud mit zwei 18 Fuß hohen ſchätzbaren Statuen, die Seine und Marne. Zwei Gruppen, die er für die Gärten zu Choiſy machte, und welche die Jagd und Fiſcherei vorſtellen, erlangten die Zufriedenheit der Kenner nicht, weil der Künſtler ſeinen Fleiß und ſeine Kunſt vorzüglich an das Beiwerk gewendet und die Diana der einen, und die zwei Nymphen der andern Gruppe weniger ſchön gearbeitet hatte. Sie wurden vielleicht deßwegen an den König von Preußen geſchenkt, und befinden ſich zu Sans-Souci. Die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Verſailles iſt von ihm. Er gab eine Sammlung antiker griechiſcher und römiſcher Sculpturen nach ſeinen Zeichnungen geſtochen heraus, und ſtarb 1759. J. Bapt. Lemoyne, 1704 zu Paris geboren, hatte ſeinen Geſchmack durch die großen Modelle der Alten und durch die herrlichen Werke der römiſchen Schule nicht gereinigt und veredelt, und zeigte daher allzuviel franzöſiſche Manier, war in ſeinen Werken zwar voll Geiſt und Feuer, aber incorrect. Im Hotel Soubiſe befindet ſich von ihm die Politik, die Klugheit, die Geometrie, die Aſtronomie, die epiſche und dramatiſche Dichtkunſt. Zu Bordeaux war von ihm eine coloſſale Ritterſtatue Ludwigs XV. und zu Paris in der Militärſchule eine zu Fuß. Er ſtarb 1778. Ren. Michael Slodz, bekannter unter dem ſehr wenig verdienten Namen Michel Angelo, wurde 1705 zu Paris geboren, erhielt zu Rom, wo er ſich beinahe ſiebzehn Jahre aufhielt, oft den Vorzug vor den italiäniſchen Künſtlern, und wurde zur Verfertigung der Gruppe des heiligen Bruno in der Peterskirche erwählt; ſein Grabmal des Marquis Capproni iſt wegen des Ausdrucks und der Kunſt der Draperie ein ſehr ſchätzbares Werk. Er ſtarb 1764. Nic. Seb. Adam, Sigiberts Bruder, 1705 zu Nancy geboren, erhielt in ſeinem 23ſten Jahre von der St. Lucasakademie zu Rom den erſten Preis. Er ſtudirte fleißig die Antike und ſtellte einige verſtümmelte Statuen wieder her. Seinen Märtyrertod der heiligen Victoria für die Capelle zu Verſailles, welchen er in ſeinem 29ſten Jahre verfertigte, hält man für eins ſeiner beſten Werke. Eins ſeiner letzten Werke war Prometheus. Er ſtarb 1778. J. Bapt. Pigalle, 1714 zu Paris geboren, hatte von Natur wenig Anlage zur Kunſt, erſetzte aber dieſen Mangel durch unermüdeten Fleiß. Um nicht unnöthiger Weiſe viele Zeit zu verlieren, machte er ſeine Studien und Copien nach antiken Statuen zu Rom, wo er ſich drei Jahre aufhielt, bloß in Demirelief. Nach ſeiner Zurückkunft fing er zu Lyon ſeinen Merkur an, welcher ſchon allein ihm einen großen Namen unter den Künſtlern machen konnte und ihm die Aufnahme in die Akademie erwarb. Auf Befehl des Königs führte er dieſen Merkur in großem aus, und machte die Venus zum Gegenſtücke deſſelben. Sie iſt vortrefflich garbeitet, kommt aber dem Merkur nicht gleich. Beide Stücke erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmal des Marſchalls von Sachſen zu Straßburg und die Statue Ludwigs XV. zu Rheims waren ſein Werk.

Sein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen war, erwarb ihm wegen der Wahrheit der Formen und des Ausdrucks vielen Beifall. Er ſtarb 1785. W. Couſtou, der Sohn des obigen Künſtlers gleiches Namens, wurde 1716 zu Paris geboren, und half nach ſeiner Zurückkunft von Rom ſeinem Vater an der Pferdegruppe zu Marli. Er blieb lange Zeit ohne Beſchäftigung, bis ihm der König von Preußen den Mars und die Venus auftrug, worauf er bald mehrere Arbeiten erhielt. Er ſtarb 1777.

Bildhauer der Deutſchen. Albrecht Dürer, 1470 zu Nürnberg geboren und 1528 daſelbſt geſtorben, war ein allgemeines Künſtlergenie, zeichnete ſich außer der Malerei, dem Holzſchneiden und Kupferſtechen, welche letztere Kunſt von ihm erfunden war, auch in der Baukunſt und Bildhauerei aus. Leonard Kern, zu Forchtenberg ums Jahr 1580 geboren, bildete ſeine in Deutſchland erlangte Geſchicklichkeit in Italien aus, und arbeitete in Holz, Stein und Elfenbein mit vieler Kunſt. Sein Sohn, Johann Jacob, folgte dem Beiſpiele ſeines Vaters und arbeitete zu Amſterdam und London. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freiſtadt in Schleſien geboren, 1683 zu Berlin geſtorben, beſaß die bis auf ihn unbekannte Kunſt, aus einer Maſſe von Eiſen kleine Ritterſtatuen zu ſchneiden. Von ihm iſt der Kaiſer Leopold I. zu Copenhagen, Carl II. von England als der heilige Georg zu Dresden, und Churfürſt Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller, welcher an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitsſäule zu Wien arbeitete, wurde in der Darſtellung von Luft, Waſſer und Wolken von Niemanden übertroffen. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Italien vorzüglich den Michel Angelo, und wurde nach Berlin berufen, wo er unter andern vielen Werken das Zeughaus verzierte und das Modell zur vortrefflichen Ritterſtatue des Churfürſten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegoſſen wurde. Balthaſar Permoſer, 1650 im Salzburgiſchen geboren und 1732 zu Dresden geſtorben, hat zu Berlin und Dresden viele und zu Leipzig einige vortreffliche Arbeiten hinterlaſſen. Uebrigens ſind Conrad Osner aus Nürnberg und Zwenkhof aus Wien, welche den Sommerhof und Garten zu Petersburg mit hölzernen und marmornen Statuen verzierten, und Dunker und Stahlmeier aus Wien, zwei ſehr gute Modellirer, Wiedemann und Schwarz aus Dresden, C. B. Adam, Sigisbert Michel, und die Gebrüder Ränz rühmlich zu erwähnen. Auch iſt Demoiſelle Collot, neben Properzia Roſſi (ſ. d.) das einzige Frauenzimmer, welche es in der Bildhauerei weit brachte, nicht zu vergeſſen. Jene iſt ein Schülerin des berühmten Falconet, und machte das Modell zu dem Kopfe der Ritterſtatue Peters I., welche Falconet von 1768 bis 1770 in achtzehn Monaten vollendete. Uebrigens iſt bekannt, daß auch Oeſer in mehrern Werken bewies, er könne den Meißel mit nicht geringerer Geſchicklichkeit und Kunſt führen, als den Pinſel.

Bildlich (in der Aeſthetik). Der bildliche Ausdruck iſt dem eigentlichen entgegengeſetzt, und beſteht darin, daß man ſich der Vorſtellung eines ſinnlichen Gegenſtandes, welcher weſentliche und geſetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorſtellung von dieſem mit deſto größerer Lebhaftigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmale und beſonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck ſchon erregten Vorſtellung deſſelben, ſeinem Zwecke gemäß zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entſteht nicht in

allen Fällen aus einem und demſelben Intereſſe, denn bald iſt es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald in dem Geſchmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darſtellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerkſamkeit deſto ſicherer zu erregen und zu feſſeln vermögen, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenſtände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wiſſen wollen, deſto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Sätze Anſchaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einſicht mit dem Vergnügen an Aehnlichkeit und harmoniſcher Thätigkeit des Verſtandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieſer Quelle entſpringen **ſinnbildliche Darſtellungen**, **Parabeln**, **Fabeln** und mehrere redneriſche Figuren. Uebrigens muß man bei der Wahl der Bilder beſonders darauf ſehen, daß ſie aus einem Kreiſe von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt iſt, für welche man ſie braucht, es muß eine wirkliche Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen Merkmalen und den Merkmalen der einzukleidenden Sache herrſchen; eine Uebereinſtimmung, welche nicht bloß zufällig ſeyn und etwa nur für ein Individuum, ſondern welche vielmehr weſentlich Statt finden und allgemein gelten muß. Dieſe Uebereinſtimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erſt eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung erregen, welche derjenigen, die man beabſichtigt, widerſtreben würde; ſie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabſichtigt, übereinſtimmen. Das **Bildliche** iſt übrigens wohl zu unterſcheiden vom **Sinnbildlichen**, vom **Tropiſchen** und vom **Blühenden**.

Bildnerei iſt eine Geſammt- (Collectiv-) Benennung für alle bildende Künſte. Unter dieſen verſteht man ſolche, welche Bilder von körperlichen oder verkörperten Gegenſtänden der äußern ſinnlichen Anſchauung, alſo räumlich, darſtellen. Vermöge ihrer Natur kann die Bildnerei bei ihren Darſtellungen nichts beabſichtigen, als Form und Charakter, und zwar letztern nur in ſeiner ſtrengſten Allgemeinheit, ohne Rückſicht auf alles, was Nüance deſſelben heißen könnten. Um dieſes zu bewirken, hat ſie kein anderes Mittel, als eine todte Maſſe, welcher ſie, unbegünſtigt von der Unterſtützung der Farben, der Form und des Charakters, und durch ſie Geiſt und Leben geben muß. Hieraus geht ſchon von ſelbſt hervor, daß, wenn die Bildnerei mit der Malerei verglichen wird, ſie dieſer durchaus nachſtehen müſſe. Aber eine ſolche Vergleichung iſt gänzlich unſtatthaft; denn beide Künſte, die Malerei und die Bildnerei, haben zwar im Allgemeinen Verwandtſchaft mit einander, ſind aber, im Beſondern genommen, ſtreng von einander unterſchieden, und können daher durchaus nicht mit einander verglichen werden. Da es aber in der Gewalt der Bildnerei ſteht, durch Darſtellung menſchlicher Schönheit (Form) und menſchlicher Tugend (Charakter), gleich der Malerei, Gefühle einzuflößen, und alſo einen ſittlichen Zweck zu erreichen, ſie aber, um zu dieſem Endzwecke zu gelangen, kein anderes Mittel hat, als die bloße Darſtellung der Form und des Charakters; ſo muß dieſe Form und dieſer Charakter der edelſte ſeyn, welchen die Bildnerei nur irgend hervorzubringen im Stande ſeyn dürfte. Wenn unedle Formen in der Malerei, durch die Kunſt und den Reiz der Farbenſchmelzung, immer noch intereſſant bleiben können, ſo würden dagegen dieſe unedlen Formen, als Werke der Bildnerei, nur Widerwillen und Ekel verurſachen, und zwar deßhalb, weil jegliche Kunſt nicht als

bloße todte Nachahmung einen unbewußten Sinnenrauſch und bloßes mechaniſches Vergnügen durch Vergleichung der nachgeahmten Gegenſtände hervorbringen, ſondern im Gegentheile zu den höhern Sinnen des Menſchen ſprechen und dieſe in Anſpruch nehmen ſoll. Da nun der Bildner dieſen Zweck nur durch ſehr einfache Mittel erreichen kann, ſo ſoll auch die Ausführung des Werkes ſelbſt von der höchſten Einfalt, ſowohl in Rückſicht der Stellung, als auch in Betracht der Ausführung ſeyn. Richtige und durchaus fehlerfreie Zeichnung iſt das erſte Erfoderniß eines Werks der Bildnerei, und zwar um deſto unerlaßlicher, je mehr dieſe Eigenſchaft des Kunſtwerks das einzige iſt, wodurch es die Zwecke erreichen kann, die dem Künſtler bei der Darſtellung vorſchweben. Aber dieſe richtige Zeichnung muß der Künſtler zwar in der Natur ſtudiren, jedoch, von ſeinem Genie geleitet, die Mängel, die ſich nothwendig in der Natur vorfinden müſſen, zu vermeiden, und alle einzelnen Theile derſelben zu einem vollkommnen, in ſich zuſammenhängenden Ganzen zu vereinen wiſſen. Richtige, vollkommen künſtleriſche Zeichnung iſt daher dem Bildner noch nöthiger, als dem Maler; denn letzterer ſieht ſich im Stande, die Fehler einer ſolchen Zeichnung durch die Annehmlichkeiten der Farben, durch die mancherlei Wirkungen der Beleuchtung und durch die wunderbaren Spiele des Halbdunkels zu verdecken; bei dem Bildner hingegen erſcheinen die Fehler der Zeichnung ohne alle Hülle, und können durch nichts erſetzt oder verſteckt werden. Die Bildnerei ſtellt gewöhnlich nur eine einzige, oder doch nur ſelten ſehr wenige Figuren neben einander dar. Hieraus folgt denn die deſto größere Verbindlichkeit, dieſer einzigen, oder dieſen wenigen Figuren eine um ſo größere, künſtleriſche Vollkommenheit der einzelnen Theile ſowohl, wie des Ganzen, zu geben. Daß es übrigens die Natur der Bildnerei gänzlich verkennen heißt, wenn man, wie ſowohl in den ältern als neuern Zeiten geſchehen iſt, durch verſchiedene Marmorarten, durch Vergoldungen und durch andere dergleichen unhaltbare Mittel, einen nur allein der Malerei zukommenden, und nur dieſer möglichen Effect hervorzubringen geſtrebt hat, leuchtet in die Augen. Was hier über einen ſehr wichtigen und einer ſcharfen Kritik würdigen Gegenſtand der Bildnerei, nähmlich über die B e k l e i d u n g zu ſagen wäre, ſoll in dem Artikel G e w a n d beſonders abgehandelt werden. Was nun die Geſchichte der Bildnerei im Allgemeinen anbetrifft, ſo kann davon in gedrängter Kürze etwa Folgendes geſagt werden, wobei wir dem Gange folgen wollen, den uns Winkelmann vorgezeichnet hat. Der Urſprung derjenigen Kunſt, die gelehrt hat, Formen der Natur nachzubilden, kann keinem gewiſſen Lande, keinem gewiſſen Menſchen zugeſchrieben werden. Ueberall wollten ſich die Menſchen ein ſichtbares Bild der Gottheit machen, der ſie dienten, und dies Beſtreben erzeugte die Bildnerei. Hierzu wählte man anfangs, wie natürlich, die weichſte Materie, nämlich Erde und Holz, und gab ihr eine Form, die einige Aehnlichkeit mit dem Menſchlichen hatte. Dieſe rohen Verſuche der Kunſt wurden mit der Zeit mehr ausgebildet, und die Geſchichte nennt die H e b r ä e r als das erſte Volk, bei welchem dies geſchah. Die Götzenbilder, welche Rahel dem Laban entwendete, waren wahrſcheinlich von einer ſehr feſten Maſſe, und vielleicht von Erz; wenigſtens kannten die Hebräer früher als andere Völker die Kunſt, das Metall zu ſchmelzen und Statuen daraus zu gießen. Hiervon zeugen zum wenigſten das goldene Kalb in der Wüſte und die Opfergefäße und Leuchter, die der hebräiſche Künſtler aber wahrſcheinlich, als ein Schüler der Aegyptier, verfertigt hat. Dieſe A e g y p t i e r erfanden und trieben die Bildnerei ſchon in den frü-

heſten Zeiten; doch ſcheinen ſich den Fortſchritten derſelben zwei bedeutende Hinderniſſe in den Weg geſtellt zu haben, nämlich Mangel an körperlicher Schönheit und ihre Religionsgeſetze. Ein häßliches Geſicht, ein dicker Leib und grelle Umriſſe ſind die Fehler der Natur, die die Aegyptier mit den Chineſen gemein haben, und die Geſetze in Aegypten verboten den dortigen Künſtlern bei Lebensſtrafe, auch nur die mindeſte Aenderung an den älteſten Statuen ihrer Gottheiten vorzunehmen. Da jeder Ausdruck von Bewegung in den Statuen der Götter geſetzlich ſtreng verboten, hingegen eine todte Unbeweglichkeit das einzige war, was die Begriffe ihrer Religion geſtatteten, ſo folgt daraus, daß dieſe Unbeweglichkeit der Figur alle Talente erſticken, und die Kunſt ſelbſt in beſtändiger Kindheit erhalten mußte. Und wie hätten ſie auch, den Einfluß dieſer Geſetze abgerechnet, die ideale körperliche Schönheit kennen lernen können, da ſie ſtets plumpe, häßliche Geſtalten vor ſich hatten? Hierzu kam noch ein dritter Umſtand, der ſie nothwendig in den Fortſchritten der Kunſt zurückhalten mußte: die Unmöglichkeit nämlich, die Anatomie des menſchlichen Körpers zu ſtudiren, da ſelbſt derjenige, welcher nach den Religionsgeſetzen die Leichname der Verſtorbenen öffnen mußte, nur durch die ſchnellſte Flucht ſein Leben retten konnte. Ohne Kenntniſſe der Anatomie aber iſt es unmöglich, die verſchiedenen Formen des Körpers nachzubilden, und den Bewegungen deſſelben Wahrheit, Ausdruck und Charakter zu geben. Deſſen ungeachtet bemerkt man in den Werken der Aegyptier zwei verſchiedene Style, welche zweien von einander ſehr verſchiedenen Epochen eigen ſind. Die erſte dieſer beiden Epochen geht bis auf die Eroberung Aegyptens durch Cambyſes, die zweite bis auf die Herrſchaft der Griechen nach Alexanders Tode. In dem erſten dieſer Style ſind die Linien, welche die Umriſſe bilden, gerade, wenig ausgeſchweift und lebhaft; die Stellung iſt ſteif und gezwungen. Bei ſitzenden Figuren ſind die Füße nahe an einander geſtellt, und die Beine parallel; bei ſtehenden Figuren befinden ſich die Füße ebenfalls in gerader Richtung. Die herabhängenden Arme ſind ganz ohne Bewegung, und an weiblichen Figuren hängt nur der rechte Arm an der Seite herab, der linke iſt über den Buſen gebogen. Nur die auffallendſten Knochen und Muskeln ſind ſchwach angegeben. Auch haben die Köpfe der Aegyptier aus dieſer Periode platte, in ſchiefer Richtung liegende Augen, und die Knochen über den Augenbraunen ſind flach, woraus Köpfe ohne Ausdruck und Charakter entſtehen; die Ohren ſtehen gewöhnlich ſehr hoch, und die Füße ihrer Figuren ſind flacher und weit größer, als in der Natur. Aber obgleich die menſchlichen Figuren der Aegyptier ohne alles tiefere Studium der Natur ausgeführt ſind, ſo kennt man doch ägyptiſche Sphinxe und Löwen, an welchen man eine gute Ausführung, Mannigfaltigkeit der Umriſſe, Weichheit der Formen, Verbindung der Theile und Gefühl der Muskeln und Adern bewundert. Es war alſo den ägyptiſchen Künſtlern wahrſcheinlich nur erlaubt, an Thieren ihre Kunſt zu zeigen. Den zweiten dieſer beiden Style glaubt Winkelmann an zwei Figuren von Baſalt auf dem Capitol, und an einer andern auf der Villa Albani zu finden. In dem Geſichte der einen findet er noch ſehr merkliche Züge des erſtern Styls, aber die Hände ſind ſchöner, und die Füße weiter von einander entfernt. Eine der zwei Figuren des Capitols iſt nicht, wie ſonſt die Aegyptier wohl zu thun pflegten, an irgend etwas angelehnt, ſondern ſteht frei und zeigt alle Seiten derſelben. Doch ſind andere Archäologen, nach genauerer Unterſuchung dieſer drei Figuren und des Charakters ihrer Bekleidung, geneigt, ſie auch zu dem er=

ſten und folglich einzigen Style der Aegyptier zu rechnen. Uebrigens arbeiteten ſie ihre Statuen nicht nur mit dem Meißel, ſondern polirten ſelbſt diejenigen ſehr fleißig, welche auf Obelisken zu ſtehen kamen, und gaben ihnen oft Augen von koſtbaren Steinen, welches auch, aber gänzlich verfehlt, die Griechen bisweilen thaten, und die Indianer noch bis jezt thun. Die Phönicier waren im Alterthume berühmte Künſtler; Homer erhebt einen Becher derſelben über alle Becher der Erde (Il. 23, 740 bis 744). Die Künſtler, welche den ſalomoniſchen Tempel bauten, waren Phönicier. Von ihren Werken iſt uns nichts übrig geblieben, als zehn Münzen der Carthaginenſer, einer phöniciſchen Colonie, welche in dem Cabinet des Großherzogs von Florenz aufbewahrt werden, und mit den ſchönſten von Groß-Griechenland verglichen werden können. Die Perſer liebten zwar das Schöne der menſchlichen Geſtalt, vermochten jedoch nicht, daſſelbe zum eigentlichen Gegenſtande der Bildnerei zu machen, weil theils ihre Art ſich zu kleiden, theils aber auch der ſtrenge Wohlſtand, den ſie in der Körperbedeckung beobachteten, dem Künſtler den Anblick des Nackten entzogen. Sie konnten daher kaum eine andere Schönheit kennen lernen, als die des Geſichts und eines majeſtätiſchen Wuchſes. Zu dieſem großen Hinderniſſe kamen noch zwei andere, die vielleicht noch nachtheiliger auf die Bildnerei der Perſer wirkten, als die vorhin angeführten. Ihre Religion, die die Gottheit bloß unter der Geſtalt des Feuers verehrte, gab den Künſtlern keine Veranlaſſung zur Ausbildung und Vervollkommnung ihres Genie's. Eben ſo geſtattete ihre Staatsverfaſſung, nach welcher niemand groß war, als der König, auch nicht, daß irgend ein Mann im Staate als groß verehrt und demſelben eine Statue errichtet werden durfte. Einige ihrer Münzen, die bis auf unſere Zeiten gekommen, und unter den Nachfolgern des Cyrus geprägt worden ſind, zeigen von keinem beſſern Style, als der an den ſchlechteſten gothiſchen Münzen angetroffen wird. Weibliche Figuren ſieht man auf keinem ihrer Denkmale. Die Hetrurier ſcheinen die Bildnerei eher geübt zu haben, als die Griechen, ob es gleich ausgemacht zu ſeyn ſcheint, daß ſie die erſten Anfangsgründe derſelben von griechiſchen Coloniſten erlernt haben. Ihre frühere Ausbildung derſelben mag der Ruhe zugeſchrieben werden, welche die Hetrurier genoſſen, da hingegen Griechenland um dieſe Zeit in unaufhörliche Kriege verwickelt war. Doch blieben die Hetrurier ſpäterhin in Ausübung der Bildnerei weit hinter den Griechen und beſonders hinter den Athenienſern zurück. Der Grund hiervon liegt nicht, wie Winkelmann und das kurzgefaßte Handwörterbuch der ſchönen Künſte meinen, in der düſtern, ernſten Gemüthsſtimmung der Hetrurier, ſondern in der Verſchiedenheit der Staatsverfaſſung, Religion und des Clima's. In den hetruriſchen Kunſtwerken der Bildnerei, die oft eine große Aehnlichkeit mit denen der Griechen haben, erkennt Winkelmann drei verſchiedene Style. Der erſte zeichnet ſich durch gerade Linien, ſteife Stellungen, gezwungene Handlungen und eine unvollkommene Idee von der Schönheit des Geſichts aus. Einige kleine hetruriſche Figuren von Bronze aus dieſer Periode ſind daher in mehreren Stücken den ägyptiſchen ähnlich. Den Charakter des zweiten Styls der Hetrurier machen Stärke des Ausdrucks, ſehr ſcharfe, etwas übertriebene Anzeige der Theile, reihenweis gelegte Haare, gezwungene und nicht ſelten gewaltſame Stellung. Derſelbe unterſchiedene und beſtändige Charakter findet ſich auch in den Künſtlern des neuern Hetruriens. Dieſer Styl iſt ſo manierirt und unwandelbar, daß ſie den Apoll, Mars, Herkules, Vulkan in einem und ebendemſelben Charakter zeichneten.

Der dritte Styl der Hetrurier iſt ſelbſt nach Winkelmann nicht ihr eigener, ſondern ein von den Griechen, die nun den ſchönſten Theil von Italien eingenommen hatten, erborgter, und folglich ein Styl der Nachahmung, welcher mit dem ſchönen griechiſchen eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Griechen ſind, im Vergleich gegen die Aegyptier, Chaldäer und die indiſchen Nationen, ein ſehr ſpät cultivirtes Volk. Als ſie aus dem erſten Zuſtande der roheſten Unwiſſenheit traten, hatten die Aegyptier ſchon Pyramiden und Obelisken, und die Hebräer Götzenbilder; in dieſer Periode kannten die Griechen zur Bezeichnung ihrer Gottheiten nur unförmliche Klötze und rohe, oder doch nur viereckig gearbeitete Steine. Solcher rohen Zeichen der Gottheiten fand Pauſanias noch an mehreren Orten Griechenlands, namentlich zu Pherä in Arcadien, dreißig. Erſt lange Zeit nachher unternahmen ſie es, runde und wie ein Kopf grob zugehauene Steine auf Würfel oder längliche Säulen zu ſetzen, und ſtellten z. B. den Jupiter zu Tegea in Arcadien auf dieſe Weiſe vor. Dieſe Statuen nannten ſie Hermen, weil man dem Hermes (Merkur) wahrſcheinlich zuerſt eine ſolche Statue errichtete, oder weil das Wort Herma überhaupt jeden großen Stein bezeichnete. Nach und nach wurden dieſe Hermen mehr ausgebildet, und die Geſchlechts-Charaktere ungefähr in der Mitte des Steins angedeutet, bis man endlich anfing, die Trennung der Schenkel durch einen Einſchnitt anzudeuten. Aber bald wurden die Griechen durch ihre Sitten, Religions- und Staatsverfaſſung, Clima und Gemüthsſtimmung in den Stand verſetzt, die ſchnellſten und erſtaunenswürdigſten Fortſchritte in den Künſten zu machen. Jedoch mußten dieſe Fortſchritte, dem Gange der Natur gemäß, allmälich geſchehen, und ſo bemerkt man denn auch in der Kunſt der Griechen mehrere Stufen, von denen Winkelmann beſonders vier aushebt, und ſie den älteſten, den hohen, den ſchönen und den Styl der Nachahmer nennt. Die Werke des ältern Styls, der mit dem Dädalus anfing und bis auf die Zeiten des Phidias geht, waren gewöhnlich von Holz und den ägyptiſchen vollkommen ähnlich, ob es gleich aus der Geſchichte mehr als wahrſcheinlich iſt, daß die Griechen nicht von den Aegyptiern lernten. Die Formen dieſer Statuen waren eckig; der Kopf, deſſen Geſchlecht man nicht unterſcheiden konnte, zeigte von allen den Merkmalen, die den Anfang jeder Kunſt charakteriſiren, und welche man auch an den ägyptiſchen Statuen vorfand; die Augen waren blinzend, die Haare in kleine Ringel geordnet, und glichen dicht neben einander liegenden Beeren einer Weintraube. Uebrigens war, nach Winkelmann, die Zeichnung nachdrücklich, aber hart; kräftig, aber ohne Grazie; und der ſtarke Ausdruck verminderte die Schönheit. Die Kunſt war ſtreng und hart wie die Gerechtigkeit dieſer Zeiten, die auf das geringſte Verbrechen den Tod ſetzte. Uebrigens beweiſ't die marmorne Pallas in Lebensgröße in der Villa Albani, die älteſte Statue, die wir noch beſitzen, daß die griechiſchen Künſtler aus dieſer Epoche, gleich den ägyptiſchen, ihre Werke ſehr fleißig ausarbeiteten; wie überhaupt der Fleiß in der Ausführung leichter und früher erlangt wird, als die Kenntniß des Schönen. Ein beſonderer Umſtand dieſer Epoche iſt, daß die Künſtler ihre thönernen Statuen, beſonders die des Jupiter und Pan, mit Roth anſtrichen, welches ohne Zweifel auf die Gewohnheit roher abgöttiſcher Nationen hindeutete, vermöge welcher dieſe die Bilder ihrer Götter mit dem Blute der Opferthiere beſprengten. Der zweite, oder der hohe Styl der griechiſchen Kunſt, welchen Phidias ſchuf, wurde nothwendig durch den ältern vorbereitet; denn durch die Härte deſſelben offenbarte ſich der ge-

nau bezeichnete Umriß und die Sicherheit in der Ausführung des erſten Styls, und die Zeichnung des zweiten Styls führte durch männliche, obgleich etwas harte und genau begränzte Umriſſe zur Wahrheit und Schönheit der Form. Die Künſtler des erſtern ältern Styls hatten ſich ein Syſtem von Regeln aufgeſtellt, welche zwar von der Natur entnommen waren, von denen ſie ſich aber nach und nach entfernten und zum Ideal aufſtiegen. Die Künſtler der zweiten Periode hingegen erhoben ſich über dieſes Syſtem, und näherten ſich der Wahrheit der Natur, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurden, allmälig von dem Harten und Eckigen der Figur in flüſſige Umriſſe derſelben überzugehen, und weniger gelehrt, aber ſchön, erhaben und groß zu werden. Dennoch wurde noch hin und wieder in der Zeichnung dieſes hohen Styls das Gerade des ältern beibehalten, wodurch die Umriſſe allerdings noch hin und wieder eckig blieben; ſo wie denn auch das Streben nach Größe und nach dem, was die Künſtler Geiſt und Gefühl nennen, ihren Figuren einen Schein der Härte geben mußte, welche nicht allein den Künſtlern des erſten Styls, ſondern auch denen des zweiten vorgeworfen werden kann. Indeſſen geſtehen wir unſerer Seits, daß uns die Härte dieſes zweiten Styls eine qualitative und geiſtige, diejenige hingegen des erſten Styls eine qualitative und bloß materielle zu ſeyn ſcheint. Winkelmann führt als die vorzüglichſten Werke aus dieſer Periode an, eine Pallas, neun Palmen hoch, in der Villa Albani, welche ihm der großen Bildner jenes Zeitalters würdig zu ſeyn ſcheint. Ihr Kopf hat bei hoher Schönheit eine gewiſſe Härte, welche freilich durch mehr Rundung und Lindigkeit zur Grazie geworden wäre; ferner die Niobe und ihre Töchter in der Villa Medici, welche man aber nicht an jenem Scheine von Härte, ſondern vielmehr an dem gleichſam unerſchaffenen Begriffe der Schönheit, vornehmlich aber an der hohen Einfalt, ſowohl in der Bildung der Köpfe, als in der ganzen Zeichnung, an der Kleidung und Ausarbeitung, als Werke dieſes Styls erkennt. Die Formen ſind ſo einfach, daß ſie nicht durch die Bemühungen der Kunſt hervorgebracht, ſondern gleichſam wie ein Gedanke erweckt und wie von einem Hauche geblaſen zu ſeyn ſcheinen. Der dritte oder der ſchöne Styl der griechiſchen Kunſt fängt mit dem Praxiteles an, und erlangte durch Lyſippus und Apelles ſeinen höchſten Glanz. Die vornehmſte, ausgezeichnetſte Eigenſchaft deſſelben iſt Grazie. In der Zeichnung deſſelben wurde alles Eckige vermieden, was bisher noch in den Statuen großer Künſtler geblieben war, welches man vorzüglich dem Verdienſte des Lyſippus zuſchreibt, welcher nur das in der Natur nachbildete, was ſie Sanftes, Reines, Fließendes und Angenehmes hatte. Er glaubte, Erſtaunen zu erwecken, ſey weniger der Zweck der Kunſt, als zu gefallen. Dieſer Theorie zu Folge mußten ſeine Formen und Umriſſe weich, fließend und wellenförmig ſeyn. Grazie war daher die faſt unentbehrliche Eigenſchaft dieſes ſchönen Styls, und ſo zeigt ſie ſich auch in den Geberden, in der Handlung und Bewegung des ganzen Körpers, in dem Wurfe der Kleidung und dem ganzen Anzuge. Dieſe Grazie des ſchönen Styls milderte das Ungeſtüme und Laute der Leidenſchaften und Gefühle, ſo daß z. B. die größte Pein im Laokoon gleichſam unausgedrückt und verſchloſſen blieb. Uebrigens blühte dieſer ſchöne Styl der griechiſchen Kunſt noch nach Alexanders Tode in verſchiedenen Künſtlern. Die Meiſter deſſelben hatten die Formen der Schönheit ſo ausſtudirt, auch die Umriſſe der Figuren ſo ſtreng beſtimmt, daß man, ohne zu fehlen, weder über dieſe Beſtimmungen hinausgehen, noch innerhalb derſelben zurückbleiben konnte; die Schönheit war demnach in der

menſchlichen Bildung nicht höher zu treiben. Die Darſtellungen der Götter und Helden waren in allen nur möglichen Stellungen und Lagen gebildet, ſo daß es den ſpätern Künſtlern ſchwer fallen mußte, deren neue zu erdenken. Und ſomit ſtand nun die Kunſt der Bildnerei auf dem höchſten Gipfel der Vollendung, über welchen hinaus kein weiteres Fortſchreiten Statt finden konnte. Da es aber weder in der phyſiſchen noch moraliſchen Welt irgend einen Stillſtand gibt noch geben kann, ſo folgt hieraus, daß die Kunſt nothwendig zurückſchreiten mußte, welche Rückſchreitung dann auch mit der vierten Periode, oder der Periode der Nachahmung, einzutreten anfing. Die Künſtler nämlich, die nichts Neues mehr erfinden konnten, mußten nothwendig darauf verfallen, das Vorhandene zu copiren, und ſomit entſtanden die Nachahntungen derjenigen Werke, welche den höchſten Ruhm des dritten Styls begründet hatten. Wer ſich nun ein bereits vorhandenes Werk zum Modell vorſetzt, der bemüht ſich natürlich nicht, ein eigenes in der Kunſt zu ſchaffen, ſondern er zeichnet vielmehr mit ſclaviſcher Aengſtlichkeit die Umriſſe und Formen ſeines Modells. Die Zeichnung wird alſo furchtſam, die Umriſſe werden aus Mangel an eigenem Ideale Abdrücke ängſtlicher Mühe, und das Ganze ein Mittelding zwiſchen dem Product eines freien Genies und einer peinlichen Sclaverei ſeyn. Das Beſtreben, dasjenige durch Fleiß zu erſetzen, was dem Werke an Kenntniß und Wiſſenſchaft fehlt, wird nach und nach in mechaniſchen Einzelnheiten ſichtbar werden. Und ſomit entſtand, wie geſagt, der vierte Styl, oder die Periode der Nachahmung. Da nun die Bildnerei auf dieſem Wege immer tiefer und tiefer ſank, ſo leiſtete man nach und nach gänzlich Verzicht darauf, ſich Ideale zum Vorwurfe der Kunſt zu ſchaffen; man begnügte ſich im Gegentheile damit, portraitirte Köpfe und Bruſtbilder hervorzubringen. So findet man z. B. ſehr ſchöne Köpfe des Macrinus, Septimius Severus und Caracalla. Aber der Werth derſelben beſteht allein im Fleiße. Die Künſtler der frühern, ſchönern Perioden hatten die kleinen Theile der Natur vernachläſſigt; die Künſtler dieſer letztern Periode hingegen verwendeten den größten Fleiß darauf. Das ging ſo weit, daß man in dem Jahrhunderte, in welchem der Bogen des Septimius Severus errichtet wurde, ſogar an den idealiſchen weiblichen Figuren, an den Trophäen tragenden Victorien, die Adern ausdrückte. — Die Darſtellungen der bildenden Künſte kann man eintheilen: I. nach den Gegenſtänden ſelbſt, und II. nach der verſchiedenen Art und Weiſe, wie die Formen dieſer Gegenſtände nachgeahmt werden können. I. Die Gegenſtände der bildenden Kunſt werden eingetheilt 1. in Darſtellung von freien Schönheiten der Natur: a. Nachbildungen von Landſchaften und Seeſtücken. b. Nachbildungen von Blumenſtücken, Früchten, Pflanzen, Bäumen. 2. Darſtellung von Formen, deren Wirkung auf das Gefühl, und deren Beurtheilung durch Ideen beſtimmt iſt, als: a. Darſtellung von Thieren und Menſchen, und dieſe letzteren in Portraits, ganzen Figuren, hiſtoriſchen Stücken. b. Allegoriſche Darſtellungen. II. In Anſehung der Art und Weiſe dieſer Nachbildungen gibt es plaſtiſche Künſte und zeichnende Künſte und Malerei. 1. Plaſtiſche Künſte. Dazu gehören: a. Plaſtik im engern Sinne, oder Bildformerkunſt, wo bloß in weichen Maſſen, vorzüglich in Thon, Gyps und Wachs, gearbeitet wird. Im engſten Sinne iſt Plaſtik Bildnerei aus Thon. Die aus Gyps nennt man Stuckaturarbeit, die aus Wachs Boſſir- oder Pouſſirkunſt, welche Benennung jedoch ſehr allgemein für Plaſtik überhaupt genommen wird. Die Plaſtik liefert überhaupt die Modelle für die übrigen Werke raumerfüllen-

der Bildnerei. b. Bildgießerkunſt; Wachs=, Gyps=, Metallgießer. c. Bildhauerei (ſ. d. A.). d. Bildſchnitzerei; Formſchneidekunſt; Drechſelkunſt. e. Steinſchneidekunſt, Bildgraberei. 2. Zeichnende Künſte, welche ſich von den plaſtiſchen dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht, wie dieſe, durch wirkliche, ſondern nur durch ſcheinbare Gränzen, alſo nur für das Auge, nicht aber zugleich für den Sinn des Betaſtens, Bilder räumlich darſtellen können. a. Die Zeichenkunſt an und für ſich ſelbſt. b. Die Kupferſtecherkunſt. c. Die Stempelſchneidekunſt für Medaillen und Münzen (füglicher aber möchten wir dieſen beiden letzten Künſten ihren Platz unter den plaſtiſchen Künſten, und zwar neben der Steinſchneidekunſt anweiſen). d. Malerei, die den Werken der bloßen Zeichnenkunſt die ſichtbare Eigenſchaft der Körper, die Farbe, verleiht. e. Moſaik (eingelegte Arbeit). f. Stickerei. g. Wirkerei. h. Federmalerei. Einige rechnen auch Mimik, Gartenkunſt, Baukunſt, ja ſelbſt den Tanz unter die Definition der bildenden, oder, wenn man will, nachbildenden Künſte.

Bildſäule, eine jede Säule in der weiteſten Bedeutung dieſes Wortes, in ſo fern ſie ein Bild vorſtellt. Man verſteht darunter 1. ein aus einer feſten Maſſe verfertigtes, erhobenes oder freies Bild, ein **Standbild**; 2. in der Baukunſt, Köpfe, auch Bruchſtücke von Menſchen, deren Rumpf aus einem vierkantigen, unten ſchmal zulaufenden Steine beſteht. Letztere heißen **Thermen**.

Bildung iſt ein Vorzug, den nur der Menſch, aber, wie die Verhältniſſe noch ſtehen, nicht jeder Menſch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anläſſen und Hülfsmitteln müſſen ſich vereinigen, um das rohe Geſchöpf mit menſchlichem Angeſicht und menſchlicher Stimme zum Menſchen zu machen und aus dem harten Dienſte der Naturnothwendigkeit, in dem es überall ſeine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eiſerne Himmel des Nordens und die Glut des Südens läßt keine freiere Entwickelung der menſchlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsſtrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menſchen der Anſtrengung und Uebung ſeiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig iſt, ſeine Thätigkeit zu belohnen, ſcheint zum Sitze der Bildung beſtimmt. Hier wo eine glückliche Miſchung der Elemente dem Körper Geſchmeidigkeit gibt und den Aufſchwung des Geiſtes befördert, finden wir die gebildetſten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau feſſelte ſie an beſtimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte ſie bauen, der Nachahmungstrieb Geſtalten formen und in die Töne der belebten Natur einſtimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten ſie in Denkmälern und Feſten an, ſprachen ſie in Geſchichten nnd Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutſamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewann Gefühl und Gedanke den entſprechenden Ausdruck; die Geſellſchaft das Organ einer leichten Mittheilung ihrer Kenntniſſe nach allen Seiten; die Kunſt den Stoff und Antrieb ihrer Uebungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrſchaft unter den Menſchen. Die Mitte des ſüdweſtlichen Aſiens wurde die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteſte und als die Mutter der unſrigen die wichtigſte iſt. Nur an die Zone, doch nicht an beſtimmte Länder gebunden, wanderte ſie von Oſten nach Weſten, und die Betriebſamkeit der europäiſchen Occidentalen hat ihre im Orient allmälich verſteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfaſſungen der Europäer, die Rei-

bungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegſameren Straßen und Gewäſſern, ihre öffentlichen Anſtalten und gemeinſchaftlichen Unternehmungen, ihre religiöſen Myſterien und philoſophiſchen Schulen waren wechſelsweis Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgend übertroffener Schönheit und Rundung erſcheint, und zum Unterſchiede von der modernen, der ſie zum Muſter dient, nun die antike heißt. Ihre Wendepunkte waren religiöſe Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thatengröße, Publicität und moraliſche Kraft, der Mythenglaube ſchmückte ſie mit den Reizen einer Poeſie, die auch dem Vernunftloſen menſchliches Leben mittheilte und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menſchenwelt treu und unverhüllt hervortreten zu laſſen, weil ſie noch ſchön war. Die Bildung der Alten zeigt ſich daher als ein geſundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältniſſe, ſie weiß nichts von Abſichtlichkeit und Affectation, ſie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühſamen Demonſtrationen, um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit ſie auf dem Wege der Natur fortſchreitet, gefällt durch ſich ſelbſt. Doch hatte ſie mit den Blüthen, wie die Anmuth, ſo auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römiſche Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Speculationen einer Philoſophie, die die Natur entſeelend dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom wurde die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausſchweifendſten Luxus und der Ernſt ihres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantaſie, und auch ihre letzten Schatten verſchwanden mit dem Falle des römiſchen Reichs. Auf deſſen Trümmern ſtehen im Occident germaniſche Völker, ihre Sitten und Sprachen verſchmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der ihnen eigenthümliche Adel des Geſchlechtsverhältniſſes, der ein romantiſches Frauenreich ſchuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Chriſtenthums wurden unter der planmäßigen Leitung der Hierarchie die Elemente einer neuen Bildung, bei der die antike, ſo weit man ſie noch aus ihren Reſten und Reminiscenzen kannte, nur ein Gegenſtand des geiſtigen Luxus der Gelehrten und Künſtler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Friſche und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Ob nun gleich die germaniſchen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenſtabe des Vormunds in Rom nur allmälich gehorchen lernten, ſo wuchſen aus ihrer Natur und Landesart doch bloß ihre Nationaleigenheiten, jedem beſondre, ſcharf von den fremdartigen geſchiedne in behaglicher Freiheit hervor, das auf dieſen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die moderne Bildung iſt ein Product beſtimmter Abſichten und zwangvoller Verhältniſſe. Sie unterſcheidet ſich von der antiken ſowohl durch dieſe Entſtehungsart, als auch durch den Umſtand, daß ſie, weil es den Neuen an Oeffentlichkeit des Lebens, an Feſten, wo das Schöne der Gegenſtand eines allgemeinen Genuſſes geworden wäre, ja im Ganzen ſelbſt an Sinn dafür gebrach, nie die Maſſe der Völker völlig durchdringen konnte, ſondern bis in die neuſten Zeiten ein Prärogativ der Höfe, der höheren Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmäler in Kunſt und Wiſſenſchaft ausgegangen ſind. Der Natur fremd geworden erſcheint ſie bald als eine mehr oder weniger verunglückte Nachahmung der Alten und nur in wenigen großen Geiſtern

originell; bald ſucht ſie, von der Religion ſelbſt dazu angeleitet, ein verlornes Paradies, ohne es zu finden. Ueberall von der Anſchauung zur Abſtraction, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Ueberreiz in Anſtrengung und Genuß ohnehin geſchwächten Körper immer mehr abſtreifend, geht ſie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele, das in der Unendlichkeit liegt, ohne ſich wehmüthiger Rückblicke auf die goldne Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein kräftiges Ganzes und der Menſch mit der Natur und ſich ſelbſt eins war. Daher die ſentimentale Sehnſucht, das mühſame Streben, das krankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuen, daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Reflexion und Kritik, die ſich in Theorien und Projecten erſchöpft, die ſchöne Natur, hinter der die Wirklichkeit des modernen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu übertreffen. Aber weder die Unſchuld der Urwelt, noch die harmoniſche Schönheit der griechiſchen Bildung, werden ſie zurückbringen können, der ewige Erzieher des Menſchengeſchlechts wiederholt ſich nicht, jede Epoche ſeiner Führung bringt neue Formen zu Tage; auch die Form der modernen Bildung beurkundet auf ihre Weiſe das Fortſchreiten der Menſchen. Die unbehaglichen Widerſprüche, in welche die Neuen zugleich rückwärts und vorwärts ſchauend, und immer nach dem Unerreichbaren haſchend, ſich mit ſich ſelbſt verwickelt haben, können friedlich gelöſ't werden und in ein ſichres, freudiges Streben übergehen, wenn man ſich endlich darein ergeben wird, für uns ſey nur Troſt und Rettung in der Idee, auf die das Chriſtenthum, das mit ſeinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen einmal das Hauptelement unſrer Bildung iſt, hinweiſ't. Und deutlich genug ſticht dieſe Tendenz zum Idealen in den beſſern Leiſtungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forſchung, allumfaſſende Wißbegierde, ein ſcharfer Verſtand, eine des Fernſten und Höchſten mächtige Phantaſie und ein Vermögen zu abſtrahiren und zu combiniren, dem die Alten nur ſpärliche Anfangsgründe an die Seite zu ſetzen haben, zeichnet die Werke der modernen Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geiſtreiche Zöglinge der antiken Plaſtik, ſo wetteifern doch die Heroen der italiäniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und deutſchen Dichtkunſt rühmlich mit den herrlichſten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemſterhuis, Kant u. ſ. w. ringen mit Plato und Ariſtoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verſtummt im Inſtrumentenſturm einer haydnſchen Symphonie, und Zeuxis Trauben verſchwinden vor Rafaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzſchnitt und Kupferſtich, die Buchdruckerkunſt mit ihrem unabſehlichen Einfluſſe, der Compaß zur Schiffahrt und der Wechſelbrief zum Handel ſind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunſtreichen Arbeiten und Maſchinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienſtbar machen und tauſend neue Bedürfniſſe befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen die moderne Raffinerie, deren größte Reſultate unſre Zeit an den ungeheuern Wirkungen der Staats- und Kriegskunſt Napoleons zu erkennen glaubte. Ob die ſittliche und religiöſe Bildung der Menſchen bei dieſen Fortſchritten gewonnen hat, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von e i n e r Bildung, der menſchlichen, die ſich durch Gymnaſtik und Muſik *) vollenden ließ und zu allen Dingen nütz war. Die Künſtlich-

*) M u ſ i k im Sinne der Griechen iſt die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den M u ſ e n geheiligten Künſte und Wiſſenſchaften.

keit der modernen Verhältniſſe und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfniſſe und der Mittel, ſie zu befriedigen, hat dieſen einen Stamm in hundert Aeſte geſpalten und ein Individuum unſerer Zeit bringt es mit aller Mühe nicht dahin, ſie wieder zu einem Ganzen in ſich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Bildung anlegen und bald Verſtand und Einbildungskraft im Denken und Combiniren des Wahren und Möglichen, bald dieſe beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müſſen, um unſre Seelenkräfte zu entwickeln, als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer claſſiſchen, als Conſervatoren der Literatur einer gelehrten und literariſchen, und wo wäre irgend eine Wiſſenſchaft und Kunſt, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, ſpeciell auf ihr Gebiet berechnete und den Fleiß eines ganzen Menſchenlebens in Beſchlag nehmende Bildung erfoderte. Aehnliche Anſprüche machen die verſchiedenen Stände, Geſchäftskreiſe und Gewerbe der bürgerlichen Geſellſchaft; militäriſche, cameraliſtiſche, mercantiliſche, ökonomiſche Bildung wird in eignen Inſtituten erworben und unſer Jahrhundert hat es ſogar zu einer beſondern Bildungsanſtalt für Runkelrübenzuckerfabrikanten gebracht. So iſt die Aufmerkſamkeit und Kraft der neuſten Neuen in tauſend einzelne Zweige der Cultur zertheilt, wie hätten ſie Zeit den Menſchen in ſich auszubilden, da ſie kaum mit dem Bürger fertig werden. Viele fangen es daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang der Verhältniſſe, der National- und Standesgeiſt aus ihnen macht, und ſchwer verbergen ſie die oft verletzenden Ecken dieſer Einſeitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den ſie als ein zum äußern Anſtande nothwendiges Geſellſchaftskleid für die Converſationsſtunden anlegen. Aber die geſellige Bildung, in der die feineren Cirkel der Franzoſen den Ton angaben und die höheren Stände aller europäiſchen Nationen ſich verſtehen, hat einen edlern Sinn. Sie ſetzt Einſichten und Kenntniſſe, die über alles, was den Menſchen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine ſchnelle und richtige Ueberſicht der Verhältniſſe, eine Leichtigkeit und Uebung des Geiſtes im Gebrauche der mannigfaltigſten Formen, kurz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Geſpräch die rechte Stelle, die anziehendſte Bedeutung, den ſchicklichſten Ausdruck und die heiterſte Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt ſie die angenehmen Talente und Kunſtfertigkeiten, deren ſinnvolle Leiſtungen beſcheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß nnd Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude ſtimmen; oder wenn man dieſe empfehlenden Eigenſchaften nicht in hinlänglichem Grade beſäße, um der Geſellſchaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfodert ſie doch wenigſtens eine ſich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was ſie zur Befriedigung der höheren Bedürfniſſe des Geiſtes darbieten will. Vergl. d. Art. Converſation. Alle Zweige der modernen Bildung fänden in dieſer geſelligen, die Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft angenehm verſchmilzt, den beſten Vereinigungspunkt, gehörten die Kreiſe, in denen ſie einheimiſch iſt, nicht unter die Seltenheiten. Und auch dieſe gebildeten Kreiſe ſind nicht ganz frei von dem Einfluſſe der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweiſe von einander unterſcheiden und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Individualität keinesweges für Merk-

male wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte kräftig ausgeſprochne und unter günſtigern Umſtänden auch wohl zum Theil ausführbare Idee einiger Theoretiker *), dieſe Volksindividualität durch gewiſſe ihr angemeßne Anſtalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menſchheit zu erziehen, anbelangt, ſo läßt ſich, weil ſie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine beſtimmte Hoffnung darauf bauen. Wie ſehr daher auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedes in Romanen und Dichtern etwas beleſene, durch feinere Bedürfniſſe des Luxus und eine gewiſſe Höflichkeit vor der niedern Volksclaſſe ausgezeichnete Mitglied der Geſellſchaft mit dem Prädicate der Bildung beehrt, von der Allgemeinheit des Beſtrebens gebildet zu heißen zeugen mag, ſo wird es doch bei der Seltenheit des Zuſammentreffens günſtiger Umſtände und edler Tendenzen mit glücklichen Anlagen des Geiſtes und Herzens immer nur wenige auserleſene Individuen geben, welche nach einem der Beſtimmung des Menſchen angemeßnen Begriffe von Bildung gebildet genannt zu werden verdienen. *Bilden* heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf *Menſchenbildung* abgeſehen iſt, kein andres ſeyn, als das *Bild des Menſchenideals* oder nach den Anſichten der Religion, das *Bild der Gottheit*. *Bildung* in dieſem allgemeinen Sinne iſt uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbſtthätigkeit zu bewerkſtelligende harmoniſche Entwicklung der geſammten Menſchenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil dieſe Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verſtattet, nennen wir den *gebildet*, der bereits glückliche Fortſchritte zum Ziele der Menſchheit gemacht hat. Eine Bildung, die dieſem Begriffe entſpricht, wird eben ſo ſehr den Foderungen der Geſellſchaft an das zu bildende Subject Genüge leiſten, als ſie ſeinen eignen Geiſtes- und Herzensbedürfniſſen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß dieſe Bildung allen gemein werde und der Vergeiſtigungsprozeß, in dem die Menſchheit begriffen iſt, eine entſchiedne Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünſche der Cosmopoliten und Philanthropen zur glücklichſten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen *organiſchen Körpern* wirkſame Kraft, eine *beſondere Bildung* und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Dieſe Kraft zeigt ſich offenbar durch *Selbſtbildung* und *Selbſterhaltung*, indem der organiſche Körper verſchiedene Körper in ſich aufnimmt (die Nahrungsmittel), ſich dieſelben aneignet, das Fremdartige abſondert, verlorne Theile wieder herſtellt (durch Ernährung), und ſo ſich ernährt, *erhält*, und als organiſches Individuum beſtimmter Gattung *fortbildet* und aufwächſt; eben ſo in der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verſchiedenen Geſchlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem alſo der organiſche Körper nur ein Weſen ſeiner *Gattung* erzeugt, und nicht aus ſeiner Gattung herausgeht. Siehe *Blumenbach* über den Bildungstrieb (Göttingen 1789; vergl. *Kants* Kritik der Urtheilskraft, 2 Theile). Auf eine ähnliche Weiſe redet man auch von einem *geiſtigen* Bildungstriebe, oder einem natürlichen

*) Z. B. Fichtes Reden an die deutſche Nation, Jahns Volksthum, Jachmanns Aufſätze im Archiv für Nationalbildung u. a. m. vergl. den Art. *Nationalbildung*.

Streben des Menſchen, eine geiſtige Individualität zu erlangen, zu behaupten, ſeine geiſtigen Anlagen nach dem Ideale der Menſchheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbeſondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu ſeinen bewußten Zwecken zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Bill. Das Parlament in England, dem die geſetzgebende und richterliche Gewalt von der Nation übertragen worden iſt, beſteht bekanntlich aus zwei Häuſern, dem Ober- und Unterhauſe, deren Mitglieder durch die Conſtitution aus den verſchiedenen Ständen des Volkes beſtimmt ſind. Jedes dieſer Mitglieder beider Häuſer, der König von England ſelbſt, hat das Recht, Vorſchläge zu neuen geſetzlichen Verfügungen vorzutragen, indem es ſie ſchriftlich überreicht. Ein ſolcher Aufſatz wird eine Bill genannt und in gemeinſchaftliche Berathung genommen. Dazu gehört, daß er drei Mal verleſen, genau erwogen und über die Zuläſſigkeit des Vorſchlags durch Sammlung der Stimmen entſchieden werde. Iſt dies in dem einen Hauſe, dem die Bill zuerſt überreicht worden iſt, geſchehen, ſo wird ſie zu gleicher Deliberation dem andern Hauſe zugeſendet, und iſt ſie auch dort angenommen worden (paſſirt), ſo wird ſie dem Könige zur Sanction vorgelegt. Iſt dieſe erfolgt, ſo verwandelt ſich die Bill in einen Parlaments-Schluß (Act of Parlament) und erhält geſetzliche Kraft. Sollte der Fall eintreten, daß die beiden Häuſer über eine Bill ſich nicht vereinigen könnten, ſo wird eine Comitée zur nochmaligen Ventilation der Sache niedergeſetzt. Kann auch dieſe den Vereinigungspunkt nicht finden, ſo wird die Bill für verworfen erklärt, was auch der Fall iſt, wenn ſie bei dem Hauſe, wo ſie zuerſt angebracht wurde, nicht durchgeht. — Eine Bill betrifft entweder allgemeine Gegenſtände, oder Privat-Angelegenheiten, oder Geldverwilligungen; daher heißt ſie entweder Public-Bill, oder Private-Bill oder Monney-Bill. Dieſe Verſchiedenheit beſtimmt auch die Formel, durch welche die königliche Bewilligung ertheilt wird. Bei einer Public-Bill heißt es: „Le roi le veut;“ — bei einer Private-Bill: „Soit fait, comme il est désiré;“ bei einer Monney-Bill: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut.“ — Wenn die Bill aber dem Könige mißfallen ſollte, ſo ſchreibt er bloß darunter: „Le roi s'avisera“, und dies iſt genug, um ſie für nicht geſchehen zu betrachten. — In dem Artikel „Grosbritannien“ wird man die Analyſe dieſes Artikels, im Zuſammenhange der Darſtellung von der engliſchen Staatsverfaſſung, weiter erörtert finden. — Auch vergleiche man „Conſtitution (engliſche).“ —

Billington (Madame), iſt unſtreitig eine der erſten Sängerinnen von London, und gegenwärtig zur italiäniſchen Oper übergetreten. Im Jahre 1787 war ſie in Paris, wo ſie in verſchiedenen Concerten den Beifall aller Kenner einerntete. Bei der Todtenfeier Händels im Jahre 1786 wetteiferte ſie mit der Mara, und in dem Raube der Proſerpina von Winter, im Jahre 1804, mit der Graſſini. Göde theilt folgendes über ſie mit: „Die unbeholfene Beleibtheit der Billington iſt ſelbſt den Caricaturzeichnern aufgefallen. So groß auch das Verdienſt dieſer hochgeprieſenen Sängerin ſeyn mag, ſo muß man doch geſtehen, daß ihr elendes Spiel (ſie pflegt ohne Leben und Geiſt wie eine kalte Statue auf dem Theater unbeweglich zu ſtehen, und nur von Zeit zu Zeit die dicken Arme ſehr ungeſchickt gegen den Kopf zu bewegen) und ihre groteske Geſtalt das Auge des Zuſchauers eben ſo ſehr beleidigen, als ihre Stimme ſeinem Ohre ſchmeichelt. Ihr Kopf iſt von einer bei

Frauenzimmern ungewöhnlichen Größe, und ſie vergrößert ihn gemeiniglich noch dadurch, daß ſie einen gewaltigen Aufſatz mit hohen Federn trägt. Alle ihre Bewegungen ſind eckig und im höchſten Grade untheatraliſch. Ich bin gewiß, daß dieſe Geſtalt, wäre ſie auch die heilige Cäcilia ſelbſt, kein franzöſiſches Theater betreten dürfte, ob man ihr ſchon in Concerten und Oratorien die erſte Stelle unter den Sängerinnen einräumte." — Ihre jährliche Einnahme von ihrer Beſoldung, ihren Benefizvorſtellungen und Concerten beträgt über 6000 Guineen.

Binocular-Teleſcop, ein doppeltes Sehrohr für beide Augen.

Binomiſch, zweitheilig, zweigliederig, z. B. eine binomiſche Wurzelzahl in der Rechenkunſt.

Biographie oder Lebensbeſchreibung iſt die Erzählung der Schickſale, Handlungen und Eigenſchaften einer einzelnen denkwürdigen Perſon, und macht einen Theil der Geſchichtſchreibung aus. Sie iſt den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterſchilderung unterworfen, unterſcheidet ſich jedoch von letzterer dadurch, daß ſie nicht bloß das Innere und Beharrliche, ſondern auch die äußern Umſtände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Biograph darf nur Perſonen wählen, deren Leben intereſſant und fruchtbar genug iſt, und die ſich entweder durch ihren Rang, oder durch vorzügliche Verdienſte, oder durch beſonders denkwürdige Glücksveränderungen unterſchieden und merkwürdig gemacht haben. Verſteht er aber bei ſolchen die Kunſt, das Erhebliche und Intereſſante aufzufaſſen und darzuſtellen, die wahren Motive der Handlungen aufzufinden und ſcharf zu erkennen, und wiefern äußere Umſtände auf Charakter und Handlungsweiſe einwirkten, überzeugend anzugeben, und bleibt er ſtets der Natur und Wahrheit getreu, ſo wird ſein Werk mit dem Intereſſe zugleich den herrlichſten Nutzen verbinden, indem es eine Quelle der Kenntniß und Erforſchung des menſchlichen Geiſtes und Herzens ſeyn wird. Was iſt geſchickter, uns zu belehren, uns gegen die Lockungen des Laſters zu verwahren, uns in der Noth und Gefahr zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beiſpiele, welche die Geſchichte uns aufſtellt? Eine ſpecielle Art der Biographie iſt die Selbſtbiographie, d. h. diejenige, in welcher eine Perſon ſelbſt ihre Schickſale, Handlungen und Meinungen erzählt und angibt; es gehört zu dieſem Unternehmen ein ſeltener Grad von Selbſtkenntniß und ein noch ſeltenerer Grad von Wahrheitsliebe; Eigenſchaften, die nur von demjenigen in dem erforderlichen Maße zu erwarten ſind, der in dem gerechten Gefühl ſeines moraliſchen Werthes auch ſeine Schwächen und Fehler ohne Beſchämung bekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbſtbiographie Alfieri's finden.

Biologie, die Lehre von der lebenden Natur.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechiſcher Idyllendichter, von deſſen Lebensumſtänden ſich nirgend einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche ſein Freund und Schüler Moſchus auf ſeinen Tod verfaßte, ſcheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenoſſe Theokrits geweſen und an Gift geſtorben ſey. Wahrſcheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird ſein Klagegeſang auf Adonis für das vorzüglichſte gehalten. Er iſt vielfältig ins Deutſche überſetzt worden, unter andern auch von Voß. — Außerdem nennt uns das griechiſche Alterthum einen berühmten Philoſophen Bion, welcher zu Boryſthene am Boryſthenes ungefähr 300 Jahre v. Chr. geboren war. Er gieng nach Athen,

ſchloß ſich an den Krates an und folgte anfangs der Lehre der Cyniker. Nachher philoſophirte er auf ſeine eigene Weiſe. Seine Gleichgültigkeit gegen Unterſuchungen über die Natur der Götter, über die Vorſehung, und gegen die andern Fragen der Art brachte ihn in den Ruf des Atheismus, und zog ihm viele Feinde zu, die ihn bei Antigonus Gonatas wegen ſeiner Abkunft verleumdeten. Als dieſer Fürſt ihn darüber befragte, ſagte ihm Bion mit edler Freimüthigkeit: „Wenn du eines Bogenſchützen bedarfſt, fragſt du nicht nach ſeiner Geburt, ſondern wählſt den, der das Ziel trifft; alſo ſollteſt du auch bei deinen Freunden thun. Wiſſe denn, mein Vater war ein Freigelaſſener und handelte mit Salzfiſchen; meine Mutter war ein öffentliches Mädchen, das er heirathete. Mein Vater hatte einigen Unterſchleif in der Einnahme öffentlicher Gelder gemacht, und wurde mit ſeiner ganzen Familie als Sclave verkauft. Ich ward einem Redner zu Theil, der Gefallen an mir fand, und mir ſterbend ſein ganzes Vermögen hinterließ. Ich verkaufte alles, ging nach Athen und widmete mich der Philoſophie. Mögen meine Feinde ihre unnützen Nachforſchungen einſtellen, denn das alles können ſie von mir ſelbſt erfahren." — Dieſe Offenheit gefiel dem Antigonus ſo ſehr, daß er ihm ſeine Gunſt bis an den Tod erhielt. — Bion hatte vieles geſchrieben, beſonders über Moral, und wir haben es zu bedauern, daß bis auf einige Fragmente bei Stobäus alles verloren gegangen. Eratoſthenes ſagte von ihm, daß er der erſte geweſen, der die Philoſophie mit dem Purpur bekleidet habe. — Uebrigens gehört Bion in die Zahl der ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands. Eine Menge witziger Einfälle werden von ihm angeführt; ſo ſagte er von den Grammatikern, die mit unendlichem Fleiße die Irrfahrten des Ulyſſes zu ergründen ſuchten, daß ſie ſelbſt, ohne es zu wiſſen, ſich auf einer viel größern Irrfahrt befänden, indem ſie ihre Zeit mit unnützen Dingen verlören.

Biörnſtahl (Jacob Jonas), bekannt durch ſeine Reiſen, war 1731 in Schweden in der Provinz Südermanland geboren. Er ſtudirte in Upſal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rüdbeck, und reiſ'te mit deſſen Sohne nach England, Frankreich, Italien, Deutſchland, Holland und der Schweiz. Bei ſeinem Aufenthalte in Paris ſtudirte er mit vielem Eifer die morgenländiſchen Sprachen, für die er immer eine beſondere Vorliebe gehabt. Da ſein Zögling, der Baron Rüdbeck, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde Biörnſtahl von Guſtav III. beſtimmt, Griechenland, Syrien und Aegypten zu bereiſen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Profeſſors an der Univerſität Lund. Nun ging er 1776 nach Conſtantinopel, wo er ſich einige Zeit aufhielt, um die türkiſche Sprache zu erlernen, ſetzte dann ſeine Reiſe fort bis Salonichi, und ſtarb hier am 12ten Juli 1779 an der Peſt. Biörnſtahl hatte eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in Briefform an ſeinen Freund, den Bibliothekar Giörwell, geſchickt, der ſie anfangs in eine Zeitſchrift, die in Stockholm erſchien, einſtreute, dann aber auch 1778 beſonders herausgab. Groskurd hat davon eine deutſche Ueberſetzung geliefert. Dieſes Werk enthält gelehrte und gründliche Unterſuchungen über Münzen, Manuſcripte, ſeltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die intereſſanteſten diejenigen ſind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney beſucht hatte; aber ſeine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur ſind oft zu wenig richtig, genau und unparteiiſch. Er hatte mehr Gelehrſamkeit als Geſchmack, mehr Gedächtniß als

ſichern Tact und Unterſcheidungskraft. Seine natürlich ſtarke und abgehärtete Geſundheit ſetzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beſchwerden der Reiſe zu ertragen.

Biren (Johann Ernſt von), Herzog von Curland, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von Curland und der Sohn eines curländiſchen Bauers, Namens Bühren. Er war 1687 geboren, und wußte durch ſeine natürlichen Fähigkeiten und eine nicht ganz vernachläſſigte Erziehung ſich glücklich auf eine Stufe des Anſehens zu erheben, die ſeine niedrige Abkunft verbarg. Sein angenehmes Aeußere und ſein gebildeter Verſtand verſchafften ihm die höchſte Gunſt der Herzogin von Curland, Anna, der Nichte des ruſſiſchen Kaiſers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den curländiſchen Adel aufgenommen zu werden, der dieſes Begehren mit Unwillen verwarf. Als Anna 1730 den ruſſiſchen Thron beſtieg, machte es ihr die Partei, die ſie dazu erhob, zur Bedingung, Biren nicht mit nach Rußland zu bringen; aber dies war die erſte Bedingung, welche die neue Kaiſerin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, wurde am ruſſiſchen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrſchte unter dieſem Namen ſeine Gebieterin ſelbſt. Stolz und hart, überließ er ſich allen Leidenſchaften des Haſſes gegen die Nebenbuhler ſeines Ehrgeizes. Die Fürſten Dolgorucki waren ſeine erſten Opfer; 11,000 Perſonen ließ er hinrichten, und zwei Mal ſo viel ſchickte er ins Exil. Man verſichert, daß die Kaiſerin ſich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu beſänftigen; aber Bitten und Thränen derſelben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Energie ſeines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung dieſes großen Reichs. Anna zwang die Curländer im Jahre 1737, ihren Günſtling, der ſchon eine Curländerin aus der Familie Treden geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünſchte, daß er auch nach ihrem Tode, der 1740 erfolgte, fortregieren ſollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger beſtimmt hatte, übergab ihm die Regentſchaft. Nachdem er auch dieſen höchſten ſeiner ſtolzen Wünſche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Abſicht merken, ſeine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete ſeinen Sohn an die Prinzeſſin Eliſabeth, ſeine Tochter aber an den Herzog von Holſtein, den nachmaligen Kaiſer Peter III. Aber eine einzige Nacht zerſtörte ſeine Plane. Der Marſchall Münnich, dem Biren die Regentſchaft größtentheils verdankte, war mit ſeinem Betragen unzufrieden, und ließ ihn in der Nacht vom 19ten bis 20ſten November von zwanzig Soldaten, die Manſtein anführte, in ſeinem Bette arretiren, und in einen Mantel gehüllt, auf das Schloß Schlüſſelburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und ſprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geſchenkt, und er ſelbſt, ſeiner Güter und Freiheit beraubt, mit ſeiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich ſelbſt den Plan entworfen hatte. Im folgenden Jahre kam Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den ruſſiſchen Thron, Münnich wurde geſtürzt, Biren zurückberufen, und jener mußte ſein Gefängniß einnehmen. In Caſan trafen die Schlitten zuſammen; beide erkannten einander, grüßten ſich und ſetzten ihre Reiſe fort, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechſeln. Da nachmals Catharina II. den Thron beſtieg, bekam er das Herzogthum Curland zurück, regierte hier mit Weisheit und Milde, übergab zehn

Jahre nachher 1766 ſeinem älteſten Sohne Peter die Regierung, und endigte ruhig am 28ſten October 1772 ſein langes und unruhiges Leben.

Birmingham, ein Marktflecken (ohne Stadtrecht) in Warwickſhire in England; der wichtigſte Fabrikort auf der ganzen Erde; 16,403 Häuſer und 70,000 Einwohner. Die Fabriken liefern Gewehre, vergoldete Metallknöpfe, Schnallen, plattirte und lackirte Blechwaaren, Uhrketten und Berlocken, Feilen, Nadeln, Lederwaaren, falſche Geldſorten; ferner, Zucker, Scheidewaſſer und ſeidene Zeuge u. ſ. w. Die blühendſte Periode für Birmingham ſoll zwiſchen 1790 und 92 geweſen ſeyn; damals zählte der Ort noch 10,000 Einwohner mehr; das birminghamer Adreßbuch von 1805 führt noch 175 Marchants und Factors auf; jene haben mit dem ausländiſchen, dieſe mit dem inländiſchen Handel zu thun, oft ſind ſie auch beides zugleich. Der berühmte Baskerville hatte hier ſeine Druckerei, aus der verſchiedene Prachtdrucke hervorgingen. In der Nähe von Birmingham befindet ſich Soho, ein ſogenannter Marktflecken, wo die großen Etabliſſements des berühmten Boulton die höchſte Aufmerkſamkeit verdienen. Hier befindet ſich unter andern die Fabrik für Dampfmaſchinen, die nirgends mit ſolcher Vollkommenheit als hier verfertigt werden; ferner eine ſehr künſtliche Münzmaſchine. Birminghams Handel nach allen Theilen der Welt iſt unermeßlich. Burke nannte es die große Boutique der Welt. Auf dem Marktplatze ſteht Nelſons Statue.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marſchalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das Jahr 1562. Als Calviniſt erzogen hatte er bis zum ſechzehnten Jahre zwei Mal ſeine Religion gewechſelt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrſchende Neigung war für die Waffen; er begleitete ſeinen Vater auf ſeiner Expedition von Guienne. Vier Jahre nachher tödtete er im Duell Carency, der ihm die Hand der Erbin des Hauſes Caumont ſtreitig machte, war genöthigt ſich zu verbergen, und erſchien erſt wieder, als Heinrich III. ihm Verzeihung bewilligt hatte. Als 1589 Heinrich von Bourbon als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron, nach dem Beiſpiel ſeines Vaters, mit eben ſo viel Ergebenheit als Unerſchrockenheit. „Niemand," ſagte Heinrich IV., „hat ein helleres Auge den Feind zu erkennen, und eine fertigere Hand, eine Armee zu ordnen." Die Gunſt und Freundſchaft des Königs machte, daß er ſchnell durch alle Grade ſtieg. Biron that ſich rühmlich hervor in der Schlacht von Arques im J. 1589, in der Schlacht von Jvry, bei den Belagerungen von Paris und Rouen, in dem Treffen von Aumale im J. 1592. In ſeinem vierzehnten Jahre Obriſt der Schweizer, dann Marechal de camp, Lieutenant-general, ward er im J. 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieſer am Hofe und auf dem Schlachtfelde ſo ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringſten moraliſchen Grundſätze; ſiegreich und gefürchtet, ſtets geprieſen oder entſchuldigt, war er jähzornig, eigenſinnig, anmaßend geworden; nichts ſollte ohne ihn, nichts anders als durch ihn geſchehen. Seine Aeußerungen waren rückſichtslos und verſchonten ſelbſt den König nicht, der ihn darum nicht weniger liebte und ſchätzte. Im J. 1594 ernannte ihn Heinrich IV. zum Marſchall von Frankreich und 1595 zum Statthalter von Burgund; in demſelben Jahre rettete ihm der König das Leben in der Schlacht von Fontaine-Françaiſe. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demſelben Jahre Duc und Pair. Aber weder die Freundſchaft des Königs, noch die von demſelben erhaltenen Reichthümer und Ehrenſtellen konnten verhindern,

daß Biron, der ſich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die ſpaniſche Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Machinationen ſchaden konnte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weiſe ernannte Heinrich in demſelben Augenblick dieſen zu ſeinem Botſchafter am Hofe zu Brüſſel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beſchwören zu laſſen. Der ſpaniſche Hof berauſchte ihn abſichtlich durch Feſte, Schauſpiele und Ehrenbezeugungen; die Weiber wandten alle Künſte der Verführung an, und der ſchwache Biron verſprach, daß wenn die Catholiken wieder aufſtehen würden, er ſich mit ihnen vereinigen wolle, und erlaubte, daß man ihn in Frankreich an ſein Wort mahnen dürfe. Die Reiſe, welche der Herzog von Savoyen im J. 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treuloſigkeit. Er ſchloß mit dieſem Fürſten und dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mailand, einen Tractat ab, worin er verſprach, die Waffen gegen ſeinen Wohlthäter zu ergreifen. Im J. 1601 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron ſah ſich genöthigt ihn zu bekriegen und zu beſiegen. Aus Furcht, ſein Einverſtändniß möchte zu ſichtbar werden, bemächtigte er ſich faſt aller Plätze des Herzogthums, was um ſo leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron vorzuſchlagen, ihnen den König auszuliefern; er verweigerte dies; aber ihre Inſinuationen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genua wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu beſehen kommen würde, ließ Biron dem Gouverneur ſagen, er ſolle mit dem Geſchütz auf einen bezeichneten Punkt zielen und an einen andern Ort eine Compagnie Büchſenſchützen ſtellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entſcheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, ſich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. Im Jahr 1601 ward mit Savoyen Friede geſchloſſen; ſo viel Verhandlungen, Zuſammenkünfte, heimliche Reiſen aber hatten dem Könige eben ſo wenig als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marſchall bei Seite, befragte ihn über ſeinen Anſchlag und verſprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollſtändiges Geſtändniß, und unglücklicher Weiſe drang der König nicht weiter in ihn; vielleicht würde er Biron zur Pflicht zurückgeführt haben. Der Marſchall ſetzte ſeine geheimen Verſtändniſſe fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, ſandte er ihn doch 1601 an die Königin Eliſabeth, um ihr ſeine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts deſto weniger fort; aber ſein Rathgeber und Vertrauter wurde dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieſer, der für ſich ſelbſt zu fürchten anfing, entdeckte das ganze Complot und alle Theilnehmer dem Könige. Die Beweiſe lagen vor Augen; in einem geheimen Rathe ward die Verhaftung des Marſchalls beſchloſſen. Ein freies Geſtändniß und Reue würden den Unglücklichen gerettet haben, da Heinrich geneigt war, ihm zu verzeihen. Biron aber beharrte auf einem ſtolzen Läugnen, ſchlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin und auf Fuentes dringende Bitten der Strenge der Geſetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er arretirt, in die Baſtille gebracht, dort gerichtet und am 31ſten Jul. 1602 enthauptet. — Charles Armand de Biron, Urneffe des Vorigen, geb. 1663, geſt. 1756, war Marſchall von Frankreich; ſein Sohn Louis Antoine, ebenfalls Marſchall von Frankreich und Obriſt der franzöſiſchen Gar-

den, geb. 1701, geſt. 1788, galt lange für das Vorbild der ganzen Armee.

Biron (Armand Louis de Gontaut Duc de), geb. den 13ten April 1747, der Neffe und Erbe des Louis Antoine Biron, war bis ins Jahr 1788 unter dem Namen Herzog von Lauzun bekannt. Mit einer glänzenden Geburt und einem anſehnlichen Vermögen vereinigte er eine angenehme Geſtalt, einen durch Lectüre gebildeten Verſtand, ein einnehmendes Betragen und eine unbegränzte Freigebigkeit. Mehrere Jahre lang durchreiſ'te er England, Rußland und Polen, und ſtürzte ſich durch ſeine unmäßige Verſchwendung in ungeheure Schulden. Dadurch ſah er ſich genöthigt, ſeine Güter zu verkaufen. Er nahm nun Antheil an dem amerikaniſchen Kriege, ſtieg aber ungeachtet ſeiner Tapferkeit und militäriſchen Einſichten nur bis zur Würde eines Oberſten. Nach dem Tode des Marſchalls Biron, ſeines Oheims, nahm er den Titel eines Duc de Biron an. Bei dem Ausbruche der Revolution war er bei der Partei des Duc d'Orleans, trat an die Spitze einer republikaniſchen Armee, commandirte an verſchiedenen Orten, und zuletzt in der Vendee, richtete aber hier wenig aus. Eben als er im Mai 1793 zurückberufen werden ſollte, nahm er ſeinen Abſchied. Allein er wurde gefangen geſetzt und zum Tode verurtheilt, weil er die Bewohner der Vendee begünſtigt, d. h. nicht beſiegt habe. Am 31ſten December 1793 wurde das Todesurtheil vollzogen, und mit Stärke und Reue ſoll er die Worte ausgeſprochen haben: Ich empfange eine gerechte Strafe, denn ich bin Gott, meinem König und meinem Namen untreu geweſen (je meurs puni d'avoir été infidèle à mon Dieu, à mon roi, à mon nom).

Biscaya, eine Provinz Spaniens, welche gegen Norden an das biscayiſche Meer, gegen Weſten an La Montanna, gegen Süden an Burgos und gegen Oſten an Frankreich und Navarra gränzt. Sie iſt gebirgig und holzreich, dabei aber von den fleißigen Einwohnern wohl angebaut. Der Anblick des ganzen Landes zeigt von Wohlhabenheit und Betriebſamkeit. Die Bewohner, welche einen eignen Volksſtamm ausmachen (ſ. Basken), und ſich ſowohl über Biscaya, Guipuscoa und Navarra, als auch jenſeit der Pyrenäen über Labourd, Nieder-Navarra und Soule verbreiten, genießen größere Freiheiten als alle übrigen Provinzen Spaniens. Ein königlicher Befehl bedarf zu ſeiner Gültigkeit der Genehmigung der Vorſteher, welche auch die zur Landesverwaltung nöthigen Steuern erheben. Der König erhält ſtatt der Steuer eine freiwillige Gabe. Biscaya in engern Sinne hat 116,000 und Guipuscoa 120,000 Einwohner; beide Länder zuſammen bilden Biscaya im weitern Verſtande. — In Mexcio hat eine an ergiebigen Silberbergwerken reiche Provinz den Namen Biscaya oder Neu-Biscaya.

Biscuit nennt man in der Töpfer-, Fayance- und Porcellan-Fabrik den zu Flieſen oder zu Fayance oder Porzellan beſtimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt worden und noch nicht mit der Glaſur belegt iſt. (S. Porzellan.)

Biſchof iſt nach dem Sprachgebrauche des neuen Teſtaments der Lehrer und geiſtliche Vorſteher einer chriſtlichen Gemeinde. Die Biſchöfe, welche die Apoſtel ſelbſt eingeſetzt oder die Gemeinden, nach der apoſtoliſchen Idee, von dieſem Amte gewählt haben, waren die Depoſitairs der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apoſtel in dem Geſchäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Chriſtenthums. Als ſolche führten ſie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derſelben, Presbytern und Diakonen, die Aufſicht, ohne jedoch in den erſten Jahrhunderten ſchon den Vorrang und die Diöceſanrechte

zu behaupten, die ihnen bei der allmälichen Organiſation der Kirchenverfaſſung zu Theil wurden. Aber eben dies hauptſächlich durch den Eifer der Biſchöfe realiſirte Syſtem der Hierarchie entfernte ſie immer mehr von ihrer urſprünglichen Beſtimmung. Die faſt unumſchränkte Herrſchaft über den Klerus ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen ſie ſich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die erſten Reichsſtände wichtig zu machen wußten, die ſelten controlirte Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtſame und ihre weit um ſich greifende geiſtliche und criminelle Gerichtsbarkeit beſchäftigte ſie zu ſehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramtes und der Seelſorge noch Luſt und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten ſich daher nur die wichtigſten Amtshandlungen, z. B. Ordination der Kleriker, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Chrisma, vor; alle übrigen geiſtlichen Verrichtungen überließen ſie ihrem Klerus, und fingen im Mittelalter ſogar an, ſich auch für jene reſervirten und die nothwendig beizubehaltenden Geſchäfte, die Aufſicht über das Kirchenweſen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem Namen Weihbiſchöfe und Coadjutoren kennt; ſolche Biſchöfe aber, die ſelbſt predigten und ſich der Seelſorge annahmen, gehörten ſeit dem ſiebenten Jahrhunderte unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, ſondern ſelbſt Fürſten und Königsſöhne ſich um eine Würde bewarben, die eben ſo ehrenvoll als einträglich, und, wenn man ſich einzurichten verſtand, auch müßig genug war, um ritterliche Luſtbarkeiten und Lebensgenüſſe aller Art zu erlauben. Eben dieſe Bewerbung des Adels und der Fürſten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politiſche Begünſtigung von Seiten der Kaiſer unterſtützt wurde, gab beſonders den deutſchen Biſthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon ſich in den übrigen chriſtlichen Reichen nur ſelten ein Beiſpiel zeigen konnte. Mehrere deutſche Biſchöfe wurden Reichsfürſten, und ihr Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten entſcheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geiſtlichkeit in den von der catholiſchen Kirche getrennten nordiſchen Reichen den biſchöflichen Titel beibehielt, ſo verlor ſie doch den beſten Theil der ehemaligen biſchöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die ſchwediſchen Biſchöfe blieben Reichsſtände wie die engliſchen, jedoch mit geringerem Einfluſſe. Die anglicaniſche Kirche hat ihren Biſchöfen noch das meiſte Anſehen gelaſſen, und eben darum den Namen der biſchöflichen erhalten. Andrerſeits hatte die römiſche Kirche ſchon viel früher durch die Eroberungen der Mahomedaner eine Menge Biſthümer verloren, die der päpſtliche Stuhl nichts deſto weniger zu beſetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbiſchöfe, deren Biſthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen, und weder Einfluß geſtatten, noch Einkünfte abwerfen können, weßhalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geiſtliche mit dieſem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutſchen Biſchöfe den Wechſel der Umſtände erfahren; 23 Biſthümer wurden in Folge der Abtretung deutſcher Länder an Frankreich ſäculariſirt, und mehrere in den Staaten des Rheinbundes ſind jetzt unbeſetzt. In Frankreich kamen die während der Revolution vertriebenen Biſchöfe durch Napoleons Concordate zwar wieder zu ihren Aemtern, jedoch nur mit Verluſt eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neueſten Zeit ſcheinen nicht geeignet zu ſeyn, den Biſchöfen der catholiſchen Chriſtenheit das Anſehen wieder zu verſchaffen, das ihnen durch die Um-

wälzung des europäiſchen Staatenſyſtems und den Verfall des Papſtthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern ſich die ehemaligen Unterthanen deutſcher Biſchöfe noch mit Dank ihrer ſanften Regierung, und das Sprichwort: „unter dem Krummſtab iſt gut wohnen" beweiſ't, daß die biſchöfliche Gewalt, als deren Symbol der oben gekrümmte Biſchofsſtab und die ſpitzige Biſchofsmütze gelten, dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlſtandes und der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Biſchofswerder, ein ſächſiſcher Edelmann, ging gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. in preußiſche Dienſte, wurde zuletzt Miniſter, und galt länger als elf Jahre alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Macht und Einfluß war, bewieſen hatte, erwarb ihm eine ſo lange Gunſt, die keine Intrigue der Hofleute zu zerſtören vermochte. Er wurde zum bevollmächtigten Miniſter des berliner Hofes beim Congreſſe zu Syſtowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entſcheidungen, die dort genommen wurden, und wurde vom Kaiſer mit vieler Auszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin viel dazu bei, die bekannte Zuſammenkunft in Pillnitz zu Stande zu bringen, wo ſich Friedrich Wilhelm und der Kaiſer Leopold verbanden, um den König von Frankreich wieder einzuſetzen, begleitete 1792 den König in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm nach Berlin zurück. Er wurde darauf nach Frankreich als Geſandter geſchickt, verließ 1794 dieſen Ort wieder, und ſtarb 1803 auf ſeinem Landgute bei Berlin. Feinheit des Geiſtes bei aller anſcheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgeſprochen werden, als Staatsmann hatte er jedoch beſchränkte Anſichten. Er bewies in ſeinem Leben übrigens eine ſtete Rechtſchaffenheit und war frei von Rachſucht. Biſchofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden, glaubte ſich in dem Beſitze eines Univerſalheilmittels, das er allen ſeinen Freunden empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein langes Leben zu erhalten.

Biſter, Rußſchwarz, eine Farbe aus gekochtem Ofenruß und Gummi, welche die Maler zum Tuſchen gebrauchen.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch ſeine franzöſiſche Ueberſetzung des Homers, war zu Königsberg den 24ſten Nov. 1732 aus einer reformirten, aus Frankreich geflüchteten, Familie geboren. Frühe Liebe zu den Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, Theologie zu ſtudiren, und häufiges Leſen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für dieſe einfach erhabene Poeſie. Er lernte den Homer kennen, und dieſer zog ihn zur griechiſchen Literatur, der er ſich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße von Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und ſich in Paris feſtzuſetzen, war der Zweck aller ſeiner Anſtrengungen. Mit Grund hielt er für das beſte Mittel, wieder in ſeinem Vaterlande aufgenommen zu werden, wenn er ſich der großen Familie der Gelehrten jenes Landes beigeſellte, und dies veranlaßte ihn, den Homer zu überſetzen. Durch dieſes Werk und die Gunſt d'Alemberts, die er ſich auf ſeiner erſten Reiſe nach Paris erworben hatte, der ihn ſehr nachdrücklich Friedrich II. empfahl, wurde er zum Mitgliede der Akademie in Berlin aufgenommen, und verſchaffte ſich die Erlaubniß zu einer zweiten Reiſe nach Frankreich, wo er ſich ſo lange aufhalten durfte, als er nöthig hatte, ſeine Ueberſetzung zu verbeſſern. Außerdem hat er ein Gedicht unter dem Titel Joſeph geſchrieben und Göthe's Herrmann und Dorothea überſetzt. Während der Revolution wurde auch Bitaubé nebſt ſeiner trefflichen Gattin ins Gefängniß geworfen, ſie erhielten aber

bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und belohnte ihn für ſeine gelehrten Verdienſte. Der härteſte Schlag, der ihn in ſeinem hohen Alter traf, war der Tod ſeiner edeln Gattin, der am 22ſten November 1808 auch den ſeinigen zur Folge hatte.

Bithynien, ein aſiatiſches Land, welches längs des Parthenius (Geradaſu), längs des Pontus Euxinus, des Bosporus Thracicus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und ſüdlich an Phrygien gränzte. Früher hieß dieſe Provinz Bebrycia, von den hier wohnenden Bebrycern. Homer nennt hier die Askanier als Einwohner. Später wanderten die Thyner und Bithyner aus Thrazien ein, daher Bithynien auch das aſiatiſche Thrazien genannt wird, und beſetzten den weſtlichen Theil bis zum Saugarius; öſtlich wohnten die Marciandiner und am Parthenius Kaukenen. — Lange vor Cröſus war Bithynien ein freier Staat unter der Herrſchaft eigner Regenten. Erſt nachdem Pruſias I. gegen Cröſus das Leben verloren hatte, kam er in die Gewalt der Lydier 560, der Perſer 555, und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederherſteller des bithyniſchen Throns war Bias oder Bas, ein einheimiſcher Fürſt, bei deſſen ſpäterm Nachfolger Pruſias II. Hannibal ſein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlaſſen hatte. Nicomedes, der letzte König dieſes Stamms, vermachte ſein Reich den Römern, worauf es 4 J. v. Chr. eine römiſche Provinz ward und lange blieb. Im elften Jahrhundert ward Bithynien von den Seldſchucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht beſtehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daſelbſt 1298 ein neues Reich, wo 1327 Pruſa als Hauptſtadt glänzte.

Bivouac und Bivouaquiren bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegenſatz von Campiren und Cantonniren. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung der Bagage die Zelte bei den Armeen abgeſchafft hat, ſo ſind große Truppenmaſſen jedesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn ſie nicht gerade in der Nähe des Feindes ſtehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, iſt, daß er ſich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren iſt unläugbar die verderblichſte Verpflegungsart einer Armee, da ſie nicht nur dem Lande, ſondern auch der Geſundheit der Soldaten höchſt nachtheilig iſt. Nur die Rückſicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann ſie rechtfertigen.

Bizarr, Bizarrerie, nennt man jene Art des ungereimt Seltſamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine affectirte Eigenthümlichkeit an die Stelle jener ſetzt. Die Bizarrerie verläßt die Regel aus Willkür; denn geſchähe dies unwillkürlich, ſo würde die Bizarrerie zum Wahnwitze, der nicht den Schein des Außerordentlichen ſucht, ſondern im Gegentheile außer der Ordnung denkt, ſpricht und handelt, weil er es in der Ordnung glaubt; er ſetzt keine affectirte Eigenthümlichkeit ſtatt der Regel, ſondern ſeine wirkliche Eigenthümlichkeit iſt ihm Regel. Daſſelbe iſt nun zwar auch der Fall bei dem Humoriſten, allein mit dem Unterſchiede, daß dieſer mit beſonnener Freiheit thut, was bei dem Wahnwitzigen aus reiner Nothwendigkeit geſchieht. Den wirklichen, d. h. nicht bloß künſtlichen Humoriſten kann man als einen Wahnwitzigen im mindern Grade betrachten. Der Bizarre iſt ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoriſten und dem Launenhaften Natur iſt, iſt bei ihm nur angenommene,

mithin affectirte Natur. Wir Deutſchen haben für jene Art ſich darzuſtellen keinen entſprechenden Ausdruck, obſchon die unedeln Ausdrücke Fratze und Fratzenhaftigkeit der fremden Bezeichnung am nächſten kommen. Girard in ſeiner Synonymik ſtellt folgende Ausdrücke zuſammen: Fantasque (phantaſtiſch), bizarre (bizarr), quinteux (eigenſinnig), bourru (mürriſch), und unterſcheidet ſie folgendermaßen: Der Phantaſt iſt ein Sonderling aus Uebermaß von Delicateſſe, oder aus unzeitigem und unnöthigem Suchen des Beſſern; der Bizarre aus unzweckmäßiger Eigenthümlichkeit (par une singularité d'objet non convenable); der Eigenſinnige aus Unbeſtand oder ſchnellem Wechſel des Geſchmacks (Urtheils); der Launenhafte durch eine gewiſſe Revolution der Denkungsweiſe; der Mürriſche aus Sittenroheit und Mangel an Roheit. Der Phantaſt ſagt gemeiniglich etwas Schweres; der Bizarre etwas Außerordentliches; der Eigenſinnige etwas Willkürliches; der Launenhafte etwas Zufälliges (quelque chose de périodique); der Mürriſche etwas Plumpes. Daß an dieſen Begriffsbeſtimmungen etwas Wahres ſey, läßt ſich nicht läugnen; allein ſie ſind noch keineswegs erſchöpfend, und die Begriffe darin ſind weder gehörig zuſammengeſtellt, noch gehörig von einander getrennt. Im Artikel Seltſam, wo noch Manches über das Aeſthetiſche des Bizarren geſagt werden ſoll, wird ſich auch zeigen, daß dieſes Bizarre von ziemlich weitem Umfange iſt; denn es äußert ſich nicht, wie das Barocke, bloß in der Form, ſondern auch in Inhalt und Beziehung. Hier wollen wir nur das Allgemeine davon in Beziehung auf das Aeſthetiſche abhandeln. Im Aeſthetiſchen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geſchmacks ſelbſt, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne, ſo daß da, wo das Urtheil hätte walten ſollen, eine ungezügelte, der Cultur und Disciplin ermangelnde, Phantaſie, eintritt. „Bizarrerie", ſagt Millin in ſeinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geſchmack, der den angenommenen Principien zuwider iſt, ein Verfahren, welches das Außerordentliche affectirt, und deſſen einziges Verdienſt in eben der Neuheit beſteht, wodurch es fehlerhaft iſt. Der bizarre Geſchmack unterſcheidet ſich von dem eigenſinnigen (capricieux) darin, daß dieſer aus bekannten Formen willkürlich zuſammenwählt, und durch unüberlegte Wahl die Principien der Kunſt entſtellt; der bizarre Geſchmack ſchimpft auf dieſe Principien und ſucht, durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle dergleichen umzuſtoßen. Der eigenſinnige Geſchmack, der ſich im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelnheiten bezieht, gleicht einem Kinderſpiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen ſeyn kann; der bizarre Geſchmack hingegen gebiert ein Syſtem, welches die von der Natur vorgeſchriebenen Formen zerſtört und die Grundformen der Kunſt angreift. Der eigenſinnige Geſchmack ſtellte einige von den Geſetzen auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Verzierungen geheiligt haben; die größten Männer, die ſchönſten Jahrhunderte der Kunſt, die Kunſt ſelbſt haben die Macht deſſelben gefühlt. Der bizarre Geſchmack findet ſich weder in der Antike, noch bei den großen Meiſtern der Neuern; der eigenſinnige Geſchmack hat ſich bisweilen ohne den bizarren, dieſer hingegen ſich nie ohne den eigenſinnigen gezeigt. Gemeiniglich entſteht, wie die Erfahrung beſtätigt, der bizarre Geſchmack aus Ueberdruß des Beſſern, öfters jedoch, ſowohl bei Nationen wie bei Individuen, aus dem Ueberfluß ſelbſt. Eine andere Urſache der Bizarrerie in der Kunſt iſt die unmäßige Neuheitsſucht, welche ein auszeichnender Charakter der neueren Zeit iſt." Ueberall aber, wo ſich Bizarrerie zeigte, war ſie ein Zeichen des ſinkenden Geſchmacks.

Black (Joseph), ein berühmter Chemiker, geboren 1728 zu Bordeaux von ſchottiſchen Aeltern, kam ſehr jung nach Schottland, und trat in die Univerſität Glasgow, um Medicin zu ſtudieren. Der Doctor Cullen, ſein Lehrer, gewann ihn lieb und flößte ihm Neigung für die chemiſchen Studien ein. Im J. 1754 ward er zu Edinburgh Doctor der Medicin und ſprach bei dieſer Gelegenheit De humore acido a cibis orto, et magnesiæ albæ. Einige Zeit nachher gab er neue Bemerkungen über dieſen Gegenſtand in einem Memoire im 2ten Bande der philoſophiſchen und literariſchen Schriften der edinburgher Geſellſchaft 1756 unter dem Titel: Erfahrungen über die weiße Magneſia, den gelöſchten Kalk und einige andere alkaniſche Subſtanzen, heraus. Er zeigt darin aufs deutlichſte und ſinnreichſte das Daſeyn einer luftförmigen Flüſſigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Aetzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann dieſe Entdekung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendiſh, Prieſtley, Lavoiſier u. ſ. w. unſterblich gemacht und der Chemie eine neue Geſtalt gegeben haben. Im J. 1757 bereicherte Black die Wiſſenſchaft mit ſeiner ſchönen Lehre von der verborgenen Wärme, welche ſo wichtige Reſultate hervorgebracht hat. Er war 1756 an des Doctors Cullen Stelle, der nach Edinburgh gegangen war, zum Profeſſor der Medicin auf der Univerſität Glasgow ernannt worden. Als 1765 Cullen auch jenen Lehrſtuhl verließ, erſetzte Black ihn auch hier, und zeigte ſich würdig, dieſem berühmten Arzt zu folgen. Nie wußte ein Lehrer ſeinen Zuhörern einen gleichen Enthuſiasmus einzuflößen; auch trug ſein Unterricht viel dazu bei, den Geſchmack für die Chemie in Großbritanien zu verallgemeinern. Er ſtarb 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Auf Lavoiſiers Antrag hatte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, ſein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker ſchadete er ſich durch ſeine lange Widerſetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemiſchen Theorien, wiewohl er zuletzt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Zwei Abhandlungen von ihm befinden ſich in den philosophical Transactions von 1774 und 1791. Zwei ſeiner Briefe über chemiſche Gegenſtände haben Crell und Lavoiſier und ſeine chemiſchen Vorleſungen 1803 Robinſon in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfiſch, ſ. Sepia.

Blackſtone (William), ein berühmter engliſcher Rechtsgelehrter, geboren zu London 1723, wo er ſeine erſten Studien machte. Im J. 1738 ging er auf die Univerſität nach Oxford, und zeichnete ſich hier durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte ſelbſt Geſchmack und Anlage für die Poeſie und die ſchönen Künſte. Frühzeitig jedoch entſagte er ihnen, um ſich ganz den Rechtswiſſenſchaften zu widmen, wodurch man ſich in England die glänzendſte Laufbahn eröffnen kann. Er ſchrieb damals ſeinen Abſchied eines Rechtsgelehrten an die Muſen; ein kleines Werk, das durch ſeine Eleganz gefällt. Im J. 1746 erſchien er zuerſt vor den Schranken; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredſamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, ſich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Oxford, woſelbſt er die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle bei der Univerſität anzunehmen. Er war der erſte, welcher hier ſeit 1753 über die Conſtitution und Geſetzgebung Englands Vorleſungen hielt, die allgemein den verdienteſten Beifall fanden. Dieſe glückliche Neuerung hatte ſchnell heilſame Folgen. Sie brachte einen gelehrten Juri

ſten, Namens Viner, auf den Gedanken, in ſeinem Teſtament eine bedeutende Summe zur Gründung eines Lehrſtuhls für das gemeine Recht auszuſetzen. Als 1758 der Stifter geſtorben war und man ſeine Abſicht ins Werk ſetzte, fiel die Wahl für dieſen neuen Lehrſtuhl einſtimmig auf Blackſtone. Seine Vorleſungen, die er eine Reihe von Jahren hindurch hielt, verſchafften ihm die Materialien des großen Werks, das ihn berühmt gemacht hat, und das er betitelte: Commentarien über die Geſetze Englands. Der Verfaſſer begnügt ſich darin nicht, die Geſetze zu ſammeln, zu ihrem Urſprung hinaufzuſteigen, und ſie klar und beſtimmt zu erklären; er dringt in die Principien der Geſetzgebung, in den Geiſt der Geſetze ein, er unterſucht ihre Wirkungen, und behandelt die Rechtswiſſenſchaft als Philoſoph: wiewohl wir geſtehen müſſen, daß gerade der philoſophiſche und politiſche Theil der Commentarien dem Verfaſſer das wenigſte Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub ſeine Geſundheit und machte im J. 1780 ſeinem Leben ein Ende, nachdem er noch verſchiedene Aemter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt worden war. Seine übrigen Schriften außer den Commentarien ſind von geringerer Wichtigkeit.

Blair (Hugh), einer der berühmteſten geiſtlichen Redner und Schriftſteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blairs, welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianiſchen Kirche mit Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburgh 1718, und bereitete ſich auf der Univerſität daſelbſt zu einem geiſtlichen Amte vor. Sein Lehrer wurde auf ſeine ausgezeichneten geiſtigen Anlagen vorzüglich durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerkſam, und belebte dadurch ſeine Neigung zur ſchönen Literatur, welche er nachher ſehr glücklich mit ſeinen theologiſchen Arbeiten verband. Im J. 1739 ſchrieb er ſeine Inauguralabhandlung von den Principien des Naturgeſetzes, worauf er zum Magiſter der freien Künſte erwählt wurde. Bald darauf legte er ſehr vortheilhafte Proben ſeiner Kanzelberedſamkeit ab, erhielt ſchon 1742 eine Landpredigerſtelle, welche er aber ſchon im folgenden Jahre mit einer Predigerſtelle in ſeiner Vaterſtadt vertauſchte. Hier ſtieg er bis zur höchſten geiſtlichen Würde der presbyterianiſchen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieſer Stufe ſeines practiſchen Wirkungskreiſes, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete ſich nun auch ſein literariſcher, und breitete ſich allmälich weit über die Gränzen ſeines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bisher nur (ſeit 1755) an einer geſchätzten Zeitſchrift: Edinburgh-Review einigen Antheil genommen hatte, fing er nun an die Reſultate ſeiner practiſchen Erfahrungen über rhetoriſche Compoſition öffentlich mitzutheilen, indem er ſo zugleich ſeiner Neigung für die ſchöne Literatur Befriedigung verſchaffte. Er hielt nämlich zuerſt (im Winter 1759) öffentliche Vorleſungen über dieſen Gegenſtand. Die Regierung bemerkte den gewinnreichen Einfluß derſelben, ſtiftete im J. 1762 eine beſondere Profeſſur der Rhetorik und der ſchönen Wiſſenſchaften und übertrug ihm dieſelbe mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner Verdienſte. Wir kennen ſeine Theorie der Beredſamkeit aus ſeinen ſpäter erſchienenen Lectures on Rhetoric and belles lettres (Vol. II. 1783. 4. Deutſch von K. G. Schreiter, Liegnitz, 3 Thl. 1788. 8.) Er geht hier von Erörterungen über die Natur des Geſchmacks und die Quelle des Vergnügens an Werken der ſchönen Kunſt aus, geht dann zur nähern Betrachtung der Sprache und den verſchiedenen Schreibarten fort, woran ſich die eigentliche Rhetorik ſchließt, in welcher er vorzüglich von den verſchiedenen Gattungen öffentlicher Reden, und den vornehmſten Gattungen der Compoſition in

gebundner und ungebundner Rede handeln wollte. Zwar ſind ſeine Begriffe von Poeſie noch ſehr beſchränkt, daher ihm auch ſein Beſtreben, die Proſaik mit Rhetorik zu verbinden, nicht ganz gelingen konnte, auch ſind ſeine Gedanken über Rhetorik nicht originell; aber ſie erhalten dadurch, daß er die Grundſätze der Alten, namentlich des Quinctilian, beachtet, und mit Hinſicht auf die Verſchiedenheit der alten und neuern Beredſamkeit glücklich benutzt, die neuern, vorzüglich die engliſchen Schriftſteller und Dichter treffend gewürdigt, und aus ihren Werken Beiſpiele angeführt hat, endlich daß ſie eine Menge trefflicher practiſcher Bemerkungen über die rhetoriſche Compoſition in einem ſehr edeln, deutlichen und lebendigen Vortrage enthalten, viel Belehrung und Reiz für den, welcher ſich mit den Grundſätzen der Redekunſt bekannt machen will. Ein gleiches Verdienſt hat er ſich um die Poeſie dadurch erworben, daß er nebſt ſeinem Landsmann Home die verdienſtvollen Bemühungen Macphersons, um die Sammlung und Herausgabe der oſſianiſchen Geſänge nicht nur thätig unterſtützte, ſondern auch letztere in einer muſterhaften Abhandlung (deutſch, im dritten Bande der Ueberſetzung des Oſſian von Denis) zuerſt würdigte. Vor allen aber iſt Blair berühmt geworden durch ſeine practiſchen Arbeiten, d. i. durch ſeine Predigten, welche als Muſter der engliſchen Kanzelberedſamkeit angeſehen werden. Sehr ſorgfältig und gewiſſenhaft in der Ausarbeitung derſelben gab er dennoch nur das Auserleſenſte in Druck heraus. Sie ſind nicht auf glänzende oratoriſche Epiſoden, ſondern auf ſanfte Ueberzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verſtandes mittelſt eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tragen nach Art der engliſchen Predigten, mehr den didactiſchen Ton wohl ausgearbeiteter moraliſcher Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen vorzüglich aus, welche für die gebildeten Leſer geeignet ſind. Seine moraliſche Weltanſicht, die in derſelben herrſcht, empfiehlt ſich um ſo mehr, da ſie mit reicher Menſchenkenntniß verbunden iſt, und den Menſchen in ſeinem innerſten Zuſtande trifft; nur ſtört es die Andacht, in ſeinen Vorträgen zu oft den Redner zu hören. Erſt in ſeinem 60ſten Jahre (1777) gab er den erſten Theil ſeiner Predigten heraus, welcher ſo ausgezeichnete Aufnahme fand, daß ſchon im folgenden Jahre die zehnte Auflage erſchien, welcher der Verfaſſer in einigen Zwiſchenräumen noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beſte deutſche Ueberſetzung dieſer Predigten iſt von Sack und Schleiermacher. — Seine Predigten mußten aber bei ſeinen Zuhörern um ſo mehr wirken, da Blair durch eigenes Beiſpiel ſeinen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines vollkommnen Religionslehrers, ſo weit es unter Menſchen möglich iſt, in ſeinem thätigen und verdienſtvollen Leben darſtellte. In öffentlichen Amtsgeſchäften wirkte er mit beſcheidner Mäßigung für die Freiheit und das Wohl ſeiner Kirche, eben ſo verehrungswerth war er in ſeinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein ſanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch ſeltne Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes, wie durch Mäßigkeit und Ordnung ſeiner Lebensweiſe eines ausgezeichneten Grades menſchlicher Glückſeligkeit bis in ſein hohes Alter empfänglich. Er ſtarb nach einer kurzen Krankheit im vollen Beſitz ſeiner Geiſteskräfte allgemein betrauert im J. 1800. Ueber ſein Leben ſiehe die aus Finlayson's Short account of H. Blairs Life and Character geſchöpfte Biographie in dem Biographen (1. B. 3. St.)

Blake (Robert), ein berühmter engliſcher Seeheld, wurde 1599

zu Bridgewater, in der Grafſchaft Sommerſet, geboren, und hat viel dazu beigetragen, daß die engliſche Seemacht auf den hohen Punkt geſtiegen iſt, auf dem ſie ſteht. Er ſchwächte die Macht der Holländer und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene weſtindiſche Flotte weg. Cromwell ſchätzte ihn ſehr; da er aber ſeine Anhänglichkeit an die republikaniſche Verfaſſung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake'n 1657 zu entfernen, um in dem mittelländiſchen Meere die Ehre der brittiſchen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte dieſen Auftrag vollkommen. Schon ſein Name reichte hin, den Raubſtaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die zunehmende Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn zu dem Entſchluſſe, in ſein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe er daſſelbe betreten konnte, ſtarb er am 17ten Auguſt 1657 in dem Augenblicke, da ſeine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte ſein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß, und ließ ihn in der Weſtminſterabtei beiſetzen. Sein Charakter war finſter und ſtreng, und in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blake, General-Capitain der ſpaniſchen Inſurgenten, ſtammt aus einer irländiſchen Familie, commandirte 1808 die Armee, die in der Gegend von Bilbao ſtand, aber bei dem Anrücken des franzöſiſchen Marſchalls Ney ſich zurückzog. Später übernahm der Marquis Romana das Obercommando dieſes Corps, und Blake war ſeitdem Chef einer Diviſion deſſelben. Im J. 1812 übergab er Valencia, vielleicht treuloſer Weiſe, dem Marſchall Suchet, Herzog von Albufera, und wurde als Gefangener nach Frankreich geführt.

Blanchard (François). Dieſer berühmte Luftſchiffer, einer der erſten, welche das große Wageſtück unternahmen, ſich dem unſichern Elemente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem jetzigen Departement Eure) 1738 geboren. Schon ſehr jung in allerhand mechaniſchen Künſten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte, trug er ſich immer mit dem Gedanken, eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden. In ſeinem 16ten Jahre erfand er einen mechaniſchen Wagen, mit dem er eine Strecke von ſieben Stunden fuhr; und dieſe Erfindung, die er im J. 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Verſailles. Gleiche Geſchicklichkeit zeigte er im 19ten Jahre bei einer ſehr künſtlichen Waſſermaſchine; aber immer verfolgte er ſeine Lieblingsidee — die Kunſt zu fliegen; und ſo erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von ſechs Pfund ſich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Montgolfiers, beſonders aber des Prof. Charles und Roberts zu Paris. Er kam dem durch ſeinen unglücklichen Verſuch bekannt gewordenen Pilatre de Rozier zuvor, und ſchiffte, nachdem er ſchon die erſte Luftreiſe den 4ten März 1784 angeſtellt hatte, 1785 mit dem D. Geffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geſchenk von 12,000 Livres und einer Rente von 1200 Livres belohnt wurde. In der Folge traf ihn, nachdem er ſchon viele Luftreiſen auch in fremden Ländern angeſtellt hatte (1793) das Unglück, auf die Feſtung Kufſtein in Tyrol geſetzt zu werden, weil man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundſätze ausgeſtreut zu haben. Doch kam er nachher wieder los, und machte im Auguſt 1796 zu Neu-York ſchon ſeine 46ſte Luftreiſe. Im J. 1798 ſtieg er zu Rouen mit ſechzehn Perſonen in einem großen Luftſchiffe in die Höhe, und ließ ſich ſechs Stunden davon erſt nieder. Mit dem berühmten Aſtronomen Lalande machte er auch in demſel-

den Jahre zu Paris eine Luftreiſe. Außerdem iſt er faſt in allen Hauptſtädten Europa's aufgeſtiegen, und man zählte im J. 1807 ſchon über 66 glücklich vollbrachte Luftreiſen. Im J. 1777 erfand er den Fallſchirm. Sichern Nachrichten zu Folge iſt er am 7ten März 1809 geſtorben. — Madam Blanchard hat mit Erfolg dieſe Luftreiſen fortgeſetzt. Am 22ſten Dec. 1811 ſtieg ſie in Rom auf, und nachdem ſie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob ſie ſich aufs neue, um ſich nach Neapel zu begeben.

Blanco. In Blanco laſſen, heißt bei den Kaufleuten weiß oder unausgefüllt laſſen, z. B. bei Wechſeln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen ſoll, damit ſie von dem Beſitzer mit der erforderlichen Summe ausgefüllt werden kann. Einen Wechſel in blanco indoſſiren, heißt, auf der Rückſeite bloß ſeinen Namen hinſchreiben und Platz darüber frei laſſen, wohin der Name desjenigen, an den der Wechſel gegeben wird, eingeſchrieben werden kann. Bei Wechſelgeſchäften in blanco ſtehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorſchuß leiſten, ohne gedeckt dafür zu ſeyn.

Blangini (Joſeph Marcus Maria Felix), geboren zu Turin den 8ten Nov. 1781, hat ſeine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeiſter bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von ſeinem zwölften oder dreizehnten Jahre an begleitete er den Chor dieſer Kirche auf der Orgel, in welcher Kunſt er ausgezeichnet iſt. In einem Alter von vierzehn Jahren ließ er eine Meſſe mit vollſtändigem Orcheſter aufführen. Als er im J. 1799 nach Paris kam, gab er mit dem beſten Erfolg Unterricht im Geſang und beſchäftigte ſich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, die falſche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelaſſene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehreren andern Opern auf. Dieſe ſowohl als verſchiedene andere Compoſitionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er ſeinen Geſang mit vielem Geſchmack und Ausdruck ſelbſt begleitete, ſind der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Muſik. Als er 1805 nach München berufen wurde, ließ er daſelbſt eine Oper aufführen, in deren Folge ihn der König von Bayern zu ſeinem Capellmeiſter ernannte. Im J. 1806 machte ihn die Prinzeſſin Borgheſe zu ihrem Muſik- und Concertmeiſter, und 1809 berief ihn nach Reicharts Abgang der König von Weſtphalen mit denſelben Titeln nach Caſſel. Außer vielen komiſchen und heroiſchen Opern beſitzen wir von Blangini auch eine Sammlung von artigen Romanzen, Notturno's und italiäniſchen Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), wurde am 24ſten Januar 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleiſt, widmete ſich dem Kriegsdienſte, und wurde ſchon im 17ten Jahr aus der königl. Militärſchule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geſchickt, bei dem er 21 Jahre lang diente, und als Adjutant des von Krokowſchen Dragonerregiments im ſiebenjährigen Kriege verſchiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Geſundheit zwang ihn, 1777 ſeinen Abſchied zu fordern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und fixirte ſich nun in Leipzig, wo er vorzüglich mit Weiße in der engſten Verbindung ſtand. Er ſtarb den 4ten Mai 1796, von allen, die ihn kannten, geſchätzt und geliebt. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten, ſein Verſuch über den Roman, das beſte und bis jetzt einzige Werk über die

Theorie dieſer Dichtungsart, in der deutſchen Literatur, und die Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte.

Blaſon iſt der Theil der Heraldik oder Wappenkunſt, der in ungefärbten Wappen, z. B. in der Bildhauerei und auf Kupferſtichen, auf Münzen, Petſchaften ꝛc. die angenommenen Zeichen der Wappenfarben erklärt, und die Urſachen angibt, warum ein Geſchlecht dieſe oder jene Wappen führt. Blaſoniren, die Farbe der Wappen durch Punkte und Schraffuren ausdrücken. Blaſoniſt 1) bei den Graveurs und Steinſchneidern derjenige, der einzig die Zeichen der Wappenfarben gräbt oder ſchneidet. Weiß oder leer bedeutet Silber, punktirt Gold, ſenkrechte Parallellinien roth, wagrechte Linien blau; von der Linken gegen die Rechte ſchräg aufwärts laufende Linien braun, von der Rechten gegen die Linke ſchräg aufwärts laufende Linien grün, und Gitter-Schraffur ſchwarz. 2) Ein kaiſerlicher Hofdiener in Wien, der die Aufſicht über die Ausfertigung der Wappenbriefe hat.

Blatt. Die Blätter der Gewächſe ſind ſehr wichtige Theile derſelben. Man verſteht darunter die zaſerichten, zellichten Fortſätze, welche gewöhnlich in eine häutige Fläche ausgedehnt und von Farbe grün ſind. Die Anatomie der Blätter beweiſ't, daß ſie im Kleinen eben dieſelben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. — Schon aus dem künſtlichen Baue der Blätter läßt ſich auf wichtige Abſichten ſchließen, die durch ſie erreicht werden ſollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergibt ſich ihre wichtige Beſtimmung wirklich. Das Aeußere der Blätter erfodert eine eigene Betrachtung. Man theilt die Pflanzenblätter in einfache und zuſammengeſetzte. Von beiden Arten ſind die Lage oder der Standort, den ſie an den Zweigen haben, ihre Geſtalt, ihre äuſſere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe Gegenſtände. — Ein einfaches Blatt wird das genannt, deſſen Stiel ſich ohne alle Vertheilung an das Blatt anſetzt, und nur in demſelben ſie in Zweige verbreitet. Ein zuſammengeſetztes Blatt iſt das, deſſen Stiel ſich in mehrere oder wenigere, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blatt eintritt. Hier ruhen demnach mehrere kleine Blätter auf Einem Stiele, ſie heißen Blättchen, und das Ganze, welches alle dieſe Blättchen bilden, ein zuſammengeſetztes Blatt. Beiſpiele von einfachen Blättern gibt die Primel, die Aurikel, der Tabak, der Birn-, Apfel-, Pflaumen- und Kirſchbaum, und viele andere. Zuſammengeſetzte Blätter haben die Roſe, die Kartoffeln, die Eſche, Acacie, Schoten, Wicken ꝛc. Der Blattſtiel vertheilt ſich in dem Blatte ſelbſt in Zweige: von dieſen Zweigen heißt der mittelſte und ſtärkſte die Ribbe; oft ſind deren mehrere von gleicher Stärke. Die übrigen Aeſte und Zweige, die der Stiel im Blatte ſelbſt bildet, heißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbeſondere nervicht, wenn ſeine Zweige und Aeſte ganz gerade fortlaufen uud ſtark hervorſtehen. Dieſe Betrachtung der Blätter nach ihrer ſo äußerſt mannichfaltigen Bildung iſt ſehr wichtig. Die Gattungsmerkmale der Pflanzen ſind faſt immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzenſtiels ſind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Gefäße und ein ſchwammiges Gewebe. Alle dieſe Theile findet man auch im Blatte wieder. Die Blätter ſind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerſtören der Blätter führt immer nachtheilige Folgen für ihr Wachsthum mit ſich. Die Reifung der Früchte wird beſchleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die Früchte welken, wenn

man das Entlauben vornimmt, bevor ſie noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des Saftes in dem ganzen Gewächſe durch die Blätter befördert, hingegen durch den Mangel derſelben gehemmt. Nach angeſtellten Erfahrungen ſind die Blätter die vornehmſten Ausdünſtungswerkzeuge; findet nun eine Menge Saft durch ſie ſeinen Ausgang, ſo iſt es nothwendig, daß ein Hinſtrömen deſſelben aus allen Theilen der Pflanze nach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feuchtigkeiten ein, die ſie durch andere Gefäße der Pflanze als Nahrungsſaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter iſt mit wenig Ausnahmen grün in verſchiedenen Abſtufungen. Die Natur ſcheint hierbei Rückſicht auf das Bedürfniß des thieriſchen, wenigſtens des menſchlichen Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig das Grün unſerm Auge iſt, beweiſ't der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden bekleidet, und der Anblick eines friſchen, grünen Waldes; ſogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenſtrahlen ſchadet unſerm Auge nicht. Das Abfallen der Blätter iſt die Aufhebung der Vereinigung, welche zwiſchen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Faſern bewirkt wird. Die Blätter dünſten ſtark aus; liefern ihnen nun im Herbſte die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, ſo müſſen ſie vertrocknen, zu wachſen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächſe gewährt Menſchen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Friſch abgebrochen dient es zu Viehfutter, und eine Menge größerer und kleinerer Geſchöpfe nähren ſich davon; ſo braucht man es auch zur Streu, ja den Bäumen ſelbſt iſt das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und ſie dadurch vor dem Froſte ſchützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, ſondern eine runde, ganz ſpitzige nadelförmige Geſtalt haben, ſo werden ſie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt foliolum (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern, eine fieberhafte Ausſchlagskrankheit, welche in ihren Eiterpuſteln einen anſteckenden Stoff erzeugt, mittelſt deſſen ſie auch bei andern Menſchen, welche ſie noch nicht ausgeſtanden haben, wieder entſtehen kann. Nach der Anſteckung vergehen gemeiniglich etwa ſieben Tage, ehe das Gift gewirkt hat und die Krankheit hervorbringt. Es entſteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert, und am dritten Tage erſcheinen rothe Flecke, zuerſt im Geſicht, und alsdann über die Bruſt, die Hände und den übrigen ganzen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl. Dieſer Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken erheben ſich Puſteln, welche ſich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber geht dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Puſteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe ſich zu verwandeln, was gewöhnlich am ſiebenten Tage anhebt. Bei uns entſteht dieſe Krankheit nie von ſelbſt, ſondern bloß durch Anſteckung. Allein das Blattergift ſteckt in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt ſie nicht wieder; es ſteckt auch nicht jederzeit an, ſondern es ſcheint, daß der Menſch eine gewiſſe Diſpoſition dazu haben muß; denn es gibt Beiſpiele genug, daß Menſchen bei mehreren Blatterepidemien verſchont geblieben ſind, und erſt in ſpätern Jahren angeſteckt worden, ja daß manche zeitlebens da=

von frei geblieben ſind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, ſondern zu den ſogenannten fixen Contagien, welche nur durch Berührung an die Oberfläche des menſchlichen Körpers, oder durch Einathmen der nächſten Atmoſphäre eines Blatterkranken anſtecken. Der Urſprung der Kinderblattern iſt nicht ganz klar. Nach einigen arabiſchen Schriftſtellern kamen ſie, ſo wie die Maſern, zuerſt aus Aethiopien gegen das Jahr 572 nach Chriſti Geburt nach Arabien. In der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts kamen ſie nach Aegypten. Von da brachten ſie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert nach Europa, zunächſt nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach deſſen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch franzöſiſche Provinzen wieder nach Deutſchland nahmen, wurden durch ſie die Blattern im Jahre 1495 aus Frankreich zuerſt nach Deutſchland gebracht. Aus Europa verpflanzten ſie ſich nach Amerika und Afrika, ſelbſt nach Grönland verbreiteten ſie ſich (im Jahre 1733) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn ſie zuerſt in ein Land kamen, waren ſie viel mörderiſcher und richteten größere Verheerungen unter den Menſchen an, als wenn ſie eine Zeit lang ſchon geherrſcht haben, da ſie alsdann milder werden. Doch behauptete noch Roſenſtein, daß ſie immer mehr Menſchen das Leben raubten, als die Peſt ſelbſt. Auf die oben berührten Erfahrungen geſtützt, daß dieſe Krankheit bei uns nur durch Anſteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn dieſe nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einſtigen Verbannung dieſer Blatterpeſt, zu welcher man durch ſtrenge Abſonderung der Blatterkranken, durch Errichtung von Blatterhäuſern zu gelangen hoffte. Indeſſen waren die ſich dagegen ſtellenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältniſſen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieſer Krankheit bei allen Nationen, in allen Himmelsſtrichen und Climaten, unüberſteigbar. Man verſuchte daher das Uebel, dem man nicht entgehen konnte, einſtweilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angeſteckt würden, ſo veranlaßte man die Anſteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigſtens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günſtige Zeit und Umſtände zur Erweckung dieſer Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Inoculation der Blattern ſchon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geſchlechte, um die Schönheit der Mädchen zu ſichern. Die geiſtreiche Lady Montague brachte die Inoculation zuerſt nach Europa. Schon in Conſtantinopel, wohin ſie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ ſie ihrem damals ſechsjährigen Sohn die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft in England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerſt in England, jedoch nicht ohne Widerſprüche vieler Aerzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich; doch nie allgemein, weil theils viel Vorurtheil dagegen herrſchte, theils auch immer die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder ſelbſt an den geimpften Blattern ſtarben. Neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und ſichrere Impfung der Kuhpocken jene ganz verdrängt. H.

Blaufarbenwerke ſind ein Zweig der Hüttenkunde, und in

denſelben werden die Kobalterze zuerſt durch Pochen und Waſchen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröſtet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, iſt eine Verbindung von 0,4 Kobalt mit 0,6 Arſenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eiſen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben genannte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt größtentheils der Arſenik, den man in Giftfängen auffängt, und der dadurch porös werdende Kobalt oxydirt ſich um ſo leichter. Je mehr er nun Sauerſtoff an ſich zieht, deſto größer wird ſeine tingirende Kraft: jedoch darf er nicht zu ſtark geglühet werden, weil er ſonſt anfängt zuſammenzuſchmelzen, wodurch er ſich wieder desoxydirt, welches man das Todtbrennen nennt. Allein ein Theil Arſenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denſelben auflöſen hilft. Das graue geröſtete Kobaltoxyd wird theils roh mit Kiespulver naß vermiſcht, und ſo zum Behufe der blauen Töpferglaſur unter dem Namen Zaffer, Zaffera, Zafflor, fälſchlich Saflor genannt, verkauft, theils zu Smalte und Eſchel verarbeitet. In dieſem Falle verſetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und ſchmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird es in kaltem Waſſer ausgegoſſen, darauf klein gepocht, und auf den Blaufarbenmühlen zwiſchen zwei kieſelartigen Mühlſteinen naß feingemahlen, zuletzt aber mit Waſſer gewaſchen und durch verſchiedene Fäſſer geſchlämmt. Die metallhaltigſten Glastheile fallen in den erſten Fäſſern nieder, und geben die höchſte Farbe; die bläſſeſten aber, welche den Eſchel bilden, fallen zuletzt nieder. Man läßt die Smalte eine Zeit lang in den Fäſſern liegen, wobei ſie zuſammenbäckt, ſich mehr oxydirt und höher färbt. Dieſes Pulver wird ſodann ferner in den bequem eingerichteten Schlämmanſtalten, ſo rein als möglich iſt, geſchlämmt und auf Reibebreter geſchüttet. Hier werden die größern Körner nun zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein zerrieben, auf dem Reibeheerde in Haufen geſchüttet, und alsdann auf die Farbenbreter gebracht. Auf dieſen wird ſie auf der über einem ledigen Faſſe ſtehenden Reibebank mit den Händen eben gemacht, in der Trockenſtube auf Gerüſte geſtellt, und nach 24ſtündigem Trocknen in den Siebkaſten durch verſchiedene Haarſiebe durchgeſiebt. Wenn der Kaſten voll iſt, wird die Smalte etwas mit Waſſer beſprengt, damit ſie ſich gut in die Fäſſer einpacken läßt. Bei der Verfertigung guter Smalte kommt es hauptſächlich auf folgende Stücke an: 1. auf eine richtige Verſetzung der verſchiedenen Kobalterze; 2. auf eine gute Auswahl der Kieſelerde zur Glasfritte, und 3. auf die Beſchaffenheit des Waſſers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht wird. Im Königreiche Sachſen, wo ſeit dem Jahre 1500 mehrere Blaufarbenwerke entſtanden, wovon noch fünf übrig ſind, nämlich zu Ober-Schlema, Pfannenſtiel, Zſchoppenthal und unweit Albernau (ſ. Leonhardi ſächſiſche Erdbeſchreibung, Bd. III. S. 103, 258, 268, 285, 364), verfertigt man überhaupt aus obigen drei Hauptproducten gegen 23 Sorten. Außerdem gibt es in den herzoglich ſächſiſchen Landen noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am Forſt und Alten-Saalfeld, ſ. gedachte Erdbeſchreibung Bd. IV., S. 844, 866 und 882. In Böhmen macht man, ſo wie in Schleſien, nur fünf bis ſechs Sorten, und in Frankreich hat man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Gebirgen Chalonches, der ehemaligen Dauphiné, bei Juſetin, den Pyrenäen, und zu St. Mamet an der Pigue der Graf von Beuſt 1784 ein Blau-

farbenwerk errichtet. Die Holländer hingegen ſollen aus der ſächſiſchen Smalte, durch nochmaliges Feinreiben, Beitzen in Säuren und Verſetzen mit Indig und andern Mitteln, gegen 55 Sorten verfertigen. Die Smalte wird in der Malerei zu Paſtell-, Waſſer-, Wachs- und Oelfarben, zum Bemalen der Glaſurgefäße, zum Bleichen, zu blauen Glasflüſſen, zum Plattenindig und in den Lackmusfabriken gebraucht. Zum Behufe der Porzellanmalerei bedarf man eines reinern Kobaltoxydes als die Smalte gewöhnlich enthält. Um dies zu bereiten, rathen Einige den Glanzkobalt im Kleinen unter der Muffel zu rösten, in Waſſer abzulöſchen und zu trocknen, darauf mit Salmiak anzureiben und die Arſenikſäure durch Sublimation in irdenen Krügen abzuſcheiden. Das Reſiduum ſolle man in Salpeterſäure auflöſen, mit Kali niederſchlagen, den Niederſchlag aber ſogleich, ehe er ſich wieder auflöſ't, durch Filtriren abſcheiden. Durch Ammoniak wird das Kobaltoxyd ſmalteblau, und daher für jene Malerei noch bequemer. Eine kürzere Methode iſt die, einen Theil Smalte mit drei Theilen Kali zu ſchmelzen und das Kieſelöl in Waſſer aufzulöſen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Durch Auflöſung des Kobaltoxyds in Säuren kann man grüne, blaue, roſenrothe ꝛc. unſichtbare ſympathetiſche Dinten verfertigen. Der Urſprung des Gebrauchs des Zaffera zur Färbung des Glaſes fällt zwar in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, aber gedruckt wurde derſelbe zuerſt in der 1540 zu Venedig erſchienenen Pyrotechnia des Vannuccio Viringoccio. X.

Blech wird in ſehr verſchiedenen Sorten theils aus Gold, theils aus Silber, theils aus Kupfer, theils aus Meſſing, theils aus Zinn, theils und zwar am häufigſten aus Eiſen im Ganzen auf eine und dieſelbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art, in dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln und Scheiben verfertigt. Man nimmt dazu jedesmal das reinſte und geſchmeidigſte Metall, zum Eiſenblech aber ganz vorzüglich das weichſte und zäheſte Eiſen, welches von allem Kaltbruche frei iſt. Es wird auf einem Eiſenhammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich Kreuz- oder Sturz- oder Storblech, als das ſtärkſte, Federblech etwas ſchwächer oder das mittelſte, und Senkelblech, als das dünnſte, geſchmiedet. Behalten dieſe Bleche ihre natürliche Eiſenfarbe, ſo heißen ſie Schwarzblech; ſollen ſie aber eine weiße Farbe erhalten, ſo verzinnt man dieſelben in beſondern Zinnhäuſern und nennt ſie Weißbleche, wozu auch die Pontonbleche und Bodeneiſen gehören, welche ſtärker als die gewöhnlichen Weißbleche ſind. Zum Behuſe der Salzſiedereien werden noch beſondere ſtärkere und ſchwächere ſchwarze Bleche geſchmiedet, die man in Boden- und Bordbleche abtheilt. Man nimmt zum Blechausſchmieden entweder Roheiſen oder Stabeiſen. In beiden Fällen wird das Eiſen zuerſt in Blechſtürzeln gearbeitet, dann geuhrwellet und zuletzt gegleichet. Während dieſer Bearbeitung müſſen die Bleche ſtets nur zwiſchen Weiß- und Rothglühen gehalten werden, weil ſie ſich ſonſt leicht zuſammenſchweißen, und zur Verhütung des letztern taucht man ſie auch in den ſogenannten Hahnenbrei. Ein völlig gutes Blech muß a) auf beiden Seiten vollkommen gleich, und auf keiner Stelle weder dicker noch dünner als auf der andern ſeyn; b) es muß keine Spur des Hammers auf ſeiner Fläche zu ſehen ſeyn; c) es darf keine Schieferriſſe oder Löcher haben; d) es muß unter der Scheere nicht klirren, ſondern einen glatten Schnitt erhalten; e) es muß ſich laſſen biegen ohne zu brechen, falzen ohne zu reißen und vertiefen ohne auszuſpringen; endlich

f) muß es ſich gut lochen laſſen und rein und blaulich ausſehen. Gute verzinnte Bleche hingegen müſſen außer den genannten Eigenſchaften noch a) einen weißen Silberglanz haben, b) von allen ſchwärzlichen, graulichen und gelben Flecken frei ſeyn, und c) weder durch das Kratzen mit einem ſcharfen Meſſer, noch durch die Siedehitze das Zinn fahren laſſen. Die Verzinner des Bleches waren unter den Blechſchmiden ſchon vor 1370 zu Nürnberg ein zünftiges Handwerk. Die vollkommenſten Blechſchmide und Blechwaarenarbeiter ſind die Japaneſen, von welchen die Engländer zuerſt unter den Europäern die feinern Bearbeitungen des Bleches ablernten, und zu Birmingham alsdann große Blechwaarenfabriken im vorigen Jahrhunderte anlegten. In Frankreich ahmte man dieſes nach, und die Bürger Jamain und Poncelet erhielten nicht nur für die Verfertigung cylindriſcher und platter Bleche aus Stahl und Eiſen ein Patent, das 1798 zu Ende ging, ſondern die Bürger Deharme und Dubaux in Paris vervollkommten auch 1801 die lackirten Blechwaaren, die man ſchon weit früher zu Braunſchweig ſo fein wie in England zu verfertigen wußte. X.

Blei. Unter allen feſten Metallen iſt das Blei das weichſte und hat am wenigſten Dehnkraft und Klang. Auch an Elaſticität und Zähigkeit ſteht es allen übrigen Metallen nach. In Rückſicht der Schwere aber wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Queckſilber übertroffen. Seine Farbe iſt weiß und kommt der Farbe des Zinns am nächſten. Im Feuer ſchmilzt es ſehr leicht und lange vorher, ehe es roth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft ausgeſetzt, wird dieſer Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz blind. Nach einiger Zeit ſetzt ſich auf derſelben ein weißlicher Roſt an, der jedoch bei weitem nicht ſo zunimmt, wie beim Eiſen und Kupfer, daher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft und der Witterung trotzt als jene beiden Metalle. Es verkalkt ſehr leicht, auch bei dem gelindeſten Feuer. Sobald es zerfloſſen iſt, bildet ſich augenblicklich ein Ueberzug von Aſche auf ſeiner Oberfläche. So ähnlich die Bleiaſche oder der graue Bleikalk dem äußern Anſcheine nach der Zinnaſche auch immer ſeyn mag, ſo nimmt man doch einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden wahr, wenn man ſie bei einem mäßigen Feuer, ohne daß ſie ſchmelzen, zu calciniren fortfährt. Anſtatt weißer zu werden, wie die Zinnaſche, nimmt die Bleiaſche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Geſtalt ſie Bleigelb oder Maſſicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das ſchöne Roth erſcheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Erhitzt man den Bleikalk ſo, daß er in Fluß kommt, ſo bildet er ſich zu einer gelblichen, glasartigen Maſſe, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke ſind heftige Gifte. Das Blei iſt ein ſehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, ſondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch iſt ſehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in mannichfaltigen Bereitungen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geſchehen. Es gibt auch den Grund faſt zu allen Glaſuren irdener Gefäße. Der ſtärkſte Gebrauch iſt zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichen. Darunter verſteht man die allgemein bekannte Operation, der Leinwand und andern Stoffen ihre eigenthümliche gelbliche Farbe zu benehmen, oder vielmehr ſie ſo zu verändern, daß ſie ganz weiß werden. Es geſchieht dies dadurch, daß man ſie der Einwirkung der freien Luft und des Sonnenſcheins ausſetzt und fleißig mit Waſſer

oder einer ähnlichen Feuchtigkeit begießt; die gewöhnlichſten Gegenſtände der Bleiche ſind Stücke roher Leinwand. Man bleicht aber auch Wachs und thieriſche Knochen, letztere z. B. um ſchöne Skelette zu erhalten. Dieſelben Urſachen, welche machen, daß Farben von Zeuchen und andern Dingen verſchießen, bewirken auch das Bleichen. Leinene Zeuge werden, ehe man ſie der freien Luft und dem Sonnenſcheine ausſetzt, von den gröbern, ſie färbenden, ausziehbaren Theilen durch Kochen in alkaliſcher Lauge befreit. Hierauf ſetzt man ſie mit den größtmöglichen Oberflächen der Sonne und der Luft aus, und befeuchtet ſie, ſo oft ſie trocken werden, mit Waſſer. Auf die Beſchaffenheit des Waſſers kommt dabei ſehr viel an. Waſſer, die mit Metallſalzen geſchwängert, und, wie man ſich ausdrückt, hart ſind, taugen gar nicht zum Bleichen. Weiches, reines und ganz klares Waſſer, wenn es auch nicht ganz ohne Salz iſt, dient dazu am beſten. Von der Eigenſchaft der dephlogiſtiſirten Salzſäure, die Farben der Pflanzen ſchnell zu zerſtören, hat man in neuern Zeiten auch die Anwendung zu machen geſucht, dieſe zum Bleichen der Garne und Zeuge, beſonders von Leinen und Baumwollen, im Großen zu benutzen, und dadurch ſchneller und zu jeder Jahreszeit die Garne und Zeuge weiß zu machen. Die angeſtellten Verſuche ſind ſehr glücklich ausgefallen, nur wäre zu wünſchen, daß die Geſundheit der Arbeiter dabei weniger gefährdet ſeyn möchte.

Bleiweiß. Dieſes nützliche Material wird faſt eben ſo, wie der Grünſpan, verfertigt. Es iſt eine Art von Bleiroſt, welcher entſteht, wenn das Blei von der in Dünſte verwandelten Eſſigſäure zerfreſſen und halb aufgelöſ't worden iſt. Um es im Großen zu gewinnen, verfährt man ſo: Es werden etwa drei Fuß lange, ſechs Zoll breite und eine Linie dicke Bleiplatten ſchneckenförmig und ſo zuſammengerollt, daß zwiſchen den Windungen ungefähr ein halber oder ganzer Zoll Zwiſchenraum bleibt. Hierauf ſetzt man ſie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten guter Eſſig befindlich iſt; dieſer darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denſelben kreuzweis hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden ſodann bedeckt und einer gelinden Wärme ausgeſetzt. Hierdurch ſteigt der Eſſig in Dämpfe auf, welche ſich an die Wände der Bleiplatten anſetzen, ſie durchdringen und eine Menge des Metalls auflöſen. Die Eſſigſäure der Dämpfe überſättigt ſich mit dem Bleie und verwandelt es in eine mattweiße Materie, die nach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeſchabt und geſammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue wieder zuſammen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigſten wird das Bleiweiß in der Oelmalerei gebraucht, und hierzu fein geſtoßen und zerrieben. Dieſe Arbeit iſt für die Geſundheit des Menſchen höchſt gefährlich; der eingeſchluckte Staub verurſacht eine grauſame Krankheit, die man die Malerkolik oder Hüttenkatze nennt. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes iſt durch beigemiſchte Kreide verfälſcht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleiſchnur, ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenſchaft des Grundes zu unterſuchen. Man beſtreicht nämlich den unterſten Theil mit Unſchlitt, wodurch etwas von Sand, oder was ſich ſonſt auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. Bleiſtange, eine an den Enden mit Blei ausgegoſſene hölzerne Stange, deren ſich die Seiltänzer bedienen, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten. (Balancierſtange.)

Bleizucker, Blei in Geſtalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieſes Metall in einer Säure auflöſ't und die Auflöſung ab-

dünſtet. Seinen Namen hat dieſes Gift von ſeinem ſüßen Geſchmack. Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und beſonders auch zur Weinverfälſchung. Um dieſe höchſt ſchädliche Beimiſchung zu erkennen, dient die ſogenannte hahnemannſche Weinprobe.

Blendungen werden in der Kriegskunſt alle Vorrichtungen genannt, welche dem Feinde die Einſicht in einen beſtimmten Ort benehmen. Eigene Arten hiervon ſind: 1. man pflöckt eine Faſchine an der einen Seite quer über die Schießſcharten, von einer Schartenzeile zur andern feſt, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verbergen; 2. Blendungen vor Schießſcharten ſind von ſtarken Bohlen verfertigte Laden, welche nach der Abfeuerung des Geſchützes vor die Schießſcharte geſtellt werden, um dem Feinde die Einſicht zu benehmen; 3. einfache und doppelte Blendungen. Die erſtern werden aus drei ſtarken, ſenkrechten, fünf Fuß hohen Pfoſten verfertigt, zwiſchen welchen ſchußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beſchlagene Bohlen eingeſchoben ſind. Unten wird dieſe Wand mit Rollrädern verſehen, damit ſie von den Arbeitern vor ſich her geſchoben werden können; die letztern ſind große auf vier Blockrädern ſtehende hölzerne Kaſten, die mit Erde oder Sandſäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. ſ. w., um die Mannſchaft vor dem feindlichen Feuer zu decken; 4. eine andere Art Blendungen bei den Trancheearbeiten ſind die ſogenannten Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, ſechs Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde, und befeſtigt ſie durch zwei eingezapfte Querhölzer. Hierauf ſetzt man auf die Enden der Balken ſenkrechte Pfoſten, und füllt den Zwiſchenraum wenigſtens fünf Fuß hoch mit Faſchinen aus; 5. die Blendungen von oben, Deckungen, indem man die gefährlichſten Oerter in den Sappen oder auf der Feſtung, der Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hurden oder Faſchinen, und über dieſe endlich eine hinreichend ſtarke Lage von Erde gelegt wird.

Blick. 1. Ein ſchnell vorübergehender Schimmer. Ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blick, wenn es, indem das Blei von demſelben in den Teſt (ein flaches irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen ſchnellen vielfarbigen Schein von ſich gibt, der Silberblick. 2. Ein Körper, der einen ſolchen Blick von ſich gibt. So heißt bei den Hüttenleuten diejenige Maſſe Silber, welche auf ein Mal blicket, oder ſo viel auf ein Mal abgetrieben wird, ein Blick. 3. Verſtehen die Maler und Kupferſtecher unter Blicken diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet ſind. Die andern Bedeutungen des Worts gehören nicht hierher, da ſie als bekannt vorausgeſetzt werden können. Blickfeuer ſind auf der See ein Signal, eine Loſung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Geſichts Beraubte. Der Verluſt des edelſten und ſchönſten Sinnes, mittelſt deſſen der Menſch die ihn umgebende Außenwelt ſich vorſtellt, theils die verſchiedenſten Eindrücke bekommt, theils die der andern Sinne, beſonders des Gefühls, berichtigt, iſt unter die ſchwerſten, die Geſundheit und Integrität des Körpers verletzenden Zufälle zu rechnen. Und doch ſind die Gefahren, die dieſen Sinn bedrohen, ſo vielfältig, da der Bau des ihm beſtimmten Organs, des Auges, ſo überaus zuſammengeſetzt und künſtlich iſt, und nicht nur aus feſten Theilen, ſondern auch aus den hellſten Flüſſigkeiten, aus unzähligen Blutgefäßen und Nerven beſteht. Die Blindheit iſt verſchieden; 1. dem Grade nach, indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haben, auch die hellſten Farben und die Umriſſe der Körper un-

terſcheiden können, Andere auch dies geringe Sehvermögen verloren haben; 2. den Urſachen nach. Manche Menſchen ſind gleich von der Geburt an blind geweſen, andere ſind es erſt in der Folge von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächſen auf der Hornhaut, wodurch ſie ihre Durchſichtigkeit verliert, Verwachſung der Pupille, Trübung der klaren Flüſſigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. ſ. w., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Geſicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu ſtarker Anſtrengung der Sehkraft und dadurch bewirkter Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künſtler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Geſicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenſchein blendenden nördlichen Gegenden, ſo wie in den Sandwüſten Afrika's, häufige Blindheit Statt findet. Das hohe Alter ſelbſt führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüſſigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Cryſtalllinſe u. ſ. w. Bei den Blindgebornen finden gleichfalls mehrere Urſachen Statt. Zuweilen ſind die Augenlieder an den Rändern zuſammengewachſen, oder ſie ſind mit dem Augapfel ſelbſt verwachſen, oder es iſt eine beſondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen iſt der Augenſtern verſchloſſen, oder er iſt zugleich an die Hornhaut gewachſen, oder die Pupillenöffnung iſt nicht an der rechten Stelle, ſo daß die Lichtſtrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen, anderer, zum Theil nicht erkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von dieſem Sinne abhängende Vorſtellungen ſind ihnen unbekannt. Sie können ſich daher nicht ſo unglücklich fühlen, als diejenigen, welche erſt in ſpätern Jahren ihr Geſicht verloren haben, da ſie nicht wiſſen, was ſie entbehren. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgebornen, oder ſolchen, welche in der Kindheit ſchon das Geſicht verloren haben, gelehrt, daß ſie ſich von allen Gegenſtänden ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menſchen, welchen Cheſelden am grauen Staare operirte, kam es in dem Augenblicke, da er ſehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenſtände ganz nahe vor die Augen geſtellt wären; er konnte keinen Gegenſtand von dem andern unterſcheiden, ſo verſchieden auch ihre Form war. Gegenſtände, die ihm durch das Gefühl ſchon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerkſamkeit, um ſie ein ander Mal wieder zu erkennen; allein er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte ſich ſehr, daß die Perſonen, die er am meiſten liebte, nicht ſchöner waren, als die andern. Ehe er das Geſicht wiederbekam, äußerte er keine große Begierde, dieſen Sinn zu erlangen. Bei allen den Perſonen, die lange blind geweſen ſind, ſchärfen ſich die andern Sinne deſto mehr, vielleicht weil die Zerſtreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken ſo mannichfaltiger Gegenſtände Statt findet. Daher iſt bei vielen Blinden ſelbſt die innere Seelenthätigkeit verſtärkt, und bei Vielen entwickeln ſich ihre Talente auf bewundernswürdige Weiſe. Beſonders wird das Gefühl und Gehör ſehr ſcharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puiſaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Muſikus war. Er konnte genau die Symetrie der Gegenſtände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräuſche, welches die Flüſſigkeit machte, wäh-

rend er ſie aus einem in das andere Gefäß goß, und die Nähe der Gegenſtände nach der Einwirkung der Luft auf ſein Antlitz. Er beſtimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderſon, Profeſſor der Mathematik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Geſicht verloren. Er erfand mehrere Vorrichtungen, ſowohl in der Arithmetik als in der Geometrie, um ſein Studium ſich zu erleichtern. Er hatte ein ſo feines Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Finger laufen ließ, er die falſchen unterſchied, wenn ſie gleich ſo genau nachgemacht waren, daß ſelbſt die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. — Blindeninſtitute ſind ſolche Anſtalten, wo mehrere Blinde zur Heilung, oder die Unheilbaren zur Verſorgung aufgenommen werden. Von der erſtern Art ſind an verſchiedenen Orten theils öffentliche, theils Privatinſtitute errichtet worden. So hat in Leipzig Herr Doctor und Profeſſor Clarus mit dem Wundarzte Herrn Fels ein Privatinſtitut für arme Augenkranke und Blinde errichtet, wo Dürftige unentgeldlich beſorgt werden. Ein ähnliches Inſtitut beſteht in Erfurt unter der Leitung des Herrn Doctor Fiſcher. H.

Blitz, Wetterſtrahl. Hierunter verſteht man einen ſtarken electriſchen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus derſelben in einen andern Gegenſtand, z. B. in die Erde, fährt und das geſtörte Gleichgewicht der Electricität beider Gegenſtände durch einen plötzlichen und gewaltſamen Uebergang herſtellt. Die Verwüſtungen, welche der Blitz anrichtet, ſind bekannt. Die Unwiſſenheit, welche ſich dieſelben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeile, der zugleich mit dem Blitze herabgeſchleudert würde, und dieſelben anrichtete. Die Electricität gab den unterſuchenden Naturforſchern Licht über die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Nollet, Franklin, Winkler und Andere machten nützliche Entdeckungen in dieſer Hinſicht. Franklin, von den bei der Electricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß ſpitzige Körper eine beſondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab ſo den erſten Gedanken zu den Blitzableitern. Dieſem folgten in mehrern Ländern Beobachtungen und Verſuche über die Aehnlichkeit des Blitzes mit der Electricität. Die Electricität wird bekanntlich durch das Reiben urſprünglich electriſcher oder nicht leitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechslung der Wärme erregt, und ſodann in iſolirten Leitern geſammelt und angehäuft, und dem gemäß entſteht auch die Electricität der Gewitterwolken wahrſcheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechslung der Wärme. Die Ausdünſtung des Waſſers erzeugt negative Electricität, die aufſteigenden Dünſte müſſen daher poſitiv electriſch ſeyn. Demnach befindet ſich in der Atmoſphäre immer einige Electricität, welche ſich vielleicht den Wolken als iſolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denſelben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde und glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt ſie in horizontalen und parallelen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander, ſo kann man folgenden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Verſuch anſtellen. Verbindet man das obere (an ſeidenen Schnüren ſo aufgehängte Bret, daß es ſich iſolirt auf- und niederziehen läßt) mit einer Electriſirmaſchine, und nähert es dem untern, ſo erhält es die entgegengeſetzte Electricität. Berührt man ſie unter dieſen Umſtänden beide zugleich, ſo entladen ſie ſich durch einen Erſchütterungsſchlag. Nähert man beide Breter einander, und electriſirt das obere ſehr ſtark, ſo erfolgt meiſtentheils eine freiwil-

lige Entladung mit einem ſtarken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor dieſem Schlage ziehen die Breter einander ſtark an; beim Schlage ſelbſt aber werden ſie aus einander geſtoßen. Iſt in der Mitte des einen oder des andern Brets ein kleiner hervorragender Körper befeſtigt, ſo geſchieht der durchbrechende Schlag allemal an dieſer Stelle. Steht aber anſtatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine ſcharfe Spitze, ſo kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erſcheinungen gibt das Gewitter im Großen. Hier iſt die Luft der urſprünglich electriſche Körper, in welchem die Electricität erregt wird. Eine electriſche Wolke vertritt die Stelle des obern, eine andere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets (wiewohl gegen dieſe Vergleichung jetzt wichtige Einwendungen gemacht werden). Im Wirkungskreiſe einer poſitiven Wolke wird die Erdoberfläche ſtets eine negative Electricität annehmen; beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Electricität ſtark genug iſt, oder wenn zwiſchen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entſteht, ſo wird eine Entladung, d. h. ein Bliß erfolgen, der zunächſt die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können eben ſo auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Gemeinſchaft ſteht, oder wenigſtens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreiſes Körper antrifft, in welchen ſie eine, der ihrigen entgegengeſetzte Electricität erzeugen kann. In dieſem Falle entſtehen abwechſelnde Electricitäten an den verſchiedenen Seiten mehrerer Wolken, und bei der Entladung ſchlägt der Bliß zugleich aus der erſten in die zweite u. ſ. f. — Die Anziehung, welche zwiſchen den electriſchen Wolken ſelbſt und zwiſchen ihnen und der Erdoberfläche Statt findet, verurſacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und veränderliche Windſtöße; daher Wirbelwinde, kräuſelndes Aufſteigen des Staubes und anderer leichten Körper, heftige Regengüſſe und auf der See die bekannten Waſſerſäulen oder Waſſerhoſen. Der Bliß ſelbſt, welcher eigentlich ein Ausbruch einer leuchtenden Materie iſt, und ſtillſtehend einen Feuerball vorſtellen würde, erſcheint bei ſeiner ſchnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man ſieht ihn, wie den electriſchen Funken, bisweilen gerade auf den Gegenſtand zugehen, bisweilen aber ſich ſchlängeln und einen Dreizack bilden, nicht ſelten auch von einem Theile der Wolke zum andern überſpringen und oft ſich in mehrere Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, wenn ſich die Gewitterwolken durch Bliß, oder durch ſtillen Abzug im Regen, oder auf andere Art entladen haben. Jeder Bliß hat ein Ziel, nach welchem er ſtrebt und nach dem er ſeine Bahn von der zuerſt berührten Stelle an auf dem leichteſten Wege verfolgt. Dieſes Ziel iſt die feuchte Erde oder das Waſſer. Hat er dieſe erreicht, ſo hören mit einem Male alle ſeine gewaltſamen Wirkungen auf, und er theilt ſich in der Stille durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche Einige beobachtet haben, machen darin keinen Unterſchied. Leitende Körper ſucht der Bliß auf und folgt ihnen willig und ohne Geräuſch; dazwiſchen liegende, nicht leitende, durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Feſtere Körper ſind allemal beſſere Leiter als die Luft, dieſe ſucht er daher auf ſeiner Bahn zu vermeiden, und fährt aus dieſem Grunde nie durch Thüren und Fenſter hinein, ſondern ſtreicht an Säulen, Sparren und Pfoſten weg. Metalle ſind unſtreitig die beſten Leiter, dieſe ſucht der Bliß am erſten auf, und verläßt andere Körper, um dieſe zu ergreifen. Daher werden Thurmſpitzen und andere metal-

liſche Hervorragungen ſo leicht vom Blitze getroffen. Nächſt den Metallen ſcheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, inſonderheit das Waſſer. Bäume und andere mit Feuchtigkeiten angefüllte Gegenſtände leiten ihn am beſten. Bei grünen Bäumen ſucht er die ſaftigſten Stellen aus, und fährt z. B. zwiſchen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die Vorſichtsregeln in Gewittern ſind bekannt genug. Der Blitz dringt nie in den menſchlichen Körper, ſondern verletzt nur ſeine Oberfläche. Was man von Knochenzerſplitterung vom Blitze Erſchlagener erzählt, iſt gewiß falſch und rührt von andern Umſtänden her. Nicht Verbrennen, ſondern heftige Erſchütterung, beſonders des Gehirns und überhaupt des Nervenſyſtems, verurſacht wahrſcheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Perſonen werden betäubt. Nicht ſelten ſind vom Blitz Getroffene wieder hergeſtellt worden. Das Barometer zeigt Jedem die Nähe oder Ferne des aufſteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, deſto mehr ſteigt das Queckſilber und deſto näher rückt die Gefahr, der man ſogleich, wenn ſich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß, wiewohl ſie nicht ſo groß iſt, als übertriebene Aengſtlichkeit ſich einzubilden geneigt iſt. Fällt das Queckſilber, ſo flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß ſie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (Wetterableiter), iſt eine Vorrichtung, durch welche entweder die Electricität der Wolken, als die Urſache des Blitzes, ſtillſchweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entſtehende Blitz aufgefangen und auf einem beſtimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. ſ. w., in die Erde geleitet wird. Die Erfindung gehört dem Doctor Franklin. Bei ſeinen Verſuchen über die Electricität bemerkte er, daß, wenn ein zugeſpitzter Metalldraht an einen electriſirten Körper gebracht werde, eine ſolche Spitze dieſem ſeine Electricität allmälich, und ohne daß dabei Funken erſcheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken electriſch ſind, ſo glaubte er, daß man ihnen ihre Electricität (welche den Blitz und das Einſchlagen verurſacht) nehmen könne, wenn man eine zugeſpitzte Stange von Metall an den höchſten Theil des Gebäudes befeſtige, und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Electricität der Wolke, welche die Spitze an ſich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklins Vermuthung fand ſich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eiſernen Stange beſtanden, deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuße hervorragte. — Nach den bisherigen Verſuchen und Erfahrungen aber iſt die beſte Einrichtung eines Blitzableiters folgende. Der Ableiter beſteht aus einer eiſernen, einen Zoll ſtarken Stange, deren oberer Theil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer verſehen, welche, um das Roſten zu verhindern, in Feuer vergoldet iſt. Dieſe Stange (Auffangſtange) wird auf die höchſte Stelle eines Gebäudes ſo angenagelt, daß ſie wenigſtens fünf bis ſechs Fuß über daſſelbe hervorragt; an dieſe befeſtigt man einen an einander genieteten Kupferſtreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieſelbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — Im Jahre 1762 wurde in England der erſte Ableiter zu Paneshill

von D. Watſon, und im Jahre 1769 zu Hamburg am Jacobithurm errichtet.

Bloch (Marcus Elieẓer), ein berühmter Naturforſcher jüdiſcher Nation, war zu Anſpach im Jahre 1723 von armen Aeltern geboren. Erſt ſehr ſpät fing er an zu ſtudiren; er war neunzehn Jahre alt, und verſtand weder Deutſch noch Lateiniſch, noch hatte er außer einigen rabbiniſchen Schriften etwas geleſen. Indeſſen wurde er Hauslehrer bei einem jüdiſchen Chirurgus in Hamburg. Hier lernte er Deutſch, und ein armer böhmiſcher Catholik lehrte ihn Latein; auch erwarb er ſich einige anatomiſche Kenntniſſe. Jetzt holte er mit Rieſenſchritten das Verſäumte nach, und ging nach Berlin, um daſelbſt bei Verwandten zu leben. Er ſtudirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeſchichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforſcher Martini ließ ihn in die Geſellſchaft naturforſchender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen. Er genoß eines in jeder Rückſicht verdienten Anſehns, und ſtarb in einem Alter von 76 Jahren den 6ten Auguſt 1799. Sein Hauptwerk iſt ſeine Naturgeſchichte der Fiſche, eine Zierde der deutſchen Literatur. Der Verfaſſer hatte dieſes koſtbare Werk auf ſeine Koſten herauszugeben angefangen. Da indeß der Aufwand nach und nach ſein Vermögen überſtieg, das überhaupt mehr in ſeltenen naturhiſtoriſchen Sammlungen als in Baarſchaft beſtand, ward er bei der Fortſetzung auf das ehrenvollſte von fürſtlichen und andern begüterten Perſonen unterſtützt; daher findet man in den letzten ſechs Bänden unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf deſſen Koſten ſie geſtochen worden. Ihm widerfuhr auf dieſe Weiſe die in Deutſchland ſeltene Ehre, durch ein literariſches Unternehmen zugleich ein nationelles Intereſſe zu erregen. M.

Blockhäuſer, hölzerne Batterien auf Rollen oder Schiffe gelegt, die man mit leichten Stücken beſetzen, und entweder auf dem Waſſer oder in den Contreſcarpen und Contreapprochen unverſehens aufführen kann, um damit in des Feindes Arbeiten zu ſpielen. Es gibt auch Blockhäuſer, die auf die Erde gebaut ſind, und kleine Feſtungen von Holz oder Erde bilden. Die Wände derſelben werden mit Schränkwänden aufgeführt, mit andern Balken überdeckt und Schießlöcher eingeſchnitten. Soll das Haus wider das ſchwere Geſchütz ſichern, ſo wird es oben mit Erde und Miſt bedeckt und die Wände mit Erde verſtärkt. Man rechnet, um die Größe eines ſolchen Hauſes zu beſtimmen, auf jeden Mann 12 bis 16 Q. Fuß Raum.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einſchließen, ſo daß niemand heraus noch hinein kann. Eine ſolche Einſchließung heißt eine Blockade, und geht der Belagerung, deren Vorſpiel ſie iſt, voraus. Ein Hafen iſt nach den ſonſtigen Grundſätzen dann als blockirt anzuſehen geweſen, wenn der Feind eine ſolche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor ſtationirt hat, daß kein Schiff ohne augenſcheinliche Gefahr ein- oder auslaufen kann. Erſt in den letzten Kriegen haben die Engländer angefangen, Häfen durch die bloße Erklärung in den Blockadeſtand zu ſetzen. (S. Continentalſyſtem.)

Blocksberg, der große Brocken, der höchſte Berg auf dem Harz. Ein großer Theil des Brockengebirges, beſonders der eigentliche wahre hohe Brocken, liegt in der ſtollbergiſchen Grafſchaft Wernigerode. Es hebt ſich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein beſonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und ſeinen ihn

umgebenden gleichartigen Bergen beſteht, die ihrer Beſchaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verſchieden ſind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher ſie dem Mittelpunkt, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für ſich, ſo ſieht man doch bei genauerer Betrachtung, daß ſie nur einen Hauptberg ausmachen und wahre Theile des Brokken ſind. Das Ganze beſteht, wie alle urſprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brockenſtein nennt. In ſeiner größten Pracht erſcheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt iſt, und alle ſeine Ungleichheiten damit ausgefüllt ſind; dies iſt in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. Der Name Brocke heißt eigentlich Berg. Seine Höhe beträgt 3590 franzöſiſche Fuß über dem mittelländiſchen Meere und 3489 Fuß über der Oſtſee.

Blondel, war Muſikmeiſter König Richards I. (Löwenherz) von England um das Jahr 1190. Während ſein Herr als Gefangener des Herzogs von Oeſterreich in einem Thurme ſeufzte, durchwanderte er das ganze gelobte Land und alle Gegenden Deutſchlands, wo er vermuthen konnte, daß ſich derſelbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schloſſe von Löwenſtein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er das Schloß mit Aufmerkſamkeit unterſucht, und einen ſtark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den franzöſiſchen Liedern zu ſingen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erſte Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er ſeinen König, befreite ihn, und erwarb ſich den Namen des getreuen Blondel. Gretry's ſchöner Oper, Richard Löwenherz, liegt dieſes Ereigniß zum Grunde.

Bloomfield (Robert), geb. 1766 zu Honington, einem Dorfe zwiſchen Eaton und Troſton, war der Sohn eines Schneiders; ſeine Mutter war eine Schulhalterin. Der Vater ſtarb, ehe Robert ſein erſtes Lebensiahr erreicht hatte, und dieſer erhielt in der Folge ſeinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder; um ſchreiben zu lernen, mußte er in die Schule nach Ipworth wandern. Dieſe beſuchte er aber nur zwei Monate, und damit waren denn auch ſeine Studien geendet. Als er einen Stiefvater bekommen hatte, wurde er im elften Jahre zu einem Landwirth, W. Auſtin, nach Sariſton gebracht. Sein ſchwacher Körper hielt aber die Beſchwerden der Landwirthſchaft nicht aus, und nun erbot ſich ſein Bruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter Bruder unterſtützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 nach London. Unter andern kleinen Aemtern, die unſer Robert übernehmen mußte, war auch das Vorleſen der Zeitungen. Um ihm dies zu erleichtern, kaufte ihm ſein Bruder ein Wörterbuch und bald verſtand er Burke's, Fox, Norths und Anderer herrliche Reden, welche ſeinen Kopf mit neuen Ideen bereicherten. Das Beſuchen einiger Bethäuſer, einer Debatten-Geſellſchaft, des Covent-Garden-Theaters, die Lecture mehrerer Bücher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Außenwelt und zugleich in ein geiſtiges Reich ein, worin allmälich ſein eigener immer mehr und mehr ſich entwickelnder Geiſt ſein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es faſt zu wiſſen. Einſt ſprach er ein Volkslied, welches er nach einer alten Weiſe gedichtet hatte. Sein darüber erſtaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des London Magazine anzubieten und es ward aufgenommen. Das Gedicht hieß the Milk Maid; der Dichter war damals etwa 16 bis 17 Jahre alt; ein zweites Gedicht: „the Sailors return" fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz.

Thomſons Jahreszeiten, Miltons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten ſeine ganze Seele, und es bedurfte nur einer unbedeutenden Begünſtigung des Zufalls, um Robert zum Schöpfer einer Dichtung zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelheiten noch über Thomſons Jahreszeiten ſetzen. Ein Streit unter den Londner Schuhmachern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre Lehrjahre bei einem Meiſter beſtanden hätten, als Geſellen arbeiten dürften?" und welche Robert, der bei ſeinem Bruder, welcher nicht ſelbſt Meiſter war, gelernt hatte, ſo gar nahe anging, nöthigte ihn (1786) ein Paar Monate lang bei ſeinem ehemaligen Herrn, Auſtin, eine Zuflucht zu ſuchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier, im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgeſtattet mit einer reichen Empfänglichkeit für die ſchönſten und reinſten ihrer Eindrücke, begeiſtert von den Bildern, welche ſein junges Gemüth aus Thomſons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerſt die Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: „the Farmers Boy: a rural poem, by Robert Bloomfield (nachgedr. Leipz. 1801. überſ. von Fick, Erlangen 1803) erſchien und Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakteriſirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältniſſen aus; denn nach einer dreimonatlichen Abweſenheit von London, ging er dahin zurück, und trat noch bei einem Schuhmachermeiſter in die Lehre. Hierauf (1790) verheirathete er ſich und arbeitete als Geſelle in einer Dachſtube mit ſechs bis ſieben andern Geſellen, und in dieſer Lage vollendete er ſein Werk. Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, ſah es im J. 1799 zuerſt, und entzückt davon veranſtaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck deſſelben. Ein engliſcher Kritiker bezeichnet das Vortreffliche dieſes Gedichts folgendermaßen: „ſanft fließende Verſe, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Maleriſchen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ſind Thomſon und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrſcht eine höhere Einfalt, als im Thomſon; ihn charakteriſirt eigentlich ganz das Horaziſche „molle atque facetum." —

Blücher (Leberecht von), Fürſt von Wahlſtadt, königlich preußiſcher Feldmarſchall, aus dem Hauſe Großen Renſow, in dem Herzogthume Mecklenburg Schwerin abſtammend, ward am 16. Dec. 1742 zu Roſtock geboren. Sein Vater war Rittmeiſter in Heſſen-Kaſſeliſchen Dienſten. Die Unruhen des ſiebenjährigen Kriegs vermochten ſeine Eltern ihn nach der Inſel Rügen zu ſchicken. Hier lernte er die ſchwediſchen Huſaren kennen, und faßte Neigung zum Kriegsdienſte. Er war damals kaum 14 Jahre alt, widerſtand allen Abmahnungen ſeiner Familie, und wurde wirklich bei dem jetzigen Mörnerſchen Huſarenregimente angeſtellt. Er machte ſeinen erſten Feldzug gegen dieſelben Preußiſchen ſchwarzen Huſaren, deren Chef er einſt werden ſollte, wurde gefangen, dem Commandanten des Regiments, Obriſten von Belling, vorgeſtellt, von dieſem, durch einen getroffenen Tauſch den Schweden abgewonnen, und als Lieutenant bei ſeinem Regimente angeſtellt. In der Folge nahm er ſeinen Abſchied, wurde Landwirth, dann Landrath, und durch Fleiß und Thätigkeit Beſitzer eines eigenen Guts. So verfloſſen 15 Jahre. Nach Friedrichs II. Tode ward er von deſſen Nachfolger bei ſeinem vorigen Regimente als Major angeſtellt, bald Commandeur und kurze Zeit nachher Chef des Regiments. In den Rheinfeldzügen von 1793 und 1794 führte das Regiment noch den Namen von Golz. Blücher zeichnete ſich überall aus, bei Orchies, bei Luxem-

burg, bei Frankenſtein, ſo wie bei Kirrweiler und Edesheim in der Pfalz. Sein Regiment eroberte in den beiden Feldzügen 11 Kanonen, 2 Haubitzen, 5 Fahnen, 7 Munitionswagen, machte zu Gefangenen 1 Generallieutenant, 137 Officiere, 3327 Gemeine; erbeutete 1341 Pferde, und verlor nur 6 Gefangene. Der Friede verſetzte ihn in eine ſeinem energiſchen Geiſte unwillkommene Unthätigkeit. Im J. 1802 nahm er für den König von Preußen Beſitz von Erfurt und Mühlhauſen. Auch bei den Bewegungen der preuſſiſchen Armee 1805 blieb er nicht unthätig. Der Ausbruch des Krieges im folgenden Jahre führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerſtädt, am 14. Octbr. 1806. Das ſchmerzliche Reſultat dieſes unglücklichen Tages war von entſcheidendem Einfluſſe auch auf ſein Schickſal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Fürſten Hohenlohe nach Pommern, in ſeiner linken Flanke. Der Zwiſchenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden; nur durch forcirte Tag- und Nachtmärſche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich geweſen; indeſſen war der Fürſt genöthigt worden, bey Prenzlau zu capituliren. Hierdurch von Stettin abgeſchnitten, warf ſich Blücher ins Mecklenburgiſche, wo er ſich bei Dambeck, mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunſchweig-Oels anführte, vereinigte. Aber die Truppen waren zu ſehr ermattet, als daß er es wagen konnte, mit ihnen einen großen Schlag zu verſuchen. Murat in ſeiner linken Flanke, Bernadotte auf der Fronte, und Soult auf dem rechten Flügel, ſah er ſich genöthigt ſich hinter die Trave zu ſetzen, wobei er den Plan hatte, die 3 großen feindlichen Corps, die dieſe Feldherrn commandirten, ſo lange als möglich von der Oder abzuhalten. So rückte er in das Gebiet von Lübeck ein. Aber dieſe Stadt, in Eile etwas befeſtigt, ward durch die mit Uebermacht andringenden franzöſiſchen Colonnen im Sturm genommen, und Blücher war genöthigt, nachdem er ſich mit einigen Truppen aus der Stadt gerettet hatte, am 6ten und 7ten November zu Ratkau zu capituliren, wobei er ſelbſt in Kriegsgefangenſchaft gerieth. Es charakteriſirt Blüchern, daß er dieſe Capitulation mit den Worten anfangen wollte: „Sie ſey ihm vom Prinzen von Pontecorvo angeboten worden, und er habe ſie aus Mangel an Munition, Proviant und Fourage angenommen.“ Da ihm der Einwurf gemacht wurde, es ſey nicht gebräuchlich, die Gründe einer Capitulation in dem Vertrage anzuführen, erwiederte er: er würde unter keiner andern Bedingung capituliren, — und erhielt, daß er dieſe Gründe ſeiner Namensunterſchrift beiſetzen durfte. Er wurde dann gegen den General Victor ausgewechſelt, und Napoleon empfing ihn in Finkenſtein mit vieler Auszeichnung. Sobald er in Königsberg angekommen war, erhielt er den Auftrag, mit einer Truppenabtheilung nach Schwediſch-Pommern zu gehen, um Stralſund vertheidigen zu helfen, und überhaupt die Operationen der Schweden zu unterſtützen. Nach dem Frieden von Tilſit blieb er in Königsberg und Berlin an der Seite des Königs, der ihm das Militär-Gouvernement von Pommern ertheilte. An dem Zuge des preußiſchen Hülfscorps bei der franzöſiſchen Armee nach Rußland, im Sommer 1812 nahm er keinen Antheil; aber als ſein König ſich an Alexandern anſchloß, um die ſchmachvollen Feſſeln zu zerbrechen, in welche Frankreichs Uebermuth Europa geſchlagen hatte, da war er, in dem der tödtliche Haß gegen die Franzoſen zu gähren nie aufgehört hatte, ob wohl ein Greis von 70 Jahren, einer der Thätigſten. Es war Anerkenntniß ſeiner patriotiſchen Geſinnung und ſeiner Tüchtigkeit, indem ihm der Oberbefehl über die Preußen und

das ruſſiſche Corps unter dem Generale Winzingerode anvertraut wurde, welches letztere ſich jedoch in der Folge wieder von ihm trennte. In der Schlacht bei Lützen (2 Mai 1813) bedeckte ſich der ehrwürdige General mit Heldenruhm, und der Kaiſer Alexander belohnte ihn durch Ertheilung des Georgen-Ordens. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch wanden, ungeachtet der Erfolg für die Franzoſen günſtig ſchien, neue Lorbeeren um ſeinen Scheitel; aber das Maaß ſeines Ruhms ward in den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig erfüllt. Dort brachte er dem Feinde eine gänzliche Niederlage bei, und vollendete die Befreiung von Schleſien. Umſonſt verſuchte es Napoleon ſelbſt den alten Helden in ſeinem ſiegreichen Zuge aufzuhalten. Er drang durch die Lauſitz vor, und vereinigte ſeinen rechten Flügel mit dem linken des Kronprinzen von Schweden. Am 3. Octbr. 1813 erfocht er die glänzendſten Vortheile bei Wartenburg, fünfzehn Tage ſpäter aber entſchied er den herrlichen Sieg bei Leipzig, durch den Deutſchland von der franzöſiſchen Sklaverey befreyt wurde. Die Würde eines Feldmarſchalls, und die auszeichnendſten Decorationen, von Seiten der verbündeten Monarchen, belohnten ſein Verdienſt. Mit dem Anfange des Jahrs 1814 wurden die Operationen auf franzöſiſchem Grunde und Boden eröffnet, Blücher, an der Spitze der ſchleſiſchen Armee, die aus zwei preußiſchen, 2 ruſſiſchen, einem heſſiſchen und einem aus mehrern kleinen deutſchen Contingenten zuſammengeſetzten Corps beſtand, ging am 1. Jan. über den Rhein, rückte ſchon am 17ten Jan. in Nancy ein, und erfocht am 1. Febr. in Gegenwart der Monarchen, den Sieg bei la Rothiere. In der Mitte des Monats erfolgten zwar einige für ihn nachtheilige Gefechte, ſo daß er ſich bis Chalons zurückziehen mußte; aber am Ende des Monats ergriff er die Offenſive wieder, und am 9ten März lieferte er die Schlacht bei Laon, welche für die folgenreichſte des ganzen Feldzugs gelten kann, indem Napoleon nicht mehr vermochte, ſich von der in ihr erlittenen Niederlage zu erheben, und durch ſie den Verbündeten der Weg nach Paris aufgeſchloſſen wurde, wo Blücher am 31. März mit ſeinem Heere einzog. Der König von Preußen gab ihm einen ausgezeichneten Beweis von dem Anerkenntniß ſeiner Verdienſte, indem er ihn am 3. Jun. zum Fürſten von Wahlſtadt ernannte, und dieſer Ernennung eine anſehnliche Dotation an Gütern beyfügte. (Es wurde dabei der Name des Dorfes Wahlſtadt an der Katzbach gewählt, um dadurch an den Sieg zu erinnern, den Blücher in der Umgebung deſſelben erfochten hatte.) Noch in demſelben Monate begab er ſich mit den Monarchen nach England, wo ſein Aufenthalt, durch die glänzenden Proben von Achtung, die ihm die brittiſche Nation gab, ein ſteter Triumph war. — Als der Krieg im Frühjahre 1815 wieder ausbrach, erhielt er abermals den Auftrag, die preußiſche Armee zu commandiren, welche die Beſtimmung hatte, durch die Niederlande in das Innere von Frankreich einzudringen. Auf ihn waren die erſten Streiche Napoleons gerichtet, indem ihm derſelbe am 16ten Juni die Schlacht bei Ligny (ſ. d. A. Belle Alliance) lieferte. Da die Mitwirkung, die Blücher an dieſem blutigen Tage von den Engländern und von dem vierten preußiſchen Armeecorps erwartete, auſſen blieb, ſo errang der Feind den Sieg. Zudem bedrohte die Perſon des Feldherrn ſelbſt eine große Gefahr. Ein Cavallerieangriff, bei dem er ſich an der Spitze befand, war mißlungen. Ein Schuß traf ſein Pferd, ohne jedoch deſſen Lauf zu hemmen. Der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu convulſiviſchen Sprüngen an, bis es plötzlich in vollem Rennen zu Boden ſtürzte. Der Feldmarſchall lag, vom gewaltſamen Sturze betäubt,

unter dem todten Pferde. Die feindlichen Cuiraſſiere jagten in der Verfolgung heran. Die letzten Reuter waren ſchon bei dem Feldmarſchall vorüber, nur ein Adjutant, der Major Graf von Noſtiz, war bei ihm. Vom Pferde geſprungen, ſtand er neben ihm, ſein Schickſal zu theilen entſchloſſen. Die Feinde jagten in wilder Eile vorüber, ohne ihn zu bemerken, und eben ſo jagten ſie noch einmal bei ihm vorbei, als die Preußiſchen ſie wieder zurück geworfen hatten. Jetzt erſt brachte man ihn mit Mühe unter dem todten Pferde hervor, da er ſodann ein Dragonerpferd beſtieg. Die Unfälle dieſes Tages nahmen aber weder Blüchern noch ſeinem Heere den Muth zu neuen Thaten. Es erfolgte am 18ten Juni die Schlacht bei la Belle Alliance, und in ihr gelang es den zweckmäßigen Maaßregeln und der Tapferkeit des Feldmarſchalls den ſchrecklichen Kampf ſiegreich zu entſcheiden, durch den Napoleons neues Wageſtück gänzlich vereitelt, und Frankreich abermals der Macht der Verbündeten unterworfen wurde. So ward Blüchers Name der gefeyertſte in Europa, und man nannte ihn neben den Namen der geprieſenſten Helden aller Zeiten. Als er in Paris eingezogen war, widerſetzte er ſich, unter der allgemeinen Zuſtimmung der bisher von den Franzoſen gemißhandelten Völker, durch Wort und That, den ſo verderblichen Schonungsmaaßregeln, welche man nach den Siegen von 1814 gegen die Ueberwundenen hatte eintreten laſſen, und empfahl und übte die ſtrengere Handlungsweiſe, wozu das Recht der Eroberung die Befugniß ertheilt, und welche die künftige Sicherheit der Staaten forderte. Sein König ehrte ihn, indem er ihm unter dem 26. Juli ein nur eigens für ihn beſtimmtes Ordenszeichen, das er in der Stelle der erſten Claſſe des eiſernen Kreuzes tragen ſollte, verlieh, wobei ihm der Monarch erklärte: „Er wiſſe, daß keine goldnen Strahlen den Glanz ſeiner Verdienſte erhöhen könne; es ſey ihm aber ein freudiges Geſchäft, die volle Anerkennung derſelben auch durch eine äuſſere entſprechende Auszeichnung zu beurkunden; wobei er ſich für ruhigere Verhältniſſe das Vergnügen vorbehalte, ihm noch fernere Beweiſe ſeiner ſtets dauernden Erkenntlichkeit zu geben.“

Blum (Joach. Chriſt.) wurde den 19ten Nov. 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er ſtudirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband ſich dort durch die innigſte Freundſchaft mit Abbt und Töllner. Nach Vollendung ſeiner Studien ging er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, ohne ein beſtimmtes Geſchäft zu ſuchen. Seine Mitbürger nannten ihn deshalb auch den Müßiggänger, bis er ſeine vortrefflichen Spaziergänge herausgab und ſie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weiſe thätig und ſelbſt beim Spazierengehen zum Beſten ſeiner Mitmenſchen beſchäftigt ſeyn könne. Blum ſtarb den 28ſten Auguſt 1790. Man kann ihn als Schriftſteller zunächſt einen eben ſo anmuthigen als lehrreichen Proſaiſten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von ſeinen Spaziergängen erſchien die erſte Auflage 1774; die dritte 1785. Außer den Spaziergängen verdient auch noch ſein deutſches Sprichwörterbuch, 2 Bde. 1780 und 1782 bemerkt zu werden.

Blumauer (Aloys). Dieſer bekannte Dichter war zu Steyer in Oeſterreich ob der Ens den 21ſten Dec. 1755 geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, trat 1772 zu Wien in den Jeſuiterorden, privatiſirte daſelbſt nach der Aufhebung deſſelben, bis er als Cenſor angeſtellt wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die gräfferſche Buchhandlung übernahm, an der er ſchon ſeit 1786 einigen Antheil ge-

habt hatte. Er ſtarb den 16ten März 1798. Seine traveſtirte Aeneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komiſche und ſcherzhafte Poeſie auf das rühmlichſte bekannt, und erwarb ihm die ausgebreitetſte Celebrität. Es iſt eine poetiſche Caricatur, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Dieſe Eigenſchaften findet man auch in mehrern ſeiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige derſelben athmen Feuer und Leben und ſind in einer ſchönen, correcten und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen aber iſt ſein Witz gemein, die Sprache incorrect und das mechaniſche des Versbaues verfehlt. In dem Trauerſpiel Erwine von Steinheim zeigte er ſich als Theaterdichter zu ſeinem Vortheil. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen 1801 bis 1802 zu Leipzig 8. in acht Bänden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwechſelt man häufig dieſe beiden Ausdrücke; denn im vorzüglichen Sinne nennt man nur die Blüthen derjenigen Gewächſe, welche um der Blüthe willen in Gärten erzogen werden, Blumen. Von Fruchtgewächſen, z. E. Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, ſagt man Blüthen. Die Blumen unterſcheiden ſich von allen übrigen Theilen der Pflanzen 1. dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume erſcheint, der Wuchs der Pflanze aufhört; 2. dadurch, daß die Blumen die Befruchtungswerkzeuge der Gewächſe enthalten. — Im Allgemeinen beſtehen die Blumen oder Blüthen aus dem Kelche oder der Blumendecke, aus der Blumenkrone, aus den Staubgefäßen und Staubträgern, welche wieder in mehrere Theile zerfallen, dem Staubweg oder Stempel, und dem Fruchtkeim oder Fruchtknoten. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge ſind die weſentlichſten Theile der Blume, um derentwillen die übrigen da ſind. Auf ihnen beruht das wichtigſte Vermehrungsgeſchäft der Gewächſe, welches auf eine ähnliche Art, wie in der thieriſchen Schöpfung erfolgt. Die im Fache der Flora ſo zahlreich erſchienenen Schriften, und die in der Gartenkunſt vorgenommenen Verſuche und Unterſuchungen belehren über das Detail am beſten, deßhalb wir hier davon ſchweigen. Die Blumen ſind in Rückſicht ihres Standorts an der Pflanze ſehr verſchieden; viele ſtehen einzeln, mit oder ohne Stiel auf der Pflanze, andere gehäuft. Die einzelnen Blüthen, woraus eine Blume zuſammengeſetzt iſt, nennt man Blümchen. Das Auge wird durch die ſchöne Zierde der Natur, die Blume, ergötzt. Der prächtige Farbenſchmuck, die ſchönen Zeichnungen und Schattirungen, welche ſich auf den Blumenblättern befinden, müſſen uns erfreuen und zur Bewunderung hinreißen. Eine vortreffliche Eigenſchaft derſelben iſt der liebliche und erquickende Geruch; nicht zu gedenken, daß alle dieſe Gewächſe einen großen Theil des Thierreichs durch ihren Honigſaft ernähren, wodurch ihn nachher der Menſch auch genießt. — In Treibhäuſern zeugt die menſchliche Kunſt mitten im Winter, wenn draußen die ganze Natur oder doch die Vegetation erſtorben ſcheint, Roſen, Hyacinthen und andere Blumen und zaubert gleichſam den Frühling im Winter herbei. — Die Hinfälligkeit der mehreſten Blumen, welche ſie in ihrer größten Pracht überfällt, iſt bedauernswerth; manche blühen nur einige Stunden, manche nicht über einen Tag, andere hingegen Wochen lang. — Nur wenige behalten, abgebrochen und getrocknet, noch Jahre lang ihre Farbe, und dies ſind die ſogenannten Unſterblichen. Die mehreſten verwelken nach dem Abpflücken eher oder ſpäter, ſchrumpfen ein und werden unanſehnlich. Bei der Eintheilung der Gewächſe nach dem Sexualſyſtem leiſten die Blumen ſehr weſentliche Dienſte; denn außer, daß bei den

mehreſten die Staubgefäße die Claſſe, und die Staubwege die Ordnung beſtimmen, geben die übrigen Theile der Blumen und ſelbſt die Bildung ihrer Geſchlechtstheile, nebſt der Beſchaffenheit der Frucht die Merkmale der Geſchlechter ab. Blumenbette, in der Botanik der unterſte Theil der Blume, auf welchem die übrigen Theile ſitzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel ſich in die Blume ſelbſt ausbreitet; auch der Blumenboden. Blumenblatt und Blumenkrone; beide können füglich zuſammengefaßt werden. Die Blumenkrone beſteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mehreſten Blumen die innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile aus, und hat zunächſt die Beſtimmung, jene Theile zu beſchirmen. Für das Auge iſt ſie der ſchönſte Theil. Die Blume iſt es eigentlich, welche mit den ſchönen Farben und Zeichnungen pranget. Nicht alle Blumen haben eine Krone oder Blumenblätter, bei vielen ſind die Befruchtungswerkzeuge nur mit dem Kelche umgeben. Blumen, deren Krone nur aus einem Blatte beſteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, drei, vier, fünf, ſechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über ſechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Geſtalt der Blumenkronen überhaupt iſt bewundernswürdig mannichfaltig, ſo daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden würde. — Jeder Freund der Natur und ihrer Erzeugniſſe lernt die ſchönen und ſo mannichfaltigen Geſtalten der Blumenkrone am beſten durch eigene Unterſuchung und Zergliederung der Blumen kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, iſt künſtlicher und zuſammengeſetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran ein Oberhäutchen, ein ſchwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, die ſich in verſchiedene Aeſte vertheilen. Blumenſcheide, ein längliches Blatt, welches mit ſeinem untern Ende den Stängel umfaßt, und den Blumen, ehe ſie ſich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach der Entwicklung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt iſt (Spatha). Blumenſtiel, der Stiel einer Blume. In der Botanik heißt ein wurzelſtockiger Blumenſtiel (Pedunculus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt: ein allgemeiner Blumenſtiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenſtiele ſich in einen vereinigen; ein beſonderer (partialis) iſt jeder einzelne auf einem allgemeinen ſtehende; auf dem Blattſtiel ſitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn er auf dem Blumenſtiele befeſtigt iſt; dem Blatte gegenüber ſtehend (oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade gegenüber ſteht; ſeitwärts ſitzend (laterifolius), wenn er am Stängel zur Seite des Blattes ſitzt; unter dem Blatte ſitzend (extrafoliaceus), wenn er am Stängel unter dem Blatte feſtſitzt; zwiſchen den Blättern ſitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwiſchen den Blättern am Stängel ſitzt; einander gegenüber ſtehend (oppositiflorus), wenn die einzelnen Blumenſtiele gerade gegenüberſtehen. Ein eingehüllter Blumenſtiel (Pedunculus involutus) iſt ein ſolcher, der mit einer Hülle umgeben iſt. — Blumenkaiſer, eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieſer noch eine dritte hervorſproßt, ſo daß ihrer drei über einander ſtehen. Blumenuhr iſt eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche ſich zu beſtimmten Zeiten auf- oder zuſchließen, und auf dieſe Weiſe dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumenbach (Johann Friedrich). Dieſer philoſophiſche Naturforſcher gehört gegenwärtig zu den erſten Zierden der Univerſität Göttingen, auf der er ſeit mehreren dreißig Jahren mit raſtloſer Thätigkeit ſehr faßliche, vielbeſuchte Vorleſungen über Naturgeſchichte,

Phyſiologie, Oſteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und mediciniſche Literargeſchichte hält. Ueber alle dieſe Wiſſenſchaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geſchrieben, und dieſe Schriften — ihr anſehnliches Verzeichniß liefert Meuſels gelehrtes Deutſchland — tragen das Gepräge ſeines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres reellen Werthes großen Beifall und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meiſterhaftes Handbuch der Naturgeſchichte iſt bereits zum neunten Male aufgelegt. Blumenbach iſt am 11ten Mai 1752 zu Gotha geboren, ſtudirte in Jena und Göttingen, wo er 1775 das mediciniſche Doctorat, 1776 die Aufſicht über das Naturaliencabinet der Univerſität, und eine außerordentliche, ſo wie 1778 eine ordentliche Profeſſur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reiſe nach der Schweiz, und ſpäter eine nach England, wo ihm beſonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks ſehr nützlich war. 1788 wurde er großbrittanniſcher Hofrath, und als Göttingen unter das Scepter des Königs Hieronymus Napoleon gekommen war, Ritter der weſtphäliſchen Krone. Von vielen gelehrten Geſellſchaften iſt er Mitglied, und ſteht mit den vorzüglichſten Männern ſeines Faches im Briefwechſel. Er beſitzt, außer vortrefflichen naturhiſtoriſchen Werken und Kupferſtichen, eine herrliche Naturalienſammlung, welche die Dankbarkeit von mehreren ſeiner ehemaligen Schüler zum Theil mit großen Seltenheiten bereichert hat. Er verdient dieſe Liebe und allgemeine Hochachtung, weil er nicht nur ein höchſt nützlicher akademiſcher Lehrer und ausgezeichneter Schriftſteller, ſondern auch ein aufrichtiger, ſchlichter, deutſcher Biedermann iſt.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptſitz dieſes famöſen Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Intereſſe ſeyn werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der berüchtigte Tulpenſchwindel regierte. Man ſah in dieſer Zeit viele vermögende Perſonen dabei zu Grunde gehen und arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht beſaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, ſelbige dem Käufer in einer feſtgeſetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Auguſtus bezahlte man 13,000 Fl.; und für drey dito zuſammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derſelben 4500 Fl.; für 400 Aße Admiral Lieffenshoek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. ſ. w. Für Einen Viceroi gab man folgende Artikel: zwei Laſt Waizen, vier Laſt Roggen, vier fette Ochſen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Orhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käſe, einen Bündel Kleider und einen ſilbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derſelben Zeit gewann jemand in Amſterdam in vier Monaten über 60,000 Fl. bei dieſem Handel. In einer einzigen holländiſchen Stadt ſollen über zehn Millionen Gulden Tulpenzwiebeln debitirt worden ſeyn. Aber dieſe Schwindelperiode konnte von keiner langen Dauer ſeyn. Die Käufer weigerten ſich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27ſten April 1637 beſtimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden ſollten, ſtürzten die tollen Preiſe auf einmal, und man konnte nun einen Semper Auguſtus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch das Hervorbringen neuer und ſeltener Tulpengewächſe gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt fin-

det man in den Verzeichniſſen der harlemer Blumiſten die Preiſe von 25 bis 150 Fl. für einzelne rare Tulpen. Bis zur franzöſiſchen Revolution zogen die harlemer Blumiſten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryſſel und andern Städten Flanderns, wo ſich die Geiſtlichen mit der Cultur derſelben beſchäftigten, nachher haben die Harlemer ſich ſelbſt der Cultur befleißigt; doch iſt der ganze Tulpenhandel nicht mehr von ſo ſonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die erſten Liebhaber und Kenner von Blumengewächſen zu beſitzen. Vermögende Perſonen treiben die Zucht der Blumen, beſonders auch der Hyacinthen. Theils von dieſen, theils von auswärts her verſahen ſich die Blumiſten nicht nur mit Hyacinthen, ſondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen und andern Blumen, die allmälich zahlreicher bei ihnen beſtellt wurden. Das Geſchäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem iſt bis jetzt der Stapelplatz deſſen geblieben, was ſchön und vollkommen in dieſer Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erſt um das Jahr 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in dieſem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Fl., und für 1/16 Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber koſtet, 275 Fl. Im J. 1776 ſtand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch im J. 1785 gab man für den Marquis de la Coſte 750 Fl. Seitdem ſind die Preiſe der Hyacinthen ebenfalls ſehr geſunken, wiewohl man in den Verzeichniſſen auch noch gewiſſe doppelte Hyacinthen mit Preiſen von 25 bis 100 Fl. angeführt findet. Die ſehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und beſonders Hyacinthen, im Winter auf Gläſern und in Töpfen zu ziehen, hält dieſen Handel noch aufrecht. Zwiſchen Alkmaar und Leiden ſind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem ſandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen. Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um Harlem, außer vielen kleinen, wohl 12 oder 13 große Blumiſten. Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Verſendungen nach Deutſchland, Rußland, England u. ſ. w., ſondern ſelbſt bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt iſt theils durch die Zeitumſtände, theils aber auch dadurch dieſer Handel ſehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumiſten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commiſſion geben, und in Auctionen und ſonſt verſchleudern laſſen. Außer den angeführten verſenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Martagons, Iris, Fritillarien, Crocus und andere Blumengewächſe, auch allerlei Sämereien, Obſtbäume und Treibhausgewächſe.

Blumenorden, der Name einer dichteriſchen Geſellſchaft, von Harsdörfer ungefähr im Jahre 1644 zu Nürnberg geſtiftet; auch die Blumengeſellſchaft, der Pegnitzorden genannt. Die Mitglieder ſelbſt nannten ſich Blumenhirten, Pegnitzhirten. (S. Pegnitzorden.)

Blumenſtück nennt man in der Malerei eine Darſtellung von Blumen, worin dieſe ein Kunſtwerk an ſich ausmachen. Wenn es nicht zu läugnen iſt, daß ſolche Darſtellungen, wobei täuſchende Wahrheit das höchſte Erreichbare iſt, nur zu den untergeordneten Arten der Malerei gehören, und daß ein Maler damit noch nicht den Namen eines äſthetiſchen Künſtlers verdient, ſo können ſie doch ſehr wohl unter einem höheren Charakter, als dem der Nachahmung, erſcheinen, und durch ſinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres äſthetiſches Verdienſt erlangen. Als die berühmteſten Blumenmaler nennen wir Huyſum, Rachel Ruyſch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel, welcher letz-

tere ſein Leben in das Vergnügen, die Blumen ſeines Gartens zu betrachten und zu malen, theilte.

Blut. Dieſe rothe Flüſſigkeit befindet ſich, außer dem menſchlichen Körper, in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen; bei den letztern beiden Thierclaſſen aber mit dem wichtigen Unterſchiede, daß ſie nicht warm, ſondern kalt iſt, und die Temperatur des Mediums annimmt, in welchem ſich dieſe Thiere aufhalten. Die Inſecten und Würmer haben ſtatt deſſelben einen Saft von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen werden kann, ob man ihn gleich wohl auch weißes Blut nennt. Das eigentliche Blut beſteht aus feinen runden Kügelchen, deren Durchmeſſer noch nicht auf den 3000ſten Theil eines Zolls geſchätzt wird, oder nach Andern, aus plattgedrückten Bläschen. Es enthält zwei verſchiedene Subſtanzen, die ſich beim Gerinnen von einander ſcheiden: das Blutwaſſer, eine wäßrige, eiweißähnliche Subſtanz; und eine dicke, ſchleimige Materie, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel ſchwerer iſt, als jene, und Blutkuchen heißt. Die rothe Farbe des Bluts rührt nach Einigen von dem brennbaren Weſen (Phlogiſton, in der Sprache der neuern Chemie Oxygene, Sauerſtoff) her. Andere ſchreiben ſie, und wie es ſcheint, mit größerm Rechte, den darin enthaltenen Eiſentheilchen zu, welche den Farbeſtoff des Blutes wenigſtens binden und ſeine Wirkung beſtimmen. Für das Leben des thieriſchen Körpers iſt das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens anſehen. Es iſt, ſo lange der Körper lebt, in ſteter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demſelben ſehr bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerſt in eine ſauere, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt ſeinen Urſprung aus dem Milchſafte, und ſetzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erforderlichen Nahrungsſäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies geſchieht, während es aus dem Herzen bis zu den entfernteſten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blutumlauf iſt gleichſam die Grundlage und erſte Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thieriſchen Körpers auf. Erſt im vorigen Jahrhunderte entdeckte ihn der Engländer Harvey. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechſelt; die eine iſt zuſammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen ſind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußerſten Theilen des Körpers, dieſe nehmen es aus den Pulsadern wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor ſich; in weniger Zeit als der tauſendſte Theil einer Minute wird es im Menſchen durch einen Raum von drei Fuß getrieben. Strömte das Blut mit gleicher Schnelligkeit gerade und ohne alle Krümmungen fort, ſo würde es in einer einzigen Minute 30,000 Fuß durchlaufen. Dieſen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es ſich vom Herzen entfernt, deſto mehr nimmt auch jene Geſchwindigkeit ab. Man kann in einem erwachſenen Menſchen von gewöhnlicher Conſtitution eine Blutmaſſe von 24 Pfunden annehmen, die in einer Stunde 24, folglich 576 Mal in einem Tage durchs Herz und durch die kleinſten, den Haarröhrchen ähnlichen Gefäße im ganzen Körper herumgetrieben wird. Man kann

das Blut als den Grund und Urquell aller organiſchen Bewegung betrachten.

Blutader, eigentlich eine jede Ader, die Blut in ſich enthält; im Gegenſatze der Bandadern, Erzadern, Waſſeradern. In engerer Bedeutung Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae); im Gegenſatze der Schlagadern (Arteriae). Die unpaare Blutader (Vena azygos) entſpringt in der Bauchhöhle aus der rechten Nierenblutader, oder einer Lendenblutader, ſteigt in die Bruſthöhle hinauf, und ſenkt ſich in die obere Hohlader ein. Die unpaare Blutader der linken Seite (Vena hemiazygea) iſt viel ſchwächer als die vorige, und ergießt ſich in dieſelbe in der Gegend des neunten Bruſtwirbels. (Vergl. Adern.) Das Blutauge, ein blutiges Auge; bei den Aerzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anſtrengung beim Erbrechen, Huſten u. ſ. w. (Hypoena). Blutregen, ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen ſey, hielt, oder doch ſo nannte, welche aber von kleinem rothen Ziefer (Inſekten) herrühren, oder auch von gewiſſen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn ſie auskriechen, an den Mauern der Häuſer rothe Flecken zurücklaſſen. Blutſpeien, diejenige Krankheit, da man durch Huſten Blut aus der Lunge wirft; auch Blutbrechen (haemoptisis); wird auf einmal eine große Menge Bluts ausgeworfen, ſo iſt es ein Blutſturz.

Blutbereitung, ſ. Ernährung.

Bluthochzeit (pariſer). Dieſe ſchreckliche, in den Jahrbüchern der Menſchheit verewigte Begebenheit ereignete ſich unter Carl IX., Könige von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenſchlichſte behandelt worden; der König Franz verfolgte ſie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorſam und Empörung. Unter Heinrich II., welcher ſich ſeinen Maitreſſen und Günſtlingen überließ, hatte der Parteigeiſt und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schickſal der reformirten Bürger war ſchrecklich: man ſchund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleiſch mit Schwefel, und hing die Körper an eiſernen Ketten über Kohlen. Indeſſen hatten ſich dieſelben doch ſehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, Franz II., welcher ganz unmündig am Geiſte war, und deſſen Schwäche Alle benutzen wollten, um die Regierung an ſich zu ziehen, war es vorzüglich die Eiferſucht der Großen gegen einander, welche, indem ſie ſich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer höher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guiſe, und Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauſes Montmorenci, welches ſchon unter der vorigen Regierung wider die Guiſen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengeſetzte Parteien. Guiſe und ſein Bruder waren eifrig catholiſch; dies war genug für Condé, ſich zum Haupt der Reformirten oder Hugonotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrſüchtigſten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward ſie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn Carl IX., und fand ſich jetzt bewogen, nachdem ſie ſich vorher zu den Guiſen gehalten hatte, dieſen zum Trotz den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die guiſiſche Partei dagegen überredet das Volk, daß die catholiſche Religion in der größten Gefahr ſey. Die Hugonotten werden aufs grauſamſte gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und der bürgerliche Krieg nimmt ſeinen Anfang. Die Guiſen ſuchen ſpani-

ſche, Condé engliſche Unterſtützung. Von beiden Seiten macht man ſich der abſcheulichſten Grauſamkeiten ſchuldig, und ſchließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter ſeinem Namen deſto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guiſe war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderiſch getödtet worden; allein ſein Geiſt lebte in ſeinem Hauſe fort, welches den Admiral Coligny für den Urheber dieſes Meuchelmörders hielt; auch ſahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter ſie haßte; Condé und Coligny ſetzten ſich daher in Verfaſſung. Der König hatte ſich überreden laſſen, daß es auf ſein Leben abgeſehen ſey, und faßte einen unverſöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof ſuchte indeß Zeit zu gewinnen und ſich des Prinzen und des Admirals durch Liſt zu bemächtigen; dieſes ſchlug fehl, und die Feindſeligkeiten fingen heftiger wieder an. Condé wird gefangen genommen (1569), und als ein Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquieu erſchoſſen. Coligny ſammelt die Reſte des geſchlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Bearn (einer zu Navarra gehörigen Landſchaft, von welcher der Erbprinz von Navarra ſeinen Namen führte), nachmaliger Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum oberſten Feldherrn erklärt, und Coligny führt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung ſeines Vaters zu rächen ſchwur, das Commando. Allein es fehlt ihm an Geld, und er wird geſchlagen. Am nachtheiligſten für die Hugonotten war jedoch der darauf folgende ſcheinbar vortheilhafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8ten Auguſt 1570); dieſer Friede ſchläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König ſchien ſich gänzlich von dem Einfluſſe der Guiſen und ſeiner Mutter losgeriſſen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugonotten, an ſeinen Hof, und ehrt ihn als Vater; die feinſten Mittel werden angewandt, dieſer Täuſchung das Anſehen von Wahrheit zu geben; die Schweſter des Königs wird an den Prinzen von Bearn vermählt (am 13ten Auguſt). Einige ahneten nichts Gutes, und warnten den Admiral; aber dieſer glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es ſo. Am 22ſten Auguſt geſchieht aus einem Fenſter ein Schuß auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und ſchwört ihn zu rächen. Aber an demſelben Tage läßt ſich der König von ſeiner Mutter überreden, der Admiral ſtehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!“ ſchrie er, „man tödte den Admiral, aber ihn nicht allein, ſondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!“ Die Nacht darauf hält man Blutrath; die Nacht auf den Bartholomäustag zwiſchen dem 24ſten und 25ſten Auguſt 1572 wird zur Ausführung beſtimmt. Der Herzog von Guiſe bricht in das Haus des ſchwer verwundeten Coligny; ein Deutſcher, Namens Behm, verſetzt dem betenden Greiſe den erſten Stich; ſeinen Körper gibt man den ſchändlichſten Mißhandlungen Preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schloſſes in der Stunde der Mitternacht den verſammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß ſie in die Meſſe gingen und ſcheinbar zur catholiſchen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten ſo-

nigliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menſchenliebe, als die Pariſer hatten, ſo fanden ſich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte faſt in allen Provinzen dieſe Abſcheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menſchen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom wurden die Kanonen gelöſt! Der Papſt ſchrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozeſſion in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche ſich gerettet hatten, flüchteten in unwegſame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung: aber während derſelben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum König gewählt hätten. Er ſchloß am 6ten Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugonotten in gewiſſen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die pariſer Bluthochzeit nichts, als daß die Hugonotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut ſtanden und ſich gegen neue Angriffe rüſteten.

Blutſchande (ihre Definition gehört nicht in das Converſations-Lexicon) haben blos die poſitiven Legislationen aus dem Religionsſyſtem aufgenommen. Das Naturrecht kennt ſie nicht, desgleichen zählt der Code Napoleon ſie nicht unter den Delictis carnis mit auf; von dem triftigen Grundſatze ausgehend, daß Verpönung dieſer Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung dient, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beiſchlaf zwiſchen Descendenten und Aſcendenten verboten, nicht ſo zwiſchen Geſchwiſtern, welche bei den Perſern, Athenern, Aegyptiern ꝛc. ſich heirathen durften. Eine ſittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtſchaftsgrade aus, und moraliſcher und religiöſer Pedantismus überdehnte ſie, und ſprang ſogar auf die geiſtliche Verwandtſchaft der Gevattern über. Es iſt zu hoffen, daß die Aufklärung unſerer Tage, welche ſich zeither ſchon in der Füglichkeit der Dispenſationen offenbart hat, den Inceſt auf Aeltern, Kinder und Geſchwiſter beſchränken werde, wenn anders die Conſiſtorien die ergiebigen Dispenſationsſporteln aufopfern wollen. A.

Blutsfreundſchaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Perſon gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ſich befindet. Da der zeugende Theil etwas von ſeiner animaliſchen Subſtanz anwendet, um daraus die animaliſche Subſtanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, ſo entſteht daraus das allgemeine Princip: je größer die Uebereinſtimmung des animaliſchen Weſens einer Perſon mit dem animaliſchen Weſen der andern aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung iſt, deſto größer iſt der Grad der Blutsfreundſchaft unter ihnen. Daher iſt zwiſchen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abſtammenden Perſon nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundſchaft, als zwiſchen denen, welche von einer Perſon, als ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater, herkommen. Daher iſt die Verwandtſchaft oder der Grad der Blutsfreundſchaft unter ſolchen Perſonen, die mit einander in einer geraden Linie ſtehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtſchaft unter ſolchen Perſonen, die durch verſchiedene Seitenlinien mit einander verbunden ſind. Die Perſonen in gerader Linie ſind gleichſam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber iſt Entwicklung eines eigenen oder beſondern Keims, der von dem Keime des andern unterſchieden iſt, und

nur darin mit demſelben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater exiſtirte. Wenn man alſo nach der Verwandtſchaft zweier Perſonen aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, ſo iſt dies in der That eine ganz andere Verwandtſchaft als die, welche ſich zwiſchen zwei Perſonen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtſchaft zwiſchen zwei Perſonen aus zwei Seitenlinien richtig beſtimmen will. Die einzige naturgemäße Regel iſt in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinſchaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Perſonen zählt, nach deren Verwandtſchaft man fragt, und den Abſtand jeder dieſer Perſonen von dem gemeinſchaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtſchaft zweier Perſonen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, ſo zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerſt von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er und nach ihm eine Menge anderer chriſtlicher Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrte, und den Gläubigen dringend empfahl. Vergl. d. Art. Märtyrer. K.

Boccaccio (Giovanni), deſſen Namen, wie Mazzuchelli mit Recht ſagt, allein für tauſend Lobſprüche gilt, war im J. 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber ſeine Familie ſtammt von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er ſich ſelbſt da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche ſein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeſchäfte gerufen, eingegangen war, und wurde daſelbſt geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier ſeine Studien, und verrieth ſchon als Knabe einen entſchiedenen Geſchmack für die Poeſie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn ſein Vater einem andern Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen ſollte. Dieſer führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt ſechs Jahre bei ſich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannſtand hätte einflößen können. Leidenſchaftliche Liebe für die Wiſſenſchaften beſeelte ihn. Vergebens hoffte ſein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel ſeinem Geiſte eine ihm erwünſchtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daſelbſt, aber ſtatt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigſten Freundſchaftsbande mit mehreren neapolitaniſchen und florentiniſchen Gelehrten, welche der kunſtliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweiſ't, daß er Theil an dem Wohlwollen dieſes Fürſten hatte; wohl aber genoß er der beſondern Gunſt einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Proſa und Verſen ſchrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältniſſen, mit einem lebhaften und heitern Geiſte, einem ſanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm beſtimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geſchmack, den die Prinzeſſin an der Dichtkunſt fand, der vertraute Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern, das Grabmal Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchſter Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen; die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geſchloſſen, alles wirkte mächtig auf ſeine natürlichen Neigungen, um ihn entſchieden zu einem Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei ſeinem Vater

verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna ſehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieſer jungen Königin als um ſeiner theuern Fiammetta zu gefallen, ſeinen Decamerone ſchrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum erſten italiäniſchen Proſaiker erhebt. Nachdem ihn ſeines Vaters Tod zum Herrn ſeiner Neigungen gemacht hatte, ließ er ſich in Florenz nieder, wo er ſeine Studien nur durch Luſtbarkeiten und einige Miſſionen, womit ſeine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er wurde gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen ſeines einſt verbannten und im Exil verſtorbenen Vaters freigegeben. Hier war es, wo Beide eine Freundſchaft ſchloſſen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf koſtbarer Bücher und durch Vergnügungen ſein mäßiges Vermögen erſchöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigſte Hülfe; nicht minder war ihm Petrarca für ſeine Schriften und für ſein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in ſeinem Weſen vorging. Ein Kartheuſer hatte ihn zu einer gänzlichen Entſagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte dieſen Entſchluß, und führte ihn zu jener Mäßigung zurück, welche den echten Weiſen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, ſich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein kleines Landgut beſaß, um hier ruhig ſeine Arbeiten fortzuſetzen. Er hatte bisher nur in italiäniſcher Sprache und bloß Werke der Unterhaltung geſchrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und hiſtoriſche. Er ſchrieb ſie lateiniſch; eins derſelben war das erſte neuere Werk, worin ſich die in den Schriften der Alten zerſtreuten mythologiſchen Notizen geſammelt finden. Er verſtand ſehr gut die griechiſche Sprache, und hatte auf ſeine Koſten den Leontius Pilatus aus Theſſalonich von Venedig nach Florenz kommen laſſen, den er drei Jahre in ſeinem Hauſe unterhielt, um von ihm die Sprache zu lernen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen. Er hat den Ruhm, daß er zuerſt aus Griechenland auf ſeine Koſten Abſchriften der Iliade und Odyſſee kommen laſſen, und ſparte weder Mühe noch Aufwand, ſich gute griechiſche und lateiniſche Handſchriften zu verſchaffen. Zugleich bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um ſeine Zeitgenoſſen zur Erlernung des Griechiſchen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholaſtik zu ſetzen. Das Anſehen, das er ſich erworben hatte, war Urſach, daß er zwei Mal in wichtigen Angelegenheiten an den Papſt Urban V. geſandt wurde. Er vollzog dieſe Aufträge und kehrte nach Certaldo zu ſeinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zuſtande von Schwäche und Abſpannung ließ, der peinlicher als die Krankheit ſelbſt war. Er genas, um eine ſchwierige, aber für ihn doppelt ſchmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war mit Recht von je der Gegenſtand ſeiner höchſten Bewunderung geweſen. Die Florentiner, die dieſen ihren großen Mitbürger einſt verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um ſein Andenken zu ehren und zu rächen, einen öffentlichen Lehrſtuhl für die Erklärung ſeines Gedichts, das in demſelben Maße dunkler und ſchwieriger ward, als man ſich von der Zeit, in der es geſchrieben worden, entfernte. Dieſe neue Profeſſur wurde Boccaz anvertraut, und er lag mit einem ſo raſtloſen Eifer ob, daß ſeine Geſundheit ſich nie wieder völlig befeſtigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode ſeines Lehrers und theuerſten Freundes Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und ſtarb zu Certaldo den

21ſten Dec. 1375. Auf ſein Grabmal ſetzte man folgende, von ihm ſelbſt verfaßte Inſchrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erſcheint in der That in allen ſeinen Werken als ein trefflicher Dichter von der reichſten Erfindung, lebendigſten Phantaſie und dem zarteſten und glühendſten Gefühl. Sein Decamerone, der eine Sammlung von hundert Novellen enthält, hat ſeinen Ruhm vor allen übrigen begründet. Er malte in demſelben, wie auf einer ungeheuern Leinwand, Menſchen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, und Ereigniſſe aller Art, die ausgelaſſenſten und heiterſten, wie die rührendſten und tragiſchſten, und bildete dabei die Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig iſt der Decamerone überſetzt, und von unzähligen Schriftſtellern aus ihm geſchöpft worden. Von ſeinen übrigen Werken müſſen wir uns begnügen, nur folgende anzuführen: La Teseide, der erſte Verſuch einer italiäniſchen Epopee, und in Ottaven geſchrieben, für deren Erfinder Boccaz gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen. Die Anfangsbuchſtaben der Terzinen bilden zwei Sonette und eine Canzone zum Lobe der Prinzeſſin Maria, ſeiner Gebieterin, die er hier mit ihrem Namen zu nennen wagt. Il Filostrato, ein romantiſches Gedicht in Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven. Rime. Die meiſten ſeiner Sonette, Canzonen und andere Liebesgedichte hätte Boccaz, nachdem er die italiäniſchen Poeſien Petrarca's geleſen, verbrannt, und die vorhandenen ſcheinen ſich wider ſeinen Willen erhalten zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jagdroman. L'amorosa Fiammetta, ein ſehr lieblicher Roman, der auch den deutſchen Leſern durch die Ueberſetzung der Soph. Brentano bekannt iſt. L'Urbano (wird von Einigen für untergeſchoben gehalten). L'Ameto oder Nimfale d'Ameto, ein aus Proſa und Verſen gemiſchtes Gedicht, aus dem Schlegel in ſeinen Blumenſträußen Einiges gegeben hat. Il Corbaccio o Sia Labirinto d'Amore, eine beißende Invective gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte. Endlich Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche Details intereſſant, und ſein Commento sopra la Commedia di Dante, der aber nur bis zum 17ten Geſang der Hölle reicht. Seine lateiniſchen Werke ſind: De genealogia Deorum, libri XV. De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustrium, libri IX. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünſchen durch die ausführlichere Anzeige ſeiner Werke zur näheren Kenntniß und richtigern Würdigung dieſes großen Literators beigetragen zu haben, der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung zu ſtehen ſcheint.

Boccage (Marie Anne), eine berühmte franzöſiſche Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, war in dieſer letzten Stadt am 22ſten October 1710 geboren, und ſtarb am 3ten Auguſt 1802. Sie war die Gattin eines Steuereinnehmers in Dieppe, der aber bald ſtarb und ſie als eine noch ſehr junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt ſie in Paris in einem Kloſter, wo ſchon ihre Anlagen ſichtbar wurden, und ihre Neigung ſie zur Dichtkunſt hinzog. Allein ſie verbarg dieſe Talente, und machte ihre Geiſtesproducte erſt im Jahre 1746 bekannt. Wahrſcheinlich hatte ſie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize der Jugend ver-

ſchwinden, auf einen Erſatz denken muß. Sie eröffnete ihre dichteriſche Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechſelſeitigen Werth der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften,“ und dieſes erhielt bey der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf verſuchte ſie eine Nachahmung von dem „verlornen Paradies,“ in ſechs Geſängen; dann „vom Tod Abels,“ gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Amazonen,“ und ein Gedicht in zehn Geſängen, „die Colombiade,“ heraus. So lange Madame du Boccage lebte, wurde ſie mit einem Enthuſiasmus geprieſen, den nur ihr Geſchlecht und der Reiz ihres Betragens entſchuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war die Deviſe ihrer Bewunderer, unter die ſelbſt Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Ihr huldigte Alles, ſie war immer von den ausgezeichnetſten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche geſammelt mehrere Bände füllen würden, prieſen ſie. Am intereſſanteſten ſind ihre Briefe, die ſie auf ihren Reiſen in England und Holland ſchrieb, und aus denen man am deutlichſten den Eindruck kennen lernen kann, den ſie auf ihre Zeitgenoſſen machte. Die Werke dieſer berühmten Frau ſind ins Engliſche, Deutſche, Spaniſche und Italiäniſche überſetzt. Sie war übrigens eine treue Freundin, eine höchſt angenehme Geſellſchafterin, und hatte einen ſehr ſanften Charakter.

Boccherini (Luigi), wurde den 14. Januar 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Muſikmeiſter des Erzbiſchofs, ertheilte ihm den erſten Unterricht in der Muſik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, ein geſchickter Contrabaſſiſt, bildete ſie mit Sorgfalt, und ſandte ihn endlich nach Rom, wo er ſich einen ausnehmenden Ruf erwarb, und durch eben ſo zahlreiche als originelle Werke Erſtaunen erregte. Wenige Jahre nachher kam er nach Lucca zurück, und bewies ſeinem Lehrer Vanucci und dem Seminarium, wo er, ungeachtet er nicht Theologie ſtudirte, unterrichtet worden war, ſeine Dankbarkeit durch die erſten Früchte ſeines Genies. Filipino Manfredi, ein Schüler Nardini's und Landsmann Boccherini's, war gerade in Lucca. Sie waren bald durch die innigſte Freundſchaft verbunden, und gingen nach Spanien, deſſen Regent mit beſonderem Wohlgefallen die erſten Talente um ſich verſammelte. Ihr Ruf, der vor ihnen ausging, bereitete ihnen die ausgezeichnetſte Aufnahme; aber ihr Charakter war nicht völlig übereinſtimmend. Manfredi war in der einzigen Abſicht nach Spanien gekommen, Geld zu erwerben, während Boccherini nur für den Ruhm arbeitete. Der letztere war daher leicht zu bewegen, in Spanien zu bleiben. Der König gewann ihn lieb, und überhäufte ihn mit Ehren und Geſchenken. Er ſtellte ihn bei der Akademie an, und legte ihm die einzige Verpflichtung auf, jährlich neun Stücke ſeiner Compoſition für die Akademie zu liefern, welches Boccherini auch leiſtete, bis er im J. 1806 in ſeinem 66ſten Jahre zu Madrid ſtarb. Die Compoſitionen, die er ſelbſt herausgegeben hat, bilden im Ganzen 58 Werke, und ſind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem gibt es noch einige Quintetten und einzelne Geſangſtücke von ihm im Manuſcript. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche iſt unter ſeinen herausgegebenen Sachen das einzige Stabat mater. Die Adagio's von Boccherini beſonders ſind für die Kenner Gegenſtand der Bewunderung und für die Künſtler Gegenſtand der Verzweiflung: ſie geben die Idee einer Himmelsmuſik. Eben ſo iſt er in ſeinem Allegro ſtets edel. Er hat nie ſein Genie herabgewürdigt. Man kann mit Recht Boccherini

als den Vorläufer Haydns anſehen, denn er hat zuerſt Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieſer Gattung beſtimmt. Auch ſtand er mit Haydn in einem beſtändigen Briefwechſel. Dieſe beiden großen Männer ſuchten ſich gegenſeitig über ihre Compoſitionen aufzuklären. Cartier ſagt auf eine originelle Art: „Wenn Gott zu den Menſchen reden wollte, würde er ſich der Muſik Haydns bedienen, wenn er aber Muſik hören wollte, würde er ſich Boccherini's Muſiken aufführen laſſen;“ und Poppo charakteriſirt beide ſehr richtig, wenn er Boccherini die Frau Haydns nennt.

Bocchetta, ein enger, durch Schanzen beſchützter Paß, im Gebirge von Genua. Er führt aus der Lombardei gegen dieſe Stadt, und wurde in dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege 1746 und 47, und auch in dem franzöſiſchen Kriege gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch wichtige Ereigniſſe bezeichnet.

Böckeln, einſalzen. Es hat ſeine Benennung von Wilhelm Böckel zu Biervliet, der es im Jahr 1347 zuerſt erfunden. Auf ſeinem Grabſteine zu Enkhuyſen hat ihm zu Ehren Kaiſer Carl V. einen friſchen Hering gegeſſen, weil er auch dieſe einzuſalzen erfunden hat. Die Holländer verſtehen noch heut zu Tage die Kunſt des Einböckelns beſſer, als alle andere Nationen, weßhalb auch die holländiſchen Heringe die beliebteſten ſind.

Bode (Johann Joachim Chriſtoph), wurde den 16. Jan. 1730 zu Braunſchweig geboren, wo ſein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber ſeinen Abſchied nahm und nach Scheppenſtädt zog, wo er als Ziegelſtreicher kümmerlich ſein Leben friſtete. Hier erhielt nun auch der junge Bode mit andern Bauerknaben den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben. Als ihn der Vater bei ſeinen ſchweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu ſeinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er ſchien aber ſelbſt hierzu zu dumm, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Chriſtoph. Er ſelbſt fühlte in ſich aber den Beruf nach etwas Höherem, beſonders hatte er große Neigung zur Muſik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunſchweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, ſeines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, als er 15 Jahr alt war, nach Braunſchweig zu dem Stadtmuſikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte ſich hier zu den niedrigſten Dienſten bequemen. Sein muſikaliſches Genie entwickelte ſich aber ſchnell, und er lernte die meiſten Blaſe- und Saiteninſtrumente mit Fertigkeit ſpielen. Nach überſtandenen ſieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboiſten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, verſetzte ſich aber durch dieſe Heirath oft in Geldverlegenheiten. Um ſich in der Muſik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmſtädt zu Stolpen, einem Virtuoſen auf dem Baſſon. Durch einen Studenten Schlabeck, der ſein Freund war, wurde er jetzt mit der franzöſiſchen, der italiäniſchen und der lateiniſchen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhauſen wurde er es mit der Theorie der ſchönen Künſte und mit der engliſchen Sprache. Von Helmſtädt wandte er ſich nach Celle, immer als Hautboiſt. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle ſeine Frau und ſeine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er ſich nach Hamburg, wo er ſich endlich auf einem ſeinem Geiſte und ſeinen Talenten angemeſſenen Schauplatze befand. Er überſetzte hier mancherlei Romane und Theaterſtücke. Dann ward er Freimaurer, deren Angelegenheiten ſpäterhin das Hauptgeſchäft

ſeines Lebens wurden. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correſpondenten. Er trieb aber immer fleißig die Muſik bei dieſen literariſchen Arbeiten, und ſo traf es ſich, daß eine ſeiner Schülerinnen, welche reich und ſchön war, ihm ihre Hand gab. Sie ſtarb aber bald, und ob er gleich auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, ſo blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein altes Lieblingsproject: er wurde Buchdrucker. Das erſte Werk, was aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Leſſings berühmte Dramaturgie. Bode, der ſich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Leſſing, der ſich mit ihm aſſociirte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geſchmacks ſollten hier zum Vortheile der Verfaſſer gedruckt werden. Allein Leſſing war für Geſchäfte dieſer Art nicht gemacht, und auch Boden mißlang das Project, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmänniſchen Kenntniſſen fehlte. Im Jahre 1778 folgte er der Witwe des großen Bernſtorf als ihr Geſchäftsführer nach Weimar, wo er ſeitdem auch verweilte, ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und den 13ten Dec. 1793 ſtarb. Aus Anerkennung ſeiner Verdienſte hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaiſche zum Legationsrath und der darmſtädtiſche zum geheimen Rath ernannt. Bode hat ſich hauptſächlich durch meiſterhafte Ueberſetzungen der originellſten Werke, beſonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang unter den claſſiſchen Schriftſtellern der Deutſchen erworben. Er wußte ſeinen Ueberſetzungen einen Anſtrich von Originalität zu geben, wodurch ſie eine wahre Nationalität erhielten. Seine vorzüglichſten Ueberſetzungen ſind Yoriks empfindſame Reiſe: ferner Triſtram Shandy's Leben, der Dorfprediger zu Wackefield und Montaigne's Gedanken. Tom Jones iſt ihm am wenigſten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reiſen iſt nicht, wie man lange geglaubt hat, von ihm ſelbſt, ſondern auch nach einem engliſchen Originale. Bloß die im dritten Bande in Sterne's ſchönſter Manier erzählte Geſchichte: „das Hündchen,“ iſt ganz von ihm.

Bodenſee (eigentlich Bodmanſee, von dem alten Schloß Bodman), oder coſtnitzer, conſtanzer See iſt ein großer See zwiſchen Deutſchland und Helvetien, zwölf Stunden in der größten Länge, vier Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zelleruntern und bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüſſe ergießen ſich in denſelben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüſſen und vier Flüſſe, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inſeln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält viele Fiſche, z. B. Gangfiſche oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt ſind wegen des Rheinfalls bei Schafhauſen nicht ſehr beträchtlich, und beſchränken ſich auf Getraide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieſer Gegend nennt. Er iſt ſeit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Johann Jacob) war der Sohn eines Predigers, 1698 unweit Zürich geboren. Von ſeinem Vater zum Theologen beſtimmt, verbarg er lange ſeine innere Abneigung gegen dieſen Stand, zu dem ihn überhaupt eine natürliche Schüchternheit untüchtig machte, bis ſich jener endlich ſelbſt davon überzeugte und ihn zum Kaufmann machen wollte. Da aber dies Geſchäft noch weit weniger der Neigung des Sohns entſprach, ſo ward endlich (1719) die Wahl ſeiner Studien ihm

ſelbſt überlaſſen. Jetzt drang der junge Bodmer, in Geſellſchaft weniger, aber erprobter Freunde, mit großem Fleiße in das Gebiet der alten und neuen Literatur ein, ſo daß ihm 1730, nach vollendeten Studien, die Profeſſur der helvetiſchen Geſchichte und Politik übertragen wurde. Da es ihm jedoch an jeglicher Deutlichkeit und Beſtimmtheit im Vortrage gemangelt zu haben ſcheint, ſo waren ſeine Vorleſungen ſtets leer von Zuhörern. Im Jahre 1737 ward er Mitglied des großen züricher Rathes, wo er aber wegen ſeiner natürlichen Schüchternheit und aus Unvermögen, ſich populär auszudrücken, nicht als öffentlicher Redner glänzen konnte. Nachdem er 1775 ſeine Profeſſur niedergelegt und ſich auf ein Landgut zurückgezogen hatte, ſtarb er im Jahre 1782 im 85ſten Lebensjahre. Bodmer genoß zu ſeiner Zeit einer Berühmtheit, die ihm ehemals zu hoch, und vielleicht neuerdings zu gering angerechnet worden iſt. Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß eine gewiſſe platte Leerheit, die ſich dann und wann um ſo aufgeblaſener zu zeigen pflegte, als ſie von einem ziemlichen Wiſſen begleitet war, ihn faſt immer zu Urtheilen verleitete, die oft gerade das Gegentheil von dem wirklichen Werthe des beurtheilten Werks zu Tage legte; wir wollen gern geſtehen, daß er, aus angebornem Patriotismus für ſeine Nation, faſt alle Deutſche verhöhnte, und ſie, beſonders wenn ſie ſich ſeiner Herrſchaft entziehen wollten, gänzlich zu unterdrücken ſuchte; wir wollen endlich zugeben, daß Bodmer, beſonders in den Streitigkeiten der Schweizer mit den Leipzigern, ſtatt einen Eifer für die gute Sache, faſt immer nur leidenſchaftliche Perſönlichkeit gegen ſeine Widerſacher gezeigt hat. Nichts deſto weniger bleibt ihm ein unbeſtrittenes, freilich ſehr negatives Verdienſt, welches er ſich um deutſche Literatur und Kritik erworben hat, das Verdienſt nämlich, unter allen Deutſchen zuerſt die Veranlaſſung zu einer ſich frei äußernden Kritik gegeben zu haben. Dieſe Kritik hatte beſonders die Würdigung derjenigen Werke zum Gegenſtande, welche von den leipziger Gelehrten und deren Verbündeten ausgingen, an deren Spitze, wie bekannt, Gottſched ſtand. Der letztgenannte Name führt uns, ohne es zu wollen und von ſelbſt, auf den berüchtigten Streit, welcher in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts während länger als dreißig Jahren zwiſchen den leipziger und ſchweizer Gelehrten, unter welchen letztern Bodmer und Breitinger die vornehmſten waren, geführt worden iſt. Die Veranlaſſung dazu hatten die Schweizer durch eine Wochenſchrift gegeben, welche im Jahre 1721 zuerſt erſchienen war, und die in ſo fern von dem damals herrſchenden Tone abging, als man ſich nicht mehr, wie vorher, gegenſeitig und unbedingt darin lobte. Eben dieſe kecke Verabſäumung einer damals ſehr gebräuchlichen Methode, nach welcher nämlich ein Gelehrter den andern lobte, um im Entſtehungsfalle von dieſem wieder gelobt zu werden, gab die Veranlaſſung, daß die getadelten Gelehrten, höchſt entrüſtet über ein bis dahin ganz unerhörtes Benehmen, gegen jene dreiſten Kritiker in Maſſe zu Felde zogen. Der Streit hätte ſich vielleicht, wie ſo mancher andere, von ſelbſt wieder gelegt, wären nicht Bodmer und Breitinger, als zwei rüſtige, den Kampf wünſchende Streiter, immer von neuem wieder in die Schranken getreten, und mit immer erneuerter Erbitterung gegen die Leipziger zu Felde gezogen. Hierbei zeichnete ſich nun Bodmer, wir können es nicht Hehl haben, durch eine ſeltene Beſchränktheit ſeiner Anſichten ſehr zu ſeinem Nachtheile aus; er trat nämlich als ein erklärter Feind der Muſik und des Reims auf, verachtete geradezu und ohne alle Einſchränkung Hans Sachs, verwarf ebenfalls wieder ohne alle Einſchränkung die ſämmtlichen Meiſterſänger,

und höhnte alle damals gefeierten Schriftſteller, von denen noch ſelbſt jetzt einige der ungetheilten Verehrung genießen; ja, er ſchien ſogar die ganze deutſche Nation zu haſſen. Ein Zug von ihm, der wirklich im Stande iſt, ſeine künſtleriſche Individualität auf eine ſehr bezeichnende Art darzulegen, kann hier nicht übergangen werden: er erklärte den Witz für eine Krätze des Geiſtes. Unter ſeinen zahlreichen darſtellenden theils epiſchen, theils dramatiſchen Werken iſt zeither ſtets die Noachide genannt worden; ſie offenbart unſtreitig noch das meiſte Talent, welches hier wirklich mit einem ſichtbaren Fleiße gepaart iſt. Pq.

Bodmerei iſt ein Seecontract, vermöge deſſen ein Schiffer gegen Verpfändung ſeines Schiffes Geld aufnimmt. Höhere Intereſſen ſind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher beſorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich ſein Darlehn verliere.

Bodoni, geboren um das J. 1740 zu Parma, woſelbſt ſchon ſein Vater eine Buchdruckerei beſaß, hat ſich den Ruhm erworben, alles was ſeine Kunſt früher an prachtvollen und dem Schönheitsſinn zuſagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit ſeiner Lettern, ſeiner Schwärze und des Papiers läßt eben ſo wenig als die ganze Anordnung des Techniſchen etwas zu wünſchen übrig, und ſchwerlich möchte es ihm darin irgend einer ſeiner Nachfolger zuvorthun. Sein Homer iſt ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich ſeine griechiſchen Lettern unter allen neuern Verſuchen der Art, am glücklichſten die Züge ſchöner Handſchriften nachahmen. Ein gebildeter Geſchmack, eine raſtloſe Thätigkeit, unterſtützt von einem anſehnlichen Vermögen, haben Bodoni auf dieſe Höhe der Kunſt geführt. Auch hat die Regierung ſeine rühmlichen Bemühungen vielfach anerkannt, unterſtützt und belohnt.

Boerhaave (Herrmann), einer der berühmteſten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, den unſere neuern Zeiten am beſten dem Galen des Alterthums entgegenſtellen können, wenn auch nicht an Tiefe des Genies, doch an Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe und dadurch, daß ſein mediciniſches Syſtem faſt ausſchließlich angenommen wurde. Er war 1668 zu Woorhout bei Leyden geboren. Sein Vater, der daſelbſt Geiſtlicher und ſehr bewandert in den alten Sprachen und der Geſchichte war, beſtimmte ihn zu ſeinem Nachfolger, und gab ihm früh eine dem gemäße Erziehung. Der junge Herrmann entſprach den Erwartungen des Vaters; noch vor ſeinem elften Jahre verſtand er Griechiſch und Lateiniſch. Ein bösartiges Geſchwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgeſucht wurde, und gegen welches er ſieben Jahre lang alle Hülfsmittel der Arzneikunde erſchöpfte, war Urſach, daß er Neigung für dieſe Wiſſenſchaft faßte. Im Jahre 1682 ward er nach Leyden geſchickt, um dort ſeine Studien fortzuſetzen, welche ſehr glänzend waren. Gleich nach ſeiner Ankunft verlor er ſeinen Vater, der ohne Vermögen ſtarb; glücklicher Weiſe empfahl ein Freund ſeiner Familie ihn van Alphen, der ihn unterſtützte. Er widmete ſich ſeitdem mit Eifer dem Studium; mit der Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen verband er bald Chaldäiſch, Hebräiſch, alte und neue Geſchichte, Univerſalhiſtorie, Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie u. ſ. w. Seit 1687 beſchäftigte er ſich auch mit der Mathematik. Er war 20 Jahre alt, als er die erſten öffentlichen Proben ſeiner Gelehrſamkeit und Beredſamkeit gab. Unter Gronovs, ſeines Lehrers im Griechiſchen, Vorſitz hielt er eine akademiſche Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leyden 1690, 4.). Boerhaave beſtritt darin

Spinoza's Lehre mit ſo viel Talent, daß die Stadt Leyden ihn mit einer goldenen Medaille belohnen zu müſſen glaubte. Im Jahre 1689 ward er Doctor der Philoſophie, und vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeiner Inaugural-Diſſertation de distinctione mentis a corpore (Leyden 1690). Er beſtärkte durch dieſelbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Indem er ſeine theologiſchen Studien fortſetzte, um dem letzten Willen ſeines Vaters zu gehorchen, nöthigte ihn ſeine Bedürftigkeit, anfangs mathematiſchen Unterricht zu geben; einige Zeit nachher ward ihm aufgetragen, den Catalog der Bibliothek von Voſſius zu collationiren, welche die Stadt Leyden gekauft hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war ſein erſter und einziger Lehrer; er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es iſt merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wiſſenſchaft erlernte, auf die er einen ſo wichtigen Einfluß ausüben ſollte. Er ſtudirte zuerſt die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Veſale, Bartholin u. ſ. w. als in Sectionen. Er war zwar bei den meiſten Zergliederungen Nucks gegenwärtig; dennoch läßt ſich der Mangel eines practiſchen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaave's wahrnehmen; man ſieht ihn blindlings in dieſer Wiſſenſchaft den Belegen Ruiſhs folgen; man fühlt, daß er hier nicht, wie in allen andern Theilen der Medicin, nach eigenen Beobachtungen ſpricht. Der Einfluß, den er dennoch auf ſie ausübte, war nur indirect, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwiſchen dieſer ganz mechaniſchen Wiſſenſchaft und der Phyſiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechaniſchen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, ſich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie ſich dies an allen Anatomen ſeiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valſalva, Winslow, Albinus u. ſ. w. leicht wahrnehmen läßt. Nach dieſem vorläufigen Studium, welches in der That die Baſis der medicinischen Wiſſenſchaft iſt, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von ſeinen Zeitgenoſſen bis zum Hippokrates hinaufſtieg, deſſen hoher Werth und einzige richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er ſtudirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er ſich noch immer dem geiſtlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwick Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach ſeiner Rückkehr nach Leyden entſchied er ſich, da man Zweifel gegen ſeine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im Jahre 1701 machte die Univerſität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrſtuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er ſeine erſte mediciniſche Rede de commendando studio Hippocratico, worin er noch in dem erſten aus des Hippokrates Schriften geſchöpften Enthuſiasmus, die Richtigkeit der von dieſem großen Manne befolgten Methode beweiſ't, und die ausſchließlichen Vorzüge derſelben darthut; wohl ihm, wenn er ſelbſt ſich in der Folge nie davon entfernt hätte. Boerhaave fing damals an, die großen Eigenſchaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die ſich dem Unterrichte widmen, zum Muſter aufſtellen: genaue Definitionen, durch eine ſtrenge Methode verbundene und dem Zuhörer in der natürlichſten Ordnung vorgetragene Ideen, ein ſchöner und lebendiger Vortrag, ernſte und einnehmende Einkleidung, und vornehmlich die Kunſt, deren er ſich bis zum Mißbrauch bediente, das Bekannte zur Erkenntniß des zu Erforſchenden anzuwenden, ſelbſt wenn die Anwendung nicht ſtatthaft war. Er wurde bald der berühmteſte Lehrer

von ganz Europa, und man strömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. Im Jahre 1703 wollte ihn die Universität von Gröningen zu ſich ziehen; aber Boerhaave blieb in Leyden, obgleich er daſelbſt noch nicht wirklicher Profeſſor war. In demſelben Jahre hielt er, indem er auf den Wunſch ſeiner Schüler auch den practiſchen und chemiſchen Curſus zu wiederholen übernahm, eine andere Rede: de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leyden 1703. Hier fängt er bereits an, ſich von dem hippokratiſchen Wege, den er früher ſo richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und ſtellt die erſten Lehrſätze des fehlerhaften Syſtems auf, dem ſeine großen Talente ausſchließlich Eingang verſchaffen ſollten. Als Boerhaave an die Medicin ging, hatten die Naturwiſſenſchaften durch Baco's neue Philoſophie und die Schöpfung der Experimentalphyſik große Fortſchritte gemacht; ſie beſchäftigten alle Köpfe; dagegen hatte die Heilkunſt wenig gewonnen. Man verkannte noch immer, daß vom erſten Urſprunge an Hippokrates auf dieſe Wiſſenſchaft eben jene Philoſophie angewendet habe, welche alle Gelehrte enthuſiasmirte. Ihre Theorie ſchwankte noch immer zwiſchen mehreren, gleich weit von der Wahrheit entfernten Dogmen. Die Chemiker, die nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften in Europa die lange Herrſchaft der galeniſchen Lehre geſtürzt hatten, mußten ſich ſelbſt gegen die Secte der Mechaniker und Bellini's verwahren. Dieſe beiden Secten theilten ſich in das Reich der Medicin. Nur in einem kleinen Theile Deutſchlands führte Stahl die Geiſter zu der vernunftgemäßen Philoſophie des Hippokrates zurück, ſchrieb alle Bewegungen der thieriſchen Oekonomie einer derſelben inwohnenden und von den allgemeinen Kräften der Materie verſchiedenen Kraft zu; verhinderte aber, indem er ſich eines Worts bediente, deſſen Sinn wenig präcis war, daß die heilſame Wirkung, die er hervorbringen konnte, allgemein wurde. Die erſte Lectüre des Hippokrates hatte Boerhaave hinzureißen geſchienen; allein da er mehr mit einem analytiſchen und combinatoriſchen Geiſte, als mit einem ſchöpferiſchen und erfindenden Genie begabt war, konnte er dem Einfluſſe ſeiner Zeit, und beſonders der Macht ſeiner erſten Studien nicht widerſtehen. Indem er früher Mathematiker und Phyſiker als Mediciner geweſen, wurde er beſtändig von den erſten Gegenſtänden ſeiner Arbeiten hingeriſſen; da er überdies fähiger als jeder Andere war, die Beziehung dieſer Wiſſenſchaften auf die Kenntniß des Menſchen einzuſehen, war er mehr in Gefahr, dadurch verführt zu werden; endlich aber paßt jedes, auch fehlerhafte Syſtem mehr oder weniger auf die Gegenſtände, die es ordnet und erklärt, und Boerhaave glaubte, daß ein gutes mediciniſches Syſtem alle Meinungen verbinden müſſe. Indem er vergaß, daß die lebendigen Körper während ihres Lebens von den Bewegungen befreit ſind, zu denen die übrigen ſich gewaltſam gezwungen finden, oder wenigſtens ihnen das Gegengewicht halten, und daß alles, was ſie thun, das Reſultat einer ihnen eigenthümlichen Thätigkeit iſt; indem er erkannte, daß ſelbſt diejenigen Bewegungen der Lebensökonomie, die ſich am meiſten zu einer Anwendung auf die Geſetze der Phyſik und Mechanik eignen, zuerſt von der Lebenskraft ausgehen, und von der todten Materie nur einen acceſſoriſchen Einfluß erleiden, wollte er Hippokrates Lehren vom Leben, Sylvius chemiſche Grundſätze, Bellini's Mechanismus u. ſ. w. in eine und dieſelbe Theorie verſchmelzen, wobei er jedoch den mechaniſchen und chemiſchen Kräften, die nur acceſſoriſch ſeyn ſollen, viel mehr zuſchrieb, als den tieferen und geheimeren Kräften des Lebens, welche die hauptſächlichen ſind. — Im Jahre 1709 endlich konnte die Univerſität Leyden Boerhaave für ſeine Talente und ſeine ihr ge-

brachten Opfer belohnen. Sie ernannte ihn zum Profeſſor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig iſt es, daß er bei dieſer Gelegenheit eine Rede hielt, quae repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite geſtellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates ſo wohl empfohlen. Auch in dieſer will er die Medicin zu ihrer urſprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung zurückführen, ganz dem Geiſte entgegen, der ihn in ſeinen Dogmen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave ſich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, um dieſe Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche ſich noch heutiges Tages faſt ſein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erſtern, einem Muſter von umfaſſender Gelehrſamkeit und von Methode, entwickelt er ſein Syſtem in ſeinem ganzen Umfange; in letzterm liefert er eine Claſſification der Krankheiten, und ſetzt ihre Urſachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Dieſe beiden Werke enthalten das Weſentliche ſeiner Lehre und ſeinen ganzen mediciniſchen Lehrplan. Der Lehrſtuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Er folgte in dieſer Wiſſenſchaft, die er mit Eifer und Neigung trieb, den Anſichten ſeines Jahrhunderts. Alle Botaniker waren damals mit Claſſificationen, Methoden und Verſuchen beſchäftigt, um wenigſtens indirect die innere Anatomie der Pflanzen zu vervollkommnen. Die Wiſſenſchaft hatte deren ſchon von Ceſalpin, von Moriſon und Rey, von Magnol, von Tournefort, von Rivinus, endlich von Hermann, ſeinem Vorgänger. Boerhaave begnügte ſich, die Arbeit des letztern zu vervollkommnen. Weſentlichere Dienſte leiſtete er der Botanik durch die beiden Verzeichniſſe der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er ſehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beſchreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufſtellung einiger neuen Gattungen. Im Jahre 1714 ward Boerhaave Rector der Univerſität, und ſprach bei Niederlegung ſeines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu ſeinen vorzüglichſten gehörte. Am Ende dieſes Jahres ward Boerhaave an Bidloos Stelle auch der practiſche Unterricht übertragen, womit er ſich ſchon ſeit länger als zehn Jahren beſchäftigte. In der Ahnung der großen Vortheile unſerer cliniſchen Inſtitute, und um die theoretiſche Anweiſung mit der practiſchen zu verbinden, ließ er ein Hoſpital eröffnen, wo er zwei Mal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geſchichte ſeinen Schülern vortrug, ohne etwas anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beſchäftigt Boerhaave bereits war, ſo übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Univerſität noch den Lehrſtuhl der Chemie, welche Wiſſenſchaft er auch ſchon ſeit 1703 lehrte. Er ſprach bei dieſer Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwiſchen der Chemie und Medicin findet, irrig, ſo gebührt ihm doch unſtreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er ſie in einem faßlichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine Elemente der Chemie ſind vielleicht ſein ſchönſtes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Anſichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Verſuche zeichnen ſich durch eine große Genauigkeit aus. Beſonders trefflich für die damalige Zeit iſt der Abſchnitt von den organiſchen Körpern. — Ein ſo ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave, der gewiſſermaßen allein eine ganze Facultät repräſentirte, einen Ruf erwerben, dergleichen wenige

Gelehrte ſich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europa's, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei ſeinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt ſich bei ſeiner Durchreiſe mit ihm, und ein chineſiſcher Mandarin ſchrieb an ihn unter der Adreſſe: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. — Zwar iſt Boerhaave's Syſtem gegenwärtig widerlegt, aber es bedurfte dazu einer vierzigjährigen, durch die glücklichſten Arbeiten unterſtützten Anſtrengung; dies beweiſ't am beſten, welche Gewalt er über ſein Zeitalter ausübte. Er ſchritt während ſeines von zahlreichen Arbeiten erfüllten Lebens immer vorwärts. Im Jahr 1722 zwang ihn zuerſt ein Anfall des Podagra's, von einem Schlagfluſſe begleitet, ſeine Thätigkeit zu unterbrechen. Als er ſechs Monate darauf zum erſten Male wieder ausging, war die ganze Stadt ihm zu Ehren erleuchtet. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgeſtanden, aufzugeben. Im Jahre 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweiten Mal, bei deſſen Niederlegung er eine Rede de honore, medici servitute hielt, vielleicht die beſte von allen, worin er den Arzt als Sclaven der Natur darſtellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewiſſermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er ſich überhaupt in der Praxis nie entfernte. Im Jahre 1738 kehrte ſein Uebel verſtärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von ſiebzig Jahren. Die Stadt Leyden ließ ihm in der St. Petrikirche ein Denkmal errichten, auf welchem man Boerhaave's Lieblingsdeviſe lieſ't: simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils ſelbſt verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieſes Werks nicht. Die wichtigſten derſelben ſind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch ſeine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und ſein trauriges Schickſal berühmter Mann des 5ten und 6ten Jahrhunderts, welcher 470 in Rom geboren war. Er ſtammte aus einer alten, reichen und angeſehenen Familie; ſein Vater war drei Mal Conſul. Der junge Boëthius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die ſeine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunkt des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König der Oſtgothen, der damals über Italien herrſchte, mit Beweiſen ſeiner Huld und ſeiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den erſten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweiſe des Theodorich den ſchönſten Einfluß, ſo daß die Herrſchaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Auf Boëthius Antrieb wurden Künſte und Wiſſenſchaften unterſtützt, eine weiſe Staatsökonomie eingeführt, die Auflagen vermindert, und in Friedenszeiten eine bedeutende Anzahl Truppen unterhalten, um das königliche Anſehen zu ſtützen und den mächtigen benachbarten Feinden Achtung einzuflößen. Lange Zeit war er das Orakel ſeines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweiſe der Ehre ſchienen nicht hinzureichen, um ſeine Verdienſte und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er ſchwermüthig, eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten ſich nun alle möglichen Bedrückungen gegen das Volk, und umſonſt wendete Boëthius ſein ganzes Anſehen an, ſie zu mildern und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei ſeiner frühern Macht hatte er ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit, die jedes Unrecht beſtrafte,

viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich ſelbſt gegen ihn einzunehmen und mißtrauiſch zu machen. Sein Widerſtand galt für ein aufrühreriſches Betragen; er wurde feſtgeſetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben ſoll, und den 23ſten October 526 auf die ſchrecklichſte Weiſe ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von ſeinen Geſchäften in den Wiſſenſchaften, und wendete einen Theil ſeiner Muße an, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem Könige Clotar von Frankreich überſendete. In ſeiner Jugend unternahm er lateiniſche Ueberſetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. A. m., die Caſſiodor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Originalen vorzieht. Dann ſchrieb er eine Arithmetik, aber ſein bei weitem berühmteſtes Werk enthält philoſophiſche Troſtgründe im Unglück. In dieſem wechſeln Verſe und Proſa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks ſelbſt bei den abſtracteſten Gegenſtänden, und eine Reinheit des Styls, die dieſes, obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften ſeines Jahrhunderts erheben.

Bogen iſt der Name des bekannten Hülfsmittels, vermittelſt deſſen die Geigeninſtrumente intonirt, oder geſtrichen werden. Der Bogen beſteht aus einem dünnen und ein wenig ſpitz zulaufenden Stabe, an deſſen oberm Ende ein Köpfchen iſt, in welchem die Pferdehaare befeſtigt ſind, womit derſelbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Froſch genannt, von einer Schraube feſtgehalten, ſo daß der Bezug, deſſen unteres Ende auf dem Froſche liegt und in demſelben befeſtigt iſt, vermittelſt dieſer Schraube mehr oder weniger angeſpannt werden kann. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninſtrumente übereinſtimmen müſſe, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen ſoll.

Bogengang, ein jeder oben in einen Bogen ausgehende oder gewölbte Gang; beſonders in den Gärten Gänge, die an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt ſind, welche man oben in einen Bogen zuſammengezogen hat (Perceau).

Und rund herum ſind kühle Bogengänge.

In der Baukunſt verſteht man darunter einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruht, welche durch Bogengewölbe mit einander verbunden ſind (Arcade).

Bogeninſtrumente. Die verſchiedenen Gattungen derſelben werden gemeiniglich unter dem Geſchlechtsnamen Geige begriffen. Die gebräuchlichſten derſelben ſind: die große Baßgeige oder der Contra-Violon (violono, gebr. Contrabasso); die kleine Baßgeige, oder das Violoncell; die Kniegeige (viola di gamba); die Liebesgeige (viola d'amore); die Bratſche (Altgeige, viola di braccio); und endlich die eigentliche Geige (Discantgeige, violino). In Anſehung ihrer Beſtandtheile ſind alle dieſe Inſtrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeſchweifte Reſonanz-Decke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelſt der Zarge verbunden ſind; nächſt dieſen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem ſich die Wirbel zum Aufſpannen der Saiten befinden. Auf dieſem Halſe iſt

das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben an dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten ſind an dem untern Theile des Inſtruments vermittelſt eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Brettchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfeſſel führt, und liegen in der Mitte der Reſonnanzdecke, auf einem mit zwei Füßchen verſehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Inſtruments iſt hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die ſchwächſte Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmſtock nennt. Unter dem entgegengeſetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Reſonnanzdecke ein langes, aber ſchmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieſer Seite des Inſtruments dem Drucke der Saiten widerſteht. Dieſes Stückchen Holz nennt man den Balken: von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenſchuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelſt deſſen die abgeſchoſſene Kugel eine Bogenlinie beſchreibt, welches geſchieht, wenn die Mündung des Geſchützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegenſatz des Kernſchuſſes, wenn das Geſchütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenſtellung, eine Reihe von Bogen zwiſchen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Waſſerleitung, eine Brücke und dergl. tragen. Iſt mit dem franzöſiſchen Arcade gleichbedeutend.

Bogenſtrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninſtrument nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit geben kann, ſondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptſächlich von dem Bogenſtrich abhängt; ſo iſt leicht einzuſehen, welch ein wichtiger Gegenſtand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenſtrich bei allen Bogeninſtrumenten ſei. Der richtige Angriff des Bogens, die ſo mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunſt. Es ſei daher genug, hier bloß zu bemerken, daß der Bogenſtrich überhaupt genommen am füglichſten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1. in den geſtoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, ſondern nur ein Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Geſchwindigkeit über die Saite geführt wird; 2. in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigſtens der größere Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3. in den geſchleiften, bei welchem zwei, drei oder mehrere verſchiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden. Jede dieſer Arten des Striches, die ſowohl in dem Hinauf- als Herabſtriche Statt finden, hat wieder ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beſchaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonſtückes u. ſ. w. gewählt werden müſſen.

Böhme (oder Böhm, Jacob), einer der berühmteſten Theoſophen und Myſtiker. Er war 1575 zu Altſeidenberg, einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Görlitz geboren, wo ſeine Aeltern arme Bauersleute waren. Bis in ſein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte, wie andere Dorfkinder, das Vieh hüten. Schon hier regte ſich, in dem Anſchauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geiſteskraft, namentlich eine lebendige Phantaſie, die ihn raſtlos beſchäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch ſich ihm bald, erhoben über ſeine Umgebungen und ungeſtört

von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Ueberſinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen und damit eine höhere Welt aufſchloß, ſo daß er in den Einwirkungen der Natur auf ſich eine Offenbarung Gottes empfand, und ſich im Drange ſeines religiöſen Sinnes und hohen ſittlichen Selbſtgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrſchenden religiöſen Stimmung ſeines Gemüths auch in den äußern Begegniſſen ſeines Lebens höhere Winke erblicken, als Andere. Zur Entwicklung dieſes ſtets auf das Ueberirdiſche gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm ſeine Aeltern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieſer beſtand damals freilich nur im Leſen und Schreibenlernen, nebſt Unterweiſung im Chriſtenthum; aber ſo mangelhaft auch letzterer Unterricht in unſern Zeiten erſcheint, ſo tiefe Wurzeln ſchlug er doch in dem Herzen der Menſchen jener Zeit. Seine Aeltern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die ſitzende Lebensart, welche mit demſelben verbunden iſt, ſcheint ſein brütendes Nachdenken über höhere Gegenſtände befördert zu haben. Auch auf ſeiner Wanderſchaft überließ er ſich der ſtillen Anſchauung, und die damals in Sachſen herrſchenden Streitigkeiten über den Cryptocalvinismus beſchäftigten und bekümmerten ihn auf ſeinem Wege ſehr; aber ſein religiöſes Gemüth erhob ihn über den Streit der Secten und gewährte ihm unausſprechliche Luſt in der ungeſtörten Erhebung zu dem Unendlichen, zog ihn aber auch immer mehr in ſich ſelbſt zurück, und ſonderte ihn von ſeines Gleichen ab. In ſeinem ſtrengen, ſittlichen Eifer und ſeinem religiöſen Selbſtgefühle mochten daher wohl Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte beſcheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen, oder ihnen die ſeinen aufdringen zu wollen; nur verwahrte ihn ſein Sinn vor aller Gemeinſchaft mit dem Gemeinen. Andere mochten in ſeinem höhern Eifer baaren Wahnſinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menſchen jeder unbegreiflich iſt, der mehr als Andre ſieht. Doch wie die Extreme ſich überall berühren, ſo muß auch der religiöſe Enthuſiasmus und die gefühlvolle Betrachtung des Höchſten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beſchauung blieb, ſondern ſich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menſchlichen Verſtandes den Schein des Wahnſinns leicht annehmen, und verbindet ſich oft mit Täuſchungen, welche überhaupt mit der Abſonderung des Menſchen von Menſchen beginnen. Dieſe Täuſchungen, welchen auch Böhme unterworfen geweſen zu ſeyn ſcheint, waren jedoch nicht Täuſchungen in Hinſicht auf den religiöſen Sinn, der ihn belebte, ſondern nur in Beziehung auf die Gegenſtände, denen die lebhaft gereizte Phantaſie einen beſondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichſam magiſche Berührung ſeines Geiſtes zuſchrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung ſeiner religiöſen, philoſophiſchen und poetiſchen Anſchauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle ſich mitzutheilen gedrungen iſt, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß ſtaunen, welcher Reichthum geiſtiger Kraft und welcher Tiefſinn in dieſem einfachen und ſchmuckloſen Gefäße verſchloſſen war. Doch wir gehen zurück zu ſeiner Geſchichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meiſter daſelbſt, und heirathete die Tochter eines Fleiſchers, mit wel-

cher er 30 Jahre lang in einer geſegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Geſichte (d. i. Momente einer ungewöhnlichen exaltirten Gefühls- und Anſchauungskraft), welche ſein religiöſes Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geiſt zuſchrieb, beſtimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erſte Schrift, welche er 1610 abfaßte, war Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deßwegen ſo benannt, weil der Autor in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr verſuchte er ſeine Offenbarungen und Anſchauungen über Gott, Menſchheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr wie aus ſeinen übrigen Schriften leuchtet eine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptiſchen Büchern derſelben, zu welchen ihn ſein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch ſcheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelſus und Valentinian Weigels, eifrig geleſen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf ſeine Weiſe benutzt zu haben. Die Geiſtlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Paſtor an der Hauptkirche daſelbſt, Georg Richter, ein ſinnloſer Polterer, welchem dieſes Buch in Abſchrift zu Geſichte gekommen war, befeindete ihn wegen deſſelben ſehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und confiscirte ſein Buch, weil an ihm ſelbſt nichts ſträfliches erfunden wurde. Dieſe und andere Verfolgungen mußten ſeine unwiderlegte Ueberzeugung noch mehr befeſtigen und den Ruf von ihm und ſeiner Schrift verbreiten. Viele vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig ihn zu ſehen und zu ſprechen; vielen mußte er ſeine Schriften mittheilen, ja es ſcheint ihm auch von daher manche Unterſtützung zu Theil geworden zu ſeyn: denn mit ſeinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, ſeitdem er ſich immer eifriger mit dem Höhern beſchäftigte. Doch iſt es nicht ganz gewiß, ob nicht andere Umſtände dazu mitwirkten. Von allen Seiten foderte man ihn auf, ſein Talent anzuwenden; doch ſchrieb er erſt vom J. 1619 an aus eignem Drange ſeine übrigen Werke, z. B. die Beſchreibung der drei Principien des göttlichen Weſens, und gegen 29 andere. Seine Anſichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde, welche er in denſelben mittheilt, ſind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche ſein grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit ſeiner poetiſchen Naturanſchauung, in welcher die lebhafteſte Einbildungskraft waltete, mit Benutzung des aus myſtiſchen und chemiſchen Schriften Aufgefaßten, größtentheils gleichnißweiſe (wobei das Gleichniß und Bild ſich ihm faſt unbemerkt in die Sache ſelbſt verwandelt) im planloſen dunkeln Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und dieſe Erkenntniß erklärt er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verſtatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und das innere Weſen der Dinge zu thun, um ſo mehr, da er ſich von ſeiner geiſtigen Entwicklung und von dem raſtloſen Drängen und Regen in ſeinem Innern ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben vermag: er ſelbſt aber ſagt, weil alle höhere Erkenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich ſey. So wahr der letztere Satz auch iſt, ſo wenig iſt dieſe Offenbarung, wie ſie allen eigentlichen Myſtikern erſcheint, ein bloß leidentliches Vernehmen beſonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unausſprechlichen religiöſen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewiſſen aufgeregt, wird, je ſtärker und lebhafter dieſes iſt, um ſo mehr auf die Bilder und Vorſtellungen übergetragen, welche daſſelbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und ſo wird

manche menſchliche Vorſtellungsweiſe als eine Wirkung beſonderer Offenbarung angeſehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichſam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinſicht ſeines ſittlichen Sinnes und religiöſen Lebens aber, welches mehr iſt als einzelne Vorſtellungsweiſen, und welches vollkommen mitzutheilen er ſich ſelbſt unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in ſich finden. So ſind in Böhme's Schriften neben vielen tiefſinnigen und köſtlichen Aeußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantaſie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Aber freilich wohl wäre auch den Gelehrten ſchwer geworden, ſolche Fülle des Gemüths feſtzuhalten und die ihm zuſtrömenden Gedanken in Worten klar und deutlich auszuſprechen; auch nicht alle gelehrte Bildung könnte mit ſolchem Reichthum des Gemüths verbunden ſeyn, und vielen mangelt die lebendige Einbildungskraft, welche ſie bekämpfen müßten; daher es ihnen auch nicht ſchwer fällt, auf Verwirrungen derſelben vornehm herabzuſehen. Bei Böhme aber konnte jenes ſorgſame, die Energie des denkenden und fühlenden Zuſtandes ſelbſt lähmende Mißtrauen und ängſtliche Umherblicken nicht eintreten, welches in unſern Zeiten, wo man, vor Verwirrungen dieſer Art durch Geſchichte und Kritik gewarnt, aus Furcht, den Ruhm des reinen Denkers zu verlieren, und von den Andern ein Myſtiker und Schwärmer genannt zu werden, vor allen Dingen jeden Antheil des Gefühls und der Einbildungskraft (wo noch etwas von ſelbiger übrig geblieben) im Denken abſchneiden zu müſſen glaubt: denn das abſtracte Denken hatte in ſeinem Zeitalter dieſe Höhe noch nicht erreicht; alles Philoſophiren ſtützte ſich gläubig auf die chriſtliche Offenbarung, und folgte dem vormals herrſchenden Hang zu dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, welcher die Theologie und Alchymie auch bei gelehrten Männern ſehr begünſtigte. Wie hätte der ungebildete Schumacher dieſen Hang überwinden können? Auch war er jener ängſtlichen Rückſicht darum nicht fähig, weil bei ihm das Denken und Fühlen eins und ungetheilt war; denn er dachte zugleich was er fühlte, und fühlte was er dachte, und theilte es, ohne Hinſicht auf Lob und Tadel, Anhang oder Verketzerung, wie es in ihm durch einander ſtrebte, und wie ers in ſich fand, einfältig mit. Es darf daher der unbefangene Leſer ſeiner Schriften nicht vergeſſen, daß kein origineller Menſch, und ein ſolcher war Böhme in jeder Hinſicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden iſt, und daß er auch jene Ausſchweifungen und Verirrungen des Geiſtes, bei den zur Klarheit ſpäterer Wiſſenſchaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müſſe, wenn er das Beſſere, den innern Kern dieſer ſeltſamen, eigenthümlichen Frucht genießen will. So wird er Böhme's Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wiſſenſchaft emporheben, wenn gleich Vielen, die ſich nach der Weisheit nennen, dieſer tiefe Ernſt und Eifer für dieſelbe, welcher die erſte Bedingung eines wahren Philoſophen iſt, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schaale der Wiſſenſchaft, das logiſch-ſyſtematiſche Skelett dem tiefern Geiſte vorziehend, der über Böhme's Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet iſt, ſondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieſelben in jeder Rückſicht für Product unſinniger Myſtik und Phantaſterei verſchreien, welches nur denen geſchehen kann, die Böhmen nur vom Hörenſagen kennen, oder deren Kritik an Worten hängend, auch den ſich ſelbſt überlaſſenen und des verfeinerten Unterrichts ſpäterer Zeit entbehrenden Mann nach einzelnen Sätzen meſſen;

in welchen ihm oft der Ausdruck nicht zu Gebote geſtanden, und die Einheit ſeiner geiſtigen Beſtrebungen, in ihrer eigenen Anſicht befangen, überſehen. In den letzten Jahren ſeines Lebens machte unſerem Böhme ein ähnlicher Stolz der Schriftgelehrten ſeiner Zeit gar viel zu ſchaffen, welchen es unbegreiflich war, wie ein unſtudirter, ſchlichter Handwerksmann etwas aus eignem Kopfe hervorzubringen und zu ſchreiben ſich anmaßen konnte; ja man nahm ſeine Zuflucht ſelbſt zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an ſeinen Tod ſanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrſcheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhme's Freunde ohne ſein Wiſſen hatten drucken laſſen. Die Sache erregte ſo allgemeine Aufmerkſamkeit, daß Böhme auf Verlangen Einiger vom Hofe, und auf ſeiner Freunde Bitten nach Dresden reiſ'te, um hier die von ihm mitgetheilten Lehren unterſuchen zu laſſen. Böhme reiſ'te 1624 dahin und fand ſelbſt am Hofe und bei dem Conſiſtorium daſelbſt vielen Beifall und Schutz. Nach ſeiner Rückkehr erkrankte er und ſtarb noch in demſelben Jahre den 13ten Nov. einen ſanften Tod im chriſtlichen Glauben. Abraham von Frankenberg, ſein Biograph und Verehrer, welcher auch ſeine Schriften herausgegeben und erläutert hat, ſchildert ihn alſo: Seine äußere Leibesgeſtalt war verfallen und von ſchlechtem Anſehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Naſe, grau und faſt himmelblau blitzendes Auge, kurzer dünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdſeliger Rede, züchtig in Geberden, beſcheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, ſanftmüthig von Herzen. Sein einnehmendes Betragen hatte ſelbſt auf rohe Menſchen vielen Einfluß; denn es iſt gewiß, daß der religiöſe Menſch durch Wort und That mit unbegreiflicher Macht, und mehr denn jede andere Erſcheinung auf ſeine Umgebungen einwirkt; daher auch die häuslichen Erbauungsſtunden, welche Böhme ſtiftete, religiöſen Sinn vorzüglich erwecken und befördern mußten. Dieſes, und mehr noch ſeine, erſt nach ſeinem Tode zuſammen herausgegebene Schriften verſchafften ihm, vorzüglich durch die religiöſe Wärme, welche ſie mittheilen, und den damals verbreiteten Hang zum Geheimnißvollen, trotz aller Gegenwirkung ſeiner gelehrten und ungelehrten Gegner, viele Jahrhunderte hindurch Freunde und Anhänger. Er ſelbſt aber ſtrebte nie nach Anhang, und rieth auch ſeinen Freunden in der Verbreitung ſeiner Schriften Vorſicht an. Der Holländer van Beyerland kam in den Beſitz einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Schriften, und nach dieſer Sammlung wurde der Druck der ſämmtlichen böhmiſchen Schriften veranſtaltet; auch überſetzte Beyerland Böhme's Morgenröthe in das Holländiſche. Die erſte Sammlung der böhmiſchen Schriften wurde in Holland 1675 durch einen gewiſſen Heinrich Betke herausgegeben; die vollſtändigen beſorgte im J. 1682 Gichtel (10 Bände, 8. Amſterdam), von welchem auch die Anhänger Böhme's, eine wegen ihres ſtillen tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels ſehr geachtete religiöſe Secte, den Namen Gichtelianer führen. Eine andere Ausgabe erſchien zu Amſterdam 1730 unter dem Titel: theologia revelata (2 Bände, 4.) die reichhaltigſte 1730, 6 Bände 8. Eben ſo wie in Deutſchland und Holland fanden auch in England ſeine Schriften viele Verehrer. Ein ſolcher war William Law, welcher eine engliſche Ueberſetzung von Böhme's Schriften (2 Bände, 4.) herausgab. Auch bildete ſich in England eine böhmiſtiſche Secte, und ſchon 1697 ſtiftete Jane Leade, eine ſchwärmeriſche Verehrerin Böhme's eine eigene Geſellſchaft zur Erklärung ſeiner Schriften, deren Dunkel-

heit wohl manche Weisheitsforſcher anzog, unter dem Namen der philadelphiſchen; ja noch jetzt ſoll daſelbſt eine ſolche beſtehen, auch iſt ein engliſcher Arzt, John Pordage, als Commentator Böhme's berühmt. — Vielfach läßt es ſich erklären, warum vor einiger Zeit und zum Theil noch jetzt, bei den großen Fortſchritten der Philoſophie und Aufklärung in Deutſchland, Böhme's Anſehn von vielen Deutſchen wieder erneuert worden. Denn erſtens werden ſich vorzüglich diejenigen, welche mehr dem Gefühle als der Abſtraction huldigen, mehr der phantaſtiſchen Beſchauung als dem ſelbſtthätigen Denken ſich ergeben, oder in welchen der poetiſche Sinn der vorherrſchende iſt, ſich von Böhme angezogen fühlen. Dann aber ſcheint nach jeder großen Anſpannung, bis zu welcher die philoſophiſche Abſtraction getrieben worden iſt, eine Abſpannung eintreten zu müſſen, ſo daß die fruchtloſen Beſtrebungen der anmaßenden Speculation eine düſtere Leere, mithin einen unbefriedigten Zuſtand in dem Gemüthe zurücklaſſen, welcher zu einer beſchaulichen Gefühlsphiloſophie einladet. Aber die Sache hat auch eine lichtere Seite. Böhme theilt auch manche geniale Anſchauungen der Natur in ſeinen Schriften mit, welche mit einer wahren poetiſchen (d. h. nicht bloß erdichteten) Weltanſicht übereinſtimmen; dieſe Anſchauungen und jener fromme, erwärmende, auf ein ideales Leben des Menſchen und ſeine hohe Beſtimmung gerichtete Sinn ſeiner Schriften werden von denen, welche die Verſuche frühern Wahrheitsſtrebens, mit keuſchem, unbefangenem Sinne beachten und würdigen — und einer ſolchen unbeſchränkten Würdigung darf unſer Zeitalter mit Recht ſich rühmen, — allgemeiner anerkannt. Sonach ſcheint es uns gerade, als müſſe der Leſer von J. Böhme's Schriften nicht ein gemeiner und ungebildeter, ſondern ein ſolcher ſeyn, der, mit ſeltener Unbefangenheit begabt, ſich durch das Chaos einer ſelbſtgeſchaffnen oder verdrehten Terminologie, überhäuften Bildern, und ſo mancher unglücklichen Grübelei über Schöpfung, Sündenfall u. ſ. w. hindurchzuarbeiten und die äußere rohe Schaale von dem innerſten Kern zu ſondern verſteht, auch nicht die Weisheit ſelbſt in Böhme's Lehre ſucht; noch weniger die aus mangelhafter Bildung entſprungene Dunkelheit und Planloſigkeit ſeiner Schriften für Tiefe hält, und — abſichtlich oder unabſichtlich — nachahmt; ſondern die Funken des göttlichen Geiſtes überall, mithin ſelbſt in des ſchlichten Mannes Gemüthe erblickt und ſinnig betrachtet. Einen Ungebildeten aber möchte die Leſung ſeiner Schriften leicht zu Geiſtesverwirrung führen, je mehr ihm das undurchdringliche Dunkel geheimnißvolle Weisheit zu verbergen ſcheint. Ueber Böhme's Lehren vergl. den nicht ganz ſo urtheilenden Aufſatz Eberhards (in dem Biographen, Halle, 1. Bd. 1. St. S. 107 u. f.) und Jacob Böhme, ein biographiſcher Verſuch, Pirna 1801. 8., in welcher letztern Schrift eine Menge ausgezogener Stellen den Hauptinhalt ausmachen.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat ſeinen Namen von den Bojern, einem galliſchen oder celtiſchen Volke, welches ſich daſelbſt etwa ſechshundert Jahre vor Chriſti Geb. unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruyer, niederließ, aber in der Folge größtentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben wurde. Viertehalb hundert Jahre nach Chriſti Geburt hatte Böhmen, welches damals von deutſchen Völkerſchaften bewohnt war, unter ſeinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feſte Regierung. In der Mitte des ſechsten Jahrhunderts drangen (nach Einigen, unter der Anführung eines gewiſſen Zecko) ein zahlreiches Heer Slaven (Czechowe, Tſchechen, ſo nennen ſich noch jetzt die Böhmen

in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des ſchwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarfen es ſich und machten daſſelbe urbar. Nach Andern ſoll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Perſon geweſen und die Nachfolger deſſelben von dieſen hart bedrängt worden ſeyn, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus demſelben vertrieben werden konnten. Der erſte, der uns namentlich aus denſelben bekannt iſt, war Przemislas, ein Bauer, den 632 die Fürſtin Libuſſa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige ſeiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten; ſo dauerte doch dieſe Unterwürfigkeit nicht lange, und im Jahre 840 wurden ſogar die Herzogthümer Böhmen, Schleſien und Mähren von aller fremden Herrſchaft frei und von ihren eignen Herzogen regiert, obgleich eine gewiſſe Verbindung zwiſchen ihnen und dem deutſchen Reiche blieb. Ja im Jahre 1061 bekamen die Herzoge von Böhmen ſogar den Titel als Könige, den ihnen Kaiſer Heinrich IV. ertheilte, und welcher dem Könige Wratislas im Jahre 1086 zuerſt allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte der deutſche Kaiſer, Philipp II., um das Jahr 1230 Przemislas II. und ſeinen Nachfolgern die Königswürde, welche darauf von Friedrich II. beſtätigt wurde, ſeit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben iſt. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und ſie auf ſeine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl IV. (als Nachkomme aus dem Hauſe Luxemburg unter dem Namen Carl I., der Böhmen ungemein emporbrachte), Wenzeslas und Sigismund (ein Sohn Carl IV., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Huſſiten beinahe wieder verloren hätte), die Krone Böhmens von 1378 bis 1440 mit der des deutſchen Reichs. Nach Sigismunds Tode kam Böhmen an deſſen Schwiegerſohn, Albrecht von Oeſterreich und nach deſſen frühem Tode an deſſen Sohn Ladislav, der zugleich König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutſchen Staaten getrennt wurde. Nach ſeinem Tode wählten die Böhmen einen Georg von Podiebrad, der vorhin ſchon Reichsverweſer geweſen war, und darauf den polniſchen Prinzen Wladislaw und nach ihm ſeinen Sohn Ludwig zu Königen, welche beide letztere auch zugleich Könige in Hungarn waren. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das Haus Oeſterreich. Vermöge der Tractaten nämlich, welche zwiſchen Kaiſer Maximilian I. und König Wladislaw abgeſchloſſen waren, folgte jetzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ludwig, der die Böhmen nöthigen wollte, in dem ſchmalkaldiſchen Kriege wider den Churfürſten in Sachſen die Waffen zu ergreifen, und, da dieſe dazu nicht geneigt waren, ſondern vielmehr Miene machten, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wider ſie nach Carls V. Siege bei Mühlberg ſehr ſcharf verfuhr, und Böhmen ſelbſt für ein unumſchränktes Erbreich erklärte. Ihm folgte ſein Sohn Maximilian, dieſem ſeine Söhne Rudolph und Matthias. Gegen das Ende der Regierung des letztern entſtanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Proteſtanten, Unruhen, welche den Anfang zum dreyßigjährigen Kriege machten und das Haus Oeſterreich in Gefahr ſetzten, Böhmen zu verlieren. Mit Uebergehung Ferdinand II., der doch ſchon bei Lebzeiten ſeines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt war, wählte man den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag

1620 zum Vortheil des Kaiſers entſchieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes Erbreich und reinmonarchiſcher Staat geworden war, unter die Herrſchaft Oeſterreichs, bei welchem es auch bis hierher unverrückt verblieben iſt, obgleich nach Carl VI. Tode Carl Albrecht, Churfürſt von Bayern, auf Böhmen Anſpruch machte und ſich ſogar in Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht, als Königreich, einen wichtigen Theil der öſterreichiſchen Monarchie aus. Es gränzt gegen Weſten an das Königreich Bayern, gegen Oſten an Mähren und Schleſien, gegen Norden an die Lauſitz und Meißen, und gegen Süden an Oeſterreich und Bayern. Der Flächeninhalt beträgt 950 Quadratmeilen, worauf 3,140,000 Einwohner leben. Die herrſchende Religion iſt die catholiſche, doch werden auch die übrigen Religionen geduldet. Die Landesſprache iſt die böhmiſche, ein Dialect der ſlaviſchen; aber in einigen Kreiſen und in den meiſten Städten wird deutſch geſprochen. Böhmen iſt faſt ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält ſehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, aber auch ſehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichſten Flüſſe ſind die Elbe und die Moldau. An Naturproducten iſt das Land ſehr geſegnet. Jede Art von Getraide, Flachs, Hopfen, der für den beſten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; ſie ſind ein Gegenſtand der Ausfuhr. Wein iſt nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht iſt ſehr beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die Bergwerke ſind ſehr ergiebig, und liefern Silber, Kupfer, ſehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelſteine, viel Eiſen, Kobalt, Alaun, Gallmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An trefflichen Mineralwaſſern iſt ein Ueberfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebſamkeit der Böhmen iſt ſehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eigenen und fremde Naturproducte auf mannichfaltige Art. Die Manufacturen und Fabriken erſtrecken ſich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen ſich die Leinwand-, Battiſt-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufacturen aus, welche im J. 1792 gegen 17 Millionen Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten gegen 9 Millionen Gulden Waaren, und dieſer Artikel hat ſich in den neuern Zeiten ſowohl vermehrt als verbeſſert. Das böhmiſche Glas, das in 78 Glashütten fabricirt wird, iſt in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig iſt die Fabrikation von Hüten von der feinſten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geſchliffenen Granaten, muſikaliſchen Inſtrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in ſechszehn Kreiſe eingetheilt, nämlich in den bunzlauer, königingrätzer, bitſchower, chrudiner, czaslauer, budweiſer, taborer, prachiner, pilsner, klattauer, ſaatzer, elnbogner, mit dem der egeriſche Bezirk verbunden iſt, rakonitzer, berauner und kaurzimer, deren jeder ſeinen Kreishauptmann hat. Nebſt der Hauptſtadt Prag enthält Böhmen 250 Städte und Städtchen, 308 Marktflecken und 11,546 Dörfer. Die merkwürdigſten Oerter ſind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilſen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Feſtungen Königingrätz, Joſephſtadt, Thereſienſtadt, Eger; der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Adersbach, Sedlitz, Seidſchütz u. dergl.

Böhmiſche Brüder iſt der Name einer chriſtlichen Religionsgeſellſchaft, die ſich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts aus den Reſten der ſtrengen Huſſiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. Hus

ſiten.) Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die Calixtiner ſich damals zur herrſchenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten ſie die Compactaten derſelben nicht annehmen und fingen ſeit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers Michael Beadacz an, in beſondere Gemeinden zuſammenzutreten, eigne Verſammlungen zu halten, und ſich durch den Namen Brüder oder Brüderunität von den übrigen Huſſiten zu unterſcheiden, von ihren Gegnern wurden ſie aber oft mit den Waldenſern und Piccanden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit Grubenheimer genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Catholiſchen gewannen ſie, ohne der Gewalt Widerſtand zu leiſten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine ſo bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden ſich im Jahre 1500 auf zweihundert belief, welche meiſtens eigne unter Begünſtigung der Gutsbeſitzer erbaute Bethäuſer inne hatten. In ihren Bekenntnißſchriften zeigt ſich das Eigenthümliche ihres Glaubens, beſonders bei der Abendmahlslehre, in der ſie die Transſubſtantiation verwarfen und nur eine ſacramentliche oder geiſtig myſtiſche Gegenwart Chriſti annahmen. Uebrigens bauten ſie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift und fanden damit und noch mehr durch ihre Communverfaſſung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16ten Jahrhunderts Beifall. Dieſe Verfaſſung war den Einrichtungen der älteſten apoſtoliſchen Chriſtengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Laſterhaften aus ihrer Gemeinſchaft und einen dreifach abgeſtuften Bann, ſo wie durch ſorgfältige Trennung der Geſchlechter und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortſchreitende und Vollkommne ſuchten ſie die Lauterkeit des practiſchen Urchriſtenthums unter ſich herzuſtellen und die ſtrenge, bis auf das häusliche Leben der Individuen ausgedehnte Aufſicht, zu der ſie eine Menge Beamte von verſchiednen Graden beſtellten, mußte viel zur Erreichung dieſes löblichen Endzwecks beitragen. Dieſe Beamten waren ordinirende Biſchöfe, Senioren und Conſenioren, Presbyter oder Prediger, Diaconen, Aedilen und Akoluthen, unter welche ſie die Leitung der kirchlichen, moraliſchen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine ſehr verſtändige Weiſe vertheilten. Ihr erſter Biſchof erhielt ſeine Ordination von einem waldenſiſchen, ob ſie gleich ihre Gemeinde mit den Waldenſern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwiſchen mit dieſer gedrückten Secte gleiches Schickſal erfahren. Da ſie nach ihrem Grundſatze, nirgends Kriegsdienſte zu thun, ſich auch im ſchmalkaldiſchen Kriege weigerten, die Waffen wider die Proteſtanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmiſche Brüder nach Polen und Preußen, wo ſie ſich zuerſt in Marienwerder anſiedelten. Der Vergleich, den dieſe Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen den 14ten April 1570 zu Sendomir abſchloſſen, und noch mehr der Diſſidentenfriede der polniſchen Stände 1572 verſchafften ihnen Duldung in Polen, wo ſie ſich jedoch unter den Verfolgungen des ſchwediſchen Siegmund näher an die Reformirten anſchloſſen und in dieſer Verbindung noch bis jetzt Reſte der alten Verfaſſung beibehielten. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptſitz zu Fulnek in Mähren, daher ſie auch mähriſche Brüder hießen. Die für die Proteſtanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge

und ihr letzter, um den Jugendunterricht ſehr verdienter Biſchof Comenius (ſ. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten ſie häufig aus, wie z. B. 1670, wo die böhmiſchen Gemeinden zu Dresden und Zittau entſtanden und ſeit 1722 wieder nach Sachſen, wo ſich aus ihren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach den preußiſchen Staaten, wo die böhmiſchen Gemeinden zu Berlin und Rücksdorf noch beſtehen. Ihre Reſte in Böhmen ſelbſt haben ſich allmälich unter den Lutheranern und Reformirten verloren, was bei den böhmiſchen Gemeinden in Sachſen und Preußen jetzt ebenfalls Statt findet. Ob nun gleich dieſe alte böhmiſch mähriſche Brüderunität für erloſchen anzuſehen iſt, ſo wird ſie doch als eine ſtille Pflegerin chriſtlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die ſich erſt mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie ſie die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangeliſchen Brüdergemeinde, deren Verfaſſung ſich nach ihrem Muſter gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Böhmiſche Steine, edle Steine verſchiedener Art, die an Schönheit und Glanz den orientaliſchen ähnlich, aber nicht ſo hart ſind, wie dieſe, daher auch in weit geringerem Werthe ſtehen.

Boileau Deſpréaux (Nicolas), der jüngere von drei Brüdern, geboren nahe bei Paris oder zu Paris am 1ſten November 1636, erhielt ſeine erſte Bildung im Collegium d'Harcours, und trat im zwanzigſten Jahre als öffentlicher Anwalt vor Gericht auf. Indeſſen hatte der Keim zur Poeſie, deren beſſere älteren und neuern Werke er in ſeiner Jugend mit Eifer ſtudirte, zu tiefe Wurzel in ſeinem Gemüthe gefaßt, als daß er hätte fortwährend an jenem Geſchäfte Gefallen finden ſollen; er verließ daher, zum großen Mißvergnügen ſeiner ſämmtlichen Anverwandten, die Rechte, um ſie auf immer mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu vertauſchen. Seine erſte Satire, Les adieux à Paris, gab einen Beweis von dem, was man von Boileau's Talente zu erwarten hatte. Als dieſe im Jahre 1666 mit den übrigen ſechs vereint erſchienen war, erregten ſie ein ungemeines Aufſehn, nicht ſowohl, ſagt La Harpe, weil es Satiren waren, ſondern vielmehr, weil niemand bis dahin ſo ſchön in Verſen geſchrieben hatte. Was ihn ſeinen Landsleuten damals insbeſondere ſchätzenswerth machte, war beſonders ſeine Kunſt, ſtets den beſtimmteſten, kürzeſten und deutlichſten Ausdruck für den Gedanken zu wählen, und demſelben durch ſeine Stellung die größte Bedeutendheit und den höchſten Wohllaut zu geben. Späterhin hat man Boileau den Vorwurf gemacht, daß er oft ſehr gewöhnliche Dinge in ſehr ſchönen Verſen ſage; beſonders iſt Voltaire geneigt geweſen, dieſen Fehler zuerſt an ihm zu rügen. Zu ſeinen geſchätzteſten Satiren rechnen die Franzoſen die Sur les folies humaines, sur la noblesse, sur l'homme, ſo wie zu den ſchwächſten die sur l'équivoque (welche für die ſchwächſte von allen gehalten wird), und sur les femmes. In ſein reiferes Alter fallen ſeine Epiſteln, welche überhaupt höher als ſeine Satiren geſchätzt werden, und endlich ſein geſchätztes Werk: L'art poétique, deſſen Regeln nicht allein in Frankreich, ſondern auch im Auslande, wo es allgemein überſetzt wurde, als Geſetze für die Poeſie aufgeſtellt wurden. Ein anderes Werk, welches gleichfalls für ein Meiſterſtück gehalten wurde, lieferte den Beweis, daß diejenigen, welche ihn des Mangels an Erfindung, an Abwechslung und Biegſamkeit beſchuldigten, ihm ſehr Unrecht gethan hatten, wir meinen ſeinen Lutrin (der Chorpult). Es hatte

nämlich ein Pult, welches von ſeiner eigentlichen Stelle auf eine andere geſetzt war, in einem Capitel von Paris die größte Zwietracht erregt, und Boileau war aufgefordert worden, dieſen Vorfall zu einem Gegenſtande einer poetiſchen Darſtellung zu machen. Dies that er in dem eben genannten Werke, welches den allgemeinſten Beifall erhielt; Boileau erſchöpfte darin die Kunſt, geringfügige Umſtände mit Würde zu behandeln, bis zu Vollkommenheit. Noch iſt hier ſeiner Ode sur la prise de Namur zu erwähnen, der übrigens die Kritiker bei ihrer Erſcheinung ſehr arg mitſpielten. Was ſeine Proſa anbetrifft, ſo wird ſie in Frankreich zwar für rein und correct gehalten; man ſpricht ihr aber dagegen, mit Ausnahme ſeines Dialogue des héros de roman, welcher oft an die Feinheit und den Geiſt Lucians erinnert, jegliche Nüance und allen Wohllaut ab. Es bleibt uns nun noch übrig, von dem Charakter Boileau's und von dem Einfluſſe, welchen er auf ſein Jahrhundert gehabt hat, zu reden. Seine Satiren mußten ihm natürlich viele Feinde machen; doch beſaß er die Klugheit, denjenigen nie zu antworten, welche er durch ſie beleidigt hatte, und ſich ihren Spöttereien willig hinzugeben. Als ihm ſeine Freunde eines Tages Vorſtellungen über die Art Schriftſtellerei machten, der er ſich ergeben habe, erwiederte Boileau: „ich werde mich beſtreben, ein ehrlicher Mann zu ſeyn, und dann habe ich von den Angriffen meiner Feinde nichts zu befürchten.“ Madame de Sevigné ſagt von ihm: „Boileau iſt nur grauſam in Verſen.“ Seine Leſer erſtaunten, wenn ſie ihn von Perſon kennen lernten, in ihm einen ſanften und einfachen Mann zu finden, deſſen Unterhaltung, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, weder Nägel noch Krallen hatte. Wir wollen, um die Großmuth und Herzensgüte Boileau's zu charakteriſiren, nur zwei Züge von ihm anführen. Als der berühmte Patru genöthigt war, ſeine Bibliothek zu verkaufen, um leben zu können, kaufte Boileau dieſe Bibliothek und bezahlte ſie, wollte aber nicht eher, als nach dem Tode Patru's, den eigentlichen Beſitz derſelben antreten. Da man die Penſion Corneille's eingezogen hatte, eilte Boileau zum Könige und bat ihn, ſie wieder auszahlen zu laſſen. Hiermit noch nicht zufrieden, erbot er ſich, auf diejenige, welche er ſelbſt genoß, Verzicht zu leiſten, indem er ſagte, daß er, ohne Schaam zu empfinden, keine Penſion genießen könne, während ein Mann wie Corneille deren beraubt ſey. Aehnliche Züge ſind wohl im Stande, Satiren aufzuwiegen, ſelbſt dann, wenn ſie auch etwas Tadelnswürdiges enthalten ſollten. Als Boileau Ludwig XIV. ſeine Première Epitre au Roi vorgeleſen hatte, ließ ihn dieſer die Stellen, welche ſich auf den Titus bezogen, drei Mal wiederholen, und ertheilte dem Verfaſſer derſelben die größten Lobſprüche. Kurz darauf wurde er, in Vereinigung mit Racine, zum Geſchichtſchreiber Frankreichs ernannt; ja, dieſe beiden großen Dichter folgten ſogar dem Könige zuweilen zur Armee. Doch haben ſie nichts, oder doch vielmehr nichts Bedeutendes, über die Ereigniſſe, von denen ſie Augenzeugen geweſen ſind, nach ihrem Tode hinterlaſſen. Boileau war es, der Ludwig XIV. Racine's Tod meldete. Der Monarch hörte ihn mit Rührung an und ſagte darauf: „meine lieber Boileau, ich werde wöchentlich ſicher eine Stunde übrig haben, die ich Ihnen widmen kann.“ Und doch erſchien Boileau nicht wieder bei Hofe, und zwar, weil er nach ſeinem eigenen Ausdrucke, an demſelben nichts mehr zu loben fand. Unter mehrern Anekdoten von ihm wollen wir nur die einzige anführen, zu der ihm der Jeſuit Hardouin Veranlaſſung gab. Als nämlich dieſer die paradoxe Behauptung gewagt hatte, daß ſämmtliche griechiſche und lateiniſche Werke von Mönchen aus dem zehnten und

elften Jahrhundert verfertigt worden ſeyen, ſagte Boileau: „ich weiß eigentlich nicht, wie ich mit der Sache daran bin; aber ſo viel weiß ich, daß es mir, ob ich gleich die Mönche nicht liebe, doch gar nicht unangenehm geweſen ſeyn würde, mit Pater Horaz, Pater Juvenal, Pater Virgil und Pater Cicero zu leben.“ Seine Kunſt der Poeſie und ſein Chorpult waren ſchon ſein mehreren Jahren erſchienen, und Boileau war noch immer nicht in die franzöſiſche Akademie aufgenommen; erſt 1684, in ſeinem 48ſten Lebensjahre, ward er zum Mitgliede derſelben erwählt. Dieſe Verzögerung hatte er dem Umſtande zu verdanken, daß er mehrere Akademiker in ſeinen Satiren angegriffen hatte, die ſich nun ſeiner Aufnahme widerſetzten. Es bedurfte faſt eines ausdrücklichen Befehls von Seiten des Königs, um die Akademie günſtiger für Boileau zu ſtimmen. Auch ſprach er in ſeiner Antrittsrede von außerordentlicher und unerwarteter Ehre, und von Dankbarkeit für den Monarchen. Auch in die Akademie der Inſchriften wurde er aufgenommen. Gleich dem Abbé de St. Pierre hatte er den Plan gefaßt, die franzöſiſche Akademie nützlicher zu machen, und verlangte daher, daß ſie ſich mit Ueberſetzungen der Alten beſchäftigen, und dieſe mit Commentaren und literariſchen und grammatikaliſchen Anmerkungen begleiten ſolle. Eine Sache, die man insbeſondere an ihm zu loben hat, iſt der Scharfſinn, mit welchem er die Schriftſteller ſeiner Zeit zu würdigen wußte, wobei man ſtets vor Augen haben muß, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, um eingewurzelte Hochachtung für Schriftſteller auszurotten, deren Verſe, wie er ſelbſt ſagte, ſeine Zeitgenoſſen von ihrer Kindheit an auswendig gelernt hatten. So erregt es wirklich unſer Erſtaunen, wenn wir ſehen, daß Cotin, Pradon und viele andere ſchlechte Schriftſteller Boileau's poetiſche Galle erregt haben; wir bedenken aber dabei nicht, daß wir dieſe Schriftſteller in dieſem Augenblicke auf dem untergeordneten Range erblicken, wohin er ſie erſt hat ſtellen müſſen; Boileau hingegen ſie als die vorzüglichſten Talente ſeiner Nation verehrt fand, und dieſe Verehrung erſt untergraben mußte, wobei man ihn nur hin und wieder einer leiſen Parteilichkeit in ſeinem Lobe und Tadel zeihen kann; und dieſe Parteilichkeit iſt denn von ſeinen Feinden ſehr übertrieben und vergrößert dargeſtellt worden. So hat man es ihm zu einem großen Verbrechen gemacht, daß er in ſeinen Werken auch nicht ein einziges Mal Lafontaine's erwähnt hat, und d'Alembert meint, Boileau, deſſen Geſchmack mehr ſtrenge als fein geweſen, habe an Schönheiten, von denen ihm die Alten keine Muſter geliefert, unmöglich Behagen finden können. Eben ſo wenig hat man es ihm (und uns dünkt, mit Recht) verzeihen können, daß er das befreite Jeruſalem ein Geklingel genannt hat; dieſe Sünde bleibt auf ihm, und alles, was ſeine Freunde hierin zu ſeiner Entſchuldigung geſagt haben, verdient keiner weitern Beachtung. Boileau beweiſ't durch dieſes Urtheil über den Taſſo, daß ihm die Natur der neuern Poeſie, d. h. der romantiſchen, ſtets fremd geblieben iſt. Eben ſo kann man es ihm nicht verzeihen, daß er Quinault verläſtert hat. Abgeſehen davon, daß ein Quinault da wohl auch getadelt werden kann, wo Taſſo's unſterbliches Werk ein Geklingel genannt wird, ſo iſt Quinault für das mißfällige Urtheil Boileau's durch den Beifall ſeiner Nation vollkommen entſchädigt worden, ja das Intereſſe iſt vielleicht durch Boileau's ungerechten Tadel erſt noch erhöht worden. Boileau iſt überhaupt, beſonders im verfloſſenen Jahrhunderte, durch eine Menge Kritiken ſehr hart mitgenommen worden, die aber jetzt meiſtens in Vergeſſenheit gerathen ſind. Bedeutendere Urtheile ha-

ben indeſſen d'Alembert, Marmontel und Voltaire über ihn ausgeſprochen. La Harpe allein hat es in der letzten Zeit unternommen, Boileau gegen ſeine Feinde zu vertheidigen. Doch iſt dies, wie man an ihm ſchon längſt gewohnt geweſen, auf eine zu breite und lärmende Weiſe geſchehen. Boileau hat übrigens unbeſtrittene Verdienſte um die Literatur Frankreichs, und hat ſowohl ſchlechte Schriftſteller niedergedrückt, als ausgezeichnete auf den ihnen gebührenden Platz erhoben. Racinen lehrte er, auf eine ſchwere Art leichte Verſe zu machen, und Boileau war es gerade, der die Andromache deſſelben Dichters in Schutz nahm. Als Racine nach dem geringen Erfolge, den die Athalie gehabt hatte, glaubte, er habe ſich in der Form vergriffen, ſagte ihm Boileau folgende merkwürdige Worte, welche das Urtheil der Nachwelt ſo vollkommen beſtätigt hat: „es iſt Ihr Meiſterſtück; glauben Sie mir, ich verſtehe mich darauf. Das Publikum wird ſchon noch zu Verſtande kommen.“ Als Ludwig XIV. ihn fragte, welches das ausgezeichnetſte Talent in ſeinen Staaten wäre, ſo antwortete Boileau, es ſey Molière. Seine ſämmtlichen Werke heißen: Satyres, Epîtres, l'Art poétique, le Lutrin, Epigrammes, einige andere franzöſiſche und lateiniſche Poeſien, Dialogue de la poésie et de la musique, Dialogue sur les héros de roman, Traduction du traité du sublime de Longin, und Reflexions critiques über denſelben Schriftſteller. Boileau ſtarb am 13ten März 1711 an der Waſſerſucht. Pq.

Bolero iſt der Name eines ſpaniſchen Nationaltanzes, der mit Geſang verbunden iſt, und entweder mit mehreren Inſtrumenten zugleich, oder mit der Cither allein, von den Tänzern ſelbſt aber mit den Caſtagnetten begleitet wird. Die Melodie, die in einer mäßigen Bewegung vorgetragen werden muß, iſt in den Dreivierteltact geſetzt.

Bolingbrocke (Henry-Saint-John, Lord, Vicomte), wurde im Jahre 1672 zu Baterſea in der Grafſchaft Surry in einer ſehr alten Familie geboren, deren ſämmtliche Mitglieder ſich theils im Kriege theils im Staate auf eine glorreiche Weiſe ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke ſelbſt erhielt eine ſeinem Stande gemäße Erziehung, und vollendete auf der Univerſität zu Oxford ſeine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft, ſein ſanftes, einnehmendes Weſen, ſeine Energie und die Gewandtheit ſeines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, indem ihm ein ſeltener Ruf vorausging, und zeigte in ihr die ſeltenſten Geiſtesanlagen, eine verführeriſche Geſtalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemiſch von Adel und Leutſeligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, niemand zu widerſtehen im Stande war. Unglücklicher Weiſe hemmten die Leidenſchaften ſeiner Jugend den Aufflug ſeiner Talente; ſchon war er in das 28ſte Jahr getreten, und noch hatten ſeine glänzenden Anlagen, welche einen künftigen großen Mann verſprachen, nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Aeltern, welche glaubten, daß eine Heirath eine heilſame Veränderung in ihm hervorbringen dürfte, ſchlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million, mit einer reizenden Geſtalt einen ſehr gebildeten Verſtand und die edelſte Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als ſich auch bereits eine unvertilgbare Zwietracht zwiſchen ihnen erhob, in deren Folge ſie ſich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel ſollte dieſen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem beſſern Ziele führen; ſein Vater bewirkte ſeine Wahl zum Re-

präſentanten eines gewiſſen Fleckens bei dem Unter-Hauſe. Hier nun zogen ſeine ungewöhnliche Beredſamkeit, ſein tiefer Blick und die Gründlichkeit ſeiner Raiſonnements die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das junge Parlamentsglied. Hatte man bisher gefürchtet, daß dieſe ſeltenen Naturgaben in der Müßigkeit eines ausſchweifenden Lebens ſich zerſplittern möchten, ſo ſchien er von dem Augenblicke an, wo er ſich einmal in Staatsangelegenheiten gemiſcht hatte, ſeine Arbeitsſcheue in einen Haß aller Ruhe zu verwandeln. Er zog nach und nach die Aufmerkſamkeit des Königs Wilhelm und der Königin Anne auf ſich. Als man ihn im Jahre 1704 zum Kriegsſecretär ernannt hatte, wurde er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough gebracht. Bolingbrocke erkannte und bewunderte die Talente dieſes Mannes, und unterſtützte die großen Unternehmungen und bewundernswürdigen Folgen derſelben aus allen Kräften; die ausgezeichnetſten Ehrenbezeigungen dieſes Generals fanden unter ſeinem Kriegsſecretariate Statt, welches um ſo edelmüthiger von Bolingbrocke war, als er, ein Anhänger des Tory's, in Marlborough einen Whig unterſtützte. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke ſeinen Abſchied, und dieſer Schritt, zu dem er durch nichts genöthigt wurde, der aber die Anhänglichkeit an ſeine Partei auf eine löbliche Weiſe beurkundete, trug noch viel zu ſeinem öffentlichen Lobe bei. Nun folgten, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, die zwei thätigſten Jahre ſeines Lebens, in welchen er ſich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keinesweges fremd wurde. Er ſtand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die ſeinem Rathe ſtets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Miniſterium der Whigs, zum größten Erſtaunen von ganz Europa geſtürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatsſecretär das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Poſten der Friede von Utrecht das höchſte Ziel ſeiner Wünſche und den Stolz ſeines ganzen Lebens ausmachte, ſo wie er die Bewunderung ſeiner Talente erregte. Bei dieſem Friedensſchluſſe hatte er nicht mehr als alles zu überwinden; die Whigs, die Pairs, die Bank, die indiſche Compagnie, Marlborough, Eugen, den Kaiſer, Holland, die Eiferſucht aller europäiſchen Mächte, die Schwäche ſeiner eigenen Königin, die Unentſchloſſenheit, die Unklugheit, ja ſogar den Neid aller ſeiner Collegen. Drei Jahre waren zu der Vollendung dieſes großen Werks nöthig. Er ſelbſt ging im Jahre 1712 als Geſandter nach Paris, wo er ſowohl von Ludwig XIV., als von den Pariſern ſelbſt, wie ein Weſen höherer Art aufgenommen wurde; und im darauf folgenden Jahre ward der ſo ſehnlich gewünſchte Friede zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrocke's zu wünſchen geweſen, daß dieſer Friedensſchluß das Ende ſeiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn, in dem noch übrigen Theile ſeines Lebens, dem Ungeſtüme ſeiner Leidenſchaften, einem Wechſel der Geſinnung und einer ſo ſonderbaren Art, ſich auf dieſe oder jene Partei zu ſchlagen, Preis gegeben, daß dadurch die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen, ſeine Vaterlandsliebe, überhaupt ſein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig gemacht werden. Es entſtand nämlich aus den gegenſeitigen Reibungen der Tory's und Whigs ein ſolcher Zwieſpalt in der öffentlichen Meinung, daß die Miniſter laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeſchrien und die proteſtantiſche Thronfolge für in Gefahr erklärt wurde. Wenn jemals das engliſche Miniſterium einer vollkommenen Eintracht bedurft hatte, ſo war es in dieſem Augenblicke, wo daſſelbe von ſo vielen Sei-

ten angegriffen und bedroht wurde. Nichts deſto weniger brach zwiſchen dem Großſchatzmeiſter Grafen Orford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abſchluſſe des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Es iſt nicht leicht, zwiſchen dieſen beiden berühmten Männern eine Partei zu ergreifen. Swift, der Freund beider, aber beſonders mit dem Großſchatzmeiſter ſehr vertraut, beſchuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei, und beſonders an dem Unglücke des Staats, die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilen von dieſen beiden Männern, daß zwei Miniſter, welche bei einer ſo gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre perſönliche Zwieſtigkeiten zu vergeſſen, ſchon allein aus dieſem Grunde, ſo große Talente ſie auch übrigens haben mochten, unfähig geweſen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem nun auch ſey, ſo ſetzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Orford auf das heftigſte gereizt wurde, dieſen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an deſſen Stelle zum erſten Miniſter. Aber Annens Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover beſtieg den Thron, und die Whigs triumphirten ſo vollkommen über die Tory's, als es bis dahin noch niemals der Fall geweſen war; denn kaum war das Leichenbegängniß der Königin beendigt, und ſchon wurden die Miniſter derſelben im Unter-Hauſe ihrer ſchlechten Staatsverwaltung laut und öffentlich angeklagt. Orford wußte ſich zu vertheidigen und widerſtand dem Sturme; Bolingbrocke hingegen, dem es nicht gelingen wollte, ſich durch Scheingründe bei dem Hofe von Hannover zu rechtfertigen, und welchen man eben ſo ſehr beneidete als haßte, ward vom Könige Georg, noch während ſeiner Anweſenheit in Deutſchland, abgeſetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Von Jacob III., unter welchem Namen der ſogenannte Prätendent, oder der Chevalier de St. George, ſeiner künftigen Beſteigung des engliſchen Throns entgegenſah, lud ihn zu ſich nach Lothringen ein; Bolingbrocke lehnte dies jedoch von ſich ab. Da er jedoch erfuhr, daß das engliſche Parlament ihm fortwährend den Prozeß mache, nahm er Jacobs Anerbieten an, und ward von ihm zum Staatsminiſter erwählt. Als aber Ludwig XIV., der beſte Freund Jacobs III., geſtorben war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des letztern je gelingen würden, und bereute, ſich mit demſelben ſo weit eingelaſſen zu haben. Bolingbrocke's Geſinnungen und ſeine daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über dieſen Gegenſtand geweſen ſeyn, wie ſie wollen, ſo darf man dennoch annehmen, daß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts deſto weniger entſetzte ihn dieſer plötzlich ſeiner Würde, und übertrug ſie dem Herzog Ormond. So wollte es alſo Bolingbrocke's ſonderbares Schickſal, daß er ſowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titular-Könige von England der Verrätherei beſchuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, die Geheimniſſe des Prätendenten zu entdecken; aber er lehnte dieſen Antrag anfangs von ſich ab, nahm ihn aber nachher auf eine ſehr inconſequente Weiſe in ſo fern an, als er ſich verpflichtete, der Sache des Prätendenten unter der Bedingung, daß man ihm eine gänzliche Vergeſſenheit des Vorgefallenen bewilligte und ſich in Betreff des Uebrigen auf ihn verließe, einen entſcheidenden Schlag zu verſetzen. Nichts deſto weniger widerſetzte ſich der Chevalier Walpole, der den künftigen Einfluß Bolingbrocke's auf das engliſche Cabinet ſehr natürlich befürchten mußte, der Rückkehr deſſelben aus allen Kräften. Nun ſchrieb dieſer, gleichſam um ſeine perſönliche traurige Lage durch eine

ſchriftſtelleriſche Ergießung erträglicher zu machen, philoſophiſche Tröſtungen, fand aber deren bald hernach noch ſüßere, indem er ſich mit einer reizenden und ſehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. Im Jahre 1723 ward endlich das vorige Parlament, deren ſämmtliche Mitglieder geſchworne Feinde Bolingbrocke's geweſen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine erſte Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch ſchon damals in ſeine Güter wieder eingeſetzt wurde; dies Letztere geſchah erſt nach Verlauf von zwei Jahren durch eine beſondere Parlamentsacte. Nun führte er, nach ſeiner Zurückkunft nach England, das Leben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beſchäftigung er ſich nur durch die Unterhaltung Swifts und Pope's in etwas unterbrechen ließ. Aber kaum hatte ſich im Parlamente die Stimme der Oppoſition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man ihm den Eintritt in das Departement fortwährend verweigerte, von nun an während acht Jahre durch einzelne Druckſchriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Miniſterialpartei bekämpfte. Auf dieſem Wege konnte es nicht fehlen, daß er ſich nicht abermals mächtige Feinde hätte zuziehen ſollen, über welche er durch ſeine Diſſertation über die Parteien, welche als ſein Meiſterſtück betrachtet wird, zu ſiegen ſtrebte. In Folge dieſer Ereigniſſe verließ er zum zweiten Male England, und ging nach Frankreich, um ſich daſelbſt, wie ſogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich geſtand, daß er ſelbſt ſeinen edlen Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlaſſen. In Frankreich ſchrieb nun Bolingbrocke im Jahre 1735 ſeine Briefe über das Studium der Geſchichte, welche freilich bewundert wurden, und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber faſt immer der perſönliche Charakter des Verfaſſers die Stelle einer unparteiiſchen, allgemeinen Anſicht der Dinge vertritt, und die beſonders deßwegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward; eine Religion, die Bolingbrocke ehemals laut und eifrig vertheidigt hatte. Hierauf gab er ſeinen Brief an Lord Bathurſt über die Einſamkeit und das Studium, darauf 1720 in franzöſiſcher Sprache ſeine Briefe an M. de Pouilly heraus, welche letztere, in ſo fern ſie kräftig gegen den Atheismus ankämpften, damals ſehr geſchätzt wurden. Endlich veranlaßte er im Jahre 1729 durch ſeinen Streit mit Walpole Pope's Verſuch über den Menſchen, bei deſſen Abfaſſung er dem Verfaſſer nicht allein geholfen, ſondern ihm auch ſelbſt die wichtigſten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieſer ernſten Beſchäftigungen, denen ſich Bolingbrocke in Frankreich widmete, ſehnte er ſich dennoch endlich nach ſeinem Vaterlande zurück, woſelbſt er auch im Jahre 1738 ſeine Idee über einen patriotiſchen König, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, ſchrieb. Walpole's letzter auffallender Streich ſeiner Regierung hatte zur Folge gehabt, daß ſich zwiſchen dem Könige und dem Prinzen von Wales eine offenbare Trennung entſponnen hatte. Endlich unterlag Walpole der gegen ihn vorhandenen Partei, und Bolingbrocke, der ſich an dem Siege über dieſen gefährlichen Feind den meiſten Antheil zuſchreiben konnte, veranlaßte den künftigen Thronfolger, im Jahre 1742 in die Arme ſeines Vaters zu eilen, und ſich feierlich mit demſelben wieder zu verſöhnen. Nach dieſem Ereigniſſe lebte er noch neun Jahre, und ſtarb darauf 1751 im achtzigſten Jahre ſeines Lebens unter den Martern einer langen und ſchrecklichen Krank-

heit, während welcher er noch Betrachtungen über den jeßigen Zuſtand der Nation ſchrieb. Das Manuſcript ſeiner ſämmtlichen Werke hatte er dem ſchottiſchen Dichter David Mallet übergeben, welcher es im Jahre 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieſes Werk öffentlich erſchienen, als ſich auch ſchon von allen Seiten eine Stimme dagegen erhob; der Verfaſſer nämlich hatte darin das Chriſtenthum auf eine empörende Art angegriffen. Dieſe Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke wurde daher öffentlich von der großen Jury zu Weſtminſter als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich ſehr gefährlich einſtimmig verworfen. Was Bolingbrocke's Charakter anbetrifft, ſo wiſſen wir von ihm, daß er die innigſte Freundſchaft und die erklärteſte Feindſchaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehäſſigen Nacheiferung und einer unverſöhnlichen Erbitterung beſchuldigte. Wenn Pope und Swift, ſeine vertrauteſten Freunde, ein ſich geradezu widerſprechendes Bild von ihm entwerfen, was ſteht dann von Leuten zu erwarten, die ihn nur aus der Ferne kannten? Außer den oben angeführten Werken Bolingbrocke's ſind noch mehrere andere von ihm vorhanden, deren Titel hier anzuführen wir uns verſagen müſſen, weil die meiſten von ihnen doch nur ein temporelles und locales Intereſſe zu gewähren vermögen.

Bollwerk, ſ. Baſtion.

Bologna, Hauptſtadt in der päpſtlichen Legation gleiches Namens, welche, nachdem ſie lange einen Beſtandtheil des Königreichs Italien ausgemacht hatte, in Gemäßheit der Schlüſſe des Wiener Congreſſes, am 16. Juli 1815 dem römiſchen Hofe wieder zurück gegeben worden. Die Stadt liegt unter 44 Gr. 29 Min. 36 Sec. B., 1 Min. 15 Sec. L., am Fuße der Apenninen zwiſchen dem Fluſſe Savena und Reno; 63,000 Einwohner, 200 Kirchen, worunter die Kirche des heiligen Petronius, des Beſchützers von Bologna, auf deren Fußboden die von Caſſini auf eine Kupferplatte gezogene Mittagslinie iſt, und in der Kaiſer Carl V. 1530 vom Papſte Clemens VII. gekrönt ward (der letzte vom Papſte gekrönte deutſche Kaiſer); Palaſt des Magiſtrats mit vielen Statuen, Gemälden und den Sammlungen des gelehrten Ulyſſes Aldobrandus mit beinahe zweihundert von ſeiner Hand geſchriebenen Folianten; die beiden Thürme degli Aſinelli und de' Gariſendi, wovon jener 1109 erbaut und ohne die Kuppel 371 Schuh hoch iſt und dieſer ſchief ſteht, indem ſein Grund ſo ſehr gewichen iſt, daß eine von der Seite ſeiner Neigung herabgelaſſene Bleiſchnur ſieben Schuh von dem Grunde abweicht, weßwegen man dieſen 180 Schuh hohen Thurm abgetragen hat. — Hauptquartier einer Militärdiviſion, Univerſität, bononiſches Inſtitut oder eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte mit Obſervatorium, anatomiſchem Theater, Antiquitätenſammlung, Bibliothek ꝛc. Muſikſchule, Seide-, Wollen-, Flor-, Papier-, Confituren-, Aquavit-, künſtliche Blumen- und Früchte-, bologneſer Flaſchenfabriken ꝛc. Die Fruchtbarkeit des Landes hat der Stadt den Beinamen la Grassa, die Fette, verſchafft. In der Nähe findet man bei Paderno den Stein, Luminabile, spongia di luce benannt, der alle Arten von Licht in ſich zieht und eine Zeit lang behält, ſo daß er im Finſtern wie glühende Kohlen ausſieht. (S. bononiſcher Stein.) Der bologneſer Tabak und die kleinen Damenhunde, Bologneſer genannt, waren ſonſt in großem Rufe. Die bologneſer Flaſchen oder Springkolben ſind kleine, ziemlich dicke Flaſchen, die, wie andere Gläſer geblaſen, aber in der freien Luft

ſchnell abgekühlt werden, wodurch ſie die Eigenſchaft erhalten, daß ſie von außen einen ſtarken Schlag vertragen, inwendig aber ſo empfindlich ſind, daß ſie von einem hineingeworfenen kleinen Stein augenblicklich zerſpringen. Sie wurden von Paul Baptiſta Balbi zu Bologna 1740 erfunden.

Bombardiren, eine Stadt, eine Feſtung, einen Hafen u. ſ. w. heißt, ſelbige hauptſächlich mit Wurf- und ſchwerem Geſchütz, nämlich aus Mörſern, Haubitzen und Kanonen beſchießen. Die Regeln zu einem Angriffe mit Wurfgeſchütz und Belagerungskanonen ſind folgende: 1. kein Theil der Stadt darf verſchont bleiben, wonach die Batterien angelegt und die Geſchütze gerichtet werden müſſen; 2. das Feuer muß ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht iſt, fortgeſetzt werden; 3. bei den Seeſtädten kreuzen leichte Schiffe an den Küſten herum, um die vom Feinde etwa abgeſchickten Brander anzuhaken und in die offene See zu führen; 4. auf dem Lande iſt ſtets eine zahlreiche Cavallerie zur Hand, um die von der Beſatzung gemachten Ausfälle zurückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung ſind: 1. das Pflaſter wird auf allen Gaſſen aufgeriſſen, die Dächer abgedeckt und das Gebälk mit Erde und Miſt belegt; 2. allenthalben wird Waſſer in Bereitſchaft gehalten; 3. alle Batterien der Feſtung ſpielen gegen den Belagerer, und man ſucht durch Ausfälle die Stücke darauf zu vernageln oder ſonſt unbrauchbar zu machen; 4. den feindlichen Schiffen ſchickt man Brander entgegen. — Bombardiercorps iſt die zur Bedienung des Wurfgeſchützes (der Mörſer, Bombenpöller und Haubitzen) erfoderliche Mannſchaft.

Bombaſt (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth eigener Gedanken ſich hinter einem Heere geblümter, hinaufgeſchraubter Redeformen, die Leerheit der Ideen durch hochtrabende Worte, durch einen läſtigen Stelzengang zu verſtecken ſucht. Man will dies Wort aus dem engliſchen bumbast herleiten, welches Baumwolle und „aufgedunſene Rede" zugleich bedeutet.

Bombay, engliſche Präſidentſchaft an der Weſtküſte von Vorder-Indien, 3925 Q. M., 2,800,000 Einwohner. Fruchtbar an Pfeffer, Cardamomen, Reiß, Sandel- und Thikholz. Unmittelbar gehören dazu: Bombay mit Gebiet, Guzurate, ein Theil von Myſore und einzelne Diſtricte in Sunda, Canara und auf der ſüdmalabariſchen Küſte, mittelbar, d. i. vaſallenmäßig, Neu-Myſore, Kargu, Kananor, Calikut, Cochin, Travancore ꝛc. Die Präſidentſchaft hat den Namen von der Inſel gleiches Namens, zwei Meilen lang und an manchen Orten kaum ein halbe Meile breit, deren ſandiger Boden nur Cocosbäume hervorbringt. Sie hat einen der beſten Häfen in Oſtindien, der nebſt Goa allein Linienſchiffe einnehmen kann. Die Hauptſtadt gleiches Namens, 72 Gr. 54 Min. 24 Sec. O. von Greenwich 18 Gr. 55 Min. 30 Sec. B., Sitz der Präſidentſchaft, ſtark befeſtigt, mit Schiffswerft und Arſenal; 140,000 Einwohner: Europäer, Mahomedaner, Gebern (Feueranbeter) und Hindus; literariſche Societät; Baumwoll- und Seidenfabrik; Handel nach Perſien, Arabien, Oſtafrika und Indien; Seeſalzſiederei. (Vergl. Hinduſtan.)

Bomben ſind hohle eiſerne Kugeln, welche mit Pulver gefüllt und mit Brandröhren verſehen aus den Mörſern oder ſogenannten Bombenpöllern geworfen werden. Meiſtens werden jetzt die Bomben excentriſch gegoſſen, d. h. am Boden dicker als oben, wo ſich das Brandloch befindet, wodurch man verhindern will, daß die Bombe nicht auf die Brandröhre fällt und ſie erſtickt. Ueberdies werden die Bomben mit

Henkeln oder Oehren verſehen, damit man ſie transportiren und beim Laden in den Mörſer einſetzen könne. Die Granaten ſind dadurch von den eigentlichen Bomben unterſchieden, daß ſie keine ſolche Henkel oder Oehre haben. Gefüllt werden die Bomben mit Pulver und Brandzeug, wenn man ſich derſelben zur Zerſchmetterung und zum Anzünden der Häuſer bedient, und zwar eine hundertpfündige Bombe mit 15 Pfund Pulver und 20 Loth Brandzeug, eine ſechzigpfündige mit 9 1/2 Pfund Pulver und 15 Loth Brandzeug, eine dreißigpfündige mit 4 1/2 Pfund Pulver und 9 Loth Brandzeug; und eine zehnpfündige mit 1 Pfund Pulver und 5 Loth Brandzeug. Das Bombenwerfen, oder die Kunſt, die Bomben an einen beſtimmten Ort hinzuwerfen, beruht 1. auf der Richtung oder Stellung, die man dem Mörſer gibt, und 2. auf der Quantität Pulver, womit der Mörſer geladen werden muß, d. h. auf der Ladung des Böllers. — Bombenfeſt iſt jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallende Bomben nicht durchſchlagen. Ein kreisförmiges ſteinernes Gewölbe erfodert dazu 3 1/2 Fuß Dicke. — Bombarde oder Donnerbüchſe iſt der Name der älteſten Feuergeſchütze, deren Gebrauch wir höchſt wahrſcheinlich den Mohren verdanken, die ſich ihrer zuerſt bei der Belagerung von Alicante bedienten. Sie waren anfangs von ungeheurer Größe, und ſchoſſen 250 Pfund Stein. Carl VIII. von Frankreich ſchaffte ſie ab, und führte die jetzt gebräuchlichen leichtern Kanonen ein.

Bonaparte iſt der Familienname des vormaligen franzöſiſchen Kaiſers, welchen er und ſeine Geſchwiſter, bis auf Lucian, bei ſeiner Thronbeſteigung ablegten. Die Familie Bonaparte iſt ſehr alt; ihre Vorfahren waren bereits im dreizehnten Jahrhunderte Patricier und Senatoren zu Florenz. Mehrere von ihnen befanden ſich als Abgeſandte dieſer Republik bei verſchiedenen Congreſſen, und ein Bonaparte war es, der den Tractat abſchloß, wodurch Linano gegen Sarceda ausgetauſcht wurde. Ein Zweig der Familie zog ſich zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts nach Bologna, ein anderer nach Genua, von wo er nach der Inſel Corſica überging. Der Vater des vormaligen Kaiſers von Frankreich war Carl Bonaparte, ein Rechtsgelehrter und Landeigenthümer zu Ajaccio auf eben jener Inſel, nachher Officier der dortigen Nationalgarde. Er ſtarb als Deputirter der corſicaniſchen Stände in Frankreich zu Montpellier im J. 1785. (Vergl. Joſeph, Napoleon, Lucian und Hieronymus.)

Bonaparte (Lucian), jüngerer Bruder des Kaiſers Napoleon, geboren 1772, Senator, war anfangs bei der Adminiſtration der Armeen angeſtellt, verheirathete ſich zu St. Maximin, ward Kriegscommiſſair, und im März 1797 Deputirter des Departements von Liamone beim Rathe der Fünfhundert. Bei der Annäherung des 18ten Brümaire ward er zum Präſidenten erhoben, und wendete in der außerordentlichen Sitzung zu St. Cloud den 19ten Brümaire alle Kräfte an, die Oppoſition, welche ſich gegen ſeinen Bruder erhob, aufzuhalten. Er verließ den Vorſitz in der Mitte der Bewegung, welche der Eintritt des Generals veranlaßte, legte die Zeichen ſeiner Würde ab, da man ihm nicht das Wort geſtattete, ging aus dem Saale und ſtieg ſogleich zu Pferde, haranguirte mit Heftigkeit die Truppen, ſagte, man habe ſeinen Bruder ermorden wollen, und lud die Soldaten zu ſeiner Vertheidigung ein. Sein Muth gab den Ereigniſſen die Entſcheidung, und der Rath der Fünfhundert ward aus einander getrieben. Nach der Annahme der neuen Conſtitution erhielt er das Miniſterium des Innern, welches er im October 1800 mit dem Geſandtſchaftspoſten in

Madrid vertauſchte. Zu Ende des Septembers 1801 unterzeichnete er zu Badajoz den Frieden Frankreichs mit Portugal, kam im folgenden Monat nach Paris zurück, ward den 9ten März 1802 Tribunatsmitglied, dann Miniſter des Innern, im Juli Großofficier der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungsſenats. Den 3ten Februar 1803 ward er ins Nationalinſtitut zur Claſſe der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften berufen; man übertrug ihm kurz darauf die Senatorie von Trier: er begab ſich im Juli 1803 nach Belgien und in die Rheindepartemente, um Beſitz von den der Ehrenlegion zugeſchlagenen Gütern zu nehmen, und heirathete bei ſeiner Rückkunft die Madame Jouberteau, Wittwe eines Banquiers, indem er ſeine erſte Gemahlin i. J. 1802 verloren hatte. Da er die Abſichten ſeines Bruders, die Monarchie von Frankreich, mit der Thronfolge für ſein Haus wieder herzuſtellen, mißbilligte, und ſich allen Planen, die derſelbe in dieſer Hinſicht ausführen wollte, widerſetzte, ſo begab er ſich im J. 1804 mit ſeiner zahlreichen Familie nach Italien, und erkaufte von der Familie Barberini die 4 Meilen von Rom gelegene ſchöne Villa de Nemori, wo er als Privatmann, im Beſitze eines großen Vermögens, für Künſte und Wiſſenſchaften eingezogen lebte. Da ihn auch dahin die Anträge Napoleons verfolgten, und die Spaltung dadurch ſo ſehr zunahm, daß Lucian Gewaltſtreiche beſorgte, ſo beſchloß er im J. 1811 ſich nach Nordamerika zu begeben. Um in dieſem Vorhaben durch die Engländer nicht geſtört zu werden, ſchrieb er dem engliſchen Miniſter am ſardiniſchen Hof, Hill, und bat ihn um Päſſe von ſeiner Regierung. Hill verſprach es, und glaubte ſich ſo ſicher, die Päſſe zu erhalten, daß er Lucian vermochte, ſich einzuſchiffen und nach Sardinien zu kommen. Aber die engliſche Regierung hatte den Paß verweigert, und als Lucian mit ſeiner Familie und mit allen ſeinen Habſchaften bei Sardinien anlangte, erhielt er auch nicht einmal die Erlaubniß an das Land zu gehen. In dieſer Verlegenheit fügte es ſich, daß Adair, der als engliſcher Geſandte nach Konſtantinopel reiſte, auf Sardinien landete, und auf Hills Verwendung es auf ſich nahm, Lucian nach Maltha zu ſenden, wo er die weitere Entſcheidung des engliſchen Cabinets zu erwarten hätte. Nachdem dieſes die wiederholte Verſicherung erhalten hatte, Lucian ſuche nichts, als einen ruhigen Zufluchtsort, ſo ertheilte es ihm zwar nicht die verlangten Päſſe nach Amerika, aber die Erlaubniß nach England zu kommen, unter der Bedingung, auf Ehrenwort als Staatsgefangener daſelbſt zu bleiben. So kam er am 13ten Dec. 1811 am Bord der Fregatte Präſident, mit ſeiner Gattin, ſeinen 7 Kindern, und einem Gefolge von 35 Perſonen, im Hafen zu Plymouth an. Lord Powis räumte ihm ſein Schloß Stonehouſe, bei Lüdlow, zum Aufenthalte ein. Er blieb daſelbſt einige Zeit, machte ſich aber nachher in der Stadt Worceſter anſäßig. Ein engliſcher Obriſt hatte die Aufſicht auf ſeine Perſon und auf ſeine Correſpondenz. Sein Leben war eingezogen, häuslich und wiſſenſchaftlich, und größtentheils der Ausarbeitung eines epiſchen Gedichtes, zu deſſen Helden er Karl den Großen gewählt hatte, gewidmet. Da nach Napoleons Sturz ſein Verhaft keinen Zweck mehr zu haben ſchien, ſo erhielt er die Erlaubniß wieder nach Rom zurück zu gehen, wo er am 27ſten Mai 1814 ankam, und wohin ihm ſpäter ſeine Familie nachfolgte. Er fand hier die beſte Aufnahme, indem ihn der Papſt feierlich mit dem von ihm erkauften Fürſtenthum Canino belehnte, ihn zum römiſchen Fürſten ernannte, und ihm erlaubte, ſeinen Karl den Großen Sr. Heiligkeit zu dediciren. Bei der entſchiedenen Feindſeligkeit, welche er immer gegen

Napoleon geäußert hatte, war es ſehr unerwartet, daß er, als dieſer 1815 wieder von Elba zurück kam, ſich nach Frankreich begab, und in enge Verbindungen mit dem Uſurpator trat. Er empfing in Paris die größten Ehrenbezeigungen, und erhielt das Palais royal zur Wohnung. Als aber die Siege der Alliirten das Recht des königlichen Hauſes wieder geltend machten, verließ Lucian Frankreich, um nach Rom zurück zu kehren. Da er ſich bei den Vorpoſten des Grafen Bubna meldete, ſo ließ ihn dieſer durch einen Officier nach Turin begleiten, wo er am 11ten Juli ankam, aber ſogleich als Gefangener auf die Citadelle geführt wurde. Man hatte hier mehrere Zimmer für ihn in Bereitſchaft geſetzt; auch genoß er eine ſehr achtungsvolle Behandlung. Uebrigens äußerte er bei ſeiner Verhaftnehmung: „er begreife nicht, wie man ihn als einen Gefangenen behandlen könne, da er ſich ſtets dem Ehrgeiz ſeines Bruders widerſetzt, und auch zuletzt noch nach Frankreich gegangen ſey, um dieſen zu gemäßigten Geſinnungen zu bringen.“ Im September kam Lucian nach Rom zurück, da er vermöge eines Schluſſes der verbündeten Höfe ſeine Freiheit wieder erhalten hatte. Jedoch mußte die päpſtliche Regierung ſich verbindlich machen, ihn, ſo wie die Mitglieder ſeiner Familie, nicht aus dem römiſchen Staate entkommen zu laſſen.

Bonaparte (Maria Lätitia), eine geborne Naniolini, wurde zu Ajaccio in Corſica 1750 geboren. Sie vermählte ſich mit einem Rechtsgelehrten und Landeigenthümer, Carl Bonaparte 1767. Dieſer ſtarb in Frankreich zu Montpellier 1785. Die merkwürdigen Kinder dieſer Ehe, welche noch leben, ſind nach ihrem Alter: Joſeph, Napoleon, Lucian, Ludwig, Eliſe, Pauline, Caroline und Hieronymus. Seit Napoleons Thronbeſteigung lebte ſie zu Paris, wo ſie als Mutter des Kaiſers einen eigenen Hofſtaat hielt, wie die ehemaligen Königinnen den Titel Madame führte, und Beſchützerinn der beiden Wohlthätigkeits-Inſtitute der Soeurs de la charité und der Soeurs hospitalières war. Nach Napoleons Thronentſetzung 1814 nahm ſie ihren Aufenthalt in Rom. Als aber derſelbe 1815 wieder erſchien, begab ſie ſich mit dem Cardinal Fäſch abermals nach Frankreich. Nach dem Sturze des Uſurpators erhielt ſie die Erlaubniß wieder in Rom zu leben, wo ſie ſich bei ihrer Tochter, der Fürſtin Borgheſe, befindet.

Bonchamp (Artus de), hatte an den denkwürdigen Begebenheiten in der Vendee einen ſo wichtigen Antheil, daß eine kurze Darſtellung ſeines in dieſen blutigen Bürgerkrieg eingreifenden Lebens noch jetzt nicht ohne Intereſſe ſeyn kann. Bonchamp war in Anjou im J. 1759 geboren, und ſtammte aus einer edeln und angeſehenen Familie. Während des nordamerikaniſchen Krieges focht er mit Auszeichnung in Indien. Als im März 1793 die Inſurrection in der Vendee ausbrach, bewohnte er ruhig ſein Schloß; ſeine Meinungen waren ſehr gemäßigt, er wirkte nicht mit, die Landbewohner aufzureizen. Aber als ſie ſich bewaffnet und bereits einige Vortheile über die gegen ſie beorderten Truppen erfochten hatten, wollten ſie Männer an ihrer Spitze ſehen, die ihnen Achtung und Vertrauen einflößten; ſie zwangen allenthalben die Angeſehenſten, ihre Anführer zu werden. D'Elbée und Bonchamp wurden mit dem Anfang des Aprils zu Befehlshabern ernannt. Sie erlitten zuerſt Unfälle, aber nach ihrer Vereinigung mit La Roche Jaquelein, den die Bauern eines andern Cantons zu ihrem Anführer gemacht hatten, erlangten ſie eine entſchiedene Ueberlegenheit über die Republikaner. Breſſuire ward genommen, und Leſcure, der gefangen worden, brachte einen neuen Landſtrich unter die Waffen. Man mar-

ſchirte auf Thouars, und Bonchamp trug viel dazu bei, den Uebergang über den Fluß zu erzwingen, der dieſe Stadt vertheidigte. Hier fingen die glücklichen Erfolge der Vendeer an; damals gewann der Krieg eine Wichtigkeit, daß es einen Augenblick ſchien, als ſolle durch ihn das Schickſal Frankreichs entſchieden werden. Alle Bewohner des linken Ufers der Loire, von Anjou, Bocage, der Grafſchaft Nantes und vom Ausfluſſe der Loire waren aufgeſtanden und hatten die republikaniſchen Heere geſchlagen und verjagt. Dieſer weit reichende Aufſtand war aus einer großen Menge kleiner Armeen zuſammengeſetzt, die nicht übereinſtimmend wirkten, deren Chefs ſich kaum kannten und einander nicht untergeordnet waren; bald aber bildete die ganze Inſurrection des rechten Ufers der Sevre, da ſie ein gemeinſchaftliches Intereſſe hatten, Eine Armee, welche man die große Vendee-Armee nannte. Hier befanden ſich die Anführer, die ſich am meiſten ausgezeichnet haben; dieſe Armee erfocht die großen Siege, eroberte die umliegenden Städte, und erweckte bei der republikaniſchen Regierung gerechte Beſorgniſſe. Bonchamp befand ſich bei dieſer Armee und focht gewöhnlich mit ihr, ohne jedoch eigentlich die Befehle eines Chefs anzunehmen. Er commandirte die Bewohner Anjou's von den Ufern der Loire und einige Bretagner, die über den Fluß gekommen waren, um ſich mit ihm zu vereinigen. Von allen Anführern der Vendee war er der kriegerfahrenſte, und man hatte die höchſte Achtung für ſeine Rathſchläge. In der That ward dieſe Armee, die mehr Muth als Erfahrung, mehr Feuer als Ordnung hatte, nur von Jünglingen, die den Krieg nicht kannten, und von kraftloſen Greiſen, von Gutsbeſitzern, Bürgern und Landleuten, die wenige Einſicht hatten, angeführt. Daher mußte ein Officier von Kenntniſſen, zumal im Anfang, leicht das Uebergewicht erlangen. Außerdem hatte Bonchamp die beſten Soldaten der Inſurrection, und unter ihnen geſchickte Officiere. Auch ſein Charakter trug dazu bei, ihn in Anſehen zu ſetzen. Ohne Herrſchſucht, ohne Eitelkeit, ruhig dem Erfolg der Sache ſich hingebend, hatte er nichts Geräuſchvolles noch Hervorſtrahlendes in ſeinem Charakter, und, wenn er auch keinen Enthuſiasmus erregte, ſo gewann er doch ſtets ohne Widerſpruch die allgemeine Billigung. Er war nie in eine Intrigue, in einen Streit um den Vorrang verwickelt. Gegen die Beſiegten war er gütig, und man führt von ihm keinen einzigen Zug von Härte und Grauſamkeit an. Die Armee ward oft ſeiner Gegenwart beraubt; er hatte das Unglück, faſt in jedem Treffen verwundet zu werden. Nach der Einnahme von Thouars führte er ſeine Diviſion wieder nach Anjou, während die übrigen Anführer Fontenay angriffen. Dies Unternehmen mißlang; acht Tage darauf ward es erneuert, und dies Mal war Bonchamp dabei. Er drang mit den Erſten in die Stadt und ward dabei ſchwer verwundet. Dies war gegen das Ende des Mai; erſt gegen die Mitte des Juli erſchien er wieder, nachdem die Vendeer Saumur und Angers eingenommen und von Nantes zurückgeſchlagen worden. In dem erſten Treffen wurde Bonchamp am Armgelenk verwundet. Einige Tage nachher gelang es d'Elbée, ſich zum Generaliſſimus wählen zu laſſen, wiewohl alle Einſichtsvolleren Bonchamp an die Spitze geſtellt wünſchten. Dieſer hatte keinen Verdruß darüber, aber er fand es lächerlich, daß man den mittelmäßigſten von allen Anführern gewählt habe. Gegen den September 1793 machte die republikaniſche Regierung, deren Unternehmungen gegen die Vendee ſo oft geſcheitert waren, größere Anſtrengungen, und beorderte zahlreichere Heere, gediente Soldaten und thätige Generale gegen ſie. Nieder-Poitou war bald überſchwemmt,

und Charette's Corps kam zerſtreut und geſchlagen an den Ufern der Sevre an, und bat um Hülfe bei der großen Armee. Die Anführer ſahen wohl ein, daß das Heil der Sache auf dem Spiel ſtehe. Die ganze Armee verſammelte ſich; ſie hatte die tapfere Garniſon von Mainz gegen ſich, die nach dem freien Abzug aus dieſer Feſtung gegen die Inſurgenten zu fechten beſtimmt war. Alle Anführer der Vendee waren vereinigt; ſie thaten Wunder der Tapferkeit, und zwangen ihre Soldaten, mehrere Stunden lang im Angeſicht eines furchtbaren Feindes ſich zu behaupten. Bonchamp, noch den Arm in der Binde, erſchien mit ſeiner Diviſion und entſchied den Sieg. Er war vollſtändig. Die Republikaner, von allen Seiten umringt, in einem wilden Lande voller Schlupfwinkel, ließen Artillerie und Bagage im Stich. Am folgenden Morgen ſchlugen Leſcure und Charette eine andere republikaniſche Diviſion bei Montaigu. Aufgemuntert durch den Erfolg, verfolgten ſie den genommenen Weg und trugen den Tag darauf einen neuen Sieg davon. Aber man hatte einen veränderten Plan gefaßt; die ganze Vendee-Armee ſollte ſich ſammeln und die Garniſon von Mainz auf ihrem Rückzuge angreifen. Bonchamp war nicht zeitig genug davon unterrichtet worden; er griff mit der Armee von Anjou allein an, und ſtatt einer gewiſſen Niederlage erlitten die Republikaner nur einen leichten Verluſt. Daraus erhoben ſich Vorwürfe und Zwiſtigkeiten unter den Vendeechefs. Ihre Uneinigkeit, und beſonders die Art, wie Charette ſeine Sache von der Sache der großen Armee trennen wollte, zogen den Fall der Vendee herbei, die den Angriffen, welche von allen Seiten auf ſie gerichtet wurden, nicht mehr widerſtehen konnte. Chatillon, der Mittelpunkt des Bürgerkriegs, ward genommen; zwar vertrieb man die Republikaner wieder, aber unterdeß rückten die Mainzer von der Seite von Mortagne an. Leſcure lieferte ihnen bei Tremblaye eine Schlacht, ward tödtlich verwundet und geſchlagen, ehe Bonchamp ihm zu Hülfe kommen konnte. Die Republikaner drangen bis Chollet vor; es war unverkennbar, daß ein Schlag das Schickſal der Armee entſcheiden müſſe. Bonchamp rieth, um eine Zuflucht zu behalten, im Fall einer Niederlage auf das rechte Ufer der Loire ſich zurückzuziehen; hier hatte er Einfluß; er wußte, daß Bretagne zum Aufſtand geneigt war; ſeine Landsleute waren ſeiner Meinung. Aber die Anführer von Poitou begriffen nicht, wie man den Boden der Vendee verlaſſen könne; ſie wußten, daß ihre Soldaten nur für ihren Heerd fechten wollten, und ſie beſtanden darauf, daß man ſie nicht entfernen ſolle. Dennoch ſetzte es Bonchamp durch, daß man einige Truppen detachirte, um ſich des Uebergangs über die Loire zu verſichern. Am 17ten October 1793 wurden beide Heere vor Chollet handgemein. Die Vendeer fochten lange, und mit mehr Muth und Hartnäckigkeit, als man noch geſehen, aber nachdem Bonchamp durch die Bruſt geſchoſſen und d'Eblée auf den Tod verwundet worden, mußten ſie das Schlachtfeld räumen. Die Republikaner hatten den Sieg zu theuer erkauft, um ihre Feinde zu verfolgen und deren Uebergang über die Loire zn beunruhigen. Bonchamp konnte dieſen traurigen Rückzug nicht ſehen; er lag bewußtlos im Todeskampf, und verſchied, als man ihn am jenſeitigen Ufer aus der Barke hob. Nie war ſeine Gegenwart nöthiger als jetzt; er ſollte ſie führen in dieſem Lande, das er kannte; Niemand ſonſt war in ſeine Plane eingeweiht. Mitten unter der ſchrecklichen Beängſtigung der Flucht hatte man kaum Zeit, an die Größe des erlittenen Verluſtes zu denken, ſo ſehr waren die Gemüther von dem überſtandenen und bevorſtehenden Ungemach eingenommen. Bonchamp aber ward an dem Ufer der Loire beerdigt.

Bondi (Abt Clemente), einer der geſchätzteſten neuern Dichter Italiens, iſt aus Mantua, oder wie andere Nachrichten angeben, aus Parma gebürtig. Er war in den Orden der Jeſuiten wenige Jahre vor der Aufhebung deſſelben getreten, hatte aber hier den Geſchmack für die ſchöne Literatur und vornehmlich für die italiäniſche Dichtkunſt eingeſogen. Nachdem er Gelegenheit gehabt, dem Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und deſſen Gemahlin, Maria Beatrice von Eſte, einer Fürſtin, die des von Arioſto und Taſſo unſterblich gemachten Namens vollkommen würdig iſt, bekannt zu werden, ließen dieſe hohen Perſonen dem jungen Dichter Schutz, Unterſtützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So trat er nach und nach als lyriſcher, beſchreibender, ſatiriſcher und elegiſcher Dichter, wie auch als poetiſcher Ueberſetzer auf, und wußte wegen ſeiner zierlichen, leichtfließenden, harmoniſchen Verſe ſowohl, als auch um ſeines einfach edeln, weder durch hochtrabende Sentenzen noch durch geſuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entſtellten Styls willen, gebildeten Männern, beſonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsſchriftſteller er in Italien geworden iſt. Wir beſitzen Bondi's ſämmtliche Poeſien in einer ſchönen Prachtausgabe, welche im J. 1808 in drei Bänden aus der Degenſchen Officin hervorgegangen, und der Erzherzogin Maria Beatrice von Eſte, der erhabenen Beſchützerin des Dichters, zugeeignet iſt. Der erſte Band enthalt die längeren Gedichte, nämlich le Conversazioni, la Felicità, il Governo pacifico, la Moda und la Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Epiſteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; ſo auch der dritte, der mit der Ueberſetzung des virgiliſchen Landbau's ſchließt.

Bonifaz (der heil.), Deutſchlands Apoſtel, der zuerſt unter den Deutſchen das Chriſtenthum predigte und Civiliſation verbreitete. Geboren in England gegen das Jahr 680, hatte er in der Taufe den Namen Winfred bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloſter von Exceſter geweſen, trat er in das Kloſter von Nutcell, wo er Rhetorik, Geſchichte und Theologie lehrte. In ſeinem dreißigſten Jahre empfing er die Prieſterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals noch von heidniſchen Völkern bewohnt: von England gingen die Bekehrer aus: nach Deutſchland Bonifaz, nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert. Im Jahr 716 faßte Bonifaz den Plan, das Chriſtenthum unter den Frieſen zu predigen, aber der zwiſchen Carl Martell und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene Krieg ſtellte dieſer Sendung große Hinderniſſe in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in ſein Kloſter zurück, zu deſſen Abt er nach Winberts Tode erwählt ward. Da er ſich indeß für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an ſeine Stelle ernennen, und begab ſich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutſchlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing ſein Amt in Thüringen und Bayern an, war drei Jahre in Friesland und durchwanderte Heſſen und Sachſen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen weihend. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Biſchof, gab ihm eine Sammlung von Canons, die ihm zur Richtſchnur dienen ſollten, und empfahl durch Briefe Carl Martelln und allen Fürſten und Biſchöfen, ihn bei ſeinem frommen Geſchäft zu unterſtützen. Damals vertauſchte er ſeinen Namen Winfred mit dem Namen Bonifaz. Nach ſeiner Rückkehr ſtiftete er in Heſſen Kirchen und Klöſter, ließ von England Prieſter, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte ſie als Gehülfen in

Thüringen, Sachſen und Bayern. Im J. 732 überſchickte Gregor III. ihm das Pallium und ernannte ihn zum Erzbiſchof und Primas von ganz Deutſchland, mit Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Bisthümer zu errichten. Im J. 738 machte Bonifaz eine dritte Reiſe nach Rom, und ward vom Papſt zum Legaten des heiligen Stuhls in Deutſchland ernannt. In ganz Bayern gab es nur das Bisthum zu Paſſau; Bonifaz errichtete noch die biſchöflichen Sitze zu Freiſingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Bisthum zu Erfurt, für Heſſen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichſtädt. Im J. 739 ſtellte er den vom heiligen Rupertus in den erſten Jahren deſſelben Jahrhunderts errichteten biſchöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Gregor III. und deſſen Nachfolger, Zacharias, beſtätigten alle dieſe Einrichtungen. Nach Carl Martells Tode und Carlomanns Entſagung, weihte Bonifaz deſſen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soiſſons, präſidirte in der dort gehaltenen Synode und ward von Pipin zum Biſchof von Mainz ernannt. Er verſammelte in Deutſchland acht Concilien, ſtiftete unter andern die berühmte Abtei zu Fulda und unternahm im J. 754 aufs neue apoſtoliſche Reiſen zur Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, ſechs Stunden von Lewarden, wo er auf offenem Felde Zelte aufſchlagen laſſen, am 5ten Juni 755 in ſeinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren überfallen und nebſt ſeinen Begleitern erſchlagen. Er war ungefähr 75 Jahre alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von ſeiner Hand geſchriebene Copie der Evangelien und ein mit dem Blute dieſes Märtyrers gefärbtes Blatt. Eine Sammlung ſeiner Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifacius die erſte chriſtliche Kirche im nördlichen Deutſchland bauete, im Thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, iſt ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmal, das in einem Candelaber beſteht, errichtet worden. Die Errichtung dieſes Denkmals war mit einer paſſenden Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem Prediger der catholiſchen, der lutheriſchen und der reformirten Confeſſion Reden gehalten wurden. Herr D. Löffler zu Gotha, welcher einer dieſer Prediger war, hat dieſe Feierlichkeit in einer eigenen kleinen Schrift, welcher auch eine Lebensgeſchichte des Bonifacius beigefügt iſt, beſchrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajatan), zum Papſt erwählt den 24ſten Dec. 1294, war zu Anagni geboren und ſtammte aus einer urſprünglich cataloniſchen Familie. Nachdem er ſich in ſeiner Jugend der Rechtsgelehrſamkeit befleißigt, ward er nach und nach Capitular von Paris und Lyon, dann Advocat und Notar des Papſtes zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit verſchiedenen Negoziationen bei mehreren Fürſten beauftragt, beſonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwiſchen dem König von Sicilien und Alphons von Aragon, zwiſchen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England. Bonifaz wurde zu Neapel zum Papſt erwählt, zehn Tage nach der Abdankung Cöleſtins V. Dieſes ungewöhnliche Verfahren erzeugte Murren, beſonders von Seiten der Colonna's, die als erklärte Ghibellinen dem Papſte entgegenſtrebten. Bonifaz, um allen Zweifel zu zerſtreuen und den ihn etwa bedrohenden Stürmen zu begegnen, hielt es für nöthig, Cöleſtin mit ſich nach Rom zu führen; dieſer aber ent-

floh unterwegs, um ſich nach Sulmone in ſeine vormalige Zelle zu flüchten, und beſchloß, als er ſich verfolgt ſah, nach Griechenland überzuſetzen. Man holte ihn jedoch ein, und brachte ihn nach Rom zurück, wo Bonifaz ihn mit vieler Freundlichkeit behandelte. Dieſer dachte jetzt darauf, ſich an den Colonna's zu rächen, die er excommunicirte, und ſeine Macht zu befeſtigen. Seine Inſtallirung war glänzend und prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel ſeines Pferdes, als er ſich nach dem Lateran begab; ſie bedienten ihn bei der Tafel, die Krone auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in in den erſten Verſuchen ſeiner Gewalt nicht glücklich: er konnte die Vollziehung des zwiſchen Carl von Sicilien und Jacob von Aragonien geſchloſſenen Tractats nicht bewirken. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien; die Völker krönten Friedrich und achteten wenig des gegen ſie geſchleuderten Banns. Nicht beſſer gelang ihm ſeine Vermittlung zwiſchen Frankreich und England. Da er dem Kriege durch Verhandlungen kein Ende machen konnte, ſuchte er die Hülfsmittel dazu zu ſchmälern, indem er die Geiſtlichkeit von jeder Contribution frei ſprach, oder, was einerlei iſt, den Grundſatz aufſtellte, worüber nachher ſo große Streitigkeiten entſtanden, daß keinem Geiſtlichen ohne Zuſtimmung des heiligen Stuhls eine Abgabe aufgelegt werden könne. Dies war der Inhalt der im J. 1296 erlaſſenen Bulle: Clericis laïcos. In England nahm die Geiſtlichkeit ſie mit allgemeinem Beifall auf; in Frankreich wagte man es nicht, wegen des heftigen Widerſtandes Philipps und des Adels. Hieraus entſprangen die erſten Streitigkeiten zwiſchen dem Papſt und Philipp, welche ſich zu einer gütlichen Beilegung zu neigen ſchienen, als die Angelegenheiten des Bisthums von Pamiers die Erbitterung aufs neue weckten. Dieſes vom Papſt neugeſtiftete Bisthum fand großen Widerſpruch, und als der neue Biſchof, Bernard de Saiſſet, ſich gegen den König beleidigende Reden erlaubt hatte, ließ Philipp ihn verhaften, um ihn zu richten. Bonifaz foderte von ihm den Gefangnen zurück, der nur von ihm gerichtet werden könnte. Zugleich erließ er an ihn die Bulle: Ausculta, fili, in welcher er auf die kühnſte und beleidigendſte Weiſe die Grundſätze dieſer abſoluten Obergewalt, die er ſich anmaßte, entwickelte. Philipp berief eine Verſammlung der Geiſtlichen und des Adels und ließ in ihrer Gegenwart dieſe Bulle verbrennen. Der Staatsrath des Königs ermuthigte ſich nach dem Beiſpiele ſeines Herrn, der in einer Antwort an den Papſt geſchrieben hatte: Sciat fatuitas vestra. Pierre Flotte, Siegelbewahrer, Guillaume de Nogaret, königlicher Advocat und Guillaume de Plaſian zeichneten ſich durch die Heftigkeit ihrer Sprache aus. Sie beſchuldigten Bonifaz der Doppelzüngigkeit, der Simonie, Intruſion, Ketzerei, Unkeuſchheit. So heftige Debatten mußten zu einem heftigen Beſchluß führen. Man ſetzte feſt, daß Bonifaz auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon gerichtet werden ſolle, und daß er abgeſetzt werden könne, indem die Nation an die künftige Kirchenverſammlung und den künftigen Papſt appellirte. Der Papſt, nicht müßig bei dieſen Angriffen, erließ die Bulle Unam sanctam, worin er den Unterſchied der beiden Schwerter aus einander ſetzt, und ihre Handhabung ausſchließlich der geiſtlichen Gewalt beimißt. Zugleich aber fühlte er, daß er noch anderer Waffen bedürfe. In dieſer Abſicht ſuchte er ſich Albrecht von Oeſterreich zu nähern, dem er nicht nur die deutſche Kaiſerwürde, ſondern ſelbſt die Krone Frankreichs bewilligte, wenn er ſich gegen Philipp erklärte. Durch dieſe Anerbietungen ward Albrecht gewonnen. Ferner bemühte ſich Bonifaz, die Freundſchaft

Friedrichs von Sicilien zu gewinnen, indem er ihn gegen Carl von Valois begünſtigte. Unnütz blieben ſeine Allianzvorſchläge bei dem Könige von England. Indeß verfolgte Philipp mit Eifer ſeinen Plan. Er hatte die Bullen unterdrückt, welche die Acht über ihn ausſprachen, und die Abgeordneten, welche ſie brachten, ſchimpflich fortjagen laſſen. Er ſchickte darauf Nogaret nach Italien, um ſich der Perſon des Papſtes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband ſich zu dieſem Zweck in Toscana mit Sciarra Colonna. Beide warben Soldaten, und als der unvorſichtige Bonifaz, der das Ungewitter zu beſchwören vergeblich verſucht hatte, Rom verlaſſen und ſich nach Anagni geflüchtet hatte, wo er die letzte Bulle der Acht gegen Philipp, in welcher er deſſen Unterthanen ihres Eides entband, publiciren ſollte, drangen am Abend zuvor Nogaret und Colonna mit einigen hundert Bewaffneten unter dem Ausruf: „Es ſterbe der Papſt Bonifaz! Es lebe der König von Frankreich!“ in Anagni und in die Wohnung des Papſtes ein. Dieſer zeigte einen gewiſſen Muth und ſprach; „Da ich verrathen bin, wie Jeſus Chriſtus verrathen ward, ſo will ich wenigſtens als Papſt ſterben.“ Er ließ ſich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüſſel und das Kreuz in die Hand, und ſetzte ſich auf den päpſtlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht und verhaftete Bonifaz, der umſonſt in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß ſich bis zu perſönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieſer grauſamen Lage; da griffen die Römer zu den Waffen, und unter dem Ruf; „Es lebe der Papſt und ſterben die Verräther!“ vertrieben oder ermordeten ſie die Wache, und befreiten ihr Oberhaupt. Bonifaz ließ ſich nach Rom bringen, wo er nach einem Monat, 1303, ſtarb. Aus Furcht vergiftet zu werden, hatte er während ſeiner Gefangenſchaft nicht die geringſte Nahrung genoſſen, und ſich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz eine gewiſſe Kühnheit in den Anſichten, und einige Beharrlichkeit in den Entſchlüſſen nicht abſprechen; aber dieſe Eigenſchaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachſucht und kriechende Geſchmeidigkeit befleckt. Dante weiſ't ihm als einem Simoniten einen Platz in der Hölle zwiſchen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz ſtiftete im J. 1300 das Säcularjubiläum. Ihm gebührt der Ruhm eines für ſeine Zeiten ſehr gebildeten Mannes.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforſcher und Philoſoph, war zu Genf im Jahre 1720 den 13ten März geboren. Seine urſprünglich aus Frankreich ſtammende Familie hatte daſſelbe zur Zeit der blutigen Religionskriege im Jahre 1572 verlaſſen. Die Lectüre des Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geſchichte der Inſecten von Reaumur entſchied den Geſchmack des Jünglings. Er vertauſchte das Studium der Jurisprudenz mit dem Studium der Naturgeſchichte. Sein erſtes Memoire über die Blattläuſe, worin er bewies, daß ſich dieſelben ohne Begattung vermehrten, erwarb ihm in ſeinem zwanzigſten Jahre den Titel eines Correſpondenten der Akademie der Wiſſenſchaften. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil, und machte intereſſante Beobachtungen über die Reſpiration der Raupen und Schmetterlinge, und über die Structur des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechſel mit Reaumur, Zanetti, Fontenelli de l'Italie, Bernard de Juſſieu, Spallanzani, Haller, Méquin, Geer, Duhamel und Lambert, und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten ſeine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahre am Schreiben. Sein immer thätiger Geiſt benutzte dieſe Ruhe,

um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele und über die Myſterien der Metaphyſik nachzudenken. Im Jahre 1752 wurde er Mitglied des großen Raths ſeiner Vaterſtadt, und blieb in demſelben bis 1768. Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er ſich auf ſein Landgut Genthad, am Ufer des genfer Sees, zurück, wo er ſeine Lieblingsbeſchäftigungen wieder vornahm, und ein einförmiges, eingezogenes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit ſeiner liebenswürdigen Gattin und ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz gewidmetes Leben führte, bis er im Jahre 1793 das Ende ſeiner Tage erreichte. „Die Liebe für das Studium der Natur,“ ſagt Buffon, „ſetzt zwei ganz entgegenſetzte Eigenſchaften der Seele voraus: die großen Anſichten eines Geiſtes, der alles mit einem Blicke umfaßt, und die ins Kleinſte gehende Aufmerkſamkeit eines thätigen Inſtincts, die ſich nur auf Einen Punkt heftet.“ Beide Erforderniſſe beſaß Bonnet, ein Mann von Scharfſinn und Geduld. Er war ein feiner und genauer Beobachter, ein methodiſcher und beſcheidener Philoſoph. Hat die Mitwelt ſeinen Verdienſten nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo kann man als gewiß annehmen, daß theils ſeine eigene Einfachheit und Beſcheidenheit, theils die unanſtändigen Sarkasmen Voltaire's und die Cabalen mancher Afterphiloſophen ſeinem Ruhme geſchadet haben. Man darf ihn dreiſt einen der geiſtreichſten Beobachter, der trefflichſten Moraliſten und überhaupt der beſten Schriftſteller nennen. Er iſt der Einzige ſeiner Zeit, der die religiöſe Betrachtung in das Studium der Natur getragen, und daraus nützliche Reſultate für das Leben gezogen hat. Seine naturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Werke, die anfangs einzeln erſchienen, ſind in zwei Sammlungen, die eine von neun Quart-, die andere von achtzehn Octavbänden, im Jahre 1779 zu Neufchatel erſchienen. Die namhafteſten und berühmteſten ſind ſein Traité d'insectologie; Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considérations sur les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai analytique sur les facultés de l'ame; Palingénésie philosophique und l'Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander Graf von), unſtreitig einer der merkwürdigſten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, wurde aus einer angeſehenen franzöſiſchen Familie zu Paris gegen das Jahr 1672 geboren. Schon im ſechzehnten Jahre kam er zur adligen Leibgarde des Königs, zeigte aber früh einen ausſchweifenden Hang zu ſinnlichen Vergnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungsſucht gab ihm bald Gelegenheit, ſich auf dem Schlachtfelde in dem Treffen zwiſchen Landen und Neerwinden (29ſten Juli 1693) mit ſo vieler Kühnheit zu zeigen, daß man ihm ein Infanterieregiment übertrug, welches ſich unter ſeiner Führung bald in der Armee auszeichnete. Man lernte ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen: jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; beſonders genoß er der Achtung des Marſchalls von Luxemburg, und würde, wäre dieſer nicht ſchon 1695 geſtorben, bald eine höhere Beförderung erhalten haben. Allein jetzt traten Bonneval bei ſeinen Unternehmungen mancherlei Hinderniſſe in den Weg, und nach dem ryswicker Frieden 1697 wurde ſein Regiment, wenn gleich eines der ſchönſten und tapferſten, ganz abgedankt. Bonneval überließ ſich jetzt einem zügelloſen Leben, ſprach öfters gegen Hof und Religion, wurde in mehrere Duelle verwickelt, und machte ſich immer mehr Feinde, die nur auf Gelegenheit warteten, ihm zu ſchaden. Indeß erhielt er, bei Ausbruch des ſpaniſchen Suc-

ceſſionskriegs 1701, die Erlaubniß, ein Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberſter nach Italien ging, und ſich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausſchweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel verhängten Erpreſſungen ſchlug ihm der franzöſiſche Kriegsminiſter weitere Beförderung ab, auf die er um ſo mehr Anſpruch machen zu dürfen glaubte, da er nur erſt von einigen erhaltenen Wunden wiederhergeſtellt war; er brach daher in die heftigſten Aeußerungen gegen den Hof, den Miniſter und die bekannte Maintenon aus, und ſuchte, als er einem Verhaftsbefehle durch ſchleunige Flucht entgangen war, um ſeinen Abſchied an. Ob nun gleich als Meineidiger ſeiner Ehre, Würden und Güter, ſogar ſeines Lebens verluſtig erklärt, machte dies dennoch keinen ſonderlichen Eindruck auf ihn; er lebte an mehreren deutſchen Höfen, und bewarb ſich, da er ſeine Caſſe erſchöpft ſah, um kaiſerliche Dienſte. Durch Vorſprache des kaiſerlichen Geſchäftsträgers Tunetti in Rom (nachherigen Marquis von Prie) und deſſen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, ſah er auch ſeinen Wunſch erfüllt, und wurde im Jahre 1706 als Generalmajor angeſtellt, focht nun unter Eugen gegen ſein Vaterland, drang im Jahre 1708 in den Kirchenſtaat vor, wo er Comacchio ſehr befeſtigte und noch im folgenden Jahre behauptete, ungeachtet die kaiſerliche Armee die päpſtlichen Lande wieder verlaſſen hatte. Sowohl hier, als 1711 in Holland, für das kaiſerliche Intereſſe ſehr thätig, vergaß er dennoch nicht, in Italien ſeine Liebſchaften fortzuſetzen, und zugleich den Mönchen Beweiſe ſeiner wenigen Achtung gegen ſie zu geben. Bei dem endlich 1714 zu Raſtadt abgeſchloſſenen Frieden wurde durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval als Hochverräther verhängte Prozeß niedergeſchlagen; es wurde ihm die Rückgabe ſeiner Güter zwar bewilligt, doch konnte er ſie, da ſie ſein Bruder jetzt beſaß, trotz eines langen Prozeſſes mit dieſem, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege zwiſchen Oeſterreich und den Türken kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarſchall-Lieutenant der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Oeſterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5ten Auguſt 1716) mit großer Tapferkeit, ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während ſein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und ſobald es ſeine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde, und ſich während ſeines dortigen Aufenthaltes 1717 mit einem franzöſiſchen Fräulein vermählte; allein er verließ ſeine junge Gemahlin ſehr bald und ſah ſie nie wieder, ob er ihr gleich einen ſtandesmäßigen Unterhalt aus ſeinen Einkünften anwies, und ſteten Briefwechſel mit ihr unterhielt. Er ging jetzt mit Eugen wieder nach Ungarn, und erhielt nach der Schlacht bei Belgrad und der Uebergabe der Feſtung an der hier gemachten reichen Beute zu ſeinem Antheil auf 50,000 Thaler. Nach Abſchluß des Friedens von Paſſarowitz (am 21ſten Juli 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; allein Leichtſinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die herausgenommene Freiheit, ſich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu miſchen, waren Urſache, daß dieſer, um ihn zu entfernen, 1723 ſeine Anſtellung als General-Feldzeugmeiſter in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reiſ'te zwar, um ſeine neue Stelle anzutreten, nach Brüſſel, war aber voll Rachſucht gegen Eugen. Er äußerte ſie dadurch, daß er gegen des Prinzen Günſtling, den oben erwähnten Marquis von Prie, der zu derſelben Zeit Unterſtatthalter in den kaiſerlichen Niederlanden war, häufige Klagen nach Wien ſandte. Es

gelang ihm indeß ſo wenig, denſelben zu ſtürzen, daß vielmehr der Marquis, der ein nachdrückliches Anklageſchreiben gegen Bonneval nach Wien geſchickt hatte, den Befehl erhielt, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu laſſen. Bonneval wurde hierauf angewieſen, ſich in Wien zu ſtellen und Rechenſchaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerſt über den Haag, wo er faſt einen Monat blieb, nach Frankreich correſpondirte, und einen Umgang mit dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Geſandten unterhielt. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich ſeine Reiſe dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangner auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgeſprochen wurde, welches Urtheil der Kaiſer dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge in Arreſt bleiben ſollte. Nach Ablauf dieſes Jahres wurde er mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß auf deutſchen Boden zu ſetzen, über die tyroler Gränze gebracht; er ging nach Venedig, und ſo ſehr er ſich einſchränkte, war er doch dem wirklichen Mangel nahe, als ihn ein — wahrſcheinlich durch Eugen überſendeter — Wechſel von 5000 Gulden aus der Verlegenheit rettete. Jetzt wieder in eine beſſere Lage verſetzt, ließ er, nachdem er bald venetianiſche, bald ruſſiſche Dienſte umſonſt geſucht hatte, der Pforte ſeine Dienſte antragen, und ging, nach einem faſt zweijährigen Aufenthalte zu Venedig, nach Conſtantinopel ab. Da ihm der Ruf ſeiner Thaten ſowohl, als die Erzählung, wie menſchenfreundlich er einſt die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn überall ſehr gütig auf. In der öffentlichen Audienz vom Großvezier erſucht, ſeinen Uebertritt zur mahomedaniſchen Religion zu beſchleunigen, weil er dann erſt zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großſultan gelangen könne, willigte Bonneval, der ſchon jetzt eine ſehr anſehnliche Summe zu ſeinem Unterhalt erhielt, ſehr gern in eine Religionsveränderung, von der er gegen Europäer in der Folge zu ſagen pflegte: er habe den Turban mit der Nachtmütze vertauſcht. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf ſich der Beſchneidung, und empfing nun den Namen Achmet Paſcha; ſein jährliches Einkommen betrug faſt 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens überdrüßig, bewarb er ſich um die Stelle eines Commandanten in einer türkiſchen Feſtung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb ſeine Anſtellung, und erſt nach deſſen Tode wurde Bonneval von dem neuen Großvezier zum Chef der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großſultans in mehrerer Hinſicht zu verbeſſern ſuchte. Denn dieſes allein war es, worauf ihn theils die Eiferſucht mächtiger Paſchen, theils die Unentſchloſſenheit des Sultans Mahomed V., theils die Abneigung der türkiſchen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäiſchen Kriegsdiſciplin einſchränkte, ſo nützlich er, bei ſeinem glühenden Haſſe gegen Oeſterreich, und bei ſeiner Thätigkeit und ſeinem Ehrgeize, dem türkiſchen Reiche hätte werden können. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten ſeiner Lage hinlänglich, und ſtarb in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten März 1747 in einem Alter von 76 Jahren.

Bononiſcher Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwerſpat und etwas wenigem Thon beſteht, und in der Gegend von Bologna in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daſelbſt, Namens Caſcariolo, der ſich viel mit Goldmachen beſchäftigte, entdeckte an dieſem Steine die Eigenſchaft, daß er im Dunkeln leuchtet, wenn er vorher eine Zeit lang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich ſtark leuchtet

-r, wenn man ihn zu Pulver geſtoßen, mit Leinöl durchknetet und calcinirt hat. Der Schwerſpat thut, wenn man ihn calcinirt hat, die nämliche Wirkung. (S. Bologna.)

Bonſtetten (Carl von), ein geſchätzter Schriftſteller, Altlandvoigt zu Nyon, geboren zu Bern 1745. Er ſtammt aus einem uralten freiherrlichen Geſchlechte im Canton Zürich; ſein Vater, Carl Emmanuel, war angeſehener berneriſcher Seckelmeiſter. Im Auslande erzogen und gebildet, zeichnete er ſich früh durch gelehrte Kenntniſſe in der alten und neuen Literatur aus, und trat zuerſt mit ſeinen gehaltvollen Briefen über ein ſchweizeriſches Hirtenland auf. Im Jahre 1775 wurde er Mitglied des ſouverainen Raths der vormaligen Republik Bern und 1787 Landvoigt zu Nyon. Während er dieſe Stelle bekleidete und zu Nyon lebte, wohnten die Muſen und die Freundſchaft bei ihm. Matthiſſon, Salis und Friederike Brun fühlten ſich hier von Natur und Freundſchaft zu anmuthigen Geſängen begeiſtert, und Johannes Müller arbeitete hier an der Geſchichte ſeines Vaterlandes. Bei der Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft in Otten im Jahre 1786 ſetzte er nebſt einigen ſeiner eidgenoſſiſchen Freunde drei Preiſe für die „beſte und vollſtändigſte Nachricht von dem ganzen Erziehungsweſen in dem einen oder andern der ſchweizeriſchen Freiſtaaten, und die brauchbarſten Vorſchläge der möglichen Mittel zur Verbeſſerung derſelben“ aus. Sowohl hierdurch, als durch mehrere auf Jugendbildung hinſtrebende Schriften und ökonomiſche Abhandlungen bewies er, wie ſehr es ihm um die Aufnahme ſeines Vaterlandes zu thun ſey. Der Umſturz der alten Verfaſſung bewog ihn 1798, ſein theures Vaterland zu verlaſſen und ſich in Dänemark niederzulaſſen, wo ihm eine Stelle angetragen wurde. Zu den neuen Producten ſeines Geiſtes gehören ſeine Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden in däniſchen Dienſten, und Blumen, geſammelt auf dem Wege nach Wahrheit und Freude.

Bonzen werden von den Europäern die Prieſter der im öſtlichen Aſien, beſonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina und Japan, weitverbreiteten Religion des Fo genannt. Da dieſe Prieſter in Klöſtern ehelos beiſammen leben, haben ſie mit den Mönchen der chriſtlichen Kirche viel Aehnlichkeit; auch kommt das Syſtem ihrer Hierarchie und ihres Cultus mit dem catholiſchen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienſte nicht Antheil nimmt, und ſie dafür durch Schenkungen und Almoſen vor Mangel ſchützt. Die Bozinnen ſind durchaus mit den chriſtlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Prieſterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Witwen zu Kloſtergelübden und gottesdienſtlichen Uebungen zuläßt. Beide Arten heidniſcher Religioſen kennen gewöhnlich nur den mechaniſchen Dienſt und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer religiöſen Symbole zu wiſſen, weßhalb ſie den Aberglauben, der ſie ernährt, zu erhalten ſuchen. K.

Boötes, auch Arktophylax genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jaſion Sohn, habe, durch ſeinen Bruder Plutus aller Güter beraubt, ſich genöthigt geſehen, zu neuen Erfindungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſo den Pflug verfertigt, vor den er zwei Stiere geſpannt, damit den Acker beſtellt, und ſo ſich genährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür ſammt dem Pfluge und dem Stiergeſpanne, unter dem Namen Bootes, an den Himmel verſetzt. Das Sternbild des Bootes ſteht in der nördlichen Hemiſphäre hinter dem großen Bäre. Der Stern von der erſten Größe in demſelben heißt Arctur, und ſoll mit dem Bootes einerlei ſeyn.

Böotien, eine Landſchaft Griechenlands, welche gegen Norden an Phocis und die apuntiſchen Locrer, gegen Oſten an den Canal von Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen Weſten an das alcyoniſche Meer und Phocis gränzte; doch waren dieſe Gränzen nicht immer dieſelben. Den Namen ſoll das Land von Böotus, dem Sohne des Itonus und Enkel des Amphiktyon, haben. Im Norden war es gebirgig, kalt, und zwar von reiner, geſunder Luft, aber minder fruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber von dichten und ungeſunden Nebeln heimgeſucht. Der gebirgige nördliche Theil hieß früher Aonien. Unter ſeinen Bergen ſind in der Geſchichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Taumaſſus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptproducte des Landes beſtanden in Ackerbau und in der Viehzucht. Die älteſten Bewohner waren die Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgiſche Völkerſchaften, welche, als Böotus ſich der Herrſchaft bemächtigte, unter die Hellenen kamen. Es entſtanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönicier Cadmus den Hauptſtaat Theben gründete. Als nach des thebaniſchen Königs Xanthes Tode die meiſten Städte Böotiens ſich vereinigten und eine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derſelben. Epaminondas und Pelopidas erhoben ſie auf kurze Zeit in die Reihe der mächtigſten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geiſtesbildung machten in Böotien nie ſolche Fortſchritte, wie in Attika. Die Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der Scharfſinn und die Lebhaftigkeit der Athenienſer. Dennoch haben ſie einzelne ausgezeichnete Geiſter aufzuweiſen. Mehrere Thebaner waren würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that ſich eben ſo ſehr durch Kenntniſſe als durch Feldherrntalente hervor; beſonders liebten ſie die Muſik und zeichneten ſich darin aus. Auch hatten ſie einige große Dichter und Künſtler. Heſiod, Pindar und die Dichterin Corinna ſind Böotier, und widerlegen die gewöhnliche Meinung von den beſchränkten Geiſtesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina), Luthers Ehegattin, wurde, wie wir durch eine ſilberne Denkmünze lernen, die Luther ihr zu Ehren hat ſchlagen laſſen, am 29ſten Januar 1499 geboren und war alſo funfzehn Jahre jünger als Luther, der, wie die neueſten Unterſuchungen beweiſen, nicht 1484, ſondern 1483, am 10ten November, das Licht der Welt erblickt hat. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Aeltern wiſſen wir nur ſo viel, daß ihre Mutter, mit Namen Anna, aus einer der älteſten adligen Familien Deutſchlands, die von Hugewitz (Haugewitz) abſtammte. Da die Aeltern nicht bemittelt waren, wie Luther ſelbſt und gleichzeitige Schriftſteller bezeugen, ſo mag in dieſem Umſtande der Grund gelegen haben, warum die Tochter noch ſehr jung in dem adligen Fräulein-Kloſter Nimtſchen, unweit Grimma an der Mulda, als Nonne eingekleidet wurde. Obgleich unſere Catharina, wie ſie ſich ſelbſt rühmt, anfangs eine recht eifrige Dienerinn Gottes geweſen iſt, ſo wünſchte ſie doch bald nachher, nebſt vielen andern Nonnen, aus dem Kloſter erlöſt zu werden, welcher Wunſch wahrſcheinlich durch Luthers neue Lehre wo nicht zuerſt in ihr aufgeregt, doch wenigſtens mit reger Kraft beſtärkt wurde. Catharina wandte ſich alſo, nebſt noch acht andern Nonnen, an ihre Aeltern und Verwandten, und bat inſtändig, daß man ſie aus dem Kloſter befreien möchte, weil ſie nicht ferner vermöchten, das Leben in demſelben zu ertragen. Da ihnen von Seiten der Eltern, wie allerdings zu erwarten ſtand, ihr Geſuch förmlich abgeſchlagen wurde und man ſie überhaupt, als große Sünderinnen, ihrem eigenen Schickſale

überlaſſen zu wollen ſchien; ſo wandte ſich Catharina mit ihren Freundinnen wahrſcheinlich unmittelbar an Luther ſelbſt. Dieſer wenigſtens erklärte nachher öffentlich, daß die Erlöſung dieſer armen Seelen aus dem Gefängniſſe unmenſchlicher Tyrannei durch ihn bewirkt worden ſei. Luther gewann darauf in der Stille einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard Koppe, der in Vereinigung mit einigen andern Bürgern die neun Nonnen aus ihrem Kloſter zu befreien unternahm. Dies geſchah in der Nacht vom Charfreitage auf den Oſterſonnabend, am 4ten April, 1523. Von den nähern Umſtänden dieſer Entführung wiſſen wir nur ſo viel, daß man, nach Einigen die Kloſterpforte erbrochen, nach Andern aber, daß Koppe über die Gartenmauer geſtiegen und den neun Fräulein hinübergeholfen habe. Koppe brachte ſie, wie in einer torgauiſchen Chronik ſtehen ſoll, „wie Heringstonnen" zu Wagen zuerſt nach Torgau, welcher Vergleich in eigentlichem Sinne zu verſtehen ſeyn kann, indem nämlich Koppe, deſſen Weg zuerſt durch das Gebiet des eifrigſten catholiſchen Fürſten ſeiner Zeit, des bekannten Herzogs Georg, ging, alles aufbieten mußte, die Entführten zu verbergen; wozu allerdings die Erfindung einer Heringstonne, worin eine jede bequem ſitzen konnte, ein ſehr gut erſonnenes Mittel war. Von Torgau kamen ſie am dritten Oſterfeiertage, am 7ten April, in Wittenberg an. Luther verſuchte nun theils ſelbſt, theils durch ſeine Freunde, alles mögliche, die neun Jungfrauen nach Gebühr unterzubringen, und ſie ſtandesgemäß zu verſorgen. Da er nun aber vorausſehen konnte, daß eine ſo kühne That bald ruchbar werden und das Gerücht veranlaſſen würde, als ob er der erſte Urheber und Anſtifter derſelben wäre; ſo ließ er, theils um ſeinen Feinden alle Gelegenheit zu hinterliſtigen Beſchuldigungen zu entreißen, theils auch, um ſeinen torgauiſchen Freund zu rechtfertigen, ein öffentliches Sendſchreiben an Leonhard Koppe ergehen, worin er unverholen bekannte, daß er die erſte Veranlaſſung zu dieſer That geweſen ſei, auch Koppen zur Ausführung derſelben aufgefordert habe, und zwar, wie er hinzuſetzt, „tröſtlicher Zuverſicht, Chriſtus, der nun ſein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichriſts Reich zerſtört, werde hier Schutzherr ſeyn, ob's auch das Leben koſten müßte." Zugleich ſchrieb Luther an die Aeltern und Verwandten der neun Jungfrauen, und ſuchte dieſe zu bewegen, ſie wieder zu ſich zu nehmen. Den Erfolg dieſes Schrittes wiſſen wir nicht. Einige derſelben wurden übrigens von wittenbergiſchen Bürgern in ihre Häuſer genommen; andere, die noch nicht gar zu alt waren, ſuchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte auch unſere Catharina, welche vom damaligen Bürgermeiſter Philipp Reichenbach in's Haus genommen wurde. Hier verhielt ſie ſich, wie gleichzeitige Schriftſteller bezeugen, ſtill und wohl, obgleich Luther in dieſer Zeit Stolz und Hoffart an ihr bemerkt haben will. Trotz deſſen bemühte er ſich, auch unſere Catharina zu verheirathen, wozu ihm ein gewiſſer Hieronymus Baumgärtner, von einer patriciſchen Familie aus Nürnberg, der als Student, oder als Luthers Freund, ſich einige Zeit in Wittenberg aufgehalten und Catharinen kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, Gelegenheit gab. Ob nun gleich dieſer Baumgärtner Catharinen nicht mißfiel, ſo ſcheint er dennoch nach ſeiner Zurückkunft in ſeine Vaterſtadt nicht weiter an eine Verbindung mit ihr gedacht zu haben. Denn Luther ſchrieb an Baumgärtnern unterdeſſen folgendes: „Uebrigens wenn ihr eure Käthe von Bora wollet, ſo thut bald zum Werke, ehe ſie einem andern gegeben wird, der bei der Hand iſt. Sie hat die Liebe zu euch noch nicht überwunden. Ich wenigſtens würde mich freuen, wenn ihr beide mit einander verheirathet würdet." Trotz

deſſen hören wir von Baumgärtner nun nichts weiter, wiſſen aber, daß der neue Bräutigam, den Luther für ſie in Vorſchlag brachte, der Doctor Caſpar Glaz, damals Paſtor in Orlamünda, war. Luther ließ Catharinen dieſen Antrag durch ſeinen Freund, Nicolaus von Amsdorf, Prediger in Wittenberg, thun. Allein dieſe lehnte ihn von ſich ab, indem ſie erklärte, daß ſie den Doctor Glaz nicht heirathen könne, wohl aber bereit wäre, dem Nicolaus von Amsdorf, oder auch Luthern ſelbſt, ihre Hand zu reichen, wenn ſie ſie heirathen wollten. Luther, der im Jahre 1524 ſeine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Eheſtande nicht abgeneigt, ſcheint indeſſen zu dem Entſchluſſe, wirklich zu heirathen, mehr durch Ueberlegung, als aus wirklicher Leidenſchaft, gekommen zu ſeyn. Auch ſagt er in ſeinen Tiſchreden ſelbſt, daß er, wenn er einmal die Luſt zum Heirathen hätte, die Eva Schönfeldinn, die damals der Doctor Baſilius in Preußen geheirathet hatte, lieben könnte, wie er denn auch offen geſteht, daß er damals ſeiner Käthe noch nicht gewogen geweſen, weil er ſie verdächtig halte, daß ſie ſtolz und hoffärtig ſey, hernach aber ſich von Gott getrieben gefühlt und wohlgerathen ſey, denn er habe ein frommes, getreues Weib bekommen. Ob er nun gleich von mehrern Seiten zum Eheſtande angereizt wurde, man ihm auch vorwarf, daß er gute Lehren gebe, aber ſie ſelbſt ſchlecht befolge, ſo ſchien es dennoch, als ob er ſobald noch nicht zum Eheſtande zu bewegen ſeyn möchte, wie denn auch der Sinnenreiz, der ihn wohl in frühern Jahren gequält hatte, den Zweiundvierzigjährigen ungeſtört ließ. Völlig unerwartet war daher Freunden und Feinden Luthers urplötzliche Verheirathung, denn niemanden hatte er von dieſem Entſchluſſe etwas kund gethan. Viele ſeiner wirklichen Anhänger, welche den mit ihnen aufgewachſenen Glauben an Verbindlichkeit der Gelübde, beſonders der Gelübde der Keuſchheit, noch lebendig in ſich trugen, nahmen daher auch Anſtoß an der Heirath. Und ſo war es ganz natürlich, daß ſich in Betreff derſelben über Luther und Catharina, beſonders über letztere, die nachtheiligſten Gerüchte verbreiteten und mit Leichtigkeit Glauben fanden. Zu dieſen Gerüchten gehört, daß Catharina bei der Trauung hoch ſchwanger geweſen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen ſey. Die überraſchende Eile, mit welcher Luther aus Grundſatz das Werk betrieben hatte, war allerdings im Stande, obigem Gerüchte einigen Schein zu geben. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Vertragſamkeit beider Ehegatten in großen Zweifel gezogen, und dabei beſonders Catharinen Schuld gegeben, ſie ſey böſe und herriſch und müſſe deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Gegründetes nun auch letzteres Gerücht an und für ſich ſelbſt haben mag; ſo ſcheint doch gewiß zu ſeyn, daß Luther nicht immer und in allen Dingen mit ſeiner Käthe mag zufrieden geweſen ſeyn: wenigſtens läßt uns ſeine eigene Offenheit und Ehrlichkeit, mit welcher er zwar von den Freuden ſeiner Ehe, aber auch von ihren Leiden ſehr unverholen ſpricht, über ſeine wahre Geſinnung keinen Zweifel übrig. Auch bezeugt ein gleichzeitiger Schriftſteller, daß Catharina mit andern Weibern nicht viele Freundſchaft gemacht, weil ſie ſich wegen des Ruhms ihres Mannes höher geachtet habe, als jede andere. In dieſem Urtheile liegt nun freilich, je nachdem die Sache von dieſer oder jener Seite beurtheilt wird, eben ſo viel Ruhm, als Tadel für Luthers Ehegenoſſin: überhaupt ſcheint aus den ſehr widerſprechenden Meinungen gleichzeitiger Schriftſteller ſo viel hervorzugehen, daß Catharina in Wahrheit edlen Stolz und ein gewiſſes Selbſtgefühl gehabt habe. So wird ihr auch von Einigen Geiz, von Andern Verſchwendung vorgeworfen. Wenn

wir aber bedenken, wie ſehr oft, und faſt immer, beſtimmte, ſtets folgerecht erſcheinende Charaktere die widerſprechendſten Urtheile über ſich ſelbſt ergehen laſſen müſſen; ſo ſcheint uns daraus die Wahrheit klar zu werden, daß Catharina zu rechter Zeit ſparſam, und zu rechter Zeit auch verſchwenderiſch habe ſeyn können. Wenigſtens ſpricht Luthers Vermögenszuſtand bei ſeinem Tode für Catharinens kluges Wirthſchaftsregiment: denn er hinterließ, bei einer Familie von fünf Kindern und bei ſehr großer Liebe für die Freuden des Tiſches und des geſellſchaftlichen Umganges, außer zwei Häuſern und einem Garten in Wittenberg, noch zwei kleine Güter, von welchen letztern man nirgends verzeichnet findet, daß ſie ihm geſchenkt worden wären. Auch zeugen eben ſo viele gleichzeitige Schriftſteller für ſeinen ehelichen Frieden, als ſich deren gegen denſelben vernehmen laſſen. Ueberhaupt ſpricht nichts deutlicher für Luthers Zufriedenheit mit Catharinen als ſein Teſtament, in welchem er ſie, ſo lange ſie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller ſeiner Habe einſetzt, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, ſtets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl geweſen ſey, und ihm fünf noch lebende Kinder geboren und erzogen habe. Als nach Luthers Tode im Jahre 1547 der ſchmalkaldiſche Krieg entſtand, Churfürſt Johann Fridrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und Carl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, ſah ſich Catharina genöthigt, Wittenberg zu verlaſſen und nach Leipzig zu ziehen, wo ſie in die allerdrückendſte Umſtände gerieth und gezwungen war, Koſtgänger an den Tiſch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte ſpäter nach Wittenberg zurück und lebte daſelbſt bis 1552 in Noth und Drangſal. Da aber hier wiederum die Peſt ausbrach und auch die Univerſität von hier nach Torgau verlegt wurde; ſo verließ ſie abermals Wittenberg und wollte ſich nach Torgau begeben. Als nun auf dem Wege dahin die Pferde ſcheu wurden, ſprang Catharina, um ſich und ihre Kinder von der augenſcheinlichen Gefahr zu retten, aus dem Wagen, fiel aber in eine Pfütze, und kam, von Schreck und Erkältung heftig angegriffen, krank in Torgau an, wo ſie bald darauf die Auszehrung bekam und am 20ſten Dec. 1552 an derſelben ſtarb. In der Kirche zu Torgau iſt noch jetzt ihr Leichenſtein zu ſehen, auf welchem ſie in Lebensgröße eingehauen iſt, in den Händen ein aufgeſchlagenes Buch haltend. Am Haupt zur Rechten befindet ſich Luthers und zur Linken ihr eigenes adliges Wappen.

Borda (Jean Charles), geb. zu Dax im Departement des Landes, den 4ten Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapitain, und machte ſich berühmt durch ſeine Entdeckungen in der Mathematik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften, und in der Folge im Inſtitute. Im Jahr 1771 machte er mit Verdue und Pingré die Reiſe nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küſten, Inſeln und Klippen zu beſtimmen, und die Brauchbarkeit verſchiedener aſtronomiſcher Inſtrumente zu bewähren. Im Jahr 1774 bereiſ'te er in derſelben Abſicht die Azoren, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika. Darauf machte er den amerikaniſchen Krieg unter dem Grafen d'Eſtaing mit, und war ihm durch ſeine Kenntniſſe vom Seeweſen ſehr nützlich. Die Reſultate, die daraus hervorgingen, waren zum Theil ſeinen Bemühungen zuzuſchreiben. Einige Zeit darauf beſuchte er nochmals die azoriſchen Inſeln, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika allein. Die auf dieſer Reiſe gemachten Beobachtungen ſind nicht bekannt geworden. Borda war der Stifter der Schiffsbauſchule; er erfand ein

Inſtrument von einem ſehr kleinen Durchmeſſer, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und deſſen man ſich bei den Meridianmeſſungen bedient hat. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance des fluides, une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule, le nouveau système des poids et mesures, adopté par les états généraux u. ſ. w. Seine vorzüglichſten Werke aber ſind ſeine 1778 in zwei Bänden erſchienene Reiſe und ſeine Tables trigonométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er ſtarb zu Paris im Jahr 1799.

Bordeaux, die Hauptſtadt der Provinz Guienne nach der alten, und der Gironde nach der neuen Eintheilung von Frankreich, am Fluß Garonne; eine der größten und ſchönſten Handelsſtädte in Frankreich, mit einem Hafen, welcher einen überaus ſchönen Anblick gewährt. Hier iſt die Hauptniederlage der Weine, welche aus Frankreich in das Ausland gehen. Vor der Revolution, durch welche Bordeaux ſehr gelitten hat, zählte es gegen 200,000 Einwohner. Das daſige Schauſpielhaus iſt vielleicht das größte von allen neuern Theatern. In der Barfüßer-Kirche ſieht man Montaigne's Grabmal; auch findet man Ueberbleibſel römiſcher Alterthümer in Bordeaux. In der Nachbarſchaft liegt das Schloß de la Brede, wo Montesquieu lebte und ſtarb.

Bōreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit, in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebſt den Haupt- und Barthaaren, voll Schneeflocken waren; ſtatt der Füße hatte er Schlangenſchwänze, und mit dem Schweife, den er von ſeinem Kleide nachſchleppte, regte er Staubwolken auf. Die Völker, die jenſeit Thrazien wohnten, hießen daher Hyperboreer (ſ. d.). Borealiſch, nördlich, mitternächtlich. Die Alten erzählen von dem Boreas, den ſie einen Sohn des Aſtrēus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und ſein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eiferſüchtig deſſen Wurfſcheibe ſo geleitet habe, daß ſie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niederſank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Cleopatra und Chione, den Calais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzug beiwohnten.

Borgheſe, eine römiſche Familie, welche aus Siena ſtammt. In dieſer Republik bekleidete ſie ſeit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die höchſten Aemter. Papſt Paul V., der zu dieſem Geſchlechte gehörte, und im Jahr 1605 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, überhäufte ſeine Nepoten mit Anſehen und Reichthum, ſo viel er vermochte. Er ernannte im Jahr 1607 ſeinen Bruder Franceſco Borgheſe zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechterhaltung der päpſtlichen Rechte gegen Venedig beorderte; er verlieh das Fürſtenthume Sulmone an Marco Antonio Borgheſe, den Sohn ſeines Bruders Giovanni Batiſta, ſicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thlrn. zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern ſeiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borgheſe annehmen. Von Marco Antonio Borgheſe, Fürſten von Sulmone, ſtammt die reiche und mächtige Familie der Borgheſi, welche noch heut in dem Fürſten Camillo Borgheſe fortblüht. Dieſer Fürſt, geboren den 8ten Auguſt 1775 zu Rom, italiäniſcher Prinz, Prinz von Frankreich ꝛc., diente einige Zeit in den franzöſiſchen Armeen, und nachdem er verſchiedene Proben ſeiner Anhänglichkeit für die Sache der Franzoſen, namentlich für die Perſon des Generals Bonaparte, gegeben, kam er nach Paris und vermählte ſich 1803 mit der Witwe des

Generals Leclerc, Pauline, Schweſter des Kaiſers Napoleon. 1804 ward er franzöſiſcher Prinz und Ritter der Ehrenlegion. Bei dem Ausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich 1805 ward er zum Escadronchef der kaiſerlichen Garde erhoben. Nach dem Frieden von Preßburg ertheilte Napoleon ſeiner Schweſter das Fürſtenthum Guaſtalla, ſo daß nun der Prinz ihr Gemahl, auch den Titel eines Fürſten von Guaſtalla führte. Da er Generalgouverneur der Departemente jenſeits der Alpen war, ſo reſidirte er zu Turin, bis auf die Epoche von 1814, in welcher er ſich wieder nach Rom zurück begab. Seit mehrern Jahren lebt Borgheſe getrennt von ſeiner Gemahlin, weßwegen ſie wegen Zurückgabe ihrer Ausſtattung, die ſie auf mehrere Millionen Francs berechnet, Anſprüche an ihn macht.

Borgheſe (Villa). Die dem Fürſten Borgheſe gehörige ſchöne Villa, nahe bei Rom, iſt vornehmlich deßhalb berühmt, weil ſich in dem Palaſt derſelben die herrliche Kunſtſammlung befindet, die vormals einige der vorzüglichſten Antiken enthielt. Hier war der berühmte borgheſiſche Fechter, der in den Gärten des Salluſtius gefundene Hermaphrodit, die Bildſäule Silens, der ſterbende Seneca (oder vielmehr ein Sclav im Bade), Amor und Pſyche (von Bernini) u. a. m. Im Jahr 1811 überließ der Fürſt Borgheſe alle dieſe Kunſtwerke dem Franzöſiſchen Kaiſer, der ſie nach Paris bringen und in dem großen Muſeum aufſtellen ließ. Dieſe Kunſtſammlung iſt im dem Jahre 1815, als die in Deutſchland und Italien von den Franzoſen entfremdeten artiſtiſchen und literariſchen Schätze zurückgenommen wurden, dem Pariſer Muſeum geblieben, weil ſie nicht durch Eroberung, ſondern durch Kauf erworben worden war.

Borgia (Cäſar), Herzog von Valentinos, zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Pabſtes Alexanders VI. und einer römiſchen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jeder Hof eine Schule der Falſchheit und Immoralität war, wo politiſche Verbrechen ohne Scheu begangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein Syſtem und trieb die Frechheit und Treuloſigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürſten haben mehr Blut vergoſſen, ſchrecklichere Rache geübt, grauſamere Strafen verhängt; dennoch iſt kein Name mit einer größeren Infamie gebrandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenſchaft hingeriſſen; bei Borgia war alles beſonnene Ueberlegung. Das Heiligſte, Moral, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkühr zur Erlangung ſeiner Zwecke. Als ſein Vater 1492 Papſt geworden war, bekleidete ihn dieſer bei ſeiner Cardinalswahl im folgenden Jahre mit dem Purpur. Alexander hatte von dem Könige von Spanien für ſeinen älteſten Sohn das Herzogthum Gandia erhalten; den jüngſten, Gottfried, hatte er mit einer natürlichen Tochter Herzogs Alphons von Calabrien vermählt; ihre Schweſter Lucrezia Borgia, ſchon vermählt und geſchieden, heirathete Johann Sforza, Herr von Peſaro; ein Neffe des Papſtes, Johann Borgia, ward Cardinal, und die ganze Familie Alexanders VI. gelangte zu Ehren und Macht. Indeß eroberte Carl VIII. von Frankreich Italien, und zog in Rom ein. Alexander mußte mit ihm unterhandeln und gab Cäſar Borgia zum Unterpfande ſeiner Verſprechen; allein dieſer entwich nach wenig Tagen aus dem Lager des Königs. Die erſten Gunſtbezeigungen Alexanders empfing ſein älteſter Sohn, der Herzog von Gandia. Dieſem verlieh er im Jahre 1497 das Herzogthum Benevent nebſt den Grafſchaften Terracina und Ponte-Corvo. Cäſar ward darüber eiferſüchtig, und als der Herzog von Gan-

dia acht Tage nach der Inveſtitur ermordet und in die Tiber geworfen ward, klagte die öffentliche Meinung Cäſar Borgia dieſes Brudermordes an. Sein Vater ſchien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um ſich dem Kriegsſtande zu widmen, und ſchickte ihn das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Diſpenſations-Bulle zu überbringen. Ludwig nahm die Allianz des Papſtes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die Willfährigkeit, die ſein Vater ihm bewieſen, gab ihm das Herzogthum Valentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 Livres, und verſprach ihm Unterſtützung bei den Eroberungen in Italien, für welche Borgia ſchon Entwürfe machte. Er vermählte ſich im Jahre 1499 mit einer Tochter Königs Johann von Navarra, und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerſt unternahm er die Eroberung von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieſer Ungerechtigkeit aufzuſuchen, verjagte die rechtmäßigen Beſitzer des Landes, ließ ſie zum Theil meineidiger Weiſe ermorden und ſich im Jahre 1501 von ſeinem Vater zum Herzog von Romagna ernennen. In demſelben Jahre entriß er Jacob von Appiano das Fürſtenthum Piombino; auch verſuchte er, jedoch vergebens, ſich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino angreifen wolle, und foderte dazu Soldaten und Geſchütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieſer, aus Gehorſam gegen den heiligen Stuhl, ſchickte ihm, was er verlangte, und Borgia bemächtigte ſich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward hierauf mit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der Stadt, nebſt ſeinen beiden Söhnen auf Borgia's Befehl erdroſſelt. Dieſes Schickſal bereitete er allen, die er beraubte; er ſparte weder Meineide noch Verbrechen, ſie zu verderben. Die ſich ihm nicht in die Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und den Dolchen der Meuchelmörder. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieſes Ungeheuers zu begünſtigen, und zog ſeine Hülfstruppen zurück. Borgia ging ſogleich nach Mailand zum König, überredete ihn, daß ihr Intereſſe genau mit einander verbunden ſey, und erhielt aufs neue ein Hülfscorps von ihm. Unterdeſſen hatten ſich alle kleine Fürſten verbunden und Soldaten verſammelt, um ihre Exiſtenz zu vertheidigen; aber Cäſar Borgia wußte ſie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu ſetzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte ſich ihrer Länder, und ſah kein Hinderniß mehr, von ſeinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 16ten Auguſt 1503 Alexander VI. ſtarb. Zugleich befiel Cäſar Borgia eine ſchwere Krankheit zu derſelben Zeit, wo ſeine ganze Thätigkeit und Geigesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er ſich der Schätze Alexanders VI. zu bemächtigen, verſammelte ſeine Truppen in Rom und knüpfte ſein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben ſtanden auch ſeine Feinde wider ihn auf. Pius III. ſtarb nach 26 Tagen, und jetzt fiel die Wahl auf Julius II., den erbittertſten Feind des Borgia. Die Orſini hatten indeß die Truppen des Herzogs von Valentinois geſchlagen, die Venetianer drangen in Romagna ein, und riefen im Namen ihrer rechtmäßigen Fürſten die Völker zum Aufſtande auf. Borgia, ſtets krank, hatte ſich in die Engelsburg geflüchtet, und erkaufte endlich ſeine Freiheit durch die Räumung aller feſten Schlöſſer, die er noch beſetzt hielt. Gonſalva von Cordova, bei dem er Zuflucht ſuchte, verſprach zwar, ihn nach Frankreich reiſen zu laſſen, ſchickte ihn aber ge-

fangen nach Spanien, wo er zwei Jahre auf dem Schloſſe von Medina del Campo verhaftet blieb. Von hier entfloh er endlich zu ſeinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit dieſem in den Krieg gegen die Caſtilianer, und ward den 12ten März 1507 durch einen Schuß vor dem Schloſſe von Viana getödtet, wo man ihn ohne Ehren begrub. Uebrigens war Cäſar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und beſchützte die Wiſſenſchaften, machte ſogar Verſe, und beſaß eine ſo gewandte Beredſamkeit, daß er ſelbſt diejenigen verführte, die gegen ſeine Täuſchungen am meiſten auf der Hut zu ſeyn glaubten. Ganz falſch iſt es, daß Macchiavelli den Cäſar Borgia als Muſter in ſeinem Principe aufgeſtellt haben ſoll. Wer dieſes Buch verſteht, wird eine ſolche Meinung nicht hegen.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforſcher, geboren zu Carlsburg in Siebenbürgen am 26ſten December 1742, ſtudirte bei den Jeſuiten in Wien, war ſechzehn Monate lang ein Mitglied ihres Ordens, widmete ſich nun in Prag dem Studium der Naturwiſſenſchaften, und machte darauf eine gelehrte Reiſe durch Holland und Frankreich. Nach ſeiner Rückkunft legte er ſich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde, wurde 1770 Beiſitzer in dem oberſten Münz- und Bergmeiſteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. Um das kaiſerl. königl. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beſchreiben, wurde er 1776 nach Wien berufen, ward daſelbſt 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerksſachen, litt viele Jahre lang an einem chroniſchen Gichtübel, und ſtarb am 28ſten Auguſt 1791. Born beſaß außerordentliche Geiſteskräfte, überſah jeden Gegenſtand mit ſeltener Leichtigkeit, verſtand und ſprach die bekannteſten europäiſchen Sprachen, und beſaß nebſt ſeiner Hauptwiſſenſchaft, der Mineralogie, in den meiſten übrigen Wiſſenſchaften mehr als gewöhnliche Kenntniſſe. Den größten Ruhm erwarb er ſich durch die Verbeſſerung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, d. i. der Kunſt, durch Anquickung des Queckſilbers die Metalle zu reinigen, worüber er das wichtige Werk herausgab: Ueber das Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Rohſteine, Schwarzkupfer und Hüttenſpeiſe. Wien, 1768. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigſten Dienſte geleiſtet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beſchreibungen ſeines eigenen, des kaiſerlichen und radiſchen Cabinets; durch ſeine Briefe über Mineralgegenſtände 1774, und viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Ueberhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichſte. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote ſtand, zeugt ſeine Monachologie (Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satire auf den Geiſt und die Verfaſſung der verſchiedenen Mönchsorden.

Borneo, die größte von den Sonda-Inſeln im oſtindiſchen Ocean, liegt zwiſchen dem zweiten Grade ſüdlicher und dem neunten Grade nördlicher Breite, alſo ganz in der heißen Zone. Sie iſt überhaupt eine der größten Inſeln Aſiens, allein wegen der Wildheit ihrer Bewohner bis jetzt noch wenig bekannt. Ihr Flächeninhalt wird auf 14,250 Q. M., und die Einwohnerzahl auf 5,000,000 angegeben. Die Inſel enthält mehrere Königreiche, wovon die bekannteſten ſind: 1. das Gebiet des Königs von Borneo; 2. das Königreich Sambes; 3. das Königreich Hermatha; 4. das Reich Sukkadana; 5. das kleine Königreich Landack; 6. das Königreich Banjermaſſing; 7. der ſuluhiſche An-

theil, dem Sultan von Suluh gehörig. In dieſem Reiche beſitzen auch die Engländer einige Diſtricte. — Anfangs begriff Borneo die ganze Inſel nebſt dem Reiche Yolo (Suluh), Mindanao und vielen benachbarten philippiniſchen Inſeln, und ward von Fürſten regiert, die vermuthlich chineſiſcher Abkunft waren, und ſeit der Eroberung China's durch die Mongolen (1269 bis 1279) ſich hier vielleicht feſtſetzten. Im Jahre 1527 kamen die Portugieſen nach Borneo, aber erſt 1690 durften ſie ſich zu Banjermaſſing niederlaſſen. Die Holländer hatten ſich ſchon 1604 zu Sukkanada feſtgeſetzt. Die Engländer, welche 1702 zu Banjermaſſing ein gleiches verſuchten, wurden 1711 wieder vertrieben, und machten 1774 einen wiederholten Verſuch. Bevölkert iſt Borneo theils von Ureinwohnern, theils von fremden Ankömmlingen. Die Negrillu's oder Ygaloten ſcheinen das älteſte Stammvolk zu ſeyn; ſie leben von der Jagd und rohen Früchten. Die Eidahaner (Idaer, Biajes, Dajakers), wahrſcheinlich indiſchen Urſprungs, bewohnen die Nordſpitze. Die Badſchuer, ein dem vorigen ähnliches Volk, wohnen an den Mündungen der Flüſſe, und leben vom Fiſchfange. Die Islams, an den ſüdlichen Flußmündungen, ſind Mahomedaner, klein, ſchwarzgelb und von trägem Weſen; doch zeichnen ſich die Buggieſen unter ihnen durch Arbeiten in Gold, Silber und Holz aus. Die Chineſen wohnen um die Stadt Borneo, die wenigen Holländer in ihren Gebieten und Pflanzungen auf der Süd- und Weſtſeite. Im Innern des wenig bekannten Landes iſt ein ſehr hohes, weit verbreitetes Cryſtallgebirge, und an deſſen Fuße ein großer Binnenſee, aus dem alle Flüſſe entſpringen. Die Küſten ſind flach, moraſtig und jährlichen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Die große Hitze wird von den kühlen Seewinden, dem häufigen Regen und der faſt beſtändigen Tag- und Nachtgleiche ſehr gemäßigt; doch iſt die feuchte Luft ſehr ungeſund. Man kennt nur zwei Jahreszeiten, die trockene und die Regenzeit; auch ſind heftige Stürme und Gewitter häufige Erſcheinungen. Producte: Gold, Eiſen, Kupfer, Zinn, Diamanten, Zucker, Pfeffer, Zimmt, Reiß, Benzoë, Südfrüchte, Ingwer, Baumwolle, Bambusrohr, ſpaniſche Röhre, (Handrottings), Sago, der beſte Campher (der als reines Harz aus einem noch unbekannten Baume quillt), indiſche Vogelneſter der beſten Art, Bezoar, Wachs, Orang-Outangs (deren Vaterland hier iſt), große Schildkröten (Karetten), Schlangen, Perlen, Zinn, (mit Blei verſetzt, Kalin genannt) ꝛc.

Borodino iſt ein Dorf im Gouvernement Moskau, zwölf Werſte von der Stadt Moſaisk entfernt und bekannt durch ein Treffen, das am 5ten September 1812 die franzöſiſche Hauptarmee gegen die dort aufgeſtellte ruſſiſche lieferte, und welches als Vorbereitung zu der zwei Tage darauf Statt gehabten Schlacht von Moſaisk zu betrachten iſt. Das darüber vorhandene ruſſiſche Bülletin beſchreibt die Stellung bei Borodino im Allgemeinen günſtig, und rechts bis in die Mitte ziemlich ſtark, durch eine vorliegende Schlucht und einen tiefen Bach; nur die linke Flanke der Armee, die an das Dorf Semenoffka ſich lehnte, war weniger gedeckt, da ſie auf der alten Straße von Smolensk nach Moſaisk konnte umgangen werden; daher befahl auch der Obergeneral Fürſt Kutuſow dort die Aufwerfung einiger Schanzen, links von Semenoffka und einer Redoute vor dieſem Dorfe. „Dieſe Redoute (ſagt der ruſſiſche Bericht) war als ein iſolirtes Werk zu betrachten, welches auch verloren gehen konnte, ohne im Vertheidigungsſyſteme etwas zu ändern, und ſollte eigentlich nur dazu dienen, den Feind eine Zeit lang in gewiſſer Entfernung zu erhalten. Kaum war dieſer Punkt befeſtigt,

als der Feind, am 5ten September, ſeine Avantgarde gegen dieſe vorgerückte Redoute führte. Es entſtand ſogleich ein ſehr lebhaftes Gefecht, anfangs mit der Arriergarde, unter Anführung des Generals Konowitzin, der eben bei der Poſition angekommen war, und dann mit der Armee des Fürſten Bagration, die unſern linken Flügel bildete. Die Redoute wurde nachdrücklich, von vier Uhr Nachmittags an bis zum Abende vertheidigt, wo wir ſie endlich verlaſſen mußten.“ Die Angabe dieſer Stundendauer trifft mit der Erzählung von dieſer Affaire in dem achtzehnten Bülletin der großen franzöſiſchen Armee genau überein. Von der ruſſiſchen Poſition und der Stärke des dort aufgeſtellten Corps (der Arriergarde des Generals Konowitzin) heißt es dort, daß die Ruſſen 1200 Toiſen von dem rechten Flügel eine ſchöne Anhöhe (un beau mamelon) zwiſchen zwei Gehölzen befeſtigt, und dort neun bis zehntauſend Mann aufgeſtellt gehabt haben. Während der Kaiſer dem Könige von Neapel auftrug, über die Kalugha zu gehen, auf deren linkem Ufer der linke ruſſiſche Flügel ſtand, befahl er dem Fürſten Poniatowsky, jene befeſtigte Poſition vor dem rechten Flügel zu tourniren. Dieſe Attake hatte zum Reſultate, daß nach einer Stunde die Redoute mit ihren Kanonen genommen, und das Gehölz von den Ruſſen verlaſſen war, welche (nach Angabe des achtzehnten Bülletins) ein Drittheil ihrer Mannſchaft auf dem Schlachtfelde gelaſſen hatten. Um ſieben Uhr Abends war das Treffen vorbei, durch deſſen Ausgang Napoleon Herr von den Anhöhen von Borodino ward, von wo aus er am 7ten September an ſeine Armee den Aufruf zur Schlacht erließ, welche wir unter dem Artikel „Moſaisk“ abhandeln werden. I.

Borromäiſche Inſeln ſind zwei luſtige mit ſchönen Gebäuden verſehene Inſeln auf dem ſüdlichen Theile des Lago Maggiore in Italien, Palanza gegen über, dem gräflichen Geſchlechte Borromei gehörig. Sie werden auch, wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen, Isole de' conigli, Kanincheninſeln, genannt. Die eine heißt Isola bella, die andere Isola madre.

Börſe heißt in Handelsſtädten ein anſehnliches Gebäude, wo die Kaufleute (meiſtentheils gegen Mittag und Abend) zuſammenkommen, um über alles, was Handlung und ihre Geſchäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechſeln, Geld, Waaren u. dergl. anzuſtellen. Die Benennung ſoll von einer adligen Familie, van der Beurſe, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hauſe die Kaufleute ihre Verſammlungen hielten. — An mehreren Orten, z. B. zu London, Amſterdam, Antwerpen, ſind es die prächtigſten, Paläſten ähnliche Gebäude. — Börſenalte, Börſenvorſteher ſind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Rechtſchaffenheit und ihrer vorzüglichen Einſichten von den übrigen zu Vorſtehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannſchaft-Privilegien und Rechte ꝛc. ſich angelegen ſeyn zu laſſen. — Börſenhalle in Hamburg, ein bei der hamburger Börſe für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hoſtrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die Hamburger Geſchäftsleute aller Art, wie auch Fremde ſich verſammelten. Die in einem eigenen dazu beſtimmten Buche eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilten, gaben Veranlaſſung zu der Zeitung: Börſenhall-Liſte, die 1811 unterdrückt wurde.

Boryſthenes (der heutige Dniper, ſ. d.) einer der größten Flüſſe in Europa, deſſen Urſprung man zu Pomponius Mela (eines Geographen, 41 nach Chr. Geb.) Zeiten noch nicht kannte. Ptolemäus (ein anderer berühmter Geograph und Aſtronom, 140 nach Chr. Geb.)

ſetzt ihn auf den Berg Budinas. Nachher nannte man den Boryſthenes Danapris, woraus der heutige Name entſtanden iſt.

Boscan Almogaver (Juan), ein cataloniſcher Edelmann, wurde gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts geboren und ſtarb 1540 oder bald darauf. Seine Aeltern, die zu dem älteſten Adel von Caſtilien gehörten, gaben ihm eine ſorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt ſich unter andern 1526 an demſelben zu Grenada auf. Da er mit den Vorzügen des Körpers zugleich ausgezeichnete Geiſtestalente verband, konnten die Waffen ihn nicht der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften entziehen. Seine edeln Sitten und ſein liebenswürdiger Charakter erwarben ihm die Gunſt des Kaiſers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs von Alba übertragen, der nach Garcilaſo ſeinem Unterrichte die großen Eigenſchaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete ſich mit Donna Anna Giroe de Revolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anſtändiger Umgebung zu Barcelona und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war damit beſchäftigt, ſeine Werke zu ſammeln und mit den Werken ſeines vor ihm geſtorbenen Freundes Garcilaſo herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntſchaft mit Antonio Navagero, einem italiäniſchen Gelehrten, der als Geſandter der Republik Venedig bei dem Kaiſer war, ward Boscan veranlaßt, verſchiedene italiäniſche Versmaße im Spaniſchen zu verſuchen. So ward er der Schöpfer des ſpaniſchen Sonetts, und bediente ſich mit Garcilaſo zuerſt zum Behuf poetiſcher Epiſteln, Elegien u. ſ. w. der Terzine. Boscans Gedichte ſind noch in gerechtem Anſehen, dagegen ſind ſeine übrigen literariſchen Arbeiten, meiſt Ueberſetzungen, vergeſſen.

Böſchung oder Abdachung, die Schräge, die einem Walle oder einer Ufermauer gegeben wird, um ſie deſto feſter zu machen.

Böſe (in der Sittenlehre). Der Begriff des Böſen ſo wie der des Guten hat immer eine Beziehung auf empfindende und denkende Weſen, das heißt mit andern Worten, auf Perſonen und nicht auf Sachen. Von todten Maſſen ſagt man nicht, ſie ſind gut oder böſe. Der Grund liegt darin, weil ſie als verſtand- und willenloſe Weſen ſich keine Zwecke denken können. Von einem Menſchen kann wohl geſagt werden, er ſey gut oder böſe, in ſo fern er nämlich einen Willen in ſich hat, nach außen hin, entweder zum Vortheile oder Nachtheile anderer denkenden Weſen zu handeln; allein von einer todten Maſſe vermag daſſelbe nicht behauptet zu werden. Nur in Hinſicht auf gewiſſe Zwecke kann alſo etwas gut oder böſe ſeyn. Im allgemeinſten Verſtande heißt mithin dasjenige böſe, was die Zwecke denkender Weſen, oder der Menſchen, zerſtört. Aber dieſes Zerſtören muß einen Willen vorausſetzen, das heißt mit andern Worten, es muß ſelbſt von denkenden Weſen herrühren, ſonſt kann es nicht füglich böſe genannt werden. Denn, z. B., Stürme, Verwüſtungen, Erdbeben können, als verſtand- und willenloſe Weſen, durchaus keinen Zweck haben zu ſchaden, und ſind daher, an ſich ſelbſt genommen, weder gut, noch böſe. Wir zweifeln daran, ob der Begriff des Böſen richtig beſtimmt werde, wenn man mit einigen Schriftſtellern behauptet, daß das Böſe ein nothwendiges Object des Verabſcheuens ſey. Denn das Verabſcheuen macht nicht, daß etwas böſe iſt, ſondern eben weil es böſe iſt, muß es erſt verabſcheut werden. Die Nothwendigkeit der Verabſcheuung des Böſen iſt alſo erſt eine Folge, aber keine Urſach des Böſen. Da nun aber Zwecke wiederum Mittel zu anderweitigen Zwecken werden können, ſo

wird es dadurch begreiflich, wie man das Prädicat böſe nicht allein von Abſichten, ſondern auch von Zwecken ſagen könne. Daher ſcheint es denn auch, als ob es außer dem activen Uebel (d. h. demjenigen, welches von einem denkenden und Willen habenden Weſen herrührt) auch noch ein paſſives Uebel (ein ſolches, welches ſchadet, ohne es zu wollen) geben müſſe. Erſteres kann ein moraliſches und letzteres ein phyſiſches Böſe genannt werden. Das moraliſche Böſe hemmt demnach zunächſt die ſittlichen Zwecke, ſo wie ſich im Gegentheile das phyſiſche Böſe zunächſt den phyſiſchen Zwecken, das heißt, dem körperlichen Wohlbefinden, entgegenſetzt. Das Böſe iſt entweder in jeder, oder nur in gewiſſer Hinſicht ein ſolches, je nachdem es ohne Ausnahme die Zwecke zerſtört, oder nur theilweiſe. Und da der Zweck theils ein weſentlicher, theils ein zufälliger oder willkürlicher ſeyn kann, ſo iſt das Böſe entweder ein weſentliches oder zufälliges. Das weſentliche Böſe iſt in aller Hinſicht böſe, das zufällige aber nur unter gewiſſen Beziehungen. Außerdem gibt es nun aber Beſtrebungen, die weder böſe noch gut geheißen werden können; man nennt ſie gleichgültige Handlungen. Wenn man, z. B. fragt, ob Tanzen, Spielen ꝛc. gute, oder böſe Handlungen ſeyen; ſo kann man darauf weder ja, noch nein antworten; denn ſie können, je nachdem die Umſtände beſchaffen ſind, unter welchen ſie geſchehen, gut und auch böſe ſeyn. Dieſe Umſtände ſind Zeit, Ort, die Perſon und die Art und Weiſe, wie die Handlung unternommen wird. Erwägt man nun bei derſelben jene Umſtände nicht; ſo kann der Handlung weder das eine, noch das andere jener beiden Prädicate categoriſch beigelegt werden. Nimmt man aber dieſe Umſtände zum Beſtimmungsgrunde des Urtheils an; ſo läßt ſich von jenen beiden Prädicaten der Handlung jederzeit eins beilegen. Es iſt z. B. gefragt worden, ob Spielen etwas Gutes oder Böſes ſey? Nehmen wir nun an, daß ein Geiſtlicher, und zwar am Sonntage, in der Schenke und unter Zank und Fluch ſpielt; ſo iſt das Spiel allerdings eine böſe Handlung. Uebrigens heißt im bürgerlichen Stande eine gleichgültige Handlung eine ſolche, die durch die bürgerlichen Geſetze weder geboten, noch verboten iſt. Die Zwecke der Menſchen ſind ferner entweder erlaubte oder verbotene, bedingte oder unbedingte. Alle Handlungen, welche den Menſchen an der Erreichung dieſer Zwecke hindern, ſind böſe, und zwar mehr oder weniger, je nachdem die Zwecke ſelbſt beſchaffen und verſchieden von einander ſind. Dagegen ſind alle Handlungen, durch welche der Menſch von der Wirklichmachung unerlaubter Zwecke entfernt wird, gut. Da nun die practiſche Vernunft den Menſchen keine andere als erlaubte und gebotene Zwecke verſtatten kann, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen will; ſo ſteht in Hinſicht der böſen Handlungen das Princip feſt, daß der Menſch ſich beſtreben ſoll, zu jeder Zeit alles und jedes Böſe zu unterlaſſen. Die Möglichkeit dieſes Beſtrebens iſt daraus klar, weil das Geſetz nicht Unmöglichkeiten gebieten kann. Wenn es ſich übrigens ein Menſch zum Zwecke macht, trotz des erkannten Geſetzes den Gehorſam gegen daſſelbe ſeiner unſittlichen Handlungsmaxime aufzuopfern; ſo heißt dieſes Bosheit, vorſetzliches Vergehen (dolus malus), auch wohl Verbrechen, wenn nämlich damit ſolche Verletzungen von Rechten verbunden ſind, die der Staat als gänzlich unerlaubt anſieht und alſo mit dem Verluſte aller Rechte begleitet. So ganz verworfen kann man ſich aber ein Vernunftweſen wohl nicht denken, daß ein Menſch den Zweck haben ſollte, geradezu und ohne alle Urſach dem Sittengeſetze entgegenzuhandeln. Es liegt daher bei boshaften Handlungen ſtillſchwei-

gend ein anderes, dem Sittengeſetze entgegenſtehendes Geſetz bei ihm zum Grunde, nämlich das Geſetz ſeiner Neigungen. Dieſen Neigungen nicht Gehör zu geben, und dieſelben dem Sittengeſetze aufzuopfern, wird ihm ſchwer. Er zieht alſo die Neigung dem Geſetze vor, und zwar vorſetzlich. Uebrigens gibt es Erſcheinungen in gewiſſen Menſchen, denen man, bei etwas leichtſinnigem Urtheile, ſehr bereit ſeyn könnte, das Prädicat böſe beizulegen. Dieſe Erſcheinungen beſtehen in gewiſſen eckigen, ſchroffen Angewöhnungen, vermöge welcher derjenige, dem ſie eigen ſind, die geringſten Handlungen anderer nach einem gewiſſen engbrüſtigen Maßſtabe mißt und, da er ſelbſt allenthalben Anſtoß gibt, auch allenthalben Anſtoß nimmt und von gar zu großer Beſorgniß, daß andere aus dem rechten Gleiſe ſchreiten möchten, ſtets ſelbſt auf ungebahnten, verfänglichen Wegen ſich betreten läßt. Man hat Beiſpiele, daß das beſte Herz, oft ſelbſt der geläutertſte Verſtand nicht immer im Stande ſind, vor dergleichen übeln Angewöhnungen zu ſchützen, die, wie man mit Recht annehmen darf, mehr Fehler des Temperaments als des Herzens ſind. Nichts deſto weniger erfodern es die Pflichten des Umgangs, daß man ſolcher Vermiſchungen, die ſowohl gleichgültige als freundſchaftliche Verhältniſſe zu ſtören vermögen, ſo viel wie möglich Herr zu werden ſuche.

Bosnien, ein Königreich, das anfangs einen Theil des ſlavoniſchen Reichs ausmachte, dann aber (ſeit 1127) Ungarn unterworfen wurde. Im Jahre 1359 wußte der ſerviſche König Stephan ſich daſſelbe unterthänig zu machen; allein es ward nach deſſen Tode wieder frei, worauf der Ban Twarko im Jahre 1370 den Königstitel annahm. Von 1401 an ward es den Türken zinsbar, und ſeit 1463 eine türkiſche Provinz. Dieſes Land nun, das zwiſchen der Unna, Sau und Drino liegt, und mit der Provinz Herzegowina, dem türkiſchen Dalmatien und Croatien den Paſchalik **Trawnik** oder **Bosnien** ausmacht, und mit dieſen zuſammen auf 700 Quadratmeilen 760,000 Menſchen faßt, die der griechiſchen Religion zugethan und ſehr kriegeriſch ſind, iſt zwar rauh von Gebirgen, aber reich an Eiſen- und Silberbergwerken, und hat anſehnliche Viehzucht; die bosniſche Wolle iſt eine ſchöne Sorte, welche faſt der ſpaniſchen gleich kommt. Die Hauptſtadt heißt Bosna-Sarai. Sie hat eine Citadelle und bedeutende Waffenfabriken. Die Reſidenz des Paſcha's iſt Trawnik, eine anſehnliche und befeſtigte Handelsſtadt mit 12,000 Einwohnern.

Bosporus. Dieſer Name wurde zuerſt der Meerenge beigelegt, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führte, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Jo hier überſetzte, oder weil die Meerenge ſo ſchmal iſt, daß bequem ein Ochſe hindurchſchwimmen kann. Nachher, als man andere Meerengen auch mit dieſem Namen belegte, unterſchied man jene durch den Beiſatz **Bosporus thracicus**. In der Mitte dieſes Canals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke ſchlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier iſt er nur fünf Stadien breit. — **Bosporus Cimmericus** hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Jetzt heißt die Straße Bocca di S. Giovanni oder Eſtretto di Caffa, Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiäner ihr beilegten. — Außerdem aber führte im Alterthume auch ein Reich den Namen **Bosporus**, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Giertſch), einer mileſiſchen Colonie auf der tauriſchen Halbinſel, errichteten dieſes Reich 479 vor Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartacus

war der erſte König. Unter ſeinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küſte von Aſien ausgedehnt, und ſein Sohn Leucon brachte 392 Theodoſia dazu, half der Handlung auf, und erwarb ſeinem Stamme den Beinamen der Leuconiden. Spartacus III., des vorigen Sohn, ſcheint mit ſeinen Brüdern das Reich getheilt, und dem Satyrus den aſiatiſchen Theil überlaſſen zu haben. Leucanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieſer Tribut wurde in der Folge ſo drückend, daß Pariſades, der letzte der Leuconiden, es vorzog, ſich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und ſeinen Sohn zum Könige von Bosporus einſetzte. Dieſer brachte ſich ſelbſt um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, ſo gaben die Römer das Land (64) ſeinem zweiten Sohne, der ſpäter ermordet wurde. Die Römer beſetzten hierauf den Thron mit verſchiedenen Fürſten, die ſich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieſer Stamm 259 ganz ausgeſtorben war, bemächtigten ſich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Cherſoniten ganz entriſſen.

Boſſe oder Rondeboſſe nennt man, im Gegenſatze der auf einem Relief vorgeſtellten Figuren, die völlig freie Ausführung derſelben; Modelle von Statuen in Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — Boſſiren (gemeiniglich, aber unrichtig puſſiren), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs erhabene Arbeit machen. — Ein Wachsboſſirer, der in Wachs bildet.

Boſſuet (Jacques Benigne), Biſchof von Meaux, war zu Dijon den 27ſten September 1627 geboren. Seine Familie ſtand in großem Anſehn vor den Schranken. Er war ſechs Jahre alt, als ſein Vater ſich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten, und blieb mit ſeinem Bruder zu Dijon in dem Jeſuitercollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateiniſche Bibel in die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt ward er von ſeinen Aeltern nach Paris geſchickt, wo er das Collegium von Navarra beſuchte, deſſen Großmeiſter Nicolas Cornet ihn bald ſo lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernſten Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geſchickt iſt, den Geiſt des Jünglings zu bilden. Boſſuet ſtudirte unter der Anleitung dieſes würdigen Lehrers mit raſtloſem Eifer Griechiſch und die heilige Schrift, verband aber damit zugleich die Lectüre der Meiſterwerke des Alterthums und das Studium der carteſianiſchen Philoſophie. In ſeinem ſechzehnten Jahre legte er bereits die glänzendſten Proben ſeiner Beredſamkeit ab, und erwarb ſich dadurch einen ausgebreiteten Ruf. Er ward im Jahre 1652 Doctor der Sorbonne, und begab ſich, anderer glänzenden Ausſichten nicht achtend, nach Metz, wo er zum Canonicus ernannt worden war. Hier erbaute er durch Wort und Beiſpiel, bekam von dem Biſchof den Auftrag, den Catechismus des proteſtantiſchen Predigers Paul Ferry zu widerlegen, und vollzog dieſen Auftrag auf eine Weiſe, daß auch ſeine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Oeſterreich) wurde dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Proteſtanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Dieſe Angelegenheiten riefen ihn oft nach Paris, wo er durch ſeine Predigten den allgemeinen Wunſch erweckte, daß er ſich hier niederlaſſen möchte; er dagegen ſchien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. Im Jahre 1661 aber berief ihn jene Fürſtin nach Paris und ernannte ihn zum Hofprediger. Der König, der ihn oft hörte, fand ſo viel Gefallen an dem jungen Redner,

daß er dem Vater deſſelben, damaligen Intendanten von Soiſſons, Glück zu ſeinem Sohne wünſchen ließ, der ſeinen Namen unſterblich machen würde. Boſſuets 1663 gehaltene Einweihungsrede des Marſchalls Turenne, der zur catholiſchen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. Im Jahre 1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 ſein biſchöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, daſſelbe bei ſeiner beſtändigen Abweſenheit von ſeiner Gemeinde beizubehalten. Um dieſe Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzeſſin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, deſſen Zierde ſie war, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Es herrſcht in derſelben, wie in allen ſeinen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredſamkeit. Die letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten hat, wird für ein Meiſterſtück in dieſer Gattung des Styls angeſehen. Die männliche Kraft ſeiner Reden wußte er in den zum Unterrichte ſeines königlichen Zöglings beſtimmten; Discours sur l'histoire universelle, glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieſes Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des erſten Almoſeniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaux belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des erſten Almoſeniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und ſein Glaube waren gleich ſtrenge. Alle ſeine Zeit war unter ſeine Studien und die Ausübung ſeiner Amtspflichten getheilt; nur ſelten und auf wenige Augenblicke erlaubte er ſich Erholungen. Die letztern Jahre ſeines Lebens brachte er unter ſeiner Gemeinde zu, in deren Schoße er im Jahre 1704 ſtarb. Seine Werke ſind vielfältig gedruckt worden. Die gelehrten Benedictiner von der Congregation St. Maur haben in neuern Zeiten eine vollſtändige Ausgabe aller boſſuetſchen Werke veranſtaltet. Boſſuets Styl iſt voll Energie, aber nicht ohne Flecken. Sein lateiniſcher Ausdruck iſt hart. Die franzöſiſche Akademie zählte ihn unter ihre berühmteſten Mitglieder.

Boſtanſchi, Gartenwärter: ſo heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorſteher Boſtanſchi-Baſchi heißt, und die Aufſicht über das Aeußere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer hat. Er begleitet den Sultan auf allen ſeinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Uebrigens ſind die Boſtanſchi zugleich die Ruderknechte und — die geheimen Scharfrichter des Sultans.

Boſtellen ſind in Schweden ſolche Güter (Hemman), die den Soldaten oder Offizieren und Beamten zu Wohnungen angewieſen ſind. Jede Boſtelle muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wieſewachs verſehen ſeyn. Der Soldat iſt dagegen verbunden, um ein billiges Tagelohn ſeinem Wirthe in ſeinem Ackerbau und andern ländlichen Beſchäftigungen hülfliche Hand zu leiſten. Die Boſtellen der Offiziere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boſton, Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaats Maſſachuſetts, 42 Gr. 23 Min. 28 Sec. n. Br., 71 Gr. 4 Min. 30 Sec. w. L. von Greenwich, an der Boſtonbay auf der Halbinſel, die durch die Erdenge Boſton-Neck mit dem feſten Lande zuſammenhängt, eine der größten und ſchönſten Städte des ganzen Freiſtaats, die aus drei Theilen, Norder- und Süderende (ſeit 1786 durch eine hölzerne, 1503 Ellen lange und 42 Fuß breite Brücke über den Fluß Charles verbunden), und Weſt- oder Neu-Boſton beſteht; an 3000 Häuſer, meiſtens

drei Stockwerk hoch, von Backſteinen gebaut und mit Blitzableitern verſehen, 25,000 Einwohner; ſiebzehn Kirchen, zwei öffentliche lateiniſche Schulen, amerikaniſche Akademie der Wiſſenſchaften, hiſtoriſche, mediciniſche und Geſellſchaft zur Rettung der Verunglückten, auch Marinegeſellſchaft, Aſſecuranz-Comptoir, Bank des Staats und Bank-Comptoir der Union, ſechs Buchdruckereien, Rum-, Zucker-, Segeltuch-, Tauwerk-, Woll-, Leinwand-, Hut-, Wallrathslichter-, Potaſchen-Fabrik, Kanonen- und Glockengießerei, wichtigen Handel, durch einen der geräumigſten Häfen in Nordamerika befördert, der fünfhundert große Schiffe faſſen kann, einen Leuchtthurm hat, und durch das Fort William auf einer Inſel vor demſelben beſchützt wird. Auch finden ſich hier an achtzig Landungsplätze und Kaien. Im Jahre 1790 liefen 455 Schiffe ein, ohne die 1200 nordamerikaniſchen Küſtenfahrer. — Hier wurde durch das Verfahren des damaligen Gouverneurs Th. Hutchinſon, und ſeines beigeordneten Raths Alexander Wedderburne, und des Generals Thomas Gage im Jahre 1774 das gährende Mißvergnügen der Amerikaner zur Widerſpenſtigkeit und endlich zur Empörung gebracht. Am 1ſten Juni deſſelben Jahres ward der Hafen von Boſton geſperrt, und den Einwohnern alle Handlung und Fiſcherei verwehrt. Nach mancherlei Auftritten ſahen ſich 1776 die engliſchen Truppen unter General Howe genöthigt, Boſton zu verlaſſen.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächſe iſt ganz dazu geeignet, den gebildeten Geiſt aufs angenehmſte zu beſchäftigen, alle ſeine Kräfte gleichmäßig in Thätigkeit zu ſetzen, und indem die Sinne ergötzt werden, dem Gemüthe die ruhigſte und nützlichſte Richtung zum Schönen und Wahren zu geben. Es hat aber dieſe Kenntniß in unſern Tagen eben ſo ſehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonnen. Das Gebiet dieſer Kenntniß beſchränkt ſich nicht mehr, wie vor einem Jahrhunderte, auf Gartenpflanzen und ſolche wildwachſende, die ſich durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürger des Gewächsreichs hat man angefangen zu unterſuchen. Achthundert Farrenkräuter, eben ſo viel Mooſe, tauſend Flechten, noch mehr Schwämme und Bauchpilze ſind unterſucht und beſtimmt; täglich vermehrt ſich die Zahl derſelben, und doch ſind wir noch weit entfernt von erſchöpfender Kenntniß nur der in Deutſchland vorkommenden Arten dieſer niedern Gewächſe. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der aufmerkſame Forſcher ſelbſt in der beſuchteſten und ſeit einem Jahrhunderte von Botanikern gekannten Gegend alle Jahre neue Arten. Daſſelbe gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie viele unbeſtimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien und Großbritannien! Wie wenig durchſucht ſind noch Sicilien, Sardinien, Irland, die europäiſche Türkei! Von Aſien kennen wir nur Sibirien, die Küſtenländer Indiens und Arabiens, und die molukkiſchen Inſeln zum Theil; faſt ganz unbekannt iſt uns Perſien, Tibet, China, die Mongolei und das hohe Indoſtan; ganz unbekannt Japan, die Philippinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra. Von dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nördlichen Küſten, einen Theil von Aegypten und die ſüdliche Spitze! Dieſer bekannte Theil von Afrika verhält ſich zum unbekannten, nach Zimmermanns Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß iſt der letztere wegen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der größten Ströme entſpringen, und wegen des Reichthums an Thieren nicht ärmer an Gewächſen als der bekannte. Von Amerika ſind nur erſt die nordöſtlichen Küſtenländer, und neuerlich Peru und Mexico von Humboldt, Ruiz,

Pavon und Bonpland durchſucht. Ganz Braſilien, Paraguay, Chili, ſo wie Californien, ſind unbekannt. Die Inſeln kennen wir etwas beſſer, und erſtaunen mit Recht über die Ueppigkeit der Vegetation, wenn wir erfahren, daß allein dreihundert Farrenkräuter und eben ſo viel Mooſe von Plumier und Swartz auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wiſſen wir von den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und ihren Erzeugniſſen anders, als was die Forſter, Labillardiere, Brown und wenige Andere bei einem kaum monatlichen Aufenthalte entdeckten! Nach dieſen Angaben wird es nicht zu gewagt ſeyn, anzunehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächſe kennen, und daß, wenn die Zahl der bekannten ſich jetzt nahe an dreißig tauſend beläuft, die Zahl der ſämtlichen Gewächſe leicht neunzig tauſend betragen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Kenntniß, die dieſen Reichthum erforſchen, die Arten und Gattungen beſtimmen ſoll! Nicht bloß an Umfang, ſondern auch an innerm Werthe gewinnt die Kenntniß der Gewächſe mit jedem Tage. Wir lernen immer mehr einſehen, daß die wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſer Kenntniß ihren wahren Werth bezeichnet. Mehr ſieht man dies in Deutſchland und Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme einiger würdigen Botaniker, die meiſten dieſe Kenntniß ſo ſpielend und ſeicht behandeln, als ob ſie nur zur Ergötzung der Sinne beſtimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächſe von zwei Seiten betrachten: erſtlich von der hiſtoriſchen, in ſo fern wir die äußern Merkmale der Gewächſe unterſuchen, und von der philoſophiſchen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforſchen. Mit Unrecht hat man ſonſt den erſtern Theil ausſchließlich Botanik genannt, da man den zweiten Phyſik der Gewächſe nannte. Beide gehören zuſammen, erläutern ſich einer den andern, und bilden eine Wiſſenſchaft, die um ſo anziehender iſt, je mehr ſie in das tägliche Leben eingreift. Schon die hiſtoriſche Kenntniß der äußern Merkmale findet nützliche Anwendung im Leben, da die Unterſcheidung der ſchädlichen und brauchbaren Arten jedermann intereſſirt, wenn auch die Gewerke, welche ſich ausſchließlich mit dem Gewächsreiche beſchäftigen, der feinern Unterſcheidung der Arten entbehren könnten. Aber wenn wir die Phyſik der Gewächſe mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen und an dem Intereſſe zweifeln, den dieſe Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philoſophen iſt eine Kenntniß wichtig, welche die Aehnlichkeit und Verſchiedenheit des Baues der Gewächſe und der Thiere aus einander ſetzt und erörtert. Die hiſtoriſche Kenntniß der Gewächſe oder die gewöhnlich ſogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn ſie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abſchrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunſtſprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke und Worte, welche für einzelne Theile und Eigenſchaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umſtändlicher und weitläuftiger der mündliche oder ſchriftliche Unterricht dieſe Kunſtſprache vorträgt, deſto abſchreckender wird ſie. Der Unterricht kann ſehr gründlich ſeyn, obgleich man die Kunſtſprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie ſetzt hinlängliche Kenntniß der lateiniſchen Sprache voraus; denn in keiner andern ſind die Ausdrücke ſo beſtimmt, in keiner andern ſind ſie ſo allgemein angenommen und verſtändlich. Wenn man bei jeder Eigenſchaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anſchauung erläutert, ſo prägt ſich derſelbe dem Gedächtniſſe dergeſtalt ein, daß man nicht nöthig hat

bei jedem Theile der Pflanze dieſelbe Eigenſchaft wieder mit demſelben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im erſten Theile ſeiner Flor Deutſchlands gethan und dadurch die Kunſtſprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß, was filiformis iſt, und wie es ſich von linearis und subulatus unterſcheidet, ſo brauche ich dieſe Ausdrücke nicht beim Blatt- und Blüthenſtiel, beim Piſtill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In ſieben bis acht Stunden läßt ſich die ganze botaniſche Kunſtſprache ſo vortragen und erlernen, daß nachher nur beſtändige Anwendungen derſelben erfoderlich ſind, um ſie ſich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunſtſprache inne hat, deſto ſtrenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beſchreibungen ſeyn, deſto ſicherer iſt man, allgemein verſtanden zu werden. Große Botaniker zeichnen ſich allemal durch Präciſion des Ausdrucks, durch ſtrenge Befolgung der Geſetze der Kunſtſprache, und durch Vermeidung aller überflüſſigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet ſich in den Schriften der meiſten franzöſiſchen Botaniker, an denen ſich die Vernachläſſigung der Kunſtſprache auffallend rächt. In Linnés philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundſätze der Kunſtſprache und der botaniſchen Kritik vollſtändig entwickelt. Der zweite Gegenſtand der hiſtoriſchen Botanik iſt die Kenntniß des Syſtems oder der Anordnung der Pflanzen nach einem beſtimmten Princip. Die zahlloſe Verſchiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt ſich unmöglich faſſen, wenn wir ſie nicht in Gruppen ordnen, die ähnlichen ſammeln und die unähnlichen ſondern. Zu dieſem Ende wird vor allen Dingen gründliche Kenntniß deſſen, was Gattung, Art und Spielart iſt, erfodert. Man kann nicht leicht genau genug in der Beſtimmung dieſer Begriffe ſeyn, da täglich Spielarten mit Arten verwechſelt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Saamen, bei Veränderung des Bodens und des Clima's ſich unabänderlich erhält, nur eine ſolche Eigenſchaft beſtimmt den Begriff der Art. Daher ſind der Farbenprunk der Gartenblumen, der Geruch derſelben, der Geſchmack der Früchte, die Größe der Gewächſe und ihr ganzes äußeres Anſehen von den Merkmalen der Art auszuſchließen. Denn theils ſind dieſe Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortpflanzung durch Saamen nicht dieſelben; theils laſſen ſie ſich durch Worte nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forſtmann und der Gärtner, die nicht wiſſenſchaftlich gebildet ſind, kennen die Gewächſe, mit denen ſie umgehen, genau, aber nach ſinnlichen Eindrücken, die für ſie allein Klarheit haben, die ſie aber Andern nicht deutlich machen können. Der wiſſenſchaftliche Botaniker dagegen beſchreibt mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten einer Pflanze dergeſtalt, daß, wer nur die Kunſtſprache verſteht, ſie ſich im Geiſte vorſtellen, und obgleich er ſie zum erſten Male ſieht, ſie doch ſogleich beſtimmen kann. Die Syſteme der Botanik oder die Anordnungen der Pflanzen und Gruppen ſind theils nothwendig, theils willkührlich. Es gibt eine nothwendige Anordnung, welches die iſt, welche die Natur anerkennt und wonach ſie verfährt. So ſehen wir, daß Gräſer, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpflanzen, ſchoten- und hülſentragende eigene Gruppen ausmachen, die nothwendig ſind, weil die Natur ſie gebildet hat. Ein ſolches Naturſyſtem iſt das wahre Ideal der Botanik; dies aufzuſtellen iſt der höchſte Zweck der größten Botaniker aller Zeiten geweſen. Aber es fehlt bis jetzt nicht allein an einem leitenden Princip bei dieſer Anordnung, ſondern wir müſſen auch deßwegen darauf Verzicht leiſten, weil wir erſt, wie oben bemerkt wurde,

den dritten Theil der ſämmtlichen Gewächſe des Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächſe ungerechnet), und da wir das Ganze nicht überſchauen, auch die Lücken nicht wahrnehmen können, die bei unſerer Anordnung bleiben müſſen. Auf welche Weiſe alſo und von welchem oberſten Grundſatze geleitet, wir die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, das iſt die große Aufgabe, die noch nicht gelöſt iſt. Vorgeſchlagen hat Juſſieu dazu den verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Piſtill; allein dieſer Stand iſt veränderlicher und weniger natürlich, als man glaubt. Beſſer iſt, unſer Unvermögen, die Gruppen nach einem oberſten Grundſatze anzuordnen, ohne Bedenken zu geſtehen, als willkürlich ein Princip aufzuſtellen, welches die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit haben wir bloße Bruchſtücke des Naturſyſtems, und müſſen daher nothwendig dem künſtlichen Syſteme den Vorzug geben. Die Foderung der Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeit zu bringen, iſt unerlaßlich. Befriedigt wird dieſe Foderung am ſicherſten, wenn wir einen und denſelben Grundſatz aufſtellen, der durch alle Theile des Syſtems durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anordnung immer natürlich iſt, kann uns weniger wichtig ſeyn, als daß wir mit einem Blicke alles überſchauen und den Unterricht erleichtern. Dieſem Bedürfniſſe hat niemand beſſer abgeholfen, als Linné, der als oberſten Grundſatz ſeines künſtlichen Syſtems die Verhältniſſe der Befruchtungstheile aufſtellt. Daß dieſe Theile die wichtigſten ſind, wird niemand in Abrede ſtellen, der bedenkt, daß der Zweck der Vegetation durch ſie erreicht wird. Freilich ſind ſie nicht zu jeder Zeit, ſondern nur im vollkommnen Zuſtande der Pflanze entwickelt; freilich ſind ſie oft ſehr klein, und müſſen mit bewaffneten Augen aufgeſucht werden; allein die Natur hat in die Verhältniſſe dieſer Theile eine ſo große Beſtändigkeit gelegt, daß man darüber erſtaunen muß. Nicht die Zahl der Staubfäden iſt es allein, welche die Grundlage des linné'ſchen Syſtems ausmacht; denn dieſe für ſich betrachtet iſt den Veränderungen unterworfen. Daher auch Georg Ad. Suckow, Stafn und Rebentiſch nicht wohl thaten, daß ſie die bloße Zahl als Norm aufſtellten. Die ſämmtlichen Verhältniſſe der Staubfäden gegen ſich und gegen die weiblichen Theile ſind es, die Linné als oberſten Grundſatz annahm und auf die folgerechteſte Art durchführte. Ihre Trennung von den weiblichen Theilen oder ihre Verwachſung mit denſelben, die Verwachſung der Staubfäden oder der Antheren, die verſchiedene Länge der erſtern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem Kelche, und endlich die Zahl; das ſind die Verhältniſſe, die als leitendes Princip dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendbarkeit des linné'ſchen Syſtems mancherlei Einwürfe machen, ohne daß ſeine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. Es iſt ein künſtliches und begnügt ſich, als ſolches, mit der Annahme weniger aber weſentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen übrigen die Uebereinſtimmung der weſentlichen Theile ausdrücke. Darum ſtehen Obſtbäume und niedrige, unſcheinbare Kräuter (Prunus, Pyrus, und Aizoon) neben einander; darum ſind ſehr verwandte Pflanzen, die Gräſer, in vier Claſſen zerſtreut (in der dritten, ſechsten, ein- und dreiundzwanzigſten). Dieſe Mängel theilt jedes künſtliche Syſtem mit dem linné'ſchen. Deſſen ungeachtet bleibt es unentbehrlich und äußerſt nützlich zum Unterrichte, da ſeine Richtigkeit und Conſequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einigen franzöſiſchen Botanikern, allgemein angenommen iſt. Man muß Verzicht darauf leiſten, ein beſſeres erfinden zu wollen, das, wenn es auch

erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch die wichtigſten Werke in der Wiſſenſchaft ſo ſanctionirt wäre, als das linnéſche. Außer der Kenntniß der Kunſtſprache und des Syſtems muß man das Studium der Botanik mit Unterſuchung der Natur ſelbſt beginnen. Wanderungen im Freien und Anlegung einer Sammlung getrockneter Pflanzen ſind die Haupterfoderniſſe, um Fortſchritte zu machen. Eine ſolche Sammlung kommt dem Gedächtniſſe zu Hülfe, ſichert die Unterſuchungen durch Vergleichung und vergegenwärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie iſt weder mühſam noch koſtbar anzulegen. Man merke ſich dabei folgende Regeln: die Pflanzen müſſen, ſo viel als möglich, vollſtändig mit allen ihren Theilen abgeſchnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme ſie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe ſie entweder in einer Blechbüchſe oder in einer Mappe mit Löſchpapier nach Hauſe, lege ſie alsdann zwiſchen Löſchpapier, mit Brettern und Steinen beſchwert, an einen luftigen, trocknen Ort, oder lege ſie in Folianten, die man enge zuſammen in den Bücherſchrank ſtellt. Sind ſie ſehr ſaftig, ſo brühe man ſie erſt ein Paar Minuten in kochendem Waſſer, oder platte ſie mit einem heißen Bügeleiſen zwiſchen Löſchpapier. Sind ſie völlig trocken, ſo ordne man ſie, lege ſie in Bogen Schreibpapier und ſchreibe die ſyſtematiſchen Namen nebſt dem Fundorte darauf. Eine ſolche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchſehen bewahrt, erhält ſich mehrere Menſchenalter hindurch; ja, man hat Pflanzenſammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen ſind. Sind die Pflanzen genau und richtig beſtimmt, ſind ſie ſelten und in bedeutender Zahl, ſo hat eine ſolche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer ſo wenig entbehren, als der Geiſtliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Geſetzbuches. Die eigenen Unterſuchungen der Pflanzen fodern beſondere Hülfsmittel, unter denen der literariſche Apparat obenan ſteht. Kein Fach menſchlicher Kenntniß fodert einen größern und koſtbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur ſichern Beſtimmung der Pflanzen wird erfodert, daß man ihre Beſchreibung und Abbildung in zum Theil ſeltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker von Profeſſion kann derſelben ſo wenig entbehren, daß er, um eine vollſtändige Bibliothek ſeines Faches ſich anzuſchaffen, ein Capital von faſt 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke koſten allein über 1000 Taler. Wer nicht ſo viel daran wenden kann, oder wer bloß Liebhaber iſt, begnügt ſich mit einer guten Flor ſeiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutſchlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon synopsis. Will man etwas vollſtändiger ſich belehren, ſo würde Willdenows Ausgabe der species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutſche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Ueberſicht der ganzen Wiſſenſchaft, auch der unvollkommenen Gewächſe, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus dieſen Werken und bei dieſer Unterſuchung wird man einſehen lernen, daß die botaniſche Kenntniß unmöglich bloß in der Fertigkeit beſtehe, eine Menge Pflanzen mit ihrem ſyſtematiſchen Namen zu benennen, und ihren Platz im Syſteme zu beſtimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritiſche Unterſcheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Beſtimmung derſelben, das ſind die Erforderniſſe, welche der echte Botaniker zu befriedigen ſucht, wenn er bloß den hiſtoriſchen Theil der Wiſſenſchaft bearbeitet. Gedächtniß und

Urtheilskraft werden auf gleiche Weiſe in Anſpruch genommen, und die Uebung dieſer Geiſteskräfte iſt einer der größten Vortheile, die dieſes Studium gewährt. Aber der Botaniker ſoll nicht bei den äußern Formen ſtehen bleiben: er ſoll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächſe erforſchen, und ſich um philoſophiſche Kenntniß dieſer Geſchöpfe bekümmern. Dieſe Phyſik der Gewächſe hat zwei Grundſtützen: Anatomie und Chemie. Beide ſind unentbehrlich, da ſie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen ſich ſo oder anders geſtaltet. Aber keine von beiden Kenntniſſen muß mit der eigentlichen Phyſik der Gewächſe verwechſelt werden. Dieſe entwickelt die Geſetze des Lebens und der Geſchäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundſätzen, obgleich ſie überall geſteht, ohne jene Grundſtützen keine Fortſchritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächſe beſteht in der Zergliederung und mikroſkopiſchen Unterſuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile iſt der Gebrauch eines guten, zuſammengeſetzten Mikroſkops unentbehrlich. Es hat dieſer Theil der Botanik ſeine eigene Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroſkops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, ſondern vor allen Dingen die Beobachtung ſelbſt, die völlige Freiheit von Vorurtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derſelben Beobachtung unter abgeänderten Umſtänden, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüſſe zu ziehen; dies alles iſt offenbar nicht jedermanns, ſondern nur deſſen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Uebung verbindet. Wir ſind jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächſen dreierlei von einander verſchiedene und dennoch wahrſcheinlich in einander übergehende Urformen des Baues gibt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform iſt die niedrigſte; in den unvollkommenſten Pflanzen ſchwankt ſie noch; entwickelt tritt ſie erſt in den Lichenen und Mooſen hervor. In der keimenden Pflanze iſt ſie die erſte. Sie durchflicht in der Folge alle Theile, und zeige ſich auf der grünen Oberfläche der Gewächſe, etwas abgeändert, mit beſondern Oeffnungen, die wahrſcheinlich die Luftſtoffe aufnehmen und zubereiten. Ganz einfach iſt das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden ſich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächſe, die daher zum zelligen Baue gehören. Die Röhrenform beſteht aus den feinſten, wie Faſern erſcheinenden Röhren, die, an den Enden zugeſpitzt, auf einander liegen, und entweder parallel neben einander fortlaufen, oder ſich (im Baſte der Bäume) mannichfach verflechten. Sie ſind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufſteigen. Sie entwickeln ſich ſchon bei niedern Pflanzen, in Mooſen, und ſind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Auftrieb der Säfte befördert werden ſoll. Die Schraubenform iſt die höchſte, und ſcheint das Werkzeug zu ſeyn, deſſen ſich die Lebenskraft der Gewächſe bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erſt in den Farrenkräutern erſcheint ſie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächſen iſt ſie an die Röhrenform gefeſſelt, ſo daß ſie dieſer den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben ſcheint. In den Gräſern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern ſtehen die Schraubengänge in abgeſonderten Bündeln; in den meiſten übrigen Pflanzen, die mit zwei Saamenlappen aufgehen, ziehen ſie ſich in zuſammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln ſie ſich erſt dann, wenn die Pflanze ſtärker zu trei-

ben anfängt, und wenn erſt ein Wulſt von gedrängtem Zellgewebe ſich gebildet hat. Aus einem ſolchen entwickeln ſie ſich überall, ohne ſich je zu theilen. Sie ſind leer von Säften, enthalten bloß Luft oder elaſtiſche Flüſſigkeiten, welche ſie aus den tropfbaren bereiten. Es gibt mannichfache Abänderungen dieſer Form: näher dem Marke bleiben ſie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräſer verwachſen ſie, und ſtellen alsdann die ſogenannten Treppengänge dar. Eigene große, ſchlauchförmig, ſtellenweiſe erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entſtehen aus der Wurzel und durchſetzen manche Gewächſe, indem ſie ſich von den eigentlichen Schraubengängen unterſcheiden, obgleich ſie im Allgemeinen zu dieſer Form gehören. Es ſcheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob dieſe Formen eine in die andere übergehen. Geſtreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden verſehen, nähern ſich eben ſo ſehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Mooſe, dem sphagnum obtusifolium, erſcheint das Zellgewebe ſogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächſe lehrt uns die Miſchung ihrer Beſtandtheile kennen. Wir benutzen dieſe Kenntniß, um die Geſetze des Lebens auf dieſe Bedingung zu gründen. Wir ſuchen zu zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüſſigkeit der Gewächſe, dem kohlenſauren mit Stickſtoff geſchwängerten Waſſer und den angezogenen Luftſtoffen alle und jede nähern Beſtandtheile hervorgehen. Um dies zu thun, nehmen wir die Urſtoffe dieſer Beſtandtheile an, welche die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wiſſen wir, daß die Scheidekunſt nur die Verhältniſſe der todten Säfte hervorlockt, und daß ein großer Unterſchied zwiſchen lebenden und todten Säften iſt. Wir ſehen wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden Mitteln, und beſonders während des Gährens, Verbrennens und Einäſcherns, neue Zuſammenſetzungen erfolgen und mehrere Urſtoffe verloren gehen; daß alſo die Schlüſſe, welche die Chemie wagt, immer ſehr unſicher und ſchwankend ſind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes Mittel in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zuſammenſetzung der Säfte in lebenden Körpern zu erforſchen, als die Scheidekunſt mit ihren groben Handtierungen. Es iſt daher die größte Vorſicht nöthig, wenn wir dieſe Grundſtütze der Naturlehre der Gewächſe benutzen wollen. Die letztere Wiſſenſchaft, die eigentliche Phyſik der Pflanzen, betrachtet dieſe Geſchöpfe als lebende und organiſirte Körper, die ſich im Allgemeinen durch Miſchung und Bau von den thieriſchen Körpern unterſcheiden, ohne daß es feſte Gränzlinien zwiſchen beiden Reichen gäbe. Zwar wiſſen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefeſſelt und nur zum Theil dem Lichte entgegenſtrebend, niedriger ſtehen als Thiere; daß ihre Miſchung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenſtoffs von der thieriſchen Miſchung unterſchieden iſt. Aber wir kennen eine Menge Geſchöpfe, die zweifelhaft laſſen, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Es gibt demnach nur ein großes Reich organiſcher Geſchöpfe, welches von dem einfachſten Bauchpilze und von der kopfloſen Blaſe (Acephalocystes) an ſich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Menſchen erſtreckt, denſelben Lebensgeſetzen gehorcht und auf dieſelbe Weiſe von Außendingen erregt wird. Das Aufſteigen der Säfte in der Pflanze, der Vorgang der Ernährung und der Abſonderung eigenthümlicher Säfte, die Erzeugung beſonderer Stoffe, des Eiſens, des Kalks und der Kieſelerde, ſie ſind eben ſo gut Wirkungen des Lebens, als der Schlaf der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysa-

rum gyrans und das Zuſammenfallen der Mimoſen bei der Berührung. Wir haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen Agenten der Natur, des Lichts, der Wärme, der Electricität, des Sauerſtoffs auf die Pflanzen näher unterſucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Elektricität oder des Galvanismus, deſſen Einfluß auf die Pflanzen noch zweifelhaft ſcheint, wirkten die andern allgemeinen Agenten zum Theil zwar chemiſch, aber vorzugsweiſe dynamiſch. Der Sauerſtoff von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrer Subſtanz angeeignet, als dazu verwandt, Kohlenſäure zu bilden, welche wiederum durch die Vegetation zerſetzt, den Sauerſtoff an der grünen Oberfläche fahren läßt, nachdem der Kohlenſtoff der Pflanzenſubſtanz angeeignet iſt. Zu dem letztern Vorgange trägt hauptſächlich das Sonnenlicht bei, welches, als der kräftigſte Lebensreiz, alle organiſchen Körper in Thätigkeit ſetzt, und, indem es jene Veränderung der Beſtandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Miſchung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemiſch auf die Pflanzen, zum Theil ſetzt ſie ihre höheren Thätigkeiten in Bewegung und vermittelt das Leben, indem ſie allen Säften einen höhern Umfang gibt und die Zerſetzung befördert. Von der künſtlichen Electricität muß man keinen Schluß auf die natürliche, unmerkliche Electricität der Atmoſphäre machen. Die letztere iſt ſehr wirkſam, ohne ſich durch gewöhnliche Electrometer zu verrathen; daher auch Volta ſagt: in den niedern Luftſchichten, darin Pflanzen leben, betrage das Maß der Electricität kaum ein bis zwei Grade des Electrometers. Aber wenn man bedenkt, wie ſelbſt bei den gewaltſamen Ausſtrömungen der überſchüſſigen Luftelectricität im Blitze de Luc dennoch wenig Abweichungen des Electrometers bemerken konnte, und wie Gewitterregen und Nächte, in denen es blitzet, ungemein ſtark die Vegetation erregen und oft ſo überreizen, daß das Verſcheinen oder Verbleichen des Getraides auf flach gepflügten und friſch gedüngten Aeckern davon hergeleitet wird, ſo kann man nicht anſtehen, dem großen Agenten der Luftelektricität ſehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuſchreiben. Beweiſe für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umſtande, daß kein einziger Beſtandtheil des Bodens unverändert in ſie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachſen, enthalten nicht Kochſalz, ſondern ſauerkleeſaure Sode in ihrer Miſchung, und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die auf dürrem Sande wachſen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den ſie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Oel geht als ſolches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechſel in der engliſchen Landwirthſchaft auf der richtigen Auswahl ſolcher Früchte, die das quantitative Verhältnis der Urſtoffe des Bodens ſo verändern, als es die Natur einer jeden Art erfodert. Daher paßt Waizen auf Hackfrüchte, aber nie auf Gerſte; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülſenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müſſen auf das ſorgfältigſte die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, um die Geſetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müſſen nicht müde werden, die thieriſche Natur und die noch wenig beachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um ſo zu Reſultaten zu kommen, welche die Begründung der Phyſik der Gewächſe vorbereiten können. Als literariſches Hülfsmittel dieſes wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Baue und der Natur der Gewächſe als das vollſtändigſte genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächſe haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier,

Sauſſüre und Schrader in Berlin bearbeitet. — Noch wollen wir zuletzt einen kurzen Ueberblick der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der Botanik iſt der philoſophiſche der ältere. Ehe die griechiſchen Philoſophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächſe zu unterſcheiden, unterſuchten ſie die Lebensgeſetze der Pflanzen, ihren Unterſchied von den Thieren, und, ſo weit es mit unbewaffneten Augen geſchehen konnte, den Bau der Pflanzen. Theophraſt von Epheſus iſt der Schöpfer der philoſophiſchen Botanik, die er nach einem großen und eigenthümlichen Plane bearbeitete. Er fand keinen Nachfolger bis in die neueſten Zeiten. Seine Nachfolger, beſonders die Alexandriner, welche die beſte Gelegenheit dazu hatten, vernachläſſigten dies Studium ſo ſehr, daß ſie höchſtens die Arznei- und Giftpflanzen kennen lernten, aber unvollſtändig und ohne einen Gedanken an ſyſtematiſche Ordnung beſchrieben. Aus ihren Schriften und aus eigenen Bemerkungen ſetzte Dioſkorides von Anazarba im erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung ein Werk zuſammen, welches mangelhafte Beſchreibungen von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfaſſer wichtiger iſt, als naturgemäße Schilderung oder ſyſtematiſche Anordnung. Dies Werk blieb, durch ſyriſche, arabiſche und latinobarbariſche Ueberſetzungen entſtellt, fünfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botaniſcher Kenntniß. Die perſiſchen und arabiſchen Aerzte ſetzten ungefähr zweihundert den Griechen unbekannte Pflanzen hinzu, und es war alſo der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften auf 1400 beſchränkt. Deutſchland hat das Verdienſt, die hiſtoriſche Botanik zuerſt begründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioſkorides, wenn man die Gewächſe Deutſchlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen derer, die Dioſkorides Beſchreibungen auf deutſche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunſchweig, Otho Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conr. Geßner zu dem Entſchluſſe, unabhängig von Dioſkorides die Gewächſe des Vaterlandes zu unterſuchen und in Holzſchnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerſt den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die weſentlichen ſeyen, und daß man danach die Pflanzen eintheilen müſſe. Ihnen folgten im ſechszehnten Jahrhunderte die Italiäner Pet. Matthiolus, Andr. Cäſalpinus, Proſp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Cluſius und Lobelius, und als Sammler der Franzoſe Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutſchen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und Joh. Bauchin, deſſen Bruder Caspar nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, ſondern auch die durch Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymie zu berichtigen ſuchte. Dies ſind die Väter der Botanik, zu deren claſſiſchen Werken man hinaufſteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollſtändig beſtimmen will. Durch die Anſtrengungen dieſer Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchon bis auf 5500 angewachſen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauchin wählten eine willkührliche, zum Theil natürliche Anordnung, indem ſie Bäume, Gräſer, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufſtellten, aber ohne ſich um ein leitendes Princip zu bekümmern. Andr. Cäſalpinus war der erſte, der, nach Conr. Geßners Vorſchlag, die Frucht und die weſentlichen Theile

des Samens als Gründe einer Claſſification aufführte, welche bei vielen ſeiner Nachfolger, die man Fructiſten nennt, die herrſchende Norm geblieben iſt. Im ſiebzehnten Jahrhunderte wurde dieſe Methode von Rob. Moriſon und Joh. Ray dergeſtalt verbeſſert und ausgebildet, daß der letztere ſchon auf die Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rückſicht nahm, Rivinus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre unregelmäßige Geſtalt, und Tournefort die Aehnlichkeit der Blumenkrone mit andern Gegenſtänden als Norm erkannten. Unterdeſſen wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Moriſon, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier vermehrt. Es wurde im ſiebzehnten Jahrhunderte durch Grew und Malpighi der Grund der Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegründet, und das verſchiedene Geſchlecht derſelben von Grew, Morland und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Dieſe Entdeckung ſuchte Micheli ſogar auf niedere Organismen, auf Mooſe, Flechten und Schwämme anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzenſammlern Rumphius, Parkinſon, Sloane, Flacourt, Commelyn, Buxbaum, Ammann und Feuillée verdankte der unſterbliche Linné theils die Idee zur Gründung ſeines Syſtems, welches ganz auf den Verhältniſſen der Befruchtungstheile beruhte, theils die Kenntniß einer ſehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der erſten Ausgabe ſeiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zweiten Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges Herbarium jetzt ſchon 11 bis 12,000 Arten enthält, ſo muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths ſeit ſechzig Jahren erſtaunen. Linné's Gedanken von den beiderlei Geſchlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf unvollkommene Gewächſe weiter ausgedehnt. Das Syſtem ward von Adanſon, Alſton und Haller beſtritten, von Schreber, Scopoli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im achtzehnten Jahrhunderte die zahlreichſten Entdeckungen in der Pflanzenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Forskel, Forſter, Haſſequiſt, Browne, Jacquin, Aublet, Commerſon, Stahl, Swartz, Aiton gemacht. Es wurde die Phyſik der Gewächſe von Bonnet, Du Hamel, Hill, Kölreuter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen bereichert, und ſo näherte ſich die Botanik der Geſtalt, in welcher wir ſie gegenwärtig erblicken. Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft hat Sprengel vollſtändig in ſeiner Historia rei herbariae erzählt. nt.

Botanybay, ſ. Neuholland.

Both (Johann und Andreas), geboren zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmalers, der ſie in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterrichtete. Sie bildeten ſich darauf in der Schule Abraham Blämaerts und gingen noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte dieſen zum Muſter; Andreas zog die Porträtmalerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung ſie zu entgegengeſetzten Gattungen führte, ſo wußte die Freundſchaft, welche ſie beſeelte, ihre Pinſel zu gemeinſchaftlichen Werken zu vereinigen. So malte Andreas Both in den Landſchaften ſeines Bruders die Figuren, und beide wußten ſich mit ſo viel Uebereinſtimmung und Einſicht gegenſeitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemälde von zwei verſchieden Händen herrührten. Dieſer Ver-

bindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die Wage zu halten. Man bemerkte in den Werken Johanns eine größere Leichtigkeit, und beſonders ſchöne ausgezeichnete Geſichter, voll Geiſt und Feinheit; auch lobte man daran die ſchöne Ausführung, ſchöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der ſich von der Natur entfernt, wiewohl dieſer Fehler nicht immer Statt findet. Der Ruf Johanns iſt durch die Zeit beſtätigt worden und ſein Verdienſt ſowohl als ſein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künſte haben ihm den Namen Both aus Italien erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder trennen. Andreas ertrank zu Venedig im J. 1650. Johann, untröſtlich darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald ſeinem Bruder folgte. Man ſchätzt die Blätter, welche Johann Both ſelbſt nach ſeinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnien, Botten, iſt eine große Landſchaft und Statthalterſchaft in der ſchwediſchen Provinz Nordland, und liegt an beiden Seiten des bothniſchen Meerbuſens. Es wird eingetheilt in Weſt- und Oſtbotten. Jenes hat 38,000 dieſes 67,000 Einwohner. Zu Weſtbotten gehört auch das nördliche angränzende Lappland mit ungefähr 8000 Einwohnern. Ungeachtet der Kälte iſt der Boden fruchtbar und hat hinreichenden Getraidebau. — Der bothniſche Meerbuſen iſt der nördliche Theil der Oſtſee zwiſchen Schweden und Finnland, der von der Provinz Bothnien den Namen hat.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des Meißner Porzellans, war in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Schleiz im Voigtlande geboren. Er war anfangs als Gehülfe eines Apothekers in Berlin, wurde aber genöthigt zu entfliehen, weil er in dem Rufe ſtand, daß er die Kunſt Gold zu machen verſtehe, und kam nach Sachſen. Der damalige Churfürſt und König von Polen, Friedrich Auguſt II., ließ ihn nach Dresden kommen, und befragte ihn, ob er Gold zu machen verſtehe, welches er aber ſtandhaft läugnete. Der König, der dieſer Antwort weniger traute, als wenn er vielleicht ja geantwortet hätte, ließ ihn auf die Feſtung Königſtein bringen, und gab Befehl, den Gefangenen auszuforſchen. Hier machte nun Böttcher Verſuche, und entdeckte ungefähr im Jahr 1703 die Maſſe des Porzellans, das Sachſen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs wurde es in Dresden verfertigt, aber im Jahr 1710 in Meißen eine Fabrik errichtet, worin Böttcher bis an ſeinen Tod, der den 14ten März 1719 erfolgte, das Verfahren zu vervollkommnen bemüht war. Der König hatte ihn zur Belohnung in den Adelſtand erheben laſſen.

Böttiger (Carl Auguſt), Hofrath und Pagen-Studien-Director zu Dresden, iſt 1760 zu Reichenbach im ſächſ. Voigtlande geboren, wo ſein Vater Conrector war. Den wichtigern Theil ſeiner Laufbahn begann er 1792 als Director des Gymnaſiums zu Weimar, wo er auch zugleich als wirklicher Conſiſtorialrath angeſtellt wurde. Nachdem er hier bis zum J. 1797 beiden Aemtern mit Ruhm und Nutzen vorgeſtanden, wurde er als Studiendirector der Pagen mit Hofrathstitel nach Dresden berufen, welches Amt er bis jetzt bekleidet. Was den wiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Charakter dieſes gelehrten und berühmten Mannes anbetrifft, ſo muß ihm die unparteiiſche Kritik eine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, ſo wie der alten und neuen Literatur, die ausgebreitetſte Beleſenheit und eine wahrhaft umfaſſende Gelehrſamkeit zugeſtehen. Dieſe Vorzüge, welche von einem vortrefflichen Gedächtniß unterſtützt werden, haben ihn in den

Stand geſetzt, viele Felder des menſchlichen Wiſſens mit großem Erfolge anzubauen. Unter dieſen nennen wir insbeſondere die Alterthumskunde und die Mythologie, in welchen beiden Wiſſenſchaften es ihm ſehr häufig gelungen iſt, theils Dunkelheiten völlig aufzuhellen, theils auch durch glückliche Combinationen künftigen Bearbeitern dieſer Wiſſenſchaften den Weg zu bahnen. Auch über die Schauſpielkunſt hat er ſeine Forſchungen verbreitet und ſeine Ideen darüber mitgetheilt, indem er nicht allein die Mechanik der griechiſchen und römiſchen Theater beleuchtet, ſondern auch in der Entwickelung des iffländiſchen Spiels theilweiſe die eigentliche Schauſpielkunſt der Neuern abgehandelt. Wenn die tiefere Kritik in dieſem Werke keine eigentlichen Aufſchlüſſe über die Kunſt ſelbſt zu finden im Stande iſt, ſo wird man dagegen gezwungen, demſelben ſehr verdienſtvolle Einzelheiten zuzugeſtehen; Einzelheiten, die in der That nicht ſelten ſo erſchöpfend ſind, daß ſie manchen Kritikern ein ſtreng gedachtes Ganze geſchienen haben. In Dresden ſuchte und fand Böttiger Gelegenheit, ſeine archäologiſchen und antiquariſchen Kenntniſſe durch das lebendige Studium der Antike zu vervollkommnen. Früchte dieſes Studiums waren ſeine dresdner Antikengallerie bei Fackelerleuchtung, die Andeutungen zu 24 Vorträgen, ſeine Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin, durch welches Werk Böttiger beſonders das weibliche gebildete Publikum für ſich gewann, was auch eine ſtrenge Kritik daran auszuſetzen haben möchte, und viele andere einzelne Abhandlungen, die in Zeitſchriften zerſtreut ſtehen. Dieſe, ſo wie alle ſeine übrigen Werke beurkunden ganz die Eigenſchaften, die wir oben, als das organiſche Weſen ſeines literariſchen Charakters ausmachend, angaben. — Es gibt übrigens auch Kritiker, welche behaupten, daß Böttigers ſchriftſtelleriſches Verdienſt ſehr oft ſich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, ſondern auch das Ueberflüſſige zu ſagen, überhaupt aber dem Leſer wenig zum eigenen Denken übrig zu laſſen. Andere machen ihm Vorwürfe darüber, daß er die ernſten Wiſſenſchaften zu ſehr ins Leben hinüberziehe und populariſire; — daß er ſich, ſein Wiſſen und Studium nicht großen und würdigen Gegenſtänden widme, ſondern ſeine Kräfte und ſeine Zeit in geſchniegelten Almanachs-, Zeitungs- oder Journalartikeln verſplittere. Einige werfen ihm noch Haſchen nach Witz, Suchen nach Humor und Affectation bei ſeinen gelehrten Citaten vor; noch Andere rechnen ihm ſeine Univerſalität, von der er wenigſtens oft brillirende Beiſpiele gegeben hat und nicht aufhört zu geben, als ein Unrecht an. In allen dieſen und ähnlichen Urtheilen, über den eben ſo gefeierten als auch wohl beneideten Mann mag einige Wahrheit liegen; wir geſellen uns aber gern zu denen, die dem ſo vielſeitig gebildeten, und für alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt in allen ihren Zweigen und Theilen befördern kann, raſtlos thätigen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen. — Wir führen noch an, daß er es iſt, der ſeit einer Reihe von Jahren in der Allgemeinen Zeitung die geiſt- und kenntnißreiche Ueberſicht der Meßgeſchäfte lieferte. Ueberdiß hat er mehrere Jahre lang Wielands deutſchen Merkur redigirt und ihn mit vielen eigenen gehaltvollen Aufſätzen ausgeſtattet. — Von ihm rührten auch bis zum Jahre 1806 die Commentare zu den engliſchen Caricaturen im Journal London und Paris her. Er entwickelte bei dieſen eine Kenntniß der innern Verhältniſſe Englands und der politiſchen Parteien dieſes Landes, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen muß, da er nie in England war, und ſich ſolche Kenntniſſe gewöhnlich nicht durch Bücher, ſondern nur durchs Leben erwerben laſſen.

Bouchardon (Edme), war 1698 zu Chaumont in Baſſigni geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünſtigte frühzeitig ſeine Neigung zur Zeichenkunſt, von der er zur Malerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch ſeine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, ſich der Bildhauerei zu widmen, verließ er ſeine glückliche Lage im Schooße ſeiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Couſtou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward königlicher Penſionair in Rom. Hier ſtudirte er ſeine Kunſt theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Rafael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büſten und ſollte das Grabmal Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorſtellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois ſtand; ferner nahm er Theil an der Ausbeſſerung der Fontaine Neptuns zu Verſailles. Im J. 1736 folgte er Chauffourier als Zeichner der Akademie der ſchönen Künſte. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren ſollten, zehn an der Zahl. Auch ſieht man in dieſer Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin von Lauraguais. Die Fontaine in der Straße Grenelle, welche 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, iſt ganz ſein Werk, und gilt für ſein Meiſterſtück. Ein erwachſener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferſtiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwig XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße zwölf Jahre an dieſem Werke, und lieferte beſonders in dem Pferde ein Muſter der Vollkommenheit, das man allem entgegenſetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweiſen hat. Bouchardon ſtarb im J. 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; ſeine Compoſitionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geiſt und Ausdruck in ſeine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen ſeinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünſchen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen ſind kräftig und kühn, ſpäter nahm er eine gelecktere und feinere Manier an, um ſich dem Zeitgeſchmack anzupaſſen. Sein Aeußeres war ſchwerfällig, ungeſchickt und nichtsſagend. Von ſeinen Schülern iſt nur Louis-Claude Baſſe bekannt, welcher 1772 ſtarb. Bouchardons Leben hat Caylus geſchrieben.

Boucher (François), erſter Maler des Königs und Director der Malerakademie, war zu Paris im Jahr 1704 geboren und ſtarb 1770. Als ein Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den erſten akademiſchen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder ſtudirt hatte, kam er nach Paris zurück, und wurde von dem Publicum der **Maler der Grazien** genannt; eine Benennung, die er durch ſeine Gemälde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leiſten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geſchmack ſeines Zeitalters angeſteckt hätte. Eine glückliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen ſind incorrect, ſeine Farben nicht gehörig verſchmolzen, und beſonders ſeine Carnation ſo grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf

ſtele; mit einem Worte, er iſt als der Zerſtörer der franzöſiſchen Schule anzuſehen. Als Menſch und Geſellſchafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künſtler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweiſ't die faſt ungeheure Menge ſeiner Gemälde und Zeichnungen, von welchen letztere ſich auf mehr als 10,000 belaufen mögen. Er radirte ſelbſt einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferſtiche.

Boufflers (Stan. Ritter von), einer der vierzig von der franzöſiſchen Akademie, Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieſer Stadt bei der General-Ständeverſammlung, jetzt Mitglied des Nationalinſtituts, Legionär ꝛc. Er war anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen, hatte aber den Militärſtand vorgezogen, war Huſarenrittmeiſter geworden, und hatte einigen Feldzügen des ſiebenjährigen Kriegs und der blutigen Schlacht von Ameneburg beigewohnt. Er bekleidete auch einen militäriſchen Poſten auf der Inſel St. Louis an der afrikaniſchen Küſte. Doch hatte dieſe Laufbahn ihn nicht abgehalten, ſich auch mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen; und lange vor der Revolution machte er ſich ſchon durch ſeine artigen Verſe bekannt, ohne daß er ein Werk von Bedeutung erſcheinen ließ. In der Nationalverſammlung zeichnete er ſich nicht aus. 1792 zog er ſich nach Berlin zurück, ward daſelbſt vom Prinzen Heinrich aufgenommen, und durch deſſen Vermittelung zum Mitglied der berliner Akademie ernannt. Er heirathete Frau von Sabran, und kam im April 1800 nach Paris zurück, wo er ſeine Gedichte neu herausgab. 1804 war er als Mitglied der alten Akademie in das Nationalinſtitut aufgenommen worden. Der hervorſtechende Charakter ſeiner Poeſien iſt Leichtigkeit und Grazie.

Bouffon, ſ. Buffone.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, ward 1729 zu Paris geboren. Er ſtudirte auf der dortigen Univerſität, und zeigte früh ein ſeltenes Faſſungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wiſſenſchaften gleich glückliche Fortſchritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünſche ſeiner Familie widmete er ſich der Rechtsgelehrſamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen ſeiner Neigung angemeſſenen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ ſich zum Militär einſchreiben und gab vierzehn Tage danach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er ſeinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militäriſche Laufbahn eintrat, die er ſo glänzend zurücklegte. Die Geſchichte ſeines Lebens ſetzt in Erſtaunen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, mit denen er ſich beſchäftigt hat, und durch die Menge der Ereigniſſe, welche ſie ausfüllen. Im Jahr 1753 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Sarre-Louis commandirte; in dem Winter deſſelben Jahres ging er als Geſandtſchaftsſecretär nach London und ward während ſeines kurzen Aufenthalts daſelbſt Mitglied der königlichen Geſellſchaft. Im September 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und ſetzte ſeine Dienſte in derſelben Eigenſchaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canada's aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitains im März 1756 von Breſt ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine engliſche Flotille und

war durch Rath und Beiſpiel im Juni 1758 die Haupturſache, daß ein Detachement von 5000 Mann Franzoſen einer engliſchen Armee von 24000 Mann mit Erfolg widerſtand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada ſich zu ſchwach ſah, um das Land zu vertheidigen, ſchickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verſtärkung zu fodern. Er reiſ'te im November 1756 ab und kehrte im Januar 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Oberſten und St. Ludwigsritter ernannt hatte. Der Marquis von Montcalm ernannte ihn bei ſeiner Rückkehr zum Commandanten der Grenadiere und Volontaire und befahl ihm, mit zwei Corps den Rückzug der franzöſiſchen Armee auf Quebeck zu decken, welches Bougainville mit Tapferkeit und Geſchicklichkeit ausführte. Nachdem die Schlacht vom 10 September 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schickſal der Colonie entſchieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück und diente in dem Feldzug von 1761 mit Auszeichnung unter Choiſeul-Stainville in Deutſchland, bis der Friede auch hier ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, ſehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als ſolchen eine Ueberlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmteſten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die ſie von einem Etabliſſement auf den maluiniſchen Inſeln ziehen könnten, bewog ſie zu Ausrüſtung einiger Schiffe und übernahm die Ausführung ſelbſt. Der König gab ihm ſeinen Beifall, ernannte ihn zum Schiffscapitain und erlaubte ihm, auf ſeine Koſten eine Niederlaſſung auf dieſen Inſeln anzulegen. Bougainville ſegelte 1763 mit ſeiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inſeln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müſſen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Koſtenerſatz, die Rückgabe der Inſeln zu bewirken. Er lief zu dem Ende den 15ten December 1766 mit einer Fregatte und einem Flütſchiff von St. Malo aus und machte in Folge dieſer Expedition eine Reiſe um die Welt, von der er den 16ten März 1769 glücklich in St. Malo wieder zurückkam, und mittelſt welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikaniſchen Kriege commandirte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienſchiffe, ward 1779 Chef einer Eskadre und in dem folgenden Jahre Marechal de camp in den Landarmeen. Als im Jahre 1790 die Seeleute zu Breſt einen Aufſtand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung deſſelben abgeſchickt; aber in jenen Zeiten der Raſerei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt zog er ſich, nachdem er länger als 40 Jahre ſeinem Vaterlande mit Ruhm gedient hatte, von dem öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis an das Ende ſeiner Tage allein den Wiſſenſchaften. Im Jahr 1796 zum Mitgliede des Inſtituts und in der Folge auch des Bureau's der Längenmeſſungen ernannt, nahm er an den Arbeiten dieſer beiden gelehrten Geſellſchaften Theil, ward zuletzt noch Senator und ſtarb in ſeinem 89ſten Jahre am 3ten Auguſt 1811. Er war zugleich von den liebenswürdigſten Sitten; dienſtfertig, freigebig und in jeder Rückſicht der höchſten Achtung würdig. Bis in ſein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geiſtes ungeſchwächt behalten.

Bouillé (François Claude Marquis de), ein berühmter franzöſiſcher General, der ſich früher in dem Nordamerikaniſchen Kriege glänzend ausgezeichnet und einen großen Antheil an der Flucht des

Königs nach Varennes (am 21ſten Juni 1791) hatte. Die Anſtalten, welche er zur Deckung derſelben getroffen hatte, wurden ſo bedächtig ausgeführt, daß das Unternehmen allerdings gelungen ſeyn würde, wenn nicht die Zaghaftigkeit des Königs, und ſein ausdrückliches Verbot, keine Gewalt zu brauchen, alles vereitelt hätte. Entweder mußte die ganze Reiſe unterbleiben, oder, da ſie einmal unternommen war, Gewalt der Waffen angewendet werden, um ſie glücklich zu beendigen. Bouillé, der ſich ein Jahr vorher bei den Unruhen in Nancy als warmen Patrioten gezeigt, und ſie ſo glücklich gedämpft hatte, daß die Nationalverſammlung ihm die lauteſten Beweiſe ihrer Achtung darüber zuerkannte, mußte jetzt in aller Eil über die Gränze fliehen, um nicht den Kopf als Verräther zu verlieren. Er ging mit ſeinem Sohne nach den Niederlanden, begab ſich, nachdem er von Luxemburg aus einen ſehr drohenden Brief an die Nationalverſammlung geſchrieben hatte, nach Wien, und trat bald darauf in die Dienſte des Königs von Schweden, Guſtavs III., der ihn ſehr hoch ſchätzte, und in deſſen Namen er auch den franzöſiſchen Prinzen damals Unterſtützung verſprach. Nach dem Tode dieſes Monarchen ging Bouillé nach England, wo er die ſchätzbaren Memoiren über die Franzöſiſche Revolution herausgab, welche auch, aus dem Engliſchen überſetzt, in Hamburg 1798 erſchienen. Sein Tod erfolgte zu London 1803.

Boulevards (oder Wälle), gehören unter die berühmteſten und beſuchteſten Spaziergänge in Paris. Sie gehen faſt um die ganze Stadt herum, und ſind in der Mitte für Wagen, auf beiden Seiten für Fußgänger eingerichtet, und mit ſchönen Gebäuden, Schauſpielhäuſern u. ſ. f. geziert.

Boulogne, eine Handelsſtadt nebſt einem Hafen in der ehemaligen Picardie, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement Pas de Calais. Vor dem J. 1802 waren hier gegen 10,500 Einwohner; dieſe Zahl hat ſich aber ſeit den Rüſtungen gegen England ſehr vermehrt. Von hier iſt die bequemſte Ueberfahrt nach England, daher hatte Napoleon den Ort zum Sammelplatz der Truppen beſtimmt, mit denen er eine Landung auf England unternehmen zu wollen vorgab. Der ſonſt ſehr ſeichte Hafen wurde tiefer gemacht, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zum Ueberſetzen der Mannſchaft gebaut, die Stadt und der Hafen wurden befeſtigt und in einen guten Vertheidigungsſtand geſetzt; ſo daß auch alle Verſuche der Engländer mit Bombardiren und Beſchießen durch congreveſche Racketen fruchtlos waren. Dieſe Rüſtungen währten bis 1805. Der in dieſem Jahre mit Oeſterreich ausgebrochene Krieg rief Napoleon mit ſeinen Heeren auf einen andern Schauplatz, und ſeitdem iſt von einer Landung auf England, die ſtets von Sachverſtändigen als kaum ausführbar betrachtet wurde, nicht mehr die Rede geweſen.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regſten Eifer, den reinſten Patriotismus verband, und in jeder Hinſicht verdient, daß ſein Name rühmlich genannt werde. Er ward geboren zu Birmingham am 14ten September 1728, und erzogen in einer Privatlehranſtalt zu St. Johns Chapel unter der Leitung von Anſted. Boultons Vater, der ſich durch eine neue und ſinnreiche Art in Stahl einzulegen bekannt gemacht und dadurch ein großes Vermögen erworben hatte, ſtarb, als ſein Sohn kaum 17 Jahre alt war. Dieſer verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwand von 9000 Pfund ſehr ausgedehnte Fabrikgebäude an, wozu er zu Soho

bedeutende Grundſtücke an ſich kaufte. Seine ſpeculirende Thätigkeit leitete ihn auf manche ſchöne, nützliche und große Unternehmungen. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, und bald waren im In- und Auslande die ſchönſten Zimmerverzierungen aus der Fabrik zu Soho; bei ihm wurden von den koſtbarſten Oelgemälden die täuſchendſten Copien genommen, wobei Boulton die Methode eines gewiſſen Egginton befolgte, der in der Folge durch ſeine Glasmalereien ſich einen Ruf erwarb. Mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaſchine erhielt, in Verbindung, legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaſchinen an, die jetzt noch in den vorzüglichſten Bergwerken und Manufacturen Großbritaniens angewendet werden. Im J. 1788 machte er zuerſt Verſuche mit einer Münzmühle; ſie gelangen vollkommen. Dieſe Mühle ſetzt acht Maſchinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben beſorgt wird, und in einer Minute 70 bis 90 Kupfermünzen prägt. Die Compagnie von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die Oſtindiſche Compagnie viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiſerinn Catharina ſandte Boulton dem Kaiſer Paul I. einige der ſeltenſten Stücke ſeiner Fabrikation, und erhielt dafür, nebſt einem verbindlichen Dankſagungsſchreiben, eine ſchöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, ſo wie auch alle neuere Ruſſiſche Münzen. Boulton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch ſie den Dampfmaſchinen eine ſo hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel Newcaſtler Steinkohlen 6000 Oxhöfte Waſſer 10 Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. Dampfmaſchinen.) Dieſer Mann, deſſen Thätigkeit für das Induſtrieweſen und die Kunſt den entſchiedenſten Nutzen gehabt hat, und der Tauſenden durch ſeine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verſchaffte, ſtarb im Auguſt 1809. Im Vaterlande, wie in der Ferne hat man ſeine großen Verdienſte anerkannt. Er war Mitglied der königl. Societäten der Wiſſenſchaften zu London und Wieburg, der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Petersburg und mehrerer andern gelehrten Anſtalten. Sechs hundert Arbeiter, die eine bei dieſer Gelegenheit geſchlagene ſilberne Medaille erhielten, folgten dem Leichenzuge. Er hatte ein hohes aber ungeſchwächtes Alter erreicht, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter. I.

Bourbon (Charles, Duc de), ſo berühmt unter dem Namen des Connetables von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Montpenſier und Clara's von Gonzaga. Geboren im Jahre 1489 empfing er in ſeinem 26ſten Jahre von Franz I. das Schwert des Connetables, da er ſich in einer ſo kriegeriſchen Zeit bereits durch glänzende Thaten ausgezeichnet hatte. Stets auf dem gefährlichſten Poſten, trotzte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die ſeine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. In der Schlacht von Marignan trieb er ſeinen Muth bis zur Unbeſonnenheit, und verdankte ſeine Rettung nur den Anſtrengungen, die man für ihn machte. Als Vicekönig von Mailand gewann er aller Herzen durch Sanftmuth und Leutſeligkeit. Nichts gebrach ſeinem Glücke und ſeinem Ruhme, als eine Ungerechtigkeit, die ſein König ihm hätte erſparen ſollen, ihn Frankreich und ſeinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunſt ſetzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortdauerte. Sey es nun, daß die Herzogin von Angoulème, die Mutter Franz I., wie einige Schriftſteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte,

deren Verſchmähung ſie nicht dulden konnte; ſey es, daß ſie bloß von Habſucht verleitet, die Domänen Carls von Bourbon in Anſpruch nahm, und einen Prozeß darüber gegen ihn gewann; genug, ſie wollte eine förmliche Schenkung Ludwigs XII. umſtoßen. Der Connetable zu ſtolz, um ſich ſeiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu ſehen, dem er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorſchlägen Gehör, welche ihm von Carl V. und dem Könige von England gemacht wurden. Die Vortheile, welche man ihm bot, genügten ſeinem Ehrgeiz; dennoch zögerte er mit der Vollziehung ſo lange, daß Franz I. über die Unterhandlungen Argwohn ſchöpfte. Eine offene Erklärung konnte Frankreich einen Helden und dem Könige einen treuen Diener erhalten. Das Schickſal wollte es anders, und Bourbon entfernte ſich, während einer ſeiner Edelleute gemächlich unter ſeinem Namen und in ſeiner Kleidung eine Reiſe in einer Senfte machte. Er erfuhr das Schickſal Aller, die zu einem fremden Fürſten übergehen; wohl aufgenommen, ſo lange man ſeiner bedurfte, bewacht, um ſich ſeiner zu verſichern, der Verachtung der ſpaniſchen Granden, der Eiferſucht der Generale Carls V. Preis gegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als ſeine Tapferkeit und Reue; aber dieſe Tapferkeit reichte hin, ihm eine Armee zu geben und den Kaiſer zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. ihm das Connetableſchwert und den Orden abfodern ließ; ſeine Antwort verräth den ganzen Schmerz ſeiner Seele: „den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Chantelles gelaſſen, unter meinem Kopfkiſſen.“ Seine Flucht ſchon war ein Unglück für Frankreich, denn ſie hemmte Franz I., der nach Italien zu gehen im Begriffe war. Er ſandte den Admiral Bonnivet dahin, der nur Niederlagen erlitt, und deſſen Arrieregarde von dem Connetable geſchlagen ward. Zum General der kaiſerlichen Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marſeille, aber er trug zu der Niederlage bei Pavia bei. Als er hörte, daß ſein König gefangen nach Madrid geführt worden ſey, ging er ſelbſt dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergeſſen zu werden, deſſen Abſchluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaiſers nicht rechnen dürfe, der ihm ſeine Schweſter zur Gemahlin verſprochen hatte. Gezwungen, ſeinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken ſeiner Waffen, und machte ſich durch ſeine Macht ſelbſt dem Kaiſer verdächtig, der, um ihn zu ſchwächen, ihm Geld und und andere Bedürfniſſe vorenthielt. Um die Auflöſung ſeines Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von Rom, deſſen Plünderung er ihm verſprach. Als er der erſte hier die Breſche beſtieg, ward er den 6ten Mai 1527 von einer Kugel getroffen und ſtarb ohne Nachkommenſchaft im 38ſten Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo ſeine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmal errichteten, welches nachher zerſtört worden iſt. So endigte ein Mann, dem die Natur keine von den Eigenſchaften verſagt hatte, welche einen Helden machen. Man führt an, daß zu der Zeit, wo er noch nicht daran dachte, ſeinem angebornen Könige und ſeinem Vaterlande zu entſagen, er oft die Antwort eines gasconiſchen Edelmanns angeführt habe, die dieſer Carl VII. auf die Frage gegeben, ob irgend etwas ihn ſeinem Dienſte untreu machen könne: „nichts, Sire, ſelbſt nicht das Anerbieten dreier Kronen, wie die Ihrige, wohl aber eine Beſchimpfung.“

Bourbon (Haus). Am 21ſten Mai 987 ſtarb Ludwig V., König von Frankreich, genannt „qui nihil fecit," und mit ihm erloſch der Stamm der Carolinger; denn ſein Oheim Carl, Herzog von Nieder-Lothringen, der eigentliche rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine mächtige Gegenpartei, unter dem Vorwande, daß er um Lothringens willen Vaſall des Kaiſers Otto geworden ſey, vom Throne verdrängt, welchen nun Hugo Capet beſtieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Roberts des Starken und Sohn Hugo's des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. Durch dieſe Erhebung ward die Pairſchaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynaſtie begründet, deren Haupt-Stamm acht Jahrhunderte hindurch den franzöſiſchen Königsthron beſaß, während eine der Seitenlinien über hundert Jahre lang Spanien beherrſchte, und zugleich das Königreich beider Sicilien und Etrurien im Beſitze der Capetinger ſich befanden. Aber der toſende Sturm der Zeit riß die Krone von ihren Häuptern, und während nur noch der Thron Ferdinands IV. zu Palermo, von den Engländern unterſtützt, als eine kümmerliche Ruine alter Größe daſtand, waren die Prinzen von dem franzöſiſchen Hauſe im Auslande zerſtreut, und die von den ſpaniſchen zum Theil in Gefangenſchaft gehalten. Die Macht des Uſurpators, der Meiſter ihrer Länder war, ſchien ſich auch ſo unerſchütterlich zu befeſtigen, daß alle Hoffnungen für die Unterdrückten untergingen, bis endlich, in der neueſten Zeit, durch einen wunderſamen Wechſel der Ereigniſſe, ihnen unverſehens der Stern eines beſſern Glückes aufging, und die verlornen Thronen für ſie wieder gewonnen wurden. Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte ſich nach dem mütterlichen Stammhauſe, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus dieſem entſproſſen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon; beide ſah man abwechſelnd auf dem Throne Frankreichs, ſo wie es die Umſtände und das Recht erfoderten. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn Königs Philipp III.; dieſe Carls Sohn, Philipp VI. (von Valois), gelangt zur Krone, nachdem Carl IV., der Schöne, der letzte aus dem älteſten Hauptzweige des capetingiſchen Geſammtſtammes, verſtorben war. Dies geſchah 1328. Die Branche Bourbon ſtammt von Robert, Grafen von Clermont, durch ſeine Verbindung mit Beatrix, Erbin der Baronie Bourbon, indem ſein älteſter Sohn Ludwig vom Könige Carl II. zum Herzog von Bourbon und Pair des Reichs erhoben, und mit dieſer Begebenheit der Name Bourbon der erbliche Geſchlechtsname wurde. Als nach dem Tode Heinrichs III. (ehemaligen Königs von Polen) die Linie Valois erloſchen war, beſtieg (1598) jenes Roberts Abkömmling in der neunten Generation, der große Heinrich IV., der Freund des Volks, den Thron Frankreichs. Sein Oheim Anton ward durch ſeine Gemahlin Johanna von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, das Heinrich IV. nachmals auf immer mit Frankreich vereinigte, König von Navarra, deſſen jüngerer Bruder Ludwig I. der erſte Prinz von Condé ward. Aus ihrer Nachkommenſchaft kamen die zwei Hauptlinien der Bourbons, nämlich die königliche und condéiſche. Die königliche trennte ſich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne Königs Ludwig III., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptaſt fortſetzte, der mit deſſen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V, in die ältere oder eigentlich königlich franzöſiſche, und in die jüngere oder königlich ſpani-

ſche ſich theilte, während der Jüngere, Philipp I., das Haus Orleans ſtiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Jene ältere Branche war die, welche den Scepter Frankreichs durch die Revolution verlor, als der letzte König aus der capetingiſchen Dynaſtie, Ludwig XVI., auf dem Blutgerüſte ſein Leben aushauchte (1793), und ſein Sohn, der Dauphin, (1795) im Tempelthurmgefängniß zu Paris geſtorben war. Seit dieſem letztern Todesfalle nannte ſich der hinterbliebene ältere Bruder des enthaupteten Königs, der Graf von Provence, Ludwig XVIII.; aber ſeine Anſprüche, ſo wie ſeine Proteſtation gegen Napoleons Thronbeſteigung, die er am 6ten Juni 1804 aus Warſchau erließ, blieben lange kraftlos. Von dieſer Branche ſind gegenwärtig noch vorhanden: 1. Der eben erwähnte Ludwig XVIII., (ſ. d. Art.) Stanislaus Xaver Ludwig, geb. am 17ten November 1755, vordem Graf von Provence und Monſieur, verließ Frankreich am 20ſten Junius 1791, lebte bis Ende 1797 unter dem Namen Graf von Lille theils in Verona, theils in Schwaben, dann zu Blankenburg, ſeit 1798 zu Mietau, dann ſeit 1801 zu Warſchau, ging 1804 nach Calmar in Schweden, und von da abermals nach dem Schloſſe Blankenfeld bei Mietau, wo er bis 1807 blieb, ſodann aber über Memel und Carlskrona nach England überſchiffte. Seine Gemahlin war Marie Joſephine Louiſe von Savoyen, Tochter des Königs Victor Amadeus III, von Sardinien, ſeit 1774 Madame genannt, lebte ſeit 1790 erſt zu Turin, und ſodann zu Budweis in Böhmen, ſeit dem 3ten Junius 1798 zu Mietau, ſeit 1801 als Gräfin von Lille abwechſelnd zu Pyrmont, Schirenſee im Holſteiniſchen, oder auf dem waldeckiſchen Schloſſe Wildungen, begab ſich 1803 nach Töplitz, von da nach Warſchau, im März 1805 aber nach Blankenfeld bei Mietau und endlich 1807 nach England, wo ſie geſtorben iſt. 2. Die hinterlaſſene Tochter Königs Ludwig XVI. und ſeiner Gemahlin Marie Antoinette (Erzherzogin von Oeſterreich), Maria Thereſia Charlotte, geboren den 19ten December 1778, ſonſt Madame royale; ſie ward am 13ten Auguſt 1792 mit in den Tempel als Gefangene gebracht, am 20ſten December 1795 aber entlaſſen, worauf ſie auch ſogleich, mit Bewilligung der damaligen Directorialregierung, Paris verließ, und zu Riechen bei Baſel an die öſterreichiſchen Bevollmächtigten ausgeliefert wurde (am 26ſten Dec.); ſeitdem lebte ſie bis 1799 zu Mietau, von wo ſie ihren Oheim auf ſeinen Wanderungen begleitete. Sie iſt ſeit dem 10ten Junius 1799 an ihren Vetter, den Herzog von Angoulème, Ludwig Anton, vermählt, und genoß, während ihrer Entfernung aus Frankreich, die jährl. Zinſen eines Capitals von 1400,000 Livres, welches, von der Hinterlaſſenſchaft ihrer Mutter, in Wiener Bank-Obligationen niedergelegt war. 3. Der Bruder Ludwigs XVIII., Carl Philipp, ehemals Graf von Artois, jetzt Monſieur (welchen Titel jedesmal der zweite königliche Prinz führt), geboren am 9ten October 1757, lebte ſeit 1796 meiſtens zu Edinburgh in Schottland, wo er den Palaſt der alten ſchottiſchen Könige, Holy-Rood-House, bewohnte, und erhielt von England eine jährliche Penſion von 15,000 Pf. St. Er iſt Witwer ſeit 1805 von Marie Thereſie von Savoyen, des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien Tochter. Noch leben zwei Kinder aus dieſer Ehe, Ludwig Anton, Herzog von Angoulème, geboren am 6ten Auguſt 1775, und Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geboren am 24ſten Januar 1778. Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenſchaft die Tochter des am 4ten März 1792

verſtorbenen Ludwigs Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louiſe Marie Adelheid, geboren am 13ten März 1745 (ſonſt Mademoiſelle de Penthievre genannt), jetzt Witwe von Ludwig Philipp Joſeph, Herzog von Orleans, und hielt ſich bisher in Spanien auf. — Die jüngere Branche, die königlich ſpaniſche nämlich behauptete, nach dem Sturze der franzöſiſchen Herrſcherfamilie Thron und Reich mit einer Sicherheit, die eine ähnliche Kataſtrophe für ſie nicht ahnen ließ. Aber Napoleon hatte auch ihren Untergang beſchloſſen, und durch Ränke und Gewaltſtreiche der ſchändlichſten Art gelang es ihm, im Jahr 1808 die Verzichtleiſtung des Königes Carls IV. und ſeiner ſämmtlichen Prinzen, auf den ſpaniſchen Thron zu erzwingen. Wie das Verbrechen vollbracht wurde, welchen Widerſtand die ſpaniſche Nation der ihr aufgedrungenen fremden Gewalt leiſtete, und wie, nach einem Laufe von ſieben Jahren, die Bourbons wieder zu dem verlornen Throne gelangten, davon wird unter dem Artikel Spanien das Nähere berichtet werden. Dieſe Branche ſtammt, wie ſchon geſagt, von Philipp, dem jüngern Enkel Ludwigs XIV. ab, der nach dem utrechter Frieden, welcher den ſpaniſchen dreizehnjährigen Succeſſionskrieg beendigte, unter dem Namen Philipp V. den ſpaniſchen Thron beſtieg, und deſſen Nachkommen in der Folge im Königreiche beider Sicilien, zu Parma, Piacenza, Guaſtalla und zuletzt auch in Etrurien herrſchten. Aus dieſer Linie ſind gegenwärtig noch vorhanden: 1. Carl IV. (ſ. d. Art.) reſignirter König von Spanien, geboren in Neapel am 12. November 1748, cedirte alle ſeine Rechte an Napoleon am 8ten Mai 1808, und lebte erſt mit ſeiner Gemahlin Marie Louiſe, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geboren am 9ten December 1751, zu Compiegne in Frankreich, dann in Marſeille, und jetzt in Rom. Die noch lebenden Kinder ſind: a) Charlotte Joachime, Gemahlin des Regenten von Portugal und Braſilien. b) Marie Louiſe Joſ. Antoine, reſignirte Königin von Etrurien, Witwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligem König von Etrurien. c) Deren Kinder, Carl Ludwig, Infant von Spanien, reſignirter König von Etrurien, geboren zu Madrid am 23ſten Dec. 1799, und Marie Louiſe Charlotte, geboren am 1ſten October 1802 auf der Ueberfahrt von Livorno nach Barcelona. d) Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien: Marie Antoine Joſephe, Prinzeſſin von Parma, bei den Urſulinerinnen zu Parma, und Charlotte Mar. Ferdin., Prinzeſſin von Parma, ſeit 1804 zu Rom. e) Ferdinand Mar. Franz, Prinz von Aſturien, geboren am 14ten October 1784, ſechs Wochen lang im Jahre 1808 unter dem Namen Ferdinand VII, König von Spanien, verzichtete nebſt ſeinen Brüdern auf die ſpaniſche Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12ten Mai 1808, und lebte nachher als Gefangener zu Valency in Frankreich, bis er 1814 ſeinen Thron wieder beſtieg. (ſ. d. Art. Ferdinand VII. f) Carl Mar. Joſ. Iſidor, erlangte durch die madrider Convention vom 21ſten März 1801 die Anwartſchaft auf Etrurien. g) Marie Iſabelle, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. h) Franz de Paula Anton Maria. Von des Königs Carl IV. Geſchwiſtern leben noch: a) Ferdinand IV., König beider Sicilien, ſeit 1814 Wittwer. b) Deſſen Kinder: Franz Januar Joſeph, geboren 1777, Herzog von Apulien, Kronprinz von Sicilien, mit vier Kindern aus ſeiner Ehe mit Iſabelle von Spanien; Marie Amalie (die übrigen ſind mit unten unter Bourbon-Orleans.) c) Anton Pascal. Von des Königs Ferdinand IV. verſtorbenem Bruder Gabriel Franz Anton Xaver exiſtirt noch ein Sohn

Peter Carl Anton, Infant von Spanien, der im November 1807 mit dem portugieſiſchen Hofe, wo er ſeit 1790 erzogen worden war, nach Braſilien ging, und im Jahre 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Thereſe, Johanns VI., Regenten von Braſilien, Tochter, ſich vermählte. Aus der Ehe ſeines Oheims Ludwig Anton Jacob, Grafen von Cinchon, mit Thereſe de Vallabrigay Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragoniſchen Capitains der Infanterie, leben: a) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo; b) Caroline Joſephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des berüchtigten Friedensfürſten, und c) Marie Louiſe von Bourbon. Mit dieſen ſchließt ſich jetzt die königliche Branche, in ſo weit ſie von Ludwig XIV. abſtammt. Der zweite Aſt derſelben, welcher von Ludwigs XIV. Bruder Philipp I. abſtammt, und das Haus Orleans bildet, indem es von dieſem Philipp an bis 1793 das Herzogthum oder die Pairie Orleans beſeſſen hat, zählt gegenwärtig ſechs Mitglieder, nämlich 1. den Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, ſeit derſelben Egalité genannt, wie ſein Vater), geboren am 6ten October 1773, welcher nebſt ſeinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marſeille entlaſſen wurde, ſich mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geſchehener Ausſöhnung mit den franzöſiſchen Prinzen des Hauſes Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808) begab, ſeit 1809 aber in Palermo lebte; 2. deſſen Gemahlin Maria Chriſtine Thereſe, König Ferdinands IV. von Sicilien Tochter; 3. Eugenie Adelheid Louiſe, ſonſt Madame de Chartres, jetzt in Spanien; 4. deren Gemahl Leopold Joh. Joſeph, Prinz von Sicilien; 5. Mar. Louiſe Adelheid, Witwe von Ludw. Philipp Joſeph, Herzog von Orleans (Philipp Egalité nach der Revolution), geſtorben 1793 unter der Guillotine, welche in der Folge nach Spanien deportirt wurde, und zu Barcelona vom jährl. Ertrage der ihr reſtituirten Güter lebte, welcher mit 100,000 Liv. aus dem Schatze von Frankreich ihr gewährt wurde; 6. Louiſe Marie Thereſe Mathildis, Madame d'Orleans, geſchiedene Gemahlin vom Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé. — Die condéiſche Linie, die zweite Hauptlinie der Bourbons, die, wie wir bereits erzählt haben, von Ludwig I., dem erſten Prinzen von Condé abſtammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von dieſem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Aeſte zerſpalten, indem nämlich 1. Ludwig II. den Aſt Bourbon-Condé und 2. Arnaud, Prinz von Conty, den Aſt von Bourbon-Conty ſtiftete. Aus dem Aſte Condé exiſtiren noch fünf Mitglieder, nämlich a) Herzog Ludwig Joſeph von Bourbon, Prinz von Condé; b) deſſen zweite Gemahlin Mar. Catharine, geſchiedene Gemahlin von Honorati III., Fürſten von Monaco; c) Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon, Sohn des vorherigen, lebte in England von einer engliſchen Penſion von 80,000 Liv. jährlich, geſchiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louiſe Marie Thereſe Mathildis; d) Louiſe Adelheid, Prinzeſſin von Condé, jetzt in England, in einem zu Norfolk tolerirten Kloſter; e) Herzogs Ludwig Joſeph Schweſter, Anna Henriette von Verneuil. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber in der Folge legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Margar. Eliſ., als legitimirte Mademoiſelle de Bourbon den jetzigen königl. däniſchen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete). Von dem zweiten Aſte, Bourbon-Conty, leben noch: Ludwig Franz Joſeph von Bourbon, Prinz von Conty, lebte zu Barcelona in Spa-

nien, von einer Penſion von 25,000 Liv., die ihm aus dem franzöſiſchen Schatze vom Ertrage ſeiner ehemaligen Güter gezahlt wurde. — Die bekannte Gräfin von Mont-Cair-Zain, deren Namen das Anagramm von den Namen ihrer Aeltern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu dieſem Aſte; als außerehelich geboren, ward ſie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und am 7ten October 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im Jahre 1799 lebte ſie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Erziehungsanſtalt, und foderte ihrer Abkunft wegen von der franzöſiſchen Regierung eine Penſion. — So lebten die Bourbons eine lange Reihe von Jahren hindurch in der Zerſtreuung und im Elende. Aber in den ſiegreichen Feldzügen von 1812 und 1813 gingen ihnen neue Hoffnungen auf, welche der Erfolg ſchneller und vollkommener erfüllte, als man irgend hätte erwarten können. Denn wenn auch gleich Napoleons Macht in Deutſchland und Italien vernichtet war, und der gewaltige Strom der verbündeten Völker unwiderſtehlich gegen die Gränzen Frankreichs andrang, ſo war es doch nicht wahrſcheinlich, daß man den Sieg bis zum Umſturze des neuen Kaiſerthrons und zur Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge werde verfolgen können, zumal da ein ſolches Reſultat den Abſichten des Wiener Hofes nicht gemäß ſchien, und in Frankreich keine den Bourbons beſonders günſtige Stimmung voraus zu ſetzen ſtand. Indeſſen beharrte das engliſche Cabinet unerſchütterlich auf ſeinem immer behaupteten Grundſatze, daß es für die Ruhe von Europa keine Gewährſchaft, ſo wie für die Ordnung ſeiner zerrütteten Verhältniſſe keine ſichere Grundlage gebe, wenn nicht die napoleoniſche Dynaſtie geſtürzt, und Frankreich an ſeine alte Herrſcherfamilie zurückgeſtellt werde. Im Vertrauen auf den Sinn und die Kraft dieſer Regierung verließen deßhalb, ſobald die Angriffe auf die franzöſiſche Gränze begonnen hatten, (Jan. 1814)., der Graf von Artois und die Herzoge von Angoulême und Berry, ſeine Söhne, die brittiſche Inſel, um dem Schauplatze der Ereigniſſe näher zu ſeyn. Der Herzog von Angoulême begab ſich zu Wellingtons Armee nach Spanien, und ſpäter, als dieſelbe in Frankreich eingerückt war, nach Bordeaux. Der Herzog von Berry ging nach der Inſel Jerſey, um den günſtigen Zeitpunkt zur Landung wahrzunehmen, wenn ſich in Bretagne oder in der Vendee eine Parthie für die Bourbons erklären würde. Der Graf von Artois aber landete in Holland und ging über Frankfurt und Freyburg zuerſt nach Baſel, wo er am 7ten Febr. anlangte. Hier ließ er eine ſchon am 1ſten Febr. 1813 von Ludwig XVIII. zu Hartwell unterzeichnete Proclamation drucken, worin die Franzoſen, unter den beruhigendſten Zuſicherungen, ermahnt wurden, ſich ihrem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen. Dieſe Proclamation fand jedoch keine weite Verbreitung, und war auch nicht in dem Sinne der verbündeten Mächte, welche in den nachher zu Chatillon eröffneten Unterhandlungen die Erhaltung Frankreichs für die napoleoniſche Dynaſtie noch immer als eine Grundlage des Friedens gelten laſſen wollten. Indeſſen ging Artois von Baſel nach Veſoul, wo er am 20ſten Febr. eintraf und von dem Volke mit großen Freudenbezeugungen aufgenommen wurde. Als aber die Unterhandlungen zu Chatillon an Napoleons unbeugſamen Ehrgeiz, ſo wie an ſeiner Unredlichkeit ſcheiterten, wurde der Begriff immer mehr herrſchend, daß der Zweck des Bundes nur durch ſeine Entthronung erreicht werden könne. Jetzt begab ſich Artois nach Nancy, (19ten März), wo er von dem ruſſiſchen General-Gouverneur v. Alopäus feyerlich empfangen wurde.

und erließ eine neue Proclamation an das franzöſiſche Volk. Am 31. März ergab ſich Paris den Verbündeten; ſogleich erſchienen die weiſſen Cocarden unter der Menge, und das Geſchrey: Es lebe Ludwig XVIII., erfüllte die Straßen. Am 6ten April decretirte der Senat, daß die Nation Ludwig den XVIII. und nach ihm die andern Glieder des bourboniſchen Hauſes auf den Thron rufe. Am 12. April hielt der Graf von Artois, in der Eigenſchaft eines Lieutenant Général des Königreichs, ſeinen feyerlichen Einzug in Paris. Am 25. April landete der König, begleitet von der Herzogin von Angoulème, dem Prinzen Condé und dem Herzoge von Bourbon, in Calais. Zu Compiegne wurde er von den Deputationen der höchſten Staatsbehörden und von mehrern Marſchällen empfangen. Am 3ten Mai langte er, unter den höchſten Bezeugungen der Freude, der Verehrung und der Treue in der Hauptſtadt an. Am 27. Mai zog der Herzog von Angoulème daſelbſt ein; früher ſchon waren die Herzoge von Berry und Orleans angekommen. So war das Haus der Bourbons wieder in ſein altes Recht eingeſetzt, und die Welt ſah die Nation, welche ſich an ihm ſo ſehr verſündigt hatte, wieder mit ihm verſöhnt. Aber nicht eines Jahres Friſt hindurch dauerte der Beſitz des wieder errungenen väterlichen Erbes. Napoleon erhub ſich von ſeiner Felſeninſel, und begünſtigt von der die öffentliche Meynung überſtimmenden Gewalt des Militärs gelang es ihm, ſchnell in das Innere von Frankreich einzudringen, (ſ. die Art. Frankreich und Napoleon) und eine große Macht um ſich zu verſammeln. Umſonſt traf die Regierung die umfaſſendſten Maßregeln; umſonſt ſtellten ſich ſämmtliche Prinzen des Hauſes an die Spitze der Truppen; der Anmaſſer zog unwiderſtehlich gegen die Hauptſtadt heran. In der Nacht vom 19ten auf den 20ſten März reiſte der König von Paris ab, begab ſich nach Lille, und da er bald ganz Frankreich von ſich abfallen ſah, wandte er ſich in die Niederlande, und ſchlug ſeinen Sitz in Gent auf, wo ſich die meiſten Perſonen ſeines Hauſes um ihn verſammelten; doch blieben die verwitwete Herzogin von Orleans und die Herzogin von Bourbon in Frankreich zurück. Der Herzog von Angoulème, der ſich, als dieſe Ereigniſſe eintraten, mit ſeiner Gemahlin im ſüdlichen Frankreich befand, und ſich dort thätig bemühte, das Land in der Treue gegen den König zu erhalten, hatte das Unglück, mit den Anhängern Napoleons capituliren zu müſſen, wobey er jedoch erhielt, daß er in dem Hafen zu Cette, ſich auf einem ſchwediſchen Fahrzeuge einſchiffen durfte, da er dann über Barcellona nach Madrid ging. Die Herzogin hatte ſich früher ſchon von Bordeaux aus, auf engliſche Schiffe gerettet. Doch bald machte der Schlag bey la Belle Alliance dem Werke Napoleons ein Ende; ſogleich brach Ludwig XVIII. mit dem Grafen von Artois und dem Herzoge von Berry von Gent auf, um ſein Reich wieder in Beſitz zu nehmen, und ſchon am 8ten Juli zog er wieder in Paris ein, wo ſich nach und nach die Glieder ſeines Geſchlechtes aufs Neue um ihn verſammelten. So ward durch feſten Sinn der verbündeten Monarchen und durch die Tapferkeit ihrer Völker das Haus Bourbon zum zweiten Male auf dem altväterlichen Throne wieder hergeſtellt; aber wenn, vermöge der in den neueſten Pariſer Verträgen beſtimmten Maaßregeln, dieſer Beſitz auch ſicher ſcheint, ſo läßt ſich doch von der in Frankreich fortdauernden Verſchiedenheit der Meinungen und der Intereſſen, und der noch bey Weitem nicht geſtillten Erregung der Leidenſchaften kaum erwarten, daß er vor der Hand wenigſtens ganz ruhig und ungeſtört ſeyn werde.

Bourbon (Inſel), oder ſeit der Revolution Réunion, liegt

unter dem 21ſten Grade 24 Min. ſüdlicher Breite, und dem 74ſten Grade der Länge, und enthält einen Flächenraum von hundert Quadratmeilen. Ihr Urſprung iſt vulkaniſch. Das Clima iſt trefflich, und der Boden da, wo er ſich bearbeiten läßt, überaus fruchtbar. Die Einwohner dieſer Inſel ſind theils Weiße und Abkömmlinge von Weißen oder Creolen, theils Neger. Die Zahl der erſtern beläuft ſich auf 6000, die der Schwarzen auf 27,000. Die entlaufenen oder Maron-Neger, die ſich in den Gebüſchen verbargen und von da aus die Plantagen plünderten, ſind nach und nach ganz ausgerottet worden. Bourbon ward von dem Portugieſen Mascarenhas entdeckt. Der Urſprung der Colonie ſteht mit den erſten Niederlaſſungen der Franzoſen auf Madagascar in Verbindung. Mehrere Franzoſen gingen, wegen des dortigen ungeſunden Clima's, im Jahre 1664 auf dieſe kleine noch unbewohnte Inſel über; die Bevölkerung ſtieg, als die Niederlaſſungen auf Madagascar ſich auflöſ'ten. Jetzt erhielt die Inſel den Namen Bourbon. Bald ward ſie wichtig, und die franzöſiſch-oſtindiſche Handelsgeſellſchaft legte 1634 eine Handelsloge daſelbſt an. In der Folge wurde ſie dieſer Geſellſchaft, und 1764 der franzöſiſchen Regierung unmittelbar unterwürfig, bis ſie durch die erſte Nationalverſammlung völlige Handelsfreiheit erhielt. Der Bau des Kaffee's wurde ums Jahr 1718 hier erheblich, und 1776 zählte man über acht Millionen Bäume; doch ſoll er ſeitdem abgenommen haben.

Bourdaloue (Louis), einer der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Bourges im Jahre 1632, war ſechzehn Jahre alt, als er in die Geſellſchaft Jeſu trat, zu deren ſchönſten Zierden er einſt gehören ſollte. Hier vollendete er ſeine Studien. Seine Lehrer, die früh ſeine Talente erkannten, vertrauten ihm nach und nach den Lehrſtuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philoſophie und der theologiſchen Moral. Nach dieſen verſchiedenen Aemtern beſtieg er die Kanzel, auf der er um ſo mehr glänzte, als er ganz im Gegenſatze der geſchmackloſen und weitſchweifigen Prediger ſeiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöſer Beredſamkeit die Leidenſchaften, Schwächen und Irrthümer der Menſchen bekämpfte. Dies geſchah um das Jahr 1669, in der glänzendſten Zeit Ludwigs XIV. In jener Epoche des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von den Siegen eines Turenne, von den Feſten zu Verſailles, von den Meiſterwerken Corneille's und Racine's, von den Aufmunterungen aller Künſte und dem Fluge ſprechen hörte, den nach allen Seiten hin der menſchliche Geiſt nahm, trat Bourdaloue mitten unter dieſen Bezauberungen auf, und weit entfernt, die Wirkungen derſelben zu ſchwächen, erhöhten die Würde ſeines Worts und der Ernſt ſeiner Beredſamkeit vielmehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerſt im Advent 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand ſo großen Beifall, daß er zu zehn verſchiedenen Malen an den Hof berufen wurde, da ſelten derſelbe Prediger drei Mal berufen ward. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geſchickt, um den Proteſtanten die Wahrheiten des catholiſchen Glaubens anſchaulich zu machen, und er wußte bei dieſem mißlichen Geſchäfte die Würde ſeines Prieſteramts mit den heiligen Rechten der Menſchheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren ſeines Lebens entſagte Bourdaloue der Kanzel, und widmete ſeine Sorgfalt Hoſpitälern, Gefängniſſen und frommen Anſtalten. Seine kraftvollen Reden und ſeine gefälligen Sitten verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte ſeinen Vortrag dem Faſſungsvermögen derer jedesmal anzupaſſen, denen er Rath oder Troſt ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem

Gelehrten, Dialectiker mit dem Geiſtreichen ging er ſiegreich aus allen Verhältniſſen hervor, in welche ihn Nächſtenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten ſeines Standes verſetzten. Von allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrſchaft über die Geiſter aus. Keine Rückſicht konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtſchaffenheit untreu machen. Er ſtarb mitten unter der Ausübung ſeiner Pflichten den 13ten Mai 1704. Bourdaloue iſt als der Reformator der Kanzel und der Gründer echter religiöſer Beredſamkeit in Frankreich anzuſehen. Auch dem Ausländer ſind ſeine Reden durch Ueberſetzungen bekannt geworden, und haben den verdienten Beifall gefunden.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geboren 1699 zu St. Malo, wurde frühzeitig für das Seeweſen gebildet, und wußte ſchon im zehnten Jahre das Steuerruder zu führen. Bald zeichnete er ſich ſo ſehr aus, daß ihn der König zum General-Gouverneur von Isle de France und Bourbon ernannte. Beide Beſitzungen wurden unter ſeiner Verwaltung in den blühendſten Zuſtand verſetzt. In dem Kriege von 1741, wo die Engländer in Indien herrſchten, wo eine engliſche Escadre auf der See kreuzte und viele Priſen machte, faßte Bourdonnaye, um dieſem Unfuge zu ſtören, den kühnen Entſchluß, eine kleine Flotte auszurüſten und ſich mit derſelben den weitern Fortſchritten jener Escadre zu widerſetzen. Er lief deßhalb mit neun Kriegsſchiffen von Bourbon aus, griff die Escadre an, zerſtreute ſie, und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz capitulirte im September 1746 und die Beſiegten zahlten ein Löſegeld von ungefähr neun Millionen. Obgleich die Regierung den gemeſſenſten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem feſten Lande zu behaupten, und Bourdonnaye alſo, indem er dieſes Löſegeld annahm, nur jenem Befehle ſtreng nachgekommen war, ſo ward er dennoch der Verrätherei angeklagt, und beſchuldigt, ſich vom Feinde beſtechen laſſen und demſelben ein zu geringes Löſegeld auferlegt zu haben. So ſprach die über ſeinen Reichthum erwachte Mißgunſt. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François Dupleix (ſ. d.), caſſirte nämlich die Capitulation, bemächtigte ſich der Schiffe Bourdonnaye's und wollte dieſen ſogar ſelbſt verhaften laſſen. Ja, er erſtattete im Namen des Directoriums der indiſchen Compagnie über deſſen Benehmen einen ſo nachtheiligen Bericht nach Paris, daß Bourdonnaye zum Lohne ſeiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Baſtille geſetzt wurde. Nachdem der Prozeß deſſelben vier Jahre gedauert hatte, ward endlich ſeine Unſchuld anerkannt und mit der Freiheit erhielt Bourdonnaye auch zugleich ſeine Würden wieder. Doch tödteten ihn im Jahre 1754, eben als man auch ſeinem Todfeinde Dupleix angefangen hatte, den Prozeß zu machen, der Kummer und die Folgen der langen Gefangenſchaft. Seine Privatangelegenheiten ſtanden beſſer, als die Angelegenheiten der Compagnie, welches er ſelbſt daher erklärte, daß er bei jenen ſtets ſeinem eignen Gutdünken, bei dieſen aber den Vorſchriften der Compagnie gefolgt wäre. In dieſen wenigen Worten liegt ſein ganzes Verhältniß zu ſeinen öffentlichen Angelegenheiten klar und deutlich vor Augen. Bourdonnaye's Witwe erhielt jährlich eine Penſion von 2400 Livres, als ein Andenken an ihren Gemahl, der (wie die eignen Worte des Reſcripts ſich ausdrücken) keine Belohnung für ſo viele geleiſtete Dienſte und keine Entſchuldigung für ſo viel erlittenes Unrecht bei ſeinem Leben erhalten hatte.

Bourgogne (Louis, Duc de) wurde am 6ten Auguſt 1682 zu Verſailles geboren und war der Sohn des Dauphins, des Sohns Lud-

wigs XIV. und der Prinzeſſinn Anne von Bayern. Schon in ſeiner früheſten Jugend, ſagen gleichzeitige Schriftſteller, zeigte er ſich von einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grauſamen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigenſinnig bis zum Uebermaße, leidenſchaftlich für alle Genüſſe, zur Grauſamkeit geneigt, und verſpottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfſinne die Lächerlichkeiten derjenigen, die in ſeiner Nähe waren, ſo wie ſeine Antworten, ſelbſt wenn er im Zorne war, ſtets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. So geſinnt war ſchon vom ſiebenten Jahre der Prinz, deſſen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurde. Dieſe Männer waren allerdings im Stande, gegen ſo große Verwöhnungen anzukämpfen, ſo wie ſie denn überhaupt alles anwandten, um, wo möglich, ſo verderbliche Neigungen eines Prinzen, der zum Regieren beſtimmt war, zum Guten zu führen. Ein Wunder verdient es genannt zu werden (wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſich ausdrückt), daß durch die Bemühungen dieſer Leute in ſehr kurzer Zeit ſo große Fehler in vollkommen entgegengeſetzte Tugenden verwandelt wurden. Aus dieſer Verwandlung ging nämlich ein liebenswürdiger, menſchlich geſinnter, beſcheidener Prinz hervor, der ſeinen Verpflichtungen oblag und ſie alle treulich erfüllte. Voll Bewunderung und Zutraun für ſeinen Lehrer überließ ſich der junge Prinz den ernſteſten Beſchäftigungen und ſchrieb bereits in ſeinem zehnten Jahre Latein, ſo wie er auch ſchon in eben dieſem Alter die ſchwerſten Auctoren mit Leichtigkeit und Genauigkeit überſetzte. Im elften Jahre hatte er bereits den ganzen Livius geleſen, den Commentar des Cäſar überſetzt, und eine Ueberſetzung des Tacitus begonnen, welche er in der Folge beendete, die ſich aber nach ſeinem Tode nicht vorgefunden hat. Dieſe ungewöhnlichen Erwartungen, welche der Prinz erregte, veranlaßten ſeine Lehrer, der ganzen Nation von den ſeltenen Eigenſchaften und Anlagen des Prinzen feierlich Rechenſchaft abzulegen. Gerade in dieſer Zeit war es, als Fenelon zum Unterrichte ſeines Eleven den Plan zu ſeinem Telemach machte, welchen er dem Prinzen, ſobald die Erziehung deſſelben beendigt ſeyn würde, überreichen wollte. Als der Prinz funfzehn Jahre alt war, wurde Fenelon vom Hofe verbannt und nur auf inſtändige Verwendung des Prinzen in ſo fern begnadigt, daß er den Titel eines Lehrers des Prinzen fortwährend führen durfte. Nichts deſto weniger ſetzte Fenelon ſeinen Unterricht bei dem Prinzen fort, indem er demſelben durch Beauvilliers Vermittlung von Zeit zu Zeit ſchriftliche Unterweiſungen überſandte. Der Prinz ſelbſt behielt fortwährend für Fenelon ein ehrfurchtvolles und dankbares Gefühl, ſchrieb ihm, jedoch nur ſehr heimlich und mit vieler Vorſicht. Im J. 1697 heirathete er die Prinzeſſin Adelheid von Savoyen, eine Dame, deren liebenswürdige und geiſtvolle Eigenſchaften die Zierde des ganzen Hofes ausmachten und welche ſtets von ihrem Gemahle mit der innigſten Zärtlichkeit geliebt wurde. Von nun an begann die militäriſche Laufbahn des Prinzen. Im Jahre 1698 ließ Ludwig XIV. zur militäriſchen Ausbildung ſeines Enkels ein Luſtlager bei Compiegne aufſchlagen, und ertheilte demſelben hernach im Jahr 1702 den Befehl über die Armee in Flandern, welchen er unter dem Beiſtande des Marſchalls Bouflers führte, und wo er Gelegenheit fand, ſich in einem Cavalleriegefecht nahe bei Nimwegen durch Entſchloſſenheit und Muth ſehr zu ſeinem Vortheile auszuzeichnen. Im Jahre 1703 wurde er zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutſchland ernannt, wo er, unter Vaubans Leitung, ſich Alt-Breyſachs bemächtigte. Hierauf erhielt er im Jahre 1707 das Commando über die Armee an den Gränzen Italiens, übernahm daſſelbe aber nicht, weil der Marſchall

von Teſſé den Feind bereits gezwungen hatte, die Belagerung von Toulon aufzuheben und ſich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber ward der Prinz, und zwar unter den allerbedenklichſten Umſtänden, nämlich nach der Niederlage bei Hochſtädt und Turin, zum Oberbefehlshaber der Armeen in Flandern ernannt und mit Verhaltungsbefehlen, welche ihn vom Herzoge von Vendôme abhängig machten, Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengeſtellt. Die Mißverſtändniſſe, welche ſich gleich anfangs zwiſchen dem Prinzen und Vendôme erhoben, zogen die traurigſten Folgen nach ſich, und dieſen iſt beſonders die Niederlage bei Oudenarde und die Eroberung von Lille zuzuſchreiben, welche letztere Stadt, ungeachtet ſich Bouflers während vier Monate auf das heldenmüthigſte darin vertheidigte und trotz der ſchönſten Armee, welche Frankreich damals in das Feld geſtellt hatte, gezwungen wurde zu capituliren. Dieſer Feldzug des J. 1708 bleibt, man muß es geſtehen, ein Flecken in der Geſchichte des Herzogs von Bourgogne, ſo wie es denn auch nicht zu bezweifeln iſt, daß die umſichtige und ſtets zaudernde Beſorgniß deſſelben, welche von der Lebhaftigkeit Vendôme's nicht mit fortgeriſſen werden konnte, den feindlichen Feldherren ein großes Uebergewicht verlieh. Ganz Frankreich klagte ihn laut als den Urheber dieſer Unglücksfälle an und gab dieſelben nicht bloß ſeinem furchtſamen Charakter, ſondern auch insbeſondere ſeiner zu weit getriebenen Religioſität Schuld, welche letztere ſehr oft Urſach geweſen war, daß er, ſelbſt in den entſcheidendſten Augenblicken mit religiöſen Zweifeln beſchäftigt, ſogar einſtens in allem Ernſte bei Fenelon ſchriftlich anfragte, ob er wohl ſein Hauptquartier in einem Nonnenkloſter aufſchlagen dürfe? In Wahrheit, wie konnte auch ein Prinz, welcher den Krieg aus Büchern kannte, welcher, durchdrungen von Ehrfurcht und ſelbſt von Demuth für den Willen des Königs, dieſem bei jeder Bewegung des Feindes Couriere überſandte, gegen die Thätigkeit und die vereinigten Talente eines Eugen und Marlborough kämpfen? Nichts deſto weniger ſchien es, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, ſich in Betreff ſeiner Kriegsunternehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vendôme hingegen, der ſich gegen den künftigen Thronfolger mit einer ſeltenen Unbeſcheidenheit benommen hatte, fiel in Ungnade, wurde jedoch von der Gegenpartei, beſonders von dem Vater des Dauphin, der ſeinem Sohne die beſſere Erziehung nicht verzeihen konnte, auf eine auffallende Weiſe begünſtigt. Kurz darauf, im Jahr 1711, wurde der Herzog von Bourgogne durch den Tod ſeines Vaters zum wirklichen Dauphin, und nun erſt fing er an, nachdem er den Zwang, in welchem er bis dahin gehalten, von ſich abgeworfen hatte, die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes auf ſich zu ziehen und ſich dergeſtalt das Zutrauen des Königs zu erwerben, daß dieſer, obgleich ſehr eiferſüchtig auf ſein Anſehen, ihn dennoch zum Reichsgehülfen annahm und allen ſeinen Miniſtern anbefahl, mit demſelben zu arbeiten. Ganz Frankreich erwartete nun von den Tugenden und den vortrefflichen Anlagen des Prinzen eine langerſehnte und dem Lande ſo erſprießliche Ruhe, als dieſer plötzlich am 18ten Februar 1712 von einer unerklärbaren und plötzlichen Krankheit hinweggerafft wurde, nachdem ſechs Tage vorher ſeine Gemahlin und zwanzig Tage vorher ſein älteſter Sohn ein Opfer derſelben Krankheit geworden waren. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich vier Dauphins geſehen, und ſogar der jüngſte Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der einzige Erbe des Throns, nachmals Ludwig XV., ſchwebte in der augenſcheinlichſten Gefahr. Laut klagte die öffentliche Stimme den Herzog von Orleans, den nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber aller dieſer Unglücksfälle an.

Bourgogne, ſ. Burgund.

Bourgoing (Jean François de). — Der am 20ſten Juli 1811 zu Carlsbad verſtorbene franz. kaiſerl. Geſandte am dresdner Hofe, Baron von Bourgoing, war ein in jeder Hinſicht ausgezeichneter und allgemein wegen ſeines vortrefflichen Charakters und ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe geſchätzter Gelehrter. Er war zu Nevers geboren und hat ein Alter von ungefähr 75 Jahren erreicht. — Nachdem er die militäriſche Laufbahn, die er in ſeinen frühern Jahren betreten, verlaſſen hatte, widmete er ſich der Diplomatik und wurde zuerſt als Legationsſecretär unter Montmorins Geſandtſchaft am Hofe zu Madrid angeſtellt. Hier lebte er neun Jahre und erwarb ſich dadurch eine ſehr genaue Kenntniß von Spanien, wovon ſeine vortreffliche Reiſe in Spanien den redendſten Beweis gibt. Es ſind davon drei franzöſiſche Ausgaben und faſt in allen europäiſchen Sprachen Ueberſetzungen erſchienen. In der Folge wurde er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Miniſter zu den Fürſten und Ständen des niederſächſiſchen Kreiſes nach Hamburg geſchickt, wo er den 1ſten April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Tractat mit Hamburg abſchloß. Er erwarb ſich bei dieſer Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 wurde er als franzöſiſcher Geſandter an den ſpaniſchen Hof geſandt, hatte aber mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen, bevor er angenommen wurde. Erſt als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Miniſterium gefolgt war, wurde er in ſeiner Eigenſchaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwiſchen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er ſich den Wiſſenſchaften und der Redaction eines Journals widmete. Endlich wurde er nach der Revolution des 9ten Nov. 1799 (des 18ten Brumairs) der diplomatiſchen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botſchafter nach Copenhagen geſchickt, von wo er 1801 in derſelben Eigenſchaft nach Stockholm ging. Auch hier, ſo wie in Copenhagen, erwarb er ſich durch ſeine Tugenden und ſchätzbaren Kenntniſſe allgemeine Achtung, und die Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunſt überreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Bei den erſten Mißhelligkeiten, welche 1804 zwiſchen Frankreich und Schweden eintraten, wurde er zurückberufen und lebte nun wieder einige Jahre den Wiſſenſchaften in Paris, bis er zum Geſandten am dresdner Hofe ernannt wurde. Er erhielt vom Kaiſer die Würde eines Reichsbarons. 1804 war er ſchon zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt worden. Außer ſeiner vortrefflichen Beſchreibung von Spanien, gab er auch die Reiſe des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache zeugen ſeine Ueberſetzungen von Batſch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geſchichte der Flibuſtier und mehreren anderen Schriften.

Bourignon (Antoinette), wurde am 13ten Januar 1616 zu Lille geboren, und kam dergeſtalt von der Natur verhäßlicht zur Welt, daß ihre Familie Rath unter ſich hielt, ob man das Kind, gleich einem Ungeheuer, nicht erſticken ſolle. Auch war ihr ſich frühzeitig ſehr glänzend entwickelnder Verſtand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihrer Geſtalt vergeſſen zu machen. Das Leſen myſtiſcher Bücher und der Geſchichte der erſten Chriſten erhitzte ihre Einbildungskraft dergeſtalt, daß ſie Erſcheinungen zu haben vorgab und ſich berufen fühlte, den reinen, einfachen Geiſt des Evangeliums wiederherzuſtellen. In ihrem zwanzigſten Jahre wollte man ſie verheirathen; aber im Augenblicke, wo zu der Ceremonie ſelbſt geſchritten werden ſollte, entfloh ſie in Mannskleidern. Durch die Vermittlung des Erzbiſchofs von Cambray kam ſie in das Kloſter des hei-

ligen Simphorius, wo ſie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen für dieſelben gewann, und ſich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei ſah. Eben wollte ſie mit ihren Proſelytinnen entfliehen, als der Beichtvater des Kloſters dies Vorhaben entdeckte und die Bourignon aus der Stadt jagen ließ. Nun durchſtreifte dieſe das Land, und wurde, als ihr die beträchtliche Erbſchaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorſteherin des Hoſpitals Notre-Dame-des-ſept-Plaies zu Lille ernannt. Hier hatte ſie neue Erſcheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und böſe Geiſter zu erblicken. Dadurch gerieth ihr der Kopf dergeſtalt in Verwirrung, daß die Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreiſ'te ſie Flandern, Brabant, Holland, und kam endlich nach Amſterdam, wo ſich damals viel Religionsneuerer aufhielten, und wo die Bourignon deßhalb anfangs einiges Aufſehen erregte. Ihr Haus diente allen Religionsſecten zum Verſammlungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demſelben ausgeübt wurde. Als ſie nun aber auch ihre religiöſen Träumereien in die Politik übertragen wollte, da ſtand unſere wackre Heldin auf dem Punkte, arretirt zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holſtein zu entfliehen. Dieſe herumirrende Lebensart mußte ſie nothwendig vielen Gefahren ausſetzen, ob ſie gleich behauptete, ein Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu beſitzen. Denn ſie war nicht allein an und für ſich ſelbſt ſehr keuſch, ſondern ſie glaubte auch denjenigen Perſonen, die ſich ihr näherten, die Keuſchheit ebenfalls mitzutheilen. Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren perſönlichen Reizen geſagt haben, leicht zu glauben geneigt ſeyn. Dennoch iſt es erwieſen, daß ſie zu verſchiedenen Malen die heftigſte Liebe eingeflößt hat. So, z. B., verliebte ſich ein gewiſſer Seb. Saulien in ſie, der, nachdem er ſie zu verführen verſucht hatte, ſie endlich heirathen, und als ſie auch dies ausſchlug, ihr gar Gewalt anthun wollte. Vorher hatte ſchon der Anverwandte eines Pfarrers in der Gegend von Lille denſelben Verſuch gemacht, und endlich mußten ſich gar die Geſetze ins Mittel ſchlagen, um die Ehre dieſes außerordentlichen Mädchens außer Gefahr zu bringen. Schon im ſechzigſten Jahre, hatte ſie noch nichts an der Lebendigkeit und Thätigkeit des Geiſtes verloren. Da die Verbreitung ihrer Lehre zu langſam von Statten ging, ſo ließ ſie unter ihren Augen beinahe alle ihre Werke in franzöſiſcher, deutſcher und flamäniſcher Sprache drucken. Noch einmal ſollte ſie die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Gerichte auf ſich ziehen; ſie befand ſich nämlich eben an der Spitze einer zahlreichen Religionsſecte, die ſich jedoch ſtreng verborgen hielt, als das Verbot an ſie erging, von der Druckerei, die ſie in ihrem Hauſe hatte, Gebrauch zu machen. Da ſie jedoch keinen Gehorſam leiſtete, ſchaffte man ſie fort. Sie reiſ'te ab, indem ſie ihre Druckerei nebſt ihren Papieren auf einem Wagen mit ſich führte. Zu Strasburg wäre ſie bald als Zauberin vom Volke geſteinigt worden. Auch aus Hamburg wurde ſie fortgejagt, worauf ſie ſich nach Oſtfriesland begab, wo ſie der Baron von Lutzburg zur Vorſteherin eines Hoſpitals einſetzte. Aber auch von hier wurde ſie ihres unruhigen Geiſtes wegen verwieſen, und ſtarb endlich am 30ſten October 1680 auf ihrer Rückreiſe nach Holland zu Franecker. Was den eigentlichen Geiſt ihrer Lehre anbetraf, ſo behauptete ſie, daß die wahre Kirche erloſchen ſey, daß Gott ihr aber befohlen habe, dieſelbe wieder aufzurichten. Dieſe ſonderbare Perſon war übrigens von lebhaftem, durchdringendem Geiſte; ihr Styl beſaß Leichtigkeit und hinreißende Beredſamkeit. Sie hat nahe an 22 dicke Bände eigener Werke hinterlaſſen.

Bourſault (Edme), geboren zu Muci-l'Eveque in Bourgogne im Jahre 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach

Paris, ohne mehr als das Patois ſeiner Provinz zu verſtehen. Hier lernte er franzöſiſch ſprechen und ſchreiben, und brachte es in kurzem ſo weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufaſſen. Dieſes Buch, betitelt La véritable étude des Souverains, gefiel dem Könige dergeſtalt, daß er Bourſault zum Unterlehrer ſeines Sohnes ernannte. Bourſault ſchlug die Stelle aus, weil er kein Latein verſtehe. Aus demſelben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In ſeiner Jugend hatte er eine Zeitung in Verſen unternommen, welche den König und den ganzen Hof ſehr beluſtigte, und ihm eine Penſion von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein luſtiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Beſten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne den Schutz des großen Condé würde Bourſault ſelbſt in die Baſtille geſetzt worden ſeyn. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verſe auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen ſtand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere ſeiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Le Mercure galant, Esope à la ville und Esope à la cour. Seine beiden Tragödien Marie Stuart und Germanicus, von welcher letztern Pierre Corneille ſehr günſtig urtheilte, ſind völlig vergeſſen. Bourſault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abſcheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait de peintre, und Molière züchtigte ihn dafür in ſeinem Impromptu de Versailles. Um ſich an Boileau zu rächen, der ihn in ſeinen Satiren angebracht hatte, ſchrieb er ein Luſtſpiel, unter dem Titel: Satyre des satyres, deſſen Aufführung aber Boileau verhinderte. Bourſault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau ſich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Friedrichsd'or anzunehmen. Dieſer, von einer ſolchen Großmuth gerührt, ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, und ſtrich den Namen Bourſault aus ſeinen Satiren weg. Bourſault ſtarb zu Monluçon im Jahre 1701. Sein Theater enthält ſechzehn Stücke; ferner hat man von ihm folgende Werke: Le prince de Condé; Le Marquis de Chavigny; Artémise et Poliante; Ne pas croire ce qu'on voit; Lettres à Babet und Lettres nouvelles, accompagnées de fables etc.

Bouſſole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuſe; auch verſteht man darunter einen ganzen zu Meſſungen beſtimmten Apparat, einen Meßtiſch, weil die Bouſſole einen Haupttheil deſſelben ausmacht.

Boxen iſt eine eigene Art von Fauſtkämpfen, die zu den nationellen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören. Es gibt eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Anderer ausfechten, theils ſich unter einander in einem Kreiſe von Zuſchauern bekämpfen. Die Boxkunſt beſteht in der Fertigkeit, ſich ſelbſt zu decken und dem Gegner Stöße, beſonders auf den Unterleib mit der Fauſt beizubringen. Sie hat gewiſſe Regeln und Obſervanzen, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht ſchlagen. Gewöhnlich ſind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Derjenige, der zuerſt den Wunſch erklärt, aufhören zu wollen, iſt der Ueberwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunſtgeſchichte Englands wegen des Einfluſſes, den ſeine großen Unternehmungen auf die Fortſchritte der Künſte in dieſem Lande gehabt haben. Die wichtigſte iſt ohne Zweifel ſeine Gallerie Shakſpea-

re's, für die er alle großen Maler und Kupferſtecher ſeiner Zeit arbeiten ließ, und auf die er Millionen verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferſtichen heraus, unter welchen ſich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiſerin Catharina an ſich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von höchſtem Intereſſe, welches unter dem Namen Liber veritatis bekannt iſt, und aus einem Facſimile des köſtlichen Bandes beſteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken eine Zeichnung von allen ſeinen Gemählden niederlegte, und deſſen Original der Herzog von Devonſhire beſitzt. Endlich führen wir noch an ſeine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6 Vol. (von denen die beiden erſten Bände trefflich ſind.) Boydell genoß der höchſten Achtung, und war Sheriff und Lord-major. Er ſtarb 1804.

Boyeldieu (Adrien), geboren zu Rouen gegen das Jahr 1770, iſt ein Zögling von Broche, Organiſten an der dortigen Domkirche. Gegen das Jahr 1795 kam er nach Paris, und machte ſich bald durch ſein Talent als Clavierſpieler und Romanzencomponiſt bekannt. In letzterer Eigenſchaft fand er außerordentlichen Beifall, und ſeine Romanzen, S'il est vrai que d'être deux, Le menestrel u. a. waren in Aller Munde. Er wurde beim Conſervatorium als Profeſſor des Pianoforte angeſtellt, und bildete hier treffliche Zöglinge und in großer Anzahl; er war einige Zeit Capellmeiſter des Kaiſers von Rußland, befindet ſich aber jetzt wieder in Paris. Für das Theater hat er folgende komiſche Opern geſchrieben: La famille suisse, Zoraime et Zulmar, Montbreuil et Verville, La dot de Suzette, Les méprises espagnoles, Benjowsky, Ma tante Aurore und le Calife de Bagdad. Boyeldieu glänzt vorzüglich in der Romanze, und iſt unter den Componiſten, was Moncrif unter den Dichtern Frankreichs iſt.

Boyle (Robert), ein berühmter engliſcher Philoſoph, geboren zu Lismore in Irland im Jahre 1626, war der ſiebente Sohn von Richard, Graf von Cork und Orrery, der ihn einer Amme auf dem Lande mit dem Auftrage übergab, ihn zu erziehen, als ob er ihr Kind wäre. Deſſen ungeachtet hatte er ſtets eine ſchwache und kränkliche Conſtitution. Er zeigte in ſeinen erſten Studien einen ſehr entſchiedenen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. Im Jahre 1638 beſchloß ſein Vater, ihn, unter der Leitung eines verſtändigen und unterrichteten Mannes, reiſen zu laſſen. Sie gingen durch Frankreich nach Genf, wo ſie ihre Studien mehrere Jahre lang fortſetzten. Im Jahre 1641 reiſ'te Robert nach Italien, wo er jedoch nicht lange verweilte. Als er ſich 1642 in Marſeille aufhielt, hörte er von dem Ausbruche der Rebellion in Irland. Er gerieth dadurch in Geldverlegenheiten, die ihm erſt 1644 nach England zurückzukehren erlaubten. Inzwiſchen hatte ihn der Tod ſeines Vaters in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt. Er zog ſich auf ein Landgut in Stalbridge zurück, wo er ſich eifrigſt mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Phyſik und Chemie, beſchäftigte. Er war eines der erſten Mitglieder einer gelehrten Geſellſchaft, welche ſich 1645 bildete, und anfangs unter dem Namen eines philoſophiſchen Collegiums ihre Verſammlungen hielt, nachher aber vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherſtellung der Regierung von Carl II. unter dem Namen der königlichen Geſellſchaft beſtätigt wurde. Robert Boyle beſchäftigte ſich während ſeines Aufenthalts zu Oxford mit der Vervollkommnung der von Otto von Guericke erfundenen Luftpumpe, die er zu lehrreichen Verſuchen über die Luft und andere Subſtanzen anwandte. Der ariſtoteliſchen Philoſophie kämpfte er entgegen, da er,

wie Baco, den Weg der Erfahrung für den einzig zuverläſſigen hielt, um die Wahrheit zu finden. Allen Syſtemen feind, erhob er ſich auch gegen die damals angenommene Lehre der Chemiker, welche das Salz, den Schwefel und Mercur für die Grundſtoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch die Erfahrung die Unſtatthaftigkeit dieſer Hypotheſe. Er gab in der Materie nur rein mechaniſche Eigenſchaften zu. Jedes Jahr ſeines Lebens ward durch neue Verſuche bezeichnet, welche dazu dienten, Irrthümer zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen. Ihm verdankt man die erſte genaue Kenntniß von der Einſaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke; Beobachtungen, die lange nachher der neuern Chemie zur Baſis gedient haben. Im Allgemeinen iſt er der erſte Führer derer, welche die chemiſchen Phänomene der Luft ſtudirten, und der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendiſh und Prieſtley geweſen. Robert Boyle war eben ſo thätig für die Religion als für die Philoſophie, und entwickelte dabei Geiſtesfähigkeiten, die ſelten in einem harmoniſchen Vereine gefunden werden. In allen ſeinen philoſophiſchen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodiſchen, nur auf die Erfahrung fußenden Geiſt. Dabei aber beſaß er eine lebhafte, bewegliche, zu phantaſtiſchen Ideen hingezogene Phantaſie, welche in ſeiner frühen Jugend durch die Lectüre des Amadis von Gallien auf eine Weiſe geweckt worden war, daß der Einfluß davon ſtets ſichtbar blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, und dieſe Stimmung ward durch mehrere Ereigniſſe noch vermehrt. Beſonders machte der Anblick der großen Karthauſe zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, ſo wie das ſtrenge einſiedleriſche Leben der Geiſtlichen daſelbſt einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, ſo ſagt er ſelbſt, habe, ſeine tiefe Schwermuth benutzend, ſeine Seele mit Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptdogmen der Religion eingeflößt. Dieſer Zuſtand war ihm ſo unerträglich, daß er ſich verſucht fühlte, durch einen freiwilligen Tod ſich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er ſich im Glauben zu ſtärken ſuchte, fand er die bis auf ihn erſchienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für ſeinen Geiſt nicht hinreichend. Um ſelbſt die Werke im Originale kennen zu lernen, welche die Grundlage derſelben ſind, unternahm er das Studium der orientaliſchen Sprachen, beſonders des Hebräiſchen, und verband ſich auf das innigſte mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Berlow u. ſ. w. Das Reſultat dieſer Studien war eine Ueberzeugung, die ſich theils in theologiſchen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er ſtiftete öffentliche Lehrſtunden, um neue Beweiſe für die Lehrſätze der chriſtlichen Religion vorzutragen, und dieſer Stiftung verdanken wir die ſchönen Reden Samuel Clarke's über das Daſeyn Gottes. Er beförderte die Miſſionsanſtalten in Indien, und ließ die Bibel auf ſeine Koſten ins Irländiſche und Galiſche überſetzen und drucken. Mit ſeinen religiöſen Grundſätzen verband er die reinſten Sitten, eine ſeltene Beſcheidenheit, Wohlthätigkeit und Eigennützigkeit. So lange er lebte, ſtand er in der höchſten Achtung. Er ſtarb zu London 1691, und ward in der Weſtminſterabtei beerdigt.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verzeichniß

der

im erſten Bande enthaltenen Artikel.

A Seite 1
Aachen —
Aachner Friede —
Aeacus 2
Aargau —
Abbé 3
Abbilden —
Abbt —
Abdēra —
Abdruck 4
Abel 5
Abelard —
Abend 7
Abendmahl —
Abensberg 10
Abenteuerlich 11
Aberglaube 13
Aberli —
Aberwitz —
Abgaben 14
Abgötterei 15
Abguß 16
Ab inteſtato 17
Abirrung des Lichts —
Ablaß —
Ablauf 18
Ablegen —
Abprotzen 19
Abraham —
Abraham a Santa Clara 20
Abſicht —
Abſolut —
Abſonderungsvermögen 21
Abſtammung d. Menſchengeſchlechts —
Abſtand 22
Abſteigende Linie 22
Abſteigung —
Abſtract —
Abſtrebekraft 23
Abſtufung —
Abt —
Abtakeln —
Abukir —
Abulfēda 24
Abweichung 25
Abyſſinien —
Abzugsrecht 26
Acatholici —
Accent —
Acceptant 27
Acceſſit 28
Accidens —
Acciſe —
Accommodation 29
Accompagnement —
Accord —
Accord 30
Achäer —
Achat 31
Achenwall —
Acheron 32
Achilles 32
Achilles Tatius 33
Achmet III. —
Achromatiſch 34
Acht —
Acidum —
Ackerbau —
Ackermann 35
Acre —
Acrōſtichon 36
Act —
Actie —
Action 37
Actium —
Activhandel —
Acton —
Acuſtik 39
Adagio —
Adam 40
Adam —
Adams 41
Adams 42
Adanſon 43
Adäquat 44
Addington —
Addiſon 45
Adel 48
Adelſtan 50
Adelung 51
Adept 52
Aderlaß —
Adern 55
Ades —
Adhäſion —
Aedilen 56
Adjuſtiren —
Adjutant —
Adler 57
Admet —
Admiral —
Adōnis 58
Adoniſch —
Adoption —
Adraſtēa 59
Adriatiſches Meer —
Advocat —
Adyton 60
Aërodynamik 61
Aërolithen —
Aëroſtat —

Aërostatik	64
Affect	—
Affectation	65
Affiliiren	—
Affinität	—
Affry	—
Afrika	66
Agamemnon	69
Aganippe	70
Agathodämon	—
Agathon	—
Agende	—
Agent	—
Aegeria	—
Ageſilaus	—
Aegeus	—
Aggregat	71
Aegide	—
Agio	—
Aegiſthus	—
Aglaja	—
Agnaten	—
Agnes Sorel	—
Agnus Dei	72
Agon	—
Agrariſche Geſetze	—
Agrippina	—
Aegypten	—
Aegypten. (Landung u. Feldzug der Franzoſen in)	73
Ahnen	90
Ahnung	—
Ahriman	91
Ajax	—
Aiguillon	92
Aiſſé	—
Akademie	93
Akbar	95
Akenſide	—
Aktäon	96
Alabaſter	—
Alamanni	—
Alarich	97
Alaun	98
Alba	99
Albani	101
Albanien	—
Alberoni	—
Albert	102
Albingenſer	103
Albini	—
Albino	104
Albinus	—
Albion	105
Alboin	—
Albrecht I.	—
Albrecht II.	108
Albrechtsberger	109
Albuquerque	—
Alcalde	110
Alcäus	—
Alceſte	—
Alchymie	—
Alcibiades	113
Alcides	116
Alcmäon	—
Alcudia	—
Alcuinus	117
Altobrándini	118
Alekto	—
Alemannen	—
Alembert d'	119
Aleppo	121
Alexander der Große	—
Alexander Newski	126
Alexander VI.	—
Alexander I.	127
Alexandria	131
Alexandriner	132
Alexandriniſches Zeitalter	—
Alexis	133
Alfieri	—
Alfred	136
Algarotti	138
Algebra	139
Algier	—
Alicante	140
Alkali	—
Alkamenes	141
Alkmar	—
Alkohol	—
Alla Breve	—
Allah	142
Alle für Einen	—
Allegorie	—
Allegri	146
Allegro	147
Allemande	—
Allianz	—
Alligation	—
Alliteration	148
Allodium	—
Allrunen	149
Alluvionsrecht	—
Almanach	—
Almarco	—
Almeida	149
Almoſen	150
Aloiden	—
Alp	—
Alpen	151
Alphabet	152
Alpheus	—
Alphons III.	152
Alphons X.	—
Alphons V.	153
Alphons I.	154
Alphons V.	155
Alt	—
Altar	156
Altenburg	—
Alter	157
Alterthümer	160
Altona	162
Altranſtädter Frieden	—
Alxinger	—
Amadis	—
Amalgama	163
Amalia	165
Amalthea	166
Amarant	—
Amathus	—
Amazonen	—
Ambaſſadeur	167
Amboina	—
Ambra	—
Ambroſia	—
Ambroſius	—
Amerigo Veſpucci	—
Amerika	169
Amethyſt	171
Ameublement	172
Amiens	—
Aemilius Paulus	—
Amiot	—
Amman	173
Ammon	—
Amneſtie	—
Amor	174
Amortiſiren	—
Amphibie	176
Amphictyonengericht	—
Amphion	177
Amphitheater	—
Amphitrite	—
Amphitruo	—
Amputation	178
Amſterdam	179
Amulet	180

Amurath I. 180
Amurath II. —
Anabaptiſten 181
Anacharſis —
Anachoret —
Anachronism —
Anaclăſis —
Anadyomĕne —
Anagramm 182
Anăkreon —
Analogie —
Anălyſis 183
Anamorphoſe 184
Anapäſt —
Anarchie —
Anathĕma —
Anatomie —
Anaxagoras 187
Andante —
Andreä —
Andreas 188
Andromache —
Andromeda —
Aeneas 189
Aneſidemus 190
Aneorisma —
Anfoſſi —
Angarien 191
Angeborne Begriffe —
Angeborne Neigungen —
Angeln —
Angelo (Michael) —
Angenehm 193
Anglaiſe —
Anglicaniſche Kirche —
Angriff 194
Anhalt 196
Ankarſtröm 197
Anker 198
Anlage 199
Anleihen —
Anmuth 200
Anna von England —
Anna Iwanowna 201
Annaten 202
Annomination —
Annuitäten —
Anodyna 203
Anomalie —
Anordnung —
Anorganiſch 204
Anquetil du Perron —
Anſatz 205
Anſchauung —
Anſchauungslehre 206
Anſon 208
Anſpach 209
Anſtand —
Anſteckung 210
Antäus —
Antenor —
Anteros —
Anthologie —
Anthropoliten 211
Anthropologie —
Anthropomorphismus —
Anticaglien —
Antigone —
Antik 212
Antillen 217
Antinomie —
Antinous —
Antiochus 218
Antiope 219
Antipathie —
Antiphlogiſtiſche Chemie —
Antiphonie 220
Antiphraſis —
Antipoden —
Antiquitäten —
Antiſthenes —
Antitheſe —
Antitrinitarier 221
Antoinette —
Antoninus Pius 225
Antoninus (Marcus Aurelius) —
Antonius 226
Antwerpen 230
Anubis —
Anville d' 231
Anwurf 232
Anziehung —
Aeolier 233
Aeolus —
Aeolsharfe 234
Aeon —
Apanage —
Apathie —
Apelles —
Apenninen 235
Aphrodite —
Apicius 236
Apis —
Apokalypſe —
Apokryph. Bücher 237
Apodiktiſch 237
Apollo —
Apollonius 238
Apolog 240
Apophthegma —
Apoplexie —
Apoſtaſie —
Apoſtel —
A posteriori —
Apoſtoliſch —
Apoſtroph 241
Apothekerkunſt —
Apotheoſe 244
Appellation 245
Appiſche Straße —
Appius Claudius —
Applicatur 246
Approchen —
Apraxin —
A priori 247
Apulejus —
Aquäduct —
Aquarel 248
Aqua Tinta —
Aqua Toffana 249
Aequator —
Aequinoctium 250
Arabesken —
Arabien —
Arabiſche Literatur 252
Arachne 257
Arachnologie —
Aragon —
Arak 260
Aranda —
Aräometer —
Ararat 261
Arbitrage —
Arc (Jeanne d') —
Arcade —
Arcanum —
Arceſilaus —
Archaïsmus 262
Archäologie —
Archenholz 263
Archilochus 265
Archimandrit —
Archimedes —
Archipelagus 266
Architektonik 267
Architrab —
Archonten —
Arcis ſur Aube —
Arçon —

Are	268
Are	—
Areopagus	—
Arethuſa	—
Aretino	—
Argandiſche Lampe	270
Argens d'	—
Argonauten	271
Argus	274
Ariadne	—
Arianer	275
Arie	276
Arion	—
Arioſo	—
Arioſto	277
Ariſch El	278
Ariſtarch	—
Ariſtides	—
Ariſtipp	279
Ariſtokratie	280
Ariſtomenes	—
Ariſtophanes	281
Ariſtoteles	282
Arithmetik	283
Arkadien	—
Arkadiſche Geſellſchaft	284
Arkwright	—
Armada	—
Armbruſt	—
Armée	285
Armenien	—
Armenweſen	287
Armfelt	289
Arminianer	290
Arminius	—
Armuth	294
Arnaud	—
Arnauten	295
Arnd	—
Arnold	—
Arrende	296
Arria	—
Arrieregarde	—
Arſenik	—
Artemis	297
Artemiſia	—
Arterien	—
Arthritiſch	—
Arthur	298
Artikel	299
Artillerie	—
Artois	300
Arundelianiſche Marmor	301
Aruſpex	301
Arzneikunde	—
Arzt	304
As	308
Asbeſt	—
Aſcanius	309
Aſceten	—
Aſche	—
Aſchermittwoch	310
Aeſchines	—
Aeſchylus	—
Aeſculap	311
Aſen	312
Aſien	—
Asklepiadeiſche Verſe	318
Asmodi	—
Aeſop	—
Aſparn	319
Aſpaſia	321
Aſpecte	322
Aſphyxie	—
Aſſas	323
Aſſaſſinen	—
Aſſecuranz	—
Aſſiento-Tractat	—
Aſſignat	324
Aſſimilation	—
Aſſiſengericht	325
Aſſonanz	—
Aſſoziation der Ideen	—
Aſſyrien	326
Aſthenie	327
Aeſthetik	—
Aeſthetiſch	331
Aſträa	332
Aſtrognoſie	—
Aſtrolabium	—
Aſtrologie	333
Aſtronomie	334
Aſyl	341
Atabalipa	342
Atalanta	—
Ate	—
Athalia	—
Athamas	343
Atheismus	—
Athen	344
Athene	345
Aether	—
Aethiologie	—
Aethiopier	—
Athleten	—
Athmen	346
Athos	—
Atalantis	346
Atlas	347
Atmoſphäre	—
Atmoſphäriſche Luft	348
Aetna	349
Aetolier	—
Atomen	—
Atonie	—
Atreus	350
Atropos	—
Attika	—
Attika	352
Attila	—
Attitüden	354
Attraction	358
Attribut	—
Atys	361
Aetzkraft	—
Aetzkunſt	362
Aubaine (droit d')	—
Audebert	—
Auditeur	363
Auerſtädt	—
Auferſtehung	365
Auffodern	—
Aufgang der Sterne	366
Aufgebot	—
Aufklärung	—
Auflage	367
Auflöſung	—
Aufnehmen	368
Aufriß	—
Aufruhr	—
Aufſteigung	369
Auftritt, Aufzug	—
Auge	370
Augenmaß	372
Augereau	—
Augias	374
Augsburg	—
Augsburgiſche Confeſſion	—
Augurn	375
Auguſt II.	—
Auguſt III.	380
Auguſt (Friedrich)	381
Auguſtinus	385
Auguſtus	387
Aureng-Zeyb	391
Aurora	392
Ausbeute	—
Ausbruch	—
Ausdruck	—
Ausdünſtung	393
Ausfall	394

Ausgedinge 395
Auslegung —
Auſonius —
Auſpicien 396
Ausſatz —
Außenwerke 397
Ausſüßen —
Ausſtellung —
Auſterlitz 399
Auſträgal-Inſt. 402
Auſtralien —
Auswanderung 403
Auswechſelung 404
Authentiſch —
Autocratie —
Auto da Fé —
Autodidakten —
Automat 405
Autonomie 406
Auvergne —
Avanien 407
Avantgarde —
Avarie 408
Averani —
Avernus —
Avers 409
Avignon —
Avocatorien —
Axe —
Axiom 410
Azimuth —
Azoren 411
Azur —
Azzara —

B

Baake 412
Baarrecht —
Babet 413
Babo —
Babylonien —
Baccalaureus 414
Bacchius —
Bacchus —
Bacchylides 416
Baccio della Porta —
Bacciochi 417
Bach —
Bachaumont 418
Backhuysen 419
Baco (Franz) —
Baco (Roger) 422
Baden 424
Baden-Baden 427
Bäder 428
Baert 431
Bagdad —
Baggeſen 432
Bagration —
Bahama-Inſeln 433
Bahrt —
Bailly 435
Bairaktar 437
Baizen —
Bajaderen —
Bajazet I. 438
Bajazzo 439
Balaniten —
Balbek —
Balboa —
Balde 440
Balearen —
Ballade 441
Ballei —
Ballet —
Balliſt —
Balliſtik —
Ballſpiel 442
Balſame —
Balſamiren 443
Baltimore —
Baltiſches Meer —
Balzac 444
Bamberg —
Bambocciaden 445
Band —
Bandello —
Bandwurm 446
Bank 447
Banks 448
Bann —
Banner —
Bannerherr 449
Bannus —
Banquerott —
Banquette —
Banti —
Bär —
Baratier —
Barbados 450
Barbarei —
Barbaren 451
Barbetten —
Bärbiton —
Barbou —
Barby —
Barez —
Barcarolles —
Barcelona 452
Barclay de Tolly —
Barden 452
Bardiet 453
Bardili 454
Barère 455
Barfüßer-Mönche 456
Bariton —
Barlow —
Barmen 457
Barmherzige Brüder —
Barnabiten —
Barnes —
Barneveldt 458
Barometer 459
Baron (M.) 461
Baron —
Barras 462
Barre 463
Barri du —
Barrieretractat 464
Barros 465
Bar ſur Aube —
Bart 466
Barthelemy (J. J.) 467
Barthelemy (F.) 468
Barthelemy —
Bartholomäer —
Bartholomäusnacht —
Bartolozzi —
Baſalt 469
Baſchkiren —
Baſedow 470
Baſel —
Baſilica 471
Baſilisk 472
Baſilius 471
Baſis 472
Baskerville —
Basquen —
Basrelief —
Baß 473
Baſſa —
Baſſeliſſe —
Baſſe-taille —
Baſſethorn 474
Baſſompierre —
Baſtard 475
Baſtia —
Baſtille —
Baſtion —
Bataillon 476
Batarde —
Bataver —

Batavia 476
Bath 477
Bathos —
Bathyll —
Batrachomyomachie —
Batterie 478
Batteux —
Battoni 481
Bauart —
Bauchredner 482
Bauer —
Bauernkrieg —
Baukunſt 484
Baukunſt (Geſchichte der) 489
Baum 495
Baumannshöhle 496
Baumgarten (A.G.) —
Baumgarten (J. S.) 497
Baumſchlag 498
Baumwerk —
Baumwolle 499
Baumwollenſpinnmaſchinen 500
Bauriſſe —
Bautzen —
Bautzen (Schlacht bei) 501
Bavius 503
Baxter —
Bay —
Bayard —
Bayern 506
Bayle 518
Baylen (Capitulation von) 520
Bayonne 521
Bayreuth 522
Bazar 523
Beattie —
Beaucaire —
Beauharnais (A.) —
Beauharnais (F.) 524
Beaumarchais —
Beaumont (Fr.) 527
Beaumont (Mad.) 528
Beaune —
Beaurepaire —
Beccaria (C.) —
Beccaria (G.B.) 529
Becher 530
Beck —
Becken 531
Becker (W.G.) 531
Becker (R. Z.) 533
Becker (B.) 534
Becket —
Beckmann 536
Bedeckter Weg —
Bedeutung —
Bedienung des Geſchützes 538
Bedienung —
Bedlam —
Beduinen —
Beelzebub 539
Beerdigung —
Beethoven 540
Befehlen 541
Befeſtigungskunſt 542
Befruchtung —
Befugniß 543
Beg 544
Begehrungsvermögen —
Begeiſterung —
Beglaubigungsſchreiben 546
Begleitung —
Beglerbeg 547
Begnadigungsrecht —
Begräbnißplätze —
Begreifen 549
Begriff —
Beguinen 551
Behaim —
Behandlung 552
Beichte 553
Beil 554
Beilbrief 555
Beiram —
Beireis —
Beiwerk 556
Beiwort —
Beizen 557
Belagerung —
Belehnung —
Belemniten 558
Beleuchtung —
Belgier —
Belgrad 559
Belial —
Beliſar —
Belle-Alliance 561
Belleisle 565
Bellërophon —
Bellōna 566
Belloy 566
Belohnung 567
Belt 568
Belvedere —
Bembo 569
Benares 571
Bench 572
Benda (H. G.) —
Benda (Fr.) —
Benda (Joh.) 573
Benda (G.) —
Benda (J.) 575
Benda (A. Fr.) —
Bender —
Benedict XIV. —
Benedictiner 577
Bengalen —
Bengel —
Benjowsky 578
Bennigſen 579
Benſerade 580
Bentley —
Benzel-Sternau 581
Beobachtung —
Bepunkten 583
Berchtold 584
Beredſamkeit 585
Berengar 586
Berenhorſt —
Berenice 587
Berennen —
Berezina —
Berg 589
Bergamo 593
Bergbau —
Berge 594
Bergen 597
Berghem —
Bergmann 598
Bergſtraße 599
Berill —
Bering —
Berkeley 600
Berlichingen 601
Berlin 602
Berlin (Decret von) 604
Berline —
Berliner Blau —
Bern —
Bernadotte 606
Bernard —
Bernburg 607
Bernhard (St.) —
Bernhard 608
Bernhardiner 610

Bernhardsberg	610
Berni	611
Bernier	612
Bernini	614
Bernis	617
Bernouilli	619
Bernſtein	621
Bernſtorf	—
Berquin	623
Berthier	624
Berthoud	625
Bertoli	626
Berton (P. M.)	—
Berton (H. M.)	627
Bertuch	—
Beruf	629
Berwick	631
Beſatzung	632
Besborodko	—
Beſchneidung	—
Beſenval	633
Beſeſſene	—
Beſitz	634
Beſſières	—
Beſtimmung des Menſchen	635
Beſtreichen	636
Beſtuchef	—
Betel	637
Bethleem	638
Bethlehem	—
Bethlehem	—
Betrug	—
Betrug der Sinne	639
Bettelmönche	640
Bettinelli	—
Beurtheilung	642
Beutel	—
Bevölkerung	643
Bevölkerungspolitik	—
Bewahrungsanſtalten	644
Bewegliche Feſte	645
Bewegung	—
Beweis	646
Bewußtſeyn	649
Beylegen	650
Beys	—
Bezifferung	—
Bianchini	651
Bias	652
Bibbiena	653
Bibel	654
Bibl. Alterthümer	655
Bibliſche Erdkunde	655
Bielefeld	—
Bienenrecht	656
Bier	657
Bierey	659
Bieſter	660
Bievre	661
Bigamie	—
Bilanz	—
Bild	662
Bildende Künſte	—
Bilderlehre	—
Bilderſtürmer	—
Bildhauerei	665
Bildhauer der Griechen	667
Bildhauer der Römer	673
Bildhauer der Neuern	674
Bildhauer der Deutſchen	680
Bildlich	—
Bildnerei	681
Bildſäule	688
Bildung	—
Bildungstrieb	692
Bill	693
Billington	—
Binocular-Teleſcop	694
Binomiſch	—
Biographie	—
Biologie	—
Bion	—
Biornſtahl	695
Biren	696
Birmingham	697
Biron	—
Biron	699
Biscaya	—
Biscuit	—
Biſchof	—
Biſchofswerder	701
Biſter	—
Bitaubé	—
Bithynien	702
Bivouac	—
Bizarr	—
Black	704
Blackfiſch	—
Blackſtone	—
Blair	705
Blake	706
Blake	707
Blanchard	707
Blanco	708
Blangini	—
Blankenburg	—
Blaſon	709
Blatt	—
Blattern	710
Blaufarbenwerk	711
Blech	713
Blei	714
Bleichen	—
Bleiweiß	715
Bleiwurf	—
Bleizucker	—
Blendungen	716
Blick	—
Blinde	—
Blitz	718
Blitzableiter	720
Bloch	721
Blockhäuſer	—
Blockiren	—
Blocksberg	—
Blondel	722
Bloomfield	—
Blücher	723
Blum	726
Blumauer	—
Blume	727
Blumenbach	728
Blumenhandel	729
Blumenorden	730
Blumenſtück	—
Blut	731
Blutader	732
Blutbereitung	—
Bluthochzeit	—
Blutſchande	734
Blutsfreundſchaft	—
Bluttaufe	735
Boccaccio	—
Boccage	737
Boccherini	738
Bocchetta	739
Böckeln	—
Bode	—
Bodenſee	740
Bodmer	—
Bodmerei	742
Bodoni	—
Boerhaave	—
Boëthius	746
Bogen	747
Bogengang	—

Bogeninſtrumente	747	Boötes	778	Böttcher	804
Bogenſchuß	748	Böotien	779	Böttiger	—
Bogenſtellung	—	Bora	—	Bouchardon	806
Bogenſtrich	—	Borda	782	Boucher	—
Böhme	—	Bordeaux	783	Boufflers	807
Böhmen	753	Boreas	—	Bouffon	—
Böhmiſche Brüder	755	Borgheſe	—	Bougainville	—
Böhmiſche Steine	757	Borgheſe (Villa)	784	Bouillé	808
Boileau	—	Borgia	—	Boulevards	809
Bolero	760	Born	786	Boulogne	—
Bolingbrocke	—	Borneo	—	Boulton	—
Bollwerk	764	Borodino	787	Bourbon (Ch. Duc de)	810
Bologna	—	Borromäiſche Inſeln	788	Bourbon (Haus)	812
Bombardiren	765	Börſe	—	Bourbon (Inſel)	817
Bombaſt	—	Boryſthenes	—	Bourdaloue	818
Bombay	—	Boſcan	789	Bourdonnaye	819
Bomben	—	Böſchung	—	Bourgogne (L. Duc de)	822
Bonaparte (Familie)	766	Böſe	—	Bourgogne	—
Bonaparte (Lucian)	—	Bosnien	791	Bourgoing	—
Bonaparte (M. L.)	768	Bosporus	—	Bourignon	—
Bonchamp	—	Boſſe	792	Bourſault	823
Bondi	771	Boſſuet	—	Bouſſole	824
Bonifaz (heil.)	—	Boſtanſchi	793	Boxen	—
Bonifaz VIII.	772	Boſtellen	—	Boydell	—
Bonnet	774	Boſton	—	Boyeldieu	825
Bonneval	—	Botanik	795	Boyle	—
Bononiſcher Stein	777	Botanibay	803		
Bonſtetten	778	Both	—		
Bonzen	—	Bothnien	804		

Boötes
Bohnen
Bora
Borda
Bordeaux
Boreas
Borghese
Borghese (Villa)
Borgia
Born
Borneo
Borodino
Borromäiſche Inſeln
Börſe
Boryſthenes
Boscan
Böſchung
Böſe
Bosnien
Bosporus
Boſſe
Boſſuet
Boſtandſchi
Boſtellen
Boſton
Botanik
Botanybay
Both
Bothnien

Bouche
Boucher
Boudoir
Boufflers
Bougie
Bougainville
Boule
Boulevard
Boulogne
Boulton
Bourbon (Karl de)
Bourbon (Haus)
Bourbon (Insel)
Bourbon l'Archambault
Bourdaloue
Bourdonnaye
Bourgogne (L. de)
Bourgeois
Bourgoing
Bourgeoiſie
Bourrienne
Bouſſole
Bovey
Bowles
Boydell
Boyle

BE 10

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände

Bd.: 1

Stuttgart 1816

Enc. 42 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400816-7